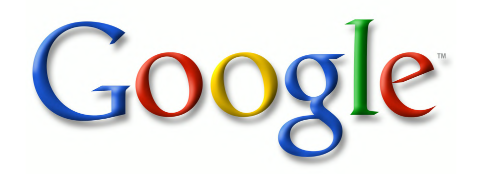
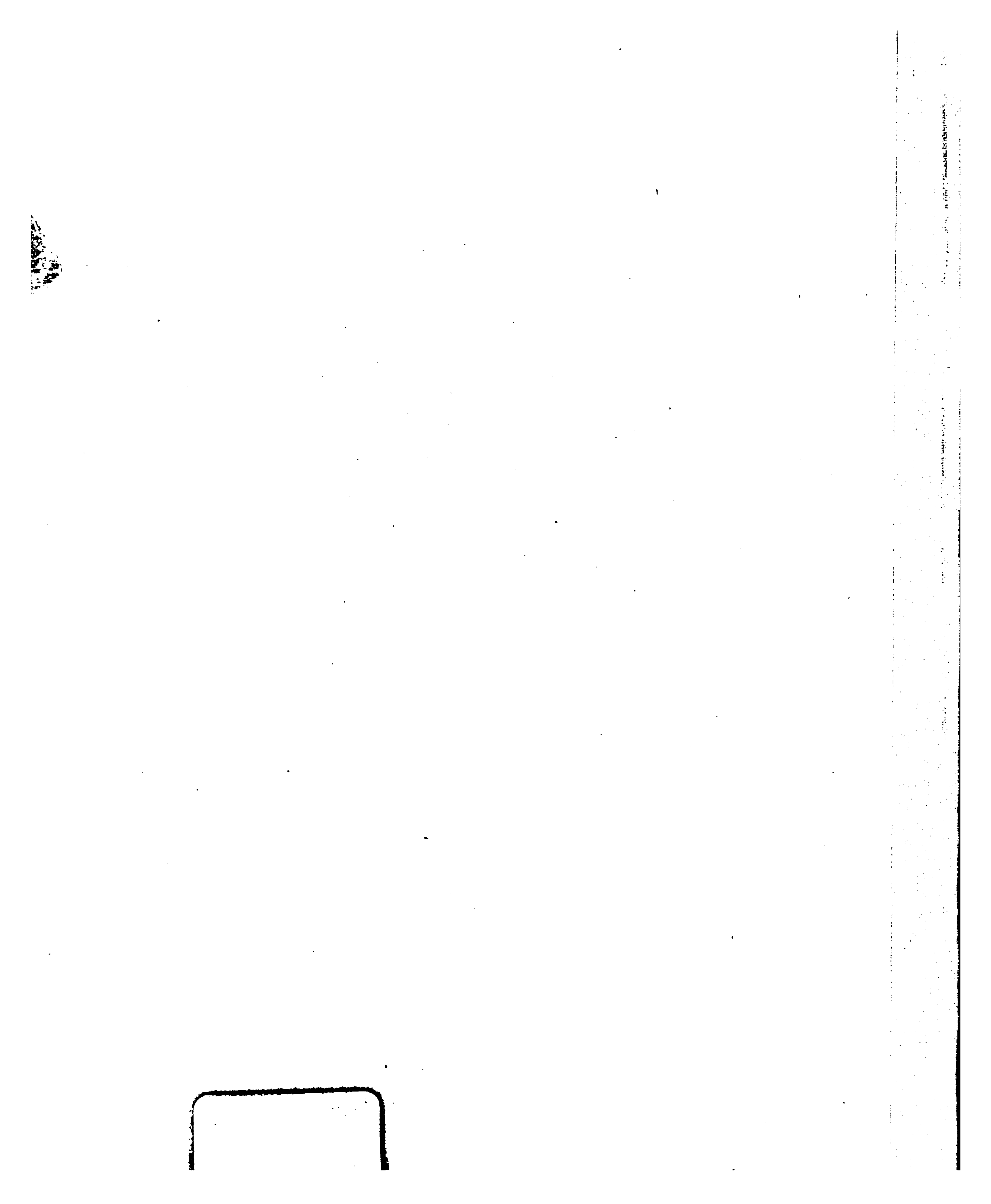
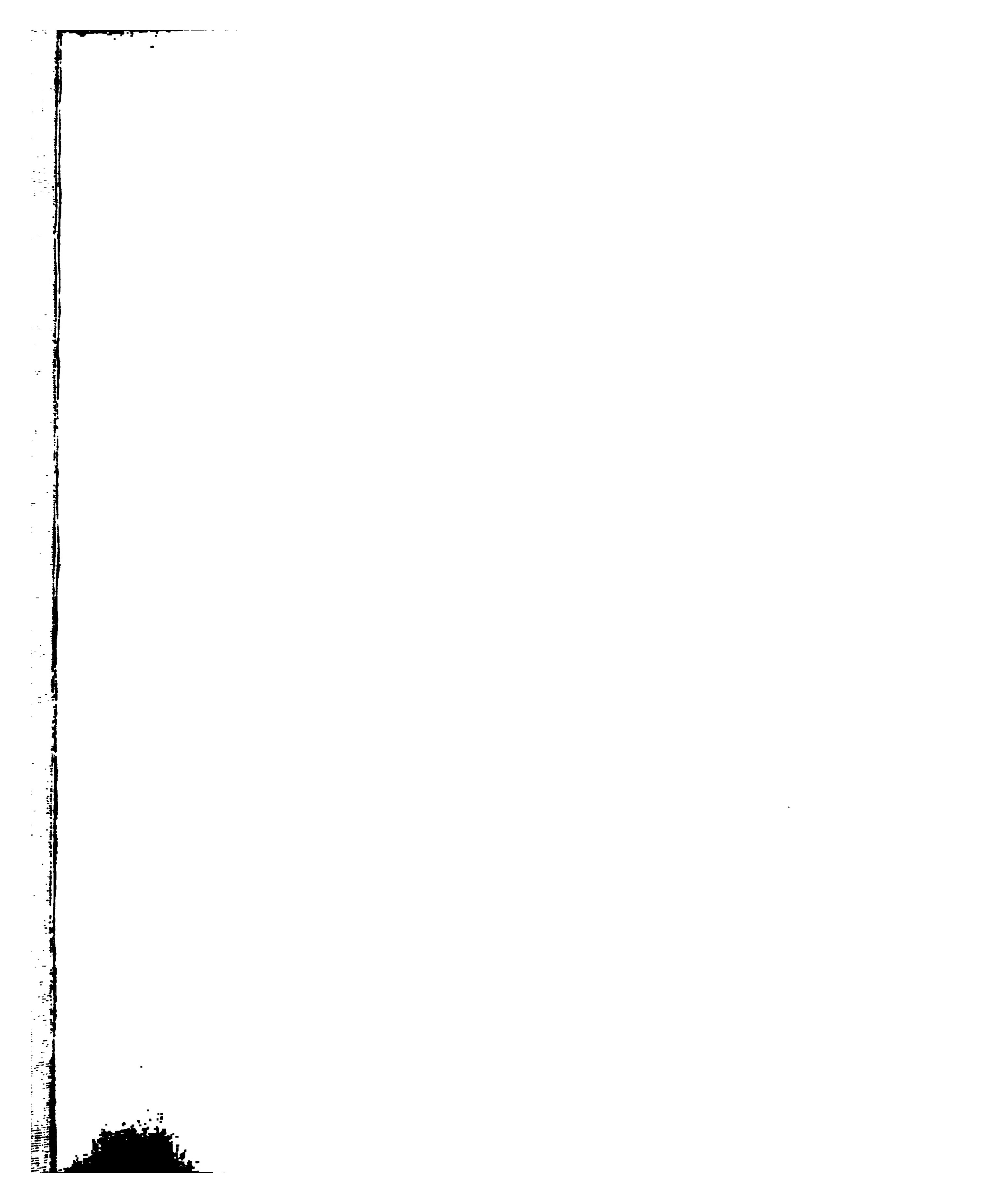








ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1798.

ERSTER BAND.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1798.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Januar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin: *Seiner Königlichen Majestät FRIEDRICH WILHELM dem III. bey der Thronbesteigung* allerunterthänigst überreicht von *Fr. Genz.* Den 16ten November 1797. 26 S. gr. 8.

„Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme „erhebe, ist der feyerlichste im Lebenslaufe ei„nes monarchischen Staates. Der neuen Sonne — „schliessen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebens„*kraft* dringt vom Mittelpunkte aus und neue Lebens„*lust* rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk „wünscht, hofft, vertraut. — — *Ew. Majestät* be„steigen den Thron *Ihrer* glorreichen Vorfahren in ei„nem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den „grosse Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut „regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehe„mals bedurfte es fast nur glücklicher *Naturgaben*, „um diesem Amte gewachsen zu seyn. Jetzt ist es die „erhabenste, die geistigste von allen *Künsten* gewor„den. — — Der Geist dieser Zeit reisst die Men„schen über das Ziel ihrer eignen Bestrebungen hin„aus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, „ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Pro„blem, was jetzt auf einem Throne gelöset werden „*soll*. — — Das Vertrauen der Unterthanen ist das „wahre Lebens-Princip einer Regierung. Sie kann „ohne Zweifel durch blosse Macht *dauern* und Jahr„hunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht „*leben*, d. h. sich ihrer selbst als einer Kraft bewusst „seyn, die eine grosse Organisation gesetzmässig und „wohlthätig bewegt. — — Das erste Unterpfand jenes „Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der „gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freymüthigkeit „zum Monarchen reden zu dürfen. — — Ein be„scheidner Blick auf die vornehmsten Zweige der Ver„waltung des preussischen Staates; ein frommer, ein „patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick na„türlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was „der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deut„licher und entwickelter denkt — dies — sind die er„sten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer „neuen Regierung beleuchten; dies sind die ersten „Freudengesänge, womit eine Nation ihren neuen Be„herrscher begrüssen muss. *Ew. Majestät* gehen ei„ner so grossen Bestimmung entgegen, ein so grosser „Schauplatz liegt vor *Ihren* Augen ausgebreitet, so „grosse Gefühle erheben in diesem Augenblick *Ihre* „Brust, dass Nichts als was gross, also Nichts als was „wahr ist, sich *Ihnen* nähern darf. Es giebt in dem „Zeitalter, worinn wir leben, nur eine ächt-schmei„chelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — dass „man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu ver„nehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche „Art Ihm zu dienen — dass man sie Ihm keinen Au„genblick verhülle. — — Es wäre eben so unnütz, „mit Lobpreisungen des Guten, welches wir geniessen, „als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken „oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. „Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit „zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geschich„te; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller „menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. — Das „Gedächtniss dessen, was wir als Uebel fühlten, soll „uns bloss zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, „dessen, was wir für Fehler hielten, bloss zum Leit„stern auf der künftigen Laufbahn dienen."

„Das erste Verhältniss des Staates, welches sich „unserm Auge darbietet ist — das Verhältniss gegen „andere Staaten. — — Es gab eine Zeit, wo man „von den Vortheilen sprach, die durch Kriege er„kauft werden könnten. Eine aufgeklärte Staatskunst „hat diese Idee in das Reich der Träume, der ver„führerischen Träume, verwiesen. Es giebt keinen „*positiven* Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel „zu theuer erkauft würde. Nur *negativer* Gewinn, „nur Abwendung grösserer Uebel, der wenigen noch „grössern, welche die Vernunft anerkennt, nur wah„re eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den „Entschluss zum Kriege begründen und rechtfertigen. „Jede andere Lehre ist nicht bloss verwerflich, son„dern frevelhaft. Den Krieg abzuwenden — das muss „also der Richtpunkt aller politischen Maassregeln — „seyn. — — Die erste Bedingung aber für einen gro„ssen Staat, der bey der jetzigen politischen Lage „von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — „*dass er beständig dazu gerüstet sey.* — — Ew. Maje„stät besitzen ein starkes und geübtes Kriegsheer. — — „Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen „übrig. — — Bey den musterhaften Anordnungen, „welche diese Armee in fast ununterbrochner Uebung „erhalten, bey der rastlosen Thätigkeit, die diese „Anordnungen unaufhörlich belebt, bey der Höhe „der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer „erreicht hat, bey dem stolzen Bewusstseyn, bey dem „feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern der„selben, den höhern wie den niedrigern, beywohnt — „kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefähr„lich werden."

„Die militärische Macht muss auswärtigen Staaten „die Neigung; aber die diplomatische Klugheit muss „ihnen,

„ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung „zu Feindseligkeit benehmen. — — Zu welchem „Systeme (in der auswärtigen Politik) aber auch die „Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates und „das Betragen der auswärtigen die Preufsische Mo- „narchie nöthigen mögen — nur Eins verlasse uns „nie: ein heller, fester und consequenter Gang in „dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Be- „ruhigung sagen wir uns, dass Treue und Beharrlich- „keit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehö- „ren, die Ew. *Majestät* persönlichen Charakter zieren. „Mit Freude und Beruhigung; denn nichts setzt die „äufsere Würde, mithin die Selbstschätzung und zu- „letzt das innere Vermögen eines Staates tiefer her- „ab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen ent- „gegengesetzten Systemen, oder was noch schmähli- „cher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Sy- „stems. Die Preufsische Monarchie ist grofs genug, „um offen und redlich zu seyn; sie kann ihre Plane, „ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit „Nachdruck und Zuversicht verfolgen. — — Sie „kann die Ehrfurcht aller grofsen Staaten ertrotzen, „das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das „erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch „jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Ma- „jestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue „Schwungkraft zu verleihen."

„Jeder der beiden Hauptzweige, in welche die „*innere Verwaltung* zerfällt: die *Rechtspflege* und die „*Administration des Staatsvermögens* — bedarf einer „eigenthümlichen, durch die charakteristische Ver- „schiedenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die „Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität; „die Finanzadministration, die einer ununterbroch- „nen Sorgfalt. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fe- „ster und geschickter Hand geleitet wird, jene nur, „wenn sie sich selbst überlassen wird."

„Die *Verwaltung des Rechts* ist seit einem halben „Jahrhundert — der wahre Stolz der preufsischen „Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, wel- „ches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als ir- „gend ein anders der ältern und neuern Zeit; einfa- „che, regelmäfsige, verständliche, von der Vernunft „gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch „ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range ei- „nes Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — „das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbnen „Ruhms. — — Alles, was das Ansehen des Gesetzes „untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt und „in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruchs, den „erschrocknen Bürger aus der letzten Verschanzung „seiner Sicherheit zu vertreiben droht; alles das ist „für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstver- „letzung seiner eignen höchsten Würde, und als sol- „che nicht blofs aus den Maximen, schon aus den „Neigungen eines grofsen und guten Königs ver- „bannt."

„— — Zweckmäfsige Vertheilung der Geschäf- „te, regelmäfsige Aufsicht und wechselseitige Con- „trolle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Cassen- „Wesen, befriedigende Klarheit und wachsame Stren- „ge im Rechnungs-System: — kurz alles, was die „Grundlage und das Gerüst einer guten *Finanzadmi- „nistration* ausmacht, befindet sich in der preufsischen „Monarchie in einer musterhaften Verfassung. — — „Wir sagen es uns mit Entzücken — denn wir fühlen, „was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa „bedeutet — dass alles, was zu einem weisen Haus- „halter auf dem Throne gehört, in *Ew. Majestät* auf „das glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, „nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staa- „tes wird die ansehnliche Masse von Kräften ver- „wendet werden, worüber *Ew. Majestät* von nun an „uneingeschränkt gebieten. — — Die Domänen-Ein- „künfte sind nicht grofs genug, um die gesammten „Staats-Ausgaben zu decken; es ist also eine unver- „meidliche Nothwendigkeit, Abgaben — zu fo- „dern. — — Jede Abgabe — beschränkt auf eine „ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Indu- „strie und die Freyheit der Bürger. — Haben sich „die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form „der Beschränkung gewöhnt; so hört diese beynahe „auf, eine Last zu seyn; sie wird ein für allemal bey „allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhand- „lungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen „aber die Beschränkung in einer veränderten Form „auf, so werden alle bisherigen Verhältnisse verrückt, „und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehn- „mal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist „daher für das glückliche Einverständniss zwischen „der Regierung und den Unterthanen bedenklicher, „als die Einführung neuer Classen von Abgaben, oder „gar die Wiedererweckung solcher, von denen man „sich auf immer erlöset glaubte. — — Sobald der „Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, „kann der freye Gebrauch seines Eigenthums in kei- „nem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er „nicht etwa der Convenienz, sondern den Rech- „ten eines andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung „über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang, und „nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Ur- „hebers, kann sie rechtfertigen. Unter *Ew. Majestät* „erhabnem Schutze müsse alles, was nicht die streng- „ste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen „und bewegen! — Kein abschreckendes Monopol, „kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Noth- „behelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung „in die Privatindustrie durch unnütze Reglements, „hindere den Landwirth, den Fabrikanten, den Kauf- „mann, aus seinem mit Freyheit hervorgebrachten „Product den gröfsten möglichen Gewinn zu zie- „hen." —

„Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts „so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. „Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blofs schäd- „lich, weil er das Gute verhindert, sondern auch weil „er unmittelbar das Böse befördert. — — Was, oh- „ne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, „welches Prefszwang gebietet, ausschliessend und „peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, „dass

„dass es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten „werden kann. — Die Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen, ist so gross, dass jene Maassregel, die sie beschränken will, zum Gespötte wird. „Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, „so können sie doch erbittern; und das ist eben das „Verderbliche, dass sie erbittern, ohne zu schrecken. „Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht im„mer nur glücklich bleibt, sondern sogar rühmlich „wird. Die armseligsten Producte, denen ihr innerer „Gehalt nicht ein Leben von zwey Stunden sichern „würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art „von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu „seyn scheint. — — Das einzige Gegengift — die „Producte der bessern Schriftsteller — verliert seine „Kraft, weil der Unnnterrichtete nur allzuleicht den, „welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, „welcher die ungerechten gut heisst. — Darum sey „*Pressfreyheit* das unwandelbare Princip Ihrer Regie„*rung*. — Nie kann dies System einem wohlgeord„neten Staate Gefahr bereiten; nie hat es einem sol„chen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war „die Zerstörung schon vorangegangen, und der ge„fräsige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung „hervor."

Diese der Reihe nach ausgehobnen Stellen, auf welche *jetzt* nur noch ein allgemeiner Rückblick und Wünsche folgen, in die jeder wohlwollende einstimmen wird, werden unsern Lesern einen Begriff von der Anordnung und Behandlung dieser Schrift geben, welche eine Veranlassung von ganz ungezweifelter Wichtigkeit für Deutschland, ja selbst für Europa hat. Man wird mit Wohlgefallen darinn die Hauptmomente der gesammten Staatskunst und politischen *Weisheit aufgefasst* und mit grossen Zügen, die eben deshalb um desto mehr wirken, zusammengestellt sehen; (eine Behandlung, mit der nur etwa eine Stelle S. 17. in Widerspruch steht, in der über die doch immer untergeordnete Frage von dem Nutzen grosser Domänen selbst einzelne Gründe angeführt werden.) Man wird sich der Klarheit und des Lichts freuen, in dem die wichtigen Wahrheiten hier erscheinen, und wodurch sie Verständlichkeit für den Neuling und neue Annehmlichkeit für den Kenner erhalten. (Nur eine Stelle S. 24. über die, welche lehren, dass es mit „etwas weniger" in der Staatskunst gethan sey, ist nicht deutlich genug. Wir sollten denken, dass man in einigen Rücksichten noch wohl etwas weniger fodern könnte als Hr. G., ohne deshalb sein Verdammungsurtheil zu verdienen). Man wird die Kürze und Kraft des Ausdrucks häufig bewundern, die anerkannten Wahrheiten neuen Nachdruck und neue Wirksamkeit auf die Ueberzeugung verleiht, und bey der doch fast immer die Reinheit und Richtigkeit des innern und äussern Stils erhalten worden ist. Auch die gefällige Feinheit wird nicht übersehen werden, mit der das Vergangne, das nicht ganz aus dem Wege geschafft werden konnte, gleichsam für die unmittelbare Betrachtung verhüllt worden ist, um höchstens nur durch Reflexion in dem Spiegel allgemeiner Wahrheiten denselben ein helleres Licht mitzutheilen. Alles dieses rechtfertigt unsern Wunsch, dass diese Schrift viele Leser haben möge.

Doch würden uns die gedachten Eigenschaften des Schriftstellers nie veranlasst haben, das Maass gewöhnlicher Anzeigen von kleinen Schriften zu überschreiten. Allein wann ist wohl jemals ein Regierungsantritt, wegen der Zeitumstände, in die er fiel, merkwürdiger gewesen als derjenige, den die vorliegende Schrift feyert, und von dem auch unsere literarischen Annalen ein dauerndes Monument aufnehmen müssen? Wann ist wohl die Persönlichkeit des neuen Monarchen für seine Zeitgenossen von dem Interesse gewesen, als jetzt, wo die persönlichen Eigenschaften der Lenker allgemeiner Angelegenheiten fast eben den Einfluss haben, wie bey der ersten Stiftung der Staaten? Wir können es nicht über uns erhalten, aus dem von Hn. G. so glücklich beobachteten Tone herauszugehen, und etwa aus Thatsachen, die wohl zum lauten Lobe erwärmen könnten, die Eigenschaften des neuen Regenten genauer vor dem Publicum auszustellen, welche allgemeine Liebe und Hoffnung wecken müssen. Wir wollen selbst nicht einmal in Anschlag bringen, dass, nach uns zugekommenen Nachrichten, diese freymüthige Schrift einer auszeichnenden Aufnahme gewürdigt ist. Es wird uns indessen erlaubt seyn, aus der vorliegenden Schrift selbst zu bemerken, wie bedeutend Denkart und Charakter des Fürsten ins Licht gesetzt werden, dem der Vf. mit Zuversicht die reinsten Ansichten der Staatskunst offen darlegen durfte; und den er nicht würdiger loben zu können glaubte, als durch Nennung solcher Eigenschaften, die den Mann ehren, und mit eben den Ausdrücken und Bezeichnungen, mit denen man auch Privatpersonen loben dürfte. Denn gewiss giebt es keinen sicherern Beweis des Berufs zum Landesfürsten, als wenn er die Würde des Menschen der fürstlichen vorzieht und diese nur durch jene behauptet.

Hr. G. hat übrigens hier nur im Namen preussischer Staatsbürger gesprochen, und gewiss mit der Einstimmung des bey weiten grösten Theils derselben ihre Bedürfnisse, Aussichten und Erwartungen seinem neuen Könige vorgetragen. Allein auf Preussens Regenten sehen auch die Bewohner anderer Staaten und jetzt vielleicht mehr als jemals; auch sie richten an ihn Wünsche und Erwartungen. Sie hoffen in ihm ein Muster für ihre Regenten, das Haupt der wahren protestantischen Partey und einen Mittelpunkt der Vereinigung für schwächere Staaten in diesen Zeiten der rohen Gewalt zu finden. Freylich giebt es gottlob in Deutschland mehrere Fürsten, die keines fremden Musters bedürfen; aber ein grosser Theil wird auch hier, wie in andern Verhältnissen des Lebens, durch Nachahmung bestimmt. Noch ist der grosse, im Ganzen so wohlthätige Einfluss im treuen Gedächtniss, den Friedrichs II. Staatsverwaltung als Vorbild auf so viele andere deutsche Regierungen äusserte, und man darf von einer ähnlichen oder noch mehr geläuterten Regierungsart auch eine noch grössere Einwirkung

kung hoffen. Wie vereinigt sich alles, um diese Hoffnung zu beleben? Der neue Regent lebt in dem Theile von Europa, in dem die einzig zu rechtfertigende, sich selbst auf ihren allein erlaubten Zweck und durch diesen Zweck beschränkende Politik am deutlichsten und vollständigsten erkannt, gelehrt und erörtert wird. Es ist, besonders in seinen eignen Staaten, eine gröfsere Menge höherer und untergeordneter Beamten vereinigt, denen eine lebendige, und für die Anwendung ganz vorbereitete Kenntnifs der vorzüglichsten Theile dieser geläuterten Staatswissenschaft eine festere Handlungsweise, und fast möchten wir sagen, einen erhabnern Charakter giebt als irgend ein anderer Staat von sich rühmen dürfte. Er *kann* also gewiss Muster für viele seyn; und dass er es seyn *will*, daran lassen mehrere Thatsachen, daran lassen selbst die Grundzüge seines Charakters, welche die vorliegende Schrift heraushebt, nicht im mindesten zweifeln. — Auf Ihn sieht ferner als auf ihr Haupt die wahre protestantische Partey, d. i. der weit verbreitete Haufen der Verehrer einer vernünftigen vom Geist des Protestantismus, vom Geist des Widerstandes gegen alle Unterdrückung freyer Ueberzeugung durch Hierarchie und Vorurtheile, beseelten und veredelten Religion. Aus seinen Staaten ging schon in früherer Zeit die Aufklärung in der Religion aus. Alle Versuche der Einschränkung, die späterhin geschahen und auch anderswo nachgeahmt wurden, mussten bey dem Geist der Zeiten, der hier einmal eine gerechte Freyheit erworben hatte, fruchtlos bleiben; und jetzt erwartet dieser voll Vertrauen auch die Aufhebung alles Ueberrestes jener Fesseln; denn Religion kann ja nur durch freye Ueberzeugung wirken, lebt nur durch sie und ist ohne sie todt und gänzlich unwirksam. Man muss aber in dieser Rücksicht noch mehr hoffen und erwarten. Was auch von einer Partey, die noch immer die Unterjochung des menschlichen Geistes zum Plane hat, heimlich oder öffentlich gegen protestantische Länder, ihre Kirchen, Lehren und deren freye Bekenner vorgenommen würde, kann niemand so kräftig, wo es Noth thut, bekämpfen, die dadurch Gedrückten oder ihre Vertheidiger niemand mit solchem Erfolg vertreten und beschützen als der Regent der preussischen Monarchie. — Was aber mehr als alles in diesen Zeiten der willkührlichsten Uebermacht Bedürfniss ist, ist ein Vereinigungspunkt für schwächere Staaten. Wie sehr Preussen dazu geeignet ist, zeigt die Geschichte mehrerer Jahrzehende. Es ist höchst beruhigend, dass man von der neuen Regierung in dieser Hinsicht ein festes und gleichförmiges Verfahren, dass man Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit gegen diejenigen, die des Schutzes bedürfen, dass man gewissenhafte Beschränkung einer willkührlichen Ländersucht unbedenklich erwarten kann. So muss unbedingtes Vertrauen, treue Ergebenheit, und unverbrüchliche Anhänglichkeit auch bey andern Staaten entstehen; so muss die Stärke der ganzen Partey und dadurch wieder das Uebergewicht des Hauptes derselben wachsen, um desto mehr wachsen, je mehr auf der andern Seite sich Beweise republikanischer Willkührlichkeit häufen, welche demokratische Leidenschaft oder aristokratischer Eigennutz, Eigenwille und Uebermuth erzeugt. Es lässt sich zwar nicht voraus absehen, welche Schritte jene ungebundene Willkühr übermächtiger Staaten nöthig machen könnte. Aber auch dann werden gewiss diejenigen, die der Willkühr weichen mussten, durch strenge Gerechtigkeit, und durch Erhaltung jeder Freyheit, die ihnen nur erhalten werden konnte, beruhigt und getröstet werden. —

Bey einer solchen Verwaltung der Monarchie — was wird dann noch vernünftigen Gegnern monarchischer Regierungen, wenn es deren noch nach den neuesten Begebenheiten viele geben kann, als Vorwurf vorzubringen übrig bleiben? Nichts als etwa, dass man der Beständigkeit solcher Verwaltungen nicht sicher genug sey. — Auch dafür kann ein edler Fürst, wenigstens in etwas, sorgen; Hr. G. deutet auch deshalb an einer Stelle leise auf eine Hoffnung, in der wir uns um desto mehr mit ihm vereinigen, je näher die Erfüllung derselben mit der Erfüllung so mancher der übrigen Erwartungen verknüpft ist.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Parentalia in memoriam* Sereniss. nuper ac Potentiss. Principis Dominique *FRIDERICI GULIELMI II.* Borussiarum Regis etc. A. D. XXII. Decembris piissime celebranda civibus literarum studiosis indicit, universitatis Frid. Prorector *Georg Simon Klügel* cum directore et Senatu Academico. 1797. 2½ Bog. Fol.

Dies ist der Titel der im Namen der Universität von Hn. Prof. *Wolf* verfassten Einladungsschrift zur akademischen Todtenfeyer weyl. *Friedrich Wilhelm II.* Es war keine geringe Schwierigkeit für den, der die Todtenfeyer Friedrichs des zweyten angekündigt hatte, auch seinem Nachfolger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und dabey das *facta dictis exaequare*, oder die mit grosser Weisheit zum Text der Gedächtnisspredigten auf Fr. Wilhelm II. vorgeschriebne Regel: *Ehre dem Ehre gebühret*, zu beobachten. Wir lassen bey dieser Veranlassung Hn. Wolfs Programm zu der Friedrich dem Grossen gewidmeten Trauerfeyerlichkeit wieder mit neuem Vergnügen, und müssen gestehen, dass er Regenten von sehr verschiednem Charakter mit grosser Schicklichkeit zu loben verstanden hat. An dem jüngst verstorbnen Könige rühmt er unter andern, er habe *fines imperii lenibus consiliis tutos, seu ubi licuit, propagatos, sapientibus stabilitam legibus justitiam, artesque ac doctrinas firmis adminiculis subnixas* hinterlassen; rühmt seine persönliche Tapferkeit, Güte, Gerechtigkeitsliebe und Humanität; hauptsächlich aber seine Fürsorge für die hallische Universität, deren *zweyter Stifter* er genannt zu werden verdiene. Wir wünschten beide Schriften zusammen gedruckt, und durch den Buchhandel verbreitet zu sehen, da Aufsätze dieser Art in so ächt römischer Schreibart, und mit so viel Feinheit der Manier abgefasst, immer seltner werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. Januar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dieterich: *Beyträge zum Reichsstaatsrechte Welscher Nation*, von Dr. *J. A. L. Seidensticker*. Erster Band. 1795. 8. VI u. 380 S. (20 gr.) *)

So unstreitig sich auch der Umfang des *Reichs*staatsrechts, wie sich schon aus der Haupteintheilung des Reichs, in das Reich *Deutscher* und *Welscher* Nation abnehmen läst, auch auf die Staatsverhältnisse des *Longobardischen* Königreichs erstreckt: so sprach und schrieb man doch vom *Reichs*staatsrechte, ohne an Italien auch nur zu denken, und dachte man daran, so war es fast einzig und allein das lehnrechtliche Verhältniss, auf welches man einen flüchtig vorbeystreifenden Seitenblick warf. Dem kaiserlichen Hofe mag es, unter mancher Regierung wenigstens, ganz recht gewesen seyn, dass man Italien, den „*hortus imperii delicatus*" — wie sich *Rudolf* von *Habsburg* davon ausdrückte, — „*in quo gratae subjectionis vernantes et floridos flores colligit et devotae dulcedinis gratiosa poma decerpit*" — übersah, und ihm, *quoniam ignoti nulla cupido*, die dort wachsenden reizenden Blumen und Früchte allein überliess. Auch läst es sich daher erklären, warum man die Cultur des italienischen *Staatsrechts* von dieser Seite nicht nur nicht beförderte, sondern sie vielmehr, durch Verschliessung der Quellen, zu erschweren suchte; ob es gleich noch sehr problematisch bleibt, ob dieser Maasregel eine richtige Berechnung des kaiserlichen Nutzens zum Grunde lag. Freylich würde durch Publicität eine grössere Aufmerksamkeit der deutschen Stände auf Italien erregt, und der Kaiser in mancher Rücksicht mehr beschränkt, wenigstens gehindert worden seyn, Italien als ein Peculium seines Hauses zu behandeln: würde aber nicht eben diese Publicität auf der anderen Seite die Folge gehabt haben, dass manches bestrittene Recht leichter gehandhabet, manches vernachlässigte in Uebung geblieben, und manches verlorne erhalten worden wäre? So behauptete *Senkenberg*, der als Reichshofrath für die kaiserlichen Ansprüche in Italien schrieb, (in d. Sendschr. vor d. 1. Th. der *neuen Samml. der Reichsabschiede*, (S. 42) dass es für die kaiserliche Hoheit in Italien ein Glück sey, wenn das italienische Staatsrecht in nähere Untersuchung gezogen würde; ein reichshofräthliches, nach Karls VII Tode, an die Gemahlinn des damaligen Kroncandidaten-erstattetes, die künftige Wahlcapitulation betreffendes, Deputationsgutachten enthält aber die nicht minder wahre Aeusserung, „dass es nicht rathsam sey, den Kurfürsten von den italienischen Sachen, die an den Wahltag gebracht würden, *specifice* Nachricht zu geben, als welches nur zu Weiterungen Anlass geben würde." (S. Zang (*Ganz*) Samml. von Rhofr. Gutachten, (S. 128.) Diese nicht ohne Grund befürchteten Weiterungen mochten wohl die Hauptursache seyn, dass diejenigen, welche den guten Willen hatten, die in Wien befindliche Hauptniederlage von archivalischen Documenten und Actenstücken zum Behuf des italienischen Staatsrechts zu benutzen, anstatt einige Aufmunterung zu finden, die Erfahrung machen mussten, dass zu dieser Quelle nur für jene Geschäftsmänner ein Zugang sey, die nicht immer Freude daran hatten, von Amts wegen mühsam daraus schöpfen zu müssen. Befanden sich selbst Kurfürsten in dem Falle, über den 6. §. des 10 Art. der Wahlcapitulation einst so zu votiren: *Trier:* man habe von den italienischen Lehen keine Nachricht; *Cölln:* man werde darüber die beste Nachricht bey Mainz erhalten können; *Mainz:* es sey nicht erinnerlich, dass an die kurmainzische Kanzelley wegen der italienischen Lehen etwas berichtet worden sey: (*Moser's* Ausgabe der Wahlcap. Karls VII. Th. 2, S. 355) so wird es eben so begreiflich, als verzeihlich, dass bey aller Cultur des deutschen Staatsrechts für das italienische fast nichts geschah, und wie dieses sogar in den Credit kommen konnte, dass es nicht viel mehr sey, als blosse Antiquität, ohne praktisches Interesse. Ist doch der Mensch immer geneigt, dasjenige, worin er fremd ist, ungeachtet seines inneren Gefühls, dass er es billig nicht seyn sollte, um so mehr für geringfügig und entbehrlich zu erklären, je grösser und abschreckender die Schwierigkeiten sind, die er zu überwinden hat, um sich Kenntnisse davon zu erwerben. Von Zeit zu Zeit erschien zwar einmal eine Abhandlung, deren Titel die Erörterung eines Gegenstandes des italienischen Staatsrechts zu versprechen schien; was lieferten sie aber für Ausbeute? Anstatt der erwarteten Darstellung rechtlicher Verhältnisse, so wie sie in einem gegebenen Zeitraume beschaffen waren, fast immer nur historische Untersuchungen über das in Frage stehende Rechtsinstitut, deren Faden noch überdies nur selten bis auf die neueren Zeiten fortgeführet wurde. An eine vollständige und wissenschaftliche Bear-

*) Durch Zufälle ist der Abdruck dieser schon vor Abschluss des Friedens zu Campo Formido verfassten Anzeige verspätet worden. *Die Herausgeber der A. L. Z.*

Bearbeitung wurde vollends noch gar nicht gedacht.

Hr. *Seidenstücker* ist der erste, welcher das unverkennbare Verdienst hat, *erstlich*, dass er sein Augenmerk bey allen Gegenständen des italienischen Staatsrechts auf die gegenwärtige Lage der Sache gerichtet, und alle historischen Untersuchungen und Zusammenstellungen vorzüglich in so fern gemacht hat, als sie über jene Licht verbreiten; *zweytens*, dass er es auf eine wissenschaftliche Bearbeitung dieses noch unangebaueten Feldes, seinem ganzen Umfange nach, angelegt, und bereits in diesem ersten Bande, durch genaue Bekanntschaft mit den vorhandenen gedruckten Materialien und zweckdienliche Benutzung derselben so viel geleistet hat, dass von diesen und seinen fortgesetzten Bemühungen ein italienisches Staatsrecht, *als Wissenschaft*, seinen Anfang nehmen kann; *drittens*, dass sich von seiner überzeugenden Darstellung des nicht bloss theoretischen und hülfswissenschaftlichen, sondern auch praktischen Interesse des italienischen Staatsrechts, mehr Eifer für die Bearbeitung und eine grössere Theilnahme an der näheren Kunde desselben, mit Recht erwarten lässt. Bey einiger Beherzigung der von ihm bereits mitgetheilten Wahrnehmungen und einem weiteren Verfolge seines Plans, werden auch diejenigen, welche das italienische Staatsrecht zu einer publicistischen Tändeley herabzuwürdigen schienen, die Sprache selbst dann in etwas zu ändern anfangen, wenn es auch nach geschlossenem Frieden, in Ansehung mancher Provinz des lombardischen Reichs, heissen sollte: *jam novus incipit ordo*. Sprach der Vf. hin und wieder vielleicht mit zu viel Enthusiasmus von dem Interesse seines Gegenstandes, und kann gleich dieses Interesse nicht so gross und so allgemein seyn, wie für die meisten Kapitel unseres deutschen Staatsrechts; so ist doch nicht zu verkennen, dass er eine gerechtere und wahrhaftere Sprache darüber führte, als bisher verschiedene einander nachgesprochen hatten. Aus seinen Bemerkungen ergiebt sich zur Genüge, I) ein *praktisches Interesse*, nicht nur A) für *einzelne Stände* des Reichs, welches hauptsächlich der Fall ist 1) bey *Mainz*, als Erzkanzler; 2) bey den *Reichsvicarien*, sofern sich ihre Vicariatsregierung auch auf Italien erstreckt; 3) bey den *übrigen Kurfürsten*, wegen der auf den Wahltagen gewöhnlich zur Sprache kommenden italienischen Angelegenheiten; 4) bey dem Hause *Oesterreich*; 5) bey allen *grösseren deutschen Ständen*, denen daran liegt, den österreichischen Vergrösserungen in Italien entgegen zu arbeiten, also vor allen andern bey dem Hause *Brandenburg*; sondern auch B) für das gesammte Reich, dessen Ständen an der Regierung aller zum Reiche gehörigen italienischen Provinzen, im Allgemeinen, dieselbe Theilnahme gebühret, die ihnen in Deutschland zustehet; eine Theilnahme, die wegen der mannichfaltigen Verbindungen zwischen Deutschland und Italien, deren Einwirkungen nicht immer nur auf einzelne deutsche Stände und einzelne Verhältnisse derselben unter einander, sondern auch wohl auf ganz Deutschland sich erstrecken, um so weniger hätte vernachlässiget werden sollen, da auf derselben so manche Verhältnisse beruhen, in welchen Deutschland mit auswärtigen Staaten, z. B. mit Frankreich, Spanien, Sardinien, dem Pabste, Venedig etc. stehet, und weshalb es an so manchem Kriege Antheil nahm, der einen für seine Verfassung nicht gleichgültigen Frieden zur Folge hatte. Wie gross dieses praktische Interesse sey, und wie ungebührlich man es nicht selten aus der Acht gelassen habe, beweiset anschaulich theils die *dritte* Abhandlung der vorliegenden Beyträge, theils eine neuere nächstens anzuzeigende Schrift des Vf.: „*Italien und die österreichischen Staaten, insbesondere Wien, zu mehrerer Aufklärung einiger rechtlichen und politischen Verhältnisse.* 1797." — Minder ausführlich zeigt der Vf. II) das *theoretische und hülfswissenschaftliche Interesse*, welches sich am meisten bey dem deutschen Staats- und Lehnrechte, gewissermassen auch bey der Dogmengeschichte unseres Civilrechts äussert. Manches Rechtsinstitut kam aus Italien nach Deutschland, und eben so umgekehrt; manches hat sich gemeinschaftlich in Deutschland und Italien unter wechselseitigen Einwirkungen gebildet; mancher Begriff und manche Vorstellungsart beruhet auf der Gemeinschaft zwischen beiden Reichen, oder beziehet sich wenigstens darauf, und manche noch jetzt bestehende Anstalt ist Folge und Handhabungsmittel dieser Verbindung.

Dieses *hülfswissenschaftliche* Interesse des italienischen Staatsrechts wird fortdauern, die cisalpinische Republik mag bestehen oder nicht. Daher ist es auch kein Widerspruch, wenn der Vf. auf der einen Seite zur Bearbeitung des italienischen Staatsrechts aufmuntert, und sich selbst für dasselbe so sehr interessirt; und doch in der so eben erwähnten Schrift über Italien, den Rath giebt, die publicistische Verbindung zwischen diesem Lande und dem deutschen Reiche, bey Gelegenheit und auf Veranlassung der gegenwärtigen politischen Lage der Dinge, in dem bevorstehenden Frieden gänzlich aufzugeben.

Wird aber das *praktische* Interesse, nach geschlossenem Frieden nicht vielleicht gänzlich verschwinden, oder doch sehr vermindert werden? — Gesetzt auch, dies wäre der Fall, so hätten doch die Bemühungen des Vf. zu keiner gelegeneren Zeit kommen und nicht leicht praktisch brauchbarer seyn können, als sie gerade jetzt, *bey dem bevorstehenden Friedensgeschäfte*, seyn müssen. Nie ist es ja nöthiger, die Lage einer Sache genau zu kennen, als wenn eine Veränderung damit vorgenommen werden soll. Die österreichischen Geschäftsmänner haben zwar die besten Hülfsmittel in den Händen, sich über alles die erfoderliche Belehrung zu verschaffen; woher werden sie aber die Geschäftsmänner der Stände nehmen? Diejenige Partey, welche die Stände in italienischen Angelegenheiten bisher zu ergreifen pflegten, — *sich dasjenige schlechthin gefallen zu lassen, was das Wiener Kabinet für gut fand*, — war freylich die bequemste; war es aber auch immer die beste? Die Reichsgesetze lassen nicht zweifeln, dass man die Verbindung mit Italien für wichtig ansah, und die Erhaltung derselben

ben von jeher wünschte; ob und wiefern sie aber auch wünschenswerth sey, ist noch sehr die Frage, die gerade jetzt der sorgfältigsten Prüfung unterworfen werden sollte. Denn gesetzt, sie wäre es nicht; so würde man der den Reichsfrieden unfehlbar erschwerenden Bemühungen, dieselbe so viel möglich in ihrem Bestande zu erhalten, überhoben seyn, und durch eine kluge Aufgebung derselben vielleicht die Erreichung wichtigerer Zwecke befördern, oder doch wenigstens einige negative Vortheile dadurch erlangen können. Wäre sie es aber in der That; so würde man doch wohl zu wissen verlangen, wie groſs der Werth desjenigen sey, was auf dem Spiele stehet? man würde doch wohl zu berechnen wünschen, was Deutschland von dieser oder jener auf sein Italien Bezug habenden Friedensbedingung in der Folge zu hoffen oder zu fürchten habe, um seine Maasregeln darnach nehmen zu können? Würde nicht, unter andern, auch die Frage entstehen: *Ob nicht diejenigen Länder, welche Oesterreich als Entschädigung für seinen Verlust an Reichslanden, besonders in Italien bekommen wird, als Surrogat dem deutschen Reiche zugewandt werden müssen,* wenn sie es nicht etwa schon sind? Müſste alsdann nicht das italienische Staatsrecht, *selbst nach geschlossenem Frieden*, sowohl in Ansehung etwa noch übrig gebliebener alten Verhältnisse, als auch vorzüglich in Rücksicht der surrogirten, ein verstärktes Interesse bekommen? Erwägt man dieses, so wird man dem Vf. für seine auf das italienische Staatsrecht verwandten Bemühungen Dank wissen, wird Antheil daran nehmen und wünschen, daſs er, auch nach geschlossenem Frieden, in seinen Untersuchungen fortfahren und uns namentlich eine Ausführung über die Frage liefern möge: *was durch die Friedensschlüsse zwischen dem deutschen und französischen Staate, in den vorigen deutschen Reichsverhältnissen, sofern sich dieselben auf Italien bezogen, geändert worden sey?* Wer erinnert sich nicht verschiedener Werke von einem ähnlichen Gegenstande, zu welchen der westphälische Friede Gelegenheit gab? Der Vf. ist ja bekannt mit den gedruckten Hülfsmitteln, hat auch das Glück gehabt, mancher handschriftlichen Urkunden und Actenstücke habhaft zu werden; und was ihm zu einem solchen Werke an Nachrichten noch abgehen könnte, das wird dann, wann die Sache auf dem Reichsfriedens-Congresse verhandelt seyn wird, wahrscheinlich leichter, als bisher, zu erhalten seyn.

Das ziemlich allgemein verbreitete Vorurtheil, als sey es für einen deutschen Publicisten der Mühe nicht werth, von dem italienischen Staatsrechte Notiz zu nehmen, veranlaſste uns zu diesen vorläufigen Bemerkungen. Hier nun eine gedrängte Inhaltsanzeige für Leser, in deren Fach dieses so reichhaltige und gerade jetzt einer doppelten Aufmerksamkeit würdige Buch einschlägt.

Dieser erste Band enthält A) eine *Einleitung in das italienische Staatsrecht*, in folgenden 7 Abschnitten: I) *Historisch-literarische Bemerkungen über das Studium des deutsch-italienischen Staatsrechts.* II) *Grundbegriffe über die Verbindung des deutschen und italienischen Reichs*, und über die Verhältnisse zwischen beiden; III) *Folgen* aus diesen Grundbegriffen und zwar sowohl in Rücksicht der verschiedenen *staatsrechtlichen Verhältnisse*, welche sich theils zwischen den unmittelbaren Reichsangehörigen Italiens und deren Unterthanen, theils zwischen den italienischen Territorien unter einander, theils zwischen dem deutschen und italienischen Reiche daraus ergeben; — als auch in Rücksicht der *Abtheilungen* und der *Methode*, welche bey der wissenschaftlichen Behandlung des deutsch-italienischen Staatsrechts zum Grunde zu legen sind. — Diese letzten zwey Abschnitte enthalten den Aufriss zu einem förmlichen Lehrgebäude des deutsch-italienischen Staatsrechts. Hier nur einige Grundzüge: *das longobardische Königreich bildet noch jetzt einen geographischen Staatsbezirk*, ob man ihn gleich in neueren Landkarten und Erdbeschreibungen vergebens sucht und sogar in den Reichsgesetzen, der Ausdruck: *italienisches*, oder *longobardisches Königreich*, ausser Gebrauch gekommen ist. — *Bestimmung des Umfangs und der Grenzen dieses Staatsbezirks:* der ganze ursprüngliche Flächengehalt des alten longobardischen Reichs, sey *noch jetzt*, als etwas *muthmaſslich* Richtiges und Zutreffendes, zum Grunde zu legen. — *Beschaffenheit seiner Bestandtheile:* Reichsallodien; Reichslehen; deren Gattungen; ohne Mitwissenschaft und Zustimmung des Reichs an Auswärtige gekommene reichslehnbare Gebiete. — *Verschiedene Verhältnisse der Besitzer dieser Theile;* Ansprüche auf Souveränität; Adhärenz, womit die kleineren Reichslehen in Italien den gröſseren verwandt zu seyn pflegen. (Wie sich ein *reichsritterschaftliches* Gebiet zu dem gröſseren Territorium verhält,) worin es liegt?) — *Von einem Grundeigenthume unabhängige Gerechtsame dieses Reichs*, z. B. das kaiserliche Generalcommissariat in der Lombardey; das reichslehnbare Postamt zu Venedig und alle italienische Reichslehen, deren alleiniges Object in einem Rechte bestehet. — *Verhältniſs des italienischen Reichs zu Deutschland:* es ist dem deutschen Königreiche nicht einverleibt, sondern als ein Nebenland von diesem zu betrachten; beide, zwar dinglich, aber höchst ungleich, verbundene Reiche bestehen jedes für sich; zusammengenommen geben sie den Begriff des Reichs in seiner ganzen Summe, oder des *deutschen* Reichs, sofern man eine nähere Bezeichnung von dem Hauptlande hernimmt. — *Oberherrschaft über das italienische Reich:* sie ist zwischen dem Kaiser und den deutschen Ständen getheilt; Beschaffenheit der Vertheilung, theils in Absicht des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und den deutschen Ständen, theils in Absicht der deutschen Stände unter einander: „die Kurfürsten haben über ihre Mitstände, in Absicht auf Italien, ein *groſses* Uebergewicht gewonnen." (Auch ein *rechtliches?*) Von Italien aus ist diese Oberherrschaft durch keine Standschaft eingeschränkt; „bey der gröſsten Unumschränktheit der deutschen Oberherrschaft genieſst aber dennoch das italienische Reich, im Ganzen, der gröſsten Freyheit, und es zeigt sich hier ein Beyspiel, daſs die Colonie freyer ist, als das Mutterland. (?) —

 Gesetze

Gesetze. Gesetzgebende Gewalt. Lehenband. Homagialverhältniss. (Ueber diese Gegenstände verspricht der Vf. besondere Abhandlungen zu liefern.) Als Folgen dieser Principien bieten sich nachstehende Verhältnisse im italienischen Staatsrechte dar: 1) das Verhältniss zwischen den unmittelbaren Reichsangehörigen Italiens und deren Unterthanen; 2) zwischen den Territorien unter einander; 3) zwischen dem deutschen und italienischen Königreiche, so fern man beide als für sich bestehende Staaten betrachtet. Das *erste* gründet sich auf die Verfassung der einzelnen Länder, jedoch mit Unterordnung unter das zweyte und dritte Verhältniss, welches letztere die beiden vorigen beherrscht. (*Gemeines* und *besonderes* italienisches *Territorial-Staatsrecht.*) Der Ausdruck: *superioritas territorialis*, obgleich Staatsacten und Friedensschlüsse das erste Verhältniss damit bezeichnen, ist der Sache nicht angemessen, wenigstens nicht in dem Sinne, der diesem Ausdrucke im deutschen Reichs- und Territorial-Staatsrechte eigen ist. — Das *zweyte* Verhältniss beruhet auf der Verbindung der einzelnen Territorien zu einem einzigen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehenden Staate. (*Italienisches Reichsstaatsrecht.*) Hierin kommt Deutschland als Oberherr, und das italienische Reich als Inbegriff unterwürfiger Territorien in Betracht, so dass in dieser Rücksicht Deutschland *und Italien* den italienischen Staat bilden; in anderer Rücksicht aber, sofern nämlich Deutschland als Hauptstaat, und Italien als ein für sich bestehender Nebenstaat betrachtet wird, das gesammte deutsche Reich ausmachen. — Das *dritte* Verhältniss zwischen dem deutschen und italienischen Königreiche, als für sich bestehender Staaten, bildet ein *nachbarschaftliches Staatsrecht*, in mehr als einer Hinsicht. Hieraus ziehet der Vf. die richtige Schlussfolge; dass wenn auch ein deutsches *auswärtiges* Staatsrecht, unter welchem Titel *Moser* ein bekanntes Werk geliefert hat, an sich denkbar wäre, das Italienische doch nicht dahin gerechnet werden könnte. Ob es aber, wie der Vf. glaubt, das wahre Verhältniss zwischen dem deutschen und italienischen Staatsrechte erfodere, in der wissenschaftlichen Behandlung jenes neben diesem, wo möglich, allenthalben in Parallel fortlaufen zu lassen, darüber möchten wohl viele Methodisten mit dem Vf. nicht einverstanden seyn; ob sich gleich diese Idee zu einer historisch-politischen Vergleichung der staatsrechtlichen Verhältnisse im deutschen und italienischen Reiche auf eine lehrreiche Weise benutzen liesse. Uebrigens tadelt der Vf. das Verfahren derjenigen mit Recht, welche einzelne Kapitel des italienischen Staatsrechts, mit und neben dem deutschen abhandelten, aber nicht in dieser Manier durch das Ganze fortfuhren, sondern noch einige andere Kapitel in einen Anhang zum deutschen Staatsrechte brachten. —

(*Der Beschluss folgt.*)

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Geistliche oder Religionslehrer*, das ist, *compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen über Religion und populäre Theologie.* 4—11tes Heft. 1795—1798. 8. (jedes Heft 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. No. 320. 1795. No. 168.)

Altenburg, b. Richter: *Sammlung kleiner akademischer Schriften über Gegenstände der gerichtlichen Arzneygelahrtheit und medicinischen Rechtsgelehrsamkeit aus verschiednen Sprachen* übersetzt und herausgegeben von D. F. *A. Waitz.* 1 B. 4 St. 1795. 10 Bog. 2 B. 1 St. 10 Bog. 2 St. 1796. 8 Bog. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. N. 16 u. N. 141.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Dresden: *Dass durch eine unvorbereitete Aufklärung und durch die* (rasche) *Verbreitung neuer und ungewöhnlicher Meynungen unter den verschiedenen Volksclassen mehr geschadet als genützt werde*; eine Rede, in der kurf. Ritterakademie zu Dresden — gehalten von *K. Heinr. Ludw. Pöliz*, Prof. d. Moral u. Gesch. 1797. 1 Bog. 8. In Gegenwart des Regenten und angesehener Militärpersonen war es ohne Zweifel zweckmäfsig, einige Fehler, deren manche *vorgebliche* Aufklärer sich schuldig machen, kurz in Erinnerung zu bringen, in wiefern sie die Aufklärung selbst nicht treffen. Ausser der *nöthigen Vorbereitung zur Aufklärung*, welche in einer durchaus auf Nachdenken und Besonnenheit hinarbeitenden *Erziehung* gegeben werden soll, hätte wohl auch die *Vorbereitung für Erwachsene* berührt werden sollen, die auf einer solchen Verwaltung der Gesetze und Polizeyanstalten beruht, durch welche die Nation auch durch andere Mittel, als Befehle und Strafen, von bürgerlich schädlichen Lastern und Vorurtheilen abgewöhnt und durch gerechten Schutz und Aufmunterung der Industrie in einen Wohlstand, während dessen die besser organisirten Köpfe aus allen Classen zum reiferen Nachdenken über alles Nützliche und Gute immer gerne einige Stunden gewinnen, erhoben werden kann. Bey manchen Stellen der Rede fiel dem Rec. eine Stelle *Zerrenners* im Schulfreund (XIV. Bändch. S. 69) wieder bey: „es ist nicht gut, von mehr als *einer* Aufklärung zu sprechen. Es giebt weder eine *wahre*, noch eine *falsche*. Eine falsche ist *keine*; also ist auch das Beywort *wahr* müssig. Eine *schädliche* Aufklärung ist gleichfalls ein Unding. Aufklärung ist immer gut; so wie der Aufgeklärte auch *gut* ist. Ist er das letzte nicht, so ist er auch nicht das erste. S. Joh. 8, 12. 32. Man kann bey dieser delicaten Sache nicht allzu genau seyn, um nicht den Hassern der Aufklärung Blöfsen zu geben und in ihr unbestimmtes Geschwätz darüber einzustimmen." Dass dieses der Redner nicht zu thun im Sinn hat, bezweifelt Rec. ganz und gar nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Januar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zum Reichsstaatsrechte Welscher Nation*, von Dr. *J. A. L. Seidensticker. etc.*

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der IV. Abschnitt enthält *Beyspiele von Hintansetzungen des italienischen Staatsrechts bey einzelnen Gelegenheiten*, in so fern sie sich in dem geringen Antheile zeigten, welchen die deutschen Publicisten an den wichtigsten Ereignissen in dem italienischen Reiche genommen haben. — Ungeachtet hier schon eine ziemliche Anzahl von Belegen geliefert ist, welche die Klage über die gar grosse Vernachläfsigung des italienischen Staatsrechts hinlänglich rechtfertiget; so liesse sich doch dieses Register von Unterlassungssünden der Publicisten noch sehr vermehren. (Man vergleiche z. B. Fabers Staatskanzelley, Th. 6, Kap. 9, S. 554. ff. Th. 13, Kap. 16, S. 544. ff. Th. 42, Kap. 12, S. 735.) — Im V. Abschnitte findet man *Vorschläge, was zunächst zur besseren Bearbeitung des italienischen Staatsrechts geschehen müsse*. 1) Abfassung einer möglichst vollständigen *Literatur* des italienischen Staatsrechts. In dem vorliegenden Werke trifft man allenthalben auf Spuren, dass der Vf. zu diesem Behuf wenigstens schon viele Materialien gesammelt haben muss, deren Verarbeitung ihm das Publicum gewiss Dank wissen würde. In Rücksicht der „*möglichen Vollständigkeit*" und seiner eigenen davon gemachten Beschreibung, geben wir jedoch zu erwägen, dass freylich sehr viele Kapitel, welche in einer Literatur des deutschen Staatsrechts, im engeren Sinne, nicht fehlen können, wegen der zwischen Italien und Deutschland bestehenden staatsrechtlichen Gemeinschaft, auch zur Literatur des italienischen Staatsrechts gehören, z. B. die Schriften, die das deutsche Staatsrecht im Ganzen betreffen, die einzelnen Abdrücke, Sammlungen und Erläuterungen der Reichsgrundgesetze, die Bücher, worinn darauf Bezug habende öffentliche Verhandlungen, desgleichen auch andere Urkunden und Staatsschriften etc. gesammelt sind, u. s. m. Da sich aber Deutschland und Italien wie Hauptstaat und Nebenstaat zu einander verhalten, folglich das italienische Staatsrecht die Bekanntschaft mit dem Deutschen voraussetzt, dem die schätzbare *Pütterische* Literatur, nebst *Klüber's* Ergänzungen und Fortsetzung, gewidmet ist: so möchte es nicht sowohl auf eine *in sich selbst* möglichst vollständige Literatur des italienischen Staatsrechts, als vielmehr auf die blosse *Ausfüllung* einer freylich nicht unbeträchtlichen Lücke, mithin darauf hauptsächlich anzulegen seyn, dass nächst der allgemeinen Culturgeschichte dieses Fachs, nur über die den italienischen Staatsverhältnissen zunächst und ausschliesslich, oder doch vorzüglich gewidmeten Schriften, *Special-Revüe* gehalten, in Rücksicht der übrigen aber auf die hier als herrschend eingreifende Literatur des Staatsrechts vom Hauptlande, mit etwanigen Ergänzungen und Berichtigungen derselben, verwiesen, und bloss auf den besonderen Werth, den ein und anderes darinn bloss aufgeführtes oder auch näher kenntlich gemachtes Werk, in Beziehung auf das *italienische* Staatsrecht hat, Aufmerksamkeit erregt würde. — 2) *Vorbereitung der gedruckten Quellen und Hülfsmittel zum leichteren und bequemeren Gebrauche.* Der Vf. wünscht, dass sich ein zweyter *Moser* der Verfertigung eines Real-Repertorii unterziehen und die vorhandenen Materialien, *nach dem Objecte*, zusammenstellen möge. — 3) *Bekanntmachung der noch in Menge vorhandenen ungedruckten Hülfsmittel.* Zu der Ausführung des von dem Vf. gezeichneten Plans zu einer Entdeckungsreise, gehört fast mehr noch, als der Enthusiasmus eines *Colon*, oder *Howard*. Die Archive der italienischen Reichsangehörigen; die Reichsarchive zu Mainz, Regensburg und Wien; die Registraturen des Reichshofraths, der Reichsvicariats-Hofgerichte, der kaiserlichen Plenipotenz und des Reichsfiscalats in Italien; das Archiv des italienischen Erzkanzlers, gewissermasen auch die reichskammergerichtliche Leserey und das österreiche Haus-Archiv, sind allerdings mehr oder minder reichhaltige Magazine oder Materialien zur inneren Ausbauung des von dem Vf. errichteten Gebäudes: aber wo ist der Mann, der die Zeit, und was noch mehr sagen will, der die Geduld hätte, nicht bloss an einem oder dem andern, sondern an *allen* diesen Orten, vorausgesetzt, dass ihm nirgends der Zugang versperrt würde, dasjenige zu thun, was sich zu diesem Behuf thun liesse? Doch der Vf. meynte auch wohl nicht im Ernst, diesen Reiseplan einem *einzelnen* Manne anzuempfehlen; er wollte wahrscheinlich nur auf diese Acten-Niederlagen aufmerksam machen, um diejenigen, welche zu einer oder der andern Zutritt haben, oder erlangen können, zu veranlassen, ein ihren Umständen angemessenes Contingent zur Cultur des italienischen Staatsrechts zu stellen. Zu desto mehrerer Aufmunterung hierzu dienet der VI. und VII. Abschnitt, worinn der Vf. das vielseitige *Interesse einer besseren Bearbeitung dieser Doctrin* umständlich und überzeugend auseinander setzt. mehrere *Beyspiele von* Irrthü-

Irrthümern und Missgriffen, wozu die Unkunde derselben verleitete, beybringt, und es besonders den Publicisten zu Wien gewissermaßen zu einer Ehrensache macht, die von den Reichshofräthen *Gerzweiler, v. Andler* und *v. Senkenberg* eingeschlagene Bahn weiter zu verfolgen.

B. Der *zweyte* Bestandtheil dieser Beyträge ist ein *chronologisches Verzeichniss von reichsgerichtlichen Beschlüssen und Gutachten in italienischen Sachen.* Durch diese überaus mühsame Zusammenstellung, schon gedruckter reichshofräthlichen Beschlüsse und Gutachten in Italienischen Sachen, welche der Vf. *den Rubriken nach,* mit jedesmaliger Verweisung auf das Buch, wo das Weitere nachzulesen ist, mit Beobachtung der Zeitfolge registrirt, und zu diesem Behufe 27 namhaft gemachte, aus mehr als vierthalb hundert Bänden bestehende, Werke durchgesehen hat, ist die Benutzung der Hülfsmittel, zum Besten der Wissenschaft schon sehr erleichtert worden. Zugleich entdeckt sich bey dem Durchgehen dieses Repertoriums, in welchen Sachen die Oberherrschaft des deutschen Reichs im italienischen Königreiche noch jetzt in Thätigkeit ist, welches sich jedoch noch besser übersehen lassen würde, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, die in seinem aus 723 Numern bestehenden Verzeichnisse beobachtete chronologische Folge, einer Absonderung nach Verschiedenheit der Objecte unterzuordnen. Dankenswerth ist indessen schon die Genauigkeit und Vollständigkeit, deren er sich hier beflissen hat. In Rücksicht der letzteren, wüssten wir nur folgende Schriften nachzuweisen, woraus es hätte bereichert werden können: *Franc. Irenici colleg. jur. publ.; — H. C. de Senkenberg tract. de imp. Germ. jure ac possess. in Genua Ligustica. — Expositio rationum pro Reg. Celsit. Petri Leopoldi, M. Duc. Hetruriae, ut aboleatur resolutio de 1787, concernens ea, quae aliena sunt ab auctoritate consilii aulici.* Florentiae, 1788. 4. Auch ist seit Erscheinung dieser Beyträge noch einiges, z. B. in v. *Berg* Magazin abgedruckt, was dem Vf. nicht entgangen seyn wird.

C. Die *dritte* und letzte Abhandlung dieses ersten Bandes, *von dem Nutzen, welchen ein deutscher Kaiser aus dem Consolidationsrechte, in Absicht der italienischen Reichslehen, für sein Haus zu ziehen pflegt,* trägt vieles zu näherer Kenntniss des österreichischen Systems in Italien bey. Unter andern enthält sie auch zureichende Data, aus welchen sich ein Ueberschlag machen lässt, wie hoch sich, bey dem wahrscheinlichen Verluste von Reichslanden in Italien, der Verlust des Kaisers, als Kaisers, belaufen werde, wenn man annimmt, dass er ein Prinz des österreichischen Hauses ist. Freylich sind die Nutzungen, die ein Kaiser, als solcher, von Italien beziehet, bey weitem nicht mehr von dem Belange, wie ehedem; indessen liefert diese Abhandlung einen einleuchtenden Beweis, dass die deutsche Kaiserwürde, auch in neueren Zeiten, vorzüglich wegen Italien, ungeachtet dessen in der kaiserlichen Kanzelley - Titulatur nicht einmal Erwähnung geschiehet, doch weit einträglicher war, als von vielen geglaubt wurde. Am ergiebigsten war die Lehenherrlichkeit, die man hier ganz anders als in Deutschland zu nutzen wusste. Mit Sachkenntniss, Wahrheitsliebe und anständiger Freymüthigkeit schildert der Vf. die Art und Weise, wie man dabey zu Werke gehet, und belegt seine Aeusserungen allenthalben mit erläuternden Beyspielen, die derjenige, den folgende Stelle interessirt, nicht ungelesen lassen wird. „Stirbt eine Familie aus, ist etwas zu confisciren, oder ereignet sich auf irgend eine andere Art ein Consolidations - Fall, so wird nicht an die Dürftigkeit des deutschen Reichs, und an den gutgemeynten Plan der Reichsgesetze, den kahlen römischen Adler von neuem zu befiedern, gedacht. Ein solcher Gedanke wird höchstens der Wahlcapitulation, oder einem brandenburgischen Votum auf dem Reichstage, oder auf einem Wahltage überlassen. Das kaiserliche Haus weiss einen vortheilhafteren Weg für sich einzuschlagen. Es lässt sich, bald mit Einstimmung, bald mit Widerspruch, bald auch ohne Befragen des Reichs, mit dem, was eröffnet wird, belehnen. Stehet etwas erst noch auf den Heimfall, so werden schon Anwartschaften von ihm gesucht. Es setzt sich auch wohl, ohne nur eine Belehnung zu nehmen, unmittelbar in den Besitz, und giebt sich das Ansehen, als wolle es, nach der Vorschrift der Wahlcapitulation, eine Besitzung nicht wieder verleihen, sondern zum deutschen Reiche schlagen, rückt sich aber selbst sogleich in die Stelle des deutschen Reichs: Wird einmal ein Fremder belehnet, so muss er die Belehnung bald theurer, bald wohlfeiler bezahlen, oder er bekommt sie als eine Belohnung, für seine Verdienste um das kaiserliche Haus. Die Erlassung der Confiscation wird dem Straffälligen, und das Successionsrecht den unschuldigen Stammsvettern als eine Gnade verkauft, und die Kauf- oder Vergleichsgelder werden der kaiserlichen Kammer berechnet. In allen Fällen ist das Resultat, dass das kaiserliche Haus Geld oder Land gewinnt." Mit gänzlicher Uebergehung der zahlreichen Belege, welche der Vf. mit historisch - diplomatischer Treue und Genauigkeit beybringt, wollen wir nur noch die vom ihm bemerklich gemachten Masregeln in gedrängter Kürze erwähnen, deren man sich zu bedienen pflegte, um diese Quelle für sich desto ergiebiger zu machen. Ausser dem, dass man dem deutschen Reiche allen Mitgenuss an derselben verweigerte, es so viel möglich von aller Mitwirkung, bey Wiederverleihung oder Einziehung italienischer Lehen, ja sogar von der Mitwissenschaft in den dahin gehörigen Angelegenheiten auszuschliessen suchte, trachtete man auch die Rechte der Agnaten in Italien viel weiter zurückzusetzen, als es in Deutschland geschehen darf. Eben dahin gieng der Zweck mancher feiner berechneten und entfernter wirkenden Verhaltungsregel, z. B. dass man alle Verbindungen und Verhältnisse der italienischen Reichslehen zu verhüten suchte, wodurch das Consolidations - Recht weiter hinausgesetzt oder beschränkt werden konnte; dass man alle Versehen und Vergehungen der italienischen Vasallen, so viel als möglich, zu Lehnsfehlern machte; mit

mit Besitzergreifung und Sequestration, wo es nur immer den Anschein zu einem Lehnserwerbe für den Fiscus hatte, gleich bey der Hand war; dass man sich bemühete, die Feudalität der italienischen Reichslehen, der Regel nach, aufrecht zu erhalten, sie zu erweitern, und gegen die Allodialität zu begünstigen; zu welchem Ende man Exemtionen zu verhüten, Reunionen und Redintegrationen zu versuchen, die Lehen bey dem Debitwesen der Vasallen möglichst zu schonen, den Satz, als sey im Zweifel nicht für die Allodialität, sondern vielmehr für die Lehnbarkeit zu vermuthen, geltend zu machen, Allodien in Lehen zu verwandeln, und das Princip aufzustellen suchte, dass bey Belehnungen, *ex nova gratia*, das *gemeine* Lehnrecht zur Richtschnur angenommen werden müsse. So sehr man aber auf der einen Seite die Lehnbarkeit zu erhalten und auszubreiten strebte; so zeigt sich doch auf der andern, dass man eben diese Lehnbarkeit, sobald es dem kaiserlichen Hause zum Vortheile gereichte, eben so sehr vernachlässigte, welches vorzüglich alsdann der Fall war, wann sich entweder solche Lehen schon in den Händen dieses Hauses befanden, oder wenn man den bevorstehenden Consolidations-Fall, wegen anderer, dem kaiserlichen Interesse wichtigerer, Rücksichten, nicht in Betrachtung zog. So wurde von Seiten der Kaiser den Grossherzogen von Toscana nicht einmal zugemuthet, die Belehnung wegen ihrer Reichslehen zu nehmen; wie denn Joseph II., als der Reichshofrath einen gutachtlichen Antrag darauf machte, die, in anderem Betracht, nicht unebene Antwort darauf gab: „mein Bruder wird in Nehmung der Lehen der erste nicht seyn; gehen aber andere Stände voran, so wird er auch der letzte nicht seyn." So würden auch manche der Reichslehnbarkeit nicht vortheilhafte Veräusserungen an Mächtigere gestattet, sobald nur der Mächtigere entweder ein Prinz des österreichischen Hauses war, oder die Gestattung des Erwerbs, als ein Abfindungsmittel zwischen Oesterreich und dem neuen Erwerber benutzt werden konnte; anderer von dem Vf. mit urkundlichen Belegen jedesmal bestärkten Wahrnehmungen über die Benutzungsart des italienischen Reichslehnsnexus zu geschweigen. Anstatt einer ausführlicheren Anzeige, dieser und anderer, obgleich wenig in Umlauf gekommenen, und noch gar nicht unter einen Gesichtspunkt zusammengestellten Bemerkungen, beschliessen wir diese Anzeige mit einer Stelle dieser trefflichen Abhandlung, die ein vorzügliches Interesse hat, und keines Auszugs fähig ist: „alle die Stellen der Wahlcapitulation, heisst es, S. 380., wodurch das Reich sich seine Lehnherrlichkeit in Italien hat sichern wollen, werden nur zur Hälfte, *in so fern sie nämlich der Kaiser nicht gegen sich selbst und sein Haus anwenden soll*, ihres Zwecks nicht verfehlen. Und zwar ist das hier ziemlich eben so viel, als würden sie ihres Zwecks ganz und gar verfehlen. Denn nur zur Aufrechthaltung der Reichslehnrechte, *gegen das österreichische Haus*, bedurfte es einer besonderen Empfehlung und Einschärfung in der Wahlcapitulation. Gegen alle übrigen Eingriffe, von dieser Seite, das Reich zu schützen, bringt schon das eigene Interesse des österreichischen Hauses mit sich; und selbst die neueste Erfahrung scheinet zu lehren, dass in dieser Rücksicht eher etwas zu viel, als zu wenig geschehe. — Wo es aber dem Haus-Interesse des Kaisers gemäser ist, den Lehnsnexus zwischen Deutschland und Italien fortzusetzen, als ihn aufzuheben; da muss ihm eine Aufmunterung zur Erhaltung dieses Bandes, von Seiten der deutschen Stände, eher angenehm als unangenehm seyn. Die ihn aufmuntern, haben es sich dann selbst beyzumessen, wann sie in die italienischen Händel des Kaisers hineingezogen werden, damit dieser seine ihm durch die Wahlcapitulation auferlegte Pflicht erfülle, und dasjenige erhalte, was doch am Ende nur dem kaiserlichen Hause zu Gute kommt.

Männern, welche sich für das italienische Staatsrecht interessiren, werden auch die, in *Girtanner's* politischen Annalen einzeln abgedruckten Abhandlungen des Vf. dieser Beyträge, nicht entgangen seyn; nämlich 1) *Ueber die italienischen Lehns-Designationen*; 2) *Ueber den sardinischen Reichslehnsnexus*; 3) *Ueber die Verpflichtung der italienischen Reichsvasallen an den Lasten des Reichskriegs Theil zu nehmen*, welchen wir, in einer baldigen Fortsetzung dieser inhaltreichen und nützlichen Beyträge ihren noch schicklicheren Platz wünschen. Das Schicksal des deutschen Italiens sey auch welches es wolle; so gewinnt die Wissenschaft durch die Bemühungen des Vf., dem der Beyfall derjenigen, die für die Cultur eines zwar noch unangebaueten, aber gewiss nicht undankbaren Bodens, Sinn oder Beruf haben, gewiss nicht entstehen wird.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Quillau: *Origines Gauloises, celles des plus anciens peuples de l'Europe, puisées dans leur vraie source: ou, recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Celto-Bretons de l'Armorique, pour servir à l'histoire ancienne et moderne de ce peuple, et à celle des François*. Par le citoyen *La Tour d'Auvergne — Corret*, Capitaine d'Infanterie. An *Vme* de la république. 340 S. 8.

Die Etymologisirsucht muss ansteckend seyn. Nach so vielen seiner Vorgänger kommt nun wieder einer aus Nieder-Bretagne, welcher bey weitem den grössten Theil der Europ. und Asiat. Völker in Contribution setzt, und sie nöthigt, die Kelten als ihre gemeinschaftlichen Stammväter zu erkennen. Dass er die Bewohner seines Vaterlands für Kelten hält, ist sehr natürlich und wahr; alles Dankes werth, dass er uns mit einigen Eigenheiten dieser Ueberbleibsel bekannt macht: sie tragen noch die alten Fludderhosen *(bragou)*, verheirathen sich nicht mit Fremden, haben dickere Schädel als andere Menschenkinder. Noch interessanter sind andere Nachrichten dem Geschichtforscher, und würden es noch mehr seyn, wenn bessere

Kenntnisse und mindere Flüchtigkeit strenge Untersuchung erlaubt hätten. Dahin gehört die aus eigner Erfahrung gemachte Bemerkung, dass die Sprache der *Biscayer* radical von der seinigen verschieden sey; der *Arragonier* hingegen an den Ufern des Ebro noch viele auffallende Aehnlichkeiten in Sprache, Sitten und Kleidung mit dem Bewohner von Bretagne dem Beobachter darbiete. Der Vf. stund nach seiner Versicherung als Officier bey der Pyrenäen-Armee, und wurde auf der Rückkehr zur See von den Engländern gefangen. Dadurch entstehen denn wieder einige gute Vergleichungen über die auffallende Aehnlichkeit der Sprache von Wales und Nieder-Bretagne.

Aber alles dies wird Kleinigkeit gegen die von dem Vf. gemachten Entdeckungen ganz anderer Art. Nach ihm sind unwidersprechlich die Massageten, Scythen, Slaven, Deutsche etc. nichts als Zweige der Keltischen Mutter; und er beweist seinen Satz durch Ableitungen, gegen die sich schlechterdings nichts einwenden lässt, wie es unsere Leser gewiss aus etlichen Beyspielen einleuchtend finden werden. Die Massageten hatten den Namen von ihrem Gewehre der Keule, die Umbrier in Italien bedienten sich der nämlichen Waffen, die Bewohner von Nieder-Bretagne kennen beynahe keine andern als die Keule. Also ists erwiesen, Massageten und Umbrier sind Theile der Kelten. S. 36. Die Spartaner hatten einen dickern Hirnschädel als andere Griechen, weil sie sich mit den Celto-Scythen vermischten, S. 192. Die Gothen sind natürlich auch Kelten, denn in des Vf. Landessprache heisst *Cotz die Alten*. Dabey citirt er den Strabo, denn Geten und Gothen gelten ihm gleichviel. S. 196. Die Sacae hinter dem Kaspischen Meere haben unstreitig ihren Namen vom Bretann. *Sack* (Sagum); folglich die *Saxen* von *Sag-sohns* (Sacarum filii). S. 198. Die Dänen erhalten nach ihrer Reihe ebenfalls die Ehre Keltischer Ableitung: *Den* ein Mann, *March* ein Pferd; also ein Mann zu Pferd; Pferde giebt es ja in Dänemark. Es versteht sich, dass die *Markomannen* Männer zu Pferd, und *Markgraf* einen General der Cavallerie bedeuten. Unser uralter Stammvater *Thuiscon* hätte sichs wohl in seinem Leben nicht vermuthet, dass seine grundrichtige Ableitung von *Tithea* der Göttin mit den grossen Brüsten herkomme; so wenig als es irgend einem Geschichtskundigen einfallen wird, dass der kleine Fluss *Allio* in der Nähe von Rom durch Hn. *La T.* um die Ehre gebracht werden solle, der berühmten Niederlagen der Römer durch die Gallier den Namen gegeben zu haben. Hier erfahren wir, dass *Alliensis dies* aus dem Bretann. von *Alliens* ein Fremder müsse abgeleitet werden. — Es wäre wohl der Mühe werth, noch Proben anzuführen, wie schön der Vf. die alten Classiker citiren kann, denn er macht wider die Gewohnheit seiner Landesleute Noten unter den Text, hin und wieder auch Noten ohne Text; oder die Deutschen durch ihn zu belehren, dass viele *Keltische* Gesänge in einem *Ersischen* Gedichte Namens *Edda* enthalten sind; oder Proben von dem schönen Latein zu geben, das er zuweilen in seinen Vortrag als kostbare Blumen aus eigner Hand verwebt, z. B. *Hungaria sic dicta ab Hunnibus:* aber auch des Guten kann man zu viel thun.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Crusius: *Uebersetzung und Erklärung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien an allen bey uns üblichen Sonn- und Festtagen*, mit Benutzung und Anführung der vorzüglichsten ältern, besonders neuern Bibelausleger, ausgearbeitet und mit kurzen aus diesen Abschnitten hingeleiteten praktischen Sätzen begleitet von M. *Traugott Aug. Seyffarth.* 5ter Heft. 1795. 298 S. 6ter Heft. 1796. 306 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 328. 1796. Nr. 146.)

Dresden, in d. Gerlachischen Buchhandl.: *Christenthum, Vernunft und Menschenwohl, eine Zeitschrift*, herausgegeben von *J. G. Lehmann.* 2ter Band. — Auch unter dem Titel: *Die christliche Glaubenslehre untersucht nach ihrer Vernunftmässigkeit und beseligenden Kraft.* 2ter Band. 1795. 435 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 252.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Halle*, b. Dreyssig: *Die kleine Färberinn, oder Anweisung Wolle, Seide und Leinewand zu färben. Nebst Unterricht, wie man auf Seide und Leinewand Oelfarben druckt.* 80 S. 8. Der grösste Theil dieser kleinen Schrift ist, ohne dass es von dem Herausgeber bemerkt worden, aus dem, im Jahre 1768. herausgekommenen, aus dem Dänischen übersetzten: *Neuen Färbebuch, oder kurzer Unterricht, Wolle, Seide und Leinewand zu färben* u. s. w. ausgezogen, und wörtlich abgedruckt, — das übrige aus andern Färbebüchern, und aus dem Magdeburgischen Kochbuche, hinzugefügt worden. Wie man aus dem Ganzen gewahr wird; so ist das Büchlein für Hausmütter bestimmt, und für diese sind auch die darin befindlichen Vorschriften grösstentheils zweckmässig. — Nur möchten wir diesen Hausmüttern nicht anrathen, eine Kupe von zwey Pfunden Indig anzustellen!! Diese Operation erfodert geübtere Hände, und Meister der Kunst. Bey der Vorbereitung die Seide zu färben, wird unter N. 47. alles noch einmal gesagt, was schon bey N. 28. gesagt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Köhler: *Sam. Frid. Nath. Mori — — super Hermenevtica Novi Testamenti Acroases academicas.* Editioni aptavit, praefatione et additamentis instruxit *Henr. Carol. Abr. Eichstädt,* Philos. Doctor et Prof. extraord. in academia Lipsiensi (jetzt: Philos. Prof. ord. in acad. Jenensi), *Volumen primum.* 1797. die Vorrede 68, das übrige 336 S. gr. 8.

Aus dem ganzen Nachlaſs von Vorleſungen des verewigten *Morus* war unſere Erwartung am meiſten auf dieſe Hermenevtiſchen gerichtet. Dies war das Fach, wozu er ganz vorzügliche Talente, Kenntniſſe und Beruf, wovon er auch in ſeinen trefflichen Abhandlungen über den Unterſchied des Sinnes und der Bedeutung, über Allegorie, und anderen ähnlichen, muſterhafte Proben geliefert hatte; und es konnte nicht anders als ſehr anziehend für den Liebhaber des bibliſchen Studiums ſowohl, als für den Verehrer ſeiner beſondern exegetiſchen Schriften ſeyn, die Grundſätze weiter entwickelt zu finden, nach welchen er ſich zu einem ſo guten Ausleger gebildet hatte. Freylich blieb es noch zweifelhaft, wie weit *er in Vorleſungen,* wo man eigentlich Anfänger in einer *Wiſſenſchaft* belehren will, und wo man eben ſo wohl durch die verſchiednen Fähigkeiten und den Geſchmack der Zuhörer als durch die Kürze der Zeit beſchränkt wird, ſich hatte ausbreiten, und wie weit er dieſe Grundſätze bis in ihre feinern Theile verfolgen, oder ſich auf philoſophiſche Entwicklung einlaſſen wollen. Aber hoffen konnte man, doch Etwas dieſer Art zu finden, hauptſächlich, wie weit er und ob mehr durch Leſen guter Schriftſteller und dabey angeſtellte Beobachtung, oder durch Nachdenken über die Natur der Sprache, er, *der* Ausleger, der er war, geworden ſey; wenigſtens muſste man hier die Grundſätze ſeiner Auslegungsart mehr beyſammen antreffen, und ihren Zuſammenhang überſehen können, als bey ſeinen Erklärungen beſonderer Bücher, oder ihrer Stellen, wo ſie nur einzeln oder zerſtreut erſchienen. Dies wird ſich hernach zeigen, wenn wir erſt etwas über die Geſtalt geſagt haben, in der ſie der Herausgeber ans Licht treten läſst.

So manche Freyheit ſich auch dieſer dabey erlaubt hat, die nur der kleinliche, wir möchten ſagen, buchſtäbliche Schüler oder Verehrer des ſel. Morus miſsbilligen kann: ſo kann man doch bey einem eben ſo verſtändigen als warmen Verehrer deſſelben, der noch dazu deſſen engſtes Vertrauen im täglichen Umgang mit ihm genoſs, mit vollem Rechte die gewiſſenhafteſte Treue erwarten. Wie Morus ſelbſt bey ſeinen Vorleſungen nicht immer wörtlich oder Paragraphenweiſe *Erneſti's* Buch ſeinen Zuhörern vorerklärte, ſondern das Unbedeutendere abſchnitt, und das Zerſtreute auf die ſchicklichſte Art in Ordnung und Zuſammenhang ſtellte, um die beſſere Ueberſicht und die Aufklärung des einen durch das andere zu befördern: ſo verfährt auch ſein würdiger Schüler, Hr. E. mit Wahl und Einſicht. Er legte das ſeinem Lehrer Nachgeſchriebne von zwey verſchiednen Jahren, 1785 und 1791, zum Grunde, hob es daher, wo es am deutlichſten geſagt und erläutert war, aus; lieſs unnöthige Wiederholungen und das, was M. nur der gegenwärtigen Zuhörer wegen, ſo wie dasjenige weg, was er unrichtig oder nicht genau geſagt hatte, ſo weit es, ohne den Zuſammenhang und die Hauptſachen zu ſtören, wegbleiben konnte; ſuchte, wo Morus Vortrag ſich nicht gleich zu ſeyn ſchien, ihn mehr zu glätten und zu runden; flocht, wo es nöthig war, *Erneſti's* commentirte Worte, mit Anzeige der §§. ſeines Buchs, gleich ein; theilte die Abſchnitte und Paragraphen, der Deutlichkeit wegen, in kleinere und beſtimmtere Abſchnitte und ſetzte ihren Hauptinhalt darüber; ſeiner eigenen Zuſätze jetzt nicht zu gedenken. Hiedurch hat das gegenwärtige Buch unſtreitig zugleich an Kürze, an Beſtimmtheit, an Deutlichkeit, an Ordnung und ſelbſt an Gleichheit des Vortrags ſehr gewonnen, und Hn. E. lateiniſcher Ausdruck iſt ſo gut, daſs ſich Morus nicht ſchämen dürfte eben ſo geredet zu haben.

Doch zu *Morus Vorleſungen* ſelbſt! — M. hat, wie geſagt, manches aus der Erneſtiſchen *Inſtitutione,* über die er die Hermenevtik des N. T. vortrug, weggelaſſen, oder es wird wenigſtens manchen, ſo ſcheinen, zumal wenn ſie bemerken, daſs eines der wichtigſten Kapitel, das ganze zweyte der erſten Section des erſten Theils, *de verborum generibus et vario uſu,* fehle. Aber es ſcheint nur ſo; denn die darin enthaltnen Sachen ſelbſt ſind anderwärts, z. B. bey der Lehre von den Tropen und Emphaſen, untergebracht. Bisweilen wird man ſie doch lange ſuchen müſſen, und es würde wenigſtens zur Bequemlichkeit der Leſer gereicht haben, wenn Hr. E. mit wenig Worten die Weglaſſung oben gedachten Abſchnitts, und die Stellen angezeigt hätte, wo dieſe übergangnen Sachen eingeſchaltet ſind; auch hat er aus dem Erneſtiſchen Buche bald die §§. des Kapitels, das eben erläutert wird, und die des weggelaſsnen Abſchnitts citirt, welches den Leſer oft verlegen macht, wo er das

das citirte suchen soll. Dass Etwas von Belange, was Ernesti gesagt hatte, übergangen wäre, erinnern wir uns nirgends bemerkt zu haben.

M. Vorlesungen sind wirklich ein sehr schätzbarer Commentar über Ernesti's Lehrbuch; man mag auf die meistens wohlgewählten Beyspiele sehen, womit er die Regeln erläutert und gleich sie anzuwenden lehrt, oder auf die weitere Ausführung der Sachen und Regeln selbst. Jene geben zugleich manche angenehme Aufschlüsse über einzelne Stellen, worüber man gern die Meynung eines so guten Auslegers hörte. Schöne Erläuterungen der Sachen, die Ernesti nach seinem eingeschränkten Zwecke mehr nur berührt hatte, findet man hier öfters, z. B. über Scholien und Scholiasten S. 111 f., über Glossen und Glossarien S. 116 f., über die Erklärung des Sprachgebrauchs bey einem Schriftsteller aus der Zeit und dem Volk, wo er gelebt hat sowohl, als aus seinem schriftstellerischen Charakter S. 134 f., über die grammatische Analogie und die Analogie mehrerer Sprachen S. 170 f. wo wir nur die Vorsichtigkeitsregeln bey deren Gebrauch nicht vollständig genug und zu wenig bestimmt angegeben fanden, wie bey dem darauf erwähnten Gebrauch des *sensus communis;* desgleichen über die Reinigkeit des griechischen Ausdrucks, und der sich dem Ausdruck im N. T. mehr nähernden Gräcität des Polybius und anderer spätern Schriftsteller S. 195 f. und 239 f. Häufig ergänzt und verbessert er auch den Ernesti, wie: bey dem Unterschied zwischen Bedeutung und Sinn der Wörter, bey dem Parallelismus der Theile einer Rede, über die Art den Zweck einer Rede und der dabey zu beobachtenden Vorsicht, über Synonymen und deren gegründeten oder willkürlichen Unterschied u. dgl. Zwar erwarteten wir mehrmal noch mehrere solche Berichtigungen und Zusätze, nicht nur über solche Punkte, die erst neuerlich mehr in Untersuchung gekommen sind, und wozu M. weniger Veranlassung in der Zeit fand, wo er diese Vorlesungen hielt, sondern auch da wo Ernesti's Buch selbst ihm die Gelegenheit darbot, wie z. B. S. 292. bey der sehr schwankenden und nur halb wahren Regel: alsdann müsse man ein Wort *eigentlich* nehmen, wenn eben dasselbe Wort überall von eben derselben Sache gebraucht werde (wonach also *wiedergeboren werden* und andre eigenthümliche Tropen des neuen Testaments nicht würden uneigentlich verstanden werden müssen). Nur selten scheint M. Ernesti's Meynung missverstanden oder ihr ohne Grund widersprochen zu haben. So sagt E. ganz recht: die Wörter hätten ihre Bedeutung nicht an sich, denn sie wären keine natürliche und nothwendige Zeichen der Sachen, sondern die Verbindung gewisser Begriffe mit den Wörtern hänge von dem Belieben der Menschen und der Gewohnheit ab. M. bestreitet dies 1) damit, dass es doch ganz natürliche Töne für gewisse Sachen gäbe, wie alle Ausrufungen und den Schall der Sachen nachahmende Wörter (ὀνοματοπεποιημένα) beweisen. Dies sind denn aber doch nur einige wenige, und nur da, wo die bezeichnete Sache etwas Hörbares war; und selbst bey diesen wenigen war der Ton gewissermassen willkürlich, wie die verschiedne Bezeichnung ebenderselben Sachen in verschiednen Sprachen beweiset, wo *Heach; οὐαί, eheu, o weh! helas!* eben dasselbe ausdrückt, so wie נבח, *latrare, bellen* etc. sehr verschiedne Töne sind, bey welchen sich der Hebräer, der Lateiner und der Deutsche gerade eben die Sache denkt. 2) Es müsse doch eine Ursache seyn, warum man bey Einführung einer Sprache diese und keine andre Benennung gebraucht habe. Aber diese ist nicht gerade in der Natur der Sache zu suchen, sondern in der Natur der Sprachorgane, oft auch in sehr zufälligen Umständen, die bey der Erscheinung der zu benennenden Sache vorkamen. So tadelt er ihn auch S. 251. dass er die Zeugnisse griechischer Kirchenväter gebraucht wissen will, die eignen Bedeutungen zu finden, welche die Schriftsteller N. T. mit gewissen Wörtern verbunden haben; denn diese, meynt M., bewiesen nur, dass jene die Apostel so verstanden hätten. Allein nach dieser Erinnerung könnte man ja die Zeugnisse der Glossatoren und Scholiasten eben so wenig brauchen, die M. doch selbst gelten lässt; und ists dann nicht immer sehr wahrscheinlich, dass wenn zumal ein Schüler der Apostel, wie der hier von E. angeführte *Clemens,* offenbar auf eine Stelle des N. T. anspielt, und durch deutlichere Wörter den Sinn der dunkeln des N. T. ausdrückt, er gar wohl gewusst habe, welche Idee den Aposteln bey dem Gebrauch gewisser Wörter vorschwebte. Eben so scheint er Ernesti's Erklärung der Emphasis: *accessio ad solitam verbi significationem, augendi vim habens in utramque partem,* nicht ganz aufgefasst zu haben, wenn er das letzte *in utramque partem* überall erklärt: *vel in bonam vel in malam, vel cum laude vel cum vituperio.* Dies ist nur eine besondere Art der Emphasis, nämlich die, von der E. sagt: *pertinet ad significationis gravitatem;* aber sie kann auch, wie er es ausdrückt, eine blosse *amplitudinem significationis* hervorbringen, die Bedeutung *vermehren* solle (*augere*), und zwar *in utramque partem,* d. i. die gewöhnliche Bedeutung entweder weiter ausdehnen oder mehr einschränken, in welchen beiden Fällen noch ein Begriff zu dem sonstigen hinzukommt. Wenn Paulus z. B. Apostelgesch. 27. sagt: heute ists 14 Tage dass ihr nichts *gegessen,* nichts *zu euch genommen* habt: so versteht sichs von selbst, dass er *essen* und *zu sich nehmen* nicht in der gewöhnlichen Bedeutung brauche, da sie 14 Tage *so* nicht hätten aushalten können, sondern er meynt: sie hätten nicht *ordentlich* gegessen. Dieser Zusatz ist eine Emphasis, aber weder *in laudem* noch *vituperium:* der Sturm und Kummer hatte sie dazu nicht kommen lassen.

Uebrigens folgt M. seinem Autor in der Methode; stellt mehr Anmerkungen und Regeln hin, die aus fleissiger Beobachtung gezogen sind, als dass er sie aus Begriffen herleiten sollte, hält sich mehr an das, was der schlichte Menschenverstand und die Natur der Sprache, in welcher das N. T. geschrieben ist, mit sich bringt, als an die Natur der Sprache überhaupt. Mögen bey dieser Art zu verfahren, man

manche Mängel in der Hermenevtik bleiben, und es daher kommen, dass E. und M. oft sagen müssen, sie begnügten sich nur mit *einigen* Regeln oder Anmerkungen: so hat sie doch das vor der eigentlich wissenschaftlichen Behandlung der Hermenevtik voraus, dass sie keine Regeln giebt, die zwar wahr, aber in der Anwendung zur Entdeckung des Sinnes nicht zu brauchen sind, oder auf die besondere Sprache nicht passen, in der eine gegebene Schrift geschrieben ist. Durch diese empirische Methode können grosse Ausleger gebildet werden, sind zu allen Zeiten gebildet worden, und wir alle, die wir Bücher erforschen lernen, kommen dadurch zur Fertigkeit in der Interpretation; durch die eigentlich wissenschaftliche Anweisung gewiss keiner; wenigstens wird er durch diese schwerlich etwas entdecken, was ihn nicht schon der *bon sens* oder eine bloss fleissige Beobachtung lehren könnte. Es ist ein Glück für diese Disciplin, dass bey dem neuerlich theils wieder ausgebrochenen, theils erst entstandenen Eifer, die *heilige Schrift* nach vermeyntlich philosophischen Begriffen zu erklären, und namentlich die an sich sehr achtungswerthe kritische Philosophie da anzuwenden, wohin sie nicht gehört, wir meynen bey historischen Gegenständen, wohin auch philologische ihrer Natur nach zu rechnen sind, und Disciplinen in eigentliche *Wissenschaften* verwandeln zu wollen, dass da, unsers Wissens, noch Niemand auch die Hermenevtik der heil. Schrift in eine Wissenschaft zu verwandeln unternommen hat. Nach manchen Proben der neuesten Art die Bibel zu erklären, hätte man uns wahrscheinlich wieder zu der exegetischen Barbarey, oder, wenn man will, Willkürlichkeit, zurückgeführt, wovon uns vornehmlich befreyt zu haben, Ernesti's und seiner ähnlichen Schüler unsterbliches Verdienst ist.

Allerdings hat indessen seit ihm und selbst noch in den letzten Lebensjahren des verewigten Morus die Erklärung der heil. Schrift so viel neues Land gewonnen, dass man wohl wünschen oder erwarten konnte, dieser oder der würdige Herausgeber seiner hermenevtischen Vorlesungen, möchte diese Landkarte, wenn wir so reden dürfen, mit den neubebaueten Plätzen bereichert haben; es giebt auch der Letztere in seiner Vorrede S. XLVI f. so manche dieser Plätze an, dass man daraus wohl sieht, es fehlte ihm an Kenntniss derselben nicht, so wie aus einigen seiner Zusätze, auch nicht an Geschicklichkeit, diesen Abgang zu ergänzen. Dass er es aber nicht gethan, kann ihm nicht zum mindesten Vorwurf gereichen. Es war schon Verdienst, uns die Vorlesungen von Morus selbst in einer so schönen Gestalt zu geben, worinn sie hier wirklich erscheinen; es würde sie ohne Noth vergrössert und vertheuert haben, und Hr. Prof. *Eichstädt* wird gewiss alles dieses noch Fehlende viel ordentlicher, ausführlicher und gründlicher in besondern Untersuchungen sagen können, allenfalls in einem besondern Supplementenband, den er diesen Vorlesungen könnte nachfolgen lassen.

Vorjetzt bestehen seine Zusätze, die er mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bald gleich in dem Texte, bald unten auf jeder Seite, bald in einem Anhang zu den Paragraphen oder Kapiteln gesetzt hat, *theils* in literarischen Notizen, *theils* in wirklichen eignen Zusätzen und Verbesserungen. *Jene* machen dem Leser die Schriften bekannt, woraus er weitere Erläuterungen desjenigen, was M. gesagt hatte, schöpfen kann, z. B. S. 173. über die erläuterte Sprachenanalogie, S. 217. über die gelehrte Streitigkeit wegen der Reinheit oder Unreinheit des Griechischen im N. T., S. 242. über die Erläuterung dieses Griechischen aus den Apokryphen des alten Testaments, wo uns nichts vom Belang vorgekommen ist, was Hr. E. übergangen hätte. Zu den *Zusätzen von Sachen selbst* gehört vorzüglich, in der Vorrede, der bey aller Kürze doch sehr vollständige Entwurf einer Geschichte der biblischen Hermenevtik unter den Christen. Die Bemühungen derer, die dahin gehörige Regeln zu geben gesucht haben, werden sehr richtig gewürdigt; nur hätten wir *Glassens* berühmtes Werk mehr hervorgezogen und als den Anfang einer glücklichern Epoche angegeben gewünscht; es ist sicherlich, den jungen Ausleger zu bilden, nützlicher und hat mehr gewirkt, als Baumgartens Anweisung, die hier an die Spitze einer neuern glücklichern Periode gestellt wird. Von andern Zusätzen im Buche selbst zeichnen wir nur den S. 56 f. über den Unterschied der *Bedeutung* und des *Sinnes*, meistens nach Morus besonderer Abhandlung, die in seiner Diss. wieder abgedruckt ist, doch auch von Hn. E. eigens bearbeitet; den über den vorsichtigen Gebrauch der Analogie fremder Sprachen S. 182 f., über die Vorsicht beym Gebrauch des *sensus communis* in der Auslegung S. 191 f., über den sogenannten Hellenistischen Dialect 224 f. und über die Mythen in der Bibel 284 f., aus, weil sie die ausführlichsten sind, einer zahlreichen Menge anderer, meistens kleinerer, nicht zu gedenken. Von manchem hätten wir, wenigstens der Anfänger wegen, für die er eigentlich seine Zusätze beyfügte, auch noch wohl mit möglichster Kürze eine weitere Auseinandersetzung gewünscht, z. B. über die Schwierigkeiten bey der Interpretation des N. T. welche so wenige, selbst Aeltere, sich recht vorstellen können; über die sogenannten Typen S. 37. mit welchen so viel Unfug getrieben und wobey Missverstand noch so wenig bey Seite geräumt worden ist u. dgl. Aber hierüber lässt sich nicht wohl mit Jemanden rechten; weil, wenn jemand eine eingeschränkte Absicht bey seinen Anmerkungen hat, und, wie Hr. E. in diesem Fall war, haben muss, man von ihm keinen *Commentarium perpetuum* fodern kann, sondern die Wahl lediglich seinem Gutbefinden überlassen muss; und weil die Foderung um so unbilliger seyn würde, da er zu gar keinen Zusätzen verbunden war. Genug, was Hr. E. wirklich hinzugefügt hat, scheint uns fast durchaus zweckmässig und wohl gefagt. Nur ein paar Stellen wollen wir, um unsre Unparteylichkeit zu zeigen, anmerken, wo uns jener Zweck, oder die

die Wahrheit, nach unserer Einsicht etwas verfehlt scheint.

Morus bemerkt S. 212.: wenn die Schriften des N. T. die von jüdischen und ungelehrten Schriftstellern herrühren, rein griechisch geschrieben wären: so würde man ihre Authentie bezweifeln. Eine Anmerkung des Herausgebers setzt hinzu: Paulus selbst gebe es als ein Merkmal an, woran man falsche und betrügerische Lehrer erkennen solle, *quod eorum stilus ab Apostolorum simplicitate valde recedat.* Diese Warnung des Apostels ist uns doch nie vorgekommen; wenigstens geht sie gewiss ihren *Stil* und dessen *Reingriechisches* nichts an. Eben so wenig erinnern wir uns (wie es doch auf eben der Seite heisst), dass und wer gesagt haben möchte: seit dem das Christenthum unter die Heiden gekommen wäre, hätten die Apostel einen zierlichern und kunstmässigern Vortrag (in ihren Schriften) gebraucht; welches Hr. E. vom Johannes zugiebt, dieser sey reiner von Hebraismen als Matthäus und Marcus, Lucas am reinsten, und Paulus Briefe hätten *speciem elegantis, splendidae, et ab usu intelligentiaque hominum indoctorum remotae orationis.* Hier wird wohl *Einfalt, Würde* und *Kraft* des Vortrags, nebst jüdischer Gelehrsamkeit, die er dem Paulus mit Recht beylegt, mit einem *zierlichen* und *reingriechischen* Vortrag verwechselt, wovon bey allen diesen Schriftstellern, einiges im Lucas ausgenommen, keine Spur zu finden ist. — Die nämliche Bewandtniss hat es mit einer Anmerkung S. 143 f. wo von dem schriftstellerischen Charakter der Schriftsteller des N. T. die Rede ist und gezeigt werden soll, worinn sie einander ähnlich oder unähnlich wären, woher dies rühre und ob einer den andern nachgeahmt habe? Eine sehr untersuchungswerthe Sache, die sich nur in einer Anmerkung von wenig Seiten nicht auseinander setzen lässt, zumal wenn man das Wichtigste, den dogmatischen Charakter eines jeden, d. i. die Art angeben wollte, wie jeder die Lehre Christi nach besondern Ideen und in eigenen Ausdrücken vorstellt. Hr. E. findet die grösste Aehnlichkeit zwischen Paulus und Johannes in der Wahl und dem Vortrag der Sachen, welche daher rühre, dass beide für schon denkendere und aufgeklärtere Leser schrieben. Dies mag von Paulus in einigen Briefen wahr seyn, wiewohl er selbst in seinem nach jüdischer Art gelehrtesten Briefe seine Leser für solche erklärt, die Milch und nicht starker Speise bedürften; beym Johannes gründet er diese Aehnlichkeit mit jenem, auf die Anspielung auf Cerinthische Lehren und Ausdrücke, so wie die Verschiedenheit seines Evangelii von den andern Evangelien, darauf, dass Johannes einen besondern τρόπον παιδείας und Ausdruck aus der Zabischen Schule Johannes des Täufers mitgebracht, und sich nach den Juden bequemt habe, die die Lehren der Platonischen und Zoroastrischen Philosophie mit ihren Volksmeynungen durch cabbalistische Kunst so verbunden hätten, dass eine neue γνῶσις daraus entstanden sey; daher Christus in Joh. Evangelio einem alexandrinisch-jüdischen Lehrer ähnlicher als einem Lehrer in Palästina erschiene, wie ihn die andern Evangelisten erscheinen liessen. Von diesem allen gestehen wir offenherzig im Johannes gar nichts finden, noch es mit dessen edler Simplicität reimen zu können; besorgen auch, dass dadurch seine Schriften mehr in Schatten gesetzt als aufgeklärt werden möchten. Doch dergleichen einzelne Aeusserungen schaden dem Ganzen dieser Vorlesungen und Zusätze *nichts*, die sonst allen Dank und gewiss als eine gute Vorbereitung zur Bildung junger Ausleger empfohlen zu werden verdienen.

Noch ist das schätzbare Buch in diesem Bande nicht weiter als bis auf des Ernestischen ersten Theils Sect. II. c. 5. gekommen, es sind also noch die zwey letzten Kapitel und der ganze mehr historische Theil *de instrumento hermeneutico* zurück, wo Hr. E. sich häufig veranlasst und vermuthlich auch genöthigt sehen wird, das Buch mit mehrern Zusätzen zu bereichern, die gewiss von dieser Hand sehr willkommen seyn werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Stendal*, b. Franzen u. Grosse: *Betrachtungen über die drohendsten Gefahren der weiblichen Jugend. Für nachdenkende Töchter, von einer erfahrnen Mutter* (an ihre Tochter. 1795. 4½ B. 8. — Der ungenannte Herausgeber meldet im *Vorbericht*, dass diese Schrift mit dem Auftrage ihm zugestellt worden sey, sie zu berichtigen, mit Zusätzen zu vermehren und dann herauszugeben. — Diese Art von *Moral* ist für Mädchen aus dem *Mittelstande* von 15 bis 20 Jahren bestimmt, und in dieser Hinsicht so ziemlich vollständig. Sie enthält *Warnungen* gegen falsche Rücksichten bey der *Wahl des Gatten*, gegen *eheliche Untreue*, gegen den *Hang zur Klatscherey und Verleumdung*, den *Geiz* und den entgegenstehenden *unverhältnissmässigen Aufwand*, sammt den *Quellen* des letztern, als *Stolz*, *Eitelkeit* und *Vorurtheile* des sogenannten Wohlstands; und endlich gegen die *Geringschätzung der Religion*. Durchgängig erblickt man in der Vfn. eine Frau von Welt: auch wüssten wir nicht, warum diese mit einem Anstand geäusserten Bemerkungen und ans Herz gelegten Ermahnungen nicht auch für Töchter *höherer Stände* passend und nützlich seyn sollten. In diesem Falle müsste man vielleicht nur die Benennung *Klatscherey* mit der von *Medisance* vertauschen, indem die Sache selbst die nämliche bleiben möchte. Den *Schluss* macht von S. 62. an in schulgerechterm Tone eine hinzugefügte *Anmerkung* des *Correctors* über die *richtige Würdigung der weiblichen Erziehung*, wo manche ältere und neuere Fehler derselben gerügt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie,* als Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen über diese Wissenschaft, von *Johann Gottlieb Fichte* designirten ordentlichen Professor der Philosophie auf der Universität zu Jena. 1794. 68 S. gr. 8.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre,* als Handschrift für seine Zuhörer von *Johann Gottlieb Fichte.* 1794. 339 S. gr. 8.

3) Ebendaselbst: *Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen,* als Handschrift für seine Zuhörer von *Johann Gottlieb Fichte.* 1795. 108 S. gr. 8.

4) Ebendaselbst: *Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* der Philosophie Doctoren und Professoren zu Jena. Fünften Bandes erstes bis (incl.) sechstes Heft.

Rec. befindet sich in dem seltenen Falle, dass der Bericht, den er über die vor ihm liegenden Schriften abzustatten hat, eine *völlig neue,* von jeder bisherigen wesentlich verschiedene, *Philosophie* betreffen wird. Er glaubt daher, dem grössten Theile derjenigen Leser, die er dabey vor Augen haben soll, nur dadurch verständlich werden zu können, dass er von seiner gegenwärtigen, durch das Studium jener Schriften zwar nicht *veranlassten,* aber *genauer bestimmten,* Ansicht der unmittelbar vorhergegangenen Philosophie ausgehe. Die *Kantische Kritik* und die *Fichtische Wissenschaftslehre* müssen sich durch die Vergleichung ihrer Eigenthümlichkeiten einander um so mehr aufhellen, da sie, wie hier gezeigt werden soll, auch darin *einzig in ihrer Art* sind, dass durch *beide wahre Philosophie,* und zwar *darum* und *insoferne* aufgestellt wird, *weil* und *inwieferne* sie einander wesentlich *entgegen gesetzt* sind.

Reines, unbedingtes, von der Erfahrung unabhängiges Wissen, war von jeher das Ziel der Bestrebungen der philosophirenden Vernunft. Selbst der *Empirismus* geht in dem einzigen ächt philosophischen Versuche, den er aufzuweisen hat, in dem *Lockischen,* insoferne *über* die wirkliche Erfahrung hinaus, als er dieselbe zergliedert, in den angeblich *einfachen* Vorstellungen, als den letzten Elementen, reines Wissen gefunden, und die Möglichkeit der Erfahrung erklärt zu haben glaubt. Der *Skepticismus,* welcher, mit Recht, jedes von der Erfahrung abhängige Wissen für *bedingt,* aber, mit Unrecht, jedes mögliche Wissen *für abhängig* von der Erfahrung hält, erklärt darum alles reine Wissen für *unmöglich.* Sowohl er, als sein, vormals einziger, Gegner, der *Dogmaticismus,* verstehen unter jenem Wissen die Erkenntniss *der Dinge an sich* als solcher, und die *Metaphysik* wird von ihren dogmaticistischen Anhängern nur in der Eigenschaft der *Wissenschaft der Dinge an sich* für die reine Realwissenschaft angesehen. *Reine Vernunft* ist ihnen das Vermögen, die Dinge, *wie sie an sich selbst sind,* vorzustellen, und der *Empiriker* glaubt durch den Gebrauch dieser Vernunft die Kenntniss der Dinge an sich *aus* der Erfahrung *geschöpft,* — der *Rationalist* aber sie *in* dieselbe *hineingesetzt* zu haben. Der *Kriticismus* unterwirft das reine Wissen einer Untersuchung, die sich von allen bisherigen vorzüglich *dadurch* unterscheidet, dass sie weder ausdrücklich noch stillschweigend *voraussetzt,* dass jenes Wissen Erkenntniss der Dinge an sich seyn müsse. Das Resultat dieser neuen Untersuchung behauptet, dass Erkenntniss der Dinge an sich *überhaupt unmöglich,* wohl aber, ein von der Erfahrung unabhängiges, und insoferne reines Wissen *möglich sey,* dass dasselbe die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung *als solcher,* aber auch *nur sie* allein, zum Object haben müsse; dass es als reines Wissen nicht durch die *Kritik,* sondern durch eine *besondere reine Vernunftwissenschaft,* zu der sich jene lediglich als *Propädeutik* verhalte, aufgestellt werden könne; dass sich die *Vernunft überhaupt* nicht als Vermögen, Dinge an sich vorzustellen, denken lasse; dass derselben nur *vermittelst* der *Sinnlichkeit,* und des an die Sinnlichkeit gebundenen *Verstandes, objectivreale* Erkenntniss möglich, dass durch *reine* Vernunft *unmittelbar* nichts als die *Nothwendigkeit des freyen Handelns,* welche das *moralische Gesetz* heisst, statt finde; dass *nur vermittelst* dieses Gesetzes ein, über die sinnliche Erkenntniss hinausgehendes, *Glauben* bedingt und bestimmt sey; dass also die Vernunft nur in ihrer *praktischen* Function lediglich *für sich* und *durch sich* selbst, als *reine* Vernunft, thätig sey, und nur für die, durch unser freyes Handeln hervorzubringende, *moralische Welt constitutiven* Gebrauch habe, während sie in ihren *theoretischen* Functionen, auf das blosse *Reguliren* der sinnlichen Erkenntniss beschränkt, die Sinnenwelt als *gegeben* voraussetze.

Die von dem Kriticismus als *ausgemacht angenommene Voraussetzungen,* aus denen derselbe jene Resul-

Resultate herleitet, konnten nur blosse *Thatsachen*, und keineswegs reine *Principien* seyn. Durch ihn sollte ja erst untersucht werden: ob und inwieferne *reines Wissen überhaupt* möglich oder unmöglich wäre. Wirklich leget er in der *Kritik der reinen Vernunft* den *natürlichen* Begriff der *äusseren und inneren Erfahrung überhaupt*, und in der *Kritik der Praktischen* — das *unmittelbare Bewusstseyn des Sittengesetzes zum Grunde;* und geht nie schlechthin, sondern immer nur insoferne *über* beides hinaus, als er *davon* ausgeht. In der Einen steigt er zu den *Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung* hinauf, die er in die *materialen* und *formalen*, und diese in die *constitutiven* und *regulativen* unterscheidet. Er stellt *Raum* und *Zeit* und die *Kategorien* als formale *Bedingungen* und die *äussere Empfindung* als die *materiale* auf, und zeigt, dass und inwieferne sie nur *durch* ihren *Unterschied* und *Zusammenhang* die *objective Realität* der Erkenntnisse *constituiren.* Indem er bey seiner Deduction der Kategorien bis zur *ursprünglichen Einheit der Apperception* gelangt, und dieselbe einerseits als die Bedingung der *objectiven* Einheit des Bewusstseyns und folglich *der Kategorien* angiebt, stellt er andererseits die Kategorien selbst wieder als die Bedingungen *jener Einheit* und beides als blosse Bedingung der Erfahrung dar. Das Ich, als *reine Intelligenz*, folglich nicht als *blosse formale* Bedingung der Erfahrung gedacht, ist ihm nichts als ein *Paralogismus der Vernunft.* — Indem er in der *Kritik der praktischen Vernunft* das Eigenthümliche des *praktischen* Vernunftgebrauches entdeckt, die Unabhängigkeit desselben von den Bedingungen des *theoretischen* zeigt, und in den *Postulaten* der praktischen Vernunft Ueberzeugungen enthüllt, von denen man sich durch blos theoretische Grundbegriffe keine Rechenschaft geben könne, und die entweder aufgegeben oder verfälscht werden müssten, wenn die Vernunft nicht praktisch wäre — geht er dabey einzig von dem *natürlichen* und als *ausgemacht angenommenen* Begriff des *Sittengesetzes* aus, durch dessen sich unmittelbar ankündigende *absolute Nothwendigkeit* er sich aller weitern Nachfrage über die *Möglichkeit* dieses Gesetzes überhoben glaubt. Sein eigenthümliches Geschäft besteht also in der Zergliederung der *zwey Hauptbegriffe* des blos *natürlichen* Vernunftgebrauchs (des gemeinen und gesunden Verstandes) und in der Anwendung des dadurch gewonnenen Resultats auf die Beurtheilung der bisherigen *metaphysischen* und *moralphilosophischen* Lehrgebäude. Die neue Lehre von den *übersinnlichen Gegenständen* (*Freyheit, Gott,* und *Unsterblichkeit*), die er aus jenem, als *Princip* zum Grund gelegten, Resultat folgert, erhebt sich ihrem ganzen *Inhalt* nach keineswegs über die Ueberzeugungen der blos *natürlichen* Vernunft, und verdankt der *philosophierenden* nichts als die Lauterkeit und Vollständigkeit ihrer *Form.* Desto höher musste sich der Kriticismus bey diesem ganzen Geschäfte über die Vorstellungsarten aller *bisherigen* Philosophie emporschwingen. Der Entdecker der *synthetischen Urtheile* durfte nirgends als blosser *Analyst* der Gedanken seiner Vorgänger zu Werke gehn. Bey dem Zustande, in welchem er die Philosophie angetroffen hat, war das *Zurückgehen* zu den *natürlichen* Begriffen von *Erfahrung* und *Sittengesetz*, und das Entwickeln derselben in ihrer *ursprünglichen*, durch die *Künsteleyen* des Dogmaticismus unentweihten, Lauterkeit nicht nur nicht ohne einen *Grad der Gesundheit des Verstandes*, den vielleicht seit *Sokrates* kein Philosoph geäussert hat, sondern auch nur durch die seltenste *Genialität*, und den geübtesten *philosophischen Geist* möglich.

Das *reine*, oder dasjenige *Wissen*, welches lediglich durch seine Wahrheit gewiss, und durch seine Gewissheit wahr wäre, würde ein *unbedingtes* d. h. ein solches Wissen seyn müssen, welches nichts voraussetzte, als was es selbst, und durch sich selbst enthielte. In wieferne die *Erfahrung*, und ein durch sie *bedingtes Selbstbewusstseyn*, etwas enthalten, das kein Wissen, und durch kein Wissen da ist; insoferne können weder sie selbst, noch irgend ein anderes Wissen, wobey sie *vorausgesetzt* werden, reines Wissen seyn. Nichtsdestoweniger lässt sich das *Streben* nach reinem Wissen, das, inwiefern es sich Wahrheit und Gewissheit um ihrer Selbst willen zum Endzweck macht, zwar nur *durch Freyheit möglich*, aber *durch Vernunft nothwendig* ist, auf *zwey wesentlich verschiedene Weisen* denken. Dasselbe geht entweder schon von einem erreichten reinem Wissen aus, und besteht *im Fortschreiten im reinen Wissen;* oder es geht von keinem schon erreichten aus, und besteht in der *blossen Annäherung zum reinen Wissen.* Dieses letztere ist der gemeinschaftliche Charakter *aller bisherigen* Philosophie, der auch durch die Etymologie ihres Namens bestimmt genug angedeutet wird. Sie war nie ein *reines*, aber auch *kein gemeines*, sondern durch das Streben nach reinem Wissen mehr oder weniger *veredeltes Wissen.* Sie muss so lange diesen Charakter behalten, als sie *wissentlich oder unwissentlich* aus der *Erfahrung* schöpft. Sie wird *dogmatisch*, wenn sie die *Natur* und den *Ursprung* der Begriffe, von denen sie ausgeht, verkennt, und reines Wissen aus reinem Wissen abzuleiten wähnt. Sie glaubt sich *über* die Erfahrung *hinaus*, bis zum *absoluten* Grunde derselben emporgeschwungen zu haben, indem sie von *einem Stücke* des *verstümmelten* Begriffes der Erfahrung ausgeht, das ihr seinem *empirischen* Charakter nach unkenntlich geworden ist, und welches sie als reines Princip annimmt, um aus demselben den Inhalt des noch übrigen Stückes herauszukünsteln. So legt der *transcendente Idealismus* das *Object* der *inneren* Erfahrung — das *blosse Vorstellen* — als das *Absolute* zum Grunde, woraus er die Objecte der *äusseren* Erfahrung — und der *transcendente Realismus* — das *Object der äusseren* Erfahrung — die Materie, — woraus er das *Vorstellen* — zu erklären strebt. Der Begriff von dem, was durch *Freyheit* geschehen *soll*, ist in beiden Systemen aus der Grundlage, und durch die Grundlage ausgeschlossen, und im Dogmaticismus überhaupt ist keine *praktische Philosophie* möglich.

Der Streit zwischen dem *Skepticismus*, der die *gesünderen* Begriffe von *Erfahrung* —, und dem *Dogmaticismus*

ticismus (der seinem Gegner gegenüber,) das durch Vernunft nothwendige *Streben* nach *reinem Wissen* — auf seiner Seite hat, führte allmählich die Epoche herbey, in der es der philosophirenden Vernunft gelungen ist, von dem *natürlichen*, die *äussere* und *innere Erfahrung* begreifenden, und im *Unterschiede* und *Zusammenhange* mit dem *sittlichen Selbstbewusstseyn* gedachten *Grundbegriffe* auszugehen. Dadurch ward es ihr erst möglich, ihr Problem in dem *ganzen Umfange* zu fassen, in welchem dasselbe während ihres, im *blossen Annähern* bestehenden, Strebens nach reinem Wissen gedacht werden kann und muss. Sie konnte und musste nun ihre Entwicklung der *Möglichkeit der Erfahrung* sowohl über das, was bey der *äussern* und *inneren Erfahrung überhaupt* in uns *ohne unsern Willen* vorgeht, als auch über das, was in derselben *durch unsern Willen* geschehen *soll*, ausdehnen. Aber eben darum konnte sie weder das Fundament, über welchem sie sonst im *Dogmaticismus* gebaut *hatte*, noch auch dasjenige, auf welchem sie ihr neues Gebäude aufführte, länger verkennen. Sie nahm den *kritischen* Charakter an, inwieferne sie den Anspruch auf den *reinwissenschaftlichen* aufgab, die Grundgesetze des *natürlichen Vernunftgebrauchs, so weit* sie durch Zergliederung desselben zu entdecken sind, aufstellte, und das Streben nach reinem Wissen, *von dem Standpunkte* aus, der nur blosse *Annäherung* zulässt, durch die *Entdeckung vollendete*: dass *durch die theoretische Vernunft kein reines Wissen, durch die* *die Sittengesetze praktische aber überhaupt kein Wissen* möglich sey.

Gleichwie nun die *kritische* Philosophie für keinen ihrer Beurtheiler, dem es durch seinen, es sey nun *idealistischen* oder *realistischen Dogmaticismus* unmöglich *wird*, in die *natürlichen Grundbegriffe* von *Erfahrung* und *Sittengesetz* einzugehen, verstanden und wahr befunden werden kann: so kann sie von allen denen, die in ihr das *reine Wissen* gefunden zu haben glauben, nur aus Missverständniss angenommen seyn. Sie hört auf, die *kritische* zu seyn, sobald man sie für die *wissenschaftliche* hält, und geht in einen Dogmaticismus über, der sich von dem bisherigen nur durch eine grössere Inconsequenz unterscheidet. Es fällt ihr dann völlig zur Last, dass sie für die *materiale* Bedingung der Erfahrung, die sie zur *objectiven Realität* der *formalen* Bedingungen fodert, keine andere als eine *solche Erklärung* übrig lasse, durch welche die von ihr verbannten *Dinge an sich* wieder herbey geführt werden müssen. Dieser, von den einsichtsvollsten Gegnern dieser Philosophie so oft wiederholte, Einwurf fällt von selbst, aber auch nur dadurch weg, wenn man weiss, und bedenkt, dass sie die Bedingungen der Erfahrung nur *insoweit* angeben konnte und musste, als dieselben in dem *natürlichen Begriffe von äusserer und innerer Erfahrung überhaupt* enthalten sind, dass sie eben darum in der Erklärung der *materialen* Bedingung über die *äussere Empfindung* als blosse *Thatsache nicht* hinausgehen *durfte*, dass sie durch den Erweis, dass der *positive* Begriff des *Dinges an sich* den formalen Bedingungen der Erfahrung widerspreche, *dieses Ding* aus der Erklärung jener Thatsache hinlänglich ausgeschlossen habe, und dass ihr die *Deduction* der Empfindung nur dann obliegen würde, wenn sie das System der reinen Vernunft wissenschaftlich aufzustellen übernommen hätte.

Wenn reines Wissen möglich ist, so ist es zwar *nicht durch*, aber auch *nicht ohne* die *kritische* Philosophie möglich. Die Vernunft muss sich selbst erst in ihrem bloss *natürlichen* Gebrauch kennen, und einsehen lernen, dass ihr *durch* denselben *kein* reines Wissen möglich sey, bevor sie mit *Bestimmtheit* an einen *künstlichen* Gebrauch denken kann, der von dem *natürlichreinen* darin verschieden ist, dass er kein *blosser praktischer*, und von dem *natürlichtheoretischen* — dass er ein *reiner Gebrauch* ist. Ohne vorhergegangene *entwickelte* Kenntniss des *natürlichen*, hätte der *künstliche*, wie bisher der Fall war, in die *Künsteley* des Dogmaticismus ausarten müssen. Endlich würde ohne die durch den Kriticismus festgesetzte *erste* und *vorläufige* Kenntniss des *Unterschiedes* zwischen theoretischem und praktischem Vernunftgebrauch, nicht daran zu denken gewesen seyn, diese *beiden Arten* des Vernunftgebrauches aus dem ihnen *gemeinschaftlichen* von dem Kriticismus keineswegs angegebenen *Princip* zu deduciren, und das wirkliche reine Wissen durch einen Vernunftgebrauch zu versuchen, der *keineswegs* wie der kritische, den *Begriff der Erfahrung* und des *Sittengesetzes voraussetzt*, sondern *beide* aus *jenem Princip ableitet*.

Diesen reinwissenschaftlichen Vernunftgebrauch hat nicht nur kein *Dogmaticismus* bisher versucht, und kein *Skepticismus* geahnet; auch der *Kriticismus weiss nichts* von ihm, und kann nichts von ihm wissen; weil sich die Möglichkeit desselben nicht vor seiner Wirklichkeit *anticipiren*, folglich auch nicht *kritisiren* lässt. Mit ihm und durch ihn müsste für die Philosophie und für alle Wissenschaften eine *neue Epoche* angehen, von der sich in der ganzen Geschichte des menschlichen Geistes kein Beyspiel aufweisen lässt. Das *Philosophiren*, wenn es anders diese alte Benennung beybehielte, würde eine *ganz andere*, von seiner bisherigen *wesentlich verschiedene*, Natur annehmen. Es würde nicht mehr blosse *Annäherung* zu dem unerreichten und unerreichbaren, sondern *Fortschreiten* ins Unendliche im erreichten reinen Wissen seyn. Die Philosophie (ohne Beynamen) würde nicht mehr eine *hypothetische*, von unerwiesenen, aber an sich erweislichen, Voraussetzungen ausgehende, sondern eine *absolute* in ihrem Fundamente vollendete, *strenge Wissenschaft* seyn. Sie würde nicht, wie *die kritische*, sowohl um in ihrer Grundlage aufgestellt, als auch um verstanden zu werden, die natürlichen Grundbegriffe in ihrer *gesunden Beschaffenheit* voraussetzen, *ohne diese Beschaffenheit als solche erweisen zu können*; sondern sie würde diese Begriffe selbst aus einer von ihnen *an sich* unabhängigen Grundlage herleiten. Eben darum aber würde sie auch, was der Kriticismus ohne Beweis aufstellt, beweisen, und *insoferne mit ihm denselben Inhalt haben*. Durch

sie würden endlich die philosophirenden Selbstdenker aus ihrem bisherigen *Naturstande* in den *Stand der Gesellschaft*, aus dem bey dem bisherigen Mangel reinwissenschaftlicher Principien unvermeidlichen Zustand der *gesetzlosen Freyheit* in den Zustand *freyer Gesetzmässigkeit* übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, auf Kost. d. Vfs.: *Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur* mit Beschreibungen von *Jacob Sturm*. II. Abtheilung. *Kryptogamie.* 1 Heft. 1797. 16 illum. Abbild. und eben so viele Textblätter in einem Umschlage. (16 gr.)

Den Beyfall, den diese Abbildungen gefunden haben, und den sie jedem beym ersten Anblicke abnöthigen, kann man sich sehr leicht erklären. Denn hier haben sich Treue, Genauigkeit und Sauberkeit vereint, zu zeigen, welchen hohen Grad der Deutlichkeit sie in einem so beengten Raume zu erreichen vermögen. Da der schon als Insectenmaler rühmlich bekannte *J. Sturm* sich den Kreis der abzubildenden Pflanzen auf eine so zweckmäsige Art abgesteckt hat, indem er nur von jeder Gattung, oder von jeder Familie einer Gattung eine und zwar die deutlichste Pflanze vorstellen will; so kann man der Vollendung sehr bald entgegen sehn, und sich auf einen so wohlfeilen, angenehmen und sichern Führer zur Kenntniss der deutschen Gewächsgattungen im Voraus freun.

Bey den Kryptogamisten folgt der Vf. ganz dem Hoffmannischen Taschenbuche, das hier auch nur allein angeführt wird. Bey jeder Pflanze findet man die Zahlen der Classe und Ordnung, den systematischen lateinischen und deutschen Namen, die Differentia specifica und eine Beschreibung in deutscher Sprache. Jede Kupfertafel enthält entweder die ganze Pflanze, oder einen Zweig, und die Darstellung der Fruchtwerkzeuge, gewöhnlich in natürlicher Grösse. Oben steht die Numer der Classe und Ordnung. Sollte es nicht auch zweckmäsig seyn, die Zahl des Hefts und des Blatts auf dem Kupfer und auf dem Textblatte anzuzeigen?

In Ansehung der Abbildungen hegt Rec. weiter keine Wünsche, als dass die Schattenseite durch einen kräftigern, die Lichtseite durch einen leisern Umriss angedeutet würde, und dass der Pinsel die Natur, der er so getreu zu folgen gewohnt ist, auch in dem mannichfaltigen Grün nachgeahmt hätte, das in den bisher herausgekommenen Heften fast durchgehends dasselbe ist.

Die Namen der hier abgebildeten sechzehn Pflanzen übergehn wir.

HANNOVER, b. d. Gebrüder Hahn: *Bemerkungen über das Studium der kryptogamischen Wassergewächse*, von *A. W. Roth.* 1797. 8.

Dass sich unser betriebsamer Vf. nun besonders auch mit den kryptogamischen Gewächsbewohnern der Gewässer beschäftigen werde, ist schon aus seinen *Catalectis* abzunehmen, wo er vornehmlich mit den *Conferven* einen, aber nicht gar zu sonderlichen Anfang gemacht hat. Nachdem er hier im ersten Abschnitte gezeigt hat, wie weit Linné, seine Vorgänger und Nachfolger in der Kenntniss dieser Gewächse gekommen; ist er im zweyten bemüht, die Schwierigkeiten zu heben, wodurch vielleicht mancher Liebhaber bisher abgehalten wurde, ihnen eine hinlängliche Aufmerksamkeit zu widmen. Zu dem Ende bestimmt er erst den Hauptbegriff derselben, wodurch welche, manche Gattung, die Linné unter die *Algas* brachte, ausgeschlossen wird. Er zählt nämlich zu den *Algis*, worunter allein diese Wassergewächse verstanden werden sollen, bloss folgende neun Gattungen: 1. *Fucus.* 2. *Ceramium* (sonst zu *Fucus* gerechnet). 3. *Batrachospermum* wovon die Arten vormals unter der folgenden Gattung begriffen waren. 4. *Conferva.* 5. *Hydrodictyon (Conferva reticulata).* 6. *Ulva.* 7. *Rivularia* (bereits in den *Katalectis* angegeben). 8. *Tremella.* 9. *Byssus.* Von allen sind die Charaktere umständlich angegeben. Hierauf giebt der Vf. die Werkzeuge zur Einsammlung, dann die Hülfsmittel zur Untersuchung dieser Gewächse an; ferner wie man sie untersuchen soll, und worauf man bey der Bestimmung der Gattungen und Arten zu sehen habe. Nachgehends wie man eine solche Sammlung machen, die Arten eintragen und bezeichnen solle. Zuletzt auch eine Anweisung zur Abbildung. Dass doch endlich auch in diesem höchst schwierigen Fach ein Anfang von dieser Art gemacht worden ist, muss man dem Vf. allerdings Dank wissen. Der gute Fortgang wird auch dies in der Folge zu mehrerer Vollkommenheit und Reife bringen.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände.* VII. Abtheilung. *Der Arzt.* 2—4 Heft. Auch unter dem besondern Titel: *Der Arzt, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Medicin für Nichtärzte aus den gebildeten Ständen.* 2—4 Heft. 1796. 252 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 303.)

NÜRNBERG, b. Grattenauer u. LEIPZIG, b. Fleischer: *Journal der bildenden Künste.* 3tes Heft. 1797. 272 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 89.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie* etc. von *Johann Gottlieb Fichte.* etc.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaselbst: *Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaselbst: *Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. *Fichte* hat das durchaus originelle Problem einer solchen Philosophie in der Abhandlung *über den Begriff der Wissenschaftslehre* vorläufig aufgestellt, und in der *Wissenschaftslehre* selbst durch die *Begründung* und *Vollendung derjenigen Wissenschaft* aufgelöset, durch welche und mit welcher die philosophirende Vernunft ihren ins unendliche fortschreitenden Gang des reinen und strengen Wissens beginnt. Nur die erste Abhandlung lässt einen Auszug zu, durch welchen Rec. seinen Lesern die kürzeste und bestimmteste Auskunft über die nähere Beschaffenheit jenes Problemes geben zu können glaubt.

§. I. *Hypothetische Aufstellung des Begriffs der Wissenschaftslehre.* Das *Wesen* der Wissenschaft besteht nicht bloss in ihrer *systematischen Form*, sondern in der *Gewissheit ihres Inhalts*, zu der sich jene Form wie *Mittel* zum *Zwecke* verhält. — Soll *dieses Verhältniss* wirklich statt finden: so müssen die *Sätze*, die den Inhalt der Wissenschaft ausmachen, *nur* durch ihre *systematische Verbindung* die Gewissheit erhalten, die sie *ohne* dieselbe *nicht* haben würden. — Mehrere *an sich nicht gewisse* Sätze können aber durch jene Verbindung nur insoferne Gewissheit erhalten, als sie *durch* dieselbe mit einem *an sich selbst*, folglich von der Verbindung *unabhängig*, gewissen Satz verbunden werden. Die Wissenschaft *muss* also einen *Grundsatz*; und *kann* nur *Einen* Grundsatz haben. — Die Frage: *Ist Wissenschaft möglich?* zerfällt also in die Fragen: Giebt es *an sich selbst gewisse* Sätze? und: Giebt es einen *nothwendigen Zusammenhang* anderer an sich *nicht* gewissen mit dem Gewissen? Die Frage aber: *Wie ist Wissenschaft möglich?* enthält die Fragen: *Woher* die *Gewissheit* des Grundsatzes? und: *Woher* die *Nothwendigkeit des Zusammenhangs* der übrigen Sätze mit ihm? — Nennt man das, was der Grundsatz in sich *enthält*, und den übrigen Sätzen *mittheilt*, den *innern Gehalt;* die Art aber, wie er dasselbe mittheilt, die *innere Form der Wissenschaft:* so heissen die zuletzt aufgestellten Fragen: Wie ist der *Gehalt*, und wie ist die *Form* der Wissenschaft möglich? — Der Inbegriff der Kenntnisse, durch welche diese Frage beantwortet würde, könnte mit Recht *die Wissenschaft der Wissenschaft*, oder noch passender, die *Wissenschaftslehre* heissen. — Soll unser Wissen einen *Grund in sich selber*, d. h. einen Grund haben, *der sich selber wissen lässt:* so muss jene Frage beantwortlich, folglich die Wissenschaftslehre möglich seyn. *Ob* sie aber beantwortlich sey, lässt sich nicht *vor* der wirklichen Beantwortung wissen. Nur das ist gewiss, dass unser *wissenschaftliches Wissen* so lange *problematisch* ist und bleiben muss, so lange es keine wirkliche *Wissenschaft der Wissenschaft* giebt. — Die *Idee* einer solchen Wissenschaft hat der philosophirenden Vernunft von jeher mehr oder weniger bestimmt vorgeschwebt, in wieferne sie nach *wissenschaftlicher* Gewisheit *strebte*. Mit der durchgängigen Bestimmtheit, und der wirklichen Ausführung dieser Idee, *hört* jenes blosse *Streben auf*, und es tritt wirkliche *Wissenschaft* an die Stelle desselben.

§. II. *Entwicklung des aufgestellten Begriffes.* Als die Wissenschaft der Wissenschaft hat die Wissenschaftslehre 1) die Möglichkeit der *Grundsätze überhaupt* zu begründen, und dabey zu zeigen, *was Gewisheit* sey; *ob, wie, wodurch* und *in wieferne*, dieselbe statt finde; 2) die *besonderen* Grundsätze *aller* möglichen Wissenschaften, die *in* denselben unerweislich sind und seyn müssen, zu erweisen; 3) die *Beschaffenheit* und *Gültigkeit* der *systematischen Form* für *alle* Wissenschaften zu bestimmen. — Um dieses leisten zu können, und um *selbst Wissenschaft* zu seyn, muss sie selbst einen *Grundsatz* haben, der weder *in* ihr noch in irgend einer *andern* Wissenschaft erweislich, der also schlechterdings keines Beweises fähig und bedürftig seyn darf. Er muss alles andere Wissen begründen, und durch kein anderes begründet seyn. Er ist der *Satz des Wissens.* — Soll dieser Grundsatz *unmittelbar* durch sich selbst gewiss seyn: so muss *das, wovon* er behauptet, und *das, was* er behauptet, *durch sich selbst unzertrennlich vereinigt seyn.* Sein *Gehalt* muss sich aus seiner Form, und seine *Form* muss sich aus seinem Gehalt ergeben; dieser einzig auf jene und umgekehrt passen, das heisst, *er* muss schlecht-

hin *durch sich selbst bestimmt seyn.* — Gäbe es ausser diesem noch andere Grundsätze der W. L.; so könnten dieselben nur *relativ*, das heisst, entweder nur dem *Gehalt*, oder *nur* der *Form* nach *durch sich selbst*, und also entweder dem *Gehalt*, oder der *Form* nach durch *jenen Ersten* bestimmt seyn. — Die W. L. kann also nur *drey Grundsätze* haben, worunter der *Erste* dem Gehalt *und* der Form, der *Zweyte* lediglich der *Form*, der *Dritte* lediglich dem *Gehalt* nach durch sich selbst bestimmt sind. Alle übrigen müssen der Materie und der Form nach durch den *Ersten* bestimmt seyn. — Giebt es keinen schlechthin unbedingten Grundsatz: so giebt es auch kein *unmittelbares* Wissen; das Wissen hat keinen *Grund*, *der* sich *wissen* läfst; und es ist nicht als ein *Einiges*, zusammenhängendes, Wissen möglich. Giebt es aber einen Satz, der darum die *inneren* Bedingungen eines solchen Grundsatzes in sich hat, weil er ein *schlechthin durch sich selbst bestimmter* Satz ist: so muss der *Versuch* gemacht werden, ob sich alles, was wir zu wissen glauben, auf ihn zurückführen läfst. *Gelingt* es; so hat er auch die *äussern* Bedingungen; und die Möglichkeit der Wissenschaft ist durch ihre Wirklichkeit erwiesen.

§. III. *Erörterung des Begriffes der W. L.* Die *wissenschaftliche* Erörterung eines Begriffes ist die bestimmte Angabe der *Stelle*, die derselbe im *Systeme* des menschlichen Wissens einnimmt. Da die Begriffe aller Wissenschaften ihre Stelle erst durch die W. L. erhalten sollen: so kann der *Begriff der W. L. selbst* seine Stelle keineswegs *in* dem Systeme derselben; er kann sie nicht *unter* ihnen, und nicht *neben* ihnen, sondern er muss sie *über* ihnen haben. Die Erörterung dieses Begriffes ist also *die Angabe des Verhältnisses der W. L. zu den übrigen Wissenschaften.* — Sie hat zu zeigen: (A) in wieferne die W. L. *alle* übrigen Wissenschaften *begründe;* (B) in wieferne sie dem *Inhalt* nach von denselben *verschieden* sey; (C) in wieferne sie von der *Logik* verschieden sey; (D) in wieferne sie sich *als Wissenschaft* zu ihrem *eigenen Gegenstand* verhalte. —

(A) Die W. L. *begründet alle* übrigen Wissenschaften; wenn ihr eigener Grundsatz der *einzig mögliche*, und wenn derselbe *durch* die W. L. *erschöpft* ist. Das *Letztere*, oder die *Vollständigkeit* des auf den Grundsatz gebauten Systems, wird daran erkannt, dafs der Grundsatz auf *alle* übrigen Sätze *führt*, und alle auf ihn *zurückführen;* dafs also das System 1) keinen Satz enthält, der falsch wäre, wenn der Grundsatz wahr, und der wahr wäre, wenn jener falsch ist; 2) dafs es *weiter keinen* Satz enthalten kann, folglich der Grundsatz selbst wieder zum *Resultat* des Systemes wird, *Grundstein* und *Schlusstein* zugleich ist, und das System *in sich selbst zurückkehrt.* — Dafs aber der Grundsatz der *Einzig mögliche* sey, läfst sich freylich nicht *unabhängig von ihm selbst* beweisen, oder er könnte nicht der *schlechthin Erste* seyn. Aber *aus ihm* läfst sich beweisen, dafs nur ein *Einziges*, allbefassendes, System des Wissens möglich ist. Die Behauptungen: Es ist nur *Ein* System alles Wissens möglich: also giebt es einen schlechthin ersten Grundsatz — und: Es giebt einen *solchen* Grundsatz, also ist nur *Ein* System möglich — drehen sich in einem *Zirkel*, der aber kein *fehlerhafter*, sondern vielmehr *Bedingung* der *Gründlichkeit* des menschlichen Wissens ist.

(B) Die *Grenzbestimmung* zwischen der W. L. und den übrigen Wissenschaften kann und darf hier nur *hypothetisch* gegeben werden. Gesetzt also: der *Inhalt* der W. L. bestünde aus den *schlechthin nothwendigen, durch sich selbst bestimmten Handlungen* des menschlichen Geistes, die eben darum nur durch *absolute Freyheit*, oder das Vermögen *der absoluten Bestimmung*, aufgestellt werden, und keinen andern Erklärungsgrund als diesen haben können: — so würde der Inhalt jeder andern, besondern Wissenschaft, von der W. L. dadurch ausgeschlossen, und zum Inhalt der besondern Wissenschaften dadurch qualificirt werden, dafs er etwas wäre, das die W. L. *nicht als nothwendig* bestimmt, sondern *frey gelassen* hat, was daher erst *in* der besonderen Wissenschaft, und *durch* dieselbe, und zwar nur *dadurch bestimmt* werden soll, dafs der *Grundsatz der besondern Wissenschaft* jenes in der W. L. freygelassene, mit etwas in derselben *als Nothwendig* aufgestellten *verbindet*, und so das Unbestimmte bestimmt. In jeder *besonderen* Wissenschaft würde also das *Freye* (dasselbe sey nun das *Ich* — oder ein davon unabhängiges *Nicht-ich*) durch das *absolutnothwendige* bestimmt, während in der W. L. das absolutnothwendige *durch* Freyheit bestimmt, d. h. das lediglich *durch sich selbst bestimmte* aufgestellt wäre. — Weil die W. L. nichts als das *schlechthin*, folglich in jeder, und daher auch in der *quantitativen* Rücksicht, *durch sich selbst bestimmte* enthält: so ist ihr Inhalt auch seiner *Quantität* nach nothwendig begrenzt, folglich *erschöpft;* während die übrigen Wissenschaften, eben darum, dafs sie *das Freye*, *in* und *ausser* Uns, unter seinen Bestimmungen aufstellen, einen nie absolut zu begrenzenden, folglich *unerschöpflichen* Wirkungskreis haben. Die *Perfectibilität* des menschlichen Geistes wird also durch die W. L. nicht in Anspruch genommen, sondern vielmehr ausser Zweifel gesetzt.

(C) Die *Logik* hat die blosse *Form der Wissenschaften abgesondert* von allem Gehalt, die W. L. hingegen hat *Gehalt und Form* derselben in ihrer unzertrennlichen Vereinigung aufzustellen. Die Logik begründet daher nicht die W. L., sondern *wird durch sie* begründet; indem in der letztern gezeigt wird, dafs die Formen des Denkens, die die erste aufstellt, *wirkliche Formen* eines gewissen Gehaltes sind. — Die Wissenschaftslehre ist nur als *Wissenschaft*, aber keineswegs ihrem Inhalt nach, die Logik aber in beiden Rücksichten, durch einen bloss *künstlichen* Vernunftgebrauch möglich. — Der *Inhalt* der W. L. ist *Naturanlage*, der Logik aber *Kunstproduct* des menschlichen Geistes.

(D) Die W. L. hat das System der *nothwendigen Handlungen* des Geistes aufzustellen, die an sich keineswegs nothwendig als *von einander abgesondert, rein* und *unvermischt* zum Bewufstseyn gelangen; sondern

dern nur *durch Freyheit*, vermittelst der Reflexion und Abstraction, zum Objecte eines *besondern Bewusstseyns* werden können. — Dieses Geschäft kann der Freyheit nur *durch Versuche*, und nur *allmählich* gelingen. Es kann selbst nur *nach den Gesetzen* vorgehen, die in den, durch dasselbe *erst bekannt werdenden*, nothwendigen Handlungen des Geistes liegen; und es muss erst hinterher, nachdem das Geschäft vorüber ist, sich zeigen lassen: ob jene Gesetze dabey beobachtet sind oder nicht. Es lässt sich also wissen, *dass es nicht gelungen ist*, wenn sich bey der Vergleichung ein *Widerspruch* findet. Allein findet sich keiner; so ist dieses noch *kein* Beweis, dass das Geschäft gelungen sey. Die *Uebereinstimmung* konnte sich allenfalls auch auf eine *doppelte Unrichtigkeit* gründen. Dass es gelungen sey, kann also immer nur *wahrscheinlich seyn*. — *Ist* die W. L. eine *getroffene* Darstellung der nothwendigen Handlungen des Geistes: so ist sie selber *schlechthin gewiss*, und *infallibel*. *Aber dass* sie eine solche Darstellung ist, lässt sich keineswegs streng beweisen. Der Philosoph ist nicht *Gesetzgeber*, sondern nur *pragmatischer Geschichtschreiber* des menschlichen Geistes. — Endlich, wenn auch eine *allgemeingeltende* W. L. aufgestellt werden sollte, wird die philosophirende *Urtheilskraft* an der fortdauernden Perfectibilität *der Darstellung* immer *noch* zu arbeiten haben.

Die hypothetische Eintheilung der W. L. in ihren *theoretischen* und *praktischen Theil* ist keines Auszugs fähig. Sie ist dem Rec. erst durch das Studium der W. L. selbst verständlich geworden; und er glaubt, dass sie das Verstehen derselben bey vielen mehr gehindert als befördert habe.

Wir kehren wieder zu unserem *Standpunkte* des *Unterschiedes* zwischen der *kritischen* und der *reinwissenschaftlichen Philosophie* zurück, um von demselben aus den *Eingang* in die *Wissenschaftslehre* aufzusuchen.

Die Ueberzeugungen des bloss *natürlichen* Vernunftgebrauchs setzen das *Selbstbewusstseyn* und die *Erfahrung* als *Thatsachen* voraus; und lassen daher die *Möglichkeit* dieser Thatsachen, (die bey jenem Vernunftgebrauch aus der blossen Wirklichkeit geschlossen wird) *unbestimmt*. Der *philosophische* Vernunftgebrauch soll die *bestimmte Möglichkeit* aufstellen, und die durch die *Unbestimmtheit* im Denken jener Thatsachen entstandenen *Mängel* und *Fehler* in den *natürlichen* Ueberzeugungen aufheben. Die *kritische* Philosophie, welche ebenfalls jene Thatsachen *voraussetzt*, und die *ursprünglichen* und *natürlichen Begriffe* von denselben bloss entwickelt, stellt daher auch nur die *logisch-bestimmte Möglichkeit*, oder das *deutliche Bewusstseyn des bestimmten Inhalts jener Thatsachen* auf; und *diese* Philosophie ist eben darum, zwar ein in seiner *Form gereinigtes* und *ergänztes*, aber kein *seinem Inhalt nach reines* Wissen. Die *reinwissenschaftliche* Philosophie ist nur in soferne möglich, als sie die, von jenen *Thatsachen* und den *natürlichen Begriffen* derselben *schlechthin unabhängige* — folglich *durch sich selbst bestimmte Möglichkeit* derselben festsetzt. Sie kann dieses nur durch einen Vernunftgebrauch leisten, der von den Thatsachen, auf welche der *natürliche* als solcher unaufhörlich *reflectiren* muss, gänzlich *abstrahirt*, und der eben darum nur ein *künstlicher* seyn kann. So lange dieses *Abstrahiren nicht völlig* gelungen ist: so lange die philosophirende Vernunft sich selbst unbewusst, dasjenige *voraussetzt*, was sie erst *durch* ihr Wissen aufzustellen wähnt; so lange sie dasjenige, was sie ableiten soll, unvermerkt *der* Ableitung zum Grunde legt; folglich empirisches Wissen für reines ansieht; so lange ist sie *dogmaticistisch* und *ihr* Wissen ist weder ein *empirisches* noch ein *reines*, weder ein *natürliches* noch *künstliches*, sondern ein *eingebildetes* und *verkünsteltes* Wissen.

Das zum reinen Wissen schlechthin nothwendige Abstrahiren von allen *Thatsachen*, als solchen, ist nur als ein besonderer Act der *Freyheit* denkbar, durch den die Vernunft von der Bedingung ihres bloss natürlichen Gebrauches befreyt, und als *reine Vernunft* constituirt wird. Der *reinwissenschaftliche* Vernunftgebrauch ist also nur *durch Freyheit* möglich. Seine Ueberzeugungen müssen nur durch sie hervorgebracht werden können. Das *reine Wissen*, oder die *durch sich selbst* wahre Gewissheit und gewisse Wahrheit, ist nur als *Endzweck* denkbar, und muss eben *darum* selbst nur ein *blosses Handeln* seyn. (Die Ueberzeugungen des *bloss natürlichen* Vernunftgebrauchs sind kein *blosses Handeln*; sie werden zu den *Handlungen des Willens* vorausgesetzt, und sind als *blosse Mittel* derselben denkbar.) Die *durch sich selbst bestimmte Möglichkeit*, die das Object der reinwissenschaftlichen Philosophie seyn, und lediglich *durch* freyen Vernunftgebrauch aufgestellt werden soll, kann nur *dieser Vernunftgebrauch selbst* in seinen *schlechthin nothwendigen Handlungsweisen* seyn. Beym Aufstellen der durch sich selbst bestimmten Möglichkeit durch freyen Vernunftgebrauch sind *Freyheit* und *blosse Vernunft* das Brauchende und Gebrauchte zugleich, erheben *sich selbst* zum Objecte eines *besondern* Bewusstseyns, und machen das *durch sich selbst Gewisse* aus. *Durch sich selbst* bestimmte Möglichkeit lässt sich nur als *Vereinigung der Freyheit mit der Nothwendigkeit*, und diese nur in soferne denken, als die Nothwendigkeit durch *Freyheit bedingt*, angenommen wird. *Reine Vernunft*, ist, wie aus der *Kantischen Kritik* derselben erhellet, *absolute*, aber *nothwendige*, *Selbstthätigkeit*. Die *Freyheit* ist *Vernunft*, in wieferne ihre Handlungsweise *bestimmt*, und *Vernunft* ist *Freyheit*, in wieferne ihre Handlungsweise *durch sich selbst bestimmt* ist. Die durch sich *selbst bestimmte Möglichkeit* aufstellen, heisst also die Functionen der sich selbst durch sich selbst bestimmenden Freyheit, oder die schlechthin nothwendigen Handlungen der blossen Vernunft angeben. Diese Handlungen können nur in soferne vollständig entdeckt und aufgestellt werden, und das Object einer in sich selbst vollendeten Wissenschaft (der Wissenschaftslehre) ausmachen, in wieferne *Eine* unter ihnen enthalten ist, welche von allen übrigen vorausge-

setzt wird, und alle übrigen voraussetzt, folglich zugleich die *Erste* und die *Letzte*, *Grundstein* und *Schlussstein* des Systemes ist. In wieferne sie keine andere voraussetzt, muss sie *durch blosse Freyheit* gesetzt werden; in wieferne sie alle übrigen voraussetzt, muss *nichts als die blosse* Freyheit durch sie gesetzt werden. In der *Ersten* Rücksicht muss sie die Freyheit aufstellen, in wieferne *sie sich selbst* als Bedingung der Selbstbestimmung; in der *zweyten* Rücksicht abermal die Freyheit, aber in wieferne sie die *Selbstbestimmung* als Bedingung voraussetzt. Um sich die aus der Freyheit hervorgehende Selbstbestimmung *mit Bestimmtheit denken* zu können: muss man sich *erstens* die *blosse Freyheit*, *zweytens* das *blosse Gegentheil* derselben, *drittens* die *Vereinigung beider durch Freyheit* denken. Die *blosse* Freyheit, in deren Begriff von aller *Bestimmung* abstrahirt werden muss, lässt sich nur als *blosses Setzen durch sich selber, durch blosses Setzen;* das *Gegentheil* davon nur als *blosses Entgegensetzen,* ebenfalls durch sich selber, d. h. *durch blosses Entgegensetzen* denken. Die Tugend würde durch ihr blosses Gegentheil aufgehoben werden, wenn sie nicht sich selbst *und* dasselbe schlechthin, d. h. durch sich selbst *vereinigte* und durch diesen Act sich selbst sowohl als ihr Gegentheil *beschränkte.* Sie setzt sich *dasselbe* nur in soferne entgegen als sie sich selbst voraussetzt, und setzt demselben *sich selbst* in soferne entgegen, in wieferne sie es voraussetzt. Aus dieser Vereinigung des sich entgegengesetzten *Unbestimmten* (Absoluten) geht die *Bestimmung*, und in wieferne die Vereinigung durch Freyheit geschieht, — die *Selbstbestimmung* hervor.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Schulgesangbuch für niedere Stadt- und Landschulen nebst einigen Schulgebeten.* Herausgegeben von M. *Fr. G. Haan.* 184 S. 8. (Pr. 6 gr. 10 Exempl. 2 Rthlr.)

Man könnte sich nach und nach wohl mit den vorhandnen Sammlungen neuer Lieder begnügen; denn in der That giebt es der bessern so viel, dass die Wahl nicht schwer werden kann. Indess hat es doch immer sein Gutes, wenn nur eine Schule nach der andern ein besseres Gesangbuch erhält, gesetzt auch, es zeichnete sich nicht vor andern aus. Dies ist hier der Fall. Der Vf. hat die neuern Sammlungen, aber keine so sehr als die für die *Leipziger Freyschule* benutzt. Hätte er viele Lieder, welche er aus dieser abdrucken liess, in ihrer ersten Gestalt gekannt, oder aus andern Gesangbüchern als gerade diesem, genommen, so würde er besser gethan haben. Denn nun sind eine Menge Verstümmelungen, zweckloser Abkürzungen, höchst matte und kraftlose Veränderungen, deren sich der Herausgeber jenes Gesangbuchs für die Freyschule schuldig gemacht, auch in dieses hinübergeflossen. Viele Lieder sind dadurch nichts als gereimte moralische Betrachtungen geworden. Die poetische Farbe ist so gut als ganz weggewischt. Es ist eine recht gute Sache um das *Licht.* Aber die *Wärme* ist doch auch nicht zu verachten. Das Lied soll die Andacht erheben. Bey so manchem kalten Vortrag ist dies doppelt nöthig. Warum denn so geflissentlich Geist und Leben aus religiösen Gesängen verdrängen, und Poesie in Prosa verwandeln?

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *J. C. Fabri's kurzer Abriss der Geographie.* 6te verbesserte Aufl. 1797. 8. (6 gr. (S. d. Rec. A. L. Z. 1786. Nr. 304.)

Ebend., in Ebenderselb.: *A B C. und Lesebuch für die untern Classen deutscher Schulen.* 3te Aufl. 1797. 8. (2 gr.)

Ebend., in Ebenders.: *J. G. Hoffmanns Unterricht von natürlichen Dingen.* XIte ganz verbesserte Auflage. 1797. 252 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 37.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Schwalbach*, b. Mizler: *Statistische Uebersicht der Königl. Preussischen Staaten*, von *J. D. A. Höck*, Prof. der Kameralw. zu Erlangen. 1797. — Ein Foliobogen, worauf in Form einer Tabelle die Grösse, die Zahl der Städte, Dörfer, Aemter und Einwohner, Aussaat und Aernte, der Viehstand, die Hufenzahl, die Menge der Mühlen verschiedener Art, die Zahl der Theer-, Ziegel- und Kalkbrennereyen, der Hammerwerke und Glashütten, die Anzahl der Fabrikarbeiter, der Werth aller Fabrikwaaren, die Einkünfte und der Militäretat in den verschiednen Provinzen des preussischen Staats, wo auch nicht immer angegeben wird (wir finden noch einmal so viel leere Stellen als Zahlen), doch angegeben werden soll. Die Gewährsmänner sind nicht aufgeführt; auch scheint der Vf. die Angaben ohne vieles Nachsuchen, und ohne genaue Prüfung hingesetzt zu haben, denn es fehlen manche, die er sich noch hätte verschaffen können, und von vielen fällt es sogleich in die Augen, dass sie unrichtig sind. So z. B. von *Südpreussen*, wo die Zahlen sich auf den früher, nicht auf den später erworbnen Länderdistrikt beziehen, obgleich der Vf. Neuostpreussen freylich ohne ein einziges ausgefülltes Fach mit aufführt; von vielen Volkszahlen, von der Angabe der Einkünfte, des Militäretats, der nur zu 190558 Mann berechnet wird u. s. f. Das Fürstenthum Ansbach hat nach dieser Tabelle 54 Q. M., 17 Städte, 28 Flecken, 1203 Dörfer und 143,670 Einwohner; das Fürstenthum Bayreuth 72 Q. M., 18 Städte, 36 Flecken, 2175 Dörfer und 159892 Bewohner.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie*, von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaselbst: *Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaselbst: *Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Anschauung*, durch welche der Begriff der *Selbstbestimmung* ursprünglich *realisirt* wird, ist in dem *bloss natürlichen* Selbstbewusstseyn enthalten, und macht in Verbindung mit *einer andern* ihr entgegengesetzten Anschauung das *Wesen* des Bewusstseyns aus. Sie besteht in dem *Zurückgehen in sich selber*, *wodurch das Ich* als solches im *Selbstbewusstseyn* sich vom *Nicht-ich* unterscheidet. Das Ich wird sich dabey *nur insoferne* zum *Objecte*, *inwieferne* es sich, von einem Andern, das für dasselbe *bloss Object* ist, dem Nicht-ich, *unterscheidet*. Das *In sich zurückgehen* kömmt hier nur insoferne zu einem *besondern Bewusstseyn*, inwieferne es von einem, mit jenem *Zurückgehen* verbundenen, *Stehenbleiben* beym Nicht-ich unterschieden wird. Das *natürliche* Selbstbewusstseyn ist also, als solches, *empirisch-bedingt*. Der *Philosoph* erschafft sich *ein empirisch unbedingtes*, und insoferne auch allein *reinwahres*, aber *künstliches*, Selbstbewusstseyn, indem er sich durch *Freyheit* über das *bloss Natürliche* erhebt; und er thut dieses, indem er, veranlasst durch das ihm eigenthümliche *Streben* nach dem *Unmittelbargewissen*, über *das blosse Zurückgehen unmittelbar reflectirt*, folglich von dem, im natürlichen Selbstbewusstseyn, die Unterscheidung des Ichs *bedingenden*, *Nicht-ich schlechthin abstrahirt*, und lediglich auf das (auch in jener Unterscheidung *zugleich Unterscheidende* und *Unterschiedene*) Ich zurücksieht. Diese *neue Reflexion* ist selbst ein *Zurückgehn*, aber kein empirisch bedingtes, sondern das *Absolute*. *In* ihr und *durch* sie wird das *Ich* zu dem, vom Ausgehn vom Nicht-ich, unabhängigen, empirisch unbedingten, von allem bloss gegebenen durch sich selbst losgerissenen, *reinem Ich*. Mit ihr geht der reinwissenschaftliche, d.h. derjenige Vernunftgebrauch *beym Wissen* an, der von der blossen Freyheit abhängt, und der das Selbstbewusstseyn und die Erfahrung nicht voraussetzt, sondern die *durch sich selbst bestimmte Möglichkeit* von beiden aufstellt.

Jenes *absolute Zurückgehen*, oder das *reine Ich*, ist als *Handlung* absolut *frey*, als *Handlungsweise* absolut *nothwendig*, und beides ist an demselben und durch dasselbe unzertrennlich vereinigt. *An sich selbst* ist es ein *Wissen*, das im *Handeln*, und ein *Handeln*, das im *Wissen* besteht, *reines Anschauen*; — es ist weder ein *Denken* noch ein *Wollen*, weder ein *Seyn* noch ein *Werden*, sondern dasjenige, was *sich selbst durch sich selbst* diesem Allem *zum Grunde* legt. Durch dieses *reine Ich* wird das rein *wissenschaftliche*, das *philosophische*, Wissen *hervorgebracht*, in dem das absolute Zurückgehen *sich selber* in einem *besondern Bewusstseyn* (dem Bewusstseyn der *Philosophen*) durch sich selber *bestimmt*, sich durch bestimmte Begriffe seiner selbst bewusst wird, mit einem Worte, *sich selbst denkt*. Nur in diesem *sich selbst denken des reinen Ich* findet der Philosoph nach und nach die durch sich *selbst bestimmte Möglichkeit* des Selbstbewusstseyns und der Erfahrung. Um sich selbst *denken zu können*, und zum *blossen Behuf dieser Denkbarkeit*, muss das reine Ich durch sich selbst und in in sich selbst die *freye Handlung* des absoluten Zurückgehens von der *nothwendigen Handlungsweise unterscheiden*. In der letztern Rücksicht, die, weil sie das Zurückgehen als solches, *unmittelbar* betrifft, in der *Wissenschaft* des *reinen Ichs* die *Erste* seyn muss, hat das reine Ich *dasjenige* im Bewusstseyn zu bestimmen, ohne welches sich dasselbe nicht als *absolut nothwendiges* Zurückgehen denken könnte. In der andern Rücksicht bestimmt das reine Ich alles *dasjenige* im Bewusstseyn, ohne welches sich dasselbe *nicht als frey* denken könnte.

Soll das *reine Ich* sich selbst in der Eigenschaft des *absoluten Zurückegehens* als durch sich selbst, absolut, und folglich durch blosse Freyheit, *nothwendig* denken: so muss es (zum Behuf der Denkbarkeit der Nothwendigkeit durch Freyheit) seine *blosse Freyheit* von dem *blossen Gegentheil* derselben unterscheiden, und *beides schlechthin* durch sich selbst als solches, ins Bewusstseyn *setzen*. Durch diese *beiden Acte* nöthiget die Freyheit sich selbst zu einem *Dritten*, nämlich der *absoluten Bestimmung ihrer selbst und ihres Gegentheils durch einander*. Dieser Act ist der gemeinschaftliche *aller Selbstbestimmung*, inwieferne er die beiden Vorigen, durch deren Vereinigung alle Selbstbestimmung

einzig denkbar ist, *in sich begreift*. Aber es ist ein *besonderer* Act der Selbstbestimmung, und zwar unter allen der *Erste*, inwieferne er *keinen andern* Act der *Selbstbestimmung voraussetzt*, und von jedem andern *im denken* desselben vorausgesetzt wird. Als *besonderer Act schliesst* er die beiden vorigen *aus*, die er aber als Act der Selbstbestimmung in sich begreifen soll. Dadurch wird der Freyheit ein *vierter* Act nothwendig, der die beiden ersten mit dem dritten *insoferne* vereiniget, als sie aus demselben *ausgeschlossen* waren. War der Ausdruck des Dritten, des Satzes der *Bestimmung: das Ich bestimmt sich selbst und das Nicht-ich durch einander:* so lautet der *Vierte:* das Ich bestimmt sich selbst, *inwieferne* es das Nicht-ich bestimmt und bestimmt das Nicht-ich, *inwieferne* es sich selbst bestimmt. (Der Satz der *Wechselbestimmung*). Dieser neue Act der Freyheit ist, inwieferne er *nur* durch den unmittelbar vorhergegangenen möglich wurde, ebenfalls ein *besonderer Act*, der die beiden ersten nur vermittelst des Dritten in sich begreift, und sie daher wieder insoferne aus sich *ausschliesst*. Er führt also wieder einen andern, die beiden ersten mit dem *Vierten* vereinigenden Act, und dieser wieder einen Andern herbey, bis der Freyheit endlich *derjenige Act nothwendig* wird, der die beiden *schlechthin absoluten* nicht bloss voraussetzt, und sie *nur* in einer *gewissen* Rücksicht, sondern sie *schlechthin*, und folglich *dadurch vereinigt*, dass er den *Zweyten schlechthin ausschliesst*. Es ist dieser derjenige Act, durch welchen die *Freyheit nothwendig in sich selbst zurückgeht*, *nothwendig sich selbst* als blosse *Freyheit setzt*, und das *System* ihrer schlechthin nothwendigen Functionen dadurch vollendet, dass sie ihren *ersten Act* wieder aufstellt. Der Act, durch den die Freyheit sich *nothwendig* als Freyheit setzt, ist der *letzte* mögliche unter allen *besonderen nothwendigen* Acten der Freyheit, weil die Freyheit *nach ihm* keinen Andern als den *Ersten* setzen kann, durch den sie sich *frey* als Freyheit setzte. Nennt man die Acte der sich selbst bestimmenden, und der *Handlungsweise nach* nothwendig handelnden Freyheit *Handlungen der reinen Vernunft;* so sind alle diejenigen, bey denen die Freyheit, um sich selbst zu bestimmen, das *Entgegengesetzte voraussetzte*, Handlungen der *theoretischen* Vernunft. Nur *in* dem Acte und *durch denselben*, durch welchen sie alles entgegengesetzte nothwendig ausschliesst, ist sie *praktische Vernunft*.

Aus der *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre*, und dem *Grundrisse des Eigenthümlichen derselben in Rücksicht auf das theoretische Vermögen* ist nicht nur kein *Auszug* möglich, sondern auch jede aus dem Zusammenhang gerissene Probe der *strengwissenschaftlichen* Ausführung ihres Inhalts würde unverständlich seyn. Wer sich auf die Beurtheilung der *Darstellung* als solcher, einlassen wollte, dürfte nicht vergessen, dass Hr. F. nicht nur „zunächst für seine Zuhörer schrieb, wo er es in seiner Gewalt hatte, mündlich so lange zu erklären, bis er verstanden war" (S. phil. Journal 1797. Erstes Heft. S. 2) sondern auch, dass er die zum Behuf seiner akademischen Vorlesungen unternommene und beschleunigte Ausarbeitung nur als *Handschrift für seine Zuhörer* drucken liess. Rec. hat gleichwohl von dieser Eilfertigkeit keine auffallenden Spuren, aber desto mehrere Veranlassungen gefunden, ein bey solchem Tiefsinne in der Speculation vielleicht beyspielloses Talent ästhetischer Klarheit und Deutlichkeit zu bewundern. Die Dunkelheiten, mit denen er auch beym wiederholten Lesen oft und viel zu ringen hatte, sind ihm aus dem Contraste zwischen der *völlig neuen*, der Wissenschaftslehre eigenthümlichen, und *jeder* ihm *bekannten* und besonders der *von ihm selbst gewohnten Weise zu philosophiren*, um so begreiflicher geworden, da sie ihm nach und nach fast durchgängig überwindlich wurden. Ob ihm die wenigen Stellen, bey denen dies nicht der Fall war, aus des *Verfassers* oder aus *seiner eigenen* Schuld unverständlich geblieben sind, würde er kaum zu entscheiden wagen, wenn es sich auch der Mühe verlohnte.

Nur sehr wenigen Lesern der Wissenschaftslehre dürfte durch ihre äussere Lage die *Musse* vergönnt seyn, welche Rec. dem Studium derselben widmen zu können das Glück hatte. Diesen *insbesondere* muss die *neue Darstellung* erwünscht seyn, die Hr. *F.* im *philosophischen Journale* zu geben versprochen, und zu der er bereits *zwey* verschiedene *Einleitungen* geliefert hat. Beide lassen durch ihre ganze Beschaffenheit keineswegs zweifeln, dass jene Darstellung den *ersten*, als Manuscript gedruckten, *Versuch* an Fasslichkeit übertreffen werde. Beide setzen das *Eigenthümliche* der Wissenschaftslehre aus zwey verschiedenen Standpunkten in ein sehr befriedigendes Licht, welches selbst noch in dem folgenden *Auszuge* aus der *Ersten*, und an *einigen Hauptgedanken* aus der *Zweyten* unsern Lesern auffallend und willkommen seyn wird.

Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre (Phil. Journal V B. 1 H.) *Einleitung*. §. 1. Einige unserer Vorstellungen sind von dem Gefühle *der Freyheit*, andere von dem Gefühle der *Nothwendigkeit* begleitet. *Phantasie* und *Wille* erscheinen uns als *frey*. — Es läst sich nicht fragen: warum die von der *Freyheit* abhängigen Vorstellungen gerade *so* bestimmt sind und nicht anders? Aber wohl: welches ist der Grund des Systemes der vom Gefühl der Nothwendigkeit begleiteten Vorstellungen, und insbesondere dieses *Gefühles selbst?* — Das System der vom Gefühl der Nothwendigkeit begleiteten Vorstellungen nennt man auch die *Erfahrung*, die *innere* sowohl als die *äussere*. — Die *Wissenschaft*, welche jene Frage beantwortet, heisst *Philosophie*. Diese hat also den *Grund aller Erfahrung anzugeben*. — [Der hier aufgestellte *Begriff von Philosophie* unterscheidet sich von *allen* bisherigen dadurch, dass er das *Gefühl der Freyheit voraussetzt*. Da dieses Gefühl von den Dogmatikern und Skeptikern für *Täuschung* erklärt wird, so dürften sich dieselben, die *Erklärung* der Philosophie, von der sie um das übrige dieser Abhandlung *zu verstehen*, mit dem Vf. ausgehen müssen, schwerlich gefallen lassen. Allein wenn sie bedenken, dass sie jenes

nes Gefühl nur erst *durch ihre* Philosophie als Täuschung erkannt, und *diese* Erkenntniss also wohl nicht schon in dem Grundbegriff ihrer Philosophie als ausgemacht vorausgesetzt haben; so dürften sie sich wohl entschliessen, von derselben auch zum Vortheil des Fichtischen Begriffs von Philosophie zu abstrahiren, und ein Gefühl, dessen *Wirklichkeit* sie ohnehin nicht zu leugnen begehren, hypothetisch, und nur auf so lange als *zuverlässig* anzunehmen, bis sie das neue System, das sie doch einmal kennen und beurtheilen wollen, welches sich aber ohne jene Annahme durchaus nicht verstehen läfst, verstanden haben.] §. II. Nach einen Grund fragen, heisst: etwas anderes aufsuchen, aus dessen Bestimmtheit sich einsehen läfst, warum das Begründete unter den mannichfaltigen Bestimmungen, die ihm zukommen könnten, gerade diese habe, die es hat. Der Grund muss also zu Folge seiner Denkbarkeit *ausser* dem Begründeten liegen, und Grund und *Begründetes* müssen sich insoferne entgegengesetzt seyn. — Die Philosophie hat den *Grund der Erfahrung* anzugeben. *Darum* muss also ihr *Object ausser aller Erfahrung gelegen*, und Erfahrung kann nicht das Object der Philosophie seyn. §. III. Das *Ding* heisst dasjenige *in* der Erfahrung, was unabhängig von unserer Freyheit bestimmt seyn, und wonach sich unsere Freyheit *im Vorstellen* (bey der Erkenntniss) *richten* soll. — Unsere Freyheit, inwieferne sie sich *nach dem Dinge* in der Erkenntniss richten soll, das was in uns das Erkennende ist, heisst die Intelligenz. — Die Intelligenz und das Ding sind *in* der Erfahrung *unzertrennlich* verbunden. Aber wir können durch die *Freyheit* des Denkens von *Einem* von beiden abstrahiren, und dadurch abstrahiren wir *von der Erfahrung selbst*, und erheben uns *über* dieselbe. — *Abstrahirt man* von dem *Dinge:* so behält man die *Intelligenz an sich*, d. h. abstrahirt von dem *Verhältnisse derselben* zur Erfahrung. — Abstrahirt man von der *Intelligenz:* so behält man das *Ding an sich*, d. h. abstrahirt von dem Verhältnisse desselben zur Erfahrung. — Die Intelligenz ist, wie in der Wissenschaftslehre gezeigt wird, keineswegs durch blosse Abstraction von der Erfahrung hervorgebracht; aber das *Bewusstseyn* derselben ist durch eine dem Menschen *natürliche* Abstraction bedingt. — In dem einem Falle ist die *Intelligenz an sich;* in dem andern das *Ding an sich*, das *ausser* der Erfahrung angenommene, was als *Erklärungsgrund* der Erfahrung gebraucht wird. Das erste Verfahren heisst der *Idealismus;* das Zweyte der *Dogmatismus.* Im Idealismus ist die Erfahrung ein Product der Intelligenz, im Dogmatismus — des Dinges an sich. Bey einem consequenten Verfahren im Philosophiren sind *nur diese zwey* Systeme möglich. Alle übrigen sind durch Inconsequenz veranlasste Mischungen von beiden. [Rec. glaubt hier bemerken zu müssen, dass Hr. F. die Worte *Idealismus* und *Dogmatismus*, das eine in einer *weiteren*, das andere in einer *engeren* Bedeutung gebraucht, als dieselbe in *jeder bisherigen* Philosophie gehabt haben und haben konnten. Er bedient sich dadurch eines unstreitigen Rechtes. Auch ist die ihm eigenthümliche Weise die Begriffe des Idealismus und Dogmatismus zu bestimmen eine *nothwendige Folge* des *höheren Standpunktes* seiner Philosophie. Bisher ist weder dem *Dogmatismus* noch dem *Idealismus diejenige Abstraction* gelungen, durch welche sich dieser über allen *Dogmatismus hinaushebt*, und jener allen *Idealismus ausschliesst*. Das Wesen *des bisherigen Dogmatismus* bestand darin, dass er von *aller* Erfahrung abstrahirt zu haben *wähnte*, während er eigentlich von der *Reflexion entweder* über die *äussere* oder über die *innere* Erfahrung ausging. Daher war er selbst entweder *idealistisch*, oder *realistisch*, je nachdem er entweder dem blossen *Subjecte der inneren*, oder den *Objecten der äussern* Erfahrung den Rang der Unabhängigkeit von aller Erfahrung, den Charakter des *Seyns an sich* beylegte. Der *Kantische Kriticismus* ist dadurch, dass er auf die *beiden innern* Bestandtheile der Erfahrung *wechselseitig* reflectirt, dem *Grundfehler* des bisherigen Dogmatismus entgangen. Er zeigt, dass und inwieferne von dem Dinge *in* der Erfahrung die Intelligenz, und von der Intelligenz *in* der Erfahrung das Ding vorausgesetzt werde, und *dass* und *inwieferne* die Erfahrung durch die unzertrennliche Vereinigung jener beiden Bestandtheile möglich sey. Allein eben darum ist der *Kriticismus* auch weder selbst *Wissenschaft*, noch ist *durch* ihn selbst Wissenschaft möglich. Er *beweiset* die von ihm aufgestellten Bedingungen der Erfahrung lediglich *aus* der Möglichkeit der Erfahrung, und *erklärt* die letztere lediglich aus den Ersteren. Er läfst es unentschieden, ob nicht vernünftige Wesen *anderer Art* an ganz andere Bedingungen gebunden seyn mögen, als die dem menschlichen Geiste *gegeben* sind. Die Frage: warum *uns* nur *diese* und *keine andere* Form der Erfahrung möglich sey, wird von ihm als eine ganz bedeutungslose, unbeantwortliche Frage abgewiesen. Seine Erklärungen und Beweise drehen sich, mit einem Worte! in demjenigen Cirkel herum, der *für* den bloss natürlichen Vernunftgebrauch *kein* fehlerhafter ist, und aus welchen man nur durch eine absichtliche *Abstraction* von *aller* Erfahrung, heraustreten kann, welche man *absichtlich* und *fortdauernd* beym Philosophiren *festhalten* muss, um nicht wieder in jenen Cirkel zurück zu fallen.] Im §. IV. wird sehr treffend gezeigt: dass das Object des *Dogmatismus*, das *Ding an sich*, keineswegs als etwas *Reales*, sondern nur als etwas durch *blosse Abstraction hervorgebrachtes* im Bewusstseyn vorkomme, während sich das *Ich an sich* als Object eines wirklichen Bewusstseyns aufweisen lasse. §. V. Der *Idealismus* und *Dogmatismus* können sich einander nicht widerlegen; weil sie über das *Erste Princip* streiten, und keine von ihnen gemeinschaftlich anerkannte Voraussetzung haben. — Nach dem *Dogmatismus* ist alles, was im Bewusstseyn vorkömmt, *Product des Dinges an sich;* die Freyheit ist in diesem Systeme eine blosse Täuschung, und der *consequente* Dogmatiker ist nothwendig *Materialist* und *Fatalist*. — Nach dem Idealismus ist das *Ding an sich* (welches auch selbst für den Dogmatiker *nur* als *Erklärungsgrund* der Erfahrung Realität haben kann) ein Unding,

Unding, weil er einen *andern Erklärungsgrund* für die Erfahrung hat und aufstellt. — Da diese beiden Systeme weder *neben* einander *bestehen*, noch *einander verdrängen* können, noch auch sich in ein *Einziges zusammen schmelzen* lassen; so ist entweder nur die *skeptische Verzichtleistung* auf alle Philosophie, oder nur eine *Wahl* zwischen jenen beiden möglich, bey der man nicht durch *theoretische* Gründe, sondern durch ein blosses *Interesse*, bestimmt werden kann — Menschen, die sich nicht zum vollem Gefühl ihrer Freyheit erhoben haben, finden *sich selbst* nur im *Vorstellen der Dinge*. Sie haben nur jenes *zerstreute*, auf den *Objecten haftende*, und nur aus der Mannichfaltigkeit derselben zusammenzulesende Selbstbewusstseyn. Ihr Bild wird ihnen nur durch die Dinge ausser ihnen, wie durch einen Spiegel, zurückgeworfen. Werden ihnen die *Dinge* entrissen; so geht ihnen mit denselben auch ihr Selbst verloren. Sie sind also aus missverstandener *Selbsterhaltung* — Dogmatiker. — Was man für eine Philosophie wähle, hängt also auch sehr davon ab, was man für ein Mensch ist; und die *Freyheit* zeigt sich auch hier als das *Princip* der *wahren Philosophie*. — §. VI. Der *Dogmatismus* soll und will die *Vorstellung* als Product der *Dinge an sich* erklären. Aber dies ist schlechterdings unmöglich. Laut einem unmittelbaren Bewusstseyn, das er nicht ableugnen kann, *sieht die Intelligenz als solche sich selbst zu*. In der *unmittelbaren Vereinigung* von *Seyn* und *Vorstellen* besteht ihre *Natur*. Sie ist für sich selbst; ist, was sie ist, für sich selbst, und inwieferne sie für sich selbst ist; und was sie nicht für sich selbst ist, ist sie nicht. In ihr ist eine *doppelte Reihe*, nämlich des *Seyns* und des *Zusehens*, des *Realen* und *Idealen*, und eben die *Vereinigung* dieser doppelten Reihe ist die Intelligenz. — Für die *Dinge* hingegen giebt es nur die *einfache* Reihe des *Seyns*. Was sie sind, sind sie *nicht für sich*, sondern *für* die Intelligenz. Was sie hervorbringen, bringen sie nicht *in sich*, sondern *in andern Dingen*, hervor. Eine *Vorstellung* in der Intelligenz können sie nicht hervorbringen, weil diese kein blosses Ding ist, und weil alles, was in ihr ist, nur insoferne ist, als es von ihr gesehen wird, und nur durch sie in ihr selber ist. — Im consequenten Dogmatismus ist die Intelligenz wirklich überhaupt *kein Ding*, sondern nur das Product *mehrerer Dinge*, ungefähr wie der Zusammenklang mehrerer Saiten. Aber durch die Zusammenwirkung mehrerer Dinge entsteht nichts von den Dingen *abgesondertes*, wenn nicht die Intelligenz hinzugedacht wird, die die Dinge beobachtet. — Alle *Einwirkung* ist *mechanisch*, und kann nur zwischen zwey *blossen Dingen* statt finden. Wer die Vorstellung *bestimmt denkt*, kann sie unmöglich für ein Ding, und das Vorstellende für ein einer Einwirkung fähiges Ding halten. — §. VII. Der *Idealismus* erklärt die *Bestimmungen* des Bewusstseyns aus dem *Handeln* der Intelligenz. Diese ist ihm *nur thätig*, und *absolut*, durchaus *nicht leidend*, weil sie seinem Postulate zufolge Erstes und Höchstes ist, dem nichts vorhergeht, woraus sich *ein Leiden* erklären liesse. Ihr Wesen ist *reines Thun*. — Aus dem *Handeln* dieser Intelligenz sollen *bestimmte Vorstellungen* abgeleitet werden, und zwar insbesondere die von einer ohne unser Zuthun vorhandenen, im Raum befindlichen, *materiellen Welt*. Zu diesem Behuf muss das Handeln der Intelligenz ein *bestimmtes*, und da die Intelligenz der höchste Erklärungsgrund ist, ein *durch sie selbst*, und ihr *Wesen bestimmtes* Handeln vorausgesetzt werden. — Denkt man sich die *nothwendige Weise* des Handelns, abgesondert von dem *Handeln* selbst, so heisst sie das *Gesetz des Handelns*. Die Intelligenz fühlt beym Gefühle der Nothwendigkeit nichts ausser sich selbst, keinen Eindruck von *Aussen*, sondern nur die *Schranken* ihres eigenen Wesens, die durch die *Gesetze ihres Handelns*, folglich *durch sie selbst bestimmt* sind. — Inwieferne der Idealismus diese einzig *vernunftmässige*, bestimmte, und wirklich erklärende Voraussetzung von den Gesetzen der Intelligenz macht, insoferne heisst er der *Kritische* und *Transcendentale*. *Transcendent* würde derjenige Idealismus seyn, der die bestimmten Vorstellungen aus *freyen* und *unbestimmten* Handlungen der Intelligenz ableitete. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. d. Verlagsgesellschaft: *Die Unüberwindlichen. Ein Pendant zum Kettenträger.* Von *Gabriel Stein. Erster Theil.* 1797. 146 S. 8.

Hier sind einige Proben der Phraseologie, die sich aus diesem Romane sammeln lässt: Ein Herz, das keine Kunst *verstümmelt* hat, das für Gefühle *blüht*, die etc. — *wohligste* Gefühle — jede *Gefährde* ist überstanden — *Worte mit Flammenzügen in seine Brust saugen* — ein kleiner Crystallenbach, der *schwatzend* vorüberrieselte — *Gebährungen* des Kopfs — *Feuer in Wünsche blasen*, — seiner Tugend das letzte *Urtheil machen* — *den Tag in Augenblicken zubringen* — ohne Freundschaft *gedeiht* die schönste Liebe *zum zögernden Einerley* — *einen mit dem Hass eines Andern versöhnen* — seinen Gedanken *triftiger nachhängen* — eine *Kabale ungehindert lustwandeln lassen*. — Einem Schriftsteller, der sich so ausdrückt, kann man nichts rathen, als zuförderst die Sprache zu lernen, in welcher er schreibt. Bis dieses geschehen ist, kann von Zweckmässigkeit seiner Dichtung, Kunst der Anlage und der Ausführung, Kenntniss der Charaktere und Gabe sie zu schildern, und Gefühle aus Gefühlen zu entwickeln, gar nicht die Rede seyn: dies sind Foderungen, für die der Vf. bey jenen Unvollkommenheiten, noch keinen Sinn haben kann, und wir würden daher eine fruchtlose Mühe anwenden, wenn wir diesen Roman, (an dessen Ende der Held in eine geheime Gesellschaft tritt, wahrscheinlich die Unüberwindlichen des Titels, die bis dahin nicht vorkommen) näher zergliedern, und dass er selbst nicht einmal für mittelmässig gelten könne, zeigen wollten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie*, etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

2) LEIPZIG u. JENA, b. Gabler: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre*, etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaselbst: *Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen*, etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaselbst: *Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Für den Standpunkt, den die philosophirende Vernunft unmittelbar *vor* der Wissenschaftslehre einnahm, folglich für den *Kantischen Kriticismus*, haben die Worte, *kritischer*, *transcendentaler*, und *transcendenter Idealismus* eine ganz andere Bedeutung. In derselben ist der *transcendente* Idealismus *dogmatisch*, weil und in wieferne er das *Vorstellende*, das er doch *nur aus der inneren Erfahrung* kennt, für das *absolutexistirende*, das *Subsistirende*, annimmt, und die Vorstellungen in einem *absolutnothwendigen*, *schlechthin unerklärbaren*, Handeln der *vorstellenden Substanz* bestehen lässt. Derselbe Idealismus ist *transcendent*, weil und in wieferne er zwar *nicht* in seinem *Princip*, wie er sollte, aber *wohl* in seinem *Resultate*, wie er nicht *sollte*, *über alle Erfahrung hinausgeht*, und in derselben alles für blossen *Schein* erklärt, was er seinem angeblich *nothwendigen Vorstellen* widersprechend findet. Der *Kriticismus* der, in seiner *theoretischen* Grundlage, von dem *bestimmten*, aber bloss *natürlichen*, *Begriffe* von der *Erfahrung*, und zwar der *innern* und *äussern überhaupt*, ausgeht, tritt zugleich als *Idealismus* und *Realismus* auf, weil und in wieferne er die *gegenseitige Abhängigkeit* des *Bewusstseyns der Vorstellungen in uns*, und *des Bewusstseyns der Objecte ausser uns* für die Möglichkeit der Erfahrung sichtbar macht. Er ist *transcendentaler Idealismus*, weil und in wieferne er zeigt, dass die *Form der äussern Erfahrung*, *soweit* sich dieselbe aus dem bestimmten Begriffe der Erfahrung *überhaupt* entwickeln lässt, an sich selbst in innerlichen Bedingungen *des blossen Vorstellens* bestehe. — Er ist *empirischer Realismus*, weil und in wieferne er zeigt, dass das Vorstellen in Rücksicht auf die objective Realität desselben *äussere Empfindung* voraussetze, welche als die in dem Begriffe der *äussern* Erfahrung enthaltene, und dieser Erfahrung *eigenthümliche*, *materiale* Bedingung sich aus dem *blossen Vorstellungsvermögen* nicht begreifen lässt. Er lässt die *Möglichkeit* dieser *materialen* Bedingung, so wie auch der *formalen*, des *Raums*, der *Zeit*, der *Kategorien völlig unbestimmt;* kennt sowohl die *Dinge* als die *Intelligenz* nur durch die *Analyse* des natürlichen Begriffes der *Erfahrung*, weiss durchaus von keiner anderen Handlung der Intelligenz *ausser dem Sittengesetze*, und auch von dieser nur, in wieferne er sie im *Selbstbewusstseyn findet*, und ohne zu wissen, *wie* die Intelligenz dazu gelangt, und leitet durchaus nicht weder dieses *Gesetz* noch die *Erfahrung* aus den durch sich selbst bestimmten Handlungen der Intelligenz ab. Sollte es daher nicht rathsamer seyn, *diesem* Idealismus den Namen des *kritisch transcendentalen* zu überlassen, und den der Wissenschaftslehre den *wissenschaftlich transcendentalen* zu nennen? — Der oben beschriebene Idealismus kann auf zweyerley Arten zu Werke gehen. Entweder leitet er das System der nothwendigen Handlungsweisen der Intelligenz, und mit ihm zugleich die dadurch entstehenden *objectiven Vorstellungen* wirklich von den *Grundgesetzen* der Intelligenz ab; oder er fasst diese Gesetze, *so wie sie schon auf Objecte unmittelbar* angewendet werden, also auf ihrer tiefsten Stufe, auf welcher man sie *Kategorien* nennt, auf; und *behauptet*, ohne sie von den *Grundgesetzen abgeleitet* zu haben, durch sie würden die Objecte bestimmt und geordnet. — Der Kritiker der letztern Art leitet die *angenommenen* Gesetze der Intelligenz keineswegs aus dem *Wesen* der Intelligenz, der einzig möglichen Quelle derselben ab; er nimmt sie also ohne ihren probehaltigen Grund an, und kann sich ihrer Vollständigkeit nicht versichern. Ein solcher Idealismus ist unerweisen und unerweislich; und ist, (heisst es in einer Note) von Hn. *Prof. Beck* in seinem *einzig möglichen Standpunkte* etc. aufgestellt worden. Hr. Fichte hält die angeführte Schrift „für das zweckmässigste Geschenk, das dem „Zeitalter gemacht werden konnte" und glaubt, „dem „Manne, der aus der Verworrenheit des Zeitalters „selbstständig sich zur Einsicht erhoben, dass die Kan„tische Philosophie keinen Dogmatismus, sondern ei„nen transcendentalen Idealismus lehre, und dass nach „ihr das Object weder *ganz* noch *halb gegeben*, son„dern *gemacht* werde, die gebührende Hochachtung „öffentlich bezeugen zu müssen." [Die Behauptung: *dass das Object gemacht werde*, kömmt in der *Standpunktslehre* aus ganz *anderen Gründen* und in *einem ganz andern Sinne* vor, als in der *Wissenschaftslehre*, und

und Hr. F. dürfte der Erstern eine fast nur *wörtliche* Uebereinstimmung mit *seinem* Systeme wohl etwas zu hoch anrechnen. Rec. hält jene Lehre für einen *Versuch*, den Kriticismus *durch sich selber* zur Wissenschaft zu erheben, der sich von dem ähnlichen Versuch der *Theorie des Vorstellungsvermögens* vorzüglich dadurch unterscheidet, dass dieser in seinem angeblich wissenschaftlichen Fundamente das *Empirische* stillschweigend *voraussetzt*, während jener in dem seinigen dasselbe auf eine *solche Weise ausschliesst*, dass die *Erklärung davon*, die doch das Hauptgeschäft aller Philosophie ist, *schlechterdings unmöglich wird*.] — Der ächte Idealismus geht von einem einzigen *Grundgesetze der Vernunft* aus. Er nimmt einen Denkact vor, und unterscheidet dabey die *Freyheit*, mit der er vorgenommen ist, von der *Nothwendigkeit* der *Art* und *Weise*, wie er vorgenommen wird. Diese letztere ist freylich etwas *Gefundenes*; aber ein *Gefundenes*, dessen Finden nur durch *Freyheit bedingt* ist. — Blosse *Voraussetzung* ist; dass jenes *Nothwendige das Grundgesetz* der ganzen Vernunft sey, und dass aus ihm das ganze System unserer nothwendigen Vorstellungen nicht nur von einer *Welt*, wie ihre Objecte durch *subsumirende* und *reflectirende* Urtheilskraft bestimmt werden, sondern auch *von uns selbst* als freyen und praktischen Wesen unter Gesetzen sich ableiten lasse. Diese Voraussetzung hat er durch die wirkliche Ableitung zu erweisen, und hierin besteht sein eigentliches Geschäft. — Hiebey verfährt er auf folgende Weise: er zeigt, dass das zuerst als Grundsatz aufgestellte, und unmittelbar im Bewusstseyn nachgewiesene nicht möglich ist, ohne dass zugleich etwas anderes geschehe, und dieses andere nicht, ohne dass zugleich ein Drittes geschehe, so lange bis die Bedingungen des zuerst aufgewiesenen vollständig erschöpft und dasselbe seiner Möglichkeit nach völlig begreiflich ist. — Ist die Voraussetzung richtig, und ist in der Ableitung richtig gefolgert worden: so muss als letztes Resultat das *System aller nothwendigen Vorstellungen*, oder die gesammte *Erfahrung*, herauskommen. Aber, es versteht sich von selbst, dass die Vergleichung des Gefundenen mit der Erfahrung nicht in der Philosophie — nicht bey jener Ableitung selbst, sondern erst *hinterher* angestellt werden müsse. — In wieferne man jene letzten Resultate des Idealismus ansieht, *als solche*, als Folgen des Raisonnements, sind sie das *A PRIORI* im menschlichen Geiste; und in wieferne man ebendasselbe, falls *Raisonnement* und *Erfahrung* wirklich *übereinstimmen*, ansieht, als in der Erfahrung gegeben, heisst es *A POSTERIORI*. Das *A priori* und *A posteriori* ist für einen *vollständigen* Idealismus gar nicht zweyerley, sondern ganz einerley. Es wird nur von *zwey Seiten* betrachtet, und ist lediglich durch die Art unterschieden, wie man dazu kömmt. — [Für den *unvollständigen* Idealismus der *kritischen* Philosophie ist es allerdings *zweyerley*; und jene Ausdrücke haben für ihn eine ganz andere Bedeutung. Da er die Bedingungen der Erfahrung keineswegs aus der *Intelligenz an sich*, sondern aus dem natürlichen Begriffe von der Erfahrung herleitet: giebt es für ihn *zweyerley* constitutive Bedingungen, unter denen er die *materialen* nebst allem, was von ihnen abhängt, *A posteriori*, und die *formalen*, nebst allen, was von ihnen abhängt, *A priori* nennt. Der *wissenschaftliche* Idealismus hingegen, der durchaus nichts aufstellt, und gelten lässt, was er nicht aus seinem höchsten Princip deducirt, muss sich *alles*, folglich auch das, was für den kritischen nur *A posteriori* denkbar ist, z. B. die *Empfindung* — *A priori* denken können; während *für ihn Raum* und *Zeit* und die *Kategorien* und selbst das *Sittengesetz*, so *wie* dieses alles in der Kritik unter dem Charakter *A priori* aufgestellt ist, nur *A posteriori* heissen können.] — Stimmen die Resultate einer Philosophie *mit der Erfahrung nicht überein*, so ist diese Philosophie *sicher falsch*; denn sie hat ihrem Versprechen, die gesammte Erfahrung abzuleiten, und aus den nothwendigen Handlungen der Intelligenz zu erklären, kein Genüge geleistet. [Die Erfahrung, mit welcher die Philosophie ihr Resultat *hinterher* vergleichen soll; und welcher dasselbe *nicht widersprechen darf*, kann nur in einer *Vorstellungsart* vorhanden seyn, die nicht weniger von der Vorstellungsart der Philosophie, als diese von jener *unabhängig* seyn, und die daher dem blossen *natürlichen Vernunftgebrauch als solchen*, dem *gemeinen und gesunden Verstande*, angehören muss. Sollten also wohl, wie neulich ein Freund des wissenschaftlichen Idealismus in diesen Blättern behauptete, diese beiden Vorstellungsarten, *unbeschadet ihrer Unabhängigkeit* von einander, nicht gleichwohl noch andere Ansprüche an einander haben, *als sich nicht um einander zu bekümmern*?]

Die *zweyte Einleitung in die Wissenschaftslehre* (im IV Hefte des philosophischen Journals,) ist zunächst für Leser bestimmt, *die schon ein philosophisches System haben*. Die Frage, welche die W. L. zu beantworten hat, ist wie bekannt, folgende: woher das System der vom Gefühl der Nothwendigkeit begleiteten Vorstellungen? Oder: wie kommen wir dazu, dem, was doch nur *subjectiv* ist, *objective* Gültigkeit beyzumessen? oder, da objective Gültigkeit durch *Seyn* bezeichnet wird; wie kommen wir dazu, *ein Seyn* anzunehmen? — Da diese Frage von der *Einkehr in sich selbst*, von der Bemerkung: dass das unmittelbare Object des Bewusstseyns doch lediglich das Bewusstseyn selbst sey, ausgeht; so kann sie von keinem andern *Seyn* als einem Seyn *für uns* reden. — Diese Frage *abstrahirt* von allem Seyn (nämlich in dem Begriffe *des Grundes*, von dem das *Seyn* die *Folge* seyn soll,) das heisst: nicht etwa: sie denkt ein *Nichtseyn*, wodurch das Seyn nur *negirt*, nicht aber davon *abstrahirt* würde; sondern sie denkt sich das Seyn gar nicht weder positiv, noch negativ. — Sie fragt nach dem Grunde des *Prädicats Seyn*, dasselbe werde nun beygelegt oder abgesprochen. Der *Grund* liegt allemal *ausser* dem *Begründeten*; er ist demselben *entgegengesetzt*. Der Grund von dem *Prädicat Seyn* ist also etwas, das *ausser* allem Seyn und Nichtseyn gelegen seyn muss. — Mit dieser *Abstraction*,

tion, deren Möglichkeit auch schon durch das *praktische Sollen* postulirt wird, geht das Geschäft des *Philosophen* in der W. L. an. — Das, woran sich dieser hält, und woraus er das zu Erklärende zu erklären verspricht, ist das *Bewusstseyende*, das *Subject*, welches er sonach *rein* von aller Vorstellung *des Seyns* auffassen müsste, um in demselben den Grund alles Seyns, *für dasselbe*, aufzuweisen. — Aber dem Subjecte kömmt, wenn von allem Seyn desselben und für dasselbe abstrahirt wird, nichts zu, als ein *Handeln*. Es ist insbesondere in Beziehung auf *das Seyn* das *Handelnde*. In seinem *Handeln* müsste er es auffassen; und von diesem Punkte geht das *Object*, das der Philosoph beobachtet, an. [Das Ich, als Object des *gemeinen Selbstbewusstseyns*, *ist*, in wieferne es handelt, *und handelt*, in wieferne es ist. Das Ich, das der Philosoph ins Auge fasst, *ist nur allein*, in wieferne es handelt, und nur *dadurch*, *dass* es handelt.] — Die Grundbehauptung des Philosophen, *als solchen* ist: „so wie das Ich nur *für sich selbst sey*, entstehe ihm *zugleich* nothwendig ein *Seyn ausser ihm*," der Grund des Letzten liege im Ersten, das Letzte sey durch das Erste bedingt. — Um diese Behauptung zu erweisen, nicht etwa durch ein *Raisonnement* als gültig für ein System der *Existenz an sich*, sondern durch *Beobachtung* des ursprünglichen Verfahrens der Vernunft, als gültig *für die Vernunft*, müsste er zeigen zuförderst, *wie das Ich für sich sey und werde;* dann dass dieses Seyn seiner selbst für sich selbst nicht möglich sey, ohne dass ihm zugleich ein Seyn ausser ihm entstehe. — Die erste Frage sonach wäre: wie ist das Ich für sich selbst? Das erste Postulat: *denke dich! construire den Begriff deiner Selbst, und bemerke wie du das machst!* — Jeder *der dies thue*, behauptet der Philosoph, werde finden, *dass im Denken jenes Begriffes seine Selbstthätigkeit in sich selbst zurückgehe*, sich selbst zu ihrem Gegenstand mache. — Bey diesem Acte gehört dem *zu beobachtenden Ich* nichts an, als das *Zurückgehen in sich selbst;* alles übrige nur dem Philosophen. Das *Ich ist* ursprünglich für sich selbst *erst*, und *nur durch diesen Act als blosse Handlung;* und nur für den Philosophen ist es *vorher* als *Factum*, weil dieser die ganze Erfahrung schon gemacht hat, die das zu beobachtende Ich erst unter seinen Augen machen soll. — Dieses *Ich* ist kein Begreifen (das wird es erst *durch den* Gegensatz des *Nicht-ichs;*) sondern ein blosses *Anschaun*. Es ist auch *kein Bewusstseyn*, nicht einmal ein *Selbstbewusstseyn*, und lediglich darum, weil durch jenen Act kein Bewusstseyn zu Stande kömmt, wird fortgeschlossen auf einen andern Act, wodurch ein Nicht-ich für uns entsteht. Der angegebene Act ist bloss *ein Theil*, und ein *nur durch den Philosophen abzusondernder*, nicht etwa ein ursprünglich abgesonderter, Theil der ganzen Handlung der Intelligenz, wodurch sie ihr Bewusstseyn zu Stande bringt. — Der Philosoph, der den angegebenen Act des Ichs anschaut, kann dieses nur, in wieferne er ihn *in sich selber* anschaut, und um ihn anschauen zu können, muss er ihn vollziehn. *Er* bringt ihn willkührlich und mit Freyheit hervor. — In diesem Acte, der für den Philosophen *als solchen willkührlich* und in *der Zeit*, für das Ich aber *ursprünglich* und *nothwendig* ist, sieht der Philosoph sich selbst zu; er schaut sein Handeln unmittelbar an; Er *weiss* was er thut, *weil* Er es thut. — Es entsteht *ihm* dadurch ein Bewusstseyn; denn *er* schaut nicht nur dabey an; sondern *er begreift* auch. *Er* begreift nämlich seinen Act als ein *Handeln überhaupt* (wovon *er* zufolge seiner bisherigen Erfahrung schon einen Begriff hat) und als diese *bestimmte* — die *in sich zurückgehende Handlung*. Was *Handeln* sey, *begreift er* im Gegensatz mit dem *Seyn*; kennt er aber an sich *nur durchs Anschauen*. — [Dieses Begreifen und Bewusstseyn gehört nur *dem Philosophen* als dem das reine Ich *beobachtenden* an. Das *beobachtete Ich* ist in dem *ursprünglichen* Acte des Zurückgehens noch keineswegs sich *bewusst*. Aber das *blosse Zurückgehen*, worin es besteht, ist die *Anschauung*, die auch *zugleich* dem Philosophen angehört; das *erste* und *gemeinschaftliche Glied*, von dem die doppelte Reihe ausgeht, die einerseits aus den Handlungen *des reinen Ichs* als des *beobachteten*, und den Handlungen *des Philosophen* als des *beobachtenden* besteht:] Das dem Philosophen angemuthete *Anschauen* seiner Selbst im Vollziehen des Actes, wodurch Ihm das Ich entsteht, heisst *intellectuelle Anschauung*. Dass es ein Vermögen zu einer solchen Anschauung gebe, lässt sich nicht demonstriren; jeder muss es in sich selbst finden, oder er wird es nie kennen lernen. Aber jedem läst sich eine solche Anschauung in seiner Erfahrung nachweisen. Jeder, der sich eine Thätigkeit zuschreibt, beruft sich auf diese Anschauung. In ihr ist die Quelle des Lebens und ohne sie ist es todt. — Diese Anschauung kömmt aber nie *allein*, als ein vollständiger Act des Bewusstseyns vor; wie denn auch die *sinnliche Anschauung* nie allein vorkömmt, noch für sich das Bewusstseyn ausmacht, sondern *beide* müssen *begriffen* werden. Beide sind zum Bewussseyn unentbehrlich. — Indem der Philosoph, was in dem gemeinen Selbstbewusstseyn *vereinigt* vorkömmt, *unterscheidet*, und das Ganze in seine Bestandtheile auflöst, *findet* er jene intellectuelle Anschauung als *Factum (Thatsache)* des Bewusstseyns. Für das ursprüngliche Ich, (und folglich auch für den Philosophen, *in wieferne* er selbst den Act, in welchem jenes Ich besteht, vollzieht) ist sie *Thathandlung*. — In dem Bewusstseyn des *Sittengesetzes*, welches ein unmittelbares Bewusstseyn ist, ist die *Anschauung der Selbstthätigkeit und Freyheit begründet*. Ich werde mir dabey durch mich selbst als etwas, das auf eine *gewisse Weise thätig seyn soll*, gegeben; Ich werde mir sonach durch mich selbst als thätig überhaupt gegeben; Ich habe das Leben *in* mir selbst, und nehme es *aus mir selbst*. Der *Glaube* an die *Realität* der intellectuellen Anschauung wird durch das *Gewissen* bewährt. — Die intellectuelle Anschauung ist der *einzige feste Standpunkt* für alle Philosophie; und die *auf sie* gegründete Denkart ist diejenige, in der die *Speculation* und das *Sittengesetz* sich innigst *vereinigen*. — Der Begriff des Handelns,

delns, der nur durch die intellectuelle Anschauung des selbstthätigen Ich möglich wird, ist der einzige, der *beide Welten*, die für uns da sind, vereinigt, die *sinnliche* und die *intelligible*. Was meinem *Handeln entgegensteht* — etwas *entgegensetzen* muss ich ihm; denn ich bin *endlich* — ist die *sinnliche*; — was *durch* mein Handeln *entstehen soll* — ist die *intelligible Welt*. — Es ist daher gar nicht so unbedeutend als es einigen vorkömmt, ob die Philosophie von einer *Thatsache* ausgehe, oder von einer *Thathandlung* (das ist von reiner Thätigkeit, die kein Object voraussetzt, sondern es selbst hervorbringt, und wo sonach das *Handeln* unmittelbar zur *That* wird). Geht sie von der *Thatsache* aus; so stellt sie sich *in* die Welt des *Seyns* und der *Endlichkeit*, und es wird ihr schwer werden, aus dieser einen Weg zum *Unendlichen* und *Uebersinnlichen* zu finden. Geht sie von der *Thathandlung* aus: so steht sie gerade auf dem *Punkte*, der *beide Welten* verknüpft, und von welchem aus sie mit *Einem* Blicke übersehen werden können. —

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

BARBY, zu finden in den Brüdergemeinen: *Kurzgefasste Lebensgeschichte Nicolaus Ludwigs Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf,* von *Jacob Christoph Düvernoy*. 1793. 138 S. 8.

Da *Spangenbergs* Leben des Grafen von Zinzendorf für viele Leser zu weitläufig ist: so hatte man gewünscht, dass eine kürzere Lebensbeschreibung desselben aufgesetzt werden möchte; und die im J. 1789 gehaltene Synode der Brüder-Unität gab Hn. *D.* den Auftrag, sie zu schreiben. Er legte also dabey jenes Werk zum Grunde; benutzte aber auch andere noch ungedruckte Nachrichten. Nach seiner eigenen Versicherung hat er hier nichts Neues sagen wollen; und so haben wir es auch theils aus Bekanntschaft mit der *Spangenbergischen* Biographie, theils durch Vergleichung einzelner Erzählungen des Hn. D. mit derselben, gefunden. Aus guten Gründen, sagt er, habe er keine Charakteristik des Grafen, nach dem Geschmacke unserer Zeiten schreiben wollen, weil man in solchen Schilderungen nicht sowohl den Mann selbst, als die Vorstellung sehe, die sich der Verfasser derselben von ihm gemacht hat; man sehe sein schlechter oder besser getroffenes Bild, je nachdem der Maler mit mehr oder weniger Fähigkeit, Fleiss und Redlichkeit gearbeitet habe; oft lerne man aus diesen Bildern nicht das Original, sondern nur das Talent des Malers kennen. Hierinne geben wir Hn. *D.* vollkommen Recht. Uebrigens ist freylich auch seine Erzählung so eingerichtet, dass die Verehrung und Bewunderung des Gr. von Z. dadurch vermehrt und befestigt werden soll. Eine unpartheyische, und für jedermann lehrreiche Lebensbeschreibung des ausserordentlichen Mannes wird wohl so bald noch nicht erscheinen. Vorzüglich schwer scheint sie auf der einen Seite zu seyn, weil er sich unter so vielerley Gestalten gezeigt hat, und so äusserst widersprechend beurtheilt worden ist. Aber viele Erleichterung findet auch sein Biograph darinn, weil sich wenige berühmte Männer so sehr durch ihre Handlungen, Reden und Schriften selbst der Welt vorgezeichnet haben, als er. Alles dürfte wohl auf die freyere Stellung ankommen, welche er nehmen wird; auf die Scharfsichtigkeit, mit welcher er, ohne den jetzt gewöhnlichen Aufwand von willkührlich ersonnenen Planen und Muthmaassungen, Z. ausgemachte Gaben, Fähigkeiten, Neigungen, Kenntnisse und Schwächen in ihren Verhältnissen gegen Religion, Frömmigkeit und Kirchenverfassung, besonders aber die unerschöpfliche Nahrung zu beurtheilen, im Stande seyn wird, welche er in allen diesen Gegenständen für seine feurige Einbildungskraft fand; endlich auch auf die kluge Mässigung, die sich von Missverständnissen, erzwungenen Deutungen und Spöttereyen eben so weit entferne, als von der Vorliebe für alles, was einigen Anstrich von Gottseeligkeit hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Unter dem Druckort *Regensburg: Gerechtigkeit, Moralität und wahres Staatsinteresse.* Eine Beruhigung für hanseatische Bürger, über einige den Reichsfriedens-Congress betreffende Gerüchte. Zugleich eine Bitte an Fürsten und Staatsmänner. 1797. 2 Bog. 8.

2) *Hamburg*, b. Schniebes: *Die politische Wichtigkeit der Freyheit Hamburgs* und ihrer Schwesterstädte *Lübeck und Bremen* für das ganze handelnde *Europa* in ein neues Licht gestellt von *J. G. Büsch*, Prof. 1797. 1½ Bog. 8.

Ein noch vor dem Zusammentritt des Rastädter Congresses in Deutschland, besonders aber in dessen nördlichem Theile sich erhebendes, die Ruhe mancher guten Bürger beeinträchtigendes Gerücht, als ob es dort den Umsturz der Freyheit der Hansestädte gelte, und der Glaube, den diese wahrscheinlich sehr ungegründete Sage in jenen Gegenden bey einigen gefunden hatte, veranlasste diese Schriften. Mit der Wärme eines ächten Patrioten zeigt der Vf. von Nr. 1. seinen beunruhigten Mitbürgern die Grundlosigkeit jenes Gerüchts, und erinnert sie an die wichtigen Gründe, deren mächtige Stimme von dem Oberhaupte und den Fürsten und Machthabern Deutschlands so wenig als von den Regenten und Stellvertretern einer grossen Nation in dieser Sache überhört werden kann noch wird. Die mit vieler Freymüthigkeit ausgeführten Gründe der Moralität und Gerechtigkeit kann man sich im allgemeinen leicht denken; in der Ausführung derjenigen aber, die aus der Nothwendigkeit eines freyen dem Zwischenhandel zwischen dem Auslande und innern Deutschlande gewidmeten Orts fliessen, wird man manche belehrende und angenehme Bemerkung finden. — Die Gründe der letztern Art besonders sind in der Schrift Nr. 2. noch weiter und in mannichfaltigern Rücksichten ausgeführt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

1) Weimar, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

2) Leipzig u. Jena, b. Gabler: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

3) Ebendaselbst: *Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen* etc. von *Johann Gottlieb Fichte* etc.

4) Ebendaselbst: *Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.* Herausgegeben von *Johann Gottlieb Fichte* und *Friedrich Immanuel Niethammer* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hr. Fichte hatte bey mehreren Gelegenheiten und insbesondere in der *ersten Einleitung* (1. Heft) behauptet: „dass sein System kein anderes sey als das Kantische, und dass es dieselbe Ansicht der Sache enthalte." Aufgefodert von Freunden und Gegnern seiner Philosophie läst er sich im Verfolg der gegenwärtigen Abhandlung auf einen Beweis seiner Behauptung ein. Rec. hat in dieser Anzeige bereits seine Gründe angegeben, warum er die *Auslegung der Kantischen* Aeusserung über die *ursprüngliche Einheit der Apperception*, welche das *Hauptmoment* jenes Beweises ausmacht, und nach welcher *Kant* den *Begriff des reinen Ichs* „*gerade so* wie die Wissenschaftslehre aufgestellt" und als die *einzige* Bedingung alles Bewusstseyns und aller Erfahrung vorausgesetzt haben soll, nicht gelten lassen kann. Hr. F. behauptet bey dieser Gelegenheit: „nach *Kant* wäre die Anschauung nur *dadurch* möglich, dass sie gedacht und begriffen werde, *indem* nach ihm die *Anschauung ohne Begriff blind*, d. h. *gar nichts ist*." Es widerspricht nicht nur sehr vielen ausdrücklichen Aeusserungen, sondern dem ganzen Lehrgebäude *der Kritik, dass das Denken die Bedingung der Anschauung an und für sich selbst sey*. Nicht dass *Anschauung* ohne Begriff, sondern dass *Erkenntniss* durch Anschauung ohne Begriff unmöglich sey, wird an der Stelle behauptet, wo *Kant* die Anschauungen ohne Begriffe *blind*, *und* die Begriffe ohne Anschauungen *leer* nennt. Es ist *Kanten* so wenig eingefallen, die *reine*, und zumal *empirische Anschauung* als solche, aus der *ursprünglichen Einheit der Apperception* für erklärbar zu halten und auszugeben, dass er nicht einmal die *Synthesis des Verstandes* einzig und allein aus ihr ableitet, sondern auch sie selbst nicht weniger durch die *Kategorien*, als diese durch sie, bedingt seyn läst. Eine *Hauptstelle* mag für alle andern hier stehen. (Kr. d. r. V. zweyte Ausgabe §. 145.) „Von einem Stücke „konnte ich im obigen Beweise: dass die sinnlichen „Anschauungen unter den Kategorien als Bedingun„gen stehen, unter denen allein das Mannichfaltige „derselben in ein Bewusstseyn zusammen kommen „kann, nicht abstrahiren, nämlich davon, dass das „Mannichfaltige *für* die Anschauung noch *vor* der „Synthesis des Verstandes und *unabhängig von* „*ihr gegeben* seyn müsse; *wie aber bleibt hier unbe*„*stimmt*" (und ist ausser den Behauptungen, dass es durch *Empfindung* gegeben sey, in der ganzen Kritik unbestimmt geblieben) „Denn wollte ich mir einen „Verstand denken, der selbst anschaute, wie etwa ei„nen göttlichen, der nicht *gegebne* Gegenstände vor„stellte, sondern durch dessen Vorstellung die Gegen„stände selbst zugleich gegeben, *oder hervorge*„*bracht würden;* so würden die Kategorien in Anse„hung eines solchen Erkenntnisses gar keine Bedeu„tung haben. Sie sind nur Regeln für einen Verstand, „dessen ganzes Vermögen im Denken besteht, d. i. in „der Handlung, die Synthesis des Mannichfaltigen, „welches ihm *anderweitig* in der Anschauung gege„ben worden, *zur Einheit* der *Apperception* zu brin„gen, der also für sich gar nichts erkennt, sondern „nur den Stoff der Erkenntniss, die Anschauung, „die ihm *durch das Object gegeben* werden muss, ver„bindet und ordnet. Von der *Eigenthümlichkeit* „*unseres* Verstandes aber, nur vermittelst der Kate„gorien, und nur gerade durch *diese Zahl* und *Art* „*derselben* Einheit der Apperception *zu Stande zu* „*bringen*, lässt sich eben so wenig ferner ein Grund „angeben, als *warum* wir gerade diese und keine an„dern Functionen zu urtheilen haben, *oder warum* „Raum und Zeit die einzigen Formen unserer mögli„chen Anschauung sind." — Gesetzt nun auch, *Kant* hätte wirklich geglaubt und behauptet, *dass* die Kategorien und die *Formen* der *Anschauungen* — (wir wollen hier von den *Empfindungen* ganz abstrahiren) — *im reinen Ich gegründet wären;* so hat er doch zugleich auch geglaubt und behauptet; dass *die Art und Weise*, *wie* sie in demselben gegründet sind, schlechterdings *unerklärbar sey*, und dadurch seiner vorigen Behauptung den Charakter einer *philosophischen* selbst abgesprochen; so dass wenigstens *in derselben* der *Charakter seiner Philosophie* keineswegs bestehen kann. Indessen ist das *Zurückführen* der *Kantischen Hauptlehren* auf einen Sinn, den sie aus dem Standpunkte der

der *Wissenschaftslehre* haben *müssen*, aber den sie aus dem Standpunkte der *Kritik nicht haben konnten*, freylich nicht schwer. Da *Kant* von denselben *richtigen Begriffen* von *Erfahrung* und *Sittengesetz* ausgeht, dieselben *zergliedert*, und aus denselben *folgert*, — die *nachmals* durch die *Wissenschaftslehre* aus *dem reinen Ich deducirt* und probehältig befunden sind: so muss freylich seine Lehre nothwendig mit dieser übereinstimmen, und einen *Theil* des Inhalts derselben ausmachen. Allein jene *Uebereinstimmung* bleibt nur *dadurch* wahr und erweislich, dass man sowohl dem *Kriticismus* als auch der *Wissenschaftslehre* ihre *eigenthümlichen Standpunkte* läfst, nach welchen diese fortwährend von der Erfahrung *abstrahirt*, jener fortwährend auf dieselbe *reflectirt*, und durch welche beide *wesentlich verschiedene Ansichten von einer und derselben* Sache, nämlich von der *Möglichkeit der Erfahrung*, beide *wesentlich verschiedene Systeme* sind, und nur in ganz *entgegengesetzten Bedeutungen Philosophie* heissen können. Ungeachtet man also die *kritische* Philosophie aus dem höheren Standpunkte der *wissenschaftlichen* besser verstehen, und *nur durch* ihn ihre *schlechthin letzten Gründe* kennen lernen kann: so kann dieselbe gleichwohl auch *selbst aus diesem* Standpunkte *wieder missverstanden werden*, wenn man über ihn *ihren eigenthümlichen* aus dem Auge verliert, jenen unmittelbar in sie selbst hineinträgt, und sie nur durch ihn allein *überhaupt* für verständlich erklärt. Dazu kann man auf demselben Wege gelangen, auf welchem der Mathematiker nicht selten über seine Algebra die Praxis der Zahlenrechnung verlernt. Nur daraus, dass Hn. F. etwas ähnliches begegnet seyn müsse, können wir uns seine Ueberzeugung erklären (Phil. Journ. 1. H. S. 2.): „dass „Kanten sein Vorhaben, die Denkart seines Zeitalters „über Philosophie und mit ihr über alle Wissenschaft „aus dem Grunde umzustimmen, *gänzlich misslungen* „*sey*, indem *kein einziger* unter seinen zahlreichen „Nachfolgern bemerkt, *wovon eigentlich geredet* wer„de" und — (S. 4.) „Kant ist bis jetzt, einen neuerlich" (durch den Standpunktslehrer) „gegebenen Wink ab„gerechnet, ein *verschlossenes Buch*, und was man „aus ihm herausgelesen hat, ist gerade dasjenige, was „in ihn nicht passt und was er widerlegen wollte."

Jede *neue Wahrheit* wird eine Zeitlang durch eben dieselben Vorurtheile *widerlegt*, gegen welche sie selbst *gerichtet* ist. Dies muss mehr als je bey einer ganz *neuen Philosophie* der Fall seyn, „deren gan„zer Bau und Bedeutung von dem Bau und der Be„deutung der philosophischen Systeme, die bisher „gäng und gebe waren, völlig verschieden ist," — die so schnell auf eine *andere*, welche nach einem zehnjährigen, fast über alle deutschen Universitäten verbreiteten, Kampf nun eben Besitz zu nehmen anfing, — gefolgt ist, — einerseits mit derselben so nahe verwandt ist, dass sie von ihrem eigenen Urheber kaum davon unterschieden wird, andererseits so gänzlich von derselben abweicht, dass sie nur durch ein *durchaus entgegengesetztes* Verfahren der Denkkraft aufgestellt und gefasst werden kann, und die gleichwohl (die allerdings höchstwichtige aber mehr aus *genialischen* Winken als eigentlich *wissenschaftlichen* Erörterungen bestehende Abhandlung des Hn. *Schelling über das Ich als Princip der Philosophie* abgerechnet) bisher nur erst in einem *für Zuhörer gedruckten Manuscripte* dargestellt ist. *Einwürfe* waren und sind also hier *unvermeidlich*, und selbst zur *Aufklärung* und *Verbreitung* dieser Philosophie *unentbehrlich*. Diejenigen, welche Hr. F. im *Beschlusse der zweyten Einleitung im V. Hefte* aufstellt, lehrreich prüft, und siegreich widerlegt, scheinen dem Rec. aus dem bisherigen Zustand der Philosophie, der durch die Wissenschaftslehre wohl *nicht plötzlich* gehoben werden kann, *sehr natürlich* zu erfolgen. Es ist keiner darunter, der nicht zu einer Beleuchtung des so leicht misverständlichen Fundamentes der neuen Philosophie Gelegenheit gegeben hat. Hr. F. selbst hat jeden derselben einer Zurechtweisung *durch Gründe* würdig gefunden, und wirklich durch Gründe zurechtgewiesen. Wie konnte er sich doch entschliessen, diese Gründe durch beygefügte harte Vorwürfe und bittern Spott herabzuwürdigen, indem er den Urhebern jener Einwürfe z. B. sagt: „wie maschinen„mässig und sogar ohne innere Aufmerksamkeit mö„gen ihre philosophischen *Specimina* zu Stand ge„bracht werden!" — Es ist zu erwarten, wenn der „kritische Idealismus fortfährt, ihnen *lästig* zu fal„len, dass sie nächstens sich beym *Aristoteles* Raths „erholen werden: ob sie wirklich leben, oder schon „todt und begraben sind." — „Soll man mit Ver„beugungen gegen den scharfsinnigen Mann ihm den „*Privatunterricht*, dessen er bedarf, vor dem ganzen „Publicum geben, ohne dabey eine Miene zum Ver„druss oder zum Lächeln zu verziehn?" — „Der „angeführte Einwurf zeigt sonach nicht nur von ei„ner ungewöhnlichen Gedankenlosigkeit, sondern „auch von einer grossen Unwissenheit und Unbekannt„schaft mit der gemeinsten philosophischen Litera„tur." Wer sollte glauben, dass diese Abfertigung gegen den Einwurf gerichtet ist: dass das Ich, nicht wie die Wissenschaftslehre voraussetzt, der *höchste*, sondern der *individuellste* Begriff sey? — dass dieser Einwurf nach einer ausführlichen und an neuen Aufschlüssen, die er veranlasst hat, reichen Widerlegung jene Censur erhält: — und dass endlich derselbe, wie fast alle übrigen Einwürfe von einem, noch im demselben *Hefte genannten Manne*, herrühren und in den *Briefen über die neueste Philosophie* des Hn. Conrector *Forberg* enthalten sind, welche laut einer Anmerkung des andern Herausgebers (von demselben), noch dazu in der Absicht aufgenommen worden sind, um ein *Beyspiel von der Unparteylichkeit des Journals* zu geben?

In einem andern Aufsatze des ersten Heftes, *Annalen des philosophischen Tones* giebt Hr. F. den eigentlichen Grund an, warum er, wie er sich ausdrückt, seine Gegner *nicht eben zart*, und wie wir sagen müssen, auf eine an einem Schriftsteller vom er-

ersten Range vielleicht beyspiellose Weise behandelt. „Dieses Mittel, sagt er, ist das *Einzige*, dem Publicum die Augen zu öffnen, das einzige in die dicken „Ohren jener (seiner Gegner) Eingang zu erhalten, „und sie wenigstens zu erschrecken." — Hr. *F.*, der für diese seine Meynung keine Gründe anführt, kann es uns nicht verdenken, wenn wir, ohne einen Beweis für nöthig zu halten, behaupten: dass er durch diese Meynung, und durch das derselben angemessene Betragen, demjenigen Theil des Publicums, mit welchem er als *philosophischer Schriftsteller* und *Reformator seiner Wissenschaft* allein zu thun haben soll, wirklich zu nahe trete; dass die Philosophie an allen denjenigen, denen *sein Ton schreckbar* seyn kann, weder zu gewinnen noch zu verlieren habe; dass er seinen Gegnern zu viel Ehre erweist, indem er ihre Denkart und ihre Sitten die *Denkart* und die *Sitten des Zeitalters* nennt, und dass das *Publicum* über den Werth und die wahre Beschaffenheit seiner Philosophie durch die vereinigten Bemühungen *aller* seiner Gegner nicht halb so sehr *verblendet* werden könne, als gerade durch das Mittel, wodurch er ihm die Augen öffnen zu müssen glaubt.

Die allgemeine Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur (1 — 6. Heft) enthält eine durchaus originelle Ansicht des *reinen Idealismus*, an welcher Rec. *den andern Urheber desselben* zu erkennen glaubt, deren Beurtheilung er sich aber bis zur Anzeige des ganzen Jahrganges vorbehalten muss.

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Vermischte philosophische Abhandlungen* aus der Teleologie, Politik, Religionslehre und Moral, von *Ludw. Heinr. Jakob*, ord. Prof. der Phil. zu Halle. 1797. *XXIV* u. 463 S. 8.

Des Vf. Talent, philosophische Gegenstände gründlich und dabey fasslich und allgemein verständlich abzuhandeln, ist schon hinlänglich bekannt. Daher wird auch diese Sammlung von Aufsätzen, einem grossen Theile des Publicums willkommen seyn, da sie lauter wichtige Gegenstände betreffen. Einige von denselben sind schon vorher gedruckt gewesen, sie erscheinen aber hier vermehrt und verändert. Dahin gehören Nr. 2) *Ueber die Religion*, eine philosophische Abhandlung S. 128 — 160. Sie stand zuerst in den philosophischen Annalen. Der Titel ist zu allgemein. Denn es wird über Orthodoxie und Heterodoxie, über die Art, wie beide Parthieen die christliche Religion zu deduciren suchen, ihre beiderseitigen Ansprüche auf Vernunftmässigkeit, und über die moralische Auslegung der christlichen Religionsbücher gesprochen. Nr. 3) *Etwas über Freyheit*. Eine philosophische Abhandlung S. 160 — 173. War zuerst vor Kiesewetters Schrift: über das Moralprincip gedruckt. Nr. 5) *Ueber das moralische Gefühl*. S. 230 — 260. Nr. 4) *Nach welchen Grundsätzen soll man politische Meynungen und Handlungen beurtheilen?* S. 177 — 229. stand schon in dem Journale Deutschland, ist aber hier mit dem dritten Theile vermehrt worden. Politische Meynungen können aus einem dreyfachen Gesichtspunkt, nach der Klugheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit betrachtet werden. Vorzüglich verweilt der Vf. bey dem zweyten Punkte, und zeigt, nach welchen Rechtsgrundsätzen, Meynungen und Handlungen, von Privatpersonen und dem Staate beurtheilt werden müssen, das letzte vorzüglich in Beziehung auf Revolution und Krieg. Eine interessante Abhandlung. Einiges dürfte aber wohl noch einer genauern Bestimmung bedürfen. In einer Revolution, sagt der Vf., streiten zwey oder mehr Parthieen, die zum Staate selbst als Glieder gehören, um die Oberherrschaft. (Dieser Begriff ist nicht ganz richtig. Denn der gegebene Fall kann, ohne dass eine Revolution wirklich ist, statt finden.) Der rechtmässige Oberherr, fährt der Vf. fort, kann mit Recht verlangen 1) dass sich kein Unterthan als Organ gebrauchen lasse, seine Rechte zu verletzen; 2) dass alle, welche die besondere Verpflichtung haben, sein Ansehen gegen widerrechtliche Angriffe zu schützen, ihre Pflicht erfüllen. Die erste Foderung geht alle Unterthanen an; die zweyte aber nicht. — Wenn das *rechtmässige* Oberhaupt angegriffen wird, so wird auch der ganze Staat angegriffen; und daher muss die Vertheidigung desselben eine allgemeine Foderung an alle Bürger seyn. — Ganz neu ist die erste und die letzte Abhandlung. 1) *Ueber die Lehre von den Zwecken*. Ein philosophischer Versuch S. 1 — 116. Der Vf. giebt eine vollständige Theorie der teleologischen Naturbetrachtung in folgenden Abschnitten: von der Möglichkeit der Vorstellung eines Zwecks überhaupt; von den wirklichen Zwecken in der Erfahrung; von den Grenzen der Erkenntniss der Zwecke durch Erfahrung; über den Unterschied der empirischen und transcendentalen Erklärung der Erscheinungen; von den Gründen, welche uns bestimmen, die Producte der Natur als Zwecke anzusehen; von der einzigen möglichen Art, wie wir uns die Causalität einer durchgängigen Zweckverknüpfung vorstellen können; von den Regeln nach welchen die bestimmten Zwecke in der Natur aufzusuchen sind; von den bestimmten Zwecken in der Sinnenwelt; von dem Gebrauche der Zwecklehre in der Naturwissenschaft, in der Moral, in der Theologie. — Der Vf. arbeitete diesen Aufsatz, so wie Nr. 2 und 6) aus, als er sein Werk, die allgemeine Religion bearbeitete, und entwarf in jener die Theorie, auf welche sich dieses, welches durchaus nur das Allgemeinfassliche und Praktischbrauchbare enthalten sollte, gründet. Er ist aber auch ohne diese Beziehung lehrreich, vorzüglich wegen der Regeln für die reflectirende Urtheilskraft. Der 5. Abschn. scheint aber eines noch höhern Grades von Bestimmtheit und Bündigkeit bedürftig zu seyn. Es wird daselbst gezeigt, dass die Vernunft die Zweckverbindung der Natur nur als Product einer Intelligenz, der Gottheit denken könne. Die innern Gründe, welche die Vernunft bestimmen, den Grund der Zweckmässigkeit zu bestimmen sind, 1) ihr Hang, alles vollständig zu erklären, und zu allen ihren Erklärungen einen absoluten Grund zu denken;

ken; 2) die Unmöglichkeit der moralischen Handlungsweise, wenn nicht durchgängig in der Welt eine moralische Ordnung herrscht, so dass alles zuletzt sich auf die Moralität bezieht und zweckmässig für sie eingerichtet ist. Gegen den letzten Grund lässt sich einwenden, dass Freyheit ihren Charakter im Kampf mit der Natur am unwidersprechlichsten beweise, dass das Sittengesetz Gehorsam fodert, wenn er auch durch nichts in der Natur begünstigt ist, dass es also auch möglich seyn müsse, moralisch zu handeln, ohne dass eine vorher bestehende moralische Ordnung in der Natur anzunehmen ist. Bey dem ersten aber darf der Hang der Vernunft, der nur zu oft gezügelt werden muss, wenn er nicht Faulheit der Vernunft und Schwärmerey begünstigen soll, noch nicht als rechtmäfsige Befugnifs gelten. Man kann hier immer auch das anwenden, was der Vf. S. 14. sagt. „Es bleibt daher immer denkbar, dass ausser der Sinnenwelt (wir setzen noch hinzu, selbst in der Natur) eine grosse Menge von Ursachen übrig bleibe, die weder zu der einen noch zu der andern Classe (wirkenden Ursachen und Endursachen) gehören, ob wir gleich nicht im Stande sind, dieselben zu bestimmen. Zu behaupten, dass wir da etwas anzunehmen berechtiget wären, wo uns das Gegentheil unbekannt ist, das hiesse die Unwissenheit zur Quelle der Wissenschaft machen. — Die ausgearbeitetste Abhandlung der ganzen Sammlung ist die sechste, *Aristäus, oder über die Vorsehung. Ein philosophisches Gespräch.* S. 262—463. Der Inhalt desselben ist eine Discussion der Gründe für und gegen die Vorsehung. Cineas vertheidigt sie gegen die skeptischen Angriffe des Cleanth und Philo aus theoretischen Gründen. Nachdem dieser Streit eine Zeitlang fortgeführt worden, ohne dass eine Partey die andere zur Ueberzeugung bringt, zeigt Aristäus, der bisher ohne grosse Theilnahme die Debatten angehört hatte, dass es noch moralische Gründe gebe, die zwar nicht zum Wissen, aber doch zum Glauben hinreichend sind, welche nun ausführlich entwickelt werden. Alle versuchte Wendungen und Künste, den theoretischen Gründen mehr Kraft zu geben, sind hier nicht vergessen worden. Auf den Stil und die dialogische Form hat der Vf. viel Fleiss gewendet. Die ganze Materie ist allgemein verständlich, auch ziemlich von aller Schulsprache entkleidet, abgehandelt. Etwas mehr Gedrängtheit und weniger Wiederholung könnte doch hie und da nichts schaden.

NÜRNBERG u. MARKTBREIT: *Ueber den wahren Begriff von Freyheit.* (von) *Horn.* 1794. 542 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Freyheit ist Gebrauch der Vernunft, und ich bin also frey, wenn ich thue, was meine eigne Vernunft will, oder für gut erkennt. Wiefern nun meine subjective Vernunft mit der objectiven übereinstimmt, d. i. wiefern ihre Urtheile, wodurch meine Handlungen bestimmt werden, richtig sind; sofern ist meine Freyheit eine wahre, widrigenfalls eine falsche, eine Scheinfreyheit. Deshalb wird auch die wahre Freyheit dadurch nicht aufgehoben, dass die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, unter öffentlichen Gesetzen leben, wenn diese nur, wie sie es sollen, Regeln der objectiven Vernunft sind, wofür sie alsdann geachtet werden müssen, wenn sie so beschaffen sind, dass dadurch die Glückseligkeit aller möglichst befördert wird (S. 102 etc.). Solche Gesetze sind dann vielmehr die eigentlichen Grundpfeiler, worauf das Gebäude der wahren Freyheit ruhet, das ohne sie nur gar zu oft erschüttert wird, weil die subjective Vernunft des Menschen durch die sinnlichen Neigungen gar zu leicht verleitet wird, die Freyheit andrer zu beeinträchtigen.

Dies ist die Idee, welche in dem vorliegenden Werke ausgeführt werden soll. Die Ausführung selbst, die diese Idee freylich zuweilen ganz aus dem Gesichte verliert, ist sehr weitschichtig, und schweift auf Abwege aus, die nicht zum Ziele führen. Wir überlassen es z. B. unsern Lesern, zu errathen, wie es mit der Entwickelung des Begriffes der Freyheit zusammenhänge, wenn S. 414. die Criteria einer vollkommnen Religion untersucht werden; oder, wenn S. 316. vor der Gewohnheit gewarnt wird „Kinder sogleich bey ihrer Geburt aus dem warmen Schooss der Mutter ins kalte Bad zu bringen." — Durchgängig aber findet man warme Theilnahme an dem Wohl der Menschheit und gute, praktische Bemerkungen über einzelne Verhältnisse und Situationen im menschlichen Leben.

In der Vorrede versichert der Vf., dass er sein Publicum besser kenne, als die Rec. einer andern Schrift von ihm, die daran grade das getadelt haben, was von jenem mit dem meisten Beyfalle aufgenommen sey. Wir beneiden ihm dieses Glück nicht, und glauben, dass für jenes Publicum auch das drolligte Gespräch über Geschlechtstrieb und Ehestand berechnet sey, was S. 327 etc. zwischen einem Kapuziner, der Frau eines evangelischen Landgeistlichen, einem Philosophen, und andern, sehr ungleichartigen Personen geführt wird. Man sieht darin den armen Kapuziner, durch allerley indiscrete Gewissensfragen aus dem erwähnten Kapitel, in grosser Verlegenheit, so dass er zu einer Prise Toback seine Zuflucht nehmen muss: man findet eine poetische Eintheilung der Mädchen in Rosen, Tulipanen, Nelken u. s. f. nebst dem unpoetischen Zusatze (denn die Poeten sind galant): dass die Rosen zwar stechen, aber dafür auch leicht entblättert sind: man hört endlich auch medicinische Rathschläge für solche Ehegatten, die auf eine sichtbare Belohnung ihrer Umarmungen vergeblich hoffen. Kraft des Beyspiels von Vater Abraham wird — man denke! — die Beschneidung empfohlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Januar 1798.

MATHEMATIK.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Anfangsgründe der Zahlenarithmetik und Buchstabenrechnung* zum Gebrauch bey Vorlesungen, von *Conr. Diedr. Mart. Stahl* Doct. d. Phil. u. Privatdocent zu Jena. 1797. 264 S. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. übergab dieses Werk dem Druck als Leitfaden zu seinem arithmetischen Unterricht, in welchem er, wie er sagt, von allen, die diese Wissenschaft vortragen, zu sehr abweicht, als dass er ohne Unbequemlichkeit das Werk eines andern zum Grunde legen könnte. In der That finden wir in diesen Anfangsgründen viel Eigenthümliches, und eine sorgfältigere Bearbeitung als in den gewöhnlichen Compendien. Es leuchtet aus ihnen ein unverkennbares Streben nach Gründlichkeit, systematischer Ordnung und Allgemeinheit hervor, und man kann in dem Vf. einen denkenden Kopf nicht verkennen, der seinen eignen Weg zu gehn sucht, „überzeugt, wie er sagt, dass er nur auf diese Weise den ganzen Nutzen stiften könne, welchen man sich selbst vom Unterrichtgeben verspricht, und dass er bloss hierdurch in den Stand gesetzt werde, seinen Vortrag interessant zu machen."

Hr. St. belehrt uns nicht, ob sein Lehrbuch die *Arithmetik so* enthalten soll, wie sie in akademischen Vorlesungen über die reine Mathematik, oder so wie sie bey *Euler*, als Vorbereitung zur Algebra und Analysis, vorgetragen wird. Welches von beiden auch sein Zweck ist, (nach einigen Aeusserungen in der Vorrede scheint es der letzte zu seyn): so möchten wir ihm gegen die ganze Anlage und Ausführung folgende Einwendungen machen. *Erstens* scheint uns dieses Lehrbuch für beide Zwecke zu wenig und zu viel zu enthalten: *zu wenig* weil es sich lediglich mit Entwicklung der Regeln der Zahlen- und Buchstabenrechnung ohne alle Anwendung, weder auf die praktische noch auf die theoretische Arithmetik (die Natur der Zahlen und was davon abhängt) noch auf Algebra beschäftigt; *zu viel*, weil jene Entwickelung in einer Vollständigkeit geleistet worden ist, die den Anfänger überladet, und da sie selbst in Kleinigkeiten, die man sich leicht hinzudenkt, fast gar nichts für die eigne Einsicht übrig läfst, lebhaften Köpfen nicht wenig lästig werden muss. — *Zweytens* kömmt es uns vor, als habe der Vf. durch das Verlangen einen eignen Gang zu gehn, sich etwas von dem Zweck eines Lehrbuchs ableiten lassen, dabey zu wenig Rücksicht auf das Bedürfniss des Anfängers genommen, und beym ganzen Vortrage mehr seine eignen Aufoderungen an ein System der Arithmetik als die des Lehrlings vor Augen gehabt; ein Umstand, der ihm bey jedem andern Werke als einem Lehrbuche zum Lobe gereichen würde. Der Anfänger, dem es oft schon alle Anstrengung kostet, den Sinn einzelner Behauptungen und ihres Beweises zu verstehn, vermag sich nur allmählich, durch Betrachtung und Verdeutlichung einzelner Fälle, zur Einsicht in das Allgemeine zu erheben, und das nirgends in der Mathematik mit mehr Schwierigkeit, als beym Calcul, bey dem es schon nicht wenig Uebung erfodert, mit den willkürlichen und ungewohnten Buchstabenzeichen den bestimmten Sinn, den man verlangt, erst zu verbinden, und nicht über das Zeichen das Bezeichnete ganz zu vergessen. Wer in dieser Bezeichnung und in den einzelnen Methoden und Sätzen keine Schwierigkeit mehr findet, für den wird freylich die Ansicht aus den höchsten Gesichtspunkten vorzüglich interessant, und für ihn wird die Darstellung in der grösten Allgemeinheit, Bedürfniss. Allein sollten sich wohl Studirende, welche einen solchen arithmetischen Cursus hören wollen, auf diesem Standpunkt befinden? Und doch müssen sie das, nach unsrer Einsicht, um diese Anfangsgründe zu fassen, die sogleich mit allgemeinen Bezeichnungen von Grösen und Grösenverbindungen durch Buchstaben anfangen, die arithmetischen Methoden und Begriffe in einer Allgemeinheit aufstellen, welche es selbst dem Geübten manchmal schwierig macht, mehr als leere Töne aufzufassen, und die gewöhnlichen Regeln erst späterhin als besondere Fälle aus dem Allgemeinen entwickeln. — Nachdem Hr. *St.* einige Begriffe über Zahl, Zahlenschreiben und Aussprechen, und über Brüche vorangeschickt hat, wendet er sich sogleich S. 9 zu den *entgegengesetzten Grössen*, über deren Begriff (Grösen die man unter entgegengesetzten Bedingungen denkt) und den daraus folgenden Regeln des Setzens solcher Grösen, wir hier sehr viel Gutes, mehr als bey irgend einem andern gefunden haben, nur dass es uns nicht an seiner rechten Stelle zu stehn dünkt. Er stellt hier + als das Zeichen des Setzens unter einer Bedingung, unter der schon etwas andres gesetzt worden ist, — als Zeichen des Setzens unter entgegengesetzter Bedingung auf, und leitet nun hieraus jene Regeln mit Hülfe des Satzes ab, „dass, wenn wir gleiche Grösen unter entgegengesetzten Bedingungen denken wollen, wir aufhören müssen auf sie zu reflectiren, sie uns verschwinden." Nun erst wird der Begriff der *vier Species* entwickelt, jedoch so, dass er zugleich auf Rechnung mit negativen Grösen passen soll, wodurch Hr. *St.* gezwungen wird Erklärungen, die wenigstens nicht allgemein

mein fasslich sind, zu geben, z. B. „Es können zwey Zahlen A und B gegeben seyn; und nun kann verlangt werden, dass man eine Zahl darstellen soll, welche *die Form* in Hinsicht auf A hat, welche B in Hinsicht auf die Einheit, als *schlechthin gesetzte*, besitzt. Diese Form der B in Hinsicht auf 1, liegt in der Entstehung der B aus 1, also sagt jene Foderung, dass man eine Zahl entstehn lassen soll, *eben* so wie B entstand, nur dass man bey der gesuchten die Zahl A *so* zum Grunde lege, wie die Einheit bey B zum Grunde liegt. Die ganze Handlung wird *Multiplication* genannt, und da sie von dem Gesetz der B abhängt, so sagt man, es wird A *nach dem Gesetz von B multiplicirt*, (dieses uns missfallenden Ausdrucks, der im ganzen Werke fortläuft, bediente sich, so viel wir wissen, bisher noch niemand). Darauf kommt unmittelbar die Rechnung mit *einfachen entgegengesetzten Grössen*, nach allen vorkommenden Fällen, wo denn bewiesen werden müsste, dass die Zeichen +, —, nach dem obigen Sinn, auch Addition und Subtraction zu bezeichnen tauglich sind. Dann erst folgt „die Anwendung der allgemeinen Regeln für die vier Rechnungsarten auf den *Calculus decadicus*" und zwar in eignen Kapiteln, *erst* auf ganze ungenannte und genannte Zahlen und auf Buchstabenverbindungen, *dann* auf gewöhnliche Brüche in Zahlen und Buchstaben, *endlich* auf zehntheilige und sechzigtheilige Brüche, alles sehr umständlich. Nicht weniger ausführlich sind die Lehren von den Verhältnissen und Proportionen, die ohne alle Anwendung auf die praktische Arithmetik vorgetragen wird; die Potenzenrechnung, welche 27 S. füllt, und sich mit dem Begreiflichmachen des Binomialsatzes für ganze Exponenten endigt, bey der aber der gewählte Vortrag uns nicht gefällt; die Rechnung mit Wurzelgrössen, selbst unmöglichen, nach allen vier Species, und besonders die Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln in Buchstaben und in Zahlen. Den Beschluss machen die Summirung der Progressionen und die Entwicklung der natürlichen und briggischen Logarithmen als Exponenten, für welche der Vf. die bekannten Reihen giebt, und den Gebrauch der Tafeln umständlich lehrt.

Das Eigenthümliche dieses Werks besteht also, wie man sieht, hauptsächlich darin, dass der Vf., nicht wie die übrigen Mathematiker vom Rechnen ausgeht, und die festgesetzten Regeln erst zuletzt auf Verbindungen entgegengesetzter Grössen ausdehnt, und diesen gemäss modificirt, sondern dass er mit den Regeln des Setzens entgegengesetzter Grössen anfängt, spät hin erst auf das eigentliche (arithmetische) Rechnen kommt, und dieses sogleich unter jene Regeln subsumirt. Diesen ihm eignen Weg bahnt er sich mit Scharfsinn, wiewohl zugleich mit einer lästigen Weitschweifigkeit. Nur können wir diesen Weg, wie er von unserm Vf. dargestellt ist, nicht als den wahren mathematischen anerkennen. Unsrer Einsicht nach hat er ganz besonders den Nachtheil, dass er aus dem Constructiven grossentheils hinaus tritt, und uns in ein blosses Ableiten aus Begriffen (aus den Begriffen des Setzens entgegengesetzter Grössen) verschlägt, wodurch der wahre mathematische Geist verloren geht, und der Vortrag die Evidenz, die Leichtigkeit und das Interesse, welches der Mathematik eigen ist, einbüsset. An ein Erweitern der ursprünglichen Bedeutung von Begriffen und der festgesetzten Regeln kann man sich überdem in der Mathematik nicht früh genug gewöhnen, daher auch schon aus dieser Rücksicht der gewöhnliche Weg den Vorzug verdient.

Zum Beschluss noch ein paar Bemerkungen, welche die Aufmerksamkeit beweisen mögen, womit Rec. dieses Werk durchgegangen ist. Erhält nicht der Begriff der Zahl auf S. 1, dadurch, dass der nicht erklärte Begriff des Zählens mit hinein gezogen wird das Ansehn einer nichts sagenden Definition, und sollte, wenn das Wesen des Zahlensystems „in die Anzahl der Zahlzeichen und den besondern Werth, den ihnen ihre Stelle giebt" gesetzt wird, Zahlenbezeichnung und Zahlensystem nicht mit einander verwechselt seyn? Wenn nach S. 27 der Divisor nur eine *unbenannte* Zahl seyn könnte, wie liesse sich dann mit 5 Pfund in 10 Pfund dividiren. Und welche für einen Mathematiker anstössige Sätze stehn ebendaselbst im dritten Zusatz, wo behauptet wird, es sey $A : 0 = 0$ (dieser Quotient ist ja unendlich gross) und $0 : 0 = 0$, (keineswegs, sondern dieser Quotient kann nach Umständen jede Grösse bedeuten; denn da $a . 0 = 0$, muss auch $a = 0 : 0$ seyn). Ueber Irrationalgrössen und deren Wesen finden wir hier nichts. Endlich können wir einige bastartartige Kunstausdrücke, deren der Vf. sich bedient, nicht recht billigen, z. B. *decimaltheilige* Zahl (besser zehntheilige, wiewohl das mehr eine Zahl die aus zehn Theilen besteht, als einen Decimalbruch bedeuten möchte); — *summirende*, *subtrahirende Zahl* für hinzuzufügende, abzuziehende; — *divisibel*, *Denominator* (Unterschied beym arithmetischen Verhältniss), u. d. m.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauch in Schulen und für Selbstlehrlinge.* Abgefasst von *M. A. v. Winterfeld*, preuss. Major. Th. 2. Abth. 3., welche den *Beschluss der Arithmetik* enthält. 1796. 123 S. 8.

Der Vf. beendigt hiermit seine mit verdientem Beyfall aufgenommenen Anfangsgründe der Arithmetik, deren Anfang von einem andern Rec. in der A. L. Z. 1792. No. 164. angezeigt ist. Mit derselben Klarheit und Umständlichkeit wird hier in Form eines Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler, die Lehre von den Verhältnissen, Proportionen, Progressionen und Logarithmen, meist nach dem Leitfaden und im Geiste des *Kästnerschen* Lehrbuchs (aus dem selbst viele der Exempel übertragen sind) verhandelt. Auch wir müssen den deutlichen, richtigen und exempelreichen Vortrag loben; nur scheint uns die Gesprächsform nicht die schicklichste zu seyn, bey der man, wie sie hier gebraucht ist, hin und wieder lächeln muss. Mag sie immerhin *Michelsens* sokratischen Gesprächen über die Arithmetik nachgebildet seyn; um in ihr *sokratische*

sche Methode zu finden, dazu wird sehr viel Gutmüthigkeit erfodert, es sey denn man wolle die sokratische Methode darin setzen, dass der Lehrer mitten in den Perioden abbricht, und der Schüler sie vollends ausspricht, wie das in diesem Dialog meist geschieht. — Die ziemlich überflüssige Lehre von den arithmetischen Verhältnissen und Proportionen behandelt unser Vf. mit zu vieler Umständlichkeit; es wäre hinreichend gewesen sie nur zu berühren. Den Exponenten eines Verhältnisses als Quotient des vorhergehenden Gliedes durch das folgende darzustellen, ist zwar den ältern, nicht aber den neuern Mathematikern gemäss. Ein *verdoppeltes*, *verdreyfachtes Verhältniss* sagt niemand, und unser Vf. lehrt S. 62 etwas falsches, wenn er auf diese Ausdrücke hindeutend, sagt, 2 stehe gegen 1 im *doppelten*, hingegen 4 gegen 1 im *verdoppelten* Verhältniss von 2 gegen 1. Das ist eine Unterscheidung, welche nur unser Vf., nicht andre Mathematiker machen, die, wo sie von doppeltem, dreyfachem, vielfachem Verhältniss sprechen, stets das darunter verstehn, was unser Vf. verdoppeltes, verdreyfachtes, vervielfachtes Verhältniss genannt haben will. Wie sollen wir das verstehn, die Anwendung der Summation geometrischer Reihen falle in die höhere Geometrie, und warum bezeichnet unser Vf. überall den Logarithmen einer Zahl mit λ, nicht wie alle andere mit log.? Dass er die Berechnung der Logarithmen nach *Karstens* Art vorträgt, müssen wir sehr loben. Auf diesem Wege wird alles deutlicher, kürzer und leichter, und dieser Vortrag hätte allerdings schon längst verdient, in die andern Compendien aufgenommen zu werden.

Ob Hr. *v. W.* diese Anfangsgründe der Mathematik noch weiter fortsetzen oder hiermit beschliessen *werde, können* wir unsern Lesern nicht sagen. Wir finden zwar vor diesem Werke eine Vorrede, allein sie hat es gänzlich mit dem vorigen Rec. des Hn. *v. W.* in dieser Zeitung, und mit den Einwendungen zu thun, die dieser gegen seine Theorie der Parallellinien und des Addirens und Multiplicirens sich erlaubt hat. Dieser Streit ist dem jetzigen Rec. ganz fremd, auch liegen die Acten nicht vollständig vor ihm. Was wird aber Hr. *v. W.* erst zu uns und unsern Bemerkungen sagen, wenn er schon mit jenem unzufrieden ist, der doch sogar seinen Dialog für etwas nach sokratischer Methode ausgiebt. Dass jener *Rec.* sich darüber beschwert, dass Hr. *v. W.* in einem Gespräche zwischen sich und einem Recensenten über die Theorie der Parallellinien, welches er drucken liess, dem Rec. allerley lächerliche Einwürfe gegen seine Theorie in den Mund legt, dazu hatte er doch wahrlich Recht, auch wenn Hr. *v. W.* sich erklärt, dass er unter Recensenten jeden verstehe, dem es über lang oder kurz einfallen könnte, seinen Beweis zu recensiren. Und zwar um so mehr Recht, da die Einwürfe des Rec. in dem oben angeführten Stück unsrer Zeitung uns sehr gegründet dünken (nur würden wir nicht auf Hn. *Voigts* Theorie der Parallellinien verweisen) und da Hr. *v. W.* in dieser Vorrede sogar sich selbst etwas Sonderbares in den Mund legt, nämlich den Grundsatz: „zwey grade Linien, genugsam verlängert, stossen endlich zusammen" ein Grundsatz der wohl nur von graden Linien *in einer Ebne, die nicht parallel sind*, gemeynt ist. Wenn jener Rec. anderswo sagt, „man könne in der Geometrie bloss aus solchen Grundsätzen streng beweisen, die aus Definitionen hergeleitet sind" so glauben wir zwar eben so wenig als Hr. *v. W.* dass dieses die wahre Ansicht der Sache sey; allein schwerlich möchte seine Anfoderung zu zeigen, aus welchen Definitionen die Euklideischen Grundsätze: zwey Grössen die einer dritten gleich sind, etc. hergeleitet sind, jenen Rec. auch nur einen Augenblick in Verlegenheit setzen. Sie fliessen, würde er sagen, aus dem Begriff der Gleichheit. Doch genug von dieser gewaffneten Vorrede.

Füssen, b. Mayr: *Die Grundlehren der Arithmetik und Algebra* aus den Lehrbüchern vorzüglich der H. H. *Kästner* und *Lorenz* ausgezogen, und zum Gebrauch der Vorlesungen eingerichtet von *G. L. Reiner*, Kanonikus und Professor in dem Prämonstr. Collegiatstifte Steingaden. 1796. 139 S. 4.

Aus der Zuschrift an den Abt von Steingaden, Hn. *Gilbert*, sehn wir, dass dieser würdige Prälat „aus Ueberzeugung, dass keine Wissenschaft eine gründlichere Religionswissenschaft vorbereite, und mehr zur Bewunderung der Grösse, Weisheit und Güte Gottes führe, als das Studium der Moral und der Natur, es sich seit Antritt seiner Regierung besonders habe angelegen seyn lassen, diese beiden Studien bey den ihm untergebenen Religiosen einheimisch zu machen." Zu dem Ende übertrug er unserm Vf. das Lehramt der Naturlehre, versah die *Klosterbibliothek* mit einem Schatz von physikalischen Büchern, den man in andern wohlhabendern Klöstern umsonst sucht, legte ein *Museum* an, für welches Hr. Prof. *Späth* einen Apparat physischer Instrumente besorgte, und erbaute ein *chemisches Laboratorium*, das mit allen Geräthschaften reichlich versehn ist. (Möchten doch mehrere Prälaten dem Beyspiel dieses in der That *würdigen* Mannes folgen, und die Kräfte der ihnen Untergebenen, die sich nur zu oft in heiligem Müssiggang und dem daraus entspringenden Unmuth und Intriguen verzehren, auf so nützliche, unterhaltende und bildende Wissenschaften lenken. Jedes Kloster würde dann wieder eine Pflanzstadt der Gelehrsamkeit, eine Akademie im Kleinen, werden, und dessen Bewohner sich zu ihrem alten Ruhme empor erheben, und sich vom Schimpf des Müssiggangs befreyen, der immer schwerer auf ihnen lastet.) Um den Absichten seines Prälaten zu entsprechen, suchte unser Vf. seine Zuhörer erst mit den Grundlehren der reinen Mathematik vertraut zu machen, ohne welche man nicht weit in der Kenntniss der Natur fortschreiten kann, und bediente sich dabey als Leitfadens der Elemente des Hn. *Lorenz*. Aus diesen sind die Grundlehren des Hn. R. wörtlich, mit einigen Abkürzungen ausgezogen. *Kästners* Lehrbücher scheinen nur Ehrenthalber mit auf dem Titel genannt zu seyn, denn wir

wir sehn nicht, dass der Vf. irgendwo von Hn. L. abgegangen und dafür Hn. K. Vortrag gefolgt wäre. Der Auszug, zu welchem Hr. R. wahrscheinlich durch örtliche Umstände veranlasst worden ist (denn sonst sehn wir nicht recht ab, warum nicht Hn. *Lorenz* Elemente selbst sind beybehalten worden) unterscheidet sich dadurch, dass manches zusammengezogen oder ganz übergangen ist, dass viele Sätze bloss durch arithmetische Zeichen ausgedruckt sind, und dass Druck und Papier hier so splendid als im Lorenzschen Werke kärglich ins Auge fallen. Eigenthümlich sind unserm Vf. die Tafeln über alle Formeln zur Bestimmung einzelner Stücke und zur Summation arithmetischer und geometrischer Progressionen, für jede 20 an der Zahl. Aber da sie insgesamt aus der Erklärung dieser Progressionen und aus der einzigen Formel für die Summe folgen, so ist es in der That eine überflüssige, ja eine schädliche Mühe, so viel einzelne unmittelbar aus einander fliessende Formeln, unter denen das Gedächtniss erliegt, dem Lehrling vor Augen zu stellen.

NATURGESCHICHTE.

Giessen, b. Heyer: *Botanisches Wörterbuch oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter in der Botanik*, von Dr. *Moritz Balthasar Borkhausen*, Fürstl. Hessen-Darmstädtischem Oberforstamts- und Oeconomie-Deputations-Assessor. *Erster Band. A—L.* VIII u. 376 S. 1797. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit Recht entschuldigt Hr. B. sein Unternehmen durch die Einseitigkeit, die man in jedem Lehrbuche der Botanik antreffen werde. Es ist ganz natürlich, dass die Einheit des Ganzen, bey dem engen Raume, den Verfassern selten zulässt, sich in vielfache Erörterungen und Kritiken andrer Meynungen einzulassen, auch kann man von jedem wohl erwarten, er werde es nicht versäumen, jede Idee, die ihm vorzüglich scheint, oder die ein Resultat eigner mühsamer Untersuchungen ist, vor andern herauszuheben. Es ist also sehr löblich in Form eines Wörterbuchs, was weder jener Einschränkung noch dieser Rücksicht unterworfen ist, die verschiedenste Stimmensammlung auf einmal über gewisse Gegenstände zu liefern, die ihrer Natur nach zu dieser Verschiedenheit besonders geeignet sind. Wie der Titel schon besagt, so hat man hier kein Lexicon für Synonymen der Pflanzenarten zu suchen, sondern für die Bezeichnungen der Pflanzentheile und ihrer Lebensgeschäfte; der Vf. hat aber auch damit die Kenntniss einiger ihm vorzüglich der Bekanntmachung werth scheinender Systeme verbunden. Hie und da findet man nach Anleitung der alphabetischen Ordnung die Namen von Systemclassen und Familien erklärt. Von den künstlichen Systemen findet man ausser dem Linneischen, die von Necker, Wachendorf, und Mönch. Die natürlichen werden nach den Angaben von Linné, Jussieu, und Batsch durchgegangen. Zuweilen werden auch noch Benennungen anderer Botaniker erwähnt. Für die Terminologie der Organe, zum Theil auch für die Physiologie ist vieles fleissig gesammelt. Selbst der geübtere wird hier auf manches stossen, was ihm bey der Menge der Sachen so eben nicht geläufig und erinnerlich war. Die so verschiedenen Beurtheilungen z. B. über die Frucht und den Kelch, müssen diejenigen, die so gern nur nach dem zuerst angewöhnten Gange fortwandeln mögen, überzeugen, dass noch gar viel zu thun und zu denken übrig, und die Entscheidung für den klügsten unter den klügern Forschern nicht sogar leicht sey. Jeder, dem die Quellen bekannt sind, weiss das ohnehin, aber Hn. B. Schrift, die vermuthlich von vielen um ihrer eignen Bequemlichkeit willen gesucht werden wird, kann diesen, die es sonst vielleicht weder erfahren, noch geglaubt hätten, es einleuchtend machen, dass das tiefere Eindringen in diese Wissenschaft nicht auf einfachen Formeln und Begriffen beruhen könne; und seine Schwierigkeiten habe, wie irgendwo anders. Von Personen, die zu ihrem Vergnügen Pflanzen und ihre Verhältnisse kennen lernen wollen, ist hier die Rede nicht; für solche ist dieses Buch nicht geschrieben. Es kann das Seinige dazu beytragen, die übertriebene Verehrung Linnés, die nur in Kleinigkeiten besteht, und meist eine Nichtkenntniss seiner übrigen wahren Grösse im Gefolge hat, bey jungen Freunden der Wissenschaft zu verringern. Die Schriften vorzüglicher Beobachter als Gärtners, Ehrharts, Medikus, Sprengels u. s. w. sind sorgfältig benutzt worden. Der Nutzbarkeit des Ganzen schaden einzelne Fehler, Uebereilungen u. d. nicht. Jussieu's Bestimmung der Krone und des Kelches ist nicht besser, als die seiner Vorgänger, nicht mehr anwendbar, und zuweilen sich selbst und der Natur widersprechend. Seine letzte Zuflucht zur Analogie musste längst zuvor auch schon gelten, oder eigentlich, die Kritik der einzelnen Analogien scheint alles zu seyn, was das Genie hier vermag. Dorn und Stachel unterschied schon Oeder umgekehrt gegen die hier angegebene Bedeutung. Er sagt: „die Stacheln, welche durch die Rinde womit sie überkleidet sind, hervorragen —, die Dornen, welche nur in der Rinde sitzen, und mit derselben abgenommen werden können.“ Bey dem Artikel: Ciliatae, sind „Kronen und Blumenblätter“ statt „Wurzelblätter“ gesetzt worden.

* * *

Folgendes Buch ist als neue Auflage erschienen:

Halle, in der Waisenhausbuchhandl.: *Unterweisung in gemeinnützigen Kenntnissen der Naturkunde zum ersten Unterricht der Jugend*, von *J. Ch. W. Nicolai.* 3te Aufl. 1797. 252 S. 8.
(Auch unter dem Titel: *J. G. Hoffmann's Unterweisung* etc.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Edinburg, b. Creech: *A Commentary on the Revelation of St. John.* by *Bryce Johnston*, D. D. Minister of the Gospel at Holywood. 1794. Vol. I. 423 S. Vol. II. 470 S. 8.

2) Neustadt a. d. Orla, b. Kathe: *Des Apostel Johannes Offenbahrung Jesu Christi*, als das von dem letztern verordnete und von beiden zum Lesen, Hören und Bewahren empfohlne allgemeine Hauptlehrbuch der Religion des N. Ts., *neu übersetzt und erklärt von M. Mich. Fr. Semmler*, Conr. zu Neustadt an d. Orla. *Ein Lesebuch für Jedermann* u. f. f. 1794. 793 u. C. S. 8.

Der *Johnston'sche* Commentar giebt zwar für die gesunde Exegese und für Deutschland keine Ausbeute, ist aber doch ein Kunststück, bey welchem man den Fleiss und die Kenntnisse des Vfs. schätzen, seine Gutmütigkeit bewundern und vielen eingestreuten politischreligiösen Reflexionen Beyfall geben muss. Der Vf. hat seiner Gemeinde *Vorlesungen (a course of lectures)* über das ganze Neue Testament gehalten. Wie hätte er da die Apokalypse auslassen können, „das Buch, „von welchem mehr, als von irgend einem, *erwiesen* „*ist, dass es zum* heiligen Kanon gehöre!" Man sieht, dass bey Dr. *J.* die grosse Geschäftigkeit, etwas glaublich zu machen, eben den Eindruck bewirkt, den nur das Erweisen selbst hervorbringen sollte! Dies ist der Charakter seiner ganzen Schrift. Er fand bey Vitringa, If. Newton, Lord Napier, Lowman etc. keine „auf feste, *vernünftige* Grundsätze gebaute" Erklärung der Apokalypse. Mit Recht suchte er sie selbst; und liest man S. III. so ist man geneigt, ihm Glück zu wünschen. Er fand beym Forschen nach charakteristischen Zeichen der Prophezeihungen: dass 1) sie alle eine *symbolische Sprache*, und zwar theils eine *hieroglyphische*, theils eine *eigentliche symbolische*, lieben, 2) gewisse *erklärende Winke eingemischt* enthalten, welche man als *Schlüssel* für das Ganze benutzen muss; wie Apok. XIII, 18. XVII, 9. Man liest gerne die Bemerkung: symbolische Sprache gelte für alle Zeiten und Länder. Und staunt man gleich bey der nächstfolgenden Entdeckung, dass die Symbole der Propheten vollkommner als alle seyen, aus denen die chinesische Sprache bestehe, und dass jeder Prophet in eben denselben Symbolen sich ausdrücke, so giebt man doch nicht alle Hoffnung auf. Bald aber verschwindet das Beste vor dem Zauberkreise der Zahlen, in denen auch Dr. *J.* Meister ist. Die Oeffnung der sechs Sigille geht bis auf das J. Chr. 325. Das siebente Sigill mit den sechs Trompeten bis 1090. Das 11. 12. 13 und 16 Kapitel enthüllt gleichzeitige Begebenheiten, welche neben einander fortlaufen zwischen 756—1999. Um hier schnell einer Hauptfrage unserer apokalyptischen Zeitgenossen entgegen zu kommen, so machen wir nach Vol. II. S. 220. kund und zu wissen: dass *„die päbstliche und römische Regie-„rung beide zugleich enden werden, aber erst — im J.* „1999, bis wohin also noch 202 Jahre volle Frist wä-„re." Das päbstliche Gouvernement von Rom nämlich ist der unbekannte *Achte*, K. 17, 9—11. weil das Exarchat über Rom der *siebente* war. Die Sieben nämlich bedeuten nach dem Schlüssel (oder vielmehr nach der falschen Interpunction) K. 17, 9. sieben βασιλεῖς; das heisst — wer kann es rathen? — — sieben *Regierungsarten*. Die frühere Reihe derselben wird aus Tacitus Annal. I, K. 1. *erwiesen*: Rom wurde zuerst regiert von (1) Königen, dann (2) von Consuln, (3) von Dictatoren, (4) von Decemvirn, (5) von *tribunis militum consulari potestate*. Seit diesem nun, setzt der Vf. hinzu: (6) von Kaisern, (7) von Exarchen, und (8) vom Pabst. Jene fünfe waren zu Johannes Zeit „vorüber" der sechste, das Kaiserthum, war „jetzt", der siebente, das Exarchat, „war noch nicht und sollte, wenn es käme, nur kurze Zeit dauren;" nämlich 568 bis 752. (185 Jahre. Wie relativ doch die Zeitkürze ist!) Endlich das letzte Räthsel: das päbstliche Gouvernement ist „einer von den sieben" wenn man nämlich blos diejenige rechnet, deren Residenz Rom war; das Exarchat residierte zu Ravenna. Der Achte aber ist es, wenn man ohne Rücksicht auf die Residenz, alle verschiedene Regierungen von Rom (die Gothen und Longobarden admittirt der Vf. nicht) zusammen zählt. In Ernst wird man dieser Deutung vor vielen andern, die einmal, so wie der Vf. gleich von vornenher des rechten Wegs verfehlten, Leichtigkeit, Originalität und Kenntnisse nicht absprechen können. Und woher als aus den apokalyptischen Deutungen liessen sich je so reichlich Belege der Wahrheit zusammen häufen: dass für eine exegetische Hypothese die Cohärenz ihrer Bestandtheile noch gar nichts beweise, wenn sie nicht von hermenevtisch erwiesenen Grundsätzen ausgeht. — — Das *Weltende* wird bis über A. C. 3000, auf unbestimmte Zeit, hinausgesetzt.

Aufmerksam gemacht durch die Enträthselung einer apokalyptischen Hieroglyphe I, 20. hat der Vf. wirklich sehr wohl verstanden, dass auch in der übrigen dortigen Vision von dem Messias, welche Joh. nicht vor sich mit leiblichen Augen gesehen habe, alles

alles *Begriffe* bezeichne. Eben so glücklich und richtig legt er manche andere ähnliche Bilder aus, welche einzeln stehen. Aber auch hierin überschreitet er die Grenzen. *Juden* K. II, 9. sollen symbolisch seyn — *Christen!* Röm. 9, 6. Unvermerkt werden dagegen aus der *Satans Synagoge* III, 20. ganz bestimmt die *Muhamedaner;* da erst II, 8. jenes Symbol noch *jede* religiöse Secte bezeichnete. Philadelphia nämlich habe selbst gegen die Türken bis 1676 eine Christenkirche erhalten; heisse deswegen (?) noch jetzt Allah-Skeyr, *Gottesstadt* und so sey deutlich erfüllt: dass die Muhamedaner, des Satans Synagoge, zu ihren Füssen haben anbeten müssen III, 9.

In das unglückliche Berechnen verwickelt sich Dr. J. sehr bald. Schon die 4 Thiere K. 4. bedeuten ihm 4 Perioden der Wirksamkeit des evangelischen Lehrstands, wovon die erste bis ins fünfte Jahrhundert wie ein Löwe muthvoll, die zweyte bis ins 15te Jahrhundert wie ein *junger (!)* Stier geduldig gewesen sey. (Eine unbekannte Qualität *junger* Stiere.) Die Periode seit der Reformation „in deren *Mitte* wir leben" hat das Symbol des Thiers mit dem menschlichen Angesicht. Der Vf. findet in der Hieroglyphe: dass der evangelische Predigerstand in den noch kommenden 200 Jahren dieser Periode „durch Kenntniss und Urtheilskraft sich sehr auszeichnen" werde, da „in einem aufgeklärten Zeitalter niemand ohne strenge Evidenz die Religion annehmen wolle, welche „selbst von uns fodere, dass man Grund des Glaubens und der Hoffnung anzugeben wissen und an „nichts, als was gut ist, halten solle!" (Der Vf. scheint *pia desideria* in das Symbol einer Geschichterzählung einkleiden zu wollen!) — Endlich mit dem J. 2000 beginnt die Adlersperiode, zugleich der Anfang des tausendjährigen Reichs, ein Zustand anschaulicher Gotteskenntniss, welcher bis in die Ewigkeiten hinein dauere. In den Berechnungen liegt der transcendentale Calcul zum Grund, dass ein Tag bedeute ein Jahr, eine Stunde $\frac{1}{24}$ Jahr = 15 Tage. — Ein Monat 30 Jahre — 1 Jahr 360 Jahre. S. 311. K. IX, 13—21. Wohin die fünf übrigen Tage des Sonnenjahrs und der Schalttag kommen, ist dem Rec. nicht geoffenbart. Dagegen findet der Vf. in dieser Stelle selbst eine Vorhersagung von Erfindung des Schiessgewehrs. — Für jetzt noch die Hauptstelle K. XIII, 18. J. dringt darauf, dass nicht die Zahl des *Namens* sondern die Zahl *des Thiers* selbst, folglich die Zahl der Zeit seiner Entstehung versprochen sey. (Wer sieht nicht das precaire? Die Zahl des *Thiers* ist doch auch nicht sicher Zahl *der Zeit.* Und warum der *Entstehung?* Warum nicht, wenn von Zeit die Rede ist, des *Untergangs*, oder der *ganzen Dauer?*) Als *gewöhnliche*, nicht prophetische Zahl, bedeute 666 nicht mehr und nicht weniger als so viele gewöhnliche Jahre. Vgl. Jes. 8, 1. Apok. 22, 17. Nur auf Sonnenjahre müsse man diese 666 Jahre reduciren. Und der *Terminus a quo?* Dieser sey, weil nichts bestimmteres angegeben sey, die Entstehung der Apokalypse selbst. Als Verbannter (welches aber die Apok. selbst nicht sagt!) sey Johannes a. C. 95. auf Patmos gewesen; dies sey aber eigentlich das J. 99. nach Chr. Geb. vermöge des verbesserten Calculs: 99 und 657 (Sonnen-) Jahre geben das J. 756. In diesem Jahr investirte Pipin den P. Stephan II. mit der Regierung von Rom und mehrerer weltlichen Besitzungen, und das Symbol weltlicher Regierung ist, so weiss es der Vf., *a beast* d. i. nach S. 131. des I. Theils: *ein Raubthier.* Ueber die Rechnung ruft er sich selbst zu: wie zutreffend! Schade nur, dass der *Terminus a quo* so ungewiss und die Behauptung: Joh. rechne nach Mondenjahren, so willkührlich ist, und dass, wenn auch Jesus um vier Jahre früher, als die angenommene Zeitrechnung will, geboren war, dadurch aus dem Jahr 95. nach Chr. Geb. nicht das J. 99. wird, sondern vielmehr immer das Jahr 95. bleibt, weil, alsdann nicht Jahre *einzuschieben* sind, sondern bloss die ganze christliche Chronologie um vier Jahre in den sogenannten Jahren der Welt hinauf oder zurück gerückt werden muss. — Nichts übrigens ist gewisser, als dass der Vf., so bald man ihm nur dergleichen *Beweise seiner mühsam gesuchten Daten* nachsieht, so gut rechnet und so passend die Erfüllungen aus der Geschichte heraushebt, als irgend ein apokalyptischer Calculator in Deutschland, ja besser, als sehr viele unter dieser Gattung unserer Landsleute.

2) Hn. Conrector *Semmler* stellen wir ohne Anstand dem D. D. (Doctor Theologiae) Johnston an die Seite. Auch jener ist ein apokalyptischer Rechner, an welchen man Fleiss, Kenntnisse, Guthmüthigkeit eben so sehr loben, als das Vertiefen in die *einmal* angenommene Hypothese unter die andere Phänomene zählen muss, mit denen der Gelehrtenstand, die Psychologie, und zwar die Pathologie des Psychologen, eigenthümlich bereichert. Auch *S.* setzt sich über andere Erklärer weg, die über die Länge eines Chronus „geträumt" und denen so viele „nachgeträumt" haben. Dannoch giebt ihm die Apok. eine „zusammenhängende Zeitrechnung des ganzen N. T. von der Geburt des Erlösers bis auf das tausendjährige Reich," zugleich aber auch eine in das beständige Wunder erfüllter Weissagungen eingeflochtene vollständige christliche Religionslehre; weswegen er S. 713—793. eine allgemeine Glaubenslehre nebst besonderer Trost- und Sittenlehre des Buchs der O. anhängt. Auch bey *S.* ist ein prophetischer Tag ein Jahr; welches er aus XI, 3. XII, 6. (Johnston vornehmlich aus Ezech. 4, 4—6.) folgert. Dannoch soll $\frac{1}{2}$ Stunde 8, 1. seyn = 15 Tagen. Johnston rechnet richtiger 1 Stunde = $\frac{1}{24}$ des *prophetischen* Tags folglich $\frac{365}{24}$ oder 15 Tage! Eben so ist J. consequenter, wenn er 1 Monat = 30 prophetische Tage d. h. = 30 Jahre setzt. *S.* dagegen macht aus 42 Monaten K. XI, 2. nichts als 42 gemeine Jahre!? Doch genug: die Hauptsache seiner Calculationen ist, dass erstlich der römischjüdische Widerchrist, d. h. der Teufel, wirkend zu Rom durch die Kaiser auf die jüdischen fünf Könige und Landpfleger das Christenthum verfolgte, alsdann der römisch christliche Widerchrist d. i. abermals der Teufel, durch den Pabst eben dies Christenthum zerrüttet. Des letzten völlige Grösse entstand

nach

nach S. im J. 731. Die 42 Monate seiner Dauer K. 13, 6. sind dann 1260 Jahre. Mit dem J. 1991 (wie nahe die Seher und Deuter einander berühren!) fängt dann plötzlich ein Streit zwischen ihm und den Bibelchristen zu Rom an, welcher noch in diesem Jahre mit dem Untergang endigt, und bis 2991 dem tausendjährigen Reiche Platz macht. Der falsche Prophet ist die papistische Klerisey. — Die Zahl des Thiers ist auch bey *S.* die Zeitzahl seiner *Entstehung*. Aber wie? Vom (ungewissen) Todesjahr des Petrus „für dessen Nachfolger sich der Widerchrist ausgiebt" vom Jahr Chr. 65 bis 731. sind = 666. — Genug!

Treten *wir* andere auf die Seite und lassen die ihrer Sache so gewissen Calculatoren um ihre Evidenzen gegeneinander ankämpfen. Muss gerechnet werden, so gesteht Rec., dass Johnston um ein gut Theil consequenter ist, als *Michael Friedrich Semmler*. Jeder in seinem Irrthum seelig!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AUGSBURG, b. Riegers: *Joh. Helfenzrieders*, vormal. Prof. d. Math. a. d. hoh. Schule zu Ingolstadt, d. Theol. D., Geistl. Rathe etc. *Abhandlung vom Gebrauche der Erde und des Sandes, oder der Asche, zur Löschung der Feuersbrünste, um ihnen Einhalt zu thun, und einigen andern darzu, oder wenigst zur Verminderung der davon entstehenden Schäden dienlichen Mitteln.* Nebst einem kurzen Nachtrage zu seinen Beyträgen zur bürgerlichen Baukunst. Mit III Kupfert. 1794. 9 Bog. gr. 8. (8 gr.)

Man wird diese Schrift von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit durchlesen, wenn man nicht bloss für ausgemachte Verbesserung der Löschungs- und Rettungsanstalten, sondern auch für dahin abzielende Vorschläge und Einfälle von einigem Gehalte, den gehörigen Sinn hat. Eingestanden, dass der Vf. hie und da mehr nach Einbildungskraft als Urtheil arbeitet, dass er überhaupt die gute Sache etwas übertreibt, insbesondere aber gar zu viele und mannichfaltige Geräthschaft angewandt, auch in den öffentlichen Magazinen aufbehalten wissen will, und dass man eben kein Satyr zu seyn braucht, um seinen Magazinen und seiner Privatfeuerverordnung in der Schlafkammer eine lächerliche Seite abzugewinnen: so wird doch jeder lehrbegierige Leser ziemlich vieles von den hiesigen Vorschlägen seiner eigenen genaueren Prüfung werth finden. Wir rechnen dahin vorzüglich gerade das, was in der That den eigenthümlichsten und neuesten Gehalt dieser Schrift ausmacht, den Gebrauch der Erde in trockner Gestalt, um die weitere Verbreitung des Feuers zu hindern. Da aber in vielen Gegenden keine Schindeldächer zu fürchten sind, und von Strohdächern selbst bey dem Vf. nicht die Rede ist, auch für diese beiden Arten von Dächern die *äussere* Bedeckung mit Erde theils zu schwierig theils zu langweilig seyn würde; so nehmen wir dabey nur auf Ziegeldächer Rücksicht, und auch bey diesen nur auf den *innern* Gebrauch der Erde, auf dem Boden unter dem Dache. Allerdings sollte ja wohl ein Haus von oben her nicht leichte niederbrennen können, wenn sein Dachboden mit Erde 2 bis 3 Zoll hoch vorschriftmässig bedeckt, und dann die abgedeckten Ziegel allenfalls darüber gelegt werden. So viel Erde, als *dazu* erfodert wird, könnte allerdings auf jedem Boden immerfort bereit gehalten werden, wie es der Vf. fodert. Ferner ist dieser Erdgebrauch von vorzüglicher Wichtigkeit für solche Oerter und Zeiten, da es entweder an Wasser überhaupt fehlt, oder doch dessen Hinaufsschaffung auf die oberste Gegend des Hauses, aus Mangel an Arbeitern oder gehörigen Spritzen, allzu langsam von Statten geht. Wenn auch die Erde bey ihrer Aufbewahrung gegen Nässe gesichert wird, so dürfte sie selbst bey dem stärksten *Froste* ziemlich brauchbar bleiben, ob gleich der Vf. *darauf* nicht zugekommen ist. — Die Freyleitern (freystehenden Leitern) und die Strickleitern glaubt er beträchtlich verbessert zu haben. Bey dem Glaserischen Harnisch fand er durch Erfahrung, was freylich einem theoretischen Physiker gegenwärtig schon aus Gründen einleuchten müsste, dass die Elephanten-Nase desselben nicht lange frische Luft verschaffen kann. Man muss durch *sie* bloss *einathmen*; die bereits benutzte Luft aber durch den frey gelassenen *Mund* wieder *von sich geben*. — Lederne Eimer seyen gar zu theuer, auch während ihrer Aufbewahrung mancher Beschädigung durch Ungeziefer und anderer Verderbniss unterworfen, (die man überdies nicht recht zu entdecken weiss; denn begreiflich darf man lederne Eimer nicht durch Wasser von Zeit zu Zeit prüfen, weil sie durch jede Benetzung und abermalige Austrocknung nur schlechter werden.) Statt der ledernen schlägt er holzerne vor, und wie man sie vielleicht dauerhaft wasserdicht machen könne! Also waren ihm die vortrefflichen Eimer von Kienwurzeln nicht bekannt, die bereits in einigen Gegenden, und (vielleicht vorzüglich gut geformt und verdichtet) auch im *Anhaltischen* zu haben sind. — Ueber Spritzen hat er hier nur drey Bemerkungen beygebracht, die wir aber nicht vorbeylassen können. 1) *Nicht gegen den Wind* zu spritzen, war schon eine längst bekannte Regel; von der man indessen den Hauptgrund wohl nicht deutlich genug aufgefasst hatte. Allerdings giebt der Vf. ihn an, und dieser gründlichen Betrachtung hat man es ohne Zweifel zu danken, dass hier richtiger als gewöhnlich die Regel also lautet, nach Möglichkeit *nur mit* dem Winde zu spritzen; indem auch bey Durchschneidung desselben der Wasserstrahl in Tropfen zerstiebt, und dadurch das Feuer mehr angefacht als gelöscht wird. 2) In der Kälte pflegen besonders die grosen Spritzen mit *dicken gegossenen Röhren* unbrauchbar zu werden; daher in dem Wasserkasten ein hohler verticaler Cylinder anzubringen sey, unten mit einem Roste versehen, um Kohlengluth darin zu unterhalten. (?) Rec. hat noch keine Spritzen, weder grose noch kleine, mit dicken gegossenen Röhren verfertigen lassen, sucht auch selbst an alten Spritzen wenigstens die dicke

dicke Wenderöhre gelegentlich gegen dünnere von geschlagenen Kupfer zu vertauschen, aus mehreren Gründen, allerdings aber auch deshalb, um das Einfrieren leichter verhindern zu können. 3) „Man „arbeitet fast vergebens, wenn man das Feuer nicht „gleich anfangs in der Mitte fasst, wo die Glut am „stärksten ist: denn sonst fängt das, was man ausge-„löscht hat, sogleich wieder zu brennen an, weil die „gewaltige Hitze aus der Mitte her alles hineinge-„spritzte Wasser sogleich wieder in Dünste auflöset." Ein Rath, der eben nicht gewöhnlich aber doch sehr richtig ist, wenn man kräftige Spritzen hat, und *vermittelst der Zubringer ununterbrochen* damit arbeiten kann. Dann ist es auch rathsam, nicht nur nicht durch vorläufiges abgesetztes Hinspritzen auf die nahe Nachbarschaft, das Feuer dorthin zu verstärken, sondern überhaupt etwas kaltblütig Kraft und Wasser zu schonen, bis man nach angestellten Zubringern das Herz der Glut dauerhaft angreifen kann. Allem etwa ersinnlichen Missverstande dieser Aeusserung wäre nur durch umständliche Erörterungen zu begegnen, welche hier keinen Platz finden. Nur muss Rec. noch mit dem Vf. anführen, dass auch ein geringes Hinspritzen auf die Grenzen des Feuers sich wiederum rechtfertigt, wenn man incrustirende Mittel dazu gebraucht.

* * *

Folgendes Buch ist neu aufgelegt erschienen.

Halle, in der Weisenhausbuchh.: *C. W. A. Wolfram's* lateinisches Lesebuch für untere Classen. 2te Aufl. 1797. 288 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 94.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. 1) *Göttingen*, b. Dietrich: *Kurze Darstellung der Unrechtmässigkeit einer Ausschliessung vom Landtage durch die bey der Ritterschaftl. Curie eingeführte Ahnenprobe*, in einer bey dem K. Kam. Ger. von den *nicht aufgeschwornen Mitgliedern der Paderbornischen Ritterschaft*, wider den Hn. Fürst-Bischof und die Ritterschaftl. Curie angebrachten Klage von *D. J. F. Bunde*. 1796. 43 S. 4.

2) *Wetzlar*, (ohne Benennung des Verlegers): *Aufklärung der Rechtmässigkeit einer Ausschliessung vom Landtage durch die bey der Ritterschaftl. Curie eingeführte Ahnenprobe etc.* (in einem Bericht über jene Klage.) 1797. 136 S. Fol. nebst 4 Beyl.

Die Ritterschaftliche Curie der Landstände des Hochstifts Paderborn beschloss, ihrem Angeben nach, im Jahre 1662 mit Genehmigung des damaligen Fürstbischofs; dass „allen Einge-„sessenen von Adel, die künftig den Landtägen beyzuwoh-„nen und den Rittersaal zu betreten gemeynet wären, bey Ver-„meidung der Ausschliesung obliegen solle, sich binnen ei-„ner gewissen Frist, durch Nachweisung acht ritterlicher Ah-„nen von väterlicher, und eben so vieler von mütterlicher Sei-„te, und durch förmliche Aufschwörung, behörig zu qualifi-„ciren." Diese Verordnung soll durch öffentlichen Aufschlag bekannt gemacht, wie auch durch Anmeldung und Aufschwörung der verschiedenen Mitglieder der eingesessenen adelichen Familien, in Gegenwart des Fürsten und einer Landständischen Deputation, befolgt worden seyn. Die Nichtaufgeschwornen Mitglieder der Ritterschaft, welche anjetzt bey weitem die grössere Zahl der Gutsbesitzer ausmachen, wollen von der Gesetzlichkeit und öffentlichen Bekanntmachung dieses Beschlusses nichts wissen, achten sich auch dadurch überhaupt nicht gebunden, weil das *Sitz- und Stimm-Recht* auf landständischen Versammlungen, ein den Rittergütern anklebendes *dingliches Recht sey*, welches durch einen solchen einseitigen Beschluss nicht habe aufgehoben werden können; selbst dann nicht, wenn ihre Vorfahren ausdrücklich oder stillschweigend darein gewilliget hätten: denn es sey ein unveräusserliches *ex pacto et providentia majorum* herrührendes Recht. Die Ahnenprobe sey selbst bey den Domkapiteln erst im 15ten Jahrhundert aufgekommen, und passe gar nicht auf die an dem Grundeigenthum haftende Landstandschaft. Ueberdies erfodere die Wohlfahrt des Landes eine mehr vertheilte Repräsentation, und die dasige Verfassung stehe in Gefahr, in eine Oligarchie auszuarten, da die Ritter-Curie sich auf wenige Familien reducire. Aus diesen Gründen sucht der ausgeschlossene Theil der Ritterschaft in Nr. 1. eine Citation gegen den Fürstbischof und die Ritterschaftliche-Curie bey dem Kam. Ger. nach.

Nr. 2. Ist der darauf erstattete Bericht, der wegen seiner systematischen Darstellungsart und gelehrten Ausführungen den Klaglibell bey weitem übertrifft. Die Berichtserstatter suchen hauptsächlich darzuthun, dass 1) das *adeliche Landstandschaftsrecht*, wegen seiner Beziehung auf Lehn- und Dienstmannschaft, ursprünglich *gemischter Natur*, und von uralten Zeiten her der Geschlechtsadel dazu erfodert worden sey (wobey eine ausführliche Erörterung über den Ursprung des Reichsadels, die verschiedene Abstufung und Schicksale desselben eingewebt ist:) 2) dass schon die älteren Normative eine *zweyseitige Ritterbürtigkeit* erfodert hätten, dergleichen auch in anderen Staaten noch jetzt vorhanden wären; 3) dass jenes Statut alle gesetzliche Erfodernisse habe; dass 4) die Ahnherren der Kläger selbst darein gewilliget hätten; der Wille von Familienhäuptern aber den Descendenten sogar ihr klares Successions-Recht — um so mehr also ein blos accessorisches Vorrecht — entziehen könne; dass 5) die von der allgemeinen Landeswohlfahrt hergenommene Gründe unerweislich und übertrieben wären; ausserdem aber, als ein Gegenstand der Gesetzgebung, nicht zur reichsgerichtlichen Cognition gehörten. Diese Streitfrage, worüber die Reichsgerichtliche Entscheidung noch zu erwarten ist, muss allerdings die Aufmerksamkeit des Publicums erregen, da es auf ein Vorrecht ankommt, welches der heutige politische Reformationsgeist, als einen Eingriff in das allgemeine Staats- und Menschen-Recht, verabscheuet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Januar 1798.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Matzdorf: *Officier-Lesebuch, historisch-militärischen Inhalts*, mit untermischten interessanten Anekdoten. Von einer Gesellschaft militärischer Freunde. 1. *Th.* 1793. XII u. 240 S. 2. *Th.* 1794. X u. 246 S. 3. *Th.* 1795. VIII u. 186 S. 4 u. 5. *Th.* 1796. 224 u. 180 S. 6. *Th.* 1797. 268 S. 8.

Der Militärstand hat schon oft mit dem schönen Geschlechte das Schicksal gemein gehabt, dass mancher seichte Kopf mit einem sehr geringen Aufwand von Geisteskräften ihm Unterhaltung gewähren zu können glaubte. Rec. nahm daher das vorliegende Werk eben nicht mit den grösten Erwartungen in die Hände; aber er fand noch weniger, als er sich vorgestellt hatte. In 6 Bänden sollte man doch wohl 6 gute Auffätze antreffen; aber in diesem Lesebuche würde das auch der mildesten Kritik schwer werden, und man muss in der That den Muth des Hn. Oberconsistorialraths *Küster* bewundern, der eine so geschmacklose Sammlung dem Prinzen Ludwig von Preussen „als ein Mittel zur Beförderung des „wichtigen Zwecks, die Zahl junger Helden zu ver„*mehren, in* welchen Preussens bewährte Tapfer„*keit, vereint* mit Edelmuth, sich auszeichnet," zuzueignen wagte.

Bey weitem der gröste Theil der Auffätze ist von Einer Hand, wahrscheinlich von Hn. K. selbst, dem man die Fertigkeit, viel aus dem Stegreife zu reden, nicht absprechen kann. Der unbedeutendste Umstand wird ihm zur interessanten Anekdote und zum Charakterzug, die er, mit einem *Exordium* und einem *Usus epanorthoticus* begleitet, seinen Lesern auftischt. Sein Vortrag ist eine seltsame Mischung vom Posaunenton des Zeitungsschreibers und dem Lehrton der Kinderschriften, ungefähr so wie in den Bauercalendern dem lieben Landmann die Weltbegebenheiten erzählt werden; und die verdienstvollen und aufgeklärten Officiere der preussischen Armee, denen er vorzüglich sein Lesebuch widmet, können ihm weder für seine platten Lobpreisungen, noch für die so oft unrichtige Darstellung der Begebenheiten, oder für die abgedroschnen Lehren, die er ihnen giebt, verbunden seyn.

Als Beyspiel des Vortrags wollen wir von dem ersten besten dieser Auffätze den Anfang und das Ende einrücken (Th. 2. S. 24 ff.); *Auf welche Art Friedrich II sich Menschenkenntniss erwarb.* „Die frühe Erwerbung einer *sorgfältigen, gutmüthigen* Menschen„kenntniss ist ein sehr wichtiges *Erfodernis* ange„hender Officiere. Denn die Menschen, mit denen „sie leben, denen sie gehorchen oder befehlen sollen, „haben so mancherley Denkarten und Handlungswei„sen, dass, wer mit diesem Studium nicht früh an„fängt, schwerlich sonderliche Fortschritte auf seiner „Glücksbahn machen wird. Der Kronprinz hatte „hierin an seinen Ober- und Unterhofmeistern sehr „geschickte Männer etc." — nun folgt die ziemlich magre Erzählung der Art, wie dem jungen Friedrich Menschenkenntniss beygebracht wurde, und zum Schluss folgende Nutzanwendung: „so wird „auch ein Officier, der sich gehörige Menschenkennt„niss erworben, um so mehr Achtung, Liebe und „Folgsamkeit von seinen Untergebnen erfahren; denn „bey aller nöthigen spartanischen Schärfe und Ernst „wird er doch nie ein Tyrann werden. Auch wird „er auf allerley Weise die Verbrechen bey seiner Com„pagnie zu vermindern wissen." Die Erziehungsgeschichte und das Privatleben Friedrichs des Grossen sind für Hn. K. unerschöpfliche Fundgruben, woraus er seine Leser zu erbauen weiss. Wir können ihm unmöglich Schritt vor Schritt folgen, ob wir gleich die Kunst bewundern, womit er über den unfruchtbarsten Stoff wortreiche Abhandlungen schreibt. Nur von seiner Art zu philosophiren, müssen wir noch eine Probe hersetzen. „Es ist einer der charakteristi„schen Hauptzüge eines grossen Genies," sagt er, (Th. 1. S. 1. im Eingang zu der Untersuchung: *Wie Fr. d. Gr. Musse erübrigt und genutzt hat,*) „wenn es „sich in seinen müssigen Stunden nützlich beschäf„tigt. *Nützlichkeit* ist das Gepräge, welches jede „Handlung des sittlich emporstrebenden Mannes „trägt. — — — Dem ganzen Umfange der *Thätig„keiten* sucht er Erspriesslichkeit zu geben. Krönen „nun Unschuld und Grazie *das Nützliche solcher Be„schäftigungen*, dann besitzt das Genie den höchsten „Grad ästhetischer Schönheit." — Gleich nachher (S. 2.) belehrt er uns über die Pflichten des unparteyischen Geschichtforschers: „erst *schildert* dieser „das treue *Bild* der edeln Eigenschaften seines *Origi„nals;* dann entwirft er die eben so wichtige *Car„ricatur* des Fehlerhaften, und sein letztes Geschäft „ist Darstellung der Mängel und Vollkommenheiten." Von einem solchen Historiker ist denn freylich nicht viel zu erwarten; der einzige neue Zug in dem Gemälde des Königs, den wir hier finden, ist der, „dass „Friedrich der Grosse bis zum siebenjährigen Kriege „seinen von *Regierungssorgen ermüdeten Geist dadurch „aufheiterte*, dass er bey *verschlossnen Thüren über ein „paar Stüle hin und her sprang* (S. 5.);" und unter den

den Nutzanwendungen lernen wir, dafs es nicht gut ist, die kleinen Jungen zu früh Beinkleider tragen zu lassen (S. 11.).

Doch unsre Leser sind gewiss der eignen Arbeiten des Hn. K. längst überdrüssig; wir erlassen ihnen daher die Rüge der häufigen historischen Unwahrheiten, von denen wir nur Eine anführen wollen, dass nämlich im J. 1793 ein Theil der aus Maynz abmarschirten französischen Besatzung einige Mannschaft der preussischen Escorte ermordet habe, „welchen „Frevel gegen das Völkerrecht billig mehrere mord-„süchtige Franzosen mit ihrem Blut bezahlen, indess „die Uebrigen das Gewehr strecken mussten.“ An dieser ganzen Geschichte, obgleich Hr. K. sie zweymal vorbringt (Th. 2. S. 147 u. 149.), ist kein wahres Wort. Die Franzosen hielten eine musterhafte Kriegszucht, und der einzige Excess, der bey diesem Transport vorfiel, wurde auf dem Vorposten Reichenbach unweit Baumholder durch einige preussische Husaren veranlasst, welche die französischen Officiere beraubt hatten, wofür aber der Befehlshaber des preussischen Posten dem französischen General Dubayet Genugthuung gab, und wobey weder Blut vergossen, noch das Gewehr gestreckt wurde. — Hr. K. sollte sich besser nach der Zuverlässigkeit seiner Gewährsmänner erkundigen, ehe er ihnen solche Mährchen nacherzählt; lustig ist übrigens die Anmassung, mit welcher er hier, so wie bey vielen andern Gelegenheiten, über die im Kriege zu beobachtenden Vorsichtsregeln seinen Lesern Unterricht giebt, den wir nur, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen. Eben so wenig halten wir uns bey den häufigen Nachlässigkeiten des Stils, den Fehlern gegen die Grammatik, den unrichtigen Angaben in den vielen ohne Auswahl abgeschriebnen Aufsätzen über statistische Gegenstände, oder bey den hier in ihrer völligen Ausdehnung eingerückten königlichen Verordnungen über Werbung, Wittwencassen, Invaliden, Pensionen u. dgl., den ohne Geist und Kenntniss abgedruckten Dispositionen zu Maneuvres u. s. w. auf; nur der mit einer Karte begleiteten Anweisung zur Geographie der preussischen Staaten müssen wir noch als einer Seltenheit erwähnen, weil der Vf. hier auf einmal vergisst, dass er für Officiere schreibt, und seinen Lesern, die er Lehrlinge nennt, ein Recept mittheilt, „die Lage der 28 *preussischen Länder*, „rechts, links, ober und unterhalb von Berlin, in „6 halben Stunden sich so gut einzuprägen,“ dass „sie leicht mit *Kreide*, *Bleystift*, oder *Feder* die Grenzen aus dem Kopf zeichnen, oder ihre Lage aus „dem Gedächtniss beschreiben können (Th. 2. S. 237.).“

Unter den von Fremden, oder, wie Hr. K. sie nennt, von seinen Mitarbeitern gelieferten Beyträgen zeichnet sich (Th. 6.) das *Campagne-Journal des Generals v. Blücher in den Jahren* 1793 u. 1794. als bey weitem der beste von allen in diesen 6 Bänden enthaltenen Aufsätzen aus. Officiere werden diese, mit Deutlichkeit und in einem anständigen Ton abgefasste Erzählung eines der thätigsten und glücklichsten Anführer leichter Truppen, die in dem gegenwärtigen Kriege bekannt geworden sind, mit Nutzen studiren, und Leser, die nicht zum Soldatenstande gehören, eine angenehme Unterhaltung dabey finden. Auch die Nachrichten von dem Gefecht bey Kirrweiler (Th. 5. S. 115.), von den französischen Kriegsgefangnen bey Homburg (ib. S. 133.), von dem edelmüthigen Betragen des preussischen Majors von Marschall gegen die Stände der Niederlausitz (Th. 2. S. 106.) lassen sich recht gut lesen. Aber eine öffentliche Rüge verdient folgende (Th 3. S. 43 ff.), in dem Aufsatz: *Einige interessante Scenen aus der Insurrection in Südpreussen*, von August bis November 1794, *von einem Augenzeugen*, ohne irgend eine Erinnerung des Herausgebers abgedruckte Anekdote. Nachdem von einem kleinen Gefecht, wodurch die Insurgenten aus dem Städtchen Kolo vertrieben worden waren, und von der Besitznehmung dieses Orts durch die Preussen die Rede gewesen ist, fährt der Augenzeuge in seiner Erzählung fort: „während dieser Vor-„fälle fing ein für todt gehaltener auf dem Markte „liegender Insurgent, der einen Schuss durch den „Leib und einen starken Hieb im Kopf hatte, wieder „an, sich zu wälzen. Der Rittmeister, den die Qua-„len dieses Menschen *jammerten*, *befahl ihn vollends* „*todt zu schiessen*, welches ein *Husar sogleich be-„folgte*.“ (Also ohne zu untersuchen, ob dem Menschen nicht noch zu helfen sey? Und das geschah bey guter Musse, nach beendigtem Gefecht, in einer Stadt, wo Hülfe nahe war! Doch man höre weiter.) „Unterdessen wurden noch mehrere gefangne Sensen-„bauern eingebracht, und unter andern ein Edel-„mann, den der Rittmeister sogleich *bey den Haaren* „*ergriff*“ (eine edle Handlung für einen Anführer!) „und ihn mit dem Andeuten: „morgen sollst du auf „diesem Platze hängen,“ einigemal mit dem Gesicht „auf *den vermeynten Todten* stiess, *der* aber zu Aller „Erstaunen *von neuem belebt*, plötzlich *aufstand* und „queer über den Markt in ein Haus lief, wo er erst „des andern Tags starb.“ — Die Schande einer so unmenschlichen That schwebt nach der Erzählung des Augenzeugen zwischen dem Rittmeister von *Lestwitz* vom Gettritzischen und dem Rittmeister von *Plothow* vom Prinz Eugen von Wirtembergschen Regimente; zur Ehre der preussischen Waffen muss man aber hoffen, dass diese beiden Männer, einer so schändlichen Barbarey unfähig, zur Rettung ihrer Ehre den Hn. O. C. R. Küster auffodern werden, den unbekannten Mitarbeiter zu nennen, der ihre Namen durch diese kaltblütige Erzählung öffentlich ausgestellt hat.

Die Geschichte der *vom* 15. *April bis zum* 31. *May* 1793 *bey der Blokade von Maynz vorgefallnen Begebenheiten* (Th. 4. S. 197.) ist äusserst dürftig gerathen, und bey dem Ueberfall von Marienborn nicht einmal ganz richtig; Rec. glaubt diesen Bericht damals in irgend einer Zeitung gelesen zu haben, und man sieht es ihm auch gleich an, dass er für die Zeitungen verfasst war. — Sehr mikrologisch und ohne Interesse beschreibt (Th. 1. S. 23 ff.) der Reichsfreyherr von Henneberg *das Feldprivatleben unsers unvergess-*

gessliehen Friedrichs. Im Kriege gehört das Studiren der Karten zu den Amtsbeschäftigungen eines Feldherrn, nicht zu seinem Privatleben. „Oft geschah „dies in einer Hütte, wo kaum so viel Platz war, „die Karten aufzumachen. Sr. (Se.) Majestät gingen „sogleich *dieselbe*" (die Hütte?) „genau durch, um „jeden Hügel" (nichts als die Hügel?) „des ganzen „Terrains inne zu werden etc." in dem Ton geht's fort bis an Ende, der König wird durchgehends: Höchstdieselben, genannt. — Einen grossen Theil des 4ten und 5. Bandes nehmen eine Menge unbedeutender, mit allen Fehlern gegen die Rechtschreibung abgedruckter Briefe Friedrichs des Grossen ein; vielleicht, damit junge Officiere daraus lernen sollen schlecht zu buchstabiren. — Auch aus den Schriften des Königs kommen Uebersetzungen vor, unter denen aber vorzüglich die poetischen jämmerlich verunglückt sind. Man sehe z.B. in dem Gedicht, welches Hr. K. *erhabne Gedanken über Gott*, überschreibt, und bey mehr als einer Gelegenheit anpreist, gleich anfangs (Th. 6. S. 186.) folgende Stelle:

„Die Erde zeigt, der Himmel preist ihn mir,
„In Allem spricht bestimmter Zweck für ihn.
„Verdauung wurde mir ertheilt" etc. etc.

Unter der Menge von Gedichten, Standreden, Rhapsodien u. s. w., die in allen 6 Theilen zerstreut sind, findet man kaum Ein mittelmässiges, obgleich hier Gleim neben dem *Heldenliede* einer preussischen Dame, und dem *Freyheitsgesange* eines Magdeburger Barden auftritt; und sowohl die vielen Gelegenheitsgedichte, bey denen nur die Kunst des Hn. K., alles anzupreisen, was durch seine Hände geht, zu loben ist, als die andächtigen Empfindungen, die er selbst bey Salders Urne gegen seine Herren Söhne äusserte, hätten doch ja ungedruckt bleiben sollen.

Druck und Papier sind gut; nur die Correctur ist vernachlässigt. Die Kupfertafel vor dem 1. Th. ist — seltsam genug — ein Fächerblatt, welches Ort, Datum, Stärke der Heere, Zweck und Nutzen, von *Friedrichs* Schlachten und Friedensschlüssen enthält; vor dem 3ten, 4ten und 6. Th. finden wir mittelmässige Abbildungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, des Feldmarschalls von Möllendorf und des Obristen Szekuly, und vor dem 2. Th. eine kleine Karte von Deutschland, worauf die preussischen Staaten illuminirt sind.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Doll: *Neuestes Gemälde von Wien.* 1797. 208 S. 8. (48 kr.)

Man muss dem Vf. der gegenwärtigen Schrift, deren Aeusseres nicht sonderlich empfehlend ist, das Zeugniss geben, dass er sich unter den gewöhnlichen Schriftstellern, welche in Wien über Wien schreiben, zu seinem Vortheil auszeichnet. *Pezzls* Skizzen schildern die Hauptstadt unter der Regierung Josephs II. Seit dieser Zeit hat sich überall sehr vieles geändert. Der von dem Josephinischen so sehr verschiedene Charakter der neuen Monarchen, der Krieg mit Frankreich und die Zeitumstände überhaupt gaben manchen Dingen eine neue Gestalt, und hatten auf die Einwohner einen entschiedenen Einfluss. Von diesen Veränderungen giebt die gegenwärtige Schrift unter folgenden Rubriken Nachricht: Umfang, äusseres Ansehen der Stadt, Volksanzahl und Sterblichkeit, Sanitätsanstalten, allgemeines Krankenhaus, Gebähr- und Findelhaus, Tollhaus, Militärspital, Klosterspitäler, Judenspital, Preise der Lebensbedürfnisse, Wirths- und Caffeehäuser, Armenwesen, Industrie und Handlung, Zustand der Kunst, Literaturwesen, Unterrichtsanstalten, Landes- und Stadtcollegien, Reichshofrath, geheimes Cabinet, äussere Staatskanzley, italienische Hofkanzley, innerer Staatsrath, Directorium, oberste Staatscontrole, ungarische Kanzley, siebenbürgische Hofkanzley, Hofkriegsrath, oberste Justizstelle, Polizeydepartement, Magistrat, Schilderung der Einwohner. — Da auf 208 grossgedruckten Octavseiten von so vielen Gegenständen gesprochen wird, so kann man schon vermuthen, dass an Vollständigkeit der abgehandelten Materien keineswegs zu denken ist. Diese mangelhafte Seite des Buchs müssen wir daher unsern Lesern vor allen Dingen darlegen. Zwar macht der Vf. nach der Vorrede selbst keine Ansprüche darauf, und äussert, dass er sich begnügt habe, manches mit einem einzigen Strich anzuzeigen. Allein die meisten Leser werden ihm dafür keinen Dank wissen. Sehr viele Stellen tragen das unleugbare Gepräge einer eilfertigen, äusserst desultorischen Art zu arbeiten, und hätten bey mehrerem Fleisse, und ohne im Grunde um ein merkliches weitläuftiger zu werden, viel belehrender ausfallen können. Unter einer Menge Beyspiele, die wir als Belege unsers Urtheils anführen könnten, verweisen wir der Kürze wegen bloss auf dasjenige, was S. 99. über Musik gesagt ist. Es fehlt dem Vf. keineswegs an Beobachtungs- und Darstellungsgabe; auch sind seine Urtheile zum Theil nicht unrichtig, und bisweilen freymüthiger, als man hätte erwarten sollen. Unter die Ursachen, warum Gelehrsamkeit und Literatur in Wien so sehr an Ausbreitung leiden, — welche Ursachen jedoch bey weitem nicht erschöpft werden, — rechnet der Vf., ausser den grossentheils schlechten Professoren, S. 111. auch das Mitwirken einiger Wiener Schriftsteller. „Ich nehme keinen Anstand, sagt er, zu behaupten, dass der Vf. des Magazins der Kunst und Literatur (das einzige Journal in Wien!) der hiesigen Literatur den empfindlichsten Stoss giebt. Welchem Manne, zumal wenn er Beamter ist, und Privatrücksichten hat, ist es gegeben, sich bald auf eine versteckte, bald offene Art, der politischen Ketzerey schuldig erklären zu lassen! Wird nicht jeder gern alle Schriftstellerey aufgeben, wenn er in Gefahr steht, aus jedem seiner Worte einen verbrecherischen, strafwürdigen Sinn herausgeziffert zu sehen! Wenn selbst ein Hofrath Sonnenfels, dieser helle Patriot, der in 15 Jahren mehrere tausend Jünglinge zu vortrefflichen Staatsbürgern

bürgern bildete, in dieser Zeitschrift, welche den Geist des Publicums lenken will, nicht unangetastet bleibt; was hat jener zu gewarten, dessen bürgerlicher Charakter tief unter (dem Charakter) des ersten steht?" Eine andere merkwürdige Stelle ist S. 88. über den Wucher, der bekanntlich während des französischen Krieges in Wien so schrecklich über Hand nahm. Es heisst: „selbst der Monarch leidet, schränkt sich ein. Die Prinzen erhalten wenige Ducaten auf das (den) ganze(n) Monat, stehen selbst an den etiketmäsigen Kleidungen öfters an, (??) man möchte sagen, darben im Stillen, verhältnismäsig zu ihrem Stande .... der Wucherer behilft sich hundertmale im Justizsenat, in welchem feile Volksfreunde seine Angelegenheiten zu drehen wissen, ehe er ein einzigesmal unterliegt, und wegen Truges der strafenden Gerechtigkeit übergeben wird." Es ist in einer Anzeige der A. L. Z. der Ort nicht, den Aeusserungen des Vf. Schritt vor Schritt zu folgen. Also nur ein paar Bemerkungen. Fehler in statistischen Angaben sind uns hin und wieder vorgekommen. Gleich die erste Rubrik in dem Verzeichniss der Wiener Fabriksniederlagen, die sich nach der Berechnung des Vf. auf 366 belaufen, enthält eine Unrichtigkeit. Der gedruckten Cotton- und Zitzfabriken in der österreichischen Monarchie, welche in Wien ihre Niederlagen haben, sind nicht *sieben*, sondern *neun*. Es sind die Fabriken zu Schwechat, Kettenhof, Friedau, St. Pölten, Lettowitz, Grätz, Ebreichsdorf, Himberg und Althardt. Was S. 123 bis 152 von den Landesstellen gesagt wird, ist grossentheils sehr dürftig. Man lese nur die Rubriken: Reichshofrath, innerer Staatsrath, Directorium u. s. w. Wegen ihrer *Wahrheit* verdient folgende Stelle S. 127. ausgehoben zu werden: „an der Spitze der äussern Staatskanzley glänzt der Name *Thugut*, oder vielmehr wirkt der unermüdete Geist dieses Ministers: denn *glänzen* ist seine Sache nicht. Man wird vergeblich das bey ihm suchen, was der Genius des Zeitalters den Grossen beyzulegen pflegt. Hang zur Bequemlichkeit, Prachtliebe, Spielsucht, Damenconversationen, eine unbestimmte Zahl von Günstlingen; — alles dieses liegt ausser der Sphäre dieses erhabenen Ministers. Er fährt in einem Lohnwagen von seiner Miethwohnung in das Bureau, und arbeitet bis 11 Uhr Nachts, lässt die wichtigsten Sachen einzig durch seine Hand laufen, und kennt keine Ruhe, wenn sie auf Kosten des Staats geschehen soll." Am ausführlichsten, zuverlässigsten und lehrrreichsten ist der Vf., wenn er von Polizeysachen handelt. Wir empfehlen in dieser Absicht nicht allein, was S. 139 folg., sondern auch was gelegentlich von diesem Gegenstande unter andern Rubriken vorgetragen wird. Rec. vermuthet vielleicht nicht mit Ungrunde, dass der unbekannte Autor in Diensten der Wiener Polizey steht. Ueber die Theaterdichter der Wiener Vorstädte wird ebenfalls ein gutes Urtheil gefällt. „Für das Wiener Theater, heisst es S. 101., ist die beständige, nie versiegende poetische Quelle, der Unternehmer selbst (Hr. Schickaneder), in dessen Schau-, Lust- und Singspielen für alles, nur für die schöne Kunst nicht, gesorgt ist. Murmelthiere, Löwen, Bären, Orangutangs, Katzen, Drachen, Schlangen sind seine Lieblingsparthieen, aus welchen er ein Gemälde formt, das in jeder Rücksicht mehr thier- als kunstreich ist.... Die zwey von Marinelli besoldeten Dichter des Leopoldstädter Theaters (Hensler und Perinet) sind im Grund noch weniger original. Sie nehmen Stoff und Personen aus Leipziger Romanen, aber freylich nur *in sofern* die letztern auf sinnliche Liebe, auf Ess- und Trinklust Bezug haben. Ihr Steckenpferd ist hausbackene Poesie." — Die letzte und stärkste Rubrik: Schilderung der Einwohner Wiens, ist ziemlich unterhaltend, und enthält hin und wieder viel Wahres. Nur schade, dass die Sprache des Vf. so wenig correct, und so voll der gröbsten Provincialismen ist, und dass er überhaupt auf die Vollendung seiner Arbeit so wenig Sorgfalt gewendet hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bayreuth*, b. Lübecks Erben: *Er kömmt! Er kömmt! oder die Vaterlandsliebe.* Ein ländliches Lustspiel in Einem Aufzuge. 1796. 82 S. 8. (6 gr.) — Abwechselung ist genug in den Charakteren der Personen, deren, den grossen Haufen ungerechnet, nicht weniger als Zehn, aufgeführt werden, so wie in der Scene, die sich viermal verändert! aber Haltung und Handlung — an diese Foderung scheint der Vf. nicht gedacht zu haben. Auch sprechen seine Personen bald, als ob sie auf der Rednerbühne ständen, bald fallen sie in das gar zu natürliche und selbst in Zweydeutigkeiten. Die bessern Situationen und selbst einige Tiraden verdankt der Vf. sehr sichtbar dem dankbaren Sohn. — Dass er auch in andern Gattungen der Dichtkunst nicht viel verspreche, lehrt eine Anrede an seine Vaterstadt und Vaterland, die diesem Stück auf einem Quartblatte beygelegt ist. Ihr Schluss lautet:

> Jetzt noch ein Wort an Dich, verehrtes Vaterland!
> Das sich mit weicher Rosenhand
> Und selbst gewundnen Blumenketten,
> Weit fester noch, als wie mit güldnen Ketten
> An meines Herzens Schleifen band:
> Mein Dank sey Dir geweiht! Geliebtes Vaterland!

Was mögen wohl des Herzens Schleifen seyn?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie*, nach Grundsätzen des Christenthums und der Vernunft, von Dr. *C. F. Ammon*. 1797. 324 S. 8.

Da der achtungswürdige Vf. dieser Schrift, S. XVI der Vorrede, sie ausdrücklich den „*ersten Versuch, einer systematischen Dogmatik nach den Principien des Offenbarungsrationalismus*" nennt, welcher bestimmt sey, die verschiedenen und so heterogenen Materialien unsrer Theologie zu ordnen und auf *ein festes moralisches Princip* zurückzuführen; so wird es bey der Beurtheilung derselben hauptsächlich darauf ankommen, das *Neue* einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, und besonders zu untersuchen, wiefern es ihm gelungen sey, ein *Principium* ausfindig zu machen, aus welchem alle jene Materialien deducirt werden können. Dieses höchste Princip einer moralischen, einer wissenschaftlichen Gestalt fähigen, Theologie, ist nach seiner Meynung der Satz: *es ist eine moralische Natur des Menschen; also ist auch ein höchster moralischer Weltregent* (§. 51.). „Aus diesem, sagt er, kann ein consequentes System der Dogmatik hervorgehen. Wie? wird die Folge lehren." Der Rec. gesteht, dass er nach dieser Erklärung bey der Lesung des Ganzen auf nichts so aufmerksam gewesen ist, als auf den *Beweis* dieses Satzes, und dies um so mehr, je weniger er sich die Möglichkeit desselben a priori denken konnte. Sobald der Vf. eine *wissenschaftliche Theologie*, nach Grundsätzen der *blossen Vernunft* aufstellen wollte, so liess sich wohl begreifen, wie, wenigstens nach den Voraussetzungen der neueren Philosophie, jener Satz als Princip gewählt werden könne. Aber nicht nur auf dem Titel ist ausdrücklich von *Christenthum* die Rede, sondern nach S. VII der Vorrede, stimmt auch Hr. *A.* „dem dogmatischen Supernaturalisten vollkommen bey, wenn er „behauptet, dass der Hauptinhalt der Bibel, besonders „des N. T., *göttlich*, dass Vieles in demselben *unmittelbar von Gott geoffenbart* sey, und dass eine *geoffenbarte* Religionslehre *Geheimnisse* haben könne, „welche die Vernunft mit Bescheidenheit und Ehrfurcht, an ihre theologischen Erkenntnisse anreihen „müsse." Er erklärt sich S. XI sehr bestimmt „gegen „die *theologischen Naturalisten*, welche die ganze geoffenbarte Theologie in einen *blossen Deismus* auflösen wollen." Er muss folglich zu den Materialien einer wissenschaftlichen christlichen Theologie, auch alles das rechnen, was unmittelbar geoffenbart, und der Vernunft selbst ein Geheimniss ist. Wie — muss man also natürlich fragen — wie wird es möglich seyn, diese Reihe von Sätzen, aus dem Princip: *es ist eine moralische Natur des Menschen, also ist auch ein höchster moralischer Weltregent*, eben so herzuleiten, wie man etwa aus dem Leibnitzischen, Wolfischen, Kantischen Moralprincip, die einzelnen Pflichten der Menschen herleiten kann? Wie hängt z. B. die Lehre von Vater, Sohn und Geist, selbst in *der* Form, worin sie hier erscheint; wie hängt die Lehre von der Versöhnung, von den Mitteln der Heiligung, Taufe, Abendmahl, wie hängt alles, was von der Geschichte Christi vorkommt, mit jenem Princip zusammen?

Es konnte in der That nicht fehlen, dass der Vf. diese Schwierigkeit in dem Verfolg seines Werks selbst fühlen musste. Denn so viel gedachtes und fruchtbares er über die einzelnen Lehren gesagt hat, so ist er doch ihre Deduction aus jenem Princip, so gut als ganz schuldig geblieben. Dies machen wir ihm nur sofern zum Vorwurf, als er das Gegentheil versprochen hat; denn die Ausführung scheint uns mit der Natur der Sätze, aus welchen die *christliche Theologie* zusammengesetzt ist, und welche der Vf. sehr richtig *heterogene Materialien* nennt, völlig unverträglich zu seyn. Ein Theil dieser Sätze besteht aus *Vernunftwahrheiten*; bey diesen ist eine Deduction aus Vernunftprincipien gedenkbar; ein andrer aus *Geschichtssätzen*, welche *res facti* voraussetzen; ein dritter aus *Offenbarungslehren*, worunter nach dem Vf. sich selbst *Geheimnisse* befinden können. Der Satz: „Christus ist „von Gott mehr als alle Lehrer vor ihm zum Wort„führer der Gottheit, oder zum göttlichen Gesandten „bestimmt; seine Leiden, sein Tod sind Erklärungen „der Gesinnungen Gottes durch Thatsachen" beruht zuförderst auf etwas Geschichtmäsigen. Hat Christus, haben die Apostel etwas Geheimnissvolles gelehrt; so muss wiederum geschichtmäsig bewiesen werden, dass sie sich als göttliche Gesandten legitimirt. Gewisse Vernunftprincipien können höchstens dazu angewendet werden, den *Inhalt ihrer Lehren* zu beurtheilen, weil etwas, was der Vernunft geradezu widerspräche, unmöglich für göttlich geoffenbart gehalten werden könnte. Aber an eine *Deduction* solcher unmittelbar mitgetheilten Lehren aus Vernunftprincipien ist gar nicht zu denken. Es ist in dieser Hinsicht weit consequenter, wenn unsre kirchlichen Theologen ein doppeltes *Principium cognoscendi* bey der christlichen Theologie annahmen — die Vernunft und die Offenbarung; für jene *Erkenntniss*, für diese *Glauben* foderten. So lange man an dem Begriff Offen-

Offenbarung, unmittelbare göttliche Belehrung knüpft, so lange man das Natürliche und Uebernatürliche in der Theologie unterscheidet; so müssen alle Vereinigungsversuche unter ein Vernunftprincip misslingen.

Eine *praktische Theologie*, welche Vernunft- und Schriftlehren enthalten soll, kann schon aus diesem Grunde, wie uns dünkt, nie eine strenge Wissenschaft werden. Denn Lehren, welche theils auf Vernunft, theils auf Glauben an Autorität beruhen, bleiben *heterogene Lehren.* Sie läfst sich gleichwohl *wissenschaftlich* bearbeiten, und dann ist das Kriterium ihrer Materialien die Anwendbarkeit zu praktischen Zwecken, oder zur Beförderung des letzten Zwecks aller Religion, der *reinen* Sittlichkeit. Was *reine Sittlichkeit* sey, muss dabey als Postulat vorausgesetzt werden, und so ist der Einwurf gehoben, dass auch der gröfste Aberglaube zuweilen sittlich gute Gesinnungen bewirken könne. Reine Sittlichkeit bewirkt er nie.

Doch vielleicht hat sich der Vf. über den *Begriff der Offenbarung* auf eine Art erklärt, welche eine Vereinigung der heterogen scheinenden Materialien unter *ein* Principium zuläfst! Dies führt uns auf eine andere Hauptbemerkung bey seiner Schrift. Es glaubt der Vf. einen Weg gefunden zu haben, auf welchem man der Wahrheit, in der Bestimmung dieses so bestrittenen und auch in der That so schwierigen Begriffs näher kommen werde. Einer so ruhigen Prüfung wir uns bewufst sind, so hat er uns doch nicht überzeugt. Wir theilen unsre Zweifel einem Manne, welcher sich immer als einen Freund freyer und offner Untersuchung gezeigt hat, um so lieber mit, da er in der Vorrede zur Prüfung auffodert, und sich in Beylagen alsdann näher zu erklären verspricht.

In dem Lehrbuch selbst findet sich §. 17 u. 18 schon eine, obwohl kurze, Andeutung der Meynung des Vf. „Eine unmittelbare Offenbarung, — heifst es „da — sey nicht nur *möglich*, da wir gedrungen wären anzunehmen, dass der geistige Theil des menschlichen Wesens eben sowohl unter der Leitung einer höheren Kraft stehe, als der sinnliche von Naturkräften abhänge; sondern sie sey auch *wirklich*, indem 1) sich Jesus selbst auf sie berufe (Joh. 8, 42. 7, 17.) — 2) jeder gute Mensch an sich wahrnehmen könne, *dass ein Emporschwung seines Herzens in eine moralische Welt und eine Wirksamkeit Gottes auf ihn statt finde*, ob ihm gleich die *Art* und *Weise* gänzlich unbegreiflich sey." — Diese Idee wird in einem Anhang zur Vorrede noch weiter ausgeführt. „Eine *unmittelbare Offenbarung* sey *denkbar*, *wenn* Gott „selbst auf die moralische Vernunft der Menschen wirke, sie stärke, erhöhe, belebe, dadurch Vorstellungen von sich erzeuge. (Heifst dies aber nicht im Grunde: „sie ist denkbar — wenn sie denkbar ist. Denn *ob Gott* so auf den Menschen wirken könne oder wolle? — das ist ja eben die Frage!) Doch die Art der Wirkung wird noch näher bestimmt: „durch die „von Gott selbst beförderte (aber *wie* beförderte?) „Wirksamkeit des Sittengesetzes werden in der Seele, „nach der *natürlichen* Einrichtung unsrer Seele, *göttliche* Vorstellungen, *göttliche* Gedanken, *göttliche* „Kenntnisse erzeugt." (Aber *in welchem Sinn* göttlich? Alles, was von Gott kommt, ist göttlich. Hat dies, im weiteren Sinne der theologische Naturalist je geleugnet?) Doch wir wollen weiter hören: „stellt „man sich nun vor, dass ein Mann von aufserordentlicher Herzensgüte, von einer grofsen Energie seiner sittlichen Vernunft, auf *diese Weise* (auf *welche?* Dies ist durch das vorige noch gar nicht bestimmt) „von Gott geleitet, und *gleichsam afficirt* wird (*geleitet? afficirt?* Erklärt dies etwas? - Haben die Mystiker nicht eben so gesprochen, ohne gleichwohl die Einwirkung Gottes dem Verstande im geringsten näher zu bringen?): „so ist es begreiflich, wie er „zu der lebhaftesten und deutlichsten Kenntnifs von „Gott gelangen, und wie er sie im Namen Gottes „seinen Zeitgenossen mittheilen *konnte* und *musste.*" Dieses nun nennt der Vf. eine *Deduction* der *unmittelbaren Offenbarung*. Als *Gründe* dafür giebt er an: „unsre Vernunft komme unmittelbar von Gott, — unser Gewissen sey ein unmittelbares göttliches Gesetz. Nun wirke aber Gott auf alles Geschaffne. Also — sey auch eine *unmittelbare Offenbarung* des göttlichen Willens durch das Gewissen gedenkbar, da es den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Willens enthalte." — (Entweder es werden hier die Worte in einer andern als der gewöhnlichen Bedeutung genommen, oder dieser Grund beweisst nicht, was er beweisen soll. Schon *Cicero* sagte, „*Memineris Deum te habere testem* — h. e. *conscientiam tuam!*" wird man daraus folgern können, *Cicero* habe an eine *unmittelbare* Offenbarung durch das Gewissen geglaubt? *Unmittelbare* Wirkung Gottes hat man bisher das genannt, was nicht durch Naturgesetze, Naturkräfte, Natureinrichtungen bewirkt wird. Nun gehört aber das Gewissen, so wie überhaupt das Moralische in uns, eben so wohl zu unsrer Natur als das Vermögen, Begriffe zu erhalten und auszubilden. Ich kann allerdings sagen: Gott offenbart sich dem Menschen in seiner Weisheit, sofern er ihm Verstand gab, um Ordnung und Zweckmäfsigkeit in der ganzen Natur wahrzunehmen. Aber niemand nennt dies eine *unmittelbare* Offenbarung. Eben so gut kann ich sagen: Gott *offenbart* dem Menschen, oder belehrt ihn über moralische Wahrheiten, durch sein Gewissen. Aber eben so wenig kann man wiederum diese Belehrung eine *unmittelbare* nennen, wenn man nicht mit Worten spielen, oder sich hinter zweydeutige Ausdrücke verstecken will. Auch der zweyte *Grund* dürfte schwerlich die Realität des Begriffes einer unmittelbaren Offenbarung beweisen. „Die Erfahrung," heifst es S. XXIII „lehrt, dafs durch Gebet und Andacht, ein „Emporschwung unsres Herzens in eine übersinnliche „Welt statt findet, wo uns der Gedanke an Gott — „in voller Klarheit und Gewifsheit erscheint. Die „innere moralische Kraft, die der Mensch hiedurch erhält, ist von der Kraft blosser intellectueller Vorstellungen ganz verschieden. Es ist also keine „Schwärmerey, dafs er sich dadurch moralisch gestärkt — glaubt." — Wir wollen dies alles zugeben. Aber was soll denn jener Emporschwung des Herzens

in

in eine überfinnliche Welt beweisen? Die Realität einer *unmittelbaren* Einwirkung Gottes? So hat in der That der Schwärmer und Enthusiast, dessen Empfindungen durch Gebet und Andacht exaltirt sind, eben so gut als der von Schwärmerey entfernte Fromme, das Recht, sich höherer Offenbarungen zu rühmen, so lange nur die Erzeugnisse dieses Zustandes bey ihm nichts unmoralisches an sich haben. Aber sind denn jene ekstatischen Zustände, die, wie wir gar nicht leugnen, oft sehr viel Gutes wirken können, nicht aus der *natürlichen Einrichtung* unsrer Seele vollkommen erklärbar? Und treten sie nicht immer da ein, wo die Vorstellungen der Seele mehr lebhaft als deutlich sind; wo der Mensch mehr empfindet als denkt?— Ihre Causalität in etwas *unmittelbar göttlichem* zu suchen, scheint doch eben so grundlos als bedenklich.— Der 3te *Grund*, „die Schrift lehre ausdrücklich, dass „in uns ein geistiges Vermögen sey, wodurch wir *mit* „*Gott eins werden* und *an seiner Natur Theil* nehmen „*können*; diesen moralisch - religiösen Sinn nenne sie „*den Geist*, den heiligen Geist; — selbst *Paulus* und „*Jesus* schienen sich auf eine solche Wirksamkeit zu „berufen“ hätte, wie es dem Rec. vorkommt, gar „nicht gebraucht werden sollen. Denn die Beweiskraft desselben setzt ja voraus, dass die Schrift schon als eine untrügliche Offenbarung erwiesen sey. Ist dies, was bedarf es weiterer Beweise? Ist dies aber nicht der Fall, so können ihre Aussprüche in eigner Sache eben so wenig beweisen, als *Pascals* von unserm Vf. auch angeführte Satz: „*Il n'est pas incroyable, que Dieu s'unisse a nous*“ beweisen kann, dass *Pascal* selbst Erfahrungen von einer solchen Einigung mit Gott gemacht habe. — Ueberdies ist auch in den angeführten Stellen, Joh. 10, 30. 17, 21, wie der Vf. als *einsichtsvoller Exeget* gewiss zugeben wird, gar nicht *die Rede* von einem solchen *Einswerden* mit Gott, das auf unmittelbare Einwirkung führte. Christus bittet ja, seine Schüler möchten eben so *eins unter sich werden*; wie er mit dem Vater *eins* sey. Das erste erklärt also deutlich genug, dass das letzte von einer Gleichheit der Gesinnungen zu verstehen sey. Und 2 Petr. 1, 3. 4 besteht die *Annäherung an die göttliche Natur*, oder was sonst durch τέκνον εἶναι τοῦ Θεοῦ, ὁμοιῶσθαι τῷ Θεῷ ausgedruckt wird, offenbar in einer Entfernung von den sinnlichen Lüsten, τῇ ἐν κόσμῳ, ἐν ἐπιθυμίᾳ, φθορᾷ. Hr. *A.* nennt auch gleich selbst jenes Vermögen den moralisch - religiösen Sinn, — der doch ganz etwas anders als Erleuchtung durch unmittelbare Offenbarung ist. Bey dem 5ten *Grunde*, (welcher aber mehr eine *Folge* aus dem vorigen, als ein neuer *Grund*, ist) bemerken wir nur, dass, wenn die vorhergehenden Versuche, die unmittelbare Offenbarung zu erklären, gleich beweisen mögen, dass nicht sowohl grosse Verstandesbildung, als feste und sichere Bildung der sittlichen Vernunft unmittelbarer Belehrungen Gottes fähig machten, eben daraus eine neue Bedenklichkeit gegen die Offenbarungsurkunde hervorgehe. Denn unleugbar werden in ihr Männer, deren sittliche Vernunft wenigstens sehr schwach und ungebildet war, z. B. *David*, als solche aufgestellt, welche vom heil. Geist getrieben wären; andrer dunklerer Erzählungen z. B. von Bileam nicht zu gedenken. Verdient nun die Schrift in einem ihrer Aussprüche unbedingten Glauben, so muss man ihn ihr in allen leisten. Auch bezeugt nicht nur das Alte, sondern auch das N. T. die jenen Männern widerfahrene unmittelbare Belehrung. Weit consequenter war es *von dieser Seite*, wenn unsre älteren Theologen die göttlichen Offenbarungen von dem moralischen Werth der Theopneusten ganz unabhängig machten, und sie als blosse Instrumente betrachteten, deren sich Gott zu seinen Absichten bedient habe. Denn wie würde es wohl möglich seyn zu beweisen, dass alle, welche in der heil. Schrift als von Gott inspirirt genannt werden, „sich, wie der Vf. N. 5 sagt, „ihr Herz rein erhalten hätten, um göttlicher Einwirkung fähig zu werden, oder sich sogar zu der „sittlichen Höhe empor geschwungen hätten, wo sie „besondere Wirkungen Gottes auf sie erfahren „konnten.“

Wir müssen hier abbrechen, so viel sich noch bey Nr. 6 sagen liesse, und ziehen nur aus allem dies Resultat, dass sich wohl auf diesem Wege nimmermehr die Realität des Begriffs einer unmittelbaren Offenbarung beweisen, und die Art derselben deutlich machen lasse. Alles, was der Vf. nach der Einsicht des Rec. bewiesen hat, läuft darauf hinaus: je mehr ein Mensch seine moralische Natur ausbildet, desto fähiger wird er dadurch, sich von Gott, als einem moralischen Wesen, richtige, deutliche Vorstellungen zu machen, über seine Verehrung würdig zu denken, und andere denken zu lehren. Die Männer, welche die reinsten und würdigsten Begriffe von der Religion, obwohl nach dem jedesmaligen Maass ihrer übrigen Ausbildung, mitgetheilt haben, verdienen aus diesem Grunde Werkzeuge in der Hand der Vorsehung genannt zu werden.“ Wollte man sie, wie der Vf. S. XXV *Gesandten Gottes* nennen, so würde der Ausdruck doch nur *uneigentlich* gebraucht werden, etwa so wie ein Mann, der einen von seinem Vater entfernten Jüngling auf den Weg des Lasters gerathen sähe, ihm, von Humanität und Moralität gedrungen, sagen könnte: „ich warne dich *im Namen* deines Vaters. Dein *Vater* spricht *durch mich* zu dir,“ ohne gerade eine besondere Vollmacht davon aufweisen zu können. — Der Vf. hat zwar noch besonders die Merkmale eines göttlichen Gesandten angegeben. Aber halten sie auch die Probe? Wir zweifeln! „*Er muss von Gott aufgefodert seyn.*“ — Wohl! — Aber was heisst dies? Der Vf. antwortet: d. h. 1) er muss einen *innern unwiderstehlichen* Beruf erhalten, im Namen Gottes zu den Menschen zu sprechen. Er erklärt diesen Beruf weiter: er könne liegen, theils in den Umständen und Verhältnissen, wenn etwa das Vaterland in tiefer Unwissenheit und Immoralität versunken wäre; theils in einem lebhaften und eminenten Gefühl seiner Kraft; theils in einem unwiderstehlichen Antriebe der Pflicht. — Dies also ist göttliche Auffoderung? Dann sind *Wiclef*, *Luther*, *Egede*, *Whitefield* gewiss göttliche Gesandten gewesen. Aber haben

ben sie auch *unmittelbare* Offenbarungen empfangen? — Der Gesandte Gottes muss 2) *den Menschen den Willen Gottes ankündigen.* Auf Angelegenheiten des Staats und gesellschaftliche Verhältnisse darf er sich aber nicht einlassen. Dadurch verliert er seine Würde als Gesandter Gottes. Das erste hätte denn der Gesandte Gottes mit jedem Religionslehrer gemein. Das andere thaten doch die Propheten, von denen die Offenbarungsurkunde auch im N. T., auf welche sich der Vf. selbst beruft, so ausdrücklich sagt, dass sie im Namen Gottes geredet; dies that Jesus selbst, wenn er z. B. von dem Untergang Jerusalems sprach." — Auch begreift man nicht, welche philosophische oder theologische Gründe uns bewegen sollen, sobald einmal unmittelbare Einsprachen der Gottheit angenommen werden, ihr das Recht abzusprechen, über wichtige politische Gegenstände, welche oft das Wohl ganzer Generationen betreffen können, Orakel zu geben. Zu sagen „Gott kann nur über die und die Gegenstände den Menschen erleuchten, belehren" bleibt eine Anmassung, die sich durch nichts rechtfertigen lässt. Man müsste höchstens sagen „es sey nicht wahrscheinlich. Das Creditiv, heisst es 3) ist die *Wahrheit* und *Göttlichkeit* ihrer Lehre. — „Wer mehr fodern wollte, „würde ein *Thor* oder ein *Ungläubiger* seyn." — Dies ist ein harter Ausspruch, aber, wie uns dünkt, eben so falsch, als hart. Ich soll, könnte man antworten, den *göttlichen* Gesandten an der *Wahrheit* und *Göttlichkeit* seiner Lehre erkennen? Die *Wahrheit* kann für sich kein Merkmal seyn. Denn wie viele Lehrer müsste ich danach für Gesandte Gottes halten. Also die *Göttlichkeit!* — Wohl! Aber *davon* möchte ich ja eben das *Merkmal* wissen! Ich komme dem Begriff, durch dies *Wort* nicht um einen Schritt näher. Denn „Göttlich" steht doch dem „Menschlichen" entgegen. Nun kann eine Lehre sehr wahr, sehr gottanständig, sehr moralischwirksam seyn. Sie ist aber noch immer *menschlich*, d. i. durch die Wirksamkeit der menschlichen — intellectueller und moralischer Kräfte entdeckt und ausgebildet. Wenn ich also noch ein anderes Merkmal fodere, so schilt mich keinen Thoren. Ich habe ja die Autorität Christi, welcher wenigstens seine Zeitgenossen so unzweydeutig auf *seine Werke* verwiess, und Gott um Kräfte zu solchen *Werken* bat, „auf dass man glaubte, Gott habe ihn gesandt" (Joh. 11, 42). Ich fühle wohl die Schwierigkeit dieses Beweises für mich. Aber deshalb bin ich kein *Thor*, wenn ich glaube, er sey im N. T. vorhanden. Ich bin auch kein *Ungläubiger*, wenn gleich auch kein Leichtgläubiger. Ich ehre zwar die Wahrheit in dem Munde jedes weisen Menschen; ich glaube und unterwerfe mich ihren Vorschriften; aber ich bin sparsam mit dem Prädicat der *göttlichen*, so lange ich nicht unwiderlegliche Kennzeichen davon sehe. Meynst du wieder weiter nichts, als „alle Wahrheit, alles Gute komme von Gott;" so sind wir sogleich einig. In sofern fühle ich allerdings das *Göttliche* jeder religiösen Wahrheit. Aber du sprachst von *unmittelbar* göttlicher Offenbarung. „Und davon hat mich jenes Gefühl noch nicht überzeugt, wie denn Gefühle überall verdächtig sind."

Wir wüssten nicht, was sich gegen ein solches Raisonnement mit Grunde sagen liesse, und es scheint uns daher klar zu seyn, dass, wenn die älteren Beweise für das *Unmittelbare* unzulänglich waren, es wenigstens die neuen künstlichen Versuche um nichts weniger sind.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Braunschweig, in der Schulbuchhandl.: *The dramatic Works of Shakspeare, in eight Volumes; the last containing select explanatory notes.* Published by *Charles Wagner.* A. M. professor of the Carolinum at Brunswick. *Volume the first.* 1797. 28 Bog. 8. (Der Preis aller 8 Bände soll 7 Rthlr. seyn.)

Der schon oft gemachte Entwurf, Shakspeare's Werke in Deutschland Englisch zu drucken, wird hier, so viel wir wissen, zum erstenmal ausgeführt. Da der grosse Dichter immer mehr Freunde und Bewunderer unter uns findet, so ist es ein sehr nützliches Unternehmen. Die guten englischen Ausgaben sind theuer, und ob es gleich wohlfeilere Abdrücke des Textes, und compendiöse Ausgaben giebt, (unter andern eine in einem einzigen grossen und starken Octavbande und eine andere in zwey Octavbänden von *Aiscough*); so hat man doch in Deutschland nicht überall Gelegenheit sich dieselben zu verschreiben. Wir freuen uns, dass die Besorgung des Drucks einem so sprachkundigen Gelehrten anvertraut worden ist, wie Hr. *Wagner* sich schon durch andre Arbeiten gezeigt hat. Er scheint auf die so nöthige, und doch bey Büchern, die da, wo sie gedruckt werden, nicht einheimisch sind, so seltne Correctheit, grosse Sorgfalt gewandt zu haben. Wir konnten bey der Vergleichung nur wenige Druckfehler entdecken; z. B. S. 29 *thee beginning* st. *the beginning.* S. 37 ist die Zeile: *This is a very scurvy tune etc.* als Vers gedruckt, da es doch Prosa ist. S. 40 *ridiculos* st. *ridiculous.* Der bedeutendste ist S. 15 durchgeschlüpft, wo die halbe Zeile: *And all the rest o' the fleet,* ausgelassen ist. Der Herausgeber hat sich an eine Londner Ausgabe nach *Malone* von 1786 gehalten, und nur eine oder die andre Leseart aus der Ausgabe von *Johnson* und *Steevens* aufgenommen. Rec. würde rathen, künftig lieber der neuesten Maloneschen Ausgabe von 1790 treu zu bleiben, in welcher der Text unstreitig die grösste kritische Authenticität hat. Wenn im letzten Bande ein *Shakespearisches Glossarium* nach den besten englischen Commentatoren kurz ausgearbeitet würde, so könnten dadurch viele Erläuterungen bey einzelnen Stellen entbehrlich gemacht werden: aber freylich hat solch eine Arbeit ihre grossen Schwierigkeiten. — Da diese deutsche Ausgabe Shakspeare's sich auch durch Druck und Papier empfiehlt, so wird sie hoffentlich von Seiten des Publicums alle Unterstützung finden, und schnell fortgesetzt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie*, nach Grundsätzen des Christenthums und der Vernunft, von Dr. *C. F. Ammon* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Doch wir sind unsern Lesern auch eine Rechenschaft von dem *Plan* und der *Ausführung* des Ganzen *schuldig*. Nach einer vorangeschickten Einleitung, über Theologie, Religion, Offenbarung, folgt die Abhandlung in drey Haupttheilen, unter den Ueberschriften: 1) *Reine Theologie* — wobey von Gott — seinen Eigenschaften — von Gott als Vater — Sohn und Geist. — 2) *Von dem allgemeinen Verhältniss Gottes zu der Welt oder theologische Kosmologie* — von der Schöpfung — den Engeln — dem Ursprung des Bösen — von der göttlichen Vorsehung. — 3) *Von dem besondern Verhältniss Gottes zu den Menschen, oder theologische Anthropologie* — wobey von Jesu — von der Berufung — dem Glauben — der Versöhnung — der Rechtfertigung — Heiligung — den Mitteln der Heiligung als dem Worte Gottes — den Religionshandlungen, Taufe, Abendmahl — von der Kirche — *von den Aussichten* in die Ewigkeit. — Ueberall haben wir die Gesichtspunkte, welche den Vf. bey dieser Anordnung geleitet haben, nicht absehen können. So scheint z. B. die Abhandlung vom Ursprung des Bösen, worin bloss von dem Bösen in der menschlichen Natur die Rede ist, vielmehr zur *Anthropologie als zur Kosmologie* zu gehören. — Auch sieht man nicht recht ab, wie z. B. die Lehre von der *Taufe*, unter den allgemeinen Titel: *Von dem besondern Verhältnisse Gottes zu den Menschen passt:* wie wir denn überhaupt lieber die *theologische Anthropologie*, als die Lehre von dem *Verhältniss des Menschen gegen Gott* beschreiben möchten.

In der Ausführung aller jener Materialien hat der Vf. nicht nur so viele schätzbare Beyträge und Ansichten, welche in unsern Zeiten die praktische Theologie gewonnen hat, glücklich benutzt, sondern auch manche ihm eigne treffliche Winke gegeben, wie der populäre Religionslehrer die dogmatischen Lehren zu seinem Zweck benutzen könne. Von dieser Seite wird das Werk dieser Classe von Lesern recht sehr zu empfehlen seyn. Ueberall können wir ihm indess nicht beypflichten, indem manche seiner Erklärungen, für den gelehrten und philosophischen Theologen nicht befriedigend, für den praktischen zu künstlich sind. Wir müssen uns nur auf einige Beyspiele einschränken. So wird §. 77 bey dem Ausdruck „*Sohn Gottes* „bemerkt, er bezeichne, als Vernunftidee betrachtet, „das Bild der gottgefälligen Menschheit, das höchste „Ideal der Tugend für Menschen." So weit ist alles verständlich. — Aber weniger ist es für den Rec. der Zusatz „welches (Ideal) als solches nur aus der Fülle „der Gottheit hervorgehen kann, und deswegen auch „eine wahrhaft göttliche Würde behauptet." Was heisst dies: Ein Ideal geht aus der Fülle der Gottheit hervor? Aus dem *Wesen* der Gottheit? Hört nicht dann das menschliche gänzlich auf? Muss dann nicht sogleich der Mensch, der doch nie Gott werden kann, verzweifeln, dies Ideal zu erreichen? Und wenn dies Ideal eine *Vernunftidee* ist; wie kann man dann von ihr — einer *Idee* — sagen, dass sie eine wahrhaft göttliche Würde behaupte? — Vergleicht man hiemit §. 148., wo von der übernatürlichen Zeugung Jesu die Rede ist, so wird bemerkt, „sie habe „zwar die Vernunft gegen sich; allein wenn wir Jesum „als den im Fleische erschienenen Sohn Gottes betrachteten, so habe die Idee, dass er unmittelbar „aus Gott hervorgegangen sey, ein so wichtiges „praktisches Moment, dass man die Art und Weise „seines physischen Eintritts in die Erde vergesse, und „nicht sowohl an die Entstehung des Menschen Jesu, „als an seine Vereinigung mit dem Ideale eines Sohnes Gottes denke." In dieser ganzen Vorstellung folgt der Vf. zwar Kants Religionslehre. Aber was ist nun mit dem allen gesagt? Ist das geringste damit ausgemacht? „Man *vergisst* — heisst es — über dem praktischen Moment die Art und Weise des Entstehens?" Aber der Theologe will ja dunkle Lehren nicht vergessen. Er will sie wo möglich aufgeklärt, oder bewiesen, oder als unstatthaft bey Seite gelegt wissen. Ein blosses „man könne doch etwas gutes dabey denken" genügt ihm nicht. Er will wissen woran er ist, wie es um ihre objective Realität steht? Und das *wichtige praktische Moment?* Wir sehen nicht ab, wie die Idee, das Ideal der gottgefälligen Menschheit ist unmittelbar aus Gott hervorgegangen, ein praktisches Moment, das heisst doch, einen wichtigen Einfluss auf Gesinnungen und Handlungen der Menschen haben könne, da wohl nur sehr wenige einen deutlichen Begriff damit verbinden möchten. Wie viel fruchtbarer erscheint dagegen der Ausspruch des N. T.: „Jesus wollte in allen Stücken seinen Brüdern gleich werden, auf dass er konnte Mitleid haben mit unsrer Schwachheit; er ist versucht worden allenthalben, gerade wie wir, hat aber nie gesündigt. — Bey der Himmelfahrt Christi sucht der Vf. den

den neuerlich dagegen gemachten Zweifeln zu begegnen. Ob man seine Antworten allgemein befriedigend nennen könne, beurtheile man aus folgenden Beyspielen. „Man hat," sagt er S. 156, „eingewendet: der Begriff Himmel, als Wohnort Gottes habe keine Realität. Aber er ist doch der *Wohnort* höherer vollendeter Geister. — Der Himmel? Dieser Wolkenhimmel? Von dem doch ausdrücklich bey Lucas die Rede ist: er ward *emporgehoben* von einer Wolke? Dies kann unmöglich die Meynung des Vf. seyn. „Jesus, setzt er hinzu, verliefs *gewifs* nicht mit „einem groben, sondern mit einem Körper der Vol„lendeten diese Erde." Aber er hatte doch wenig Tage vorher mit seinen Schülern *gegessen*. Luc. 24, 41—43. Deutet dies nicht auf einen groben Körper? Und seine Wundenmale deuten sie nicht auf denselben Körper, welcher am Kreuz mishandelt war?

Es scheint überhaupt, als wenn sowohl auf diese, als manche andre Stellen, Kants bekanntes Werk einen zu starken Einfluss gehabt hätte. Rec. hat sehr grosse Achtung, auch gegen diesen geistvollen Versuch, worin der berühmte Weltweise das kirchliche System von einer Seite darzustellen sucht, worin es, selbst in seinen härtesten Vorstellungen, allenfalls auch dem Naturalisten, oder dem blossen Vernunftgläubigen erträglich erscheinen könnte. Allein er ist fest überzeugt, dass es ihm nicht eingefallen ist, dass man sogleich die Theologen ihre dogmatischen Systeme danach umformen sollten. Gewiss wird auch dadurch eben so wenig für gelehrte und wissenschaftliche als für praktische Theologie gewonnen. Nichts für die *gelehrte*, weil diese allein auf dem grammatischen und historischen Sinn der heiligen Urkunden beruhen und den Ursprung der Dogmen aus der Geschichte entwickeln muss, wie Hr. *A.* so gut als Rec. überzeugt ist und Kant selbst deutlich genug erklärt hat; nicht für die *praktische*, weil jene moralischen Deutungen grösstentheils viel zu künstlich und raffinirt sind, als dass der Lehrer des Volks von ihnen Gebrauch machen könnte. Sobald der gelehrte Vf., welcher sich in so vielen seiner Schriften als einen hell denkenden und lichtvollen Schriftsteller gezeigt hat, seinen eignen Weg geht, so ist auch alles, was er vorträgt, hell, und fruchtbar. Eine Menge von Beyspielen liessen sich aus dem, was über die göttlichen Eigenschaften, über die Wohlthaten Gottes durch das Christenthum, über den künftigen Zustand gesagt wird, anführen. Wo er diesen Weg verläfst, und jene Philosopheme aufnimmt, da wird er dunkel, und man bekommt oft Worte, statt klarer Ideen. In *Kants* Religion gehören diese Philosopheme zu dem Ganzen seines Systems. Hier stehen sie isolirt, weil der Vf. sehr wohl bemerkt hat, dass er ihnen unmöglich überall folgen könne. Auch sind wir fest überzeugt, dass er ohne jenen Einfluss viele Sätze und Vorstellungsarten der kirchlichen Dogmatik, welche als Zeitideen wohl billig nach und nach antiquirt werden sollten, nicht aufs neue in das Gebiet einer praktischen Theologie aufgenommen haben würde. Es wird uns freuen, wenn diese offnen Bemerkungen den Vf. veranlassen sollten, sich über manches noch bestimmter zu erklären und einzelne Abschnitte seines Werks einer abermaligen Prüfung zu unterwerfen.

Leipzig, b. Leupold: D. *Sam. Frid. Nath. Mori Praelectiones exegeticae* in tres *Joannis* epistol[illegible] cum nova earundem periphrasi latina. A. MDCCXV[illegible] (1796.) 7 Bog. 8.

Der Herausgeber, der Hr. Candidat *Carl Aug. H[illegible]pel* zu Lauchstädt, hat diese Vorlesungen nach d[illegible] letzten Collegium, das *M.* im Jahr 1788 hielt, und w[illegible]chem er selbst beywohnte, herausgegeben. Sie [illegible]stehen aus einer freyen lateinischen Uebersetzung [illegible] Textes fast ganz aus seinem Munde nachgeschrieb[illegible] aus hinzugefügten Erklärungen und aus einem P[illegible] Excursen; beyläufig hat Hr. H. die Stellen ange[illegible]ben, wo *M.* in seinen *Dissertatt. theol. et Philolog.* u[illegible] seiner *Epitome theol. Christianae* eben dieselben Tex[illegible] erläutert hatte. An der Treue und Sorgfalt des He[illegible]ausgebers ist nicht zu zweifeln; denn diese Vorlesu[illegible]gen tragen ganz das Gepräge des verewigten Manne[illegible] möchte nur der Abdruck etwas correcter seyn! de[illegible] selbst das vier Seiten lange Verzeichniss von Dru[illegible]fehlern liesse sich noch vermehren.

Die Uebersetzung nennten wir *frey*, in so fe[illegible] der Sinn, frey von Johannis Idiotismen, deutlich [illegible] doch treu dargestellt ist. Sie zeigt, dass *M.* in [illegible] Sinn seines Schriftstellers mehr als die meisten andern Ausleger eingedrungen sey. Wegen der Art seiner Erklärung können wir uns auf das beziehen, was schon anderwärts in diesen Blättern darüber gesagt worden ist. Die historische Interpretation vermisst Rec. hier weniger als bey andern Büchern des *N. T.*; vielmehr scheint dieser sonstige Mangel in *M.* Erklärungen hier, wenigstens zufälliger Weise, ihn vor dem sonst gewöhnlichen Fehler der Ausleger dieser Briefe bewahrt zu haben, manches in dem Johannes zu finden, woran er schwerlich gedacht hat, namentlich die Gnostiker oder Johannis des Täufers Schüler. Weniger hat sich der sonst treffliche Ausleger auch hier vor dem Fehler des blossen Errathens gehütet; er würde es gewiss gethan haben, wenn ihm eben die Analogie der Sprache und der Parallelismus, der bey dem Johannes, wie bey jedem originellen Schriftsteller, das vorzüglichste Hülfsmittel der Interpretation ist, zu rechter Zeit beygefallen wäre. So wü[illegible]de er z. B. bey dem χρισμα ἐχετε ἀπο τȣ ἁγιȣ Kap. 2, [illegible] schwerlich an das Bild der Einweihung gedacht h[illegible]ben, da das οἰδατε παντα, welches er doch endlic[illegible] zu Hülfe nehmen musste, und die ἀληθεια v. 21 ih[illegible] die Sache gleich zeigte, wenn er sich des Lateinische[illegible] *imbuere*, und schwerlich würde er den ἁγιον von Got[illegible] verstanden haben, wenn er sich der von dem Messi[illegible] so gewöhnlichen Benennung des *Heiligen*, aus O[illegible]fenb. 3, 7 oder anderwärts her erinnert hätte. V. 1[illegible] giebt er dem Κοσμος die ganz unerhörte Bedeutung des *mali moralis*, und übersetzt die Worte: *die Welt vergeht mit ihrer Lust: cupiditas prava caduca est*, ob gleich

gleich Johannes dieses Wort nie anders als von der sichtbaren Welt oder von den Ungläubigen in Gegensatz gegen Christen oder gegen Gott und dessen Willen braucht. In den v. 12 folg. wiederholten Worten τεκνια (παιδια), πατερες, νεανισκοι erkennt er selbst S. 17 eine *paritatem membrorum*, die auch jedem in die Augen fallen muss; liesst selbst deswegen am Ende des 13ten Verses mit Recht εγραψα statt γραφω; und doch solle γρ. ὑμιν τεκνια heissen: *cogitate quaeso Carissimi*, als wenn nicht Johannes offenbar dreyerley Arten von Menschen anredete. Kap. 3. v. 5 sieht er recht wohl, dass εκεινος *Christus* sey, und doch nimmt er εκεινο; v. 3 von *Gott*, den Joh. von Gott (αυτω) deutlich genug unterscheidet. Doch dieses sind kleine Flecken, welche meistens die Gewohnheit des seel. Morus die Bedeutungen der Wörter durch eine Art von Deduction zu finden, verursacht hat, und die durch das viele Treffende in diesen Lectionen, selbst durch manche von andern ganz übersehene Erklärung, sehr überwogen werden. Ein Beyspiel der letztern ist in der Stelle Kap. 3, 20 wo er in ὁτι εαν, das εαν nicht für die Conjunction sondern für die *particulam expletivam* nimmt: *quidquid demum* „was uns auch unser Herz für Furcht einjagen mag, weil Gott mehr (Böses) von uns weiss als unser Herz." — Die beiden Excursus sind kritisch und betreffen die Leseart λυει oder καταλυει Kap. 4, 3, welche *M.* daher leitet, dass einige Kirchenväter Cerinthi Meynung vom Unterschiede Jesu und Christi ausdrückten: *Cerinthus solvit Jesum;* und über 1 Joh. 5, 7. 8 worin man zwar nichts Neues, aber doch das Bekannte recht gut deutlich gemacht findet.

PHYSIK.

Wien, *in Comm.* b. Frister: *Max. Joseph Freyherrn von Linden* K. K. Temeswarer Administrationsraths, *Beyträge für Cattunfabriken und Baumwollenfärbereyen, worinn nicht nur das feste Pflanzengelb, das englische Dunkelblau, das Färben des türkischen Garns, mit mehr andern neuen Entdeckungen bekannt gemacht werden, sondern auch der ganze Umfang von der Wissenschaft eines Koloristen, in einem besondern Werkchen abgehandelt wird.* 1796. 115 S. u. 14 S. Vorrede. 8.

Von den Grundsätzen, welche der Vf. über die Färberey der Baumwolle, in dieser interessanten Schrift aufstellt, bemerken wir nur folgende: Er nimmt an, dass *ein schönes Roth, und eine alte gesattigte Eisenbrühe*, das Hauptwerk der Kattunfärberey sey — denn in der Mischung dieser, mit dem Zusatze einiger Metallauflösungen, der Vitriol - Salpeter - Salz - und Essigsäure, werde man in den Stand gesetzt, alle echte Farben, von der rothen bis zur schwarzen, durch alle Nüancen, in dem Krappkessel zu färben. Alle Sätze oder Beizen, wenn durch selbige lebhafte Farben hervorgebracht werden sollen, müsse man kalt zusammen setzen — sie würden durch fleissiges Rühren in eine Art von Gährung gebracht — dieses sey zur Entwickelung der Bestandtheile nöthig — das Sieden der Farbensätze sey schädlich, denn dadurch werde ein grosser Theil der Salze, als das Wesentlichste der lebhaften Farben, ausser Wirkung gesetzt, zu Krystallen gebildet, und aus der Flüssigkeit abgeschieden. Die *Gallirung* sey nur noch bey schlechtern Gattungen von Waaren gebräuchlich — und bey der Kaltküpe erhalte man nur das lebhafte, satte und glänzende Blau dadurch, wenn man die Küpen vervielfältige, und die zu färbende Waare, immer in frische Küpen von gleicher Stärke, nach einander durchfärbe, u. s. w. Wir übergehen die übrigen Bemerkungen, weil sie nicht viel Neues enthalten, und bereits allgemein angewendet werden. In einigen dieser berührten Grundsätze liegt indessen eine gewisse Dunkelheit, welche um so mehr befremdet, da der Vf. ausserdem gute chemische Grundsätze zeigt. — Was er von einer Gährung der Beizen sagt, lässt sich bey den kaltbereiteten metallischen Auflösungen, besser durch eine, mehr unvollkommene Verkalchung des Metalls, erklären. — Hierauf beruhet der Grund seiner grössern Lebhaftigkeit der Farben, welche man nie erhält, wenn allzustarke Hitze angewendet, und das Metall mehr oxydirt wird. Die Vorschrift zur Bereitung der Eisenbrühe, dessen Nutzen der Vf. hier darlegt, ist ganz den Gesetzen der Scheidekunst gemäss. — Sie wird folgendermassen bereitet; Gemeiner Eisenvitriol wird mit reiner Eisenfeile gekocht, die Auflösung filtrirt — mit Pottaschenauflösung niedergeschlagen, der Niederschlag ausgesüsst, und noch feucht, in gutem Essig aufgelösst. — Zinn in Salzsäure aufgelösst, hält unser Vf. zur Beständigmachung der Farben geschickter, oder angepasster, als den Zinnsalpeter. — Unter die Pflanzen, welche ein festes Gelb geben, rechnet derselbe vorzüglich den gehörnten Schotenklee (*Lotus corniculatus L.*) und die Quercitronrinde. Die angehängten Beyträge des kürzlich verstorbenen Hn. *Zips*, über den nämlichen Gegenstand, geben einen vortrefflichen Pendant zu dieser Schrift ab.

Cassel, b. Griesbach: *Handbuch der Metallurgie nach den neusten Grundsätzen* bearbeitet von *Carl Wilhelm Fiedler*, mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentliches (m) Mitglied. *Erster Band.* Der theoretische Theil; *die Docimasie oder Probierkunst.* 1797. 260 S. 8. nebst einer Tabelle.

Der Vf. bemerkt in der Vorrede dieses Buchs, dass das von Hn. Prof. *Göttling* neu bearbeitete *Cramersche Probierbuch* alles enthalte, was er über diesen Gegenstand zu sagen im Stande sey, und es eben daher überflüsig scheine, dieses Buch dem Druck zu übergeben. Um die Herausgabe zu rechtfertigen, sagt er: „zu nützlichen Sachen könne ja keine Anleitung allgemein genug werden." Rec. hat weder eine eigene neue Idee über den Umfang des zu behandelnden Gegenstandes, noch eine fasslichere Zusammenstellung der Dinge gefunden. Dieser Theil enthält vier Abtheilungen. In der ersten werden die chemischen Arbeiten

beiten beschrieben. Die zweyte handelt von den Hülfsmitteln zu den chemischen Zerlegungen. Sie werden nach der aus ältern chemischen Lehrbüchern hinlänglich bekannten Methode in wirkende und leidende abgetheilt, und nach eben dieser Methode sind die wirkenden: Feuer, atmosphärische Luft, Wasser, Erde und verschiedene künstliche Auflösungsmittel. Die dritte Abtheilung handelt die leidenden Hülfsmittel ab, wozu die Oefen und alle übrigen Geräthe und Instrumente gehören. Von den Waagen, Gewichten, Probierstein und Strichnadeln handelt die vierte Abtheilung — fast wörtlich aus dem Cramerschen Probierbuch abgeschrieben. Die beygefügte Tabelle über die Gewichte verschiedener Länder ist aus Weigels Grundriss der Chemie genommen. In den Benennungen ist der Vf. nicht consequent, bald nennt er z. B. die Kohlensäure fixe Luft, bald Luftsäure. Hie und da werden die phlogistischen und antiphlogistischen Erklärungen neben einander gestellt. Auch ist Rec. auf einige Unrichtigkeiten gestossen. Beym Aufbrausen werde die Luft, welche die Körper in ihrer Mischung enthalten, durch die auflösende Zertheilung entbunden: — die Luft wird hier nicht nur entbunden, sondern sie entstehet erst während der Auflösung. Die Metallkalke sind nach Lavoisier nicht Verbindungen der Metalle mit der reinen Luft, sondern sie sind Verbindungen der Metalle mit der Grundlage der reinen Luft oder dem Sauerstoff. Wenn es bey der Niederschlagung heisst: „nicht selten leiden die Körper durch die Niederschlagung keine Veränderung," wobey der aus den Säuren niedergeschlagene kohlensaure Kalk als Beyspiel aufgeführt wird; so liegt hierin der Begriff, dass sich die Kalkerde mit der Säure in kohlensauren Zustande verbunden befinde. Dieses ist aber der Fall nicht, indem die Kalkerde die Kohlensäure erst von dem Niederschlagungsmittel wieder erhalten muss: sie ist also dabey allerdings einer Veränderung unterworfen. Mit den metallischen Niederschlägen verhält es sich eben so. Dass die Kohlensaure (hier fixe Luft) an der Krystallisation der Edelgesteine Theil habe, hat bekanntlich Achard auf einen von ihm angestellten Versuch gegründet. Diejenigen aber, welche diesen Versuch wiederholt haben, sind darin nicht glücklich gewesen. Die Körper, welche Sauerstoffluft liefern, enthalten solche nicht, wie hier behauptet wird, schon fertig, sondern sie entsteht erst während der Operation, wodurch man sie erhält. Bey den Eigenschaften dieser Luft sagt der Vf.: die Flamme des Lichts werde nach und nach kleiner darin, endlich verlösche sie, und ein angezündetes Licht brenne dann nicht mehr darin fort. — Dies ist nur der Fall, wenn die Sauerstoffluft nicht völlig rein war, oder das Wasser die entstandene Kohlensäure nicht eingesogen hat. Ob die phlogistisirte Luft (Stickluft) durch die Verbindung des Phlogistons mit der reinen Luft entstehe, bedarf jetzt keiner Frage mehr. Dass dieses nicht geschehe, ist durch die gänzliche Wegnahme der völlig reinen Luft bey der Verbrennung des Phosphors in derselben ganz ausser Zweifel gesetzt. Die Demantspath- und Australsanderde werden hier noch als eigene Erden aufgeführt, deren Nichtigkeit doch durch die neuen Untersuchungen von Klaproth hinlänglich dargethan ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Augsburg: Etwas über die neuere Philosophie, über Neuerungen und dergleichen.* Von einem Freunde der Wahrheit herausgegeben. 1795. 32 S. 8. (2 gr.) Der Herausgeber dieser elenden Broschüre hatte einem Geistlichen sein Bekenntniss über die neuere Philosophie abgelegt, der dafür aus Dankbarkeit dasselbe mit einem gelehrten Commentare aus der Schrift und den Kirchenvätern, den reinen Quellen der Wahrheit begleitet, zurückschickte. Das Bekenntniss bestehet aus vier Punkten: Dass Gottes Weisheit in dem Manne nicht wohne, der Weisheit verschmähet; dass uns armen Sterblichen nichts übrig bleibe, wenn unsere Philosophie derjenigen entbehren zu können glaubt, welche uns das Licht der Offenbarung zurückgelassen hat u. s. w. Der Commentar ist von einem der Kleriker, *die ihre vorzüglichen Kenntnisse aus den Büchern der göttlichen Schrift und der Kirchenväter herzuholen Berufs halber verbunden sind;* der daher auch mehr den Buchstaben dieser Schrift kennet als der neuern Philosophie, über welche er das Verdammungsurtheil spricht, die „*nichts* als eine Erneuerung der alten Gottlosigkeit," die dem „rechtschaffenen Manne ein Gegenstand der gerechtesten Verachtung und des Hasses ist." Schon das alte Testament hat uns Leute geschildert, welche unsern Philosophen ähnlich sind; Leute, welche das Daseyn so wie die Entstehung des ganzen Weltalls dem blossen Ungefähr zuschreiben, welche sinnlichen Genuss für den Zweck des Daseyns, und das Recht des Stärkern für wahres *Moralrecht* ausgeben, welche die Vorsehung Gottes leugnen und Gottes Weisheit förmlich schmähen. „Dergleichen Ungeheuer werden uns selbst von dem heiligen Geiste aus dem grauen Alterthume vorgestellt; zweifelsohne aus der Ursach, dass wir bey ähnlichen Erscheinungen auf dem Wege der Gerechtigkeit nicht verwirret, und irre gemacht würden. Der Herr hat diese Pest jederzeit von dem Erdboden vertilget; und sein Arm ist nicht abgekürzt, es auch heute zu thun. Glückselig derjenige, welcher sich als ein Werkzeug der Hand des Allmächtigen dazu brauchen lässt." Damit der Leser nicht etwa in Zweifel bleibe, welche Philosophie hier gemeynt sey, setzt der Vf. am Ende hinzu, dass es die kantische sey, „in der man nur zweifeln lernt, ob die Seele eine beharrliche Substanz sey; ob die Welt einen Anfang und Grenzen habe; ob die Erkenntniss Gottes nicht eine blosse Idealität sey; die die Erkenntnisskraft des Menschen bloss auf das Sinnliche beschränke, und also der Vernunft die Einsicht nicht nur über das Factum Revelationis sondern auch über die Möglichkeit der Offenbarung abspreche." Muss man nicht einen Mann verachten, der bey so viel Unwissenheit so anmassend, absprechend und intolerant ist?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Januar 1798.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. Felisch: *Humphry Marshalls Beschreibung der Landwirthschaft in der Grafschaft Norfolk.* Aus dem Englischen übersetzt von dem *Graf (en) von Podewils* auf Güsow. *Ister Theil.* 1797. Mit Inbegriffe der beiden Vorr. 21¼ Bog. med. 8.

Der Uebersetzer hat zu grosser Bequemlichkeit der Leser die in dem Englischen Originale von ihren *eigentlichen* Gegenständen abgesonderten, und in einzelnen Aufsätzen zerstreueten Erfahrungen des Vf. jenen sogleich beygefügt, die in zwey Absätze getrennten Nachrichten von den verschiedenen Arten des Düngers und seiner Anwendung, zusammen gestellt, und nicht allein eine Vergleichung des Englischen Geldes, Maasses und Gewichtes gegen das Preussische vorausgeschickt, sondern auch das Verhältniss des letztern gegen das erstere im Texte selbst bey jedem dahin gehörigen Falle angeführt.

Der gegenwärtige erste Theil betrifft nur einige Gegenstände der Landwirthschaft in der Grafschaft Norfolk; von den übrigen, nämlich von dem dasigen Anbaue der verschiedenen Getraidearten, den Futterkräutern, den Wiesen, dem Rindviehe, den Schafen, und andern Wirthschaftsartikeln wird der zweyte Theil handeln. In jenem befinden sich, Beschreibungen und Nachrichten von der Districtseintheilung der gedachten Grafschaft, von den Erbgütern, von den Pachtungen, von dem Boden, von der Düngung, von den Pächtern insonderheit, von den Arbeitern, von den Pferden, von Ackerwerkzeugen, von den Auflagen, von der Bewirthschaftung der Landgüter, von den landwirthschaftlichen Gebäuden und ihrer Erhaltung, von den Thorwegen und Zäunen, von den lebendigen Hecken, von Pflanzungen, von Gemeinheitstheilungen, von besondern Wirthschaftsarten, von der Feldeintheilung, von der Bestellung, vom Säen aus der Hand, von den Arbeiten bis zur Ernte, von den Geschäften auf dem Hofe und von den Märkten. Einige dieser Rubriken bezeichnen jedoch nicht richtig genug den Inhalt der Paragraphen. So handelt der §. 3. unter der Rubrik: *Pachtungen,* eigentlich nicht davon, sondern von der Beschaffenheit der verpachteten Güter überhaupt, der §. 11. unter der Rubrik: *Bewirthschaftungsarten der Landgüter,* eigentlich blos von dem Verfahren bey ihrer Verpachtung, der §. 20. unter der Rubrik: *Säen aus der Hand,* nicht nur von dieser Methode, sondern auch vom Säepfluge, imgleichen vom Pflanzen des Getraides.

Es giebt in der Grafschaft Norfolk keine so grossen verpachteten Landgüter, als in Deutschland: denn nur wenige von ihnen erstrecken sich höchstens auf 500 Acre (800 Morgen). Die Belehrung über den Mergel ist hier und da mangelhaft, auch zum Theil unrichtig. Zu den Düngungsmitteln kann er eigentlich gar nicht gerechnet, am wenigsten für eine Hauptdüngung geachtet werden: weil er bekanntlich dem Boden keine die Pflanzen ernährenden Substanzen mittheilet, sondern ihn nur zu dem Empfange und zur Zubereitung derselben geschickter, und den vegetabilischen, oder animalischen Dünger keinesweges entbehrlich macht. Hiernächst sind auch seine Bestandtheile durch deutsche Chemisten schon längst weit genauer und richtiger, als hier, bestimmt. Am wenigsten ist die Behauptung gegründet: *dass nichts wahrer Mergel sey, was nicht weiss sey:* denn die Farbe ist gar kein allgemeines sicheres Kennzeichen seiner Nutzbarkeit, und ein weisser Kalk- oder Gypsmergel würde dem kiesigten und grandigen Boden äusserst nachtheilig seyn. Der häufige Wuchs der Huflattig *(Tussilago farfara)* auf einem Boden kann gleichfalls nicht für ein gewisses Merkmal des allda vorhandenen Mergels überhaupt, sondern blos des Thonmergels, angenommen werden. Ferner ist es aller Erfahrung entgegen, dass die Wucherblume *(Chrysanthemum segetum)* und die Quecken *(Triticum repens)* durch den Mergel ausgerottet werden. Die gewöhnlichste und ungemein wirksame Düngung in Norfolk, so wie in ganz England, bestehet in einer Vermischung des Viehmistes, mit guter Erde, Mergel und einigen andern Düngungsmitteln (S. 54.) In dem östlichen Norfolk, woselbst man wenige Schafe hält, werden die Aecker mit denselben in Hürden selten gedünget. Man rechnet, dass 100 Schafe täglich 7 Englische Quadrat Ruthen (12 Rheinländische Quadrat Ruthen) düngen (S. 71.) welches mit dem Deutschen Anschlage, dass von 1000 Schafen in einem Tage 1 Morgen Acker (von 120 Rheinländischen Quadrat Ruthen) gedünget wird, völlig übereinstimmet. Russ wird zur Düngung häufig gebrauchet, als ein Hauptdüngungsmittel für den Weizen geachtet, und im Monate Februar und März darüber gestreuet (S. 72.). Man bedienet sich blos der Pferde, nirgends der Ochsen, zum Ackerbaue (S. 91.) und hält einen Buschel (10½ Metze) Getraide zur wöchentlichen Fütterung eines Pferdes für hinlänglich (S. 96.). Hafer ist das gewöhnliche Futter, selten Gerste, und dieser wird nur alsdann gegeben, wenn er zuvor einige Tage angefeuchtet und ausgebreitet gelegen, und zu keimen angefangen hat (S. 97.). Durch diese Zu-

Zubereitung wird derselbe ohne Zweifel den Pferden nahrhafter und ihren Zähnen unschädlich gemacht. Der Norfolksche Pflug hat etwas stärkere Räder, als sonst gewöhnlich sind, eine breite, flache und an der Spitze stumpfe Pflugschaar, einen nicht von Holze, sondern von geschmiedeten, oder gegossenen Eisen verfertigten Unterpflug, oder Pflugkopf, und nur einen Pflugsterz (S. 102. 103.). Der Vf. erkennt ihn im leichten sandigen Lehmboden für vorzüglich nutzbar, jedoch räth er mit Recht an, den zweyten Pflugsterz hinzu zufügen, und die Pferde nicht mit der Peitsche, sondern mit den Zügeln und der Linie zu lenken. Die Stachelwalze zur Zermalmung der Erdklöſse ist wenig, und der ehemals so sehr angerühmte und nachgeahmte Tullische Säepflug gar nicht mehr gebräuchlich (S. 109. 276.). Ein der Grafschaft Norfolk besonders eigenes Ackerwerkzeug ist der Schneeschlitten, der von fichtenen, oder andern Bretern in der Form eines gleichschenklichten Triangels verfertiget wird, den Schnee auf einem Rübenfelde in Furchen auf jeder Seite in die Höhe treibt, und dadurch zwischen diesen einen Strich Rüben solchergestalt entblöſset, daſs demselben dadurch nicht der geringste Schaden zugefügt wird (S. 109.). Nirgends sind in Deutschland die Grundstücke mit so hohen Auflagen beschweret, als in England. In Norfolk beträgt die Landtaxe $7\frac{1}{2}$ bis 10 Procent, und die Armentaxe theils $17\frac{1}{2}$ theils 20, theils $27\frac{1}{2}$ Procent der jährlichen Einkünfte (S. 114. 115.). Die Pachtzeit wird gewöhnlich auf 7 oder 14 Jahre festgesetzt, und, mit Ausschlieſsung des Abtrages der öffentlichen Abgaben, für einen Acre ($285\frac{10}{45}$ Rheinländische Quadrat Ruthen) mittelmäſsigen Landes 12 Schillinge (folglich für 1 Morgen 2 Thaler 9 Groschen) vom fruchtbaren Boden aber 18 bis 20 Schillinge (folglich 3 Thaler 14 Groschen bis 4 Thaler für 1 Morgen) jährliches Pachtgeld, und solchergestalt offenbar weniger bezahlt, als in Deutschland von vielen verpachteten Aeckern erfolget. Die gebräuchlichsten Zahlungstermine des Pachtgeldes sind Weihnachten und Johannis. Den ersten misbilliget der Vf., und räth die Zahlungen auf den ersten März und den ersten Junius, wegen der besonderen Bequemlichkeit, die alsdann für den Pächter eintritt, zu bestimmen (S. 119 bis 124.). Sonderbar ist es, daſs der Pächter eines dasigen Landgutes sich verpflichten muſs, bey Vermeidung einer gewiſsen Geldstrafe, den Acker *nie zweymal hinter einander* mit Getraide zu bestellen? ohne ihn dazwischen ein, oder *zwey* Jahre brach liegen zu laſsen, oder mit Rüben, zweymal behackt zu bestellen; ingleichen im letzten Pachtjahre eine bestimmte Morgenzahl Brache, wenigstens *dreymal* gepflüget und gehörig geegget, mit gutem Saamen von weiſsen Rüben zu besäen, sie zur gehörigen Zeit zweymal wirthschaftlich zu behacken, oder, wenn die vorgehende Aernte misrathen ist, die Brache statt zwey — *fünfmal* zu pflügen, und, beym Ablaufe der Pacht, die Rüben rein und im guten Wachsthume, bey einer bestimmten Strafe für jeden fehlenden Morgen, zu hinterlaſsen (S. 129 — 137.). Das erste gereicht gewiſs der Norfolkschen Landwirthschaft nicht zur Ehre, und das letzte den abgehenden Pächtern zur groſsen Beschwerde. Auch sind es seltsame Bedingungen, wenn der Pächter sich die Behütung des jungen Klees von der Aerntezeit bis Michaelis und den Gebrauch der Scheuren und Höfe zur Aufbewahrung des Sommergetraides bis zum ersten May, und des Wintergetraides bis zum ersten Junius, im letzten Pachtjahre, vorbehält (S. 134.): denn das muſs nothwendig dem neu angetretenen Pächter eben so gewiſs mancherley schädliche Hinderniſse in seiner Wirthschaft verursachen, als es nur gar zu leicht zwischen ihm und seinem Vorgänger Miſshelligkeiten veranlaſsen kann und wird. Den Ziegeldächern verschafft man dadurch eine vorzügliche Dichtigkeit, daſs man auf die angenagelten Latten Rohr ganz dünn ausbreitet, dieses mit Holzspähnen unter den Latten befestiget, alsdann mit einer Lage Mörtel bedeckt, und hierauf die Ziegeln legt (S. 167.). Sehr unglaublich ist die Erzählung (S. 187.), daſs ein starkes, hitziges Pferd, indem es sich die Fliegen abwehrte, und mit dem Hinterfuſse zwischen zwey unten offene, oben aber enge Dornstämme schlug, so lange gearbeitet habe, *bis es sich den Fuſs* (vermuthlich nur das Horn am Fuſse) *abriſs, und ihn in der Oeffnung sitzen lieſs.* Zur Anlegung lebendiger Hecken bedienet man sich auſser dem Weiſsdorn (*Crataegus oxyacantha*) auch der Hülsen, oder Stechpalmen (*Ilex aquifolium*) (S. 215.). Um junge Eichen, ohne Nachtheil ihres künftigen Wachsthums, verpflanzen zu können, wird im 4ten oder 5ten Jahre ihre Pfahlwurzel mit einem scharfen Meſser weggeschnitten (S. 217.). Die Getraidefelder werden im östlichen Norfolk gewöhnlich in 19 bis 20 Schläge von beynahe gleicher Gröſse, und jeder von diesen in 6 regelmäſsige Felder so vertheilet, daſs jedes aus 3 Schlägen besteht, und noch 1 oder 2 übrig bleiben, um darauf, nach Gefallen, Hafer, Erbsen, Wicken, oder Buchweizen zu säen, oder sie brach liegen zu laſsen. Bey dieser Eintheilung ist man sehr aufmerksam darauf, die Felder so von Norden nach Süden anzulegen, daſs die Sonne auf jeder Seite der schmalen Beete, worin der Weizen fast allgemein gesäet wird, gleichen Einfluſs habe. Die Bestellung geschieht in folgender Ordnung: Weizen, Gersten, Rüben, Gersten, Klee und Raygras (S. 254. 255.). Bey dem Pflügen und Eggen pflegt man so zu verfahren, daſs man das Brachfeld zum erstenmale flach, und das zweytemal tief pflüget, zuweilen dem ersten Pfluge noch einen zweyten in derselben Furche folgen, und die Pferde in den Eggen traben läſset (S. 265. 267.). Zum Baue des Weizens legt man den Acker in sehr schmale Beete, zu dem übrigen Getraide hingegen in gröſsere von ungefähr 10 Schritten breit (S. 269.). Nach dieser Methode wird gewiſs ein Theil der Früchte, durch den Mangel an Abfluſs des Regen- und Schneewaſsers um so mehr eingebüſset, da man die Ziehung der Waſserfurchen gar nicht kennt und anwendet (S. 170.). Es ist, wegen Trockenheit und Lockerheit des Bodens, herrschende Gewohnheit, alle

alle Getraidearten, bey bequemer Witterung, unterzupflügen. Wenn der Boden nach einen Regenschauer dampfet, so hält man dies für die rechte Zeit zum Säen (S. 277.). Den Verlust, den Hasen und Fasanen daselbst verursachen, berechnet der Vf. von 500,000 Acren (750,000 Morgen) Getraidelande auf 23,000 Pfund Sterlinge (143,750 Thaler) welches für jeden Morgen über 5 Thaler beträgt (S. 283. 284.). Eine dem Norfolkschen Landwirthe nachtheilige Einrichtung ist es gewiss, dass die Tagelöhner bey den Aerntearbeiten ihre Bezahlung nicht nach der Anzahl der durch sie abgeärnteten Morgen Acker, sondern für die ganze Aernte, sie mag lange, oder kurze Zeit dauren, 35 bis 40 Schillinge (11 bis 12 Thaler 12 Groschen) nebst übermäsig guter Kost erhalten, und solchergestalt zuweilen, bey ungünstiger Aerntewitterung, einige Wochen fast ganz müssig unterhalten werden müssen: da sie, nach einer alten Gewohnheit, jedes anderes Geschäft verweigern, und noch ausserdem mehrmals schlecht, und liederlich, auch gewöhnlich mit viel zu übereilter Geschwindigkeit arbeiten (S. 290—292.). Die dasigen Landwirthe finden es rathsam, keine grosen Vorräthe vom gereinigten Getraide aufzubewahren, sondern dasselbe entweder lange unausgedroschen im Strohe, oder, wenn sie dessen bedürfen, in der Spreu bis zum Verkauf liegen zu lassen (S. 299.). Sie sind sehr sorgfältig, ihr Vieh von einander abzusondern, und machen deshalb für jede Art desselben, durch Strauchzäune, besondere Abtheilungen auf ihren Viehhöfen. Wenn unsere denkenden Landwirthe dem Uebersetzer für die Bemühung danken, womit er ihnen den Gebrauch eines Buchs erleichtert hat, das die vollständigste Belehrung über die englische Landwirthschaft giebt, *und wenn sie daraus* manches nützliche Verfahren *kennen lernen*, so werden die doch auch zugleich wahrnehmen, dass in der häufig bis zur Uebertreibung angepriesenen englischen Landwirthschaft vieles offenbar fehlerhaft, und nichts weniger, als nachahmungswürdig, und dass die deutsche Landwirthschaft jener in vielerley Betrachte vorgerückt sey.

1) Bremen, b. Wilmanns: *Der kluge und belehrende Hausvater*, oder *Sammlung bewährter Erfahrungen, Vortheile und guter Rathschläge zum Nutzen in der Haus- und Landwirthschaft*, nebst wohlfeilen, leichten und geprüften Mitteln in Krankheiten der Menschen und Thiere. Herausgegeben von *Joh. Wilh. J. Weissenbruch.* 1797. 11½ Bogen. 8.

2) Leipzig, b. Supprian: *Die gute Hauswirthinn* oder *weibliche Beschäftigungen in allen Monaten des Jahrs zur Bildung junger Frauenzimmer, welche ihre Oekonomie aufs vortheilhafteste zu führen wünschen*, nebst diätetischen Regeln, *von der Verfasserinn der Gartenökonomie für Frauenzimmer.* 1797. Nebst Vorr. 10½ Bogen. 8.

Nr. 1. enthält ein Gemengsel von allerley guten und schlechten Belehrungen und Rathschlägen; medicinischen, diätetischen, meteorischen und wirthschaftlichen Inhalts, aus allerley Schriften zusammen gerafft, und ohne alle Prüfung, Wahl und Ordnung durch einander gemischt. An einem solchen Product ist Zeit und Papier verschwendet: aber eine noch grösere Versündigung ist es gegen das Publicum, demselben Hülfsmittel in allerley Bedürfnissen als zuverlässig anzupreisen, von deren Richtigkeit der Sammler durch eigene Erfahrungen unmöglich überzeugt seyn konnte, von denen er sehr selten einen Gewährsmann anführet, und in denen sich sichtbare Irrthümer befinden, und solchergestalt manchen Leser in die Gefahr unnützer Ausgaben, und wohl gar schädlicher Erfolge zu setzen.

Ueberall ist Mangel an Ordnung. So wird ein Mittel gegen Motten und Milben zwischen zwey Recepte eingeschaltet, wovon das eine gegen das Faulfressen der Schafe, das andere gegen die Ruhr ist; eine Anweisung zum Gelbfärben des wollenen Garns findet ihren Platz zwischen einem Recepte gegen die vom Kleefutter entstandene Darmgicht des Viehes und einem Mittel zur Aufbewahrung der Zitronen; ein Mittel gegen die Raupen zwischen der Anweisung zur Verfertigung des Buchöls und einer andern zum Bezeichnen der Schafe mit einer schwarzen Farbe etc. Unrichtigkeiten finden sich in Menge. Dahin gehöret z. B. das Mittel zum geschwinden Stillen der Zahnschmerzen (S. 29. 30.): denn der, nach der Verschiedenheit der rechten, oder linken Seite des Kinnbackens, wo der Schmerz seinen Sitz hat, auf die Pulsader des rechten, oder linken Arms zu legende Merrettig kann und wird alle Arten dieser Schmerzen um so weniger in 5 bis 6 Minuten gänzlich vertreiben: da sie in sehr verschiedenen Ursachen, z. B. im stockenden Blute, rheumatischen Flüssen, Zahngeschwüren, hohlen Zähnen etc. ihren Ursprung haben. Eben so das für unfehlbar angegebene Recept zur Kur des von dem Frase des Klees mit der Darmgicht, oder Windsucht behafteten Viehes, *das schon gefallen ist und verloren zu seyn scheinet* (S. 64.): denn alter Käse ist überall kein Laxiermittel, am wenigsten ein solches, das so schnell wirket, als in diesem Falle erfoderlich ist. Offenbar unrichtig ist gleichfalls und so gar albern unter den Witterungsanzeigen (S. 94.) die Behauptung, dass das Getöse des Feuers im Ofen im Winter nahe und starke Kälte anzeige: da solches Getöse gewöhnlich aus der Beschaffenheit des Holzes entstehet; und die abergläubische Prophezeyung aus dem Brustknochen der Gänse im Herbste, dass ihre weisse Farbe einen harten, ihre rothe Farbe hingegen einen gelinden Winter vorbedeute etc.

Die Absicht der Vf. von Nr. 2. war, denjenigen Frauenzimmern, die schon ökonomische Vorkenntnisse besitzen, und überhaupt wissen, was sie als Hausmütter zu thun haben, einen hauswirthschaftlichen Kalender, zur Erinnerung an die im jedem Monate des Jahrs gewöhnlich vorfallenden Geschäfte, zu liefern. Sie hat daher ihren Vortrag nach der Folge der Monate geordnet, und für jeden zuerst eine umständliche Belehrung über einige einzelne sich darauf be-

sonders beziehende häusliche Angelegenheiten, dann diätetische Regeln, nebst einigen Hausmitteln, hierauf überhaupt ein Verzeichniss der alsdann gemeiniglich zu besorgenden Geschäfte, und zuletzt aus dem *allgemeinen Küchenlexicon* ein Verzeichniss der für solchen Monat, nach der Verschiedenheit der Jahrszeit, passenden Speisen angegeben, wegen ihrer eigentlichen Zubereitung aber auf jenes Buch verwiesen. Alles dieses hat sie in eine fassliche, auch die Aufmerksamkeit unterhaltende Schreibart eingekleidet; freylich manche schon längst bekannte Sache bloss wieder in Erinnerung gebracht, aber auch manchen minder bekannten nützlichen Unterricht mit einleuchtender Richtigkeit ertheilt.

Wenn also auch Hausmütter von ausgebreiteter Kenntniss dieses Büchlein füglich entbehren können, und es für diejenigen mit mangelhaften Kenntnissen in den ersten Anfangsgründen der städtischen Hauswirthschaft zu ihrer Belehrung nicht hinlänglich ist; so werden doch viele andere darinn mannichfaltige für ihre häuslichen Geschäfte brauchbare Anweisungen finden.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in d. Höferschen Buchh.: *Kurzgefasste geographische Beschreibung aller Länder in der Welt.* Achte, viel verbesserte und mit dem fünften Welttheil vermehrte Auflage. 1797. 165 und 24 S. 8.

Dass hier auf zwey Bogen, welche besonders paginirt sind, neue Titelblätter und eine sonst bey dem Schriftchen fehlende Beschreibung Australiens, geliefert sind, hat seine Richtigkeit. Auch ist diese Beschreibung so beschaffen, dass, wenn die übrigen eben so gut wären, man alle Ursach hätte mit dem Werkchen zufrieden zu seyn. Allein dass dieses eine neue viel verbesserte Ausgabe sey, ist eine grosse Unwahrheit, da der erste Blick in das Buch einen überzeugt, dass die beiden neuen Bogen um die Bogen der vorigen Ausgabe umgeschlagen sind, die 1783 erschien, und wahrscheinlich Maculatur zu werden droht. Und dazu ist sie wahrlich eher als zu dem zweyten neuen Titel geeignet, unter dem die Höfersche Buchhandlung sie an den Mann zu bringen sucht, und der sie für einen „*geographischen Katechismus zum öffentlichen und privat Gebrauch für Schulen, Leipzig* 1797." ausgiebt. Mit einem Katechismus hat sie freylich darin einige Aehnlichkeit, dass man oft nicht recht weiss, wie die Antworten zu den Fragen kommen; auch ist das, was geantwortet wird, längst veraltete Waare. Europa wird noch in 3 Kayserthümer, 17 Königreiche, 7 Republiken und das päpstliche Gebieth, dann wieder in 18 Landschaften eingetheilt, die Grösse aller Länder nach Meilen in der Länge und Meilen in der Breite bestimmt, und die Fragen über jedes Land mit der nach der Beschaffenheit der Einwohner beschlossen, wo wir denn unter andern belehrt werden, dass in Portugal beyderley Geschlecht sehr hitzig ist, und dass die *Portugiesen* gute Kaufleute und Soldaten, die *Spanier* grossmüthig, ernsthaft, bedächtig, abergläubig in der Religion, hochmüthig und faul, und die *Brandenburger* höflich, geschickt, tapfer und getreu sind. „Die vornehmsten Regenten in Asien sind der türkische und russische Kaiser, der grosse Mogul, der Tartarchan und der König in Persien." „Die ordentliche Residenz des grossen Moguls ist *Agra*, die grösste und volkreichste Stadt im ganzen Orient. Im Umfang hat sie 12 Meilen, und von den Einwohnern kann der Kaiser sehr leicht eine Armee von 200,000 zusammenbringen. Das kaiserliche Schloss ist das prächtigste Gebäude in ganz Asien." „Die Hauptstädte der grossen Tartarey sind im russischen Antheil *Jeniseskoy*, im chinesischen *Chyng-Tang*." Solche Sachen stehn fast auf allen Seiten.

Lemgo, i. d. Meyerschen Buchh.: *Handbuch der allgemeinen physikalischen Erdbeschreibung* für Schulen und Gymnasien. Herausgegeben von *J. F. C. Plesmann.* 1797. 156 S. 8.

Da der Vf. aufrichtig genug ist uns seine Quellen zu nennen (freylich nur ganz bekannte deutsche Bücher, vorzüglich die von *Forster*, *Mitterpacher* und *Klügel*, aber nicht einmal das Hauptbuch in diesem Fach von *Torbern Bergmann*) und ausdrücklich zu erinnern, dass sein Werk nur als ein Auszug aus diesen Schriften, die er oft wörtlich benutzt habe, anzusehn sey, so muss Rec. dem Vf. dagegen das Lob ertheilen, dass sein Auszug gedrängt, wohl geordnet und gut geschrieben ist, und sich mit Vergnügen lesen lässt. Er bestimmt ihn für Jünglinge, die schon etwas gebildet sind, und für Schullehrer, die daraus leicht übersehn können, was sich Gemeinnütziges über unsere Erde in physikalischer Hinsicht vortragen lässt. Allein uns dünkt, für diese Classe von Lesern hätte der Vortrag ganz anders seyn, und nicht so viel physikalische, mathematische, mineralogische und geognostische Kenntnisse voraussetzen sollen, dergleichen wohl *Forster*, der für Männer schrieb, und *Klügel*, der sich dabey auf die vorhergehenden Theile seiner Encyklopädie beziehn konnte, voraussetzen durften, nicht aber unser Vf., der es mit der Jugend zu thun haben will. Unrichtigkeiten und schiefe Vorstellungen sind uns manche, besonders beym Geognostischen vorgekommen (wir rechnen dahin vorzüglich auch unsers Vf. Eintheilung der Gebirge.) Dennoch können wir nicht umhin das Werk denen zu empfehlen, die eine kurze und unterhaltende physikalische Beschreibung des Erdbodens zu lesen wünschen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, und einer kritischen Literatur derselben*, von *Joh. Gottlieb Buhle. Zweyter Theil.* 1797. 575 S. 8.

Der Vf. hatte anfänglich für dieses Lehrbuch drey Bände bestimmt. Wenn diese Berechnung auf einen bestimmten Plan sich gründete, so muss dieser geändert worden seyn; denn dieser zweyte Band begreift nur das Platonische und Aristotelische System, und auch das letzte noch nicht ganz, sondern nur den theoretischen Theil. Es werden also wenigstens noch drey Bände nöthig seyn, um das Ganze zu fassen. Für ein Lehrbuch zu Vorlesungen würde diese Weitläuftigkeit nicht zweckmäsig seyn. Der Vf. erklärt aber in der Vorrede zu diesem Theile, dass es dazu, wie man nach dem Titel und der ersten Anlage schliessen konnte, nicht bestimmt gewesen sey. Dann ist die grössere Ausführlichkeit bey Plato und Aristoteles, wegen der grossen Verdienste beider Männer um die Philosophie, sehr zu billigen. Ihre Lebensbeschreibung und die kritische und literarische *Notiz ihrer*, Schriften, Commentatoren und anderer *durch ihre* Philosophie veranlassten, Schriften nimmt *einen grossen* Theil des Raums ein (bey Plato 43 S. bey *Aristoteles* S. 276—354.), ist aber als Resultat vieler Belesenheit und Untersuchungen eine schätzbare Arbeit. Besonders ist die Literatur der Aristotelischen Philosophie mit Fleiss ausgearbeitet. Die alten Commentare sind vollständig angeführt und mit Urtheilen begleitet, die nicht andern nachgeschrieben worden, sondern sich auf eigne Ansicht gründen. Das gilt auch von den beträchtlichern neuern Schriften. Selten wird man im Falle seyn, diesen Urtheilen nicht beyzustimmen, wie S. 278. 279. wo *Voigt's* Uebersetzung der Bücher von der Seele unbedingt *schätzbar*, und die der Ethik von *Jenische sehr fehlerhaft* heisst. Bey der Darstellung der Platonischen und Aristotelischen Philosophie hat der Vf. mit Beurtheilung die neuern Schriften benutzt, und in den Anmerkungen die abweichenden Erklärungen der wichtigsten Philosopheme angeführt und unparteyisch gewürdiget. Der erste Theil ist meistentheils ein zusammengedrängter Auszug aus *Tennemann's System der Platonischen Philosophie*, weil sie in diesem Werke, wie der Vf. in der Vorrede sagt, „so gründlich und „allseitig erörtert sey, dass man auf die Hoffnung, „durch wiederholtes Studium der Quellen neue erhebliche Aufschlüsse über den Geist derselben zu finden und geben zu können, Verzicht thun müsse." Ohne dieses Urtheil anfechten zu wollen, wozu Rec. kein Recht hat, wünschte er doch, der Vf. möchte jene Philosophie nach eigner Ansicht aus den Quellen, unabhängig von jener Darstellung, entwickelt haben. Denn jeder Forscher bringt doch seine eigne Denkungsart und Ansicht mit zum Studium eines alten Philosophen, welche ihn zwar in Gefahr setzt, manches zu übersehen, und manchen falschen Zusatz in denselben hineinzutragen, aber auch den Vortheil verschafft, versteckte Eigenheiten desselben an das Licht zu bringen. Gewiss würde daher die eigne Bearbeitung der Platonischen Philosophie nicht nur neue Aufschlüsse über dieselbe gegeben, sondern auch den Vf. von dem Verdacht der Bequemlichkeit befreyet haben. Uebrigens ist dieser Auszug, wie es zu erwarten war, mit Einsicht, nicht ohne eigne Zusätze und manche genauere Bestimmung der Lehrsätze verfertigt. Auffallend ist es aber, dass S. 402. behauptet wird, Plato habe drey Seelensubjecte angenommen, wovon S. 140—142. 176. nach Tennemann gerade das Gegentheil gesagt wird. Hatte Hr. B. eine andere Ueberzeugung, so hätte er sie mit ihren Gründen auch an den angeführten Stellen anstatt jener angeben sollen.

In der Aristotelischen Philosophie fand der Vf. weit weniger vorgearbeitet. Das meiste ist hier die Frucht seines eignen Nachforschens. Die Darstellung derselben ist daher um so verdienstlicher, da sie im Ganzen mit kritischer Strenge und philosophischem Geiste gemacht ist, und bey so vielen Schwierigkeiten, die bey weitem noch nicht alle gehoben sind, dennoch eine fast durchgängig richtige Ansicht von des Stagiriten Philosophie giebt. Indessen gesteht der Vf. in der Vorrede mit lobenswürdiger Bescheidenheit, „was ich hier in Beziehung auf das ganze „System geleistet habe, halte ich für nichts weniger „als erschöpfend und befriedigend; es liegen zu viele „Schwierigkeiten in den Aristotelischen Schriften „selbst, und die Kritik und die Auslegung haben in „Ansehung des Textes noch nicht genug vorgearbeitet." Der Geschichtschreiber hat bey dieser Philosophie auf zweyerley seine Aufmerksamkeit zu richten, auf das System selbst, und auf den Ideengang, dessen Erzeugniss jenes ist. Indem der Vf. jenes darzustellen sucht, hat er zugleich auch mehrere Bemerkungen über das letzte eingewebt, vorzüglich in den Anmerkungen; aber von dieser Seite ist doch noch am wenigsten Genüge geleistet. Der Grundriss des Systems

Systems ist §. 257. gezeichnet; in der Ausführung aber hat sich der Vf. nicht ganz an denselben gehalten, sondern eine zum Theil willkürliche Ordnung sich erlaubt. Zuerst wird Aristoteles Begriff von System, Philosophie und ihren Theilen, entwickelt, dann seine Theorie vom Erkenntnisvermögen vorgetragen. Nun folgt die Logik, wobey der Vf. die einzelnen Theile des Organons zum Leitfaden wählt, die allgemeine Naturwissenschaft nach der Folge der Materien der Physicorum, und zum Theil der Bücher vom Himmel, die höchste Philosophie oder Metaphysik, und endlich die Psychologie, die der Vf. als ein nothwendiges Supplement der Physik und Metaphysik betrachtet. Die letzte sollte aber doch als ein specieller Theil der Physik noch vor der Metaphysik ihre Stelle erhalten haben. Es ist zweckmäsig, dass der Vf. Aristoteles Theorie des Erkenntnisvermögens vorangeschickt, und die dahin gehörigen Bemerkungen zusammengestellt hat; allein er gehet offenbar zu weit, wenn er dieselbe auch als eine Kritik des Erkenntnisvermögens betrachtet. „Hätte irgend „ein Philosoph vor Kant Ansprüche auf das Verdienst, „eine *eigentliche Kritik des Erkenntnisvermögens* unternommen zu haben, so hätte vielleicht Aristoteles „die ersten und die gerechtesten." Hätte Aristoteles die Idee einer Kritik des Erkenntnisvermögens vollständig gefasst, so hätte er gewiss als Systematiker dieselbe in einem System vorgetragen. Es läst sich im Gegentheil zeigen, dass er nach seiner Ansicht der Dinge, und bey seinem Empirismus nicht einmal das Hauptproblem einer solchen Kritik ahnden konnte. Wer überzeugt ist, dass der Verstand nur ein blosses leeres Vermögen ist, dem alle Materialien zum Denken gegeben werden, und dass dieser gegebene Stoff das Formale der Dinge ausmacht, der kann nicht erst die Frage aufwerfen, wie die objective Einheit des Bewusstseyns entstehe, oder welche Grenzen dem Verstande vorgeschrieben sind. Der Verstand ist eine *tabula rasa*, bey welcher der Analytiker nichts weiter zu thun findet. Was noch etwa den Stagiriten auf die Spur einer tiefern Erforschung des Verstandesvermögens führen konnte, war der Begriff des *νες* als thätigen Vermögens der Principien; allein man findet nicht, dass er wirklich weiter über den Begriff desselben hinausgegangen sey. Indessen kommen zuweilen doch Bemerkungen vor, die als Ahndungen eines Bedürfnisses noch tieferer Untersuchung überraschen, z. B. dass nur die Menschen einer Vorstellung der Zeit empfänglich sind; die Frage, warum man nur in Zeit und Raum denken kann, wenn auch davon abstrahirt wird u. dgl. Hr. B. hätte seiner Darstellung der Aristotelischen Philosophie noch einen höhern Werth dadurch geben können, wenn er diese Bemerkungen aufgefasst und zusammengestellt hätte, welches hier aber selten geschehen ist, oder doch nicht an dem Orte, wo man es erwartete. Jene Bemerkung über die Zeit findet man z. B. S. 505. 506. in der Physik. Dagegen fehlt sie S. 365. §. 261. der von der Natur des Empfindungsvermögens handelt, wo es heisst: „den nothwendigen Zusammenhang der Zeit mit dem innern Sinne sah er nicht ein, er hielt auch die Zeit für etwas Objectives." Aus dem ersten Kapitel *de memoria* erhellet, dass ihm jene Verbindung nicht ganz entgangen war. — Jene falsche Ansicht, als hätte Aristoteles schon an eine Kritik des Erkenntnisvermögens gedacht, ist übrigens nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben, indem der Vf. an mehreren Stellen eine Harmonie zwischen Aristoteles und Kant erkünsteln will, die sich nicht behaupten läst, und dadurch des Stagiriten Philosophie zuweilen in Disharmonie mit sich selbst und seiner Darstellung setzt. So wird z. B. S. 406. 407. behauptet, Aristoteles habe glücklich den transcendentalen Standpunkt getroffen, nur sey er demselben nicht treu genug geblieben; er habe die Erkenntniss des Dinges an sich geleugnet, (verglichen S. 384.) da doch S. 531. 533. die Untersuchung des Dinges an sich mit als ein Gegenstand der *ersten Philosophie* angegeben wird. S. 414. heisst es von den Kategorien: „die allgemeinen „Begriffe *deducirte* Aristoteles gewiss *aus der Natur* „*der Denkthätigkeit*, ungeachtet er die Deduction *nicht* „*förmlich vornahm*." Ist in diesen Worten nicht ein Widerspruch? Widerspricht sich Hr. B. nicht abermals, wenn er S. 415. sagt: „er entwickelte die Kategorien nicht aus dem *Begriff des reinen Denkens* „(Urtheilens) und der Formen desselben selbst, *sondern* aus dem *Begriffe des Dinges* unter den Formen „der Sinnlichkeit, oder aus *dem Begriffe der Erscheinung überhaupt*." — Dieses ist aber auch das Einzige, was Rec. an diesem Theile zu tadeln wüsste. Denn, einige Auslassungen und den Gebrauch einiger Schriften, die der Vf. für unächt oder zweifelhaft hält, — Fehler die bey einem solchen Unternehmen und bey der gegenwärtigen Beschaffenheit des Aristotelischen Textes verzeihlich sind — abgerechnet, kann dem Vf. das Lob nicht streitig gemacht werden, dass seine Darstellung der Aristotelischen Philosophie alles übertrifft, was bisher darinn ist geleistet worden. Es ist nur Schade, dass, um diesen Band nicht zu stark zu machen, die praktische Philosophie nicht zugleich mit abgehandelt werden konnte.

GESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchh.: *Historisch genealogischer Kalender* auf das Jahr 1798. — *Deutschland ein historisches Gemälde.* 288 und 96 S. 12.

Der in der Recension des Jahrgangs 1797 nach Verdienst dargestellte Werth dieses Kalenders erhält sich vollkommen in dieser Forsetzung; nur dass so wie in jenem der genealogische Abschnitt hervorstach, sich in diesem der *geschichtliche* Theil nebst den sich darauf beziehenden zwölf Kupfern auszeichnet. Letztere sind so interessanten Inhalts, so richtig gezeichnet, mit so reinem Geschmacke ausgeführt und so sauber und genau gestochen, dass der Name des Zeichners und Kupferstechers, Hn. *Penzel*, neben der Auswahl des V

aufgeführt zu werden verdient. Vorzüglich passend ist für den Augenblick die gastfreundschaftliche Aufnahme der französischen Religionsflüchtlinge vor 110 Jahren in Deutschland, im *sechsten* Kupfer dargestellt, und im siebenten die *Melacsche* Verheerung der Rheinufer. Im Kupfer der Inhaltsanzeige und in der 10ten, 11ten und 12ten Numer sind viele jetztlebende und neuerlich verstorbene Männer äusserst kennbar. Nur ist *Buonaparte's* Bild und Stellung, zu seinem Nachtheile, dem Original nicht ganz getreu. In dem *Verzeichnisse der vornehmsten Regenten* (S. 1—98.) war die Uebersicht der historischen, statistischen und politischen Verhältnisse, vorzüglich des deutschen Reichs, zum Hauptziel ausgesteckt. Daher findet man darin blos die Häupter der regierenden Dynastien, und zwar nicht nach der Buchstabenfolge, sondern nach der politischen Verbindung gereihet. Ungeachtet der äussersten Kürze sind die wichtigsten statistischen Data zusammengestellt und gleichen Schritts mit den Zeitbegebenheiten (S. 84 ff.) die *cisalpinische, ligurische* und *batavische Republik* benannt; denn *Venedig* und *Modena* wurden erst seitdem aus der Reihe der selbstständigen Staaten vertilgt. Hin und wieder vermisst man jedoch theils die so wichtige Genauigkeit in den Familiennamen, wie z. B. S. 17. bey Speyer *Wildendorff* statt *Walderdorff* und bey Kempten *Richlin* statt *Reichlin*, theils die Nachtragung der neuesten Veränderungen. Die hier als *Aebtissin von Lindau* S. 25. aufgeführte Gräfin Bretzenheim ist längst verheirathet und eine Freyin Ulm ihre Nachfolgerinn, das *Johanniter Meisterthum* nicht mehr erledigt, aber wohl die gefürstete Abtey Stablo und Malmedy, deren letzter Besitzer im Julius 1796 zu Hanau starb, und in *terra sancta* zu Steinheim bestattet wurde.

Den grössern Theil des Taschenbuchs nimmt ein die *kurzgefasste Geschichte der Deutschen seit der Abdankung des Kaisers Karls des Fünften bis zum Kaiser Franz dem Zweyten oder seit der durch Luthern veranlassten Kirchenverbesserung und der in Deutschland gegründeten Religionsfreyheit — bis auf unsere Tage, wo die kritische Philosophie ihre Wirkungen zu äussern anfängt und die Folgen jener Revolution immer mehr entwickelt und verbreitet werden, von 1556 bis 1797.* Es ist ein meisterhafter Versuch, einen so langen thatenreichen Zeitraum in 288 Duodezseiten mit so vieler Verständlichkeit zusammen zu drängen. Reichhaltigkeit oder Umfassung aller auf das Schicksal und die Cultur der Nation Einfluss habenden Umstände, und strenge Unparteylichkeit, selbst in Erzählung des neuesten Zeitraums, sind die beiden Hauptvorzüge dieses historischen Versuchs. Der so schwer zu treffende Mittelweg zwischen Fürstenliebe und Volksliebe, vorzüglich schwer bey so freymüthigen Digressionen über die Staatsmängel, z. B. die Justizpflege, den Privatcharakter der Fürsten, als man hier findet und den bey Joseph's II sogenannten *Souveränitätsrechten* (s. S. 240.) viele Geschichtsschreiber geflissentlich umgangen haben, ist von dem Vf. glücklich getroffen. Eben so die Mischung der Thatsachen mit philosophischen Beobachtungen, und des Hauptfadens mit würzenden Anekdoten, wie z. B. S. 66. mit der *Jülichschen Ohrfeige* und S. 133. mit den *Malbouroughschen Handschuhen*, deren politische Wirkung nach vier und achtzig Jahren zu *Campo Formido* unter sehr vergleichbaren Verhältnissen gerächt wird. In der Einleitung sind die Wirkungen der Reformation und im Texte der Einfluss des dreyssigjährigen Krieges auf deutsche Verfassung, so wie die neueste Religionsgeschichte, vorzüglich gut geschildert. Zu letzterer ist alles, Hontheims Buch, die päbstliche Reise nach Wien, der Jesuitismus, der Emser Congress, *Basedow's* und *Campe's* Erziehungstheorie und *Kants Philosophie* auf eine geschickte Weise herbeygeführt. Kant hat, wie schon der Titel vermuthen läst, am Vf. einen warmen Lobredner. In der Würdigung der sogenannten Aufklärung und der Schreckbilder der Propaganda (S. 277.) liegt auch viel Billigkeit; vorzüglich aber wird mit der Ansicht des Krieges gegen Frankreich (S. 275.) das unbefangene Publicum übereinstimmen. Die Quintessenz davon liegt theils in einer Apostrophe an die Franzosen, theils in der für die Deutschen beygefügten Schlussbemerkung. So heisst es S. 275.: „Franken, blähet euch nicht, dass ihr so den Frieden „ertrotztet! hätte das ganze deutsche Volk an dieser „Fehde Theil nehmen können, hätte es auch für die „Vertheidigung seiner Ehre und Freyheit die Waffen „ergriffen, ihr würdet den Geist Herrmanns, der Germanien von dem Joche fremder Despoten befreyete, „in den tapfern Schaaren seiner Söhne empfunden „haben," und S. 287. am Schlusse: „die Deutschen müssen sich bestreben, *die jetzt überall hörbar gewordenen Wünsche nach Verbesserung des Zustandes der niedern Volksclassen zu befriedigen, die in die praktische „Politik eingerissene Unsittlichkeit zu vertilgen, den immer anstössiger werdenden Streit einiger bürgerlichen „und religiösen Einrichtungen mit dem Geiste der Zeit, „den herrschenden Meynungen und Wünschen der Völker nach den errungenen bessern Einsichten, zu versöhnen — und so die Bahn zur Erlangung der höchsten „Glückseligkeit, welche nur allein unter der Herrschaft „der Vernunft in richtigen Denken und Rechtthun besteht — vorzubereiten.*

Dieser kleine Auszug kann zugleich zur Probe von der Schreibart des Vf. dienen, welche grösstentheils dem Gegenstande nicht nur angemessen ist, sondern die besten Anlagen verräth; jedoch weht nicht ganz *Schillers* Geist darin, und eine gleichmäsigere und edlere Manier in einigen Schattirungen, wird vielen um so wünschenswerther scheinen, als die Fortsetzung dieses Taschenbuchs dem lesenden Publicum gewiss willkommen seyn wird. Das warme Gefühl, mit dem z. B. die fehlerhafte Erziehungspraxis des verflossenen Jahrzehends geschildert wird, führte S. 230. ein Beyspiel aus des Vf. eigenen Beobachtungskreise herbey, wobey die Nettigkeit und Rundung der Diction einigermasen aufgeopfert wurde. Das Ganze hat aber ein einförmiges angemessenes Gewand.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Ueber die zweckmäſsige vortheilhafte Benutzung der Domainen oder anderer Landgüter, mit Rückſicht auf deren Vertheilung.* Etwas aus meiner Cameral-Praxis, von *Georg Ferdinand Führer*, Fürſtl. Lippiſchen Kammerrath. 1797. 5 Bog. 8. — Nur für ſolche Leſer kann dieſe kleine Schrift belehrend ſeyn, welche von den Grundſätzen des Verfahrens in Kammergeſchäften keine hinlängliche, und von ihrer zweckmäſsigen Anwendung gar keine Kenntniſs haben. Aber auch dieſen iſt der Weg, den ſie einſchlagen müſſen, hier nicht immer kenntlich und richtig genug vorgezeichnet worden. Was der Vf. von der Benutzung der Domänengüter lehret, betrifft ihre Vertheilung unter die Unterthanen, die Berechnung und Beſtimmung ihres jährlichen Pachtertrags, und die Anſetzung der Coloniſten auf Kammergrundſtücken.

Die Nützlichkeit jener Vertheilung hat man ſchon längſt nicht mehr bezweifelt, ſo lange ſie *bloſs* aus *dem* Geſichtspunkte betrachtet wird, daſs dadurch der Vorrath an Ernährungsmitteln, hiedurch die Anzahl der Unterthanen nebſt ihrem häuslichen Wohlſtande, und zugleich das Staatsvermögen vergröſsert werden könne. Es bedurfte alſo dieſerhalb keines weitern Beweiſes. Aber vieles anerkannte Gute iſt oft gar nicht, oft nur zum Theile ausführbar. Wenn daher in einem Staate, dem an der möglichſt gröſsten Zuverläſſigkeit ſeiner Einnahme- und Ausgabeetats, an dem ſicherſten Erfolge ſeiner Einkünfte, an ihrer einfachſten Beſtimmung, an ihrer leichteſten Erhebung und Verwaltung gelegen iſt, einer ſolchen Vertheilung entgegenſteht, daſs dadurch jene Zuverläſſigkeit würde verrückt, die Sicherheit des Einkommens vermindert, und die Beſtimmung, Erhebung und Verwaltung vervielfältigt und erſchwert werden, auch bey der Menge und Gröſse ſeiner Domänen noch die Unmöglichkeit hinzukommt, ihre vereinzelten Grundſtücke überall mit tüchtigen und ſichern Hauswirthen zu beſetzen: ſo kann ſie in einem ſolchen durchaus nicht allgemein — allenfalls nur in gewiſſen Gegenden mit einzelnen kleinen Landgütern — ausgeführt werden. Das haben auch Verſuche und Erfahrungen völlig beſtätigt. In ſofern iſt alſo der Rec. mit dem Vf. darüber völlig einverſtanden, daſs nur die Vertheilung kleiner, nach den Localumſtänden dazu bequemer Domänen, bey gröſsern aber bloſs die Abſonderung der Frohndienſte, der Zehnten und der Malterzinſen von denſelben, und deren Verpachtung an die Unterthanen rathſam, und dann in beiden Fällen das Pachtgeld entweder in Naturlieferungen an Getreide für die Landesmagazine, oder auf baare, nach dem Steigen und Fallen der Getreidepreiſe zu beſtimmenden Zahlungen feſtzuſetzen ſey. In den zur Erläuterung angeführten Beyſpielen von der geſchehenen Vertheilung und Verkleinerung dreyer herrſchaftlicher Meyereyen (S. 29—41.) giebt es von der Richtigkeit der über ihre vorherige Verpachtung verfertigten Anſchläge keinen vortheilhaften Begriff, daſs bey der einen die Summe des jährlichen Pachtgeldes, gegen die Summe des Anſchlages zu 1300 Rthlr., um 400 Rthlr., und bey dem andern jene Summe, gegen die Summe des Anſchlags zu 1100 Rthlr., um 240 Rthlr. geringer war. Solche ſtarke Abweichungen müſſen billig gar nicht ſtatt finden können. Daher wird bey den königl. preuſsiſchen Kammern ein unter den Betrag des Anſchlags erniedrigtes Gebot ſofort gänzlich verworfen, auch auf ein höheres nur alsdann Bedacht genommen, wenn der Pachtcompetent überzeugend nachweiſen kann, in welchen Artikeln des Anſchlages und durch welches wirthſchaftliche Verfahren der angegebene gröſsere Ertrag zu erlangen ſey.

Der folgende Vortrag handelt, in Betreff der in ihrer Integrität beyzubehaltenden Verpachtungen groſser Domänen, von der hiezu zuförderſt nothwendigen Vorbereitung. Dahin gehören die Vermeſſung ihrer Grundſtücke und die möglich richtige Beſtimmung ihres jährlichen Pachtertrags. Nur mit dem letztern hat ſich der Vf. inſonderheit beſchäftigt, Hülfsmittel und Grundſätze zur Verfertigung ſolcher Anſchläge angegeben, und hierauf ein Muſter davon hinzugefügt. Die Belehrungen über die erſten beiden Gegenſtände ſind aber weder vollſtändig noch überall richtig. So mangelt z. B. unter den Mitteln zur Erforſchung des Ertrags der Aecker die Beurtheilung ihrer Beſchaffenheit aus den Arten der darauf häufig wachſenden wilden Pflanzen, die Durchſicht der Zehntregiſter und die Abhörung der Zehntmahler, Verwalter, Hofmeiſter und Ackervögte, die Vergleichung des Ertrags mit benachbarten Getreidelande von gleicher Lage und Güte etc. Ferner ſind in den zu beobachtenden Grundſätzen groſse Lücken ſowohl bey den Pachtſtücken überhaupt, als auch bey einzelnen Theilen davon. In Betracht des erſtern finden wir auſser den abgeſetzten Beſtellungsposten, keine Belehrung über die von dem ganzen Ertrage abzurechnenden übrigen wirthſchaftlichen Erfoderniſſe und Ausgaben: Geſindelohn, Unterhaltung des Zugviehes, Unterhaltung der Ackerwerkzeuge, Ärntekoſten, Lohn der Dreſcher und anderer Tagelöhner, Zinſen von dem auf die Annahme der Pacht zu verwendenden Capitale etc., ingleichen nichts von dem den Betrag der Einkünfte ſehr verändernden Unterſchiede zwiſchen zehntfreyen und zehntpflichtigen, nahe und beyſammen, oder weit und zerſtreut belegenen Lande, zwiſchen dem Betriebe des Haushalts mit eigenem Spannwerke und Dienſtleuten, oder ganz, oder zum Theile mit Spann- und Handdienſten, zwiſchen einem mit der Lage des Guts verbundenen nahen, leichten und häufigen, oder entfernten, beſchwerlichen und ſparſamen Abſatze ſeiner Producte etc. So auch bey einzelnen Stücken: z. B. nichts vom Anſchlage der Privatweide in Hinſicht auf Rinder, Schafe und Schweine; überall nichts von der Nutzung des Federviehes; nichts von der ſehr verſchiedenen Nutzbarkeit der Fiſchteiche nach ihrer Lage, entweder zwiſchen abſchüſsigen Getreidefeldern und an offenen Viehweiden oder zwiſchen Holzungen und öden Gebirgen: oberflächliche und ſehr mangelhafte Bemerkungen über die Verpachtung der Mühlen, Bierbrauereyen und Branntweinbrennereyen etc. Hiezu kömmt nun noch manche Unrichtigkeit, z. B. die gänzliche Wegwerfung des Weizens aus der Reihe der zu beſtellenden Getreidearten, mit der ungegründeten Behauptung, daſs deſſen Anbau weniger Gewinn, als der Rocken, gebe, auch jener das Land mehr als dieſer entkräfte: da doch *die in* Niederſachſen ſeit 50 Jahren ſo ſehr vermehrte *Beſtellung des* Weizens — offenbar wegen ſeines an Scheffelzahl gleichen Ertrags mit Rocken, aber ungleich höhern Preiſes und häufigen Verſendung ins Ausland — und der gute Wuchs der Gerſte nach dem Weizen, ohne nochmalige Düngung, gerade das Gegentheil beweiſen. Die Methode der Pachtanſchläge nach dem Körnerertrage beruht noch immer viel zu ſehr auf willkührlichen Sätzen, als daſs ſie mit dem Vf. für die beſte und fehlerfreyeſte geachtet werden könnte. Auch hat der Vf. bey ſeinem Tadel der gutsherrlichen Inventarien und der von ihm angerathenen gänzlichen Wegſchaffung derſelben nicht bedacht, daſs jeder vernünftige Pachter bey ſeinem Gebote nicht nur den zu erwartenden Ertrag, ſondern auch den zur Annahme der Pacht erfoderlichen gröſsern oder geringern Koſtenaufwand in Erwägung ziehet, und hiernach jenes erniedriget oder erhöhet, folglich die landesherrliche Kammer den Gewinn an Zinſen des von dem Pachter für das ganze Inventarium bezahlten Capitals durch die Verminderung des Pachtgeldes wieder verlieren würde; daſs durch ſolche Bezahlung der Inventarien mancher tüchtige, aber nicht reiche, Landwirth allerdings (ungeachtet des Vf. Widerſpruchs, wie Erfahrungen lehren, und in der Natur der Natur der Sache ſelbſt liegt) von der Erpachtung ſolcher Güter abgeſchreckt wird; und daſs gedachte Einrichtung für die landesherrliche Kammer beſchwerliche und nachtheilige Folgen hat, wenn ſie durch den Mangel annehmlicher Pachter, oder durch nöthige und wichtige, vor einer anderweiten Verpachtung des Guts, vorzunehmende Veränderungen in den Beſtandtheilen deſſelben, z. B. Gemeinheitstheilungen, Vertauſchungen, Urbarmachungen etc. in die Nothwendigkeit geſetzt wird, daſſelbe zu übernehmen, eine Adminiſtration anzuordnen, und dann das ganze Inventarium mit allen deſſen Meliorationen zu bezahlen.

Richtig ſind zwar die von dem Vf. zuletzt angehängten Urtheile über die Wahl der Coloniſten bey der Anlage neuer Dörfer und einige deshalb erfoderlichen Veranſtaltungen; aber für eine hinlängliche Belehrung über dieſen Gegenſtand ſind auch dieſe viel zu mangelhaft.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Januar 1798.

MATHEMATIK.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Principiorum Calculi Differentialis et Integralis Expositio Elementaris*, ad normam dissertationis ab Acad. Sc. Reg. Prussica A. 1786 praemii honore decoratae elaborata, Auctore *Simone L'Huilier*, Acad. Sc. Prussicae et Londin. Socio. 1795. 28 u. 339 S. gr. 8. 9 Kupfertafeln.

Keine blosse Uebersetzung, sondern eine sorgfältig ausgefeilte Umschmelzung der geschätzten französischen Preisschrift des Vf. (*„tempore nimis brevi et minus commodo conscriptae"*), welche in ihrem vorigen Gewande nur 216 S. und 2 Kupfertafeln füllte: und eine Frucht der Musse und der literarischen Musse, welche Hr. *L'Huilier* (damals durch die revolutionären Unruhen aus seiner Vaterstadt Genf vertrieben) bey seinem Freunde Hn. Prof. Pfleiderer in Tübingen fand. Der Zweck der Preisschrift war, zu zeigen, dass *die Idee des Unendlichen* in der Mathematik entbehrt werden könne *(Mathesin infinito carere posse)* und dass man mit der *Methode der Grenzen* oder der sogenannten *Exhaustionsmethode der Alten*, wenn sie gehörig erweitert wird, durchgehends ausreiche. Dasselbe bleibt Zweck bey dieser neuen Ausarbeitung. Man muss sich daher durch den Titel und durch die mitunter vorkommenden Phrasen *in usum tironum, ad captum tironum* nicht verführen lassen, hier ein Lesebuch der Differential- und Integralrechnung zu erwarten, woraus sich Anfänger mit dieser Wissenschaft auf eine neue und leichte Art bekannt machen könnten. Dazu hat dieses Werk weder die nöthige Vollständigkeit, noch die Ausführlichkeit und den Reichthum an Anwendungen und Beyspielen, welche dem Anfänger die *Eulerschen* Schriften so klar und lehrreich machen. Es ist vielmehr eine scharfsinnige und glücklich durchgeführte Zurückleitung und Begründung der sogenannten Rechnung des Unendlichen in allen ihren Zweigen auf die Theorie der Grenzverhältnisse und ihrer Exponenten, und zwar so, dass die Idee des Unendlichen dabey ganz umgangen wird. Ein Ganzes, ein System macht es nur in so fern aus, als es alle die Materien aus der Infinitesimalrechnung zusammenstellt, bey denen solche Begründung und Befreyung von der Idee des Unendlichen nöthig war, untermischt mit den dazu nöthigen analytischen Formeln. Die Anwendung des Erwiesenen wird theils abgewiesen (*„mihi sufficiat eas (formulas) ad vera sua principia revocasse et deductionem earum ab indeterminata et obscura infiniti notione liberasse"*) theils nur angedeutet und mit Voraussetzung tiefer analytischer Kenntnisse hingeworfen. (Wir würden daher einem Anfänger rathen, sich dieses Werks als eines Commentars zu *Eulers* Differentialrechnung zu bedienen, sich besonders bey *Eulers* Darstellung des Wesens der Differentiale und des Unendlichkleinen nicht zu verweilen, sondern die wahre Ansicht der Sache aus Hn. *L'H.* Schrift zu schöpfen, und das Studium beider fortschreitend stets zu verbinden.)

Die ersten 28 S. sind als eine *analytische Vorbereitung* in dieser Umarbeitung neu hinzugekommen, und enthalten in 4 Kapiteln recht artige zum Theil neue Herleitungen analytischer Hauptformeln, die in dem Werke gebraucht werden: 1) einen Beweis des *Binomialsatzes* für alle Gattungen von Exponenten auf *Segners* Weg, doch ohne Hülfe der abkürzenden Bezeichnung und des schönen Satzes über die Relation der Binomialcoefficienten, wodurch spätere Schriftsteller den Beweis noch mehr vereinfacht haben. 2) Die bekannten Formeln über die *Differenzen überhaupt*, angewandt auf die Differenzen der Potenzen natürlicher Zahlen, der geometrischen Reihen und der Sinus und Cosinus; Formeln, von denen unser Vf. häufigen Gebrauch macht. 3) Die *Summation* der Potenzen natürlicher Zahlen, und 4) die bekannten Formeln für die *Sinus* und *Cosinus vielfacher Winkel* und für die *dreytheiligen Factoren* der Summen und Differenzen von Potenzen nach *Cotes* Lehrsatz, letztere ohne Beweis. In diesen Formeln für die dreytheiligen Factoren finden sich jedoch einige sonderbare Irrthümer, die wir nicht unter den Druckfehlern aufgeführt sehn, und auf die Rec. hier um so lieber aufmerksam macht, je leichter sie jemand, der die bequem gedruckten Formeln von hier entlehnen wollte, zu Irrthümern verleiten könnten. In jedem der dreytheiligen Factoren von $(a^{n+1}+b^{n+1})$ unter 2° ist nämlich der zweyte Theil, worin ein Cosinus als Factor vorkömmt, fälschlich *negativ* gesetzt, da er doch *positiv* ist. (Soll er negativ werden, so müssen im Ausdruck des Cosinus im Zähler *nicht* wie hier die geraden Zahlen von 0 bis 2n, *sondern* die ungeraden Zahlen von 1 bis 2n+1 gesetzt werden.) Deshalb muss man auch S. XXVII. unter 2°

statt $\sqrt{2} = 2^n.\ \sin.\frac{2}{2n+1}p.\ \sin.\frac{4}{2n+1}p \ldots$

setzen $1 = 2^n.\ \sin.\frac{1}{2n+1}p.\ \sin.\frac{3}{2n+1}p \ldots$

oder $1 = 2^n.\ \cos.\frac{2}{2n+1}p.\ \cos.\frac{4}{2n+1}p \ldots$

Ueberdem steht S. XXVIII. unter 2° statt $a^{2n+1}.\ b^{2n+1}$ fälschlich $a^{n+1}.\ b^{n+1}$. Fügen wir hierzu noch ein paar

paar Druckfehler, welche S. 23. stehn geblieben sind, (wo in Coroll. 2. die letzte Proportion wohl lim $X : V$ = lim $X' : V'$ heissen sollte, und wo in Coroll. 3. in den beiden letzten Proportionen CD mit BD verwechselt worden ist), so sind das alle vom Vf. nicht angezeigten Druck- und Schreibefehler, welche Rec. aufgestossen sind, so dass der schöne Druck in dieser lateinischen Ausgabe sich eben so sehr durch Correctheit, wie der in der französischen Ausgabe durch eine Menge von Druckfehlern auszeichnet.

Das *erste Kapitel* von den *Grenzen der Grössen und der Verhältnisse*, oder von der *Exhaustionsmethode*, welches in der französischen Preisschrift grösstentheils aus *Robert Simsons. Opera Posthuma* entlehnt war, erscheint hier zu einem vollständigen, streng erwiesenen Lehrgebäude über die Methode der Grenzen in ihrem ganzen Umfange erweitert, und sollte nach Hn. *L'H.* als Fundament des ganzen Systems höherer Rechnungen, den Lehrbegriffen der Mathematik in dieser Form einverleibt werden. Hr. *L'H.* betritt hier ganz den Weg, den die Alten in arithmetischen Materien nehmen, und dazu müssen ihm die aus *Simson* übertragnen *Definitionen*, womit das Ganze anfängt, den Weg bahnen. Diese unterscheiden sorgfältig von einander die Fälle, wo die Grenze *stets grösser*, oder *stets kleiner*, oder *abwechselnd grösser und kleiner* als die sich ihr nähernde veränderliche Grösse, oder das veränderliche Verhältniss ist, und vermeiden zugleich den Ausdruck *Näherung* (den letztern Fall hatte Hr. *L'H.* in der französischen Preisschrift übersehn, und für ihn baut er erst hier das nöthige auf). So lautet z. B. die erste Definition: „wenn eine veränderliche Grösse *stets kleiner* als eine gegebne gleichartige Grösse ist, sich aber so vermehren lässt, dass sie grösser als jede gegebne Grösse wird, die kleiner als die erste gegebne ist, so ist die erste Grösse *die Grenze der wachsenden veränderlichen Grösse;*" und die dritte Definition: „wenn ein veränderliches Verhältniss *stets kleiner* als ein gegebnes Verhältniss ist, sich aber so vermehren lässt, dass es grösser als jedes gegebne Verhältniss werde, das kleiner als das erste gegebne ist, so ist das erste Verhältniss *die Grenze des wachsenden veränderlichen Verhältnisses.*" Dadurch zerspaltet Hr. *L'H.* jeden Satz über die Grenzen in drey Fälle, für Grenzen des Wachsthums, der Abnahme und der schwankenden Veränderungen, und beweist für jeden dieser drey Fälle besonders, dass, wofern man seinen Satz nicht zugeben wollte, sich eine Grösse müsste angeben lassen, die im ersten Falle kleiner als die Grenze, dabey aber doch stets grösser als die veränderliche Grösse wäre, *gegen die Definition*, und so mit den nöthigen Veränderungen für die übrigen Fälle. — Dabey schliesst sich seine *Beweisart* durchgehends aufs genaueste an die Art an, wie die Alten in der Arithmetik verfuhren, und ist eine Art arithmetischer Construction, dem geometrischen Verfahren sehr ähnlich, dem auch häufig durch Versinnlichung mittelst der Linien nachgeholfen wird, und wobey, wie in der Geometrie, alle einzelnen Fälle einzeln durchgegangen werden. Diese Beweisart hat zwar eine eigenthümliche Eleganz, die anfangs überrascht und ergötzt, führt dabey aber (selbst abgesehn von der Verdreyfachung jedes Satzes und Beweises) auf eine Weitschweifigkeit, bey der man bald gänzlich ermüdet. Auch kann Rec. nicht glauben, dass dieses in arithmetischen Materien die rechte Methode ist. Hier, wo wir es überall mit Zahl und Zahlbegriffen zu thun haben, von dem Eigenthümlichen dieser Begriffe abzusehn, und besonders in diesen Materien, wo alles auf Verhältnisse, und folglich auf das, was das Wesen des Verhältnisses ausmacht, auf den *Exponenten* ankömmt, diesen Begriff, diese Hinsicht gänzlich aus dem Spiel zu lassen, und sich mit einer Art geometrischer Darstellung zu begnügen; das ist unmöglich der wahre Weg, ob ihn gleich die Alten betreten haben. Man versuche nur Hn. *L'H.* Weg zu verlassen. Statt seiner sechsfachen Definition von Grenzen halte man sich lediglich an das allgemeine Merkmal von *Grenze*, dass sich ihr die veränderliche Grösse oder das veränderliche Verhältniss *ins Unendliche*, d. h. ohne Ende, so nähert, dass ihr Unterschied kleiner als jede angebliche Grösse werden kann, und beurtheile dabey das *Grösserseyn der Verhältnisse* nicht wie die Alten und hier Hr. *L'H.*, indem man Hinterglied mit Hinterglied und Vorderglied mit Vorderglied vergleicht, sondern wie die Neuern, indem man sich lediglich an die *Exponenten* der Verhältnisse hält (und zu diesen kömmt Hr. *L'H.* selbst in den folgenden Theilen des Werks zurück, wo er die Vorstellung von Differentialen auf die von Grenz-Exponenten als die einzig sinnvolle zurückführt). Dadurch fliessen sogleich seine dreyfachen Beweise für die drey Fälle jedes Satzes in einen einzigen zusammen, indem es bey diesen Sätzen in der That nur auf Näherung ins Unendliche ankömmt, gleichviel ob sie wachsend, abnehmend oder schwankend geschieht, und überdem werden durch die Hinsicht auf den Exponenten seitenlange Beweise für einzelne Fälle nicht selten bis auf wenige Zeilen abgekürzt werden. Rec. möchte sich ohne Bedenken anheischig machen auf diese Art, besonders wenn man sich dabey schicklicher Zeichen für Näherungen bedient, das was Hr. *L'H.* in diesem Kapitel beweist, auf den sechsten Theil des Raums zusammen zu drängen, und zwar noch dazu lichtvoller für den Anfänger, der sich hier durch Vorstellung und Abwägung der *grössern* und *kleinern Verhältnisse*, die durch einander durchlaufen (und auf die man weiter nicht zu sehn hat, wenn man sich an den Exponenten hält), nur zu leicht verwirren lässt. — Auch müssen wir gestehn, dass wir es nicht ganz billigen können, wenn Hr. *L'H.* seinen Hass gegen das Unendliche so weit ausdehnt, dass er selbst den Ausdruck *Näherung ins Unendliche* verbannen zu wollen scheint. Er braucht ihn nie; allein was hilft es den Ausdruck zu umgehn, wenn man doch die Idee selbst nicht entbehren kann? Die Definition der Grenze selbst sagt diese Idee aus, welche den Begriff der Grenze überhaupt erst constituirt, und allein der Methode der Grenzen Halt und Festigkeit giebt. Diese Idee einer Näherung ins Unendliche

endliche hat an sich auch nichts Dunkles; besonders wenn man sich darüber wie oben erklärt. Eben so wenig schwierig ist es zu beurtheilen, wenn eine solche Näherung statt findet, und was in jedem Fall Grenze ist, wobey man sich wiederum nur an das ...ige Merkmal zu halten braucht. Und zu mehrerem bedürfen wir dieser Idee in der Mathematik nicht.

Wir verbinden hiermit sogleich einige analoge Bemerkungen zum *neunten Kapitel* unsers Vf. *de in...ito, quod vocant, mathematico*, dem Hauptkapitel ... Werks, nächst dem ersten, welches hier gleich... ganz neu ausgearbeitet ist. Hr. *L'H.* fängt, mit ...setzung aller Polemik, die in der vorigen ...gabe die Hauptsache dieses Kapitels ausmachte, ...mit an, mittelst einfacher geometrischer und arith...tischer Aufgaben den wahren Sinn der Zeichen [illegible] zu bestimmen, und darzuthun, dass sie einen ...möglichen Fall in der Aufgabe bezeichnen, und ...s, wenn die Analysten, *nimio universalitatis stu...o seducti*, diese *impossibilitatis signa* so übersetzen, ...s werde die Bedingung der Aufgabe in diesem Fall durch einen *unendlichen Werth* einer Grösse erfüllt, dieses nichts anders sagen wolle, als, sie könne dann ... nicht erfüllt werden. Sehr wahr! Nur muss ...bey nicht vergessen zu erinnern (was auch Hr. ... in den mehresten Fällen ausdrücklich thut), dass ... in diesen Fällen allemal auf *eine Grenze kömmt, ... der eine Annäherung ins Unendliche statt findet.* So deutet der Begriff von einem unendlichen Werth, einer unendlichen Grösse, stets auf etwas Unmögliches, zugleich aber auf eine Grenze und eine Näherung ins Unendliche hin. Hat man sich darüber nur ... gehörig verständigt (und das deducirt unser Vf. *hier sehr gut mit* vielen Beyspielen belegt) so sieht *Rec. nicht ab*, wie man weiter die Idee des Unendlichen anstössig finden und darauf dringen kann, sie ... eine *notionem indeterminatam et obscuram* aus der Mathematik zu vertreiben. Sie dient uns sogleich ... ohne Umschweife auf Grenzwerthe, Grenzverhältnisse und deren Exponenten zu führen, und dadurch den Calcul abzukürzen, der sonst viel weitläufiger und durch eine Menge langer Zwischenformeln ...behülflich werden würde, welches man schon an den Methoden sehn kann, derer sich unser Vf. (ein Meister in kurzer und eleganter Darstellung von Rechnungen und Beweisen) bedient, um ohne Hülfe dieser Idee auf Formeln zu kommen, die mittelst ihrer ... wenigen Zeilen sich entwickeln lassen. Wir glauben daher, das wahre Verdienst Hn. *L'H.* nicht darin setzen zu müssen, dass er die Idee des Unendlichen zu verbannen strebt, und uns dazu Mittel und Wege in die Hand giebt, sondern *darin, dass er uns über diese Idee verständigt*, zeigt, wie es dabey stets auf Grenzwerthe ankömmt, und wie man, um die Redensarten vom Unendlichen in ihren wahren Sinn zu übersetzen, alles auf Grenzwerthe zurückführen muss. Die sonderbar klingende Aussage, der Kreis sey eine gerade Linie mit unendlichem Halbmesser beschrieben, würden wir mit unserm Vf. §. 90. nicht so gradezu als Unsinn verwerfen, sondern vielmehr gezeigt haben, wie ihr wahrer Sinn nichts anders aussagt, als: der Kreis ist keine grade Linie, nähert sich aber der geraden Linie ohne Ende, wenn man den Halbmesser ohne Ende vergrössert.)

Auf die entwickelten Sätze von den Grenzen gründet Hr. *L'H.* im *zweyten Kapitel* die Vorstellung und die Lehre von den *Differentialverhältnissen* algebraischer Functionen und ihrer Variablen, und von deren *Integralverhältnissen*. Hier dringt er besonders darauf, dass man sich überall an den *Differentialexponenten* als Grenzexponent der Veränderungen zweyer veränderlicher Grössen, und an die Differentialexponenten der Differentialexponenten u. s. f. als *höhere Differentiale* halten müsse; und das sehr mit Recht, sobald es auf das Verständigen ankömmt. Wenn er aber lehrt, man müsse das Zeichen der Differentialexponenten, z. B. in der Formel $\frac{dy}{dx} = x$, stets als unzertrenntes Symbol behandeln, nie als Bruch, aus dem die Gleichung $dy = x\,dx$ folge; so geht er hierin offenbar zu weit, und leugnet eine Befugniss, die durch langen Gebrauch erprobt ist. Freylich hat dann das einzelne dx und dy nur als Theil eines Zeichens $\frac{dy}{dx}$ Sinn, und *für sich* einen bloss abgeleiteten Rechnungssinn, dem im Bezeichneten für sich nichts entspricht; allein an dergleichen Zeichen ist man in der Analysis zu gewöhnt, als dass man fürchten dürfte, durch sie in sinnlose Rechnungen verwickelt zu werden. Hr. *L'H.* bleibt im Calcul durch das ganze Werk seinem aufgestellten Satze getreu, und trennt die beiden Theile des Grenzzeichens nie. Allein dadurch verlieren die Differentialformeln ihre sonstige Gleichförmigkeit, bekommen ein verwickelteres Ansehn, und müssen dem Gedächtniss unter einer neuen ungewöhnlichen Gestalt eingeprägt werden, was wahrlich nicht rathsam ist. — S. 43. vermissen wir den Beweis der Befugniss, die Differentialexponenten höherer Ordnungen auf die bekannte Art $\left(\frac{d^m P}{dx^m}\right)$ zu bezeichnen, da doch alles darauf ankömmt, ob auch dieses Zeichen im Geiste der Bezeichnung ist.

Für den so äusserst fruchtbaren *Taylorschen Satz*, der die Art der Abhängigkeit der Veränderungen einer Function $\varphi : x$ von den Veränderungen ihrer Variable x aussagt, giebt Hr. *L'H.* im dritten Kapitel den Pfleidererschen Beweis, den er seinen beiden frühern Versuchen, diesen Satz ohne Hülfe der Idee des Unendlichen darzuthun, vorzieht. Der Geist dieses scharfsinnigen Beweises ist folgender. Für $\varphi : (x + \Delta x)$ wird eine Reihe angenommen, die nach den Potenzen von Δx fortgeht, wodurch denn auch die Reihen für $\varphi : (x + 2\Delta)$ u. s. f. bestimmt sind. Indem man von diesen Reihen schrittweise die ersten, zweyten und fernern Differenzen nimmt, bestimmen sich der erste, zweyte und die fernern Coefficienten der angenommnen Reihe, und zwar durch die constanten Differenzen der Quadrate, der dritten und der fernern Poten-

 zen

ten der natürlichen Zahlen. So elegant dieser Beweis auch ist, so fodert er doch gar zu viel Calcul und gar zu lange Formeln. Wir ziehn deshalb den gewöhnlichen Beweis ohne Bedenken vor, der, hat man sich nur erst über die Idee der Näherung ins Unendliche gehörig verständigt, bey seiner Kürze eben so deutlich und unbezweifelt, und in der That ganz im Geiste der Methode der Grenzen ist. — Aus dem Taylorschen Satze wird auf einem ähnlichen Wege der Werth von $\Delta^m \varphi : (x + n \Delta x)$ hergeleitet. (Statt des verwirrenden Zeichens $\Delta^m P^n$, welches Hr. *L'H.* für diesen Ausdruck braucht, würden wir uns lieber des Zeichens $\Delta^m \overset{n}{P}$ bedient haben.) Auch werden gerade auf demselben Wege im sechsten Kapitel die Reihen für die *Logarithmen* einer Zahl, und im siebenten die Reihen für den *Sinus* und *Cosinus* eines Winkels, auf eine neue und recht artige, doch langwierige Art hergeleitet, wobey Differenzen geometrischer Reihen und die Differenzen der Sinus und Cosinus vielfacher Winkel mit ins Spiel kommen. Aus diesen Reihen ergeben sich dann unmittelbar die Differentialexponenten logarithmischer und trigonometrischer Functionen.

Johann Bernoullis Integrationsreihe für $\int y dx$ und ihre Entwicklung für einzelne Fälle, die in der französischen Preisschrift als Anhang vorkommen, sind hier dem Werke in einem besondern Kapitel einverleibt. So auch, nach Anleitung einer Abhandlung unsers Vf. in den Schriften der Berliner Akademie die *Zerfällung der Summe und Differenz zweyer Exponentialgrössen in Factoren*, mittelst *Cotes* Satz; eine Materie, die in *Eulers* Einleitung nicht recht genügend, hier aber sehr deutlich dargestellt ist. Endlich findet man hier auch die Methode den Ausdruck $\frac{0}{0}$, als Werth einer Function, zu entwickeln, sammt ihrer Anwendung auf Materien, die in den letzten Kapiteln von *Eulers* Differentialrechnung behandelt werden. Ja Hr. *L'H.* hat in dieser Umarbeitung selbst in eignen Kapiteln die Differential- und Integralmethoden von Functionen zweyer von einander unabhängiger Variablen und die *Variationsrechnung* auf die Begriffe von Grenzwerthen und Differentialexponenten zurück zu führen versucht; Materien, welche in der französischen Preisschrift nicht berührt waren. — Was in dem Kapitel von den *grössten* und *kleinsten Werthen* S. 281. als Druckfehler in einer Formel in *Eulers* Differentialrechnung angeführt wird, ist keineswegs Fehler *dieser* Formel, sondern Fehler *aller* Formeln, welche mit einem subtractiven Theile anfangen, sowohl in *Eulers* Differentialrechnung als in seiner Einleitung (auch in *Michelsens* Uebersetzung beider). Bey allen diesen Formeln steht das subtractive Zeichen so, als wenn es nicht auf das erste Glied, sondern auf die ganze Formel ginge; ein Fehler, den Rec. in den Exemplaren, die er studirt hat, durch eine blosse Verlängerung und Biegung des Strichs abgeholfen hat.

Rec. ist in der Anzeige und Beurtheilung des Neuen und Eigenthümlichen in diesem für die höhere Mathematik so interessanten Werke, schon zu weitläuftig geworden, als dass er noch seine Bemerkungen über die Art mittheilen dürfte, wie Hr. *L'H.* die Idee des Unendlichen in den Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf die Geometrie zu vermeiden sucht. Die dahin einschlagenden Kapitel, über Tangenten, Quadratur und Rectification der Curven, Inhalt und Oberfläche runder Körper, Guldins Regel, Linien doppelter Krümmung, Wendepunkte, Halbmesser der Krümmung und Evoluten sind insgesammt umgearbeitet und sehr beträchtlich erweitert worden. Doch wird dabey so vieles nur hingeworfen und angedeutet, dass ein Lehrling diese Kapitel schwerlich ganz verstehn möchte. Sie erregten in Rec. den Wunsch, dass doch ein Mann, wie Hr. *L'H.*, *Eulers* Differentialrechnung ergänzen, und uns mit dem fehlenden dritten Abschnitt dieses Werks, der den geometrischen Materien bestimmt war, in *Eulers* Geist, mit Eulers Klarheit, Ausführlichkeit und Fülle von Beyspielen entworfen, beschenken möchte.

KINDERSCHRIFTEN.

Münster, b. Aschendorf: *Versuch der Geschichte der Apostel Jesu*, ein Lese- und Sittenbuch für Kinder, welche die Geschichte Jesu von Nazareth gelesen haben. Von *Herrmann Marx*. 1794. $15\frac{1}{2}$ Bog. 8.

Die vorzüglichsten Ereignisse der Apostelgeschichte werden hier aus einen oder zwey Kapiteln zu einer Lection, die sich gewöhnlich mit einem Gebete in Versen oder in Prosa schliesst, ausgehoben, und mit praktischen Belehrungen und guten Ermahnungen begleitet. Selten stösst man auf Spuren einer veralteten Vorstellungsart, als S. 202., wo es nach erzähltem Schiffbruche Pauli heisst: „so beschützt und erhält der liebe Gott zu allen Zeiten noch viele Hunderte, ja Tausende von Menschen, *wegen eines einzigen Gerechten.*" Oder S. 124. „das ist eben das *wahre*, das *ächte Kennzeichen der Liebe Gottes*, unsers besten Vaters, gegen uns, dass er uns, seinen Kindern, *Leiden* zuschickt." Obgleich der Vf. nie ausdrücklich von dem katholischen Lehrsystem abweicht, so finden sich doch nur selten einige, der römischen Kirche eigenthümliche Aeusserungen, als S. 17. bey der Erwähnung des gebrochenen Brodes, d. i. des heil. Abendmahls; oder S. 56. von dem Sacrament der Firmung; S. 95. von der 25jährigen Bischofsregierung des Petri zu Rom; und S. 116. von der Ehrerbietung gegen die Entscheidung der Kirche. — Dem Auszuge aus der Apostelgeschichte wird noch einige Nachricht vom Tode Petri und Pauli und andern Aposteln hinzugefügt, und dabey S. 216. noch die Fabel erzählt: *dass Johannes zu Rom in siedendes Oel geworfen, gesunder aber als zuvor herausgekommen wäre.* Den *Schluss* macht eine gutgemeynte und umständliche Auffoderung zu sitlich guten Werken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Januar 1798.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der Mathematik von Gerh. Ulrich Anton Vieth.* Th. 1. *Arithmetik und Geometrie.* 1796. 341 S. 9 Kupfertaf. 8. Th. 2. *Statik, Optik und Astronomie.* 1796. 354 S. 7 Kupfertaf. 8.

Dieses Lehrbuch, welches der Vf. für Jünglinge von reiferem Alter, die den Vortrag über seinen später erschienenen ersten Unterricht in der Mathematik für Bürgerschulen gehört haben, als *zweyten Cursus* bestimmt, ist, so viel wir sehn, ein zweckmäsiger Auszug aus den *Kästnerschen* Lehrbüchern der reinen und angewandten Mathematik, welches der Vf. zwar nicht ausdrücklich sagt, uns aber durch die häufigen Verweisungen auf diese Lehrbücher anzudeuten scheint. Es enthält in diesen beiden Theilen die gewöhnlichen Anfangsgründe der reinen, und des Theils der angewandten Mathematik, den unser Vf. mit mehreren die physische Mathematik nennt. Alle Anwendungen der Grösenlehre auf das gemeine Leben, sind unter dem Namen der bürgerlichen Mathematik für einen dritten Band bestimmt, der die praktische Rechenkunst und Geometrie, die Maschinenlehre, die Chronologie und Gnomonik, und die Bau- und Seewissenschaften enthalten soll, wozu der Vf. aber nur entfernte Hoffnung macht. Das Kästnersche Werk scheint durch den Vortrag im Ganzen und im Einzelnen durch. Man findet hier dieselbe Ordnung und Auswahl der Materien, und dieselben Vorstellungs- und Beweisarten wieder, nur sind die häufigen Auswüchse beschnitten, manche Materien in bessere Ordnung gebracht, mehrere ins Kurze zusammengezogen, und alle praktischen ganz übergangen, z. B. alle Anwendungen auf die praktische Rechenkunst, Geometrie und Maschinenlehre, die für den dritten Band aufgespart werden; eine Absonderung, welche Rec. am allerwenigsten bey einem Lehrbuche billigen kann, da sich diese Anwendungen den allgemeinen Lehren als bestimmte Beyspiele so trefflich unterlegen lassen, und der Lehrling gewöhnlich durch sie aufs neue gefesselt und aufmerksam gemacht wird. Die Eigenheiten der Kästnerschen Lehrbücher finden sich grösstentheils auch hier wieder: die nicht recht genügende Einleitung in die Mathematik, die nicht ganz richtige Erklärung der vier Species, der Vortrag über entgegengesetzte Grösen, die Darstellungsart der Geometrie, und fast aller Theile der angewandten Mathematik; das gänzliche Vorbeygehn der Dynamik und selbst die langwierige Art wie man auf Euklids Weg zu den Sätzen über das Messen prismatischer Körper geführt wird, welche die Anfänger zu sehr ermüdet. Bey der Ausmessung der Kugel nehmen denn doch K. und unser Vf. zum Verhältniss der Durchschnitte ihre Zuflucht, und wenn diese Beweisart bey *Wolf* und *Segner* weniger bündig als jene erscheint, so liegt das nur an der Art, wie diese sie vortrugen. Sie empfiehlt sich unsers Bedünkens noch für ein Lehrbuch nicht blos durch grössere Kürze, sondern auch durch die Aussicht die sie in die Methoden der höhern Mathematik gewährt. Wo Hr. *V.* vom Kästnerischen Vortrage abweicht, da müssen wir ihm mehrentheils unsern Beyfall geben, nur nicht in der Absonderung alles Praktischen, und in dem Grundsatze den er statt des Euklidischen eilften einschiebt, und der Erörterungen über das was Entfernung zweyer Linien heisst, voraussetzte. Wer den Kästnerschen Gang beybehalten will, ohne doch die Kästnerschen Lehrbücher selbst zum Grunde zu legen, die in der That als Compendien manche Unbequemlichkeit haben, wird sich mit Nutzen dieses Werks bedienen können, besonders wenn noch der dritte Band hinzukömmt, worin uns Hr. *V.* mehr Eignes liefern wird. Noch bemerken wir, dass *Leonhard Fibonacci (Tilius Bonacci)* aus Pisa, einer der ersten Abendländer, der über die arabische Rechenkunst schrieb, nicht, wie S. 17 fälschlich nach Montucla angegeben ist, gegen Ende des funfzehnten, sondern zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts lebte.

1) Leipzig, b. Barth: *Erster Unterricht in der Mathematik für Bürgerschulen,* welcher das Gemeinnützlichste und Fasslichste aus der Rechenkunst, Meskunst, Mechanik und Baukunst enthält. Von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth* öffentl. Lehrer der Math. zu Dessau. 1796. 186 S. 9 Kupfertaf. 8.

2) Ebendaselbst: *Anfangsgründe der Naturlehre für Bürgerschulen,* von *G. U. A. Vieth.* 1797. 427 S. 4 Kupfertaf. 8.

Das kleine *mathematische Lehrbuch* soll in der Kürze das Nothwendigste enthalten, was ein künftiger Bürger, Handwerker und andere die keine gelehrte Erziehung geniessen, von der Grösenlehre auf Schulen lernen müssten. Anlage und Ausführung desselben findet Rec. so zweckmäsig, dass er es vor allen andern als Leitfaden beym mathematischen Unterricht in Bürgerschulen empfehlen möchte. Es enthält nur Sätze und Methoden, und zwar nur solche, welche sich unmittelbar anwenden lassen, diese aber ziemlich vollständig. Die Einsicht in die Gründe derselben, macht das eigentliche *Gelehrte* dabey aus, und wird von

von unserm Vf. nicht mit Unrecht dem Unterrichte in Gelehrtenschulen vorbehalten. Bey jener Classe kömmt es hauptsächlich darauf an, dass sie die Sätze lernt und die Methoden sich aneignet, und es muss billig dem Lehrer vorbehalten bleiben, wie weit er sich in Beweise einlassen, und auf welche Art er das was er lehrt begreiflich machen will. Nimmt er *Bussens* gemeinverständliches Rechenbuch, dessen kleine Geometrie für Kinder und *Büschs* Mathematik zum Nutzen des gemeinen Lebens zu Hülfe (Bücher, welche der Vf. vorzüglich benutzt hat): so kann es ihm, ist er auch in der Mathematik nicht sehr bewandert, doch nicht schwer werden, seine Zuhörer nach diesem Leitfaden mit dem Gemeinnützigsten aus der Grösenlehre bekannt zu machen. — Die Arithmetik ist ein kurzer Auszug aus *Bussens* angeführten Werke; die sogenannte Messkunst enthält das nothdürftigste aus der praktischen Geometrie, und in der Mechanik findet man ausser einigen Begriffen aus der Statik eine kurze Maschinenlehre, welche uns vorzüglich gefiel. Die verschiednen Arten von Maschinen werden zwar kurz doch hinreichend deutlich beschrieben, mit unter auch beurtheilt, und sind in den Kupfern abgebildet, selbst die Mansfelder Feuermaschine.

Ausführlicher ist der *Unterricht in der Physik*, der sich in so fern an das mathematische Lehrbuch anschliesst, als er nur solche Kenntnisse, welche darin gelehrt worden sind, voraussetzt; also keine Buchstabenrechnung u. d. m. Und doch enthält er in einem sehr mäsigen Raum nicht bloss eigentliche Physik, sondern auch das Nothdürftigste aus der physischen Mathematik (also das was im vorigen Lehrbuche von der angewandten Mathematik mangelt) aus der Chemie, Mineralogie und physischen Erdbeschreibung ungefähr in der Ordnung der Grenschen und Lichtenberg - Exlebenschen Lehrbücher, welche unser Vf. besonders vor Augen gehabt zu haben scheint. Die meisten Lehren und Entdeckungen sind dabey gehörig genutzt, die Erscheinungen recht gut zusammen gestellt, ohne dass sich der Vf. auf Hypothesen über ihre Erklärung, „deren eine die andre verdrängt" tief einläst, und der Vortrag ist so präcis und gut, dass man die ausführlichern Materien mit Vergnügen liesst. Vorzüglich gefiel uns die Art, wie der Vf. die Astronomie behandelt, und die Resultate derselben begreiflich macht. Dass von den schwierigen mathematischen Untersuchungen über Pendel, Centralkräfte, Wurfbewegung in widerstehenden Mittel u. d. m. wenigstens einige Resultate und Notizen mitgetheilt werden, müssen wir loben. Dass aber der Vf. fast alle Kunstwörter, selbst veraltete, so viel er nur vorfand, mit aufführt, und manches nur hinwirft, was ohne weitläuftige Erklärung unverständlich ist, würde uns in Verwunderung setzen, wenn wir nicht glaubten seine Absicht sey dem Bürger mehr als ein blosses Lehrbuch, wo möglich ein Werk in die Hand zu liefern, woraus er auch in der Folge noch seine Kenntnisse erweitern, und wenn er bey Lesung chemischer Schriften auf unbekannte Kunstwörter stösst, sich Raths erholen könne. In der Einleitung von der Naturlehre überhaupt und in den ersten Kapiteln über die allgemeinen Eigenschaften der Korper und die Cohäsion vermissten wir die Zweckmäsigkeit und die Popularität des übrigen, und wünschten sie bey einer neuen Auflage umgearbeitet zu sehn. Der Vortrag ist hier zu gelehrt und nicht immer richtig, wenn gleich veralteten Lehren gemäss. Sollte alles was wir durch unsre Sinne gewahr werden ein Körper seyn, und die Porosität allen Körpern zukommen? Und möchte wohl ein Ungelehrter die Sätze unsers Vf. über specifisches Gewicht, über Verhältniss der durchlaufenen Räume und Zeiten etc. verstehn, die ganz in der Schulsprache vorgetragen werden, in der sie selbst denen, die in der Lehre von Proportionen und Verhältnissen recht gut Bescheid wissen, schwierig scheinen? — Als Probe des Vortrags diene der Anfang der Vorrede. „Das grosse Gebiet der Naturlehre ist von denen der Naturgeschichte, Chemie und Mathematik, wie ein Land von andern angrenzenden Ländern umgeben, mit denen es noch zu keiner genaueren Grenzberichtigung gekommen ist. In dem Innern jenes Gebiets selbst sind, besonders nach dem Gebiet der Chemie zu, Gegenden in einer Art von Revolution begriffen, deren Parteyen sich noch nicht vereinigt haben. Und endlich ein grosser Theil ist noch eine *terra incognita*. Nur ist freylich unter Kriegen, Revolutionen und Entdeckungsreisen nicht wohl eine gute Geographie zu schreiben. Man wartet lieber, bis alles berichtigt ist. In der Physik aber dürfen wir schwerlich hoffen, jemals ganz aufs Reine zu kommen, und das Gebiet der Wissenschaft ganz bekannt, ruhig und arrondirt zu sehn. Physikalische Lehrbücher werden wohl lange noch fragmentarische Berichte von dem gegenwärtigen Zustande der Sachen seyn müssen. — *In einem* Lehrbuche für Bürgerschulen kann man keine neuen Aufschlüsse, keine Erweiterungen der Wissenschaft, desto mehr aber zweckmäsige Auswahl, Richtigkeit, Ordnung und Deutlichkeit erwarten." (Und diese hat Rec. hier allerdings gefunden).

Der Vf. widmet das erste dieser Lehrbücher seinem ehemaligen Lehrer in der Mathematik, dem Prediger *Victors* in Ostfriesland, das zweyte dem *Fürsten von Dessau*, welchem die Schulanstalt an der Hr. *V.* als öffentlicher Lehrer der Mathematik und Physik steht, ihren jetzigen Flor verdankt. Diese Anstalt hat allgemein den Ruf einer der ersten und vorzüglichsten Deutschlands, und wer könnte daran zweifeln dass dieser Ruhm wohlgegründet ist, wenn ihr als Lehrer Männer wie die Hn. *Neuendorf*, *Funk* und *Vieth* vorstehn, deren Schriften und Lehrbücher den Vortheil der Popularität mit dem Verdienst zweckmässiger Gründlichkeit in so hohem Grade verbinden.

FRANKFURT a. M., in der Andreäschen Buchhandl.: *Anweisung in den Anfangsgründen der Rechenkunst*, von *Joh. Heinr. Stricker*. 1797. XVI u. 216 S. 8. (12 gr.)

Dieses Rechenbuch trägt die Regeln der gemeinen Rechnungen deutlich mit vielen Exempeln vor. Uebrigens

gens hat es nichts auszeichnendes. Die Zusammensetzung der Verhältnisse, Kettenregel, Anwendungen auf Handelsgeschäfte u. m. fehlen darin. Soweit es reicht, ist es Anfängern, die zu einem theoretischen Unterrichte viele Beyspiele verlangen, zu empfehlen. Einige Stellen werden einer Berichtigung bedürfen. Von der Division heisst es: sie vermindert, und lehret, wenn man eine Zahl *in eine* andere, oder eine Zahl *durch eine* andere theilen soll, das heisst, eine Zahl finden, welche anzeigt, wie vielmal eine gegebene Zahl in einer andern gegebenen Zahl enthalten ist. Allein theilen ist eigentlich die Grösse der gleichen Theile finden, deren Anzahl der Divisor anzeigt. Wenigstens muss bemerkt werden, dass man diese durch das wiederholte Abziehen des Divisors findet. Dass die Division vermindert, sollte nicht so bestimmt und gleich anfangs gesagt werden, da die Division durch einen eigentlichen Bruch ja vergrössert. Der Vf. macht einen Unterschied des Dividirens in und durch eine Zahl. Der Ausdruck, eine Zahl A *in eine* B dividiren, wo A der Divisor seyn soll, muss gar nicht gebraucht werden, wenn man auch dadurch anzeigen wollte, dass B in A gleiche Theile getheilt werden soll. — Die gewöhnliche Stellung der Glieder bey der Regel de Tri behält der Vf. wie er sagt, aus Liebe für unsere alten Rechenmeister. Allein dem Schlendrian muss man nie etwas zu Gefallen thun. Es lässt sich inzwischen damit rechtfertigen, dass es bequem ist, den Ansatz zu machen, wie er pflegt vorgesagt oder gedacht zu werden. — Solche Aufgaben, wie den Fallraum eines Körpers aus der Zeit zu bestimmen, glaubt er, können durch die Regel de Tri nicht aufgelöset werden. Man sieht hieraus, wie weit die Rechnungskenntnisse des Vf. gehen. — Die *Art, welche er* (S. 135) angiebt, Brüche auf kleinere *Zähler und* Nenner zu bringen durchs Abschneiden einer gleichen Anzahl Ziffern, ist nicht genau. Ein Rechenmeister sollte die Methode kennen, einen jeden Bruch durch eine gegebene Anzahl Ziffern im Zähler und Nenner mit der möglichsten Genauigkeit darzustellen.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: *Von den Nebengefäſsen der Pflanzen und ihrem Nutzen.* Von **Franz von Paula Schrank.** Mit drey Kupfertafeln. 1794. 94 S. 8.

In der ersten Abhandlung dieser Schrift zählt der Vf. vorzüglich die Hauptarten der Nebengefäse auf. Er versteht unter ihnen die drüsigen und haarigen Ueberzüge der Gewächse, deren Ursprung er sowohl mit Malpighi von den querliegenden Schläuchen, als auch von den in die Länge laufenden Reihen der Saftgefäse ableitet. Da es ihm darum zu thun war, mehr das Physkologische zu erörtern, so glaubte er seine Arbeit, selbst nach Guettard's ungeheuerer Bemühung, nicht für überflüsig ansehen zu dürfen. Zum Theil nach dem eben genannten Naturforscher, zum Theil nach eignen Beobachtungen, führt er folgende Hauptarten von Nebengefäsen auf. I. *Haare.* A. *Einfache* 1. *Pfriemenborsten. Pili subulati* (an den Blättern von *Sonchus oleraceus*, an Saamen und Hüllen von *Daucus Carota* u. d.). 2. *Ahlborsten. Pili aciculares* (Brennesseln). 3. *Bollenborsten. Pili bulbosi* (Blätter und Stengel der Kornblume). 4. *Sichelhaare. Pili falcati* (Scabiosa arvensis). 5. *Sichelborsten. Pili uncinati* (Blattränder der Gräser). 6. *Walzenhaare. Pili cylindrici* (Griffel von Silene noctiflora). 7. *Fadenhaare. Pili filiformes* (Stamm und andre Theile der Rose.) 8. *Kräuselhaare. Pili crispi* (an *Tarchonanthus camphoratus*). 9. *Knotenhaare. Pili nodosi* (Kelche von *Achyranthes Lappacea*). 10. *Hackenborsten. Pili redunci* (Saamen und Blätter von *Galium rotundifolium*). 11. *Gliederhaare. Pili articulati* (Kronen der *Calendulae hybridae*, Kelche der weiblichen Blüthe des *Xanthii spinosi*). 12. *Gliederborsten. Pili geniculati* (Blätter und Stengel der Kürbse). 13. *Zwischenwandhaare. Pili valvulati* (Haare an den Blumen der *Vinca rosea*, *Calendula offecipalis*, *Tagetes* u. s. w.) 14. *Knöchelhaare. Pili torulosi* (Blätter des *Lamii albi*). 15. *Perlenschnurhaare. Pili moniliformes* (Sonchus oleraceus). 16. *Gelenkhaare. Pili phalangiformes* (Staubträger der *Tradescantia virginica*). 17. *Seitenzahnhaare. Pili secundati* (Blätter der *Sigesbekia orientalis*). 18. *Höckerchen. Tubercula* (Saamen des *Hibiscus Trionum*). B. *Zusammengesetzte.* 19. *Haarwarzen. Verrucati (pili?)* (*Filz auf Viburnum Lantana*, *Cistus Helianthemum*). 20. *Sternborsten. Pili stellati* (*Alyssum*, *sida mauritiana*). 21. *Gesiederte Haare. Pili pennati* (*Hieracium Pilosella*). 22. *Asthaare. Pili ramosi* (Blattstiele der Grosselbeeren). 23. *Gabelhaare. Pili furcati* (*Leontaedon*, *Lycium*). 24. *Hackenasthaare. Pili frondosi.* (*Verbascum Thapsus*). 25. *Zwischenknopfhaare. Pili gaglionei* (*Verbascum Lychnitis*, *Blattaria*). 26. *Schützenborsten. Pili fusiformes* (an den Blattrippen, an den Ecken der Blattstiele und Zweige des Hopfens). 27. *Gezähnte Borsten. Pili dendati* (Saamen von *Tordylium Anthriscus*). 28. *Angelborsten. Pili hamati* (Saamen von *Myosotis Lappula*). 29. *Gezähnte Angelborsten. Pili hamoso-dentati* (Saamen von *Caucalis leptophylla*).

II. *Drüsen. Glandulae.* A. *Stiellose.* 30. *Schlauchdrüsen Glandulae utriculae* (*Amaryllis formosissima*, an den Blatträndern, *Mesembryanthemum crystallinum*, fast überall). 31. *Hautdrüsen. Glandulae miliares* (an den Blättern der Tannen und der schönen *Amaryllis*). 32. *Fleischdrüsen. Glandulae subcutaneae* (an Blättern von *Diptam*, *Quendel* u. s. w.) 33. *Linsendrüsen. Glandulae lenticulares* (an *Psoralea pinnata* und *glandulosa*). 34. *Schuppendrüsen. Glandulae squamiformes* (Saamen von *Ammi copticum*). 35. *Thränendrüsen. Glandulae lacrymaeformes.* 36. *Felsendrüsen. Glandulae stalaegmiticae* (Narben des *Ricinus*). 37. *Napfdrüsen. Glandulae patellaeformes* (an Blättern von Weiden und Pflaumen: auch die schwarzen Drüsen am *Hypericum*). B. *Gestielte.* 38. *Kugeldrüsen. Glandulae globosae.* (*Chenopodium viride*). 39. *Becherfadendrüsen. Glandulae hypostylae* (an den Kelchen von *Scabiosa stellata* und *atropurpurea*). 40. *Kolbendrüsen. Glandulae clavatae* (bey *Passeflora foetida*).

 So

So wenig auch die hier angezeigte lange Abtheilung in Ansehung streng anzugebender Grenzen der Verschiedenheit, befriedigend seyn möchte, und so viel sich auch in Ansehung des Ueberganges einer Art in die andre vermuthen läſst, so kann sie doch zu vielen Vergleichungen Anlaſs geben, und in der Folge manche festere Punkte finden lassen. Der Vf. sieht die Ausdehnung der Pflanzentheile während des Wachsens als einen Hauptgrund an, warum jüngere Pflanzen oder Theile derselben pubescirender sind, als ältere, da die einzelnen Theile des Ueberzuges noch weniger aus einander gerückt würden. In rauhen Climaten, trocknen heissen Böden sey es dasselbe. Eben daher die Pubescenz der Blüthen überhaupt, der Gallgewächse u. d. In der zweyten Abhandlung geht er die Vertheilung der Nebengefäſse über dem ganzen Pflanzenkörper durch. Er bemerkt hierbey und erläutert durch eine Menge von Beyspielen, — daſs an einerley Pflanze mehrere Arten von Nebengefäſsen gewöhnlich vorkommen, — daſs einige Nebengefäſse gewissen Theilen der Pflanzen vorzüglich eigen sind, andere hingegen ohne Ausnahme fehlen, — daſs die Wurzeln ebenfalls behaart sind, — daſs einige Nebengefäſse offenbar einen Saft absondern, — daſs es, einige kryptogamische Gewächse ausgenommen, kein Landgewächs ohne Nebengefäſse gebe, — und, daſs Pflanzen die bestimmt sind, an dürren Standörtern oder in heissen Erdstrichen zu wachsen, fast durchaus sehr haarig, oder häufig mit Haut- und Schlauchdrüsen besetzt sind. In der dritten Abhandlung sucht der Vf. die Frage über den Nutzen der Nebengefäſse zu beantworten. Er giebt mehrere Dienste zu, die die Nebengefäſse den Pflanzen leisten können, als die Bekleidung, die weitere Verbreitung, die Abhaltung von Insecten, die Begünstigung der Befruchtung u. d. Ausserdem aber, glaubt er, beziehe sich der Hauptnutzen auf das Ausführen oder Einsaugen von Säften. Durch mathematische und durch leicht begreifliche Beweise sucht er darzuthun, daſs die spitzigen Haare wenig zum Ausdünsten geschickt, vielmehr zum Einsaugen bestimmt seyen, hingegen die walzenförmigen dem Ein- und Austritt der Feuchtigkeiten weniger Hinderung in den Weg legten. Er bemerkt indeſs selbst, daſs die verhältniſsmäſsige Stärke des innern Triebes selbst in jenem Falle über den Erfolg entscheiden müsse, und vielleicht sind ja alle kegelförmige Haare schon ausser Stand zu wirken, und geschlossen, da die walzenförmigen eigentlich, sey es in Abgabe oder Annahme, nur noch thätig seyn können. Die von *Hedwig* besonders schön dargestellten, und für Ausführungsorgane gehaltnen narbenartigen Bläschen der Oberhaut hält er auch für Einsaugungsmittel. Wenn man auch nicht überall der Meynung des Vf. folgen kann, so ist doch diese kleine Schrift, wie jede, die er uns über Naturgeschichte geschenkt hat, voll von Ideen des selbstdenkenden, und erfahrnen Mannes.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt* u. *Leipzig*: *Georgi Friderici Kuinneth*, A. A. L. L. et Medic. Cultoris in Academia Altorfina, *Specimen Bibliothecae selectae Artis pharmaceuticae*, oder *Versuch einer Bibliothek der Apothekerkunst*. 1796. 48 S. 8. Ungeachtet des bescheidenen Titels, welche diese Bogen führen, können wir doch nicht umhin zu erklären, daſs es dem Vf. noch sehr an literarischer Kenntniſs mangele, oder daſs es ihm wenigstens an Fähigkeiten fehle, eine glückliche Auswahl zu treffen. Denn manche von den angeführten Schriften genieſsen unverdient die Ehre, in einer auserlesenen Bibliothek zu paradiren, dagegen eine groſse Menge anderer Schriften übergangen worden, welche eben so gut und mit noch mehrerm Rechte verdient hätten, aufgestellt zu werden. — Die sämmtlichen hier verzeichneten Schriften sind unter fünf Abschnitte gebracht. Der *erste* enthält allgemeine, in die Apothekerkunst einschlagende Schriften. Der *zweyte* §. sollte die Aufschrift: Almanache und Taschenbücher haben — denn das *Bucholzische* Taschenbuch für Aerzte, enthält keinen Kalender. *J. J. Wallbaums* Verzeichniſs einer vollständigen Apotheke, mit einem Apothekerkalender. Leipzig 1767 u. 69 ist hier nicht erwähnt. Eben so wenig ist §. 5. *N. Lemery Pharmacopie universelle*, von welchem in wenig Jahren neun Auflagen veranstaltet wurden — ingleichen *Jungken Lexic. chymico - pharmac. Norimb.* 1699. 1709. 16—32—38. in 8. *Sommerhofii Lexicon pharmac. Norimb.* 1701 in Fol. angeführt worden. Von *Fiedlers* allgem. pharmac. chem. mineralogischen Wörterbuche kam schon 1790 ein zweyter Theil heraus. — *Zweyter Abschnitt:* Anleitungen zur Apothekerkunst. Unter den ältern Schriften vermiſst man: *Joanm. Fonteyn Institut. pharmaceut. Amstelod.* 1633. *J. J. Rosenstengels* gründliche Anweisung zur Apothekerkunst. Frankfurt, 1718. Unter den neuern vermiſst man leider! auch nachstehende, wahrhaft gemeinnützige Schriften als: *J. F. A. Göttling's* Einleitung in die pharmaceutische Chemie für Lernende. Altenburg 1778. *J. F. Gmelin's* Einleitung in die Pharmacie. Nürnberg 1781. *J. A. Weber's* kurze Anweisung für einen Anfänger in der Apothekerkunst. Tübingen 1785. *J. B. Tromsdorff's* kurzes Handbuch der Apothekerkunst zum Gebrauche für Lernende. Stettin 1790. *Westrumb's* Handbuch für die ersten Anfänger der Apothekerkunst. Hannover 1795 u. a. m. *Dritter Abschnitt:* Von den Verzeichnissen der Arzneyen und von den Apothekertaxen. Unter den allgemeinen Apothekerbüchern hätte gewiſs *C. G. Hagen's* Lehrbuch der Apothekerkunst, Königsberg 1778 u. 1786 (jetzt die dritte Auflage) eine Stelle verdient. Unter den Apothekerbüchern besonderer Länder und Städte fehlen: das *Dispens. Borusso - Brandenburgicum. Erford.* 1758. *C. F. Schröders* russisches Apothekerbuch, nebst der kl. Feld - und Schiffsapotheke. Kopenhagen 1776. Das *Dispensator. pharmac. Brunswic.* 1777. *J. H. Pfingsten* deutsches Dispensatorium u. a. m. *Schlegels* und *Wieglebs* deutsches Apothekerbuch ist von denen Hn. Herausgebern seit 1793 schon mehrmalen erschienen — (wir haben jetzt schon die dritte Auflage) so wie von *Wilhelmi Pharmacopoea Herbipolitana* im vorigen Jahre wieder, eine neue Auflage erschienen. *Vierter Abschnitt:* Schriften von Apothekergewichten — von den Dosen der Arzneyen, und vom Verschreiben derselben. Bey erstern hätte: *M. C. Hanow's* Auffatz in den Abhandlungen der danziger Gesellschaft: von der Ungleichheit des medicinischen oder Apothekergewichts, vorzüglich verdient mit angeführt zu werden. *Fünfter Abschnitt:* Schriften, welche einzelne Materien und Gegenstände der Apothekerkunst enthalten. Auch in diesem Abschnitte hat manches schätzbare Werk einen unbedeutenden Nachbar erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Januar 1798.

GESCHICHTE.

Budissin, b. Mense, und Zittau, in Commission b. Schöps: *Briefe über Herrnhut und die evangelische Brüdergemeine;* nebst einem Anhange. Von *Christian Gottlieb Frohberger*, Pfarrer zu Rennersdorf. (1797.) 430 S. und der Anhang von 136 S. 8.

Noch immer, sagt der Vf., wurde bey der Menge von Schriften, die über Herrnhut und die Brüdergemeine erschienen sind, eine vermisst, worinn die Leser zuförderst mit dem Ursprunge, der fernern Geschichte, und der gegenwärtigen örtlichen Beschaffenheit Herrnhuts; dann aber auch mit der daselbst erneuerten Brüder-Unität, mit dem Geiste und Charakter ihres unvergesslichen Erneuerers, und mit allen den zu ihrer Verfassung gehörigen Einrichtungen, Anstalten und Eigenheiten bekannt gemacht würden, und solchergestalt das Wesentliche und Auszeichnende dieser Gemeine in einem Buche beysammen fänden. Diese Lücke hat der Vf. der in der Nähe von Herrnhut lebt, zwar kein Mitglied der Gemeine ist, aber fünf und zwanzig Jahre hindurch Kenntnisse, Prüfungen und Erfahrungen über dieselbe gesammelt hat, mit aller Wahrheitsliebe hier auszufüllen gesucht.

Die Einleitung enthält auf 132 S. *Einzelne Züge und Nachrichten aus dem Charakter und Leben des Grafen von Zinzendorf.* Es ist zwar hauptsächlich ein Auszug aus *Spangenberg*, *Cranz*, und Schriften des Grafen selbst, aus welchen letzten auch S. 99—113. viele Bekenntnisse und Grundsätze desselben mitgetheilt werden; doch hat der Vf. noch besonders S. 114 fg. seine Charakterzüge zu entwerfen gesucht. Er bemerkt, dass Z. wirklich ein Genie gewesen sey; viel Witz, ein ungewöhnlich starkes Gedächtniss, und eine feurige Einbildungskraft besessen habe; welche letzte daher oft die kaltblütige Ueberlegung verdrängt, und Uebereilungen erzeugt habe; seine Beurtheilungskraft sey, nach *Lynars* Anmerkung, nicht so schlecht gewesen, als man insgemein glaube; der grösste Mann könne sich in seinen Urtheilen trügen; aber man werde doch finden, dass er mehrentheils richtig geurtheilt habe, welches auch sein guter Verstand, seine vielen Sach- und Menschenkenntnisse, ingleichen seine mancherley Erfahrungen, erwarten liessen; den Ehrgeiz zur Triebfeder seiner Handlungen zu machen, das könnten nur seine unbesonnensten Feinde thun; dagegen sey Liebe zur Religion, und besonders eine zärtliche Zuneigung zu Christo, Hauptzug in seinem Charakter, und die eigentliche Triebfeder aller seiner Reden und Handlungen gewesen u. s. w. Dass hier manche treffende Züge angegeben worden sind, kann wohl nicht geleugnet werden; aber obgleich der Vf. kein vollständiges Bild hat entwerfen wollen; so ist doch selbst in dem was er mittheilt, noch viel Unbestimmtes; wie denn überhaupt mit einzelen, gleichsam abgerissenen Zügen eines sehr merkwürdigen Mannes sich nicht viel machen lässt.

Im *ersten Abschnitte* (S. 133—222.) findet man *die Geschichte von Herrnhut*, von dem ersten Anbaue des Orts an, zu welchem, nach einer umständlichen hier eingerückten Erzählung, der Informator *Marche*, nachher Buchhändler zu Görlitz, der im J. 1768 zu Herrnhut starb, der eigentliche wahre Angeber gewesen ist. Sonst haben wir in dieser Geschichte nichts Erhebliches gefunden, das nicht in *Cranzens* Brüderhistorie zu lesen wäre.

Aber *die Topographie von Herrnhut*, im *zweyten Abschnitte*, (S. 223—304.) ist ganz des Vf. Arbeit, und wird als die erste Beschreibung dieser Art, Lesern, die sich mit einem so berühmten Orte wenigstens auf diesem Wege bekannt machen wollen, willkommen seyn. Lage, Strassen, vorzügliche Gebäude, der Begräbnissplatz, der Hutberg, der Nahrungsstand der Einwohner, die Polizeyeinrichtungen, die Gebräuche des Orts, u. dgl. m. machen die Gegenstände derselben aus.

Im *dritten Abschnitte* endlich, *über die Verfassung in den Brüdergemeinen*, (S. 305—430.) kömmt zwar vieles Bekannte vor, bey dem wir uns nicht zu verweilen brauchen. Doch hat der Vf. auch einiges besonders in ein vortheilhaftes Licht zu setzen gesucht; weil er dabey seinen eigenen Bemerkungen folgen konnte. Betrachtet man, sagt er S. 312, die Vereinigung der Brüder nur oberflächlich: so scheint es eine gewisse Anmaassung und geistlichen Stolz zu verrathen, dass sie sich nicht blos auf ihre Religionsgesellschaft einschränkten; sondern auch Glieder der protestantischen Abtheilungen in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Aber ihre tadelfreye Absicht dabey war, diese um ihr Heil bekümmerten Christen, die in ihren Religionsverfassungen keiner besondern Seelenpflege genossen, und nicht zu wahrer Gemüthsruhe gelangen konnten, oder wohl gar aus Missverstand gedrückt und verfolgt wurden, in eine solche Gemeine zu bringen, wo sie eine speciellere, ihren besondern Bedürfnissen angemessene Seelenpflege genössen, und mit gleichgesinnten Christen auf einem Wege dem höchsten Ziele des Menschen entgegen gehen könnten.

ten. Er widerspricht S. 327. dem Vorwurfe, als wenn in den Brüdergemeinen nur theoretisches, nicht auch praktisches, Christenthum gepredigt und getrieben würde; erklärt sich aber auch gegen diejenigen, welche blofs moralische Predigten halten. Die Vertheidigung der sinnlichen Ausdrücke *vom Blute und von den Wunden Jesu*, (S. 341. fg.) ist nicht ganz gelungen; und wenn gesagt wird, *den einen rühre die blofs sinnliche Darstellung einer Sache:* so müssen vielmehr christliche Religionslehrer dafür sorgen, dafs solche Darstellungen zur Ehre des Christenthums nie überhand nehmen. Wenn am 13 November oder am Ältestenfeste von den Brüdern *dem Heilande für das zeither in der Gemeine geführte Regiment gedankt wird;* so macht der Vf. um Wortklaubereyen, Verdrehungen und Mifsverstand zu verhüten, S. 351. fg. die Anmerkung: „es leuchte aus dem ganzen Geiste der vereinigten Brüderunität der Hauptgrundsatz hervor, dafs ihre Gemeine dem innern Gange nach eine wahre *Theokratie* seyn, und von ihren Directoren und Vorstehern, bey der Besorgung ihrer innern Angelegenheiten, im Ganzen und in den Theilen nie anders, als nach dem erkannten Willen des Herrn, als des einigen Hauptes seiner Gemeine, gehandelt werden soll." Wir besorgen nur, dafs jener dunkle Ausdruck, wie ihn der Vf. selbst nennt, hier durch einen eben, so dunkeln erklärt seyn möchte. An die jüdische Theokratie wird er doch hier nicht denken; und wenn eine Gemeine sich einer mehr unmittelbaren Regierung Gottes als andere rühmen sollte, so möchte das wohl nichts anders als geistlicher Stolz oder schwärmerische Täuschung seyn.

Der *Anhang* ist in *drey Abschnitte* getheilt, wovon *der Erste* die *Gemeinen-, Colonieen und Missionen der Brüder* in mehrern Welttheilen beschreibt; *der Zweyte* ein *Versuch einer Charakteristik des Brüdervolks* ist, und *der Dritte* noch *Nachrichten und Bemerkungen über Verschiedenes* in sich fafst. Der Vf. charakterisirt die Brüder als eine Gesellschaft *religiöser, gesitteter, fleifsiger, geschickter, froher und ruhiger Menschen,* und erläutert dieses S. 47—70. wozu er noch S. 76. *die vorzügliche Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung* hinzusetzt. Die Zahl der wirklichen Gemeinglieder, so wohl in den deutschen, holländischen, englischen und nordamerikanischen Gemeinen, Sarepta mit eingeschlossen, als auch in den aus den Heiden gesammleten Gemeinen, welche reichlich die Hälfte davon ausmachen, giebt er aus der Nachricht eines angesehenen Mitglieds der Brüderunität, höchstens auf 40000 Menschen an; obgleich auch die Freunde, Verehrer und Anhänger ihrer Lehre und Verfassung, die es öffentlich und in der Stille wären, eine sehr grofse Anzahl ausmachten. Vom *Gemeinsinn* und *Gemeingeist* unter den Brüdern gesteht er, dafs er in vielen sein ehemaliges erstes Feuer verloren habe, und in manchen wohl ziemlich gar erkaltet seyn möge; besonders sey dieses der Fall bey vielen unter der aufwachsenden Gemeinjugend. Dieses, glaubt er, (S. 104.) sey für die Vorsteher, Aeltern und Erzieher in den Gemeinen ein deutlicher und belehrender Wink, ihre Kinder und Pflegbefohlnen nicht schlechterdings, für die Gemeine erziehen zu wollen, wenn sie gewahr werden, dafs in ihnen ganz und gar kein Sinn für die Gemeine und deren Verfassung ist. Alsdann sollten sie dieselben Erziehern, Lehrern, geschickten Künstlern und Lehrherren aufser der Gemeine, deren christlicher Sinn und Rechtschaffenheit bekannt genug wären, zur Aufsicht und zum Unterrichte überlassen, und ruhig abwarten, ob sich nicht jener Sinn mit der Zeit von selbst finden möchte. Sehr ausführlich wird die Predigerconferenz zu Herrnhut beschrieben, und mit günstigen Urtheilen neuerer Schriftsteller über die Brüdergemeine geschlossen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Vertheidigung des verstorbenen Herrn Herzogs Ludwig Eugen zu Würtemberg gegen den Genius der Zeit* (August 1797.) von *** 1798. 45 S. kl. 8.

Auch wer diesen Regenten nicht ganz aus der Nähe beobachten konnte, wird doch mit Vergnügen sich überzeugen können, dafs er, nach langer Beobachtung vorhandener Mängel, mit vielen guten Vorsätzen seine Regierung angetreten, und während ihrer kurzen Dauer in Befolgung seiner Grundsätze eine gewisse Stätigkeit gezeigt habe, die besonders dem verfassungsmäfsigen Geschäftsgang, alle Regierungsgegenstände durch die Departements vorbereiten zu lassen, einen Charakter zu geben anfing, welcher in dem Grade Vertrauen erzeugte, in welchem er gegen Machtsprüche sicherte. Er war — als Fürst so gut wie als Privatmann — eines auf Biederkeit, Güte und Urbanität gegründeten, wechselseitigen Zutrauens würdig und empfänglich. Das *Andenken* eines solchen Fürsten verdient, nicht Lobreden, nicht Apologieen, sondern leidenschaftlose Darstellung durch die *Geschichte*, deren Lob um so glaubwürdiger und einleuchtender wird, je ruhiger sie auch den Gründen des vorhandenen Tadels nachspürt, und je lieber sie, was von dem letzten ganz oder halb sich bestätigt, nicht verbirgt, sondern pragmatisch aus Umständen erklärt; wobey Alter, Religionsmeynungen, vorgefafste Abneigungen oder Zuneigungen, auch unvorhergesehene, aus dem vorgefundenen Zustand der Dinge entspringende Hindernisse, Cabalen u. dgl. von jedem billigen Menschenkenner gerne in Berechnung gezogen werden.

Die gegenwärtige kleine Schrift, die doch auch als Fragment zur *Regierungsgeschichte* dieses Fürsten angesehen seyn will, ist leider nur — Vertheidigung, und zwar Vertheidigung im Tone eines Sachwalters, welcher nicht nur einzig von der guten Seite seiner Sache zu reden für Pflicht, sondern auch den Gleichmuth des Unparteyischen bey sich zu erhalten für überflüssig hält. Der Haupttadel, gegen der er die vorige Regierung vertheidigt, ist die Aufhebung der Hohenkarlsschule. Hier war allerdings auf der einen Seite die Kostbarkeit, und für Würtemberg unverhältnifsmäfsige Gröfse dieser Anstalt und ihre Collision mit der

der Tübingischen Universität anzuführen. Aber der Unparteyische würde auch angeführt haben, dass Ludwig durch das zu rasche Verfahren bey dieser Aufhebung, ehe er die Anstalt mit einem Blick gesehen hatte, sich dem Verdacht der Abneigung gegen dieses Monument seines Antecessors und gegen das darinn herrschende Anpassen an moderne Lehrart und Zeitbedürfnisse bey vielen ausgesetzt habe, und dass, wenn auch dieser Verdacht ganz ungegründet war, wenigstens die Aufhebung einer für Cameralisten, Officiere und Künstler aller Art in Würtemberg einzigen und bis jetzt noch bey weitem nicht ersetzten Anstalt nur alsdann erst durch landschaftliche *Gravamina* mit Grund von *L's.* Regentenklugheit hätte gefodert werden können, wenn erst zweckmäsige Einrichtungen zum Ersatz mehr als Project gewesen wären. Der Unparteyische würde wenigstens als Zweifelsgründe die häufig gemachten Fragen nicht verhehlt haben: ob man, was zu gross ist, gerade zu Nichts machen müsse? ob nicht die Collision mit der Landesuniversität aufgehört hätte, wenn man alle Facultätsgelehrsamkeit von der Stuttgarter Hohenschule ausgeschlossen und sie bloss den schon genannten Fächern gewidmet hätte? ob nicht eine schon gangbare, vereinte Anstalt für diese mit leichter Mühe wirksamer hätte gemacht werden können, als die nun theils eingeleitete, theils projectirte Zerstücklung in neue Einrichtungen bey dem allzu kirchlich zugeschnittenen und sachverständiger, naher Inspection bedürftigen Gymnasium, bey der fast unsichtbar gewordenen Kunstakademie, bey dem jetzt unter Verpachtungen herabsinkenden, einst zur Bildung des Geschmacks nicht unwirksamen Theater? ob die projectirten Anstalten, wenn sie zur Wirklichkeit kommen sollten, *nicht leicht eben* so viel als die schon gangbaren kosten *möchten*? ob man solche Pensionsanstalten bloss *nach dem* Umfange des Landes, worinn sie errichtet werden, zu schätzen und daher unverhältnissmäsig zu nennen habe? Der übrige Ruhm *L's.* würde wenigstens beym minder unterrichteten Ausländer merklich gewonnen haben, wenn der Vertheidiger gegen den Tadel, in welchem der kritisirte Durchreisende mit dem nicht „modernisirenden," geschmackvollen und sachkundigen RR. *Huber* übereinstimmt, nicht Licht ohne Schatten aufstellen wollte. Es bleibt dennoch wahr, dass *L.* für die meisten Lehrer der so eilends aufgelösten Hohenkarlsschule sorgte, wenn gleich der aus der Fremde gerufene freymüthige *Danz* davon ausgeschlossen wurde. Und so bleibt, um einige wichtigere Punkte zu berühren, *L.* für Würtemberg dennoch unsterblichen Danks würdig, dass er den landesverderblichen Dienstverkauf sogleich ernstlich aufhob, ungeachtet er die dadurch emporgekommenen Untauglichen unter den Beamten nicht, wie es des für die Nachwelt abschreckenden Exempels und also des Ganzen wegen nöthig und gerecht gewesen wäre, zur Untersuchung zog, und ungeachtet er dem an die Stelle des Dienstverkaufens so natürlich sich eindrängenden Nepotismus (S. 31.) nicht genug widerstehen konnte, da freylich bis dahin entweder Dienstverkauf oder Diensterblichkeit in Würtemberg Erbübel gewesen waren. Eben so gebührt der Wirthschaftlichkeit seiner Gemahlinn vom ganzen Lande, und ihrer Wohlthätigkeit von den Armen *beider* Kirchenparteyen lauter Dank und segnendes Andenken, wenn es gleich notorisch ist, dass die Frömmelnden im Lande bey ihr vorzüglich Zutritt zu haben wähnten und ihr dadurch Nachreden zuzogen. Wenn nun die kaltblütige Geschichte, durch Bemerkung des Tadelhaften das wahre Lob *L's.* und seiner Regierung, wovon sie aus der Schrift des Vf's noch manches schöne Datum ausheben könnte, desto glaubwürdiger machen würde; so fällt dagegen der Vf. gar zu sehr aus dem Tone des Unparteyischen. Ein Durchreisender sah, dass die nächtliche Beleuchtung der Residenz Stuttgart — mit dem December aufhörte. Einwohner gaben dies dem Regenten schuld. Das unwitzige, aber charakteristische Bonmot circulirte: so sehr sey der Herzog feind der Aufklärung. Der Durchreisende lässt dies, aber ausdrücklich als Stadtsage, drucken. Und dagegen hält es nun der Vertheidiger nicht für hinreichend, bekannt zu machen, dass *L.* (im *zweyten* Winter seiner Regierung) an die *Illuminationscasse* (so nennt der schwäbische Canzleystil zu Stuttgart die Casse für nächtliche Beleuchtung!) 1000 Gulden habe bezahlen lassen. Er will, dieser Beytrag sey ohne alle Verbindlichkeit geschehen, da doch der Geber wahrscheinlich bedachte, dass es unbillig seyn würde, wenn die Stadt allein bezahlen sollte, was der zahlreiche Hof mit genoss. Den Durchreisenden aber, welcher diese Berichtigung eines, wie Rec. selbst weiss, damals ausgebreiteten Stadtgerüchts einem der für statistische Freymüthigkeit gar nicht gestimmten Würtemberger abnöthigt, schimpft der Vertheidiger einen *Verläumder*, dem es *nicht um Wahrheit zu thun gewesen sey;* ja selbst der Herausgeber ist ihm ein Mann, welcher *Lügen* gegen Fürsten drucken lasse und den, welcher sie aufdecke, *wohl fähig sey mit Koth zu werfen.* Ungerne findet hier Rec. den Ton derer, welche jedes Versehen in der Publicität mit Feuereifer verfolgen, um jeden Schriftsteller durch die Furcht, dass durch sie auch unrichtige Volksgerüchte öffentlich zum Wort gebracht werden möchten, von allem Gebrauch der Publicität so lange zurückzuschrecken, bis sie selbst alles actenmäsig (und wären die Acten auch unter den Privatrechnungen eines Fürsten) zuvor untersuchen könnten. Würde es nicht des Vertheidigers und der Sache würdiger gewesen seyn, zu erklären, dass ihm der Nacherzähler jener Stuttgarter Stadtsage, welchem er eine ernsthaftere Laune und besser unterrichtete Bekanntschaft zu Stuttgart wünschte, Anlass gebe, die Ehre des Verstorbenen auch bey dieser kleinlichen Nebensache actenmäsig gegen die Fortpflanzung jener Nachrede, die als Stadtgerücht vermuthlich unwiderlegt fortgedauert hätte, zu sichern? Warum findet sich aber vielmehr diese höchst reizbare Empfindlichkeit gegen fremde Beobachter gerade so sehr in einem Lande, wo man alle vaterländische Geschichtsachen noch immer, *so viel möglich*, geheim zu behandeln und dadurch

durch Neugierde und Erdichtung nur um so mehr zu reizen pflegt? In einem Lande, wo Männer, welche etwa wie Sattler, Breyer etc. actenmäsige Aufschlüsse geben konnten und wollten, durch Revisionen so beschränkt waren, dass sie nicht viel mehr als das allbekannte oder das vortheilhafte drucken lassen konnten, und dadurch bey andern, welche von solchem Censurzwange nichts wissen, sich noch nach dem Tode den Verdacht der Parteylichkeit zuziehen; wie dies erst neuerlich dem ehrlichen *Sattler* im III. Bde. von *Meiners Lebensbeschreibungen berühmter Männer* S. 41. begegnet ist. Nichts ist wahrer, als die Sentenz des Vfs. „es ist eine Art von Feigheit, wenn man aus Furcht" (vor Einheimischen oder vor Auswärtigen) „zu allem schweigt, und der Wahrheit zu lieb nicht auch einige Unannehmlichkeiten zu erdulden im Stande ist. So bekommt endlich Unwahrheit und Lüge gewonnen Spiel." Möchte dagegen des Vfs. Bemerkung, dass eine vollständige Geschichte von der Regierung Ludwig Eugens noch nicht so bald zu erwarten seyn dürfte, nicht eintreffen, und ihr höchstens noch die actenmäsige und unstreitig äusserst lehrreiche Regierungsgeschichte des Herzogs Carls, zuvorkommen!

Erfurt, b. Keyser: *Neue Anti-Pandora, oder angenehme und nützliche Unterhaltungen über — Völker und Länder; auch über Gegenstände der Naturlehre, Geschichte und Technologie.* Herausgegeben von G. E. *Rosenthal. Zweyter Band.* 1796. VIII. 408 S. 8. (20 gr.)

Wieder ein buntes Allerley, nach der Schickung des Zufalls zusammengetragen. I. *Astronomie.* Von dem Sonnensystem, Fortsetzung. Es ist eine sehr unbestimmte Angabe des Abstandes der Sonne von der Erde, wenn man sagt, eine Kanonenkugel bringe auf derselben 25 Jahre zu. Abstand der Erde von der Sonne heisst nicht *Erdferne.* Die Vorstellungen des Vf. von Milchstrasen sind noch etwas verworren. Woraus ist zu schliessen, dass der organische Stoff auf den Planeten um desto leichter, feiner und elastischer sey, und desto vortheilhafter verbunden werde, je weiter der Planet von dem Mittelpunkte seines Systems entfernt ist? Dieses soll auch von Sonnensystemen in Beziehung auf einen allgemeinen Mittelpunkt des Weltalls gelten. Was heisst es, dass vielleicht ein Mittelpunkt vorhanden sey, worin eine mehr als irdische Sonne strahle, der nähere Sitz der Macht Gottes? II. *Naturlehre.* Sehr positiv wird hier behauptet, dass das Licht zwar eine höchst feine, ungemein elastische, auflösende, allwirksamme und allbelebende Materie — völlig entwickelter (?) Feuerstoff sey, aber bey aller seiner Reinheit dennoch mit fremdartigen Theilen gemischt sey, und immer ein Phlogiston zum Bestandtheile habe. Hoffentlich wird diese Verunreinigung erst in unsern sublunarischen Gegenden geschehen. Der Vf. weiss aus chemischen Zerlegungen und Zusammensetzungen, dass Schwefel aus Vitriolsäure und Phlogiston besteht. — Die Geschichte der Elektricität ist Wort für Wort aus Gehlers physikalischem Wörterbuche abgeschrieben. Die Zusätze im 5ten Th. sind nicht benutzt. III. *Naturgeschichte*, neun Artikel. Vom Ameisenlöwen wird in allen Büchern über Naturgeschichte erzählt. In der Beschreibung des ägyptischen Bergfalken konnte die kunstmäsige Beschreibung, die Hasselquist geben musste, für die Leser dieser Schrift abgekürzt werden. Abkürzen ist freylich schwerer als Abschreiben, wenn man nicht bloss ausstreicht. Uebrigens ist dies ein zweckmäsiger Artikel. IV. *Physikalische Erdbeschreibung*. vier Aufsätze. Die Beschreibung der Salzwerke in Galizien und Lodomirien nimmt drey Bogen und darüber ein. Die Namen der Tagesschachte sind einem deutschen Leser gar nicht nöthig zu wissen. —. Auf Barbados habe man die Höhe des in einem Jahre gefallenen Regens 67 *Cubiczoll* gefunden. V. *Völkerkunde*, sieben Artikel. Die Beschreibung der Heirathsgebräuche morgenländischer Völker ist langweilig, war aber leicht aus geographischen Büchern abzuschreiben. Von den Bergschotten. Ihr Land wird sehr grausenvoll, ihre Bewohner als höchst armselig geschildert, vermuthlich von einem Engländer. Von einem *Berge* daselbst heisst es, dass er von einer so erstaunlichen Höhe ist, dass man anderthalb deutsche Meilen reisen muss, bevor man, nicht auf die Spitze, sondern nur an die Gegend kommt, wo er anfängt unersteiglich zu werden. VI. *Geschichte* des Degentragens und des Brods bey alten Völkern. VII. *Technologie.* Das Verzinnen, die Verfertigung der Flintensteine, das Löthen der Metalle, die Verfertigung des Gypsmarmors. Der erste Artikel ist aus dem Macquer-Leonhardischen Wörterbuche der Chymie, der zweyte aus des Herausgebers Fortsetzung von Jacobsons technologischem Wörterbuche abgeschrieben. Auf diese Art läst sich leicht ein Buch fabriciren. Bey chemischen Artikeln hat der Herausgeber etwas Aufmerksamkeit anzuwenden, weil in diesem Fache manches seit kurzem veraltet oder verbessert ist. Der Schluss des Artikels vom Verzinnen aus Macquer hätte nicht weggelassen werden sollen, weil darinn die Schädlichkeit des gewöhnlichen Bleysatzes bemerklich gemacht wird. Die Erklärung des Verzinnens der Stecknadeln, die aus einer Anmerkung in der deutschen Ausgabe genommen ist, hätte aus Grens Chemie, zweyter Ausgabe berichtigt werden können, wenn es nöthig schien, Erklärungen des Verfahrens zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Januar 1798.

PHYSIK.

Marburg, in der neuen akadem. Buchhandl.: *Physisch-mathematische Abhandlung über Gegenstände der Wärmelehre, welche mit der Ausübung in der nächsten Verbindung stehen*, von *Karl Christian Langsdorf*, Kön. Preuss. Rath. 1796. XXIV u. 314 S. 8. 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Nach der Erklärung des Vf. ist der Hauptzweck dieser Schrift denjenigen, die sich nicht mit der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange beschäftigen können, eine Schrift in die Hände zu geben, worin sie die Wärmelehre, so weit sie für das bürgerliche Leben von unmittelbarem Nutzen ist, im Zusammenhange vorgetragen finden, insbesondere dadurch dass zur Bildung gründlicherer Salinisten beyzutragen. In Rücksicht auf diesen Plan scheint doch der Vf. sich zu weit in pyrometrische Rechnungen zu vertiefen, welchen es zuweilen an Gründlichkeit, Richtigkeit und Verständlichkeit fehlen möchte; auch bringt er in die ganze Lehre mehr Speculationen hinein als überhaupt nöthig wäre. Von praktischen Bemerkungen aus Erfahrungen findet man weniger, als man nach jener Erklärung erwarten darf. *Lamberts Pyrometrie* und *Mayers* Abhandlung über den Wärmestoff sind fleissig benutzt. In der That ist in diesen Werken soviel für die theoretische Pyrometrie geleistet, dass es schwer hält, von dieser Seite noch etwas von Wichtigkeit hinzuzufügen. Nach diesem allgemeinen Urtheile ist nun noch der Inhalt der Schrift mit einigen Bemerkungen anzuzeigen.

I. *Allgemeine Eigenschaft der Wärme und des Wärmestoffs*, ganz kurz und dabey noch polemisch gegen die Herrn *Werner* und *Mayer*. Der Vf. erklärt sich die Entstehung der Wärme beym Reiben als ein Auspressen der Wärmematerie. Die Vorstellung ist wohl doch zu grobsinnlich. Am Ende bemerkt er selbst, dass seine Betrachtung nicht ganz an ihrer rechten Stelle stehe, weil noch zu wenig vom Wärmestoff und seinem Verhalten gesagt sey; Anfänger, die darin Dunkelheit finden, möchten sie fürs erste überschlagen. Das ist überhaupt nicht methodisch; auch ist es bey der Anwendung der Mathematik auf physikalische Gegenstände sehr nöthig, die Vorstellungen davon recht ins Licht zu setzen, und zu zeigen, wie es möglich sey, die Erscheinungen der Messung und Rechnung zu unterwerfen, besonders in dieser Materie, wo der Stoff, dessen Wirksamkeit berechnet werden soll, nur hypothetisch ist, und sich sowohl gegen die chemische, als mathematische Behandlung schwierig erzeigt. Die Mathematik verlangt allenthalben festen Grund, es sey nun, dass ihn die Natur gebe, oder dass sie selbst ihn sich verschaffe. II. *Mittel, bestimmte Wärmegrade anzugeben.* Zuerst vom Luftthermometer. Leichter wäre es, von den andern Thermometern anzufangen. Bey dem Drebbelschen mischt der Vf. S. 16 u. 17 etwas hinein, was für das Fahrenheitische und andere Thermometer dieser Art gehört. An jenem dient ja die Luft durch den Raum, den sie einnimmt, zum Wärmemesser, nicht das sie einschliessende Fluidum. Gleich der Anfang der pyrometrischen Rechnungen ist undeutlich. Es heisst §. 11 „der Wärmegrad des frierenden Wassers oder ihre Ausdehnungskraft heisse W." Das Pronomen bezieht sich vermuthlich auf die im Sinne behaltene Wärmematerie. Aber was ist die Einheit für W.? Grad und Kraft sind ja keine ausgedehnte oder arithmetische Grösse, sondern werden nur durch eine solche dargestellt. Der Luftraum soll bey vermehrter Wärme vermindert werden. Dieses ist zwar bey hinlänglich vermehrtem atmosphärischen Druck möglich; aber deutlicher und natürlicher wäre es doch, den Raum mit der Wärme zunehmen zu lassen. Die Figur zu dem Amontonschen Luftthermometer fehlt, obgleich der Platz dazu da ist, und Bezeichnungen im Texte sich darauf beziehen. Der Rechnungsfehler, dessen Lambert S. 29 beschuldigt wird, ist nicht gemacht. Der Vf. verwickelt sich, da er die Menge der Wärmetheilchen mit in Betrachtung ziehen will. Bey dem Luftthermometer ist gar nicht die Frage von der Quantität der Wärmetheilchen, sondern die Kraft der Wärme wird durch die Elasticität der eingeschlossenen Luft gemessen, das ist, durch eine Verhältnisszahl für das Product aus der Höhe des Drucks in die Grösse des Luftraums. Noch eine Verwirrung findet sich in §. 18 wo die Verfertigung eines Amontonsschen Luftthermometers gelehrt wird. Den Frostpunkt soll man nach Lambert mit 1000 bezeichnen, und die ganze Quecksilbersäule, so hoch sie über dem Quecksilber in der Kugel steht, in 1000 gleiche Theile theilen. Allein des letzteren bedarf es gar nicht. Die Zahl 1000 zeigt hier nicht eine Temperatur über gänzlichen Mangel der Wärme an, sondern ist die Verhältnisszahl für den Druck beym Frostpunkte, so wie 1370 (nach Lambert) für den Druck beym Siedpunkte. Es scheint, wie besonders §. 38 zu erkennen giebt, der Vf. bey der Zahl 1000 die Vorstellung von einer Verhältnisszahl für die Quantität der Wärme einzumengen. Er zieht das Lambertsche Luftthermometer den andern vor; allein die Unbequemlichkeit ist doch dabey, dass man drey Correctionen nöthig hat, um die

die Höhe des Drucks, oder die Elasticität der eingeschlossenen Luft bey einem bestimmten Raume anzugeben. Die Formeln zur Verwandlung der Grade eines Quecksilber- und Weingeistthermometers können bequemer gefunden werden. Es ist hier nicht nöthig, eine Bestimmung erst wegzuwerfen, und sie hernach unvollkommener Weise nachzuholen, da man sie gar leicht gleich anfangs in Rechnung bringen kann. Lamberts Verfahren (Pyrom. §. 123) ist viel leichter und hier hinlänglich genau. III. *Von den Wirkungen der Schwere auf den Wärmestoff.* „Wir wissen" heisst es §. 47 „von der Schwere nichts weiter, als dass auch das kleinste Theilchen eines jeden Körpers ein Bestreben gegen den Mittelpunkt der Erde hat, *oder der Schwere unterworfen ist.*" Die Astronomen wissen doch etwas mehreres und richtigeres davon. Hr. *L.* scheint geneigt, einen *Schwerstoff* anzunehmen, ausser welchem er auch noch einen *Leichtstoff* vorschlägt, der die Schwerstofftheilchen zu binden fähig seyn soll. Ohne die bekannten Gründe gegen einen Schwerstoff anzuführen, geben wir nur Hn. *L.* zu bedenken, wie vielerley Schwerstoffe man in dem ganzen Erdkörper anzunehmen hätte, um die Schwere desselben gegen die Sonne, den Mond und jeden andern Weltkörper zu erklären. Die Masse eines Körpers würde bey der Verbindung mit einem Schwerstoffe für die Höhe des Falles in einer bestimmten Zeit nicht gleichgültig seyn, wie der Vf. es §. 50 annimmt. IV. *Von dem Einflusse der Expansivkraft des Wärmestoffs auf Form und Temperatur der Körper.* Die Expansivkraft verhält sich umgekehrt wie die sogenannte specifische Wärme, und ist in der That ein verständlicherer Ausdruck. Noch besser möchte man für specifische Wärme die Dichtigkeit des Wärmestoffs setzen. Die Sache hätte wegen ihrer Wichtigkeit eine etwas deutlichere und umständlichere Ausführung verdient. Die Rechnung §. 65 ist nicht verständlich. In dem citirten §. 64 ist die angeführte Proportion nicht anzutreffen. Auch die Rechnungen §. 66. 67 sind nicht deutlich. V. *Von der Dichtigkeit der Wärmetheilchen in bestimmten Räumen.* Bey Dichtigkeit kommt es auf die Gröse des Raums nicht an. Die Behandlung dieser Materie hat den Rec. ermüdet, ob sie gleich sonst für ihn gar keine Schwierigkeit hat. Die Berechnung der Menge der freyen Wärmetheilchen in Wasser §. 78 ist ganz unverständlich, und gar nicht vorbereitet. Bey der Berechnung des Wärmegrades in einer Mischung von Vitriolöl und Wasser, zufolge eines von *Gadolin* angestellten Versuches, werden unnöthiger Weise die Grade der Celsiusschen Scale in Grade für Lamberts Luftthermometer verwandelt. Es folgt ferner gar nicht, dass das Verhältniss der Menge der Wärmetheilchen für den Frost- und Siedpunkt, welches nach einer gewissen Voraussetzung durch das Luftthermometer gefunden ist, auch für das Quecksilberthermometer zutreffen werde. Es wäre der Mühe werth gewesen, die Gadolinschen Versuche alle oder gröstentheils zu berechnen, woraus sich würde ergeben haben, dass keine beständige oder wenig veränderliche Verhältnisszahl für die Menge der Wärmetheilchen bey dem Frostpunkte Statt hat. Eine so schwankende Bestimmung, als §. 82 und 83 gefunden wird, ist gar nicht brauchbar. Es ist kein mathematisches Verfahren, eine Formel vorzuschreiben, nach welcher man einstweilen rechnen soll, bis die chemische Untersuchung grössere Gewissheit verschafft habe. Schwerlich wird sie entscheiden, ob der Wärmestoff gebunden werden könne oder nicht. Eine grössere Dichtigkeit bewirkt dasselbe was Bindung. Die ganze Frage über den Abstand der absoluten Kälte vom Frostpunkte möchte für die Physik von keinem Nutzen seyn. VI. *Gesetze der Bewegung des Wärmestoffs, und davon abhangende Erwärmung und Erkältung.* Die Mayersche Formel für die Erkältung findet Hr. *L.* unrichtig. Sie ist aber in der That dieselbe mit der von Lambert gegebenen, nur im Aeussern verschieden. Nach ihr ist auch die Tafel berechnet, die aus Lamberts Pyrometrie *in extenso* mitgetheilt wird. — Der Unterschied, den S. 179 zwischen Ableitung und Fortleitung der Wärme gemacht wird, ist sehr gegründet. Der Vf. hätte nur etwas tiefer in die Sache eindringen sollen. Die Begriffe von *Leitungskraft* der Wärme sind noch nicht genugsam von den Physikern bestimmt. Man muss unterscheiden das Vermögen in einem gegebenen Mittel sich abzukühlen, das Vermögen verschiedener Mittel Wärme zu rauben, das Vermögen Wärme durchzulassen, und das Vermögen eines Körpers die Wärme in seiner Masse fortzuleiten, Unterschiede, die hier nur kurz angedeutet werden können. *Mayer* findet das Verhältniss der Leitungskraft in Wasser und Quecksilber wie 100:197; *Thomson* wie 100:319, jener nach dem ersten, dieser nach dem dritten Begriff von Leitungskraft. Der Widerspruch, den Hr. *Mayer* zu mindern sucht, ist also nicht vorhanden. Hr. *L.* redet S. 175 von wärmeleitender Kraft in der dritten Bedeutung, da er S. 149 u. 167 sie in der ersten nimmt. Er findet S. 181 nach der ersten mittelst einer theoretischen Formel (die bey Mayer §. 359. VI) das Verhältniss der Leitungskraft des Wassers und der Luft (hypothetisch ganz richtig) wie 1:473, und wundert sich, dass Thomson es wie 1000:157 gefunden habe. Die Thomsonsche Bestimmung ist ihm nur aus der zweyten Hand bekannt, und zwar mittelbar durch die Leitungskraft des Quecksilbers. Diese findet Th. in Vergleichung mit der des Wassers anders als unser Vf. sie annimmt, in den *Philos. Trans.* 1786. Nach Thomson ist jenes Verhältniss wie 313:80,41, das ist, 1000:257. Er nimmt, wie gesagt, Leitungskraft in der dritten der obigen Bedeutungen. Was Hr. *L.* gegen Hn. *von Humbold* behauptet, dass es nicht vortheilhaft sey einen Herd hohl zu bauen, weil die Luft zu sehr leide, beruht auf demselben Missverstande. Freylich, wenn die Luft unter dem Herde nicht eingeschlossen ist, möchte es nachtheilig seyn; allein die Luft muss, wie in Thomsons Versuchen, eingeschlossen werden. Auf den Satz, dass eingeschlossene Luft die Kälte (oder vielmehr die Wärme) schwer durchlasse, hat Hr. *Büsch* eine vortheilhafte Einrichtung, ein Zimmer warm zu erhalten, gegründet, und

und auch ausgeführt (Bauwiss. Bd. I. S. 271). VII. *Wirkung des Wärmestoffs bey Ausdehnung der Körper, vorzüglich des Wassers und dessen Verdampfung.* Das Wasser soll ein in Wärmestoff beynahe ganz aufgelöseter und seines Zusammenhanges beraubter Körper seyn. Dass die Elasticität der Dämpfe der Höhe der Quecksilbersäule, welche damit im Gleichgewicht ist, proportional sey, wird S. 138 bezweifelt. Allein wie kann man die Elasticität anders messen? Da die Art, wie *Betancourt* seine Beobachtungen angestellt hat, dem Vf. nicht bekannt ist, wie er selbst sagt, so konnte er darüber auch nicht urtheilen. Von der Rechnung über die Geschwindigkeit der ausströmenden Dämpfe versteht Rec. gleich die erste Zeile nicht. Für die Länge *h* ist gar keine Einheit vorhanden. — Vorschlag zu einer neuen Siedmaschine, in welcher die Dämpfe aus dem bedeckten Kessel durch eine Röhre abgeleitet werden. Sie erfodert eine gegen 40 Fuss tiefere Stelle als der Herd. Zum Sieden ist es vortheilhafter die Dämpfe zusammen zu halten. Zum Abdampfen einer Soole ist die Einrichtung, wegen des verschlossenen Kessels, nicht tauglich. Besser wird die Siedart seyn, die unter der Benennung der *Tavellischen* beschrieben wird. Das Feuer wird zugleich auf die gewöhnliche Art und auch als Reverberirfeuer über einer untern Pfanne gebraucht. (Nur ist die Frage, ob die Dämpfe aus dieser untern Pfanne die Flamme nicht schwächen). Die erste Regel für die wohlfeilste Verdampfung ist nicht genugsam bestimmt. „Um eine gegebene Wassermenge mit der geringst möglichen (möglich geringsten) Menge von Brennmaterialien zu verdämpfen, soll man dem Wasser eine so geringe Tiefe im Gefässe geben, als andere Umstände es verstatten.“ Was sind das für andere Umstände? Die zweyte Regel ist brauchbar. Man soll den Boden des Gefässes nach hinten in die Höhe steigen lassen. Die Vorschrift §. 165 lässt sich kürzer und deutlicher so fassen: Man mache die Pfanne 32—36 Fuss lang, über dem Heerde 15 Zoll tief; an dem Ende 7—8 Zoll tief, von der Oberfläche des Wassers an zu rechnen. Bey dieser Gelegenheit bemerkt Rec. dass die achteckige Figur einer Pfanne nicht sehr vortheilhaft sey, sondern dass sie am Ende schmäler werden müsse. In §. 271 wird eine neue Art Soole zu gradiren vorgeschlagen, wozu *Zieglers* Versuche über die Verdämpfung der Wassertropfen auf heissen Platten Anlass gegeben haben. VIII. *Vom Feuer und Brennen.* Zuerst von dem phlogistischen und dem antiphlogistischen System. Das erste wird nach Hn. *Grens* Theorie in der zweyten Ausgabe seiner Naturlehre erklärt. (In dieser wird der Brennstoff aus Licht und Wärmestoff zusammengesetzt; in der dritten Ausgabe sind Brennstoff und Wärmestoff Bestandtheile des Lichts. Das ächte alte Stahlische Phlogiston ist ein erdartiger, erhitzbarer und entzündlicher Grundstoff). Die Zunahme der Metallkalke an Gewicht sieht doch der Vf. auch als eine grosse Schwierigkeit des phlogistischen Systems an. Die Verstärkung des Luftzuges gewähre in Rücksicht auf die Menge der gewonnenen Feuertheilchen keinen Vortheil, und befördere nur die Geschwindigkeit des Verbrennens, auch nach dem antiphlogistischen System. Am Ende werden *Hartigs* physikalische Versuche über das Verhalten der Brennbarkeit verschiedener Waldbaumhölzer beurtheilt. Sie werden für unbrauchbar zur Vergleichung des Werthes der Hölzer erklärt. Doch hat Hr. *L.* über einen Bogen mit dem Verzeichniss der angewandten Holzarten und der gemachten Versuche angefüllt, da einige genügt hätten. So ganz unbrauchbar sind inzwischen diese Versuche nicht, wenn gleich bey der Berechnung des Hn. *H.* noch etwas zu erinnern seyn möchte. Es ist nur um eine relative Schätzung der Preise zu thun.

BASEL, b. Flick: *Versuch über die erste Bildung der Erde nach Moses Bericht in physikalisch-chemischer Rücksicht*, von *Ge. Wilh. Maier.* 1795. 208 S. 8. (14 gr.)

Man sollte denken, dass es gegenwärtig niemanden mehr einfallen könnte, die Mosaische Schöpfungsgeschichte zur Grundlage einer physikalischen Erklärung von der Entstehung und Ausbildung der Erde zu machen. Doch scheinet sie fast unserm Vf. nur Gelegenheit zu seyn, desto mehr von seinen, freylich noch sehr mangelhaften und verworrenen, Kenntnissen an den Tag zu bringen. Zuerst etwas über das Planetensystem; dann von der natürlichen Entstehung der Erde nach dem Begriffe des Burnet, Whiston und Leibnitz; nun ausführlich die älteste Geschichte der Erdkugel, aus einer Schrift von Kosche über den Charakter, die Sitten und die Religion aller bekannten Völker, eine apokalyptische Vision, wie anfangs die Theilchen der Materie in dem Himmelsraume geschwebt haben, ohne anziehende Kraft zu besitzen, die ihnen durch das Wort des Schöpfers, es werde Licht, mitgetheilt ist. Nun bildeten sich die Sonnen. Durch eine elektrische Kraft warfen diese grosse erdige Klumpen aus; die sich einander anzogen, und zu Planeten wurden. So entstand unsere Erde, und der Mond aus einem grossen später ausgeworfenen Klumpen, der glücklicher Weise auf die Erde stiess, ohne ihr sonderlichen Schaden zu thun, und nun bey ihr bleiben musste. Wie es nachher weiter mit der Bildung der Erde zugegangen, mag man bey diesem oder unserm Vf. lesen. Unser Vf. nimmt nachher noch seinen eigenen Weg. Grosse Einschaltungen aus der Physik und Chemie, lange Citate aus der Philosophie der Alten und Neuern, halten ihn so auf, dass man nicht wohl sieht, was er herausbringt. Die physikalischen Begriffe und Sätze unsers Vf. bedürfen durchgehends vieler Berichtigung oder müssen ganz verworfen werden. Bey der Bildung der Erde haben nach ihm die dephlogistisirte und die entzündbare Luftart sich zuerst geschieden, und vermöge ihrer ausserordentlichen Leichtigkeit und Emporstrebungskraft den Grund zur Atmosphäre gelegt. Der Vf. wirft die Frage auf, warum Moses nichts von der Entstehung der Körper in den Eingeweiden der Erde erzählt. „Warum schweigt der ägyptische Zögling

 ganz

„ganz von der Ausbildung und Entwicklung mancher „entstandenen Körper? er, der durch seine physika-„lischen Künste an dem Hofe des Pharao Staunen und „Bewunderung erregte, warum führt er uns nicht in „die Gewölber und Hölen der Erde, und macht uns „auf manche Mineralien und Metalle aufmerksam? „Darauf liesse sich manches antworten, welches zu „Ausschweifungen Anlass geben könnte. Ob er viel-„leicht selbst nichts davon zu sagen wusste, lasse ich „dahin gestellt seyn.“ Nun wird eine Beantwortung gegeben, die mit der Frage selbst erspart werden konnte. — Dass in dem J. 1713 auf dem adriatischen Meere, unweit Venedig, eine Insel aus dem Meere, nach einem vorhergegangenen schrecklichen Brüllen, sich erhoben habe, und bald darauf noch eine auf diese Art entstanden, ist eine arge Verwechslung. Dass im J. 1590 ein grosser Theil von Frankreich von dem Meere abgerissen worden, wird ein Missverstand seyn. Am Ende des Buchs wird ein zweyter Theil versprochen, der so viel wir wissen, noch nicht erschienen ist.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga, b. Müller: *Der Wilde, eine peruanische Geschichte.* 1797. 228 S. 8. (16 gr.)

Die Geschichte des Peruaners Azeb, der in der Entfernung, in welcher er von der Welt lebte, von jeder Seite glücklich war, und durch die Rückkehr in dieselbe, die ein wollüstiger Spanier bewirkte, um sich Xuna's, der Gattin Azebs, zu bemächtigen, so wie durch die ihm aufgedrungene Annahme des Christenthums, den Grund zu innern und äussern Quaalen gelegt sah, ist nicht ohne Interesse, welches theils auf der Anordnung der Begebenheiten und der mit ihnen in Verbindung stehenden Empfindungen, theils auf dem Contraste der aufgestellten Charaktere, theils endlich auf einer gefälligen Einkleidung beruht. Indessen bleiben noch viele Unwahrscheinlichkeiten übrig, die jenen vortheilhaften Eindruck schwächen. So scheint die Rache einiger Spanier gegen den Helden der Geschichte immer um deswillen nur halb vollendet zu werden, damit er wieder auftreten und weiter handeln könne. Wenigstens sieht man nicht, warum er von der Inquisition, der er in die Hände fällt, nicht aufgeopfert, warum er von Alfonso, dem er so sehr im Wege ist, nicht ganz weggeräumt wird, statt ihn in die Goldminen von Potosi zu schicken! Auch schadet die Eintönigkeit, die in den Scenen und in der Zeichnung der Charaktere herrscht; diese sind entweder ganz edel, oder durchaus niederträchtig und wollüstig und jene kehren oft ganz in derselben Art wieder, wie z. B. der Angriff des Pater Anselmo auf Mobilha, und der von Lisanjere auf Xuna's Tugend, — die Flucht Azebs aus dem Gefängnisse der Inquisition und sein Entkommen aus den Fesseln Alfonso's. In jenen Angriffen, die viel zu unvorbereitet und unbehutsam geschehen, liegt auch eine auffallende Inconsequenz, die zumal dem Jesuiten Anselmo übel ansteht! — Dass man auf viele Reminiscenzen aus den Inkas und ähnlichen Dichtungen stösst, ist eher angenehm als widrig: doch vermehren sie das Verdienst des Vf. nicht, der überhaupt die Ausschmückungen seiner Scenen, um sie local zu machen, zu ängstlich sucht, und die innere und höhere Wahrheit, die in Charakteren und Empfindungen liegt, darüber hintansetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Augsburg*, b. Riegers: *Joh. Helfenzrieders*, vormal. Prof. d. Math. zu Ingolst., der Theol. Doct., Sr. kurf. Durchl. zu Pfalzb. geistl. Rathes etc. *Abhandlung von den Fehlern der gewöhnlichsten Maschinen, absonderlich der Hebzeuge, und wie sie zu verhüten seyen.* Ein Beytrag zur praktischen Mechanik für Baumeister, Ingenieurs, und andere Leute, welche Maschinen anzugeben, oder damit umzugehen haben. Mit vier Kupfert. 1795. 8 Bog. gr. 8. (8 gr.) In den ersten Kapiteln, welche von dem idealischen und physikalischen Hebel u. s. w., von dem Mittelpunkte der Schwere u. dgl. die nöthigsten Begriffe beybringen sollen, befürchtet man in ein abermaliges so genanntes Lehrbuch der Mechanik zu gerathen; ausser dass man doch auch hier schon ein paar gute Bemerkungen über das Schwinden des Holzes und die Festigkeit der Materialien antrifft; z. B. dass das sprödeste Eisen wohl *zehnmal* leichter als das zäheste zerbricht! Merkwürdig genug, und von wichtigen Folgen für die Wahl des Eisens und seiner Bearbeitung! Die übrigen Kapitel enthalten dagegen nur sehr weniges, was dem Titel nicht entspräche, ob sie gleich demselben bey weitem nicht Genüge thun. Der Vf. scheint noch zu denen zu gehören, welche das Wesentlichste der Maschinenlehre gla[illegible] ben abgehandelt zu haben, wenn sie die einfachen Maschinen in ihrem statischen Zustande nach einander vor Augen geh[illegible] und dann wegen ihrer Bewegung noch etwas von dem Schwungrade und der Friction hinzugefügt haben. Sonst hätte er den Titel etwa so abgefasst: Erörterungen, wie einige einzelne Theile der Maschinen besser als gewöhnlich können eingerichtet werden; hauptsächlich von guter Einrichtung der Zapfen und Zapfenlagen, und von den Tragscheiben und Trage[illegible] (Frictionrädern und Frictionssectoren, den glatten und gezähnten.) — Wer irgend mit Maschinenbau zu thun hat, wird dem Vf. für seine darüber mitgetheilten Bemerkungen Dank wissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Januar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Bayreuth: *Staatsarchiv der königlich preussischen Fürstenthümer in Franken*, bearbeitet und herausgegeben von *Hänlein* und *Kretschmann*. 1797. Zweyten Bands 1—4tes Heft. 495 S. Dritten Bands 1—2tes Heft. 214 S. 8.

Der Plan, die Absicht und der Werth dieses, für die Geschichte und Staatsverfassung der königlich preussischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth, wichtigen Werks ist schon aus der umständlichen Anzeige des ersten Bandes (A. L. Z. 1797. Nr. 231 u. 232.) hinlänglich bekannt.

Der *zweyte Band* enthält folgende Abhandlungen: I. *Staatsrechtliche Entwickelung des Landsassiats der Rittergüter, Truppach, Mangersdorf, Obernsees und Windischen Laibach.* II. *Vermischte adeliche Besitzungen in dem Amte Bayreuth.* In dem 1. Bande dieses Staatsarchivs Nr. 14. sind die Verhältnisse derjenigen Insassen, welche sich zur fränkischen Ritterschaft bekennen, nur im Allgemeinen dargestellt worden. Es sollen aber auch, der voranstehenden Einleitung zu Folge, bey jedem Rittergute, welches der König unter die brandenburgische Landeshoheit reclamirt hat, *das Publicum* von der Rechtmäsigkeit dieses Verfahrens *überzeugt*, und demselben die landsässigen Verhältnisse der einzelnen Rittergüter, nach und nach diplomatisch vorgelegt werden. Durch diese Arbeit bekommt also der Publicist sowohl als der Geschichtschreiber manchen Stoff, in die individuelle Geschichte und Verfassung dieser fränkischen Lande mehr und mehr einzudringen, die Besitzungen vieler, zum Theil ansehnlichen, Herrenfamilien genauer kennen zu lernen, und die successive Ausbildung des ganzen Staats mit historischer Gründlichkeit zu entwickeln. Die vorhin bemerkten *zwey Abhandlungen*, worinn die brandenburgischen Hoheitsrechte über die genannten Rittergüter, durch die beygefügten Urkunden, erwiesen werden sollen, liefern hierzu keinen ganz unwichtigen Beytrag; wir hoffen aber bey der Fortsetzung dieses Archivs noch ungleich wichtigere Nachrichten aus dem diplomatischen Reichthum des plassenburgischen Archivs zu erhalten. III. *Landesvergleich zwischen dem königl. preussischen Fürstenthum Ansbach und dem fürstlichen Hause Oettingen-Spielberg*, von 17. Jul. 1796, wodurch die wechselseitigen Besitzungen, Gerechtsame und Gefälle gegen einander ausgetauscht, und die beiderseitigen Territorien purificirt werden. IV. *Kurze diplomatische Nachricht von den Herrschaften, Schlössern, Städten, Flecken, Dörfern und Gütern, welche weyl. Hr. Markgr. Georg zu Brandenburg im Königreich Ungarn besessen hat; dann von den, daher rührenden, Prätensionen des Hauses Brandenburg auf einen Theil dieser Güter, welcher demselben von dem K. K. Haus bis auf den heutigen Tag unbilliger Weise vorenthalten worden ist.* Markgr. Georg wurde bekanntlich bey seiner Mutter Bruder, König Wladislaus zu Ungarn erzogen, und führte nachher die Aufsicht über die Erziehung seines Sohns, des jungen Königs Ludewig. Für diese und andere dem königlichen Hause geleisteten Dienste schenkte ihm König Wladislaus, nach Inhalt der vorhandenen Originalurkunden vom J. 1510, viele hier namhaft gemachte ungarische Schlösser und Städte mit ihren Zugehörungen, die aber dem Markgrafen in dem Kriege, zwischen K. Ferdinand I und dem siebenbürgischen Woywoden, Johann von Zapolia, der sich zum ungarischen König aufgeworfen hatte, um das J. 1530 weggenommen wurden. Da die Restitution dieser Güter dem Markgrafen und seinem Sohne Georg Friedrich zu wiederholtenmalen, wiewohl ohne Erfolg, zugesichert worden; so hat es das Ansehen, dass das Kurhaus Brandenburg gesonnen sey, jene alten Ansprüche, vermöge des Testaments vom J. 1580, wieder in Bewegung zu bringen. Uebrigens besteht dieser Aufsatz in einem sehr magern Actenauszug, dem wir etwas mehr historische Darstellung gewünscht hätten. V. *Beleuchtung des, in der gräflich Püklarischen Debitsache von dem kaiserlichen Reichshofrathe, am 15. Dec. 1796 wider die Ansbachsche Regierung erlassenen merkwürdigen Mandats.* Die Grafen von Püklar besitzen in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth einige Rittergüter, welche, nach dem Zeugnisse der hier angeführten Urkunden, von Litt. A. bis T. landsässig sind; sie wagten es aber dennoch, selbige für reichsunmittelbar zu erklären und, bey Gelegenheit ihres Debitwesens, diese landsässigen Güter der reichsgerichtlichen Jurisdiction zu übergeben. Bey dem Antritt der königlich preussischen Regierung in Franken wurden die Ansprüche der Insassen auf die Reichsunmittelbarkeit geprüft, und als man sich aus den Acten und Urkunden unter andern auch überzeugt hatte, dass die Püklarischen Güter unzertrennliche Pertinenzien des Ansbachischen Territoriums sind, und dass daher nur Territorialgerichtsbarkeit über selbige Statt finden könne; so sah sich die Regierung bewogen, die kaiserliche Debitcommission aufzuheben und dadurch den bisherigen reichsgerichtlichen Eingriffen ein Ende zu machen. Hierauf erschien aber am 15. December 1796 ein Reichshofrathsconclusum, worinn das Verfahren der Aus-

Ansbachischen Regierung etwas hart mitgenommen und als nichtig cassirt wurde. Dies war nun die eigentliche Veranlassung zu der gegenwärtigen *Beleuchtung*, wodurch die Regierung das Publicum von der Landsässigkeit der Grafen von Püklar und von der Zudringlichkeit des Reichshofraths zu überzeugen sucht. VI. *Ueber die Landsässigkeit der Leonrodischen Besitzungen im Amte Dietenhofen.* Auch in diesem, mit Urkunden belegten, Auffatze, wird die brandenburgische Landeshoheit über Dietenhofen erweislich gemacht. VII. *Ueber die Staatsverhältnisse des Fürstenthums Ansbach gegen die angrenzenden bischöflich würzburgische Lande, im Allgemeinen, und über die brandenburgische Ansprüche an der würzburgischen Stadt, Burg und Kloster Kitzingen insbesondere.* Unter dieser Rubrik finden wir einen interessanten Briefwechsel, welcher zwischen dem Hn. Fürstbischof von Würzburg und dem königlich preussischen Hn. Staatsminister von Hardenberg, vorzüglich über die Kitzinger Angelegenheiten, geführt worden ist. Es gehören dazu verschiedene Beylagen und besonders (S. 317—370.) eine diplomatische Ausführung der brandenburgischen Ansprüche, an Stadt, Burg und Kloster Kitzingen. Sie enthält eine, aus den ältern im Druck erschienenen beurkundeten Deductionen sorgfältig gezogene, Darstellung der gegründeten und auf so mancherley Art gekränkten Gerechtsame des brandenburgischen Hauses, in Absicht der Ansprüche, die demselben auf einen Theil an der ehemals hohenlohischen Stadt und Burg Kitzingen zuständig gewesen sind. Nach dem Zeugniss der vorhandenen Urkunden, gelangten nämlich die Burggrafen von Nürnberg im J. 1390, nach Verlöschung des hohenloh-braunekischen Mannsstammes, zum Besitz dessen ⅓ Theils an Kitzingen; die übrigen zwey andern hohenlohische Antheile hingegen gingen 1339 und 1406 durch Tausch und Kauf an das Stift Würzburg über, welches selbige zu verschiedenen Zeiten des 14ten und 15ten Jahrhunderts dem burggräflichen Haus um 39,000 Gl. unterpfändlich einräumte. Dem ungeachtet wollte Würzburg im J. 1627 die Reluition dieser Pfandschaft nicht nur auf die *ganze* Stadt Kitzingen, mithin auf den darunter begriffenen brandenburgischen Antheil, sondern auch auf andere Gerechtsame und Besitzungen ausdehnen, die die Markgrafen unter ganz besondern Titeln von andern Personen, keineswegs aber von Würzburg, erworben hatten. Der Hergang und die Beschaffenheit des hierüber entstandenen Processes, die Widerrechtlichkeit des von allen Seiten dabey beobachteten Verfahrens und die Nichtigkeit der 1652 erfolgten reichshofräthlichen Sentenz wird hierauf in bündiger Kürze und mit so triftigen Gründen dargestellt, dass dem unbefangenen Leser für die Gerechtigkeit der brandenburgischen Ansprüche an Kitzingen nicht der mindeste Zweifel übrig bleibt: und dennoch mussten sie unter dem damaligen Druck der Hierarchie erliegen. Der Vf. zeigt ferner, dass, obgleich jener Rechtshandel 1672 unter kurbrandenburgischer Ratification, verglichen und dem Stifte Würzburg die Stadt und das Amt Kitzingen für ein Aversionalquantum von 40,000 Rthlr. überlassen worden, dennoch der König von Preussen an jenem Vertrag um deswillen nicht gebunden sey, eines Theils, weil man würzburgischer Seits denselben, in Ansehung der, den evangelischen Religionsverwandten in Kitzingen *sub conditione resolutiva* vorbehaltenen Gewissensfreyheit, nicht in Erfüllung gebracht habe; andern Theils aber, weil von den erbverbrüderten Häusern Sachsen und Hessen nicht in obigen Vertrag gewilligt worden, und selbiger also auch in dieser Hinsicht keine Gültigkeit habe erlangen können. Zuletzt wird auch noch eine *Laesio enormissima*, welche bey den auf mehrere 100,000 Gl. zu berechnenden Werth des dritten braunekischen Antheils an Kitzingen vorhanden sey, als ein beytretender Grund aufgestellt, welcher die Nichtigkeit des Vertrags bewirke. — Es kommt nun darauf an, ob das Hochstift Würzburg in Widerlegung der brandenburgischen Ansprüche und Beweisgründe, eben so glücklich seyn werde, als es im vorigen Jahrhundert in Behauptung seiner Ansprüche auf ganz Kitzingen gewesen ist. Aus sichern Nachrichten wissen wir, dass eine Widerlegung unter der Presse ist. VIII. *Beyspiel der brandenburgischen Entsagung unrechtmässiger Landeshoheitsansprüche gegen Limburg.* Königlich preussischer Seits hat man nämlich die, schon unter der markgräflichen Regierung gemachten, aber bey genauer Prüfung ungegründet befundenen, Ansprüche an der Landeshoheit bis an den Bühlerfluss aufgegeben, und selbige dem Hause Limburg zugestanden. IX. *Entwicklung der brandenburgischen Landeshoheit über Thurnau.* Nach diesem, mit Urkunden belegten, Auffatze ist es klar, dass die ehemaligen Besitzungen der *Förtschen* von *Turnau*, der brandenburgischen Landeshoheit unterworfen waren. Dieses Geschlecht starb 1566 aus und dessen Güter fielen, als bambergische Lehne, dem dasigen Stifte anheim, welches sie den Förtschischen Töchtermännern von Giech und Künsberg verkaufte. Unter der Regierung des Markgraf Christian Ernsts brachte zwar die Giechische Familie die Landeshoheit über Thurnau um 26,000 Gl. unter dem Titel eines Reichsafterlehns an sich. Da man aber vergessen hatte, von dem Kurhause Brandenburg, die nöthige Einwilligung auszuwirken; so foderte der König, als er zum Besitz der fränkischen Fürstenthümer kam, die Landeshoheit über Thurnau zurück. Diese Sache wurde 1796 zwischen dem König und dem Grafen von Giech verglichen, und dem letzten zwar der streitige Landeshoheitsdistrict mit gewissen Vergünstigungen, jedoch mit Vorbehalt der brandenburgischen Landeshoheit, ferner überlassen; dahingegen sollten die damals dafür bezahlten 26,000 Gl. der königlichen Casse verbleiben. Im Grunde sind die Grafen brandenburgische Landsassen; und die ihnen, im Vertrag zugestandene, Landeshoheit bleibt unter diesen Verhältnissen ein *non ens*. X. *Warum wollte die Reichsstadt Nürnberg sich der königlich preussischen Landeshoheit unterwerfen?* Mit dem Motto: *Pro conservatione sui — omnis honesta est ratio!* Die Absicht dieses lesens-

würdigen und mit patriotischer Wärme gefertigten Aufsatzes, geht dahin, um die im Werke gewesene Unterwerfung der Reichsstadt Nürnberg in den landeshoheitlichen Schutz des Königs in Preussen, sowohl bey den Zeitgenossen als bey der Nachwelt zu rechtfertigen. Der ungenannte Vf. giebt zuförderst eine treffende Schilderung des traurigen Zustandes dieser Reichsstadt, deren gegenwärtiger Verfall nach seinen Ursachen und Folgen hier sehr einleuchtend dargestellt wird. Ihre Schuldenlast beläuft sich auf 14 Millionen Gl. und die jährlichen Staatsausgaben übersteigen die Einnahmen beynahe um eine Tonne Goldes. Bey der französischen Invasion schien die Noth dieser unglücklichen, vom Kaiser und Reich hülflos gelassnen, Stadt den höchsten Grad zu erreichen, und nur ihr mächtiger Nachbar, der König von Preussen, war es, auf dessen Schutz sie in einer so misslichen Lage Rechnung machen konnte. Nach einer von dem königlichen Staatsminister, Freyherrn von Hardenberg, hierüber erhaltenen beruhigenden Versicherung, wurde die ganze Bürgerschaft, zur deshalbigen Erklärung, convociret, und beym Zusammenzählen der Stimmen, waren 61 mit Vorbehalt, 373 gegen die Annahme des königlichen Schutzes, 3142 hingegen für dieselbe, gefallen. Bey einer so überwiegenden Mehrheit der Stimmen, glaubte man von nürnbergischer Seits keinen Anstand nehmen zu dürfen, die bereits eingeleiteten Tractaten, ohne dadurch den Rechten und Befugnissen des Kaisers zu nahe zu treten, fortzusetzen und den bekannten Staatsubjectionsvertrag vom 2. September 1796 zu schliessen, welcher aber noch zur Zeit von dem König nicht ratificirt worden ist. — Ein wörtlicher Abdruck dieses Aufsatzes stehet auch im siebenten Hefte des Häberleinischen Staatsarchivs S. 281.

Des dritten Bands erstes und zweytes Heft enthalten: I. *Nachricht von den neuesten Verhandlungen und Vorschritten zwischen den königlich preussischen Fürstenthümern in Franken und dem deutschen Orden.* Ansbach den 7. Januar 1797. Brandenburgischer Seits hatte man zwar gegen den deutschen Orden sehr oft den Wunsch geäussert, die bisherigen Landeshoheitsirrungen, durch einen Purificationsvergleich beygelegt zu sehen; es erfolgte aber keine bestimmte Erklärung; vielmehr wurden nicht nur die zu Ellingen errichteten königlichen Landeshoheitszeichen, von durchziehenden österreichischen Truppen, unter Assistenz der Einwohner abgerissen, sondern auch von der Bürgerschaft ernstliche Vertheidigungsanstalten getroffen, um sich dem preussischen Conscriptionsgeschäfte mit Gewalt zu widersetzen. Dies bewog den König ein Commando von einigen 100 Mann Husaren und Infanterie in Ellingen einrücken zu lassen, wodurch die Ruhe und Ordnung unter der Bürgerschaft, die wegen ihrer Widersetzlichkeit um Verzeihung bat, wieder hergestellt wurde. II. *Etwas über die Reizensteinischen Reichsafterlehne im Fürstenthume Bayreuth.* In dem Amte Wunsiedel befinden sich verschiedene Bauergüter, welche vormals das Geschlecht von Sparnek, zwar als Reichslehen besass, die aber dennoch der Landeshoheit des Fürstenthums Bayreuth unterworfen waren. Nach dem Aussterben dieser Familie wurden jene Güter 1769 dem Hn. von Reizenstein verliehen, die sich nun ein eignes Geschäfte daraus machten, den Besitzstand der brandenburgischen Landeshoheit zu stören, und sich unter andern dem preussischen Enrollements ihrer Hintersassen zu widersetzen. Sie beschwerten sich deswegen bey dem Reichshofrath, und obgleich derselbe vormals (1772 und 1779) die brandenburgische Landeshoheit über diese Reichslehne öffentlich anerkannt hatte; so wurde dennoch (1794) mit einem Rescripte S. C. vorgeschritten, und ohne die preussischen Einwendungen zu berücksichtigen, die *Paritoria* erkannt, auch sogar dem Fürstbischof zu Bamberg und dem Herzog zu Gotha die Executionscommission aufgetragen. Der Schluss dieser Schrift erklärt die Verfahrungsart des Reichshofraths für widerrechtlich, weswegen auf dergleichen Befehle keine Rücksicht genommen werden könne. III. *Schritte des fränkisch-ritterschaftlichen Directorii gegen das brandenburgische Landeshoheitssystem in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth.* Sie sind schon aus andern öffentlichen Nachrichten bekannt, und bedürfen daher keiner ausführlichen Anzeige. IV. *Die behauptete Reichsunmittelbarkeit des Freyherrlich von Günderischen Ritterguts Heroldsberg,* diplomatisch geprüft von dem königl. preussischen Archivar, *Karl Heinr. Lang* 1797. Die voranstehende Geschichte der Burg Heroldsberg wird hier eben in keiner lichtvollen Deutlichkeit vorgetragen. Bald war sie ein Zubehör der Dynastie Schlüssberg; bald wurde sie zur Reichsburg Kammerstein geschlagen; bald kam sie durch König Albrechts Verpfändung (1299) an das Haus Nassau, und gleichwohl soll sie *vor der Zeit* in burggräflichen Händen gewesen seyn, ohne dass man weder hiervon, noch von der Ursache der verschiedenen Abwechselung ihrer Besitzer, eine gründliche Erläuterung findet. — Diplomatisch unrichtig ist es, wenn S. 123. diejenigen Erbgüter, die der Gemahlinn des Herzogs Swantibarn zu Pommern, Annen, einer burggräflich nürnbergischen Erbtochter, 1374 zugetheilt wurden, mit dem Namen *Leibgedingsgüter* belegt werden. Die Urkunde (sie steht *Heidenreichs Gesch. der Pfalzgr. von Sachsen* S. 192.) erwähnt dieser Eigenschaft nicht, sondern erklärt die, in jener Theilung begriffenen, Lande für eigentliche *Erbgüter*. Um so viel weniger dürfte man also mit dem Vf. (S. 124.) behaupten können, dass die Burggrafen von Nürnberg schon damals, als Herzog Swantibar 1391 den Heroldsberg an die Günderischen Gebrüder verkaufte, berechtigt gewesen wären, den Kaufcontract umzustossen, wenn sie ihn nicht für eine *Pfandschaft* (?) angesehen hätten, deren Wiederlösung dem Hause Brandenburg noch jetzt zuständig sey. — Ganz neu war Rec. die Bemerkung (S. 133.), dass unter dem, in jetzt erwähnten Kaufbrief (dessen Mittheilung wir ungern vermissen) befindlicher Ausdruck: „mit allem *Nutzen*“ nur ein blosses Nutzniessungsrecht (?) zu verstehen sey. Im übri-

übrigen sucht der Vf. darzuthun, dass die kaiserlichen Lehnbriefe über den Heroldsberg, die Unmittelbarkeit desselben *nicht* beweisen, dass dessen Besitzer, die Hn. von Günder dem Hause Brandenburg, wie andere vom niedern Adel, gedient, und dass daher die Günderische Hintersassen dem König am 1. Jul. 1796 von Rechtswegen gehuldigt haben. V. *Etwas über einige neuerlich von Kurbrandenburg aufgestellten Maximen*, von *Gustav Hallo* 1797. Diese anonymische Schrift, worinn die, im 1. Band des Staatsarchivs S. 225 f. aufgestellten Grundsätze des preussischen Hofs, in Absicht des Verfahrens desselben gegen die benachbarten Staaten, mehr mit Bitterkeit als mit gründlicher Kenntniss getadelt werden, haben die Hn. Herausgeber des Staatsarchivs hier wohl um deswillen wieder abdrucken lassen, um diese Angriffe in der folgenden, Nr. IV. befindlichen, *Recension* zu widerlegen. VII. *Historische Nachricht von den Verhältnissen des Ritterguts Aufsess*, entworfen von dem k. geh. Archivar *K. H. Lang*. 1797. Das Resultat dieses, mit 11 Urkunden des 14ten und 15ten Jahrhunderts belegten Aufsatzes, geht dahin, dass dem Burggrafen von Nürnberg auf dem Rittergut Aufsess ausser dem Oberlehnseigenthum die Oeffnung und Militärgewalt, die oberste Gerichtsbarkeit, die Malefiz und Steuerbarkeit zugestanden habe, und dass das Haus Brandenburg berechtigt sey, die Hälfte des Schlosses, welches Markgraf Johann 1446 an Heinrichen von Aufsass, mit Vorbehalt des Wiederkaufs um 1605 Goldgülden verkauft hat, zu jeder Stunde wieder an sich zu lösen. Der, vom Vf. (S. 182.) angenommene, Satz: „dass in mittlern Zeiten dem Landesherrn auf allen Schlössern seiner Landsassen das „Oeffnungsrecht *von sich Selbst* zugestanden habe" dürfte wohl noch manchen Zweifel unterworfen seyn; wenigstens hat *Gerken* in seinen *vermischten Abhandlungen* Th. II. S. 25 f. diplomatisch zu erweisen gesucht, dass dieses Recht damalen noch für keinen Ausfluss der Landeshoheit anzusehen sey, sondern sich grösstentheils auf Verträge gründe.

Hamburg u. Kiel, b. Bohn: *Ueberſicht der Sicherungsmittel gegen Feuersgefahr und Feuersbrünſte, nebſt einigen Gedanken über die Beförderung ihrer Kunde, ihrer Anwendung und Vervollkommnung.* Ein Beytrag zur Beantwortung der Kopenhagener Preisfrage, von *Aug. Niemann*, Prof. zu Kiel. 1796. 7 B. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat sich hier bloss auf die physisch-mathematischen Gegenstände, auf die technischen Sicherungsmittel eingeschränkt; wollte und durfte hier bloss Referent seyn; hatte lediglich die Absicht, ein Repertorium alles dessen zu liefern, was bis jetzt als Hülfsmittel in Vorschlag gebracht wurde; hofft und wünscht, dass dieses sein Verzeichniss gut geordnet sey, auch an Vollständigkeit alles bisherige dieser Art übertreffen möge: und Rec. hat für seine Person kein Bedenken, ihm mit Dank und Hochachtung zu versichern, dass er alles, was er hierin leisten wollte, vortrefflich geleistet hat. Das übrige betrachten wir als eine blosse Zugabe, die auch viel gutes enthält. Die politische Feuersicherheitslehre und die Brandversicherungsanstalten sind noch zurück. Dafür will er gemäss seinem nähern wissenschaftlichen Berufe umständlicher arbeiten, und mit mehrer eigenen Beurtheilung dessen, was von andern darin geleistet ist. Rec., der diese Lehren schon längst von einem so fleissigen und vernünftigen Manne recht vollständig behandelt zu sehen wünschte, hat grosses Verlangen nach diesem Werke, und wünscht allenfalls (weil doch solche Schriftsteller nur langsam zu fördern pflegen), dass er wenigstens über *Mobilienassecuranz* vorläufig und durch anschauliche Beyspiele sich mittheilen möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Schwerin*, b. Bärensprung: *Ueber Popularität im Predigen*. Von *J. A. Uhlig*, Prediger zu Grossen-Poserin im Meklenburg. 1797. 32 S. 8. — Hr. *U.* gehört zu den Predigern, welche mit der Ordination nicht aufhören über die Bestimmung ihres Amts nachzudenken, und sich durch Fortschritte in Kenntnissen dazu immer geschickter zu machen suchen. So kennen wir ihn schon aus mehrerern, wenn gleich nur kleinen, aber gedachten und gemeinnützigen Aufsätzen, und so zeigt er sich auch in diesen wenigen aber inhaltreichen Bogen. Er hat den Begriff der Popularität vollkommen richtig aufgefasst: *sehr* wohl bemerkt, dass es dabey eben so wohl auf die *Wahl der Materien*, als auf ihre *Bearbeitung*, ihre *Einkleidung* in eine allgemeinverständliche Sprache und selbst die *Art ihres mündlichen Vortrags* ankomme. Am ausführlichsten ist er bey der Sprache. Fast zu wenig sagt er von dem Studium der Popularität bey der Erweiterung der Hauptsätze. Seine Beyspiele sind überall passend. Schade dass die Grenzen einer Gelegenheitsschrift ihn so sehr beengt haben. Seine Ideen, wie auf Akademieen die Popularität im Predigen befördert werden sollte, sind vortrefflich. Aber wenn Hr. *U.* die Studierart der meisten Theologen, das geringe Interesse der meisten zu praktischen Uebungen, den Dünkel, über so etwas weg zu seyn, bey der grössten Armuth des Geistes, endlich die Kürze des Aufenthalts genauer kennen sollte, so würde er die Schuld weniger in den Lehrern und den Verfassungen, als in den Studierenden selbst finden. — Einige Unbestimmtheiten sind uns aufgestossen, z. B. wenn der *Begriff* Popularität ein Zweig von dem *Hauptbegriff* Homletik genannt wird. Jenes ist eine Eigenschaft einer Predigt; diese ist eine Wissenschaft, und als solche ein Zweig der Rhetorik. — Eine Ausführung der Skizze würde übrigens ein nützliches Werk geben, zumal wenn recht viel Beyspiele gesammelt werden. *Pfennigers* Buch macht es gar nicht entbehrlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Januar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

GÖTTINGEN, auf Kosten des Vf.: *Topographisch-Statistische Nachrichten von Niederhessen*, herausgegeben von *Joh. Christian Martin. Erster Band*, 1—3 Heft, 1788 u. 1789. 349 S. HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: —— *Zweyter Band*, 1—3 Heft, 1791, 1792 und 1793; 388 S. CASSEL, b. Griesbach: —— *Dritter Band*, 1stes Heft. 1796. 150 S. 8.

Ein Werk von der Art, worinn die topographischen Nachrichten von jedem einzelnen und oft unbedeutenden Orte bis ins kleinste Detail gehen, und das mithin mehr Locales als Gemeinnütziges in sich fasst, hat zwar insgemein für den Ausländer wenig Interesse; aber mit desto grösserm Dank erkennet der Inländer und der Geschäftsmann, dem es um genaue Kenntniss seines Wirkungskreises zu thun ist, ein so mühsames Unternehmen, wodurch ihm von der Geschichte, Verfassung und dem politischen Zustand seiner Heymath so ausführliche und gründliche Nachrichten mitgetheilet werden. Der Vf. erwirbt sich daher durch die gegenwärtige Arbeit ein desto grösseres Verdienst um die Erweiterung der Hessischen Länderkunde, da sich ohnehin, seit der im J. 1778 erschienenen Engelhardischen Erdbeschreibung, kein Mann gefunden hat, der es hätte unternehmen mögen, diesen Gegenstand mit einer so rühmlichen Genauigkeit zu bearbeiten. Wir vermissen zwar eine allgemeine Einleitung zur Beschreibung der Hessischen Lande überhaupt; sie lag aber wohl nicht mit in dem Plan des Vf. und schon der Titel zeigt, dass es nicht seine Absicht war, dieses Werk systematisch zu behandeln, sondern nur *Nachrichten* von einzelnen Districten und Aemtern zu liefern. Die Einrichtung derselben ist diese, dass jeder Band aus drey Heften bestehet, deren jeder wieder in mehrere Abschnitte eingetheilt ist, welche den Zustand und die Verfassung der einzelnen Aemter mit ihren Städten und Ortschaften betreffen.

Der *erste Band* enthält eine ausführliche Beschreibung des *Diemeldistricts*, als des nördlichsten Theils von Niederhessen. Er ist in 19 Abschnitte getheilet, von welchen die 6 ersten sich mit dem natürlichen, ökonomischen und politischen Zustand des Landes beschäftigen. Dahin gehören: 1) Lage, Grösse, Grenzen, Berge, Flüsse, Waldungen, Bergwerke, Teiche; 2) Gestalt der Einwohner, ihre Kleidung, Wohnung, Lebensnahrung, Sprache, Charakter; 3) Nahrungszustand, Ackerbau, Viehzucht, Producte etc.; 4) öffentliche Abgaben und Frohndienste, 5) Landeshoheit, Landesstände, Justiz- und Cameralverwaltung, Steuern, Kirchenverfassung u. dgl. m. 6) Jüdische Einwohner, ihre Gerichtsbarkeit, Landrabbiner, Aufnahme, Abgaben und allgemeine Versammlungstage. Alle diese Rubriken, welche den *ersten Heft* ausmachen, sind mit der sorgfältigsten Genauigkeit bearbeitet und zeugen von des Vf. gutem Beobachtungsgeist und von seiner vieljährigen Vertraulichkeit mit dem Zustande und der Verfassung seines Vaterlandes. Den Flächeninhalt des Diemeldistricts schätzt man auf 15 Quadrat-Meilen und die Zahl der Einwohner beträgt 36,000 Menschen. Sehr beträchtlich sind die Waldungen, unter welchen sich der Reinhard- und Habichtswald, durch ihren grossen Umfang auszeichnen. Bey letzterm befindet sich ein ergiebiges Steinkohlenbergwerk, welches der ganzen Gegend sehr zu statten kommt und das Steigen der Holzpreise verhindert. Nach Cassel werden allein jährlich über 1000 Fuder Steinkohlen verfahren. Unter der niedern Volksclasse herrschet noch viel Aberglaube und eine fast unvertilgbare Anhänglichkeit an die Gewohnheiten ihrer Voraltern in Absicht auf ökonomische Verbesserungen. Der Ackerbau ist daher eben nicht im besten Zustande. Die Producte, die aus dieser Gegend in andere Länder verführet werden, sind: Eisen, grünes und weisses Glas, blaue Farbe, Salz, Linnen-Garn, Wolle und Schaffelle. Dieser Exportenhandel ersetzet aber die Summe des baaren Geldes nicht, welches die auswärts eingeführten Waaren wegnehmen. — Der Steuerfuss ist nach der Einträglichkeit regulirt, so dass 5 Gülden Einkünfte zu 25 Gülden Steuercapital angeschlagen und von jedem Gülden monatlich 1 Heller Contribution bezahlt wird. Sogar Taglöhner werden nach ihrem gewöhnlichen Verdienst geschätzt. Sehr richtig urtheilt der Vf. S. 76. über die Schädlichkeit der Frohndienste, die oft zu geringfügigen Zwecken verschwendet werden, und die man zur Beförderung der Landökonomie in eine Geld- oder Fruchtabgabe verwandeln könnte. Die Realisirung dieses gutgemeynten Vorschlags dürfte aber, besonders beym Adel, manche Schwierigkeit finden. — Vortrefflich ist die unter der Regierung Landgraf Friedrichs II. geschehene Anstellung gewisser Landräthe, die jährlich alle Ortschaften des ihnen anvertrauten Districts zu bereisen, den Nahrungszustand der Einwohner zu untersuchen und vorzüglich auf die Verbesserung der Landescultur Rücksicht zu nehmen haben. Im *zweyten und dritten Heft* liefert Hr. *M.* in zwölf Abschnitten eine topographische, historische und statistische Beschreibung der Städte und Aemter *Carlshafen.*

sen, *Helmershausen*, *Trendelnburg* und *Hofgeismar*. Die Stadt Carlshofen hat ihr Daseyn dem Landgraf Carl zu verdanken, der sie 1699 zu Beförderung des Handels in einer, mit Wald und Sumpf bedeckten, Gegend anlegen und zuvor den allda befindlichen See austrocknen liefs. Das dasige Salzwerk, welches zwar schon vor länger als 60 Jahren entdeckt, aber erst im J. 1762 angebauet und in gehörigen Stand gesetzt wurde, liefert (nach S. 328.) jährlich ohngefähr 3600 Mltr. Salz. Die Sohle enthält, so wie sie aus der Quelle kommt, 2¼ Loth, gradirt in dem untern Lek- und Gradierhaus bis zu 6, und in dem obersten Gradierhause 20—24 Loth. — Umständlich beschreibt der Vf. die Stadt und das Amt *Hofgeismar*, wozu ihm der dasige Gesundbrunn, in Ansehung des mineralischen Gehalts und der ökonomischen Einrichtung desselben, einen reichhaltigen Stoff darbietet.

Der *zweyte Band* handelt von den Städten und Aemtern, Vogteyen und Gerichten, *Liebenau*, *Grebenstein*, *Immenhausen*, *Sababurg*, *Ahne*, *Hasungen* und *Kalenberg*, mit Inbegriff der zu jedem Amtsbezirk gehörigen Ortschaften. Ueberall wird aus den frühern und spätern Urkunden nicht nur die Geschichte eines jeden Orts sorgfältig entwickelt, sondern es werden auch von dessen Lage, Grenzen, Anzahl der Häuser und Einwohner, von ihrem Nahrungsstand und Abgaben, von der Gerichtsverfassung, von Kirchen- und Schulwesen, von den vorhandenen milden Stiftungen und Hospitälern, von dem Zustand der Landwirthschaft u. dgl. m. umständliche Nachrichten mitgetheilet. Mit gleicher Genauigkeit beginnt auch der *dritte Band*, von welchem bis jetzt nur der *erste Heft* erschienen ist. Es enthält derselbe in 8 Abschnitten die Beschreibung des Amtes und der Stadt *Zierenberg*, des Adelichen Gerichts *Molsburg* und der Stadt *Wolfhagen*. Merkwürdig ist das (S. 7.) angeführte Privilegium, welches Landgraf Wilhelm I. der Stadt Zierenberg dahin ertheilte, dafs die dortigen Bürger und ihre Kinder zu keinen Heyrathen gezwungen werden sollten. Was es mit diesem ehemaligen Zwang für eine Bewandnifs gehabt habe, hätte aus Lederhosens kleiner Schriften 5tem B. S. 250. hier kürzlich bemerkt werden können.

BERLIN, b. Oehmigke d. Jüngern: *Anleitung zur mathematischen und physischen Erdbeschreibung. Erster Theil*, mit 2 Karten von Sotzmann und 2 Kupfern. 1797. 145 S. gr. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Aeufsere dieses Werks ist sehr anlockend; das Papier weifs und fest, der Druck grofs und scharf, und die beiden Planisphärien von *Sotzmann*, obgleich nur in Quartformat, sind doch zierlich und sauber. Diesem entspricht das Innere völlig, in Rücksicht auf die Classe von Lesern, für welche das Buch bestimmt zu seyn scheint. Diese begreift, wenn wir uns nicht irren, das schöne Geschlecht, und alle, welche es in gelehrten Kenntnissen nicht weiter gebracht haben, als es das Frauenzimmer gewöhnlich zu bringen pflegt. Wenigstens wüfsten wir kein Werk, welches wir einer Dame, die sich über mathematische und physikalische Erdbeschreibung belehren wollte, lieber empfehlen würden. Der Vf. der *mathematischen Geographie* hat sich sehr gut in die Seele eines Wifsbegierigen, der auch nicht die mindeste Kenntnifs von Mathematik hat, dem er erst umständlich erklären mufs, was ein Winkel ist, und worauf es dabey ankömmt, und der allenfalls noch in Versuchung gerathen könnte, eine Fläche mit einer Linie ausmessen zu wollen, zu versetzen gewufst. Sein Vortrag ist so populär und dabey doch so gründlich und präcis, dafs ein Leser höchstens bey einigen schwierigern, hier nur berührten Materien anstofsen wird (z. B. bey Fig. 9. die darthun soll, dafs die Grade des Meridians auf einem abgeplatteten Sphäroid nach dem Pol zu wachsen, und wo der Leser nicht begreifen wird, was den Vf. bewegt, die Linien, durch welche die Winkel abgeschnitten werden, nicht im Mittelpunkte zusammenlaufen zu lassen). Der Stil ist so gut und lebhaft, wie ihn Damen in wissenschaftlichen Materien nur verlangen können, und man findet keine solche Unbestimmtheiten und Unrichtigkeiten, an die man sonst in populären Werken auf allen Seiten anzustofsen pflegt. Nur eine Stelle (S. 79.) müssen wir davon ausnehmen, wo der Vf. meynt: „durchschnitte die Sonnenbahn die Mittellinie in einem rechten Winkel, so würde der eine Angelpunkt der Erde, mit der ihm zugehörigen Erdfläche einen *immerwährenden* Tag, die andere Erdhälfte hingegen eine *immerwährende* Nacht auszustehn haben; die eine würde unter einer sengenden Hitze, die andere unter einer erstarrenden Kälte und *ewiger* Finsternifs begraben liegen;" auch ist das Verhältnifs von 186—187 nicht das wahrscheinlichste zwischen den Durchmessern der Erde, sondern das Verhältnifs von 300—301. Bey den obengenannten Vorzügen dieses Werks können wir es dem Vf. (der, wie es an mehreren Stellen durchblickt, mehr Referent als Kenner ist) immerhin zu gute halten, dafs seine Angaben über das Sonnensystem bey den obern Planeten nicht ganz richtig sind, dafs die Zahl der Saturnsmonde bey ihm noch immer 5, und die der Reisen um die Welt noch immer nur 25. ist, und dafs seine Verdeutschungen mathematischer Kunstwörter häufig misglückten, wenn er z. B. *Horizontal* durch *Wassergleich*, *Polarstern*, *Polhöhe* durch *Angelstern*, *Südangelstern*, *Angelhöhe*, *Sphaera recta*, *obliqua*, durch *gerade* und *schiefe Erdlage* übersetzt, oder sich Kunstwörter wie diese bildet: *Nachtgleichepunkte*, *Sonnenstillstandspunkte*.

Was sollen wir aber zum Vf. der *physikalischen Erdbeschreibung* sagen (denn schwerlich können wir uns überreden, dafs es der nämliche ist): dessen ganze Arbeit von Anfang bis zu Ende, aus der physikalischen Erdbeschreibung in der neuen Ausgabe von Hn. *Klügels* geschätzter *Encyklopädie*, ausgeschrieben ist, und dem wir das allenfalls könnten hingehen lassen, wenn er es nur selbst mit einem Wort gesagt hätte. So aber trägt er alles, sogar Hn. *Klügels* eigen-

genthümliche Hypothesen in seinem eignen Namen vor, z. B. die uns nicht wahrscheinliche Vermuthung dass der Basalt unter dem Herde alter Vulkane gelegen habe. Die bestimmten von Hr. *Klügel* angeführten Beyspiele sind hier mehrentheils weggelassen worden, auch die Beschreibung des festen Landes, statt welcher unser Vf. die etwas abentheuerliche Gatterersche Lehre von Bergmeridianen, Bergäquator etc. einschiebt. Auch giebt er statt Hn. *Kl.* Berghöhen andere nicht so richtige an.

Da bey diesem Werke eine Vorrede mangelt, so ist Rec. nicht im Stande mit Gewissheit den kleinen Widerspruch auf dem Titel zu heben. Die mathematische und physikalische Erdbeschreibung sind hier ganz mitgetheilt, und doch soll dieses Werk nur ein *erster Theil* seyn. Wahrscheinlich werden die folgenden Theile eine allgemeine Staatenkunde enthalten, über welche die Vf. in der Einleitung sich folgendergestalt erklären, (welches zugleich als Probe des Stils gelten mag, der aber im Werke selbst weniger überladen ist): „ein grosser Theil von dem was wir jetzt auf der Erde finden, ist nicht das Werk der *Natur*, sondern des Menschen. — — Wie sollte also nicht der Erdbeschreiber die Verschiedenheiten des einzelnen Menschen und der menschlichen Gesellschaften, sammt ihren mancherley Verhältnissen, bey jedem Schritt zu dem vorzüglichsten Gegenstand seiner Beobachtung machen! Nichts kann ihm willkommner seyn, als den Zusammenhang zwischen den Eigenthümlichkeiten einer Gegend und ihrer Bewohner zu bemerken, und in jenen die Erklärung für diese zu finden. Nachrichten dieser Art, der nützlichste und anziehendste Theil der Erdbeschreibung, würden aber gar nicht verständlich seyn (?), wenn man nicht eine *Uebersicht* von den wesentlichen Eigenschaften und Vermögen des Menschen, von ihrer Veränderlichkeit und Entwicklung und von den Ursachen derselben, so wie von den menschlichen Trieben, Regungen und Bedürfnissen (bis hierher wäre also diese Uebersicht *anthropologisch*), und ihren *Befriedigungsmitteln* besäße, welche theils von der *Natur* dargeboten, theils von dem *Menschen selbst* durch grössere oder geringere Anstrengung seiner geistigen oder körperlichen Kräfte, mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, ihrer Freygebigkeit abgewonnen, oder ihrem Widerstande abgenöthigt sind (das schlüge also in die *Producten- und Waarenkunde* und in die *Technologie*). Den Inbegriff dieser Kenntnisse kann man die *menschliche*, oder, da sich die menschlichen Fähigkeiten und Anlagen nur in der Gesellschaft entwickeln, die *gesellschaftliche Erdbeschreibung*, oder die *allgemeine Statenkunde* nennen." (Sollten diese Namen passend seyn?)

SCHÖNE KÜNSTE.

Pallenburg: *Empfindsame Reise von Oldenburg nach Bremen.* 1796. 110 S. 8. (10 gr.)

Der Reisende hat selbst in einem Anfall von lustiger Laune verschiedene Gesichtspunkte angegeben, aus welchen man diese Bogen betrachten kann; er wird es also dem Leser nicht übel nehmen, wenn er bey einem derselben stehn bleibt, und so können wir für unser Theil nicht leugnen, dass uns seine Aeusserung: „er wisse nicht, worüber und was er schreiben wolle; allein er müsse freylich das Handwerk „schlecht verstehn, wenn er nicht einige Bogen füllen könnte, ohne eigentlich etwas gesagt zu haben;" am stärksten eingeleuchtet hat. Genug, dass auf der Welt nichts weiter gegen die unschädlichen Bemerkungen, Satyren und Anekdoten, welche sie enthalten, einzuwenden, und die Geschichte, womit sie schliessen, sogar recht artig erzählt ist.

Berlin, b. Maurer: *Die Gespenster. Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit* von *Sam. Chr. Wagner. Erster Theil.* 1797. XXIV und 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Um das Reich des Aberglaubens und der Vorurtheile zu untergraben, entschloss sich der Vf. „eine „Reihe von grösstentheils unwidersprechlichen Thatsachen, welche die verschiedenen Arten des Betrugs anschaulich machen sollen, den uns bald unsere eigne Sinne und Einbildungen, bald ein Zufall oder böse Menschen zu eben der Zeit spielen, „wo wir einen starken Beweis von der Unleugbarkeit übernatürlicher Geistererscheinungen in Händen zu haben glauben," aufzustellen, und der Anfang, den er mit Ausführung dieser Idee in dem vor uns liegenden ersten Theile macht, hat durch zweckmässige Auswahl des grösten Theils dieser Erzählungen, und durch die glückliche Einkleidung derselben, die gerechtesten Ansprüche auf den Beyfall Aller, denen jener Zweck in seiner Ehrwürdigkeit vorschwebt. Nur wenige Erinnerungen bleiben übrig, die uns werth scheinen, dass der Vf. bey der Fortsetzung seiner Sammlung sie erwäge. Wir sind schon mit der Bestimmung nicht ganz zufrieden, durch welche er sich selbst erlaubt hat, auch Thatsachen aufzunehmen, die nicht völlig unwidersprechlich sind. Gerade die Classe, auf welche er vorzüglich zu wirken wünschen muss, ist, so leichtgläubig sie auf der einen Seite für alles ist, was ihre Lieblings-Voraussetzungen begünstigt, eben so zweifelsüchtig in Ansehung aller Thatsachen, welche jene erschüttern. Also muss, wie auch wirklich bey den Erzählungen des Vf. fast durchgehends der Fall ist, wenigstens der Name eines glaubwürdigen Mannes die Wahrheit des Vorganges verbürgen, oder sie wird schwerlich Glauben finden. In dieser Sammlung ist vorzüglich eine Geschichte, die uns in dieser Rücksicht verwerflich schien: der Traum, S. 224., welcher durch äussere Einwirkung auf das Gehör des Schlafenden planmässig hervorgebracht worden seyn soll. Wir zweifeln selbst sehr, ob diese mehr als ein nicht übel ersonnener Roman sey: wenigstens müssten mehrere Erfahrungen uns überzeugen, dass eine solche vorbereitete Wirkung so zweckmässig und vollständig, als sie hier war, statt hätte, und sie bleibt daher

 in

in ihren jetzigen Verhältnissen nur eine sinnreiche Hypothese zur Aufklärung der vorgeblichen Uebereinstimmung zweyer Träume von verschiedenen Personen. Eben diese Hypothesen aber sind ein zweyter Anstoss, den wir an einigen Stücken dieser Sammlung genommen haben. Sobald die Auflösung der Täuschung nicht so sprechend da liegt, als der Thatsache, die die Täuschung hervorbringt, selbst, — sobald sie bloss aus dem Reiche der Möglichkeit genommen ist, und also wie jede Hypothese, noch Zweifel gegen ihre Wirklichkeit erlaubt — sobald darf sie zur Schonung der Zweifelsüchtigen keine Stelle in einem Werke finden, das solche Täuschungen mit den siegreichen Waffen der Wahrheit bekämpfen soll. Zu den von dieser Seite uns anstössigen Kapiteln des Werks gehört die Rubrik vom wüthenden Heere und dem wilden Jäger, aus welcher nur wenige einzelne Thatsachen ausgehoben werden konnten, die wirklich die Täuschung mit Ueberzeugung entschleyern. — Dahin gehört ferner die Geschichte von der Prophezeihung Doctor Niezki's zu Halle, die dem Anschein nach, buchstäblich erfüllt wurde, und wenn der Vorfall selbst als wahr gelten darf, nur durch Spiel des Zufalls, der das wirklich machte, was möglich und zum Theil wahrscheinlich war, erklärt werden kann. Der Schwärmer wird dieses letzte wenig überzeugend, und die höhern Kenntnisse des weisen Chiromanten viel unverkennbarer als jenes, folglich vielmehr Bestätigung als Widerlegung seiner vorgefassten Meynungen finden. — Alle diese Erinnerungen vereinigen sich in dem Punkte, dass der Vf. die Classe seiner Leser, die diese Arbeit mit Frucht benutzen können, nicht bestimmt genug gedacht oder seinen Gesichtspunkt in dieser Rücksicht nicht fest genug gehalten hat. Wir wünschen, dass er diesen auf den grössern Theil der niedern Stände, unter welchen die Macht der Vorurtheile mit der oft nur modischen Aufklärung und dem wirklichen Ringen des Verstandes jene Ketten zu brechen, im Kampfe liegt, berechnen möge. Für diese sind auch die eingestreuten gelegentlichen Belehrungen von den Mitteln gegen das Schrecken, Vorkehrungen bey Belebung der Scheintodten u. s. w. an ihrer rechten Stelle, dagegen sie für die gebildetere Classe, welche die von uns als zweckwidrig bezeichneten Hypothesen benutzen können, schon weit minder brauchbar sind, obwohl sonst diese Lectüre deshalb für sie nicht minder anziehend und selbst nützlich bleiben wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Görlitz*, b. Hermsdorf und Anton: *Aufsätze zur Geschichte und Beschreibung der Ober- und Niederlausitz*, herausgegeben *von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften*. Erster Heft. Auch unter dem besondern Titel: *Beschreibung von Königshayn* von *Ch. S. Schmidt*, Pfarrer daselbst. 46 S. 4. mit zwey Kupfertafeln. (roh 8 gr. in blauen geglätteten Papier geheftet 9 gr.) Zu den lobenswürdigen Zwecken, die sich die besonders durch die Herausgabe der nützlichen und noch immer mit dem besten Erfolg fortdauernden Lausitzer Monatschrift auch ausser ihrem nächstem Kreise bekannte Oberlausitzer Gesellschaft vorsetzte, gehört auch der, durch einzelne, fleissig ausgearbeitete Topographieen die noch immer sehr eingeschränkte Kunde ihres Vaterlandes zu erweitern, und so nach und nach eine bis ins kleinste Detail vollendete Beschreibung der Lausitz zusammen zusetzen, wie sie vielleicht ausser Schottland, wo der edle Sir *John Sinclair* die Prediger einzelner Kirchspiele zu ähnlichen äusserst sorgfältigen Beschreibungen aufzumuntern wusste, und preussisch Pommern von *Brüggemann* kein Land aufzuweisen hätte. Man hat nun schon einen beträchtlichen Vorrath solcher Monographieen einzelner Orte, und wird sie in einzelnen Heften unter dem oben angeführten gemeinschaftlichen Titel durch den Druck bekannt machen. Der *erste* Heft muss ein günstiges Vorurtheil für das ganze Unternehmen erwecken. Er behandelt zwar nur ein Dorf mit seinen Umgebungen, das aber durch seine Besitzer, seine Naturmerkwürdigkeiten und verschiedene historische Umstände sich vor tausend weniger wichtigen in der *deutschen Dorfgeographie* auszeichnet. *Königshayn*, eine Meile von Görlitz, ist durch seinen vorigen Besitzer, den um Numismatik und Naturgeschichte verdienten Baron v. *Schachmann* schon in einen eigenen Werke, was seine merkwürdigen in parallelen und horizontallaufenden Schichten aufgethürmten Granitfelsen und pittoresken Schönheiten anlangt, beschrieben worden. Es war das erste Dorf in jener Gegend, wo durch die väterliche Gesinnung des Gutsherren die harte Frohne in ein Dienstgeld verwandelt wurde, dem dann mehrere benachbarten Herrschaften wenigstens mit einem Theile ihrer Unterthanen nachgefolgt sind. Von allen diesen findet man hier von einem verdienten, nun aber auch schon verstorbenen, Prediger dieses Orts befriedigende Nachrichten aufgezeichnet, ob man gleich wünschen möchte, dass über das neue Dienstverhältniss der Unterthanen zu ihrem Gutsherrn, über die kluge Clausel, dass der Contract auf beiden Theilen wieder aufgehoben werden kann, und mehrere dahin einschlagende Punkte *zum Beyspiel für andere* noch etwas ausführlichere Nachricht ertheilt worden wäre. Interessant sind die S. 21 — 36. mit Verstande gefertigten Bevölkerungstabellen, die wirklich als Muster in dieser Art betrachtet, und zugleich als sprechende Belege von der Wahrheit der Süssmilchschen allgemeinen Annahmen angesehen werden können. Zu einer Zierde gereichen diesem Hefte auch noch eine am Ende beygefügte Ferdinandeische Urkunde, ein Erbverwandlungsbrief von 1556, und die zwey gut gearbeiteten Prospecte von dem würdigen Künstler, Hr. *Nathe* in Görlitz, wovon das Titelkupfer in gr. 4. Schachmanns Monument auf dem Firstensteine, das dem zweyten Titel eingedruckte Kupfer aber das mit Inschriften versehene Denkmal in dem Schachmannischen Garten vorstellt. Selbst der Ausdruck, in welchem die Sachen vorgetragen sind, ist lebhaft und nicht so trocken, als er in solchen Nachrichten gewöhnlich zu seyn pflegt, ohne doch in die schwülstige, sogenannte *poetische* Prosa zu verfallen, womit dergleichen pittoreske Ortbeschreibungen so oft aufgedunsen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Erfurt, b. Keyser: *Handbuch der biblischen Literatur*, enthaltend: I. Biblische Archaeologie. II. Geographie. III. Chronologie. IV. Genealogie. V. Geschichte. VI. Naturlehre und Naturgeschichte. VII. Mythologie und Götzengeschichte. VIII. Alterthümer. IX. Kunstgeschichte. X. Nachrichten von den biblischen Schriftstellern. Von *Johann Joachim Bellermann*, ordentl. Prof. der Theol. und ausserordentl. der Philosophie auf der Univers. zu Erfurt etc. *Erster Theil. Biblische Archaeologie.* Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 272 S. u. XX S. Vorbericht. 8.

Der Plan und der innere Gehalt dieses brauchbaren Handbuchs ist schon bekannt genug, und diese zweyte Ausgabe des ersten Theils ist ein deutlicher Beweis der guten Aufnahme desselben im Publicum. Auch ist die erste Ausgabe schon mit dem verdienten Beyfall in diesen Blättern (1787. IV. 115) von einem andern Rec. angezeigt worden. Nicht nur sammelnder, sondern auch prüfender Fleiss ist in diesem Buche nicht zu verkennen; der Vf. hat eine grosse Menge Materialien gesammelt, gesichtet, und gut geordnet. Und wenn gleich manches genauer gesagt und besser ausgeführt, anderes hingegen füglicher ausgelassen werden konnte; wenn auch nicht alle in so grosser Menge allegirten Schriftstellen das gerade beweisen, was sie beweisen sollen: so ist es doch immer ein grosser Gewinn für Anfänger, dass sie hier das wichtigste in der Kürze, in guter Ordnung, mit treffenden Bemerkungen und mit ziemlich vollständiger Literatur beysammen antreffen. Rec. findet also nur für nöthig, das anzuzeigen, was diese zweyte Ausgabe vor der ersten voraus hat, und alsdann noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen beyzufügen. Schon die vermehrte Seitenzahl (die Vermehrung beläuft sich auf 86 Seiten) beweiset, dass die gegenwärtige Ausgabe starke Zusätze erhalten haben müsse. Am sichtbarsten ist dies bey der ältesten Welt- und Menschengeschichte, wo die neuern Untersuchungen hier gehörigen Orts eingeregistrirt sind; z. B. von den verschiedenen Ansichten der biblischen Urkunden von der Schöpfung der Erde, §. 3—8 (erste Ausg. §. 2) von der Bildung des Menschen, §. 9. 10 (erste Ausg. §. 3) von der Entwickelung der Fähigkeiten der frühesten Erdenbewohner, §. 11—14 (erste Ausg. §. 4—6). Im dritten Kapitel hat besonders der 27ste §. (in der ersten Ausg. §. 18) wo die ältesten Spuren wissenschaftlicher Kenntnisse bemerklich gemacht werden; so wie im vierten Kap. die §. 45—48 (erste Ausg. §. 30) die den Spuren mechanischer Kenntnisse und Handwerke im Metall, Stein und Erde, in Holz und in andern Materialien, bestimmt sind; desgleichen §. 51. 52 (erste Ausg. §. 32) von den bildenden Künsten der Hebräer etc. mehrere Zusätze und Berichtigungen erhalten. Ausserdem sind noch viele literärische Notizen neu hinzugekommen. — In Ansehung der mosaischen Schöpfungs- und ältesten Menschengeschichte sind zwar, wie leicht zu vermuthen ist, *Gabler's* Einleitungen zu *Eichhorn's* Urgeschichte die Hauptquelle der Vermehrung; allein man trifft doch auch manches hier an in Absicht auf Classification der Meynungen, und auf Literatur, woraus jenes Repertorium ergänzt werden kann. Indess möchte Rec. der Anordnung des Vf. nicht überall beytreten. Auch kommen einige Stellen vor, die noch einer Berichtigung, oder doch einer genauern Bestimmung bedürfen. S. 6 sagt der Vf.: „Dies alte „ehrwürdige Document 1 Mos. 1. 2, nimmt zur Umschaffung der Erde *sechs Perioden* oder sogenannte „Tage an. Tage von 24 Stunden sind es *deshalb* nicht, „weil die Sonne, die diesen periodischen Zirkel verursacht, erst im vierten Zeitraum ihre sichtbare Wirkung auf die Erde äusserte." — Dies letztere ist wohl wahr; aber demohngeachtet müssten wir *nach der gegenwärtigen Beschaffenheit* des Documents behaupten, dass der alte Vf. an *ordentliche* Tage gedacht habe; denn er spricht von *Abend* und *Morgen*. Aus dem Argument des Vf. folgte also nur so viel, dass der alte Dichter nicht consequent gedacht hätte. Allein auch dieser Vorwurf fällt nach *Gabler's*, S. 20 angeführtem, *neuem Versuch über die mosaische Schöpfungsgeschichte* weg; denn nach diesem sind die Tagbestimmungen spätere Interpolation, und der ältere Verfasser hat nur an sieben *unbestimmte* Schöpfungsperioden gedacht. — S. 23 bey der Frage: haben wir 1 Mos. I, 1—II, 3 und II, 4—III, 24 die *ganzen* Urkunden, oder nur *Excerpte* oder *Fragmente* grösserer Werke? wird geantwortet: „Hr. Dr. *Gabler* u. a. m. „haben sich —— für *letzteres* erklärt; dagegen scheinen doch die unter andern vom Prof. (jetzt, soviel Rec. weiss, Pastor im Hannöverischen, vormals Repetenten in Göttingen) *Heinrichs* —— angeführten „Gründe triftiger zu seyn." — Hier ist eine offenbare Verwechselung der Personen vorgegangen, *Heinrichs* und noch vor ihm *Pott* (in den S. 38 angeführten Schriften) haben sich für die *letztere* Meynung erklärt: „dass 1 Mos. K. II, (von Kap. I. ist gar nicht die Rede) *nur Excerpt* einer grössern Schrift sey." *Gabler* hingegen neigte sich zwar anfangs zu dieser Meynung

(Einleitung zu Th. II. d. Urgesch. S. 18 f.), aber nachher (S. 588. Anm. 210) widerlegte er sie ausführlich; worüber er sich auch in der *Vorrede* S. VII erklärt hat. — So kann auch Rec. nicht beystimmen, wenn der Vf. noch immer (wie schon in der ersten Ausgabe) die *Kantische* Auslegung der Urkunde K. II. III für den *wahren Sinn* derselben hält (S. 32). Das behauptet wohl *Kant* selbst nicht: es ist nur eine *moralische Auslegung*; um den *historischen* Sinn bekümmert sich der Philosoph nicht; diesen überläfst er dem Schriftgelehrten. Uebrigens aber ist *Kant's muthmasslicher* Anfang der Menschengeschichte (wie der grosse Mann seine treffliche Darstellung bescheiden nennt) sicher *mehr*, als blosse Muthmasung; der Mensch kann sich wohl nicht anders entwickelt haben, als so, wie es *Kant* darstellt. — S. 114 heisst es: „*Plinius* XIII, 11 „fand in alten Schriften, dass der Gebrauch der Leinwand zum Schreiben *über* die Zerstörung von Troja „hinausgehe." Dies geht wohl auf die Stelle des Plinius: *Postea publica monumenta plumbeis voluminibus, „mox et privata linteis confici coepta, aut ceris. Pugillarium enim usum fuisse etiam ante Trojana „tempora invenimus apud Homerum.*" Allein theils kann dieser letzte Satz auch bloss auf die *Wachstafeln* gehen; und wahrscheinlich zielt Plinius auf die Worte, Il. Z. v. 169. Γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ, wo aber die *tabulae complicatae* auch aus *blossen*, nicht einmal mit Wachs überzogenen, hölzernen Täfelchen bestanden haben können; theils, und hauptsächlich ist's überhaupt noch sehr zweifelhaft, ob die Griechen schon zur Zeit Homer's selbst, geschweige vorher, bequeme Schreibmaterialien gehabt haben (vergl. *Wolf's Proleg. ad Homerum*); weder Plinius, noch Homer in seiner gegenwärtigen Gestalt können hier etwas beweisen. Dass schon zu Mosis Zeit *bequeme* Schreibmaterialien unter den Hebräern bekannt gewesen seyen, und dass Moses seine Bücher auf Leinwand geschrieben habe, wie der Vf. glaubt, ist gar noch nicht so ausgemacht, um einen scharfsinnigen Gegner, wie S. 115, geradezu abzuweisen. Die Sache verdient eine genauere Untersuchung. *Wahrscheinlich* ist es zwar dem Rec., dass man schon *vor* Mose bequemere Schreibmaterialien, als bloss Stein gehabt habe, vielleicht Bast, kleine Holztafeln, Baumblätter, auch Leinwand, und dergl., da doch ziemlich deutliche Spuren von ältern Urkunden in dem ersten Buch Mose vorkommen, die man sich doch nicht alle — ohne grosse Unwahrscheinlichkeit, — *auf Stein* eingegraben denken kann; eine kleine Schrift müsste da zu einer ungeheuern *steinernen Bibliothek* angewachsen seyn. Aber entschieden ist doch alles dies noch lange nicht. Sollte hingegen erwiesen werden können, dass man noch zur Zeit Mose keine andern Schreibmaterialien, als *Stein*, gehabt habe, wie Hr. Dr. *Ziegler* (*Henke's* Magazin B. 2. S. 79 ff.) u. a. behaupten: so müsste wohl *Eichhorn's* so scheinbare Hypothese von alten vormosaischen Urkunden ganz aufgegeben werden. Es verlohnt sich also allerdings der Mühe, genauere Untersuchungen über diesen Gegenstand anzustellen, da so viel von der Beantwortung der Frage abhängt. — Da der Vf. so viel Literatur über die Kunstgeschichte, z. B. S. 144 ff. beybringt: so hätten nicht nur zur Palaeographie *Rambachs* archaeologische Abhandlungen zu *Potters* Archaeologie (Th. III) angeführt zu werden verdient, sondern Rec. hätte auch erwartet, dass S. 263 die *neusten* Schriften über die jüdischen Münzen den ältern beygefügt worden wären: z. B. *O. G. Tychsen refutacion de los argumentos* etc. 1786. und *Vindicatio refutationis* 1787. *Bayerii vindicatio numorum*, etc. 1790. *Tychsen diatribe de numis hebraicis*, 1791, vergl. *Eichhorn's Bibliothek*, B. VII. S. 534 ff.

Uebrigens ist recht sehr zu wünschen, dass der gelehrte und thätige Vf. durch seine vielen Amtsgeschäfte an der schnellern Fortsetzung und glücklichen Beendigung seines nützlichen Werkes, das seit 10 Jahren nur sehr langsam fortgeschritten ist, nicht zu sehr gehindert werden möge. Nicht wenig würde dazu beytragen, wenn es dem Vf. gefiele, bey der Bearbeitung der sieben auf dem Titel angegebenen Fächer sich bloss auf diejenigen Materialien einzuschränken, deren Kenntniss zum richtigen Verstand der Bibel nothwendig ist, und in den folgenden Theilen nicht soweit ausholte, als es in den drey ersten Theilen geschehen ist. Dadurch würde das Werk nicht nur an planmässiger Kürze und Brauchbarkeit für mehrere, auch weniger vermögende, gewinnen, und seine eigentliche Absicht erreichen; sondern wir würden auch die angenehme Hoffnung fassen können, das Ende dieses Buchs zu erleben. — Am Schluss der neuen Vorrede gedenkt der Vf. noch der auffallenden, oft ganze Seiten hindurch wörtlichen, Uebereinstimmung seines Buchs mit einem seit 1793 erschienenen Werke (es ist die in Gotha herauskommende *biblische Encyclopädie*). So wenig diese dem Vf. zur Last gelegt werden kann, weil die erste Ausgabe seiner Archaeologie schon 1787 herausgekommen ist: so schimpflich ist es für jene Compilatoren, welche sich sogar *wörtliches Abschreiben* aus andern Büchern erlauben, und dadurch der öffentlichen Rüge preis geben.

SCHÖNE KÜNSTE.

Magdeburg, b. Keil: ***Erzählungen von Albert Klebe. Erster Band. Scenen aus der polnischen Revolution.***

Auch unter dem Titel:

Julie Kanowska und Alexander Wielenki. Eine Familiengeschichte aus den Zeiten der letzten polnischen Revolution. 1797. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieses Romans hat seinen Geschmack soweit gebildet, dass ihm die gröbern Verstosse gegen die Gesetze des Schönen nicht zur Last fallen, welche man seinen Nebenbuhlern auf diesem Felde der Dichtkunst vorzuwerfen hat, und ob ihm gleich noch zu oft Nachlässigkeiten entwischen, die ein correcter Stil nicht duldet, so schreibt er doch im Ganzen genommen, leicht und gefällig, und die Empfindungen und Scenen der Natur, die er schildert, tragen wenigstens

nigstens das Gepräge der Wahrheit. Allein fast das Schlimmste von Allem, was ein Schriftsteller sich zu Schulden kommen lassen kann, hat der Vf. nicht vermieden — Er wird langweilig. Dieses liegt schon in der Anlage des Romans, welcher es im Ganzen sowohl als in den einzelnen Theilen durchaus am Reiz der Neuheit fehlt; man sieht hier abermals, was man schon tausendmal sah, einen Verliebten für seine Schöne brennen, sie bald für andre vergessen, dann wieder zu ihr zurück kehren, durch äussre Verhältnisse beide nun von einander trennen, aber doch endlich alle Hindernisse glücklich besiegen: die Verzierungen dieses fürwahr sehr gewöhnlichen Fadens, auf die bey seiner Einfachheit alles ankam, sind nicht minder die alltäglichsten, welche sich denken lassen. Noch mehr aber ruht jener Mangel an Interesse theils in der Einförmigkeit der Charaktere, theils und wohl ganz vorzüglich in dem über das Ganze fast mit derselben Nüance verbreiteten gleichförmigen Kolorit. — Vielleicht sah der Vf., welcher einen grosen Theil der Nachrichten, die die bekannten Reisen eines Liefländers enthalten, in seine Arbeiten verwebte, dies als ein Mittel an, seine Dichtung unterhaltender zu machen. Konnte ihm aber unbemerkt bleiben, dass theils jene Nachrichten unter seinen Lesern schon viel zu sehr verbreitet, theils in diesem Roman gar nicht an ihrer Stelle sind, und dass daher diese Anwendung von ihnen eben so unpassend und unzweckmässig, als in jeder Rücksicht ärmlich ist, wenn auch die entlehnten Züge nicht so erzwungen herbeygeführt würden, als dieses an einigen Orten der Fall ist, z. B. wenn der Vf. um Wielenkis Charakter zu schildern, anführt, „er sey nicht im Stande gewesen, den strafbaren Muthwillen mit auszuüben, den sich ein Haufen junger polnischer Edelleute durch die Tödtung der schönen Federviehhaltung der Kronmarschallin Lubomirska erlaubte," — welcher nun umständlich nach Schulz erzählt wird; oder an einer andern Stelle, „Wielenkis Art zu reisen, sey keinesweges nach der Sitte vornehmer Polen eingerichtet gewesen," deren Schilderung dann gleichfalls folgt. — Diese Manier erinnert an die Chrieenform älterer Schularbeiten, in welchem immer das Thema auch a contrario beleuchtet werden musste, wenn es gleich auf dem graden Wege schon hell genug werden konnte! —

Lund u. Frankfurt: *Des Prinzen Gustav Friederich Adolfs von Hessenstein denkwürdige Schicksale und unerwartete Geburtsaufklärung. Aus sichern Urkunden.* 1796. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Rec. nahm das *aus sichern Urkunden* geschriebene Buch mit Erwartungen in die Hände, die nicht erfüllet sind. Es ist kein Geschichtsbuch sondern ein historischer Roman, der aber sehr gut geschrieben ist, und den wir mit Vergnügen gelesen haben. Gustav Friederich, der Held desselben, ist der Sohn von Graf Julius von Wasaborg und der Baronesse Adolfine de la Gardie. Der Vater der letzten schlug seine Tochter dem Graf Julius ab, weil er ein nachgeborner Sohn und ohne Vermögen war. Die Verliebten entflohen mit einander, und ob sie gleich der Vater einholte, ehe sie sich nach den Gesetze der Kirche verbinden konnten, so war doch Gustavs Geburt die Folge dieser Flucht. Er kam insgeheim durch die Hülfe des Doctors Toll, der in dem Buche eine starke und ehrenvolle Rolle spielet, zur Welt, und wurde von einem vortrefflichen Geistlichen, Rosenstein, erzogen, ohne seine Abstammung zu erfahren. Seine Mutter wurde von ihrem Vater gezwungen, den Grafen Magnus von Schonen, einen Mann von niederträchtigem und verächtlichem Charakter, zu heyrathen, und wurde von demselben nach des Vaters Tode hart behandelt. Rosenstein verlor sein Leben durch einen Sturz mit dem Pferde, und Gustav wurde ohne Geld, ohne Freund, und unbekannt mit seiner Geburt in die Welt geworfen. So findet ihn Dr. Toll und nimmt ihn in seine Dienste ohne ihn zu kennen. Ein auf ihn gekommener Verdacht eines Mordes, und die Härte des schändlichen Justizamtmanns Lilienstirn, machen ihn in der Gegend bekannt, und die Gräfin Adolfine entdecket in ihm ihren Sohn, bringt aber ihren Gemahl auf den Verdacht, Gustav sey ihr Liebhaber. Die Stellungen, worin die handelnden Personen jetzt gerathen, sind anziehend und gut genützet. Zu romanenhaft ist Lilienstirns Vorhaben Gustav ermorden zu lassen, welches auf seinen Kopf kommt, und wobey er tödtlich verwundet wird; nicht wahrscheinlich, dass der Graf Magnus gezögert haben sollte, einen schutzlosen Menschen wie Gustav war, bey einem so grosen, und auf das was er mit Augen gesehen hatte, gegründeten Verdacht, aus der Gegend wegzuschaffen, wozu so viele Anschläge und Maasregeln, als hier genommen werden, nicht nöthig waren; dem Stande, den man bey Gustav voraussetzet, nicht angemessen, dass der Graf von Wermeland ihn als seines gleichen in seinem Hause leben lässet, und ein Fräulein mit ihm vermählen will, die von altem Adel und reich ist; übertrieben endlich, dass sich jedes Frauenzimmer, das Gustav erblicket, sich in ihn verliebt, von der betenden, und sich betrinkenden Frau Toll an, bis auf die edle Victoria des Grafen von Wermeland Tochter, ein vortrefflich gehaltener Charakter voll feiner weiblicher Zartheit, und ächter Tugend, ohne Prahlerey und Geziertheit. Sie, der ehrliche ungestüme, von seiner Wissenschaft bis zur Begeisterung eingenommene Toll, und vornehmlich der methodistische Layenprediger Sahlgreen, sind sehr anziehende Personen. Wir zweifeln, dass irgend Jemand die einfachen, herzlichen, und eindringenden Predigten des letztern überschlagen wird, so gern er sie auch zur unrechten Zeit anbringt. Adolfine erliegt endlich unter der tyrannischen Behandlung ihres Gemahls, der ihr dennoch, da ihre Krankheit schon unheilbar war, eine Reise nach Frankreich, und vorher eine geheime Unterredung mit Gustav, man sieht nicht, in welchem Verhältniss zu demselben, zugestehet. Gustav geht auf ein Kriegsschiff, auf welchem er so tapfere Thaten thut, dass er bald nach seiner

Rück-

Rückkunft zum Prinzen von Hessenstein aus dem Hause Wasaburg erklärt wird. Zu diesen Thaten gehört auch die Befreyung seines Vaters aus der russischen Gefangenschaft. Adolfine stirbt in den Armen desselben in Frankreich. Dieses letzte ist summarisch auf zwey Seiten erzählt. Die Standeserhöhung des neuen Prinzen wird nur noch einmal im Vorbeygehen erwähnt. Ueberall verliert das Buch an Werth nach Adolfinens Tode merklich, und der Leser nimmt an dem Herumtreiben der in dem Buche vorkommenden Personen keinen wichtigen Antheil. Der Angriff des Räubers auf Victorien ist unnöthig, und ein zu gewöhnlicher Romanvorfall; die Krankheit des Grafen Julius ist unnütz, und Adelheidens Verbindung mit dem Grafen Magnus nicht vorbereitet. Das Buch endigt sich mit Gustavs und Victoriens Heyrath.

Meissen, b. Erbstein: *Nonne und Aebtissinn im Wochenbette*, oder *die Frucht der Schwärmerey*, eine Geschichte einzig in ihrer Art. Vom Mann im grauen Rocke. 1797. 504 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wer sich von dieser Geschichte nach dem Titel nicht die erbaulichsten Begriffe machen sollte, dem können wir versichern, dass er in jedem Sinne vollkommen Recht hat. Die Langeweile, welche man bey dem geschraubten anmaasslichen Vortrage des Vf's empfindet, übersteigt das Skandal bey weitem, und hält gleiches Maass mit dem Widerwillen, den seine pöbelhaften Scenen andrer Art, und die schmutzigen Charakterzeichnungen jedem halbweg gesitteten Menschen einflösen müssen. Bey dem allem thut er sich nicht blos auf die Lebendigkeit seiner Darstellung, sondern auch auf seine Moralität etwas zu Gute. Die *vier* ersten Bogen sind mit einem naiv-empfindsamen Gemälde der Stimmung eines jungen Mädchens angefüllt, die von einem Traume erwacht, worin ihr der Pater Bernhardo, den sie kürzlich in einem benachbarten Kloster gesehn hat, erschienen war. Es ist durchgehends in folgenden ermüdenden Tone des Selbstgesprächs in der dritten Person abgefasst. S. 14. „Vielleicht sind ihm seine Heiligen und seine Messen „alles, und er hat wohl gar keinen Sinn mehr für „Weltfreude: Ja dann bedauert sie ihn wirklich, „dann ist sein Geschmack völlig verdorben, und da „ist er auch gewiss manches Guten gar nicht mehr „fähig; das hängt ja alles zusammen wie eine Kette, „(ja wohl!) das eine kann ohne das andre nicht seyn. „Das sieht sich denn doch auch sonnenklar ein, dass „er denn überhaupt gar keinen Geschmack hat: denn „wie könnte er sonst so ein einförmiges seelenloses „Leben lieben u. s. w." „Nein, da passt er wirklich „nicht zu ihr, sie liebt wohl mit unter die Einsamkeit, aber sie muss auch damit abwechseln können „u. s. w." S. 15. „O es ist erschrecklich, dass er den „Stand gewählt hat; wenn sie nur die Veranlassung „begreifen könnte: wie konnt' er denn je so unsinnig seyn, solch ein eingesperrtes Klosterleben zu „führen u. s. w." „Er ist ja nicht immer eingesperrt; „sie ist ihm ja selbst auf freyem Felde begegnet, „u. s. w." Nachdem diese Exposition auf die Seite geschafft ist, geht es an die Geschichte, wo wir gleich die allerabscheulichste Mutter auftreten sehn, ungeachtet einige Aeusserungen im vorerwähnten Monolog, wo die Tochter von der glücklichen Ehe ihrer Aeltern spricht, etwas anders erwarten liessen. S. 205 heisst es von ihr: „erbärmliches elendes Weib! rufen „hier gewiss mehrere, und wünschen dass ein paar „Ruthenstreiche, von dem Herrn Fähndrich abgeprallt, die Blösse der Madame getroffen hätten." Dass der Vf. solche Wünsche bey den Lesern voraussetzt, zeigt genugsam, wie sehr er überhaupt darauf rechnen darf, ähnliche zu erregen. Die *unschuldige* Franziska flüchtet vor den Zudringlichkeiten der schlechten Personen, womit sie zu thun hat, ins Kloster, zugleich von der heissesten Begierde nach dem Pater Bernhardo getrieben, mit dem sie endlich auch zusammentrifft, und einen höchst weltlichen geistlichen Vater in ihm findet. Ihre Unschuld, giebt der Vf. vor, hält sich noch eine Weile gegen seine niederträchtige Sinnlichkeit, bis denn der Ausgang das Wochenbett ist. Wir halten uns aber gern nicht bey den näheren Umständen davon auf, und geben nur noch eine Probe von der lebhaften Manier des Vf. S. 414 ist Franziska halb im Schlaf aus ihrem Zellenfenster gestürzt, und in einem Baum hängen geblieben; „er (Bernhardo) muss hinaufklettern; er versucht's, es „gelingt; noch nie hatte er sich darin etwas versucht; „seine Hände griffen sich blutig in die Baumrinde, „dann fasst er einen Zweig — der bricht mit lautem „Krachen; er ist in Gefahr, dass der Schreck ihn herunter stürzt; aber nun muss er alles wagen, [illegible] „wenn das ganze Kloster erwacht, er rettet Franziska, schwingt sich itzt auf einen andern Zweig, [illegible] „da wieder auf einen andern immer höher und höher, „ha, nun ist er Franziska ganz nahe schon, [illegible] „noch auf einen — dieser bricht, er stürzt, Franziska „kann nicht mehr laut schreyen — bleibt aber [illegible] „zehn Fuss tiefer eben so wie Franziska zwischen [illegible] „Zweigen hängen, arbeitet sich, ohne sich zu erholen, an einer andern Seite an stärkern Zweigen wieder hinauf, nun ist er schon so hoch als Franziska, „aber noch dicht am Stamme, und Franziska hängt „zwischen weit vom Stamm hinausgewachsenen Zweigen u. s. w. und schon schwingt er sich *schrittlings* „auf den einen — ach Gott! Hülfe! Hülfe! u. s. w." So geht es noch ein paar Seiten hindurch fort; aber des Abschreibens müde, verlassen wir hier den Pater samt seiner Geschichte, verdienter Massen zwischen Himmel und Erde hängend. Möge er ein Warnungszeichen vor der Lesung und Schreibung solcher Jämmerlichkeiten seyn!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Januar 1798.

GESCHICHTE.

HEILBRONN am Neckar u. ROTENBURG ob der Tauber, b. Class: *Johann Rudolph Schlegels*, Rect. am Gymn. zu Heilbronn, *Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Dritter und letzter Band. Erste Abtheilung.* 1796. 494 S. gr. 8. ohne die Vorrede von 12 S. — Auch mit der Aufschrift: *Johann Lorenz von Mosheim vollständige Kirchengeschichte des neuen Testaments*, aus desselben gesammelten grössern Werken und aus andern bewährten Schriften mit Zusätzen vermehrt, und bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt. *Siebenter Band*, welcher die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts enthält, von *J. R. Schlegel.*

[illegible] Fortsetzung dieses Werks ist nach *Schlegels* Tode in recht gute Hände gekommen. Hr. M. [illegible] *Jacob Fraas*, Prediger zu Frankenbach bey [illegible]bronn, hat hier nicht blofs Sammlungen aus guten Quellen mitgetheilt; sondern auch neue Untersu[illegible] angestellt oder veranlafst. Unerwartet ist [illegible], dafs, nachdem in *des sechsten und letz[illegible] zweyten und letzten Abtheilung*, welche [illegible] im Jahr 1788 erschien, *der Rest der Geschichte [illegible] Jahrhunderts*, wie es auf dem Titel heifst, mit der Geschichte der reformirten Kirche, der Brüderunität, der Mennoniten u. dgl. Parteyen [illegible] mitgetheilt worden war, nun erst im *Sieben[illegible] Bande die allgemeine Geschichte der christlichen Kir[illegible]* in jenem Jahrhunderte mit *der Missionsgeschichte* [illegible]gen wird, die vielmehr an der Spitze der [illegible] hätte stehen sollen. Unterdessen wird in ei[illegible] ausführlichen Werke dieser Fehler gegen die [illegible]ode weniger lästig. Eigentlich findet man auch [illegible] im *fünften Bande* des Werks eine Missionsge[illegible]chte dieses Jahrhunderts; aber im gegenwärtigen [illegible] sie viel vollständiger bearbeitet. Den Ursprung [illegible]ssionen in der römisch katholischen Kirche sucht [illegible] Vf. in dem Begriffe von einer allein seligmachen[illegible] Kirche, in deren Schoofs man alle Menschen [illegible]meln müsse; Päbste und Mönche hätten diesen [illegible]uben bestärkt, und schlaue Ordensobern hätten [illegible] Mantel der Religion gebraucht, um ihre merkan[illegible]ischen und politischen Absichten zu befördern. (Da die römisch katholischen Missionen seit der Reformation mit so ungemeinem Eifer betrieben und verstärkt worden sind: so sieht man auch wohl, dafs durch dieselben dasjenige in auswärtigen Welttheilen ersetzt werden sollte, was die Päbste in Europa verloren hatten.) Weil die *Presbyterianer*, *Methodisten* und andere *Dissenters* in England, sich mit weit mehr Begeisterung, als die Geistlichen der *Episcopalen*, zu Glaubensboten gebrauchen lassen: so glaubt der Vf. dadurch die Meynung bestätigt zu sehen, dafs es unter jenen weit mehr rechtschaffene Männer im Predigtamte gebe, als bey der hohen Kirche, wo sich gar viele fänden, denen es an Kenntnissen, und noch mehr an Eifer und an Amtstreue fehle u. s. w. (Wir sehen aber wirklich nicht, wie dieses folge. Die Episcopalen werden sagen, dafs die andern Parteyen nur mehr Proselytenmachergeist besitzen als sie.) Von den vereinigten Missionsbemühungen der Römischkatholischen und Protestanten macht sich der Vf. S. 9. die Hoffnung einer grofsen Aernte. „Kann nicht die grofse Veränderung, schreibt er, die in unsern Tagen vorgegangen ist, und immer weiter um sich greift, für die Ausbreitung des reinen ächten Christenthums auf die entferntern Welttheile höchst vortheilhaft wirken, da dasselbe in unserm allzu vernunfthellen Europa durch Philosophen und Theologen verdrängt zu werden scheint? Viel kömmt immer auf die Talente der Missionarien an, die ausgeschickt werden. Sind sie nicht sehr gelehrt: so haben sie wenigstens Eifer; und dieser Eifer für das Wohl der Menschheit ist wenigstens achtungswerth, ja weit achtungswerther, als die eiteln Bemühungen mancher sonst respectabeln Gottesgelehrten, die im Brodgenuss als Lehrer der christlichen Religion auf nichts mehr bedacht sind, als durch einen Aufwand der feinsten Gelehrsamkeit, und durch den Schein, als meynten sie es auf das Beste mit dem Christenthum, den Stifter desselben von seiner ehrwürdigen Höhe zu verdrängen, und denselben als ein Idol, das der bisherigen Verehrung nicht mehr würdig sey, zu stürzen u. s. w. (So wie dieser Ausfall, dergleichen man auch in der Vorrede liest, mehr in eine Dogmatik oder Polemik, als in eine Missionsgeschichte gehört, so ist auch die aus der neuesten Revolution geschöpfte Hoffnung eine blofse Möglichkeit; ja die Wahrscheinlichkeit ist vielmehr dagegen.)

Die *Missionen der römisch katholischen Kirche* machen S. 11. den Anfang. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über dieselben, besonders über die Gewandtheit der Jesuiten, in verschiedenen Gestalten dabey zu erscheinen (welches durch das Beyspiel des *Robertus a Nobili* aus dem 17ten Jahrhundert S. 18—25. erläutert wird), folgen sie in dieser Ordnung: I. *Tibet*. S. 26—40. Der Vf. hat hier aus den neuesten Nachrichten manches Brauchbare gesammelt; wiewohl sie die Mission selbst nicht betreffen. *Georgi's*

orgi's *Alphabetum Tibetanum* kennt er nur dem Titel nach, den er S. 14. aus dem Katalog der Propaganda so anführt, als wenn der Vf. darin *Georgius Augustinus Antonius* genannt würde. Er heisst aber *Augustin. Anton. Georgi;* Rec. hat sein Werk ehemals aus der Ernestischen Bibliothek selbst in Händen gehabt; einen sehr vollständigen Auszug desselben aber findet man im 5ten, 6ten und 7ten Bande von *Gatterers histor. Bibliothek.* II—V. *Tunkin, Cochinchina, Siam* und *auf der Halbinsel diesseits des Ganges.* Auch zuverlässige und nützliche Nachrichten, mit guten Erläuterungen begleitet. Richtig urtheilt der Vf. S. 106. „Man klage über die Jesuiten wie man will, dass sie bey ihrer Bekehrungspraxi zu weit gegangen wären; sie handelten dennoch dabey als Männer, die Weisheit und Menschenkunde besassen." Die evangelischen Missionarien von Trakenbar haben, wie er zeigt, das Betragen der Jesuiten in Ostindien gegen die verschiedenen Casten, durch ihre Geständnisse gerechtfertigt. Er billigt überhaupt die zu grosse Erbitterung nicht, mit welcher man gegen diesen Orden geschrieben hat; gesteht aber doch, „der Geist desselben mache immer eine zweydeutige Figur in der Dämonologie der Christen."

Aber *die Mission von Sina*, „der Mittelpunkt der asiatischen Missionen der katholischen Kirche," wird am weitläuftigsten beschrieben (S. 121—306.). Der Vf. fängt mit der Charakteristik der Sinesen, ihrer Sprache, und den unter ihnen verbreiteten Religionen an; widerlegt des flüchtigen *Sonerats* Behauptungen über dieselben, und erzählt darauf diese Missionsgeschichte von ihrem Ursprunge an. Er überlässt sich dabey der kritischen Führung des berühmten ungrischen Abtes und Geschichtschreibers, *Georg Pray*, der, nach seiner Versicherung, (S. 133.) in dem unter der Aufschrift Pest, Buda und Raschau im J. 1789 herausgekommenem Werke: *Historia controversiarum de ritibus Sinicis, ab earum origine ad finem compendio deducta*, einen so prüfenden Fleiss und eine so unparteyische Freymüthigkeit bewiesen haben soll, dass er sich auf denselben verlassen konnte. Dadurch ist er zur Aufdeckung mancher Fehler geleitet worden, welche protestantische Schriftsteller, auch *Mosheim* in seiner Erzählung der neuesten sinesischen Kirchengeschichte, begangen haben. Es ist allerdings erwünscht, dass auch einmal unter uns ein freyer Gebrauch von Schriften gemacht wird, deren Verfasser mit Einsichten und Urkunden in der Hand für die Jesuiten die Feder geführt haben. Es scheint aber doch, als wenn der Vf. dem Hn. Exjesuiten *Pray* zu unumschränkt getraut hätte: und bey manchen Stellen, z. B. wo geleugnet wird, dass die Jesuiten in Sina Handel getrieben haben, sind die Beweise nicht ganz befriedigend. Uebrigens war es nicht schwer, gewissen Schriftstellern, die gar zu begierig alles aufnahmen, was den gedachten schwarzen Orden noch mehr verschwärzen konnte, ziemliche Uebereilungen zu zeigen; und vieles zeigt sich hier überhaupt in einem gewissermassen neuen Lichte.

Japan wird zwar als ein für die Missionen verschlossenes Reich dargestellt; aber doch die ehemalige Mission daselbst und ihr Ende beschrieben, ohne dass der Vf. entscheiden will, ob die bekannten Briefe, die so unglückliche Folgen hatten, ächt waren, oder nicht. Doch findet er es nicht ganz unglaublich, dass die Jesuiten in jenem Reiche eine für sich günstige Revolution zu bewirken gesucht haben. (S. 306 bis 326.) Es wird ferner vom Untergange der Mission in *Habessinien*, und den vergeblichen Versuchen ihrer Wiederherstellung; und von der neuen Mission auf *Madagascar* gehandelt; (S. 326—337.) und sodann eine Nachlese zu *den amerikanischen Missionen* gehalten. Hier hat sich der Vf. tief in die Untersuchung der von den Jesuiten vorgeblich in *Paraguay* gestifteten Republik, und des ihnen in Portugal Schuld gegebenen Königsmordes, eingelassen, und findet besonders den letzten Vorwurf ganz erdichtet. Wie problematisch beide Erzählungen sind, weiss nunmehr jedermann; ob man sich aber so entscheidend über die letzte erklären könne, daran zweifeln wir doch. Zuletzt S. 415 fg. von dem *geheimen Missionswesen des heil. Stuhls unter den Protestanten*, und ähnlichen Versuchen mehr; worüber manches Merkwürdige beygebracht ist.

Von S. 441 bis zum Ende des Bandes, folgen die *Missionen der Nichtkatholiken*, die zu *Trankebar*, *Madras*, und in andern englisch-ostindischen Besitzungen, auch zu Ceylon angelegten. Wenn nicht bereits im fünften Bande von der dänischen Mission, und ihren zum Theil bestrittenen Anstalten eine genaue Nachricht gegeben worden ist: so wäre die hier vorkommende sehr unzulänglich. Auch ist überhaupt die Missionsgeschichte in diesem Bande noch nicht geendigt.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Die moralischen Wissenschaften.* Ein Lehrbuch der Moral, Religion und Rechtslehre, nach den Gründen der Vernunft. Von *Friedr. Heinr. Christ. Schwarz*, Prediger im Hessendarmstädtischen. *Erstes Lehrbuch, Katechismus der Vernunft.* 1797. XXIV u. 118 S. *Vollständiges Lehrbuch für Schulen und Erwachsene zur Bildung des Verstandes und Herzens. Erster Band.* 1797. 338 S. *Zweyter Band.* 268 S. (Der Katechismus 8 gr. das Lehrbuch 1 Rthlr. 16 gr.)

Die moralischen Wissenschaften kamen das erstemal 1793 auch als ein Theil von *Lorenz Lesebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker*, ohne Nennung des Vf. heraus, und die in vier Jahren erfolgte zweyte Auflage ist ein Beweis, dass Hr. *S.* einem wahren Bedürfnisse der Zeit auf eine befriedigende Art abgeholfen hatte. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, als ein moralisches Lehrbuch für die Jugend ist, die Schwierigkeiten bey der Ausführung und die Achtung gegen das Publicum, alles dieses vereinte sich, um den Vf., die-

sen

sen edler Eifer für die Ausbreitung wahrer Aufklärung so rühmlich bekannt ist, zur verdoppelten Aufmerksamkeit bey Ausarbeitung der zweyten Auflage zu verpflichten. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er dabey verfuhr, ist musterhaft, und das gerade Gegentheil von dem Leichtsinn derjenigen Schriftsteller, welche die Verfertigung der Jugendschriften für das leichteste und am wenigsten Kopf erfodernde Geschäfte halten. Er versichert, dass die Umarbeitung der zweyten Auflage ihm weit mehr Mühe und Arbeit gekostet habe, als die erste Ausarbeitung, weil „sich ein Ideal eines solchen Lehr- und Lesebuchs in seiner Seele gebildet hat, dessen Hauptzüge Gründlichkeit, Vollständigkeit, Präcision, Gedrängtheit und zugleich Popularität sind, und welches zu erreichen alle seine Kräfte gespannt waren." Der Vf. denkt zu bescheiden, als dass er es für vollkommen erreicht halten sollte. „Dabey ist freylich der Gedanke, dass etwas Vollendetes der Art auszuarbeiten selbst dem geschicktesten Meister jetzt noch *schwer* fallen dürfte, da die Materialien noch nicht alle ganz im Reinen sind, einigermasen für den beruhigend, der ein solches Werk unternahm, weil es doch immer besser ist, einem der ersten geistigen Bedürfnisse unsrer Zeit, so gut man kann, abhelfen, als gar nichts dabey zu thun."

Die wichtigste Veränderung der zweyten Auflage ist die Abtheilung in zwey Cursus für niedere und höhere Classen, wodurch die Brauchbarkeit des Buches zu dem bestimmten Zwecke unstreitig viel gewonnen hat. Das erste Lehrbuch, der *Katechismus der Vernunft*, ist nicht etwa ein Auszug aus dem vollständigen Lehrbuche, sondern es enthält die Hauptwahrheiten der Moral, Religion und Rechtslehre, *nur kürzer*, fasslicher, anschaulicher, wie es die Fähigkeit der Jugend von 10—14 Jahren erfodert, und ist zugleich so abgefasst, dass es als Vorbereitung sich an das vollständigere Lehrbuch genau anschliesst. Nach dem erstern wird der Unterricht katechetisch ertheilt, daher auch bis S. 14. jeder § in Fragen zergliedert ist; in dem zweyten soll der Lehrer seine Schüler immer mehr an den zusammenhängenden Vortrag gewöhnen. Das zweyte Lehrbuch ist für gebildetere Schüler in Bürgerschulen, für Gymnasien und zugleich für die Erwachsenen aus der unstudierten Classe, auch für gebildete Frauenzimmer bestimmt; und sollte die moralischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange, aus ihren ewig festen Gründen, nach ihrer vollständigsten Ausführung, und das alles ohne die Formeln der gelehrten Schulen (ausser da, wo sie leicht verstanden werden können und zur Verständlichkeit des Ganzen beytragen) darstellen; so dass, wer nun Lust und Beruf hätte, tiefer in das Wissenschaftliche einzudringen, unmittelbar hierauf das eigentlich gelehrte System studieren müsste. — Ausserdem sind auch noch manche Zusätze hinzugekommen, ohne dass die Bogenstärke vermehrt werden durfte. Der Vf. musste daher manche Kunstausdrücke, als Persönlichkeit, und manche schwerere Sätze mit aufnehmen, ohne welche andere nicht so bündig und bestimmt vorgetragen werden konnten.

Der Vf. setzt beym Gebrauch des Katechismus der Vernunft voraus, dass die Lehrlinge schon einige moralische Kinderschriften, z. B. von Salzmann, Rochow, Campe, oder den Gutmann von Thieme durchgelesen, dass Aeltern und Erzieher schon die sittlichen Begriffe gelegentlich in ihnen entwickelt haben. Denn, der erste Unterricht muss nach der richtigen Bemerkung des Vf. mehr fragmentarisch als zusammenhängend seyn. Wenn dieses vorausgegangen ist, dann kann dieser Katechismus dazu dienen, ihnen eine zusammenhängende, dem Alter angemessene Kenntniss zu geben. Es ist aber noch eine Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn der Vf. den systematischen Unterricht überhaupt erst für den zweyten Cursus verspart, und in diesem nur die sittlichen Begriffe sokratisch entwickelt, durch einzelne Beyspiele die moralische Urtheilskraft geschärft, das moralische Gefühl gestärkt, und von Pflichten nur diejenigen aber umständlich vorgetragen hätte, die auf das Verhältniss der Kinder die nächste Beziehung haben. Uns scheint dieses der natürlichere Stufengang zu seyn, bey dem auch nicht nöthig war, etwas vorauszusetzen, was noch so selten gefunden wird. So sehr der Vf. die Gabe der Fasslichkeit besitzt, so zweifeln wir doch, ob Kinder von dem bestimmten Alter alles fassen werden, z. B. das erste Gebot der Selbstpflichten: *erhalte deine Würde. Entehre dich nicht selbst*, welches die höchste Abstraction enthält, oder ob ihnen die Folgerung S. 21. wenn wir das Sittengesetz über alles achten, so sind wir jeder Person zu ihren guten und erlaubten Zwecken auch behülflich, einleuchten wird. Zweckmässig ist aber dieses, dass der Vf. die Gebote und Verbote, nebst den Verpflichtungsgründen, kurz angiebt, und dann die Anwendung in einzelnen Beyspielen zeigt, die meistens aus der wirklichen Welt schicklich gewählt sind. (Nur S. 34. passt das Beyspiel von Platos Reise nach Syracus nicht ganz als Beyspiel der Selbstveredelung.). Ungeachtet der Kürze, womit die Rechtslehre in diesem Cursus vorgetragen ist (S. 109—118.) gefällt sie Rec. doch weit mehr als die Religionslehre. Dort hat der Vf. auf eine leichte Art richtige Begriffe von dem gegeben, was Kinder wissen müssen und verstehen können; hier aber hat er, wie uns dünkt, nicht den rechten Weg getroffen, und daher war er in dem zweyten Cursus genöthigt, ihn zu verlassen. Es ist recht sehr gut, dass die Kinder frühzeitig auf die Natur und ihre zweckmässige Einrichtung aufmerksam gemacht werden, und diese Betrachtungen können allerdings ihren Geist für die Religionswahrheiten vorbereiten und empfänglich machen. Aber offenbar geht der Vf. zu weit, wenn er aus der Naturbetrachtung Eigenschaften Gottes herleiten will. Sein Räsonnement gründet sich auf nichts, als auf die Verwechselung der Begriffe *Zweckmässigkeit* und *Zweck*. Wilhelm, heisst es S. 89., hatte nun einen ziemlich deutlichen Begriff von der

 Zwek-

Zweckmäſsigkeit im Ganzen und in den einzelnen kleinſten Theilen der Welt erhalten, — da er nun wuſste, *daſs, wo Zwecke ſind, auch ein Wille und Vernunft gedacht werden müſſe: ſo erkannte er in der ganzen Welt die Vollkommenheit des Geiſtes, von welchem das alles herkommt.* — S. 91. wird die *Einheit* Gottes aus dem Zuſammenhang aller Theile zu einem Ganzen geſchloſſen. „Wer das eine Ding gemacht hat, muſs nothwendig auf das andere Rückſicht genommen haben; und konnte er eins machen, ſo brauchte er auch zu dem andern nicht fremder Hülfe." Womit will der Vf. dieſe Schluſsart rechtfertigen? Vorher hieſs es: „freylich ſehen wir noch nicht alles ein, es ſcheint uns ſogar manches ſchädlich; allein wir können nicht das Ganze beurtheilen." Widerſpricht das nicht dem Erſten?

Das *vollſtändigere Lehrbuch* enthält, wie der Katechismus nach einer allgemeinen Einleitung 1) die *Pflichtenlehre*, welcher noch die moraliſche Klugheitslehre zur Abwechſelung des Vortrags in einem Briefe und einem Geſpräche beygefügt iſt; 2) die *Religionslehre;* 3) die *Rechtslehre.* Alle dieſe Theile ſind mit unverkennbaren Fleiſse und ſteter Hinſicht auf ſein Ideal ausgearbeitet. Die Pflichtenlehre und Klugheitslehre nimmt den ganzen erſten Band ein. Die Pflichten werden eingetheilt in Selbſtpflichten und in Pflichten gegen andere; und beide auf die vier Hauptmomente, Achtung, Erhaltung, Veredlung, Beglückung zurückgeführt; in der zweyten Abtheilung wird ſodann auch von den Pflichten beſonderer Verhältniſſe gehandelt. Dieſer Theil der angewandten Moral iſt noch nicht vollſtändig bearbeitet; um ſo mehr Dank verdient der Vf. für das, was er hier darüber geſagt hat. Er verſpricht aber noch ein beſonderes Werk darüber in der Form eines moraliſchen Wörterbuchs. Einige Pflichten der Art, z. B. welche das Verhältniſs der Aeltern und Kinder, der Geſchwiſter und des Geſindes betreffen, hätten hier nach dem beſondern Zweck des Vf. noch ausführlicher behandelt werden ſollen. Die vier Hauptpflichten jeder Abtheilung ſind übrigens mit zweckmäſsiger Ausführlichkeit erörtert; der Verbindungsgrund, das Verhältniſs zu andern Pflichten, Umfang und Grenzen, Anwendung der Pflicht, die daraus herflieſsenden Tugenden und Scheintugenden, die Grade der Reinheit, Hinderniſſe, Bewegungsgründe, Hauptverſündigungen dagegen, ihre Verlarvung, Veranlaſſung, Entſchuldigung, Beſchönigung, nachtheilige Folgen werden dabey nach dem Muſter der Schmidiſchen Moral ſehr lehrreich entwickelt. Die Pflicht der Wahrhaftigkeit ſteht wohl nicht ganz paſſend S. 180. unter der dritten Hauptpflicht gegen andere, Veredelung. Daſs hier und da Stellen der Claſſiker und deutſcher Dichter an paſſenden Orten angeführt werden, iſt ſehr zu loben. So ſehr übrigens Rec. das Beſtreben des Vf., Popularität mit Gründlichkeit und ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit zu verbinden, ehret, ſo muſs er doch geſtehen, daſs eben daſſelbe ihn zuweilen zu einer gewiſſen Aengſtlichkeit und zur Ueberſchreitung der Grenzen des Jugendunterrichts verleitet zu haben ſcheint. Ein Beyſpiel von dem erſten iſt S. 62., wo der Gegenſtand des Moralgeſetzes, oder die Materie des moraliſch Handelns beſtimmt werden ſoll. Beyſpiele von dem zweyten ſind S. 25., wo der Vf. zeigen will daſs die Handlungen aus einem doppelten Geſichtspunkte als frey und als nicht frey betrachtet werden können, um den Einwurf des Determiniſten gegen die Freyheit abzuweiſen, eine Sache, welche die Faſſungskraft derer, für welche das Lehrbuch beſtimmt iſt, unſers Bedünkens überſteigt, und daher, weil es doch nicht recht deutlich gemacht werden konnte, der wiſſenſchaftlichen Moral überlaſſen bleiben muſste; S. 252. §. 26. wo zum Beweiſe, daſs jeder Menſch ſeinen eignen, nicht bloſs den allgemeinen Charakter der Menſchheit habe, der Satz der theoretiſchen Philoſophie, es gebe keine zwey völlig gleichen Dinge in der Welt, angeführt wird; ſo auch §. 27. die Unterſcheidung des Menſchen als Phänomenon und Noumenon. Sonſt haben wir nicht leicht eine Stelle gefunden, in der man Beſtimmtheit vermiſste.

Die Religionslehre und Rechtslehre macht den zweyten Band aus. In der letzten iſt der Vf. ganz Kants Anfangsgründen gefolgt; man kann ſie als einen populären Auszug dieſes Werks betrachten, welcher ſich durch ſeine Faſslichkeit empfiehlt. Durch viele eingeſchaltete Tabellen wird die Ueberſicht des Ganzen und der Theile ſehr befördert. Ueber die Religionslehre müſſen wir mehreres, das uns auf den Herzen liegt, zurückbehalten, theils weil dieſe Anzeige ſchon etwas weitläuftig gerathen iſt, theils weil es überhaupt Schwierigkeiten betrifft, welche des Vf. Darſtellung mit andern gemein hat. Das Leben und die Charakterſchilderung *Gellerts* und *Morus* beſchlieſsen dieſes nützliche Buch, welches zur ſittlichen Veredelung der Menſchheit gewiſs ſehr viel beytragen wird, und daher auſser dem häuslichen Gebrauche in allen Bürgerſchulen und Gymnaſien eingeführt zu werden verdiente.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Januar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Frankfurt am Main, in Comm. b. Macklot: *Sustentationsgeschichte der Kaiserl. und Reichskammer-Gerichtskanzley*, nebst einigen Verbesserungsvorschlägen. 1797. 124 S. 4.

2) Ohne Druckort: *Vorschläge wie dem Nothstand der Reichskammer-Gerichtskanzley abzuhelfen?* 1797. 31 S. 8.

Die Verbesserung der bisher sehr precären blofs von ungewissen Sporteln abhängenden Sustentation der Kammergerichtlichen-Kanzley war bekanntlich schon ein Berathungsgegenstand bey der letzten Visitation, worüber der Bericht des Kammergerichts durch den Reichs-Schlufs von 1775 erfodert, auch nachher durch den ferneren Reichs-Schlufs von 1788 erinnert ward. Dieser Bericht ist zur Zeit noch nicht erstattet. Immittelst ist der Nothstand der Kanzley, welche schon vorhin seit 1732, da die Besoldungen um ein Drittheil erhöhet wurden, beträchtliche, dermalen auf 48,324 Rthlr. angeschlagene, Rückstände zu fodern hatte, durch den letzten verderblichen Krieg aufs höchste gestiegen. Die jährliche Besoldung erfodert 6970 Rthlr. 70 Kr. und die anderen Kanzley-*Ausgaben* 800 Rthlr. — Die dazu bestimmte Taxeinnahme sank schon im Jahre 1794 auf 5358 Rthlr. und im Jahre 1796 auf 4600 Rthlr. — Die Kanzley wandte sich daher im Nov. 1796 an das Gericht, und bat, zu Abhelfung ihres dringenden Bedürfnisses, um den Vorschufs eines Capitals aus den alten Depositen, gegen Verschreibung der Taxgefälle. Weil aber hierauf keine Resolution erfolgte; so sah sie kein anderes Rettungsmittel, als sich an die gesetzgebende Behörde selbst zu wenden. Sie schickte den Protonotarius *Hoscher* nach Regensburg ab, um die Sache dort unmitelbar zu betreiben. Dieser Vorgang gab die Veranlassung zu den bemerkten beiden Abhandlungen.

Nr. 1. ist die von gedachtem Hoscher darüber verfertigte ausführliche Deduction, welche, naeh Vorausschickung seiner vollständigen Sustentations-Geschichte, den gegenwärtigen Nothstand der Kanzley, und überhaupt die Geringhaltigkeit ihrer nicht verhältnissmäsig erhöheten Besoldungen, sehr lebhaft schildert, und a) als eine ausserordentliche Aushülfe zu Tilgung der Rückstände, die herrenlos gewordenen alten *Deposita* vorschlägt, demnächst b) für die Zukunft, zu einer verhältnissmäsigen Besoldungs-Zulage, zwey Mittel, nämlich die Einführung *neuer Sporteln in Extrajudicial-Sachen* und die alsbaldige *Eintreibung der Completur-Gebühren*, in Vorschlag bringt, wodurch die Taxeinnahme füglich bis auf 11,600 Rthlr. jährlich erhöhet, und — wenn die Reichsstände dazu noch jährlich einen milden Beytrag von 5000 Rthlr. — statt der bisher von den Anwälden meist unrichtig angesetzten sogenannten Martinigeschenke, hinzufügen wollten, — die Besoldungen bis auf das *Duplum* vermehrt werden könnten. Merkwürdig ist es, dass der Kanzleyverwalter (der Repräsentant des Erzkanzlers), so lange das Gericht und die Kanzley aus einer Casse besoldet wurden, gerade eben so viel als ein Assessor an bestimmter Besoldung, nämlich 400 Gulden, überdies freye Wohnung in dem Gerichtshause, und, so wie heut zu Tage, auch Commissionsgebühren, bey den nicht selten vorfallenden Commissionen zu beziehen hatte, mithin noch besser als ein Assessor stand, daher in älteren Zeiten Beyspiele vorkommen, dass Assessoren ihre Stelle resignirten, um Kanzleyverwalter zu werden. Ein *Protonotarius* hatte damals nur ein Viertheil weniger als ein Assessor; ein Notarius halb so viel etc. Die schon im J. 1530 erfolgte Trennung der Besoldungscasse aber brachte in der Zeitfolge das heutige grosse Unverhältniss hervor, weil die der Kanzley angewiesene Taxeinnahme nicht beträchtlich erhöht werden konnte, weshalb selbst die von dem Herrn Erzkanzler im J. 1732 bewilligte Erhöhung der Kanzleybesoldungen um ⅓ gröfstentheils idealisch, und die Veranlassung der seitdem so hoch angeschwollenen Rückstände war. Die Vorschläge des Vf. haben daher die gröfste Billigkeit für sich, wir wünschen nur, dass sie bey den dermaligen traurigen Zeiten vollen Eingang finden. Die Schrift wird übrigens, wegen der genauen und vollständigen historischen Darstellung, woran es bisher fehlte, einen bleibenden Werth behalten.

Nr. 2. enthält die darauf sich beziehende Anträge des Oesterreichischen Directorial-Gesandten Freyherrn von Fahneberg. Darinn wird eine abermalige Erhöhung der Kanzleytaxe aus triftigen Gründen widerrathen, und statt derselben, zur Ergänzung des in Friedenszeiten etwa 2000 Rthlr. — jährlich betragenden *deficit*, ein *subsidiarischer Reichsanschlag* für ausführbarer angesehen, jedoch vor der Hand davon abstrahiret, weil eine bereite ergiebige Hülfsquelle in dem auf 50,000 Rthlr. betragenden, auf Zinsen ausgeliehenen Ueberschufs der Kammergerichtlichen-Sustentationscasse vorhanden sey; daher, zu Abhelfung des gegenwärtigen dringenden Nothstandes, eine *provisorische Anweisung* auf diese Gelder in Vorschlag gebracht, hiernächst die durch den Krieg verarmten Copisten

pisten und Kammerboten den Reichsständen zu einer milden Gabe empfohlen. Zu Tilgung des grossen Besoldungs-Rückstandes werden nicht die alten *Deposita*, sondern die alten Kammerzieler-Rückstände (sogenannten alten *Ausstandstermine*) für dienlich erachtet. Dem Vernehmen nach soll auch schon eine provisorische Verfügung *in circulo* beschlossen worden seyn. Die Hauptentscheidung ist erst nach Eingang des Kammergerichtlichen Berichts zu erwarten.

Nürnberg, in d. Steinischen Buchh.: Bemerkungen über den *Luxus*, *Luxusauflage und deren Gegenstände*, vornehmlich *politischen* und *kameralistischen Inhalts*. Von D. *Johann Lorenz Dorn*, Advocat und Syndicus der Reichsstadt Nürnberg. 1797. mit der Vorr. 10½ Bog. 8.

In wenig Bogen viel Wahres und Nützliches über einen das Wohl oder Wehe des häuslichen Zustandes und selbst ganzer Staaten betreffenden Gegenstand. Der enge Raum erlaubte nicht, denselben in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Theilen zu behandeln. Auch war dies nicht des Vf. Absicht. Er wollte vielmehr einen richtigen Begriff des Luxus festsetzen, seine wahren Quellen aufsuchen, und bezeichnen, die ihm eigenthümlichen Wirkungen kenntlich, und auf einige nicht genug geachtete Hülfsmittel aufmerksam machen. Dies alles hat der Vf. in seinen Bemerkungen so geleistet, dass sie unter den zahlreichen Schriften über den Luxus einen vorzüglichen Platz verdienen.

Von den drey Abtheilungen des ganzen Vortrages ist der *erste* allgemeinen Bestimmungen des Luxus und seiner Gegenstände gewidmet. Mit logischer Richtigkeit hat der Vf. zuförderst sowohl den objectiven, als subjectiven Begriff des Luxus festgesetzet, und hieraus den Zweck, die directen und indirecten Mittel, und wesentlichen Eigenschaften und Kennzeichen desselben entwickelt. Nach dem Vf. besteht der Luxus „*in dem Aufwande auf Sachen, die* „*einen solchen Grad der Bequemlichkeit und des Lebens*„*genusses bezwecken, der für unsere individuelle Lage,* „*und ohne Nachtheil unserer physischen, bürgerlichen* „*und intellectuellen Existenz, entbehrlich ist;*“ die Dinge, die als Gegenstände des Luxus betrachtet werden können, „*haben demnach einen gewissen Grad der* „*Entbehrlichkeit, der Seltenheit und der Feinheit; je*„*doch nur allemal relativ, nie absolut.*“ —

Die *zweyte Abtheilung* handelt von der Besteurung des Luxus im Allgemeinen. Gründlich wird hier erwiesen, dass Auflagen auf die Gegenstände des Luxus überhaupt alsdann nur anwendbar und einem Lande zuträglich sind, wenn sie folgende Vortheile bewirken: dass sie nur den Ueberfluss treffen, und den Armen nicht zur Last fallen, nach eines jeden Vermögen und Reichthume eingerichtet, und dadurch mit dem Grundsatze der gerechten Gleichheit vollkommen übereinstimmend sind; wenn ferner ihre Abtragung auf eines jeden Belieben und Willkühr beruhet, und sie selbst folglich vermeidlich sind; wenn sie auch den Verschwender dem Staate nützlich zu werden zwingen, und theils denjenigen treffen, den sie treffen sollen, theils zu rechter Zeit, weder zu früh, noch zu spät, erfolgen. Nach Aufzählung dieser aus dem Wesen der Luxusauflagen unmittelbar entspringenden Vortheile, werden diejenigen bezeichnet, die durch die schickliche Art der Erhebung, mittelbar oder unmittelbar zu erlangen sind; sodann folgen über jene sowohl, als über diese, nähere Bestimmungen und nöthige Einschränkungen; hierauf Beantwortung einiger Einwürfe dagegen; und zuletzt 7 aus der obigen Untersuchung hergeleitete Regeln, welche in der Anwendung und Erhebung der Luxusauflagen beobachtet werden müssen.

Eine hieher gehörige, aber nicht angeführte allgemeine Regel scheint Rec. diese zu seyn: dass eine Sache um so mehr mit Imposten zu belegen sey, je mehr und leichter der häufige Gebrauch derselben der Sittlichkeit, oder der Gesundheit zum Nachtheile gereichet; je mehr dadurch ein wohl geordnetes Verhältniss der Stände des bürgerlichen Lebens gegen einander verrückt; je mehr sie als ausländisches eingeführtes Natur- oder Kunstproduct, dem Nahrungserwerbe der producirenden Classe der Einwohner eines Staats schadet; je mehr endlich der Luxus dabey blos in dem verzehrenden Genuss eines wahren oder eingebildeten Wohlgeschmacks bestehet.

Zur Erläuterung jener vorausgeschickten Theorie durch einzelne Beyspiele und Muster wird dieselbe in der *dritten* Abtheilung auf Sachen des Luxus als Gegenstände der Auflage, zuförderst überhaupt und hiernächst in zwey folgenden besonderen Abschnitten auf einige einzelne Sachen des Luxus angewendet; und zwar zuerst in Rücksicht auf mittelbare und dann auf unmittelbare Auflagen, jene durch Accise, diese durch Taxe, auch zum Theil durch Accise. Hierzu sind im ersten Abschnitte Caffee, Zucker, Thee und Taback, und im zweyten Spiel und Spielmaterialien, öffentliche Ergötzungen und Lustbarkeiten, Landhäuser und Lustgärten, Hunde, Kutschen und Pferde, Gesinde und Hagestolzen gewählet worden. Alle diese Gegenstände, besonders aber den letztern, hat der Vf. mit grosser Behutsamkeit, mit Anführung und sorgfältiger Prüfung der wichtigsten Gründe für und wider ihre Besteurung, mit genauer Bestimmung der Grenzen solcher Steuern, und mit hieraus gefolgerten zweckmässigen Vorschlägen behandelt.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Magazin für das Jagd- und Forstwesen* von M. *Friedrich Gottlob Leonhardi.* Erster Heft. 1796. 28 S. gr. 4. mit VI Kupfern. Zweytes Heft. 59 S. VI Kupfern. (2 Rthlr.)

Die Veranlassung zu dieser Zeitschrift nahm Hr. L. zu Leipzig aus andern in die Forstkunde in unsern Zeiten herauskommenden Zeitschriften; und hat dabey die Absicht, das Jagdwesen, als einen Zweig der Forstwissenschaft zu bearbeiten, zugleich aber diese, so

weit

weit sie Einfluss auf die Jagd hat, mitzunehmen. Er giebt daher in dem ersten Heft vorläufig eine kurze Geschichte der Jagd bey den Alten, und beschreibt sodann in Nr. II. einen Vogelheerd mit hohen Strauchwerk zum Fangen der Krammetsvögel, Drosseln, Ziemer, Amseln, Seidenschwänze und Gimpel etc. Dabey ist der Strauchheerd wie gewöhnlich; nur stecken um denselben Stangen mit Kloben und numerirten Fähnlein, welche durch Schnüre, die über Rollen laufen, zugezogen werden können. Die Schnüre gehen 3 Ellen vom Boden ab, und laufen in der Hütte in einem Register auf, das die nämlichen Numern, wie die Fähnlein hat, damit man sich nicht im Ziehen irre. In der Gegend des Rec. fängt man alle oben genannte Vögel, in dem gewöhnlichen Strauchzeug; nur die kleinere Gattung der Singvögel wird mit Kloben gefangen. Nr. III. giebt eine kurze Naturgeschichte einiger den Laubhölzern schädlicher Raupen, und Nr. IV. betrachtet die weissblühende Acacie. Nr. V. beschreibt einen Rückheerd auf Sauen in der Kursächsischen Wildbahn, und Nr. VI. schliesst das erste Heft mit der Beschreibung des Neufoundländischen Jagd- und Haushundes.

In dem 2ten Heft giebt der Vf. zuförderst in gedrängter Kürze die ältere Geschichte der Jagd bey den Deutschen, und bemerkt in Nr. II. und Nr. IV. einiges über das Haasen- und Hauptjagen. Nr. III. erläutert den in Heft 1. Nr. V. beschriebenen Rückheerd auf Sauen, wenn bereits gerückt worden ist. Nr. V. und VI. behandelt die Naturgeschichte des Zucker-Ahorns und Silberfasans, wozu Nr. VII. noch die Erklärung des Fasanenfanges und einer Fasanen-Fütterung liefert. Den Beschluss dieses Hefts macht mit Nr. VIII. der Barbet oder Wasserhund. Die Kupfer zu diesen Heften sind alle deutlich gezeichnet und gut gestochen, und die Illumination gut ausgefallen.

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Preisschrift, über die von der Königl. Schwedischen Patriotischen Gesellschaft zu Stockholm aufgegebene Frage: welche sind die rechten und allezeit geltenden Regeln, die bey der Einführung der Circulation des Ackerbaues oder Koppelwirthschaft in Acht zu nehmen sind?* Herausgegeben von *J. C. Fischer*, Hannöverschem Cammer-Conducteur, welchem von der Gesellschaft der höchste Preis zuerkannt worden ist. 1797. 7 Bog. 8.

In der vorausgeschickten Einleitung befinden sich allgemeine Nachrichten von der Koppel- und Schlagwirthschaft in den Herzogthümern Holstein, Mecklenburg und Lauenburg, von ihrem Unterschiede und Ursprunge, Bemerkungen über den Nutzen solcher Wechselwirthschaft, vorzüglich in dem nördlichen Deutschland, und hierauf der Plan der Abhandlung. Dieser ist in 6 Kapitel, mit deren Vertheilung in 33 §§. ausgeführet.

Das *1ste Kap.* enthält die Regeln, die bey der Einführung einer Koppelwirthschaft von Seiten des Staats zu beobachten sind. Diese bestehen darin, dass, in Hinsicht auf die Bevölkerung, die Leibeigenschaft aufgehoben, die übermässige Vergrösserung der Höfe verhütet, und von den einzukoppelnden Grundstücken den Brinksitzern so viel, als zur Führung eines Haushalts nöthig, zugetheilet werde, auch ein anderer Theil zur Ansetzung neuer Anbauer bestimmet bleibe; dass, im Betreff der künftigen Benutzung der Koppeln, diese mehr auf die Vergrösserung des Getreidebaues, als der Viehzucht, gerichtet, jedoch diese mit jenem in ein richtiges Verhältniss gesetzet, dass ferner, in Absicht der Cultur, deren möglichste Erhöhung befördert, auf die Beybehaltung hinlänglicher Holzungen, auf die Abtheilung und Anlage der nöthigen Wege, auch etwanigen Canäle, auf die Festsetzung der Abgaben in richtigen Verhältnissen, und auf die Wiedererstattung der von dem Staate für die Verkoppelung vorgeschossenen Kosten Bedacht genommen werde. — Das *2te Kap.* giebt die Regeln an, die sich auf das Interesse des Privatmanns beziehn. Dahin wird gerechnet: eine solche bequeme Eintheilung seiner Arbeiten zur Cultur der Koppeln, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, dass er dadurch einen reichlichen Ertrag mit wenigen Kosten erlanget, hierbey ein solches Verfahren, dass alljährlich eben so viel schlechtes, als gutes Land mit gehörigem Dünger bestellt, hiernach die Eintheilung der Koppeln gemacht, und auf diese Art ein möglichst gleichförmig bleibender jährlicher Ertrag bewirket werde; die Verhütung aller Hindernisse in der freyen Cultur zur Vergrösserung des Nutzens; die den steuerpflichtigen Unterthanen zu verwilligende 3 bis 6 jährige Befreyung von den öffentlichen Abgaben; und die im Anfange der Einführung der Koppelwirthschaft nöthige Beybehaltung der bisherigen Getraidearten und die deshalb anzuwendende Vorsicht. — Das *3te Kap.* beschreibt das Verfahren bey der Untersuchung der zu verkoppelnden Feldmark und der darauf folgenden Vermessung. Man soll zuförderst die Gemeinheiten und Servituten aufheben; sodann untersuchen, in welchen Verhältnissen der Ackerbau und die Viehzucht zu betreiben sey. Die bey den Städten gelegenen Getreidefelder, wenn sie immerfort bestellt worden, sollen nur alsdann, wenn sich grosse Gemeinheiten darunter befinden, verkoppelt werden. Vor allen sollen alle Grundstücke vermessen, darauf die Grenzen der verschiedenen Gemeinheiten bestimmt, und die Aequivalente dafür ausgemittelt werden. Es sollen, wo es nöthig, Canäle gezogen, die zu enge zusammenstehenden Wohnhäuser in den Dorfschaften aus einander gelegt, und auf die Anlage und Einrichtung der etwa nützlichen Wiesenwässerung und auf die verhältnissmässige Vertheilung der Abgaben Bedacht genommen werden. Das *4te Kap.* betrifft die Anzahl Koppeln. Hier wird zuerst angegeben, was von der in Koppeln zu legenden Feldmark abzusetzen, und zu andern Endzwecken vorzubehalten sey, und hiernächst in 15 Modellen gezeigt, wie die Feldmarken, nach der Verschiedenheit ihrer natürlichen Beschaffenheit und der

Absicht ihrer Benützung, auf mannichfaltige Art, von 5 bis zu 12 Koppeln, zu vertheilen sind. — Nach den im 5ten Kap. ertheilten Regeln ist die Vertheilung in die einzelnen Koppeln von einem nicht nur der Feldvermessung, sondern auch zugleich der Landwirthschaft kundigen Manne zu verrichten und jedem Interessenten sein Antheil, in Gemäsheit der darüber hinzugefügten Grundsätze, zu bezeichnen und anzuweisen. — Den Beschluss macht das 6te Kap. mit noch ein paar allgemeinen, das Verfahren bey der Einführung einer Koppelwirthschaft zu befolgenden Regeln: der erste für die Inhaber der Koppeln, und der letzten für den Staat. Jene sollen von dem Verhältnisse ihrer bisherigen Aussaat und von den von ihnen sonst bestellten Getraidearten nicht sogleich anfangs abweichen, und von ihren alten Aeckern die gehörige Folge der Saat vorerst und bis zur Zubereitung ihrer Koppeln geniessen. Dem Staate soll der Ersatz der zu verwilligenden Freyjahre und herzugebenden Kosten, theils durch jährliche Zahlungen in kleinen Summen von den Interessenten, theils durch einige Erhöhung der Abgaben zur Berichtigung der Zinsen, und theils durch die Ansetzung neuer Anbauer und die von denselben zu erhebenden Abgaben ersetzet werden.

Alles dies gilt von dieser Preisschrift. Was in dieser Schrift über die Aufhebung der Gemeinheiten und Servituten, die Abtheilungen der landesherrlichen und Privatholzungen, das nach der Zahl der Morgen, oder der Tonnenausfaat füglich zu bestimmende Verhältniss der Viehzucht gegen den Ackerbau etc. gesagt wird, besteht in flüchtig hingeworfenen Fragmenten von allgemein und längst bekannten Grundsätzen. Nach der Rubrik des 3ten Kap. soll die Vermessung der zu verkoppelnden Feldmark *erst nach ihrer vorgängigen Untersuchung folgen*; in dem §. 18. hingegen wird ausdrücklich und richtiger festgesetzt: „dass bey der zur Verkoppelung bestimmten Feldmark eine genaue Vermessung aller ihrer Theile *das erste Geschäfte* seyn — und darüber „ein Register verfertiget werden müsse — damit die „*darauf folgende Untersuchungscommission* sogleich alles zur Hand habe." Fürwahr, ein sehr auffallender Widerspruch! Die bekannten Vorschriften wegen der anzulegenden Canäle und Wege, wegen der vorerst beyzubehaltenden bisherigen Aussaaten, wegen verhältnissmässiger Besteurung etc. werden ohne alle neue und erhebliche Zusätze, wiederholt. Dafür ist jedem Kapitel ein mit trivialen Gemeinsprüchen angefüllter Paragraph als Einleitung vorgesetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Erfurt*, b. Keyser: *Ohnmassgebliche Vorschläge zum allgemeinen literarischen Frieden*, als Beförderungsmittel *zur Dauer und Sicherheit des bevorstehenden politischen Friedens*. 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Der Vf. behauptet in ganzem Ernste, weil der Einfluss der Schriftsteller, auf die öffentliche Meynung unleugbar sey, eine Classe derselben, die *gesetzgebende Macht* zu seyn, sich öffentlich rühme, und alle Volksschriften jetzt politischen Inhalts wären, die Schriftsteller also *ein so groses Wort* in den politischen Gang der Völker zu reden hätten; so folge von selbst, dass der literarische Friede die *conditio sine qua non* von der Dauer des politischen Friedens sey und seyn müsse. (Wie dieses aus allen jenen unbestimmten und zweydeutigen Prämissen folgen soll, begreifen wir nicht.) Die Grundlage dieses literarischen Friedens soll ein *vorläufiger Waffenstillstand* seyn, bey welchem der Schriftsteller weiter nichts als das Ehrenwort zu geben brauche, *sein Maul zu halten* über Dinge, die ihn nichts angingen; er soll der *Politik* entsagen, den Monarchismus seine Fehde mit dem Republicanismus ausmachen lassen, ohne sich dem einen oder dem andern als Alliirten aufzudringen, und aus literarischen Fehden über Thesen keine *persönlichen* Befehdungen machen. Er ermahnt die Schriftsteller, seinen Vorschlag zu einem ewigen literarischen Frieden bald von selbst zu realisiren, weil sie sonst auf eine nicht sehr ehrenvolle Art dazu genöthiget werden dürften. Er tadelt die Fürsten, dass sie sich nicht eben der Zwangsmittel gegen die Schriftsteller bedienten, wie es unter Robespierre und noch jetzt der Fall in Frankreich sey, und dass sie nicht auch, so wie die Franzosen zum Behuf ihrer Republik, *Normalschulen*, worin das Volk zur Monarchie gebildet und die *Lehrfreyheit* eben so, wie die *Pressfreyheit* unserer deutschen Demokraten, *diesem grossen pädagogischen Gedanken untergeordnet* würde, errichteten. Gegen das Ende zwingt die gesunde Vernunft unsern Vf. etwas inconsequent zu werden, und es selbst für ein edles Menschenrecht zu erklären: Wahrheit laut, aber mit Decenz und Vorsichtigkeit im Ausdruck mit Fürsten, Völkern und Privatpersonen reden zu dürfen; er verfällt aber bald wieder in seinen vorigen Ton und seine unbestimmte Art zu reden, wenn er unter andern hinzufügt, dass weisen und nützlichen Rath ertheilen, den Regierungen richtige Fingerzeige über wesentliche *Constitutionsgebrechen* zu geben, etwas anders sey, als *an diesen Constitutionen selbst* zu *klippern* und sie unter *stumpfe Messer* zu nehmen etc. Aus dieser Darstellung des Inhalts, bey welcher wir nichts wesentliches übergangen haben, ergiebt sich von selbst, dass dem Vf. die Ausführung seiner Idee ganz verunglückt sey. Es ist in der ganzen Schrift nicht von *gegeneinander streitenden* politischen Schriftstellern, sondern nur von solchen die Rede, die auf eine unanständige Art gegen unsere Fürsten und Regierungen schreiben. Diesen aber Vorschläge zur Stiftung eines literarischen Friedens unter einander selbst zu thun, ist eben so absurd, als einen solchen Frieden zu einer *Conditio sine qua non* des bevorstehenden politischen Friedens zu machen. Der Realisirung dieses übel ausgedachten Vorschlags bedürfen die Frieden schliessenden Mächte nicht, um den Frieden dauerhaft zu machen, da sie jedem indecenten politischen Marktschreyer das Handwerk zu legen berechtiget sind. Man sieht aber wohl aus dem Tone und Geiste des Ganzen, dass es dem Vf. nicht sowohl um eine ernsthafte, gründliche und geschickte Ausführung seines Thema, als vielmehr blos darum zu thun war, den alten verlegenen Einfall, dass die Denk- und Pressfreyheit über Gegenstände des Staatsrechts, der monarchischen Verfassung höchst schädlich und daher einzuschränken sey, einmal in einer andern Form wieder an den Mann zu bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

Jena, Leipzig u. Marburg, in der neuen akademischen Buchhandl.: *Grundriss der Logik*, von *Carl Christian Erhard Schmid*, Prof. der Philos. zu Jena. 1797. 310 S. 8. (20 gr.)

Dieses Lehrbuch, welches die allgemeine reine und angewandte Logik in sich fasst, ist von seinem *Vf.* eben so ausführlich als gründlich ausgearbeitet worden. Es ist ihm nicht genug gewesen, die bereits vorhandenen Lehrbücher der Logik in eine andere äussere Form zu giessen, sondern er hat das, was ihm eignes Nachdenken über die Formen des Denkens gelehret haben, von neuem zu Tage gebracht, wie aus sehr vielen Definitionen und Erklärungen, die er auf seine eigene Weise gebildet hat, und aus mehrern Sätzen, die man bey andern entweder gar nicht, oder doch nicht so ausführlich entwickelt antrifft, erhellet. Was insbesondere den Inhalt betrifft, so halten wir dafür, dass hier vieles in das Gebiet der Logik gezogen worden, das eigentlich nicht hinein gehöret, und dem Lehrer auch die bequeme und unübereilte Vollendung der halbjährigen Vorlesungen über diesen Theil der Philosophie sehr erschweren und vielleicht gar unmöglich machen möchte; obwohl es in anderm Betrachte den Anfängern in der Philosophie ganz nützlich seyn kann. Wir rechnen hierher *die Einleitung in die Philosophie überhaupt* und *die reine Theorie des Vorstellungs- und des Erkenntnissvermögens*, die, da sie es mit Objecten des Denkens und nicht mit dem Denken unmittelbar selbst zu thun haben, zur reinen materiellen Philosophie und insbesondere zur Kritik der reinen Vernunft gehören. Die Einleitung in die Philosophie überhaupt, kann dem Anfänger in der Logik nur insofern Hülfe leisten, als sie ihn diesen Theil der philosophischen Wissenschaften von den übrigen unterscheiden lehrt; dazu bedarf es aber keiner vollständigen Einleitung in die gesammte Philosophie; da er nur zu wissen braucht, wie sich die Logik, als reine formale Philosophie zur reinen materiellen überhaupt verhält, welches in der Einleitung zur reinen Logik selbst kürzlich gesagt werden kann. In wiefern Lehren aus den Theorien des Vorstellungs- und Erkenntnissvermögens etwa zur nähern Bestimmung eigentlich logischer Materien behülflich seyn könnten, (wiewohl wir, eben darum, weil die Gegenstände der formalen und materialen Philosophie, als solche, gar nichts mit einander gemein haben, nicht glauben, dass eine jener Lehren hierzu etwas beytragen kann) würden diese Bestimmungen, Erläuterungen, weiteren Ausführungen, bey aller ihrer Heterogenität mit dem vorliegenden Gegenstande der Logik, bequemer in Anmerkungen beyzubringen gewesen seyn. Die Anordnung der Materien der eigentlichen Logik ist die, dass der Vf. in der *reinen Verstandeslehre* die Lehre von den Begriffen, in der *reinen Vernunftlehre* die Lehre von den Ideen, und in der *reinen Theorie der Urtheilskraft überhaupt* das allen Urtheilen gemeinschaftliche, und in den beiden besondern Abtheilungen dieser Theorie, nämlich in der *Theorie der verständigen Urtheilskraft* die Lehre von den unmittelbaren Urtheilen, und in der *Theorie der vernünftigen Urtheilskraft* die Lehre von den mittelbaren Urtheilen oder Schlüssen; endlich in der *Theorie der Wissenschaft* das, was gewöhnlich die Methodenlehre genannt wird, vorgetragen hat. In der reinen Verstandeslehre sind die Begriffe nach ihrem Inhalte, ihrer Form und ihrem Umfange und nach den Verhältnissen ihres Inhalts, Umfangs und ihrer Form eingetheilt. Da die Eintheilungsgründe der Begriffsarten nicht von den Functionen des Denkens hergenommen sind, so ist man nicht gewiss, ob ihre Anzahl erschöpft ist. Man vermisst auch hier die klaren, verworrenen und deutlichen Begriffe. Auch sind nicht alle Begriffe, die hier durch ihren *Inhalt* bestimmt werden, solche, die lediglich nach diesem Eintheilungsgrunde sich bestimmen lassen, z. B. die positiven und negativen, absoluten, relativen, nothwendigen und zufälligen Begriffe, wovon die vier erstern zu den Relations-, die zwey letztern aber zu den Modalitätsbegriffen gehören, alle folglich nicht unmittelbar durch den Inhalt bestimmbar sind, welches nur bey den Begriffen der Quantität statt findet. Auch die Verhältnissbegriffe sind nach der Materie (Inhalt und Umfang) und der Form bestimmt. Dieses konnte aber natürlicher, einfacher und den Gesetzen des Verstandes selbst angemessener durch die hier allein möglich anwendbaren Verhältnissarten, Vergleichung (Einerleyheit und Verschiedenheit) und Verknüpfung, geschehen. Eigentlich ist es weder der Inhalt und Umfang noch die Form, aus welchen sich die Verhältnissbegriffe ursprünglich und unmittelbar herleiten lassen, da diese, als solche, lediglich durch die Natur des Verhältnisses selbst bestimmt werden müssen. Von Begriffen, deren Verhältniss ihre Form beträfe, im Gegensatz mit solchen, bey welchen ein Verhältniss bloss in Ansehung der Materie einträte, wissen wir uns keine klare Vorstellung zu machen; das Verhältniss ist schon eine Begriffsform und die Form einer Form zu denken, quält sich der Verstand vergeblich. Auf diese Art der Eintheilung

theilung der Begriffe nach Inhalt und Umfangt scheint der Vf. durch den §. 133 selbst ausgedrückten Satz geleitet zu seyn: „*die Form der Begriffe* gründet sich, als Verknüpfung *überhaupt*, in dem Grundgesetze des Denkens. Allein die bestimmte *besondere Form* der Begriffe ist nach Verschiedenheit ihrer Materie, d. h. ihres Inhalts und ihres Umfangs verschieden." Diese letztere Behauptung dürfte sich aber schwerlich rechtfertigen lassen. Was es immer für Begriffe seyn mögen, entweder solche, die die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes durch sich selbst darbieten, oder solche, die aus der Anwendung der reinen Verstandesbegriffe auf reine oder empirische Anschauungen gebildet werden; so bleibt doch das, was an diesen Begriffen blosse Form ist, immer dieselbe Form, ohne dass sich dieselbe durch die Verschiedenheit der Materie auch verschieden modificirte. — Die reine Vernunftlehre, die die Natur der *Idee* sowohl überhaupt, als in ihren besondern durch die Vernunft möglichen Formen untersucht, ist kein Gegenstand der Logik; dieser sind die Begriffe von formal und material wahren Ideen, die Unterschiede der Ideen nach ihrem Inhalt und Umfange, in synthetische und analytische Vernunftbegriffe, absolute und comparative Ideen, reine und empirische Vernunftbegriffe, ganz fremd, da sie sich bloss mit den Formen des Verstandes im weitern Sinne, wodurch derselbe Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu Stande bringt, beschäftiget. Jene Eintheilung der Logik nach den besondern Vermögen des Verstandes überhaupt, Verstand, Vernunft und Urtheilskraft in engerer Bedeutung, hat das Nachtheilige, dass sie zu dem Gedanken verleitet, als ob jedes dieser besondern Vermögen bloss auf seine ihm eigne Handlungsweise eingeschränkt und bey den Handlungen der übrigen ganz unthätig sey. — Die Ordnung der Materien in der reinen Wissenschaftslehre würde noch strenger und vollständiger ausgefallen seyn, wenn der Vf. diesen Theil der reinen Logik erstlich in die Lehre von der Behandlung der Gegenstände überhaupt zu Erreichung einer vollkommenen Erkenntniss, zweytens in die Lehre, solche Erkenntnisse in systematischen Zusammenhang zu bringen und drittens in die Lehre des systematischen Vortrags dieser Erkenntnisse eingetheilt hätte. — Bey der *angewandten allgemeinen Logik* ist wieder die Ordnung der reinen befolgt. Es ward dadurch schwer zu vermeiden, dass nicht manches schon in der einen Abtheilung Gesagte in der andern wiederholt worden wäre. So wird z. B. von der Deutlichkeit, Klarheit und Dunkelheit in der angewandten Theorie des Vorstellungsvermögens, des Erkenntnissvermögens, der angewandten Verstandes- und Vernunftlehre und der Theorie der Urtheilskraft gehandelt; so auch die Lehre vom Irrthum, wovon auch schon in der reinen Logik die Rede war. Was ferner von dunkeln, klaren und deutlichen Begriffen, von Erklärungen, Definitionen und Divisionen, von Urtheilen *a priori* und *a posteriori*, von mittelbar und unmittelbar gewissen Sätzen u. s. w. gesagt wird, gehört eigentlich zur reinen Logik. Die Eintheilung des Erkenntnissvermögens in seine Gattungen und Arten in der angewandten Theorie des Erkenntnissvermögens und die Eintheilung der Begriffe nach ihrer Materie in der angewandten Verstandes- und Vernunftlehre gehört weder hieher noch überhaupt in die allgemeine Logik. So gründlich übrigens die Ausführung der Materien selbst gerathen ist, und so wenig auch ein Lehrbuch dadurch, dass es mehr aufnimmt, als es zu enthalten braucht, und manches Vorhergegangene in verschiedener Rücksicht wiederholt, an seinem innern Werthe verliert: so halten wir doch dafür, dass das gegenwärtige wirklich an sich schätzbare Buch für andere Lehrer brauchbarer und zur Vollendung ihrer Vorlesungen in halbjähriger Frist bequemer geworden wäre, wenn sich sein würdiger Vf. dabey bloss auf die eigentlichen logischen Lehren eingeschränkt, und unter andern auch bey der angewandten Logik bloss auf die Einschränkungen des menschlichen Erkenntnissvermögens und die Mittel, die daraus entstehenden Nachtheile zu heben, Rücksicht genommen hätte. Was das menschliche Erkennen überhaupt einschränkt, schränkt auch die Thätigkeit und Aeusserungen der besondern Erkenntnissvermögen ein; es bedarf also keiner besondern Eintheilung jener Einschränkungen nach Maassgabe der besondern Vorstellungs- und Erkenntnissvermögen; und da schon die Elementarlehre und Methodenlehre der reinen Logik die Vorschriften und Erfodernisse zum richtigen Begreifen, Urtheilen und Schliessen, um aus den Erkenntnissen eine Wissenschaft zu Stande zu bringen, enthält; so wird es bey der angewandten Logik schon genug seyn, wenn wir bloss auf die Fehler, die uns bey Erlangung einer möglich vollkommenen Erkenntniss hinderlich sind, und die Mittel dieselben zu heben, aufmerksam gemacht werden.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Wien, b. Rehm: *Christkatholischer Religionsunterricht* nach der Anleitung des für die kais. kön. Erbländer vorgeschriebenen Normal-Katechismus. Zum beliebigen Gebrauche der Schul- vorzüglich aber der Kirchenkatecheten, und aller, die den Katechismus zu erklären haben. Allen Seelsorgern, Lehrern, wie auch jenen Hausvätern gewidmet, welche sich, und die Ihrigen daraus unterrichten, und zum Guten ermuntern wollen. Von *Andre Reichenberger*, Cooperator und Katechet an der landesfürstl. Pfarrkirche zu Röschitz im V. U. M. B. *Erster Band*. 1795. XVI u. 380 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Leipzig, b. Barth und Wien, b. Doll: *Katholische Katechesen. Erster Theil* über das Gebet überhaupt, und das Vater unser insbesondere. Nach dem Katechismus des Herrn Abts Felbiger und den Bedürfnissen unserer Zeit eingerichtet für Kirchen- Schul- und Privatlehrer. 1797. Nebst der Vorrede 242 S. 8. (14 gr.)

Wer über das Verhältniss der Religion zum höchsten Zweck des Menschen ernstlich nachgedacht hat,

und dadurch zur deutlichen Einsicht dessen, was ihr Wesen ausmachen muss, gekommen ist, der wird gestehen müssen, dass die gewöhnlichen Katechismen unter allen Religionsparteyen noch sehr unvollkommen sind, und der Absicht, vermittelst der praktischen Religion unter den Menschen Moralität zu befördern, nur wenig entsprechen. Es herrschet in denselben noch immer zuviel positive Dogmatik und Polemik, die nichts zur Besserung und Beglückung des Menschen überhaupt, am allerwenigsten des gemeinen Mannes beytragen; sondern nur Sectengeist, Intoleranz und Selbstdünkel verbreiten. Allein es ist der Zeitpunkt noch nicht da, wo das Christenthum in seiner ganzen Reinheit, nach der Foderung der praktischen Vernunft, insofern es bloss als Beförderungsmittel der Moralität gedacht wird, dem Volke angelegt und beygebracht werden kann. Dieses hängt noch zuviel an statutarischen und kirchlichen Lehrsätzen, die wenn sie gleich dem aufgeklärten Religionsfreunde entbehrlich sind, dennoch bey vielen weniger Unterrichteten die Stelle der Gründe des Rechtverhaltens, der Beruhigung und Religiosität noch vertreten. Man darf also die eingeführten, und einmal beliebten Religionsbücher dem Volke nicht gewaltsam aus den Händen reissen, und demselben solche aufdringen; die der Fassungskraft und dem Grad der Cultur des gemeinen Mannes nicht angemessen sind, wenn sie auch sonst dem Zweck der Religion noch so vollkommen entsprächen. Aber für den Religionslehrer ist es Pflicht, sich zum Ideal der bloss moralischen und vernunftmässigen Religion zu erheben, um zu wissen, wie er die öffentlichen Religionsbücher zum Unterrichte des Volkes benutzen, was er in denselben als wichtig dem Verstand und Herzen *nahe legen*, und was er entweder mit Stillschweigen *übergehen*, oder wenn er doch davon sprechen muss, *nur als* Veranlassung zu fruchtbaren Belehrungen gebrauchen, und auf solche Art auch das Volk von Stufe zu Stufe zu immer reineren und vernunftmässigeren Begriffen von der Bestimmung des Menschen und seines Verhältniss gegen die Gottheit empor heben soll. Nur dadurch wird es möglich, dass die mangelhaften Religionsschriften, die ihr Ansehen bloss schädlichen Vorurtheilen zu verdanken haben, ohne gefährliche Bewegungen des Volkes nach und nach abgeschafft, und immer bessere an ihre Stelle gesetzt werden können. Denn die Menschheit ist gewiss auch in ihren [illegible] und ungebildetern Individuen in einem immerwährenden Fortschritte begriffen, und es ist ein eben so thörichter, als schädlicher Grundsatz gewisser Politiker, dass man das Volk, um gewaltsamen Revolutionen vorzubeugen, in seiner religiösen Unwissenheit lassen, und auf den gemeinen Lehrbegriff, der [illegible]lich für die Zeiten der Barbarey befriedigend war, halten müsse. Dies wurde gewiss in keinem Lande pünktlicher befolgt, als in Frankreich, wo die Geistlichkeit selbst in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, im Punkt der Moralität und Religion äusserst unwissend, einzig dahin strebte, jeden wohlthätigen Lichtstrahl besserer Belehrung von dem Volke zu entfernen, und die alte Nacht religiöser Vorurtheile zu erhalten. Möchte doch der traurige Erfolg davon jedem Freunde der Volksfinsterniss die Augen öffnen und eines besseren belehren!

Rec. freuet sich recht sehr, hier zwey Schriften anzeigen zu können, deren Inhalt und Form so beschaffen ist, dass durch dieselben auch unter dem Volke religiöse Aufklärung sehr zweckmässig befördert werden kann. Es leuchtet aus beiden deutlich hervor, dass die Verfasser den noch herrschenden katholischen Lehrbegriff, wie er in dem Katechismus des Abts *Felbiger* aufgestellt wird, nur als Vehikel benützten, um der moralischen Religion und dem praktischen Christenthum auch unter dem Volke Eingang zu verschaffen. Der genannte Katechismus hat bey allen den Vorzügen, die ihm von vielen andern Schriften dieser Art eigen sind, doch noch grosse Fehler. Die christliche Lehre ist auch hier noch zu viel mit dogmatischen und polemischen Sauerteig vermischt. Sehr oft sind Bibelstellen unrichtig erkläret, und unschicklich angebracht. Aber diese Mängel sind durch die vorliegenden katechetischen Erklärungen, so viel, als thunlich war, gehoben.

Nro. 1 empfiehlt sich durch eine reine, herzliche und gemeinfassliche Sprache, durch lauter fruchtbare, auf Beförderung des praktischen Christenthums, auf Vertilgung schädlicher Vorurtheile, auf Verbreitung menschenfreundlicher und toleranter Gesinnungen abzweckende Betrachtungen. Besonders gefiel es Rec., dass der Vf. gleich anfangs der von dem katholischen System beynahe unzertrennlichen Intoleranz vorbeugte. Kein Religionslehrer hat mehr Ursache, diesem schädlichsten aller religiösen Vorurtheile entgegen zu arbeiten, als der katholische. Denn in allen katholischen Katechismen wird die Lehre, dass die katholische Kirche *die allein wahre, die allein seligmachende sey*, unter die Fundamentalartikel gerechnet. Der katholische Religionslehrer kann nicht darüber hinweg gehen. Es gehört viel Klugheit und Einsicht dazu, diese an sich höchst schädliche und mit dem katholischen System innigst verwebte, Lehre unschädlich zu machen, und den ersten giftigen Keim der Intoleranz in jungen Gemüthern zu ersticken, ohne sich bey dem Volke der Ketzerey verdächtig zu machen. Dies hat der Vf. S. 23 auf eine vortreffliche Art geleistet. Der Religionslehrer muss sich auch vorzüglich hüten, mit den Sectennamen, wenn er sich derselben bedient, z. B. *Lutheraner*, *Calvinist* etc. keine gehässigen Nebenvorstellungen zu verbinden, wie dies so häufig unter dem Pöbel geschieht. Dies giebt der Intoleranz vorzüglich Nahrung. Rec., der ein Katholik ist, weiss dies aus eigener Erfahrung. Noch immer hat der Name *Luther*, *Lutheraner* etwas widerliches für ihn, und erreget in ihm eine Empfindung der Abneigung, obschon er aus Ueberzeugung schon seit langer Zeit sehr toleranten Grundsätzen zugethan ist, und fern von allem Sectengeist den Glauben an eine allein seligmachende Kirche aufgegeben hat. Der Grund davon liegt bloss darin, weil er in seinem Jugendunterricht den Namen *Lutheraner* selten gehört

hört hat ohne gehässige Nebenvorstellungen. Hingegen ist dem Rec. der Name *Protestant*, *Calvinist* nicht widerlich, weil in seiner Gegend keine Calvinisten waren, gegen welche seine Erzieher loszuziehen Ursache gehabt hätten, und der Name *Protestant* ihm erst später hin bekannt wurde, als er schon besser zu denken anfieng. — Auch ist es sehr zu loben, dass der Vf. in seinen katechetischen Unterweisungen häufige Beyspiele aus der Naturgeschichte anführt. Denn nebst andern grossen Vortheilen gewährt diese Methode auch den Nutzen, dass, da sie nach und nach eine allgemeine Liebe zu der ganzen Natur einflösset, die Sucht, überall nach dem Uebernatürlichen zu haschen, niederschlägt, und daher dem religiösen Aberglauben auf die wirksamste, und zugleich unschädlichste Art steuert. — Um nicht zu weitläuftig zu werden, will Rec. nur eine Stelle als Beweis von dem klugen Streben des Vf., bessere Religionsbegriffe in Umlauf zu bringen, anführen. „Viele Menschen glauben, sagt „der Vf. S. 42, wo er von den Eigenschaften Gottes „handelt, dass der liebe Gott, wenn er uns die bösen „*(schlimmen)* Folgen unserer Handlungen empfinden „läst, aus *Zorn* strafe, um sich da an uns zu rächen, „weil wir seine Gebote übertreten haben. Glaubet „nicht, meine Lieben, dass Gott, wie ein Mensch „zürnen, oder böse werden könne. Der Zorn ist ja „*(unter gewissen Umständen, wenn er z. B. auf Rache „ausgehet)* etwas unerlaubtes: Sollte also Gott, der „alles Böse verabscheuet, eine Sünde begehen? Wenn „euch z. B. jemand beleidiget, und ihr würdet böse „werden, und gleich zuschlagen: wäre das schön „und anständig? Könnte euch das Ehre machen, „wenn ihr euch da rächen wolltet? Gewiss nicht. „Könnt ihr nun von dem gütigen und heiligen Gott „glauben, dass er zürne und sich räche? Wenn demnach der liebe Gott das Böse bestraft, so thut er es „nicht aus Rachsucht, oder weil er ein Vergnügen „daran hat, uns wehe zu thun; sondern er strafet „aus Liebe zu uns, damit wir in uns gehen und uns „bessern, das ist, unsere bösen Gesinnungen ändern, „und Gutes thun sollen. Denn wenn wir ihm nicht „gehorchen, so sind wir mit uns selbst unzufrieden, „und unwerth, die Glückseligkeit zu erhalten, nach „der wir trachten; und wir können es ja von Gott „nicht fodern, dass er ein Wohlgefallen an uns habe, „da wir uns selbst missfallen und verachten müssen; „wir können von ihm nicht verlangen, dass er uns „glücklich mache, da wir uns selbst als Menschen ansehen, die es nicht verdienen, glücklich zu seyn. „Aber eben dies ist dem guten Gott, der uns gern gut „und glückselig sehen will, missfällig; er läst es „uns also auf eine unangenehme Art fühlen, dass wir „gefehlt haben, damit wir dadurch auf unsere Fehler aufmerksam gemacht werden, und uns bessern" u. s. w. Schade dass der Vf. auf ein materiales Moralprincip, nämlich auf das Princip der Glückseligkeit, bauet; daher kommt manche Unbestimmtheit und Verwechslung der Begriffe. So sind ihm *glücklich*, *glückselig*, *gut*, *fromm* Wechselbegriffe.

Nro. 2 verdient noch mehr Beyfall, als die eben angezeigte Schrift. Der Vf. ist dem reinen Moralprincip ergeben, und legt es in seinen katechetischen Unterweisungen durchgehends zum Grunde. Er zeigt durch die That, dass dieses Princip mehr, als jedes andere, geschickt sey, die Lehren der Religion und Moral auch Kindern verständlich zu machen, wovon auch schon andere Katecheten, besonders der vortreffliche *Mutschelle*, musterhafte Beweise gegeben haben. Der Vf. bedient sich der *sokratischen* Methode auf eine sehr vortheilhafte Art. Er führt seine Lehrlinge von Stufe zu Stufe fort, bis der Begriff von dem, worüber er sie belehren will, auf das genaueste bestimmt und gänzlich erschöpfet ist. Eine ähnliche Methode erinnert sich mit Vergnügen Rec. zu Leipzig in der Freyschule, welcher der verdienstvolle Hr. Schuldirector *Plato* vorstehet, bemerkt zu haben. Der Vf. verstehet die Kunst vortrefflich, bloss kirchliche Lehren, die nach und nach das Ansehen wesentlicher Dogmen erschlichen haben, und daher als Bestandtheile des Religionsunterrichtes in den eingeführten Katechismen vorkommen, zu benützen, um reine und durchaus vernünftige Religionsbegriffe zu verbreiten, oder wenigstens die Gemüther derselben empfänglich zu machen. Der Vf. legt überhaupt mit bewunderungswürdiger Klugheit einen so guten Grund, dass alles, was in Absicht auf Volksreligion zu wünschen ist, darauf gebaut werden kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Leo: *Die beiden Antone oder der Name thut Nichts zur Sache.* Eine komische Oper in zwey Acten. Nach dem ungedruckten Schikanederschen Originale, mit Beybehaltung der Musik von Schack, bearbeitet. 1797. 88 S. 8. (6 gr.) Eine Oper, worin es des prosaischen Dialogs ein wenig zu viel giebt, als dass Musik und Gesang ihre fade Zusammensetzung übersehen lassen könnten. Die liebeschmachtende Gräfinn nimmt sich besonders etwas albern aus; ungefähr wie folgende Arie die sie singt:

Auch im Schlaf erblick' ich dich,
Trauter Jüngling, stets vor mir;
Anton, ganz umschwebst du mich,
Meine Seele spricht mit dir! —
Wie verhasst ist dieser Stand,
Der dich mir auf ewig raubt,
Und die *hochgeborne* Hand
Dir zu geben nicht erlaubt.

Es ist zu vermuthen, dass die erste Schikanedersche Arbeit in ihrer Unschuld immer noch besser dazu dienen möchte, einen lustigen Eindruck hervorzubringen, als obige angeblich veredelte Bearbeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Januar 1798.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, b. Palm: *Versuch einer compendiarischen Darstellung der Philosophie zur Erleichterung ihres Studiums*, von *Gottlieb Ernst August Mehmel*, öffentl. Lehrer der Philos. und Aesthet. etc. zu Erlangen. *Erstes Heft: Theorie des Vorstellungsvermögens, als elementare Grundlage der Philosophie.* 1797. XVI u. 138 S. nebst 12 S. Register. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat sich vorgenommen, die gesammte Philosophie in einzelnen Heften, von dem Umfange des gegenwärtigen, zu bearbeiten, und macht hierzu in dem vorliegenden den Anfang mit der *Theorie des Vorstellungsvermögens* im weitesten Sinne, als vollständigen Inbegriffs aller Geistesvermögen, die auf irgend eine Weise zu irgend einer Art menschlicher Erkenntnifs wirksam sind. Er nennt diese Theorie die *elementare Grundlage* der Philosophie; nicht, wie er sich S. 114. bestimmter als in der Einleitung ausdrückt, als ob sie alle Philosophie begründe und möglich mache, sondern nur in sofern, als mit derselben der Anfang des Studiums der Philosophie gemacht werden müsse; weshalb denn auch, *wie er sehr* richtig sagt, der Begriff einer Elementarphilosophie in einer wissenschaftlichen Eintheilung der gesammten Philosophie ganz überflüsig seyn würde. Die Schrift selbst besteht aus zwey Theilen. Der *erste* stellt in zwey Hauptstücken die Theorie des *blossen* Vorstellungsvermögens und des Bewusstseyns auf. Der *zweyte*, oder die Theorie des Erkenntnifsvermögens, fasst folgende acht Hauptstücke in sich: I. Theorie der Sinnlichkeit; II. der Einbildungskraft; III. des Verstandes; IV. der Vernunft; V. der Urtheilskraft; VI. von den subsidiarischen Vermögen des erkennenden Ichs bey dem Geschäfte der Erkenntnifs: 1) das Vermögen der Besonnenheit, 2) der Reflexion, 3) der Determination, 4) der Combination, und 5) der Abstraction; VII. Theorie der Erkenntnifs; VIII. von der Wahrheit der Erkenntnifs und der Philosophie, als der Quelle ihrer Begründung: 1) von der Wahrheit, 2) von dem Begriff der Philosophie. Man muss dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er seinen Vorgängern nicht sklavisch nachgetreten, sondern seinen eigenen Weg gegangen ist und die vorgefundenen Materialien auf seine eigne Weise abgehandelt und geordnet hat. Nur der Theorie des sogenannten *blossen* Vorstellungsvermögens hat Rec. seinen Beyfall nicht schenken können. Unter dem *blossen Vorstellungsvermögen*, das der Vf. auch Vorstellungsvermögen im *engsten Sinn* und *ursprüngliches* Vorstellungsvermögen nennt, versteht er das Vermögen der Handlung des Vorstellens und der damit verbundenen nothwendigen Vorstellungsweisen. Wir müssen aber gestehen, dass wir uns von einem *blossen* oder *ursprünglichen Vorstellungsvermögen*, in wiefern es von dem Vorstellungsvermögen überhaupt, als Gattung verschieden seyn soll — und das müsste es doch wohl, weil man sonst keinen Grund hätte, von der gewöhnlichen Benennung abzugehen — keinen Begriff machen können. In jeder Vorstellung unterscheiden sich, nach dem Vf. die *Handlung des Vorstellens*, die Form der Vorstellung, das Vorgestellte oder das Object und die Vorstellung selbst. Die *Handlung* des Vorstellens (das Vorstellen) äussert sich ihm *ursprünglich* durch den *Trieb*, einen Punkt zu fixiren, oder ein Object der Vorstellung zu setzen, (dies heisst doch wohl schwerlich etwas anders, als: sich etwas vorzustellen?) und dieser Trieb besteht in der *Handlung: ursprünglich vorstellen.* Ist dieses nicht eben so viel als: *a priori* anschauen, denken und urtheilen? und besteht das ursprüngliche Vorstellen und der Act desselben wohl in etwas anderm, als in dem Vorstellen der Formen der Vorstellungen selbst? Wozu bedarf es also jener Umschweife, dass die Handlung des ursprünglichen Vorstellens sich durch den *Trieb* einen Punkt zu fixiren äussere, und dieser Trieb in der Handlung des ursprünglichen Vorstellens bestehe, wodurch das, was schon deutlicher gesagt ist, nur trüber gemacht und Verwirrung angerichtet wird? Alles übrige, bis auf einiges, das für Anfänger verständlicher hätte ausgedrückt werden können, ist gründlich und in bündiger systematischer Ordnung vorgetragen, und man stösst nicht selten auf eigene eben so scharfsinnige als wahre Bemerkungen, weshalb wir denn auch der Fortsetzung dieser nützlichen Arbeit mit Vergnügen entgegen sehen.

Leipzig, b. Jacobäer: *Ueber Eigennutz und Undank*, von *Adolph Freyherrn von Knigge.* etc. Ein Gegenstück zu dem Buche: *Ueber den Umgang mit Menschen.* 1796. 438 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. betrachtet die in diesem Buche gelieferten zwey Abhandlungen über zwey ganz verschiedene Gegenstände als ein Ganzes, und theilt dieses in zwey *Hauptabtheilungen* ein, ohne dass etwas vorausgeht, das einer Abtheilung fähig wäre. Er macht den Uebergang von der ersten zur zweyten Abhandlung auf folgende Art. Nachdem er sich in jener gegen das moralische Gesetz der kritischen Philosophie als gegen ein solches, das die Freyheit der Menschen vernichte

nichte und sie zu Leibeignen und Sklaven mache, erklärt hat, stellt er die Dankbarkeit als eine von den Tugenden auf, die gänzlich wegfallen würden, wenn jenes *despotische* Gesetz die Quelle aller guten Handlungen wäre, weil man demjenigen keine Verbindlichkeit schuldig sey, der etwas hergäbe, das er, dem strengen Gesetze nach, unbedingt andern zu geben verpflichtet sey. Und so hätten uns dann, fährt der Vf. nach diesem Funde fort, die vorigen Betrachtungen auf den Gegenstand geleitet, der in der zweyten Hauptabtheilung beleuchtet werden soll. Der Aufsatz *über den Eigennutz* handelt in 2 Abschnitten: 1) von den Bewegungsgründen, welche den Menschen zu moralischen Handlungen bestimmen und in wiefern dabey die Beförderung seines eigenen Nutzens und seiner Glückseligkeit die Haupttriebfeder sey und seyn dürfe. 2) Von dem verwerflichen Eigennutze. In einem *Anhange* dazu theilt der Vf. eine Beurtheilung dieses Aufsatzes von einem Freunde und Bekenner der kritischen Philosophie mit, und begleitet sie mit vertheidigenden Anmerkungen. Der Eigennutz ist dem Vf. so viel als die Beförderung eigner Glückseligkeit und seine Theorie darüber ist kürzlich diese. Das einzige von der Natur uns eingepflanzte allgemeine Gesetz ist: der Vernunft nach Maasgabe der Erfahrungen und Verhältnisse zu folgen. Mit der Veränderung der Erfahrungen und Verhältnisse müssen sich auch die Motive zu unsern Handlungen verändern. Die Vernunft handelt nach Zwecken; ein vernünftiges Wesen wird also nur solche Handlungen mit Ueberlegung begehen, die zu etwas nützen, irgend eine Art von Vortheil bringen. Hieraus wird gefolgert, dass unsere jetzigen Begriffe von Tugend und Pflicht gar keine allgemeinen, ewigen, unwandelbaren Wahrheiten, sondern nach den verschiedenen Erfahrungen und Verhältnissen auch verschieden sind und seyn müssen, und dass dieselbe Handlung unter andern Umständen gut, gleichgültig und sträflich seyn könne. Um tugendhaft, d. i. so zu handeln, dass der Mensch seine Glückseligkeit befördere, müssen vier Triebfedern *zugleich* wirken, das Gefühl oder der Instinct, wodurch der Mensch unwillkürlich zu gewissen Handlungen hingezogen wird; die Vernunft, die den Instinct auf bestimmte Zwecke leitet und seinen Verhältnissen anpasst; die Uebereinkunft mit andern Menschen, die sich gegenseitig Vorschriften und Gesetze aufgelegt haben, und endlich religiöse Motive. Diese Triebfedern zusammen genommen bewirken die höchste Moralität. Das sogenannte reine Moralprincip passt gar nicht für Menschen; vielmehr handeln wir nach den reinsten moralischen Grundsätzen, wenn wir den Zweck jeder Handlung, ihre Folgen und den Grad ihres Nutzens, den sie bey Beförderung unserer Glückseligkeit gewähren, vor Augen haben. — Dass der Vf. die Vernunft in ihrer praktischen Gesetzgebung von der Erfahrung abhängig macht; dass er eigene Glückseligkeit zur moralischen Triebfeder unserer Handlungen erhebt, und statt sie als blossen Zweck zu betrachten, sie zum Moralprincip erhebt; dass er das, wie der Mensch sich gewöhnlich empirisch zu Handlungen bestimmt, zum Gesetze macht, wie er handeln *soll*, und die Moralität in ein Chamäleon verwandelt, das alle Augenblicke die Farben wechselt; alle diese Dinge sind lauter Verirrungen und Begriffsverwirrungen, die man einem Manne wohl zu gut halten muss, dem das Studium der Kantischen Philosophie nie Bedürfniss gewesen ist. Aber ein Kennzeichen der Wahrheitsliebe und des Verlangens nach Berichtigung seiner Einsichten, war es eben nicht, wenn er offenherzig gesteht, dass er von der Beurtheilung, die er sich von einem, wie er selbst sagt, einsichtsvollen, redlichen und gelehrten Manne erbat, und die er hier im Anhange mittheilt, *schon zum voraus* nicht erwartet habe, durch die Gründe derselben von seiner Ueberzeugung zurückgebracht zu werden. Gleichwohl ist diese Beurtheilung, ungeachtet sie noch mehr ins Detail hätte gehen können, das Beste im ganzen Buche, dahingegen die Antworten des Vf. darauf sehr schwach und unbehülflich sind. Nur eine Stelle zur Probe. Wenn der Vf. S. 5. behauptet, dass sich die Entschliessungen der Vernunft nur auf Erfahrungen erstrecken, und sein Freund dagegen erinnert: dass doch die Vernunft deswegen, weil sie auf in der Erfahrung vorkommende Fälle angewandt werde, nicht von der Erfahrung abhänge; dass sie sich nicht nach dem, was gewöhnlich geschehen, richten dürfe, sondern das, was sie für recht erkenne, uns zu thun gebieten müsse; so antwortet unser Vf. darauf: „nicht nach dem, *was gewöhnlich geschieht*, soll sie, ohne zu untersuchen, wie und warum es so geschieht, sich richten, wohl aber nach dem, was möglicher und wahrscheinlicher Weise, bey gehörig angewandten Mitteln, *geschehen wird*, und zu erwarten steht, und das lehret die Erfahrung.“ Wenn ein vernünftiger Sinn in den Worten liegen soll, *dass die* Erfahrung lehre, was möglicher und wahrscheinlicher Weise erfolgen werde, so muss doch wohl das, was möglicher und wahrscheinlicher Weise erwartet werden soll, schon ein oder mehreremale erfolgt seyn, weil, wenn es noch nicht erfolgt wäre, man nicht sagen könnte, dass Erfahrung so etwas lehre. Es ist also mit jener Antwort so viel als nichts gesagt, und von dem Inhalte des Einwurfs nichts widerlegt. Die Abhandlung *über den Undank* verbreitet sich über folgende Gegenstände: natürliche Anlage zur Dankbarkeit; gegen die Philosophen, welche die Dankbarkeitspflicht leugnen; Werth und Vorzüge der Dankbarkeit; Quellen des Undanks; von dem Verlangen sich andere Menschen durch Wohlthaten zu verbinden; von den Arten sein Dankgefühl zu erkennen zu geben; vom Undank gegen Gott, und gegen religiöse Gefühle und Meynungen; vom Undank gegen Aeltern, Pflegeältern, Lehrer, Hofmeister, Freunde, Aerzte und solche, die uns aus Elend und Gefahr errettet haben, der Dienstboten gegen ihre Herrschaften, der Regierungen gegen treue Staatsdiener; vom Undank an Höfen, gegen wohlthätige Verfügungen der Regenten, gegen ganze Nationen und Stände, des deutschen Publicums gegen grosse Männer und Ver-

dien

dienste. — Was Dankbarkeit ist, wird nirgends bestimmt gesagt; bald wird sie eine Pflicht, bald ein Gefühl genannt, aber in wiefern sie beides ist, nicht angegeben. Dankbarkeit gegen Gott läſst sich noch denken, aber *gegen religiöse Gefühle* gar nicht; was auch der Vf. darüber gesagt hat, ist so dürftig, als was §. 13. von den verschiedenen Arten sein Dankgefühl auszudrücken, vorgebracht wird. Den gröſsten Theil dieser Abhandlung nehmen die Personen und Gegenstände ein, gegen welche der Mensch dankbar seyn soll. Sie hätten gar leicht noch mit mehrern Objecten der Dankbarkeit vermehrt werden können; da es aber immer Wohlthaten sind, von welcher Art sie auch seyn mögen, gegen welche man dankbar seyn soll, und auch die Dankbarkeit immer dieselbe bleibt, man mag sie gegen diesen oder jenen Wohlthäter äuſsern; so können diese Betrachtungen wohl dazu dienen, eine Abhandlung über die Dankbarkeit dem Umfange nach zu erweitern, aber nicht sie selbst gründlicher zu machen.

Leipzig, in d. Höferschen Buchh.: *Volksmetaphysik für alle Stände.* 1797. XXII u. 548 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Eine Volksmetaphysik für alle Stände, das heiſst, die sich zu der Fassungskraft jedes Menschen, auch aus den niedrigsten Ständen herabläſst, ohne jedoch den Charakter als Metaphysik; als Wissenschaft aus den höchsten Principien der Vernunft zu verlieren, scheint ein sehr gewagtes Unternehmen zu seyn, was auch der Vf. für die Ausführbarkeit und den Nutzen desselben gesagt hat. Es ist freylich wahr, daſs Freyheit, Gott, Unsterblichkeit Gegenstände von dem gröſsten Interesse für jeden unverdorbenen Menschen sind; daſs sie so innig in die Natur des menschlichen Geistes eingreifen, daſs sie sich bey allen Menschen, wenn gleich bey den meisten nur im unentwickelten Bewuſstseyn, finden; es ist ferner wahr, daſs der Gelehrte vor dem Ungelehrten in Rücksicht auf die Anlage und Fähigkeit zu diesen Ideen nichts voraus hat. In dieser Rücksicht muſs man freylich eine allgemeinfaſsliche Belehrung über diese Gegenstände, welche diese Ideen aus der Vernunft entwickelte, belebte, stärkte, und von allem fremden Zusatz reinigte, nicht allein für möglich, sondern auch zur Veredlung der Menschheit für wünschenswerth halten. Dieses ist aber, oder sollte doch der Zweck jedes moralisch religiösen Unterrichts seyn, ohne daſs dazu eine Volksmetaphysik nöthig ist. Allein der Vf. rechnet nicht allein diese Ideen, den Zweck aller Metaphysik, sondern auch die Lehren von der Seele und der Welt mit in den Umfang seiner Volksmetaphysik, nicht um ein Ganzes von Erkenntnissen darüber zu lehren, sondern um den Schein der Erkenntniſs aufzudecken und zu zernichten. Wir zweifeln, daſs der Vf. reiflich über den Umfang und den Inhalt einer Volksmetaphysik nachgedacht, und die Grenzlinie zwischen den Bedürfnissen aller Menschen und der Gelehrten scharf genug gezogen hat; sonst würde er den Unterschied einer wissenschaftlichen von einer Volksmetaphysik nicht nur in das Formelle der Behandlung, sondern auch in das Materielle gesetzt, oder vielmehr gefunden haben, daſs von der Metaphysik nichts als die Resultate populär behandelt werden können; nicht allein die ganze Ausführung, sondern auch die Vorrede beweiset es, daſs er keinen festen Plan entworfen hatte. Er hatte dieses Werk, nach seinem eignen Geständnisse S. X. dem ersten Entwurfe nach blos für Gelehrte bestimmt, um für diese eine Metaphysik als Wissenschaft zu liefern. „Aber nicht nur die allgemeine Wichtigkeit dieser Gegenstände, sondern auch die Nützlichkeit, die das ganze Publicum aus einer deutlichen Belehrung dieser Art ziehen kann, bestimmten den Vf., seinen ersten Plan noch auf einige Zeit aufzuschieben, und eine bloſse Volksmetaphysik als Vorbereitung zu einem gröſsern Werke zu schreiben, von schon bekannten Wahrheiten, Vorstellungen, Begriffen und Grundsätzen auszugehn, und so immer stufenweise in der natürlichsten Ordnung bis zu den höchsten Begriffen und Grundsätzen fortzuschreiten, so weit es ihm zu dieser Absicht nöthig schien. „Er gesteht S. XI. seine Idee nicht völlig erreicht zu haben, wegen überhäufter Geschäfte und wegen des unnöthigen Dringens auf Ablieferung des Manuscripts; er macht auf mehrere Theile seiner Schrift aufmerksam, die zu weitläuftig gerathen, oder so abgehandelt sind, daſs sie blos für angehende Gelehrte passen, und von Nichtgelehrten überschlagen werden müssen, z. B. die Lehre von den Kategorien S. 207—223. „Eine neue Auflage würde die *richtige* Idee von einer Volksmetaphysik völlig erreichen und ganz das werden, was dieser erste Versuch werden sollte, und unter andern Umständen werden konnte." Dieses, in Verbindung mit dem Meisterstücke der typographischen wider Wissen und Willen des Vf. getroffenen Einrichtung dieses Werks (was der Vf. damit habe sagen wollen, ist uns räthselhaft, wir haben zum wenigsten nichts gefunden, was diese Bemerkung veranlassen konnte, einige unbedeutende Druckfehler ausgenommen, die aber auch angezeigt sind), bestimmte den Vf., sich diesmal nicht zu nennen." Es wird uns daraus sehr wahrscheinlich, daſs der Vf. den ersten Entwurf nicht sehr geändert, sondern nur etwa die kurze Vorbereitung zur Metaphysik überhaupt für nichtgelehrte Leser hinzugefügt hat. Dieses hat nun aber die Folge gehabt, daſs diese Metaphysik weder als wissenschaftliche noch als populäre Bearbeitung sehr befriedigend ist. Auſser der Vorbereitung, welche eine populäre Logik enthält, besteht das Werk aus zwey Haupttheilen; Metaphysik der Natur. oder vom Umfange alles Wissens, und Metaphysik der Sitten, oder vom Umfange des vernünftigen Glaubens, und ist im Grunde nur eine populäre Darstellung von Kants Kritik der reinen und der praktischen Vernunft. Der Vf. hat also gröſstentheils keine Metaphysik, sondern nur Propädeutik derselben geliefert, die im ganzen Umfange nie populär werden kann. Indessen müssen wir gestehen, daſs einige Abschnitte, z. B. über

über Zeit und Raum, und vor allen Dingen die Sittenlehre nach Kantischen Ideen sehr fasslich und einleuchtend abgehandelt sind; dies ist aber nicht durchgängig der Fall. Oft wo der Vf. fasslich seyn will, wird er geschwätzig, dreht sich in tautologischen Wiederholungen herum, ohne ein Ende finden zu können. Gründlichkeit kann man dem Werke nur in sofern zugestehen, als der Vf. Kanten gefolgt ist, und auch da ist nicht alles richtig gefasst und dargestellt, z. B. wenn gesagt wird, die reinen Anschauungen lägen gebildet aber unentwickelt in dem Gemüthe; der Mensch habe einen Grundtrieb nach Glückseligkeit und einen nach Sittlichkeit; es gebe analytische und synthetische Begriffe. Viele Sätze, die der Vf. von dem Seinen hinzugefügt hat, erfodern noch viele Berichtigungen. Wir würden uns viel zu lange bey diesem nach keinem durchdachten Plane ausgearbeiteten Buch aufhalten, wenn wir alles Fehlerhafte rügen wollten. Wir setzen nur noch hinzu, dass die Schreibart sehr ungleich, meistentheils schlicht und gut, aber doch auch zuweilen holpricht, trocken und in zu lange Perioden ausgesponnen sey.

TECHNOLOGIE.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *J. G. Geisler Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke für Liebhaber und Künstler, in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung, nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften.* 8. Theil. 1797. 144 S. gr. 8. V. Kupf. (18 gr.)

Ausser der Wiesenmannschen Segelwindmühle, und einigen Barometern von Cavendisch, welche Hr. G. hier aus den englischen *Transact.* und *Repertor. of Arts* ... voranschickt, findet man hier die Bemühungen der Hn. Blake, Cooke, Francois, Thompson, Maur, Fizgerald, über Dämpfe und Dampfmaschinen zusammengestellt. In Combination mit diesen sind ferner Amontons Feuerrad, Hales und Fizgerald Destillation mit Luft und Feuer, Hutton's Versuche, über den Widerstand der Luft auf die Oberflächen der Körper, und die von de la Hire über die Vervielfachung der Bilder bey flachen Gläsern, und Concentrirung derselben hier beygebracht. Den Beschluss dieses Theils macht Hr. Prassens Weise und die Prüfung astronomischer Ringe von Hn. Grafen von Brühl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Breslau*, mit Universitätsschriften: *Aphorismen von der Lehre über die Electricität für meine Zuhörer.* Von Prof. *Jungnitz.* 29 S. 8. — Diese wenigen Blätter enthalten in 90 kurzen Paragraphen das Wesentlichste aus der Elektricitätslehre. Da sie zu Vorlesungen bestimmt sind, so sind die Sachen nur angedeutet, und Erklärung und Ausführung dem mündlichen Vortrage vorbehalten. Wahrscheinlich um alles so kurz als möglich zusammen zu drängen, sind die Elektrophore mit den Elektrisirmaschinen, als Werkzeuge zur Hervorbringung der künstlichen Elektricität, in *eine* Classe geordnet, unerachtet beide dem Wesen nach ganz verschieden sind, und die Wirkungsart des Elektrophors ohne Kenntniss dessen, was man *Vertheilung* nennt, nicht verstanden werden kann. Von der *Vertheilung* aber wird überhaupt unter den Erscheinungen oder Wirkungen der Elektricität gar nicht, sondern erst bey der *Theorie*, die doch nur die Erklärung der Erscheinungen seyn soll, gesprochen. — Die Körper werden in Absicht auf die Elektricität in *idioelektrische* und *symperielektrische* eingetheilt — eine Eintheilung, die sich doch auf eine unrichtige Voraussetzung gründet, und für welche längst die bessere, in Nichtleiter, Leiter- und Halbleiter eingeführt ist. Von der letztern Classe von Körpern, den Halbleitern, wird hier nichts erwähnt. *Symperielektrische* Körper werden durch solche definirt, denen nur ein schwacher Grad von Elektricität *eigen* ist. An und für sich aber ist ihnen, so wenig wie der andern Classe von Körpern, irgend ein Grad von Elektricität *eigen*, sondern die Elektricität muss in beiden erst *erregt* werden, und dann kann sie in jenen so stark wie in diesen werden; sollte jener Ausdruck aber heissen, dass sie von Natur weniger elektrische Materie besässen, als die idioelektrischen Körper, wie man sonst geglaubt hat, so ist das ebenfalls unerwiesen. — So heisst es auch im 3. §. „alle Körper in der Natur *haben* einen gewissen Grad von Elektricität" — anstatt: *sind* eines gewissen Grades derselben *fähig*. — Die Elektricität theilt der Vf. in Rücksicht auf ihren Ursprung in die *künstliche* und in die *natürliche*, und rechnet zu dieser auch die *theoretische* Elektricität, gleichwohl ist es noch nicht erwiesen, ob das, was man mit diesem Namen belegt, wirklich Elektricität, und dann, ob es nicht bloss eine künstliche ist, die durch die dabey angewandten Körper erst hervorgebracht wird. — Die Dichtheit der elektrischen Atmosphäre (Athmosphäre wird hier immer geschrieben) soll im umgekehrten Verhältniss der Biquadrate der Entfernungen von gebenen Körper stehen, und aus einer äusserst subtilen, elastischen flüssigen Materie bestehen. — Als *Experimente* mit dem verstärkten Funken werden zuerst *Lähmung* oder *Belebung von Menschen* angeführt — ob dieses Experiment auch in den Vorlesungen angestellt wird? — Aus den Erscheinungen des Elektrophors und der Beschaffenheit der Elektricität der einsaugenden Spitzen an dem Conductor folgt noch nicht, dass die symperielektrischen Körper, wie es §. 39. heisst, nicht durch *Mittheilung*, sondern durch *Vertheilung* elektrisirt werden. — Die positive Elektricität nennt er *Säure*-Elektricität und die negative *phlogistische*. — Dass die Donnerwolken den Verstärkungsbatterien und der Blitz deren Entladung gleich ist wohl eben so unwahrscheinlich, als dass es bey jedem Blitz einen doppelten elektrischen Strom in entgegengesetzter Richtung gebe. — Im 63sten §. nimmt er eine *Region der brennbaren Luft* in der Atmosphäre an, in der die Elektricität vielleicht von ausserordentlicher Stärke wäre. — Unter der Aufschrift: *thierische Elektricität*, wird des *Bernsteins*, *Turmalins* und anderer elektrischer *Steine* gedacht. — Von den Einsichten des Vf. lässt es sich erwarten, dass die Mängel, die diesem kurzen Entwurf ankleben, durch den mündlichen Vortrag weggeräumt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Januar 1798.

GESCHICHTE.

Quedlinburg, b. Ernst: *Friedrich Eberhard Boysens*, der heiligen Schrift Doctors, Ihr. Königl. Hoheit der Prinzessinn von Schweden Oberhofpredigers, Consistorialraths im Reichsstifte Quedlinburg. *Eigene Lebensbeschreibung. Erster Theil.* 1795. 270 S. *Zweyter Theil.* 1795. 338 S. 8.

Hr. *Boysen*, ein Mann von mannichfaltigen und nicht gemeinen Kenntnissen; der als Lehrer und [S]chriftsteller immer sehr thätig gewesen ist; mit vie[le]n gelehrten und hervorragenden Männern in Ver[b]indung gestanden hat, und dem es auch nicht an [B]eobachtungsgeist fehlt, verdient allerdings Dank [da]für, dass er in seinem vier und funfzigsten Amts[jahr]e den Gang und die Erfahrungen eines so voll[bra]chten Lebens beschreibt. Wenn auch schon der Greis [vo]n fünf und siebzig Jahren bisweilen zu sehr *laudator [tem]poris acti se juvene* seyn sollte; wenn er auch gleich [auf] alles was ihn betrifft, auch auf die kleinsten Umstän[de], einen ausnehmenden Werth legt; nicht selten zu [weit]schweifig schreibt; in viele, unerwartete und [lange] Digressionen verfällt; in seinen Urtheilen über [Gele]hrte und gelehrte Methoden, nicht durchgehends [Bey]fall finden möchte, u. s. w. so lässt sich doch auch [...] *weise* von diesem benützen: und überhaupt ver[spr]icht uns ja Hr. B. authentische Züge zu seinem [Bi]lde, die wir also willig annehmen müssen.

Seine *Schuljahre* füllen die ersten 88 Seiten an. [Er ist] zu Halberstadt am 7 April des J. 1720 gebohren. [Vo]n seinem Vater *Peter Adolf*, der zuerst Prediger [zu A]schersleben, sodann Rector der Domschule zu [Halb]erstadt, endlich Königl. Preuss. Consistorialrath [und] Pastor an der Obercollegiat-Stiftskirche zu U. L. [Fr. e]ben daselbst war, rühmt er, dass er einer der [erste]n gewesen sey, der die classischen lateinischen [Schr]iftsteller auf eine bessere Art mit deutschen No[ten] herausgegeben habe, als sie zu derselben Zeit [von] Lehrern und Lernenden benutzt werden konn[ten]. Seinen Grossvater hingegen schildert er als ei[nen] eifrigen Orthodoxen, Polemiker und Vertheidi[ger] der ihm heiligen Symbolik. Bey Gelegenheit [sein]er Erziehung, breitet er sich (S. 24—33.) über die [Mä]ngel der ehemaligen, über *Basedows* Verdienste um [die]selbe, u. dgl. m. aus, bemerkt aber auch, dass er [lan]ge vor diesem Reformator, im J. 1742 in einem [Pr]ogramma, *Monita generalia de educatione doctrina[qu]e puerili*, solche Verbesserungsvorschläge gethan [h]abe, und einer der ersten gewesen sey, der das un[läu]gbare Verdienst der Franzosen um die Erziehung der Welt angezeigt habe. Zu solchen Verbesserungsvorschlägen führte ihn die Erinnerung an den schlechteren Unterricht, den er von dem Conrector *Prillmeyer*, (S. 36—45.) und an den weit besseren, den er von seinem Vater in der Latinität und philosophischen Geschichte empfangen hatte. (S. 49—55.) Mit dieser letzten bekannt, konnte er sich auf der Universität in die verschiedenen philosophischen Systeme besser finden, und erinnert sich noch in seinen letzten Tagen des *Aristoteles* mit Vergnügen „den *Thomasius* in seiner Monatsschrift, zu seiner ewigen Schande, *pasquillantisch* und noch *mehr als pasquillantisch* herunter zu setzen, *frech* genug gewesen ist. Wie *Thomasius* bey seiner schwankenden, eklektischen Philosophie, die gar keine Philosophie, sondern eine Art von Vernunft ist, die dazu gleichsam privilegirt seyn soll, dass sie nicht gründe, nicht baue, nicht befestige, sondern nur ausscheure, niederstosse und schimpfe, habe beynahe allgemein vergöttert werden können, ist ihm unbegreiflich." (Der arme vergötterte *Thomasius!* Zwar von seiner Vergötterung ist uns eigentlich nichts bewusst; und wenn er ja das Unglück gehabt haben sollte: so kann es nicht lange gedauert haben. Aber sehr begreiflich ist es uns, dass die Nachwelt einen Mann dankbar geehrt hat, der die Freyheit zu philosophiren, zu denken und zu schreiben, überhaupt so glücklich beförderte. Was aber seine pasquillantische Frechheit gegen den *Aristoteles* anlangt: so bestand sie in einem satyrischen Roman gerade von dem Schrot und Korn, wie er um das Jahr 1690 unsere steifen scholastischen Aristoteliker erschüttern konnte und musste.) Hr. B. setzt hinzu: „ich beziehe mich bey dieser Aeusserung auf den grossen *Kant*, den der bald vergötterte, bald auf das tiefste erniedrigte *Aristoteles*, wie nun klar ist, zum Flor des allgemeinen Denkens, welches von der formellen zur reellen Erkenntniss führen soll, gleichsam herausgeschaffen hat." Das Uebrige von den Schuljahren des Vf. betrifft besonders den sehr gerühmten Rector *Walther* zu Magdeburg, seinen Lehrer, den Herodotus, Justinus, u. dgl. m.

Von seinem *akademischen Leben* handelt er S. 89 bis 173. In Halle wurde seit dem Anfange seines 17ten Jahres, C. B. *Michaelis* einer seiner vornehmsten Lehrer; und da er von diesem unter andern lernte, was für eine *herrliche Uebersetzung* die *Vulgata* sey, wunderte er sich nicht mehr, dass die katholischen Prediger zu Halberstadt in ihren Predigten den Eingang und den Text aus derselben hersagten; (als wenn sie das wegen ihrer Vortrefflichkeit thaten!) Lernte auch in der Folge noch mehr das *herrliche Verdienst*

dienst des Hieronymus um diese Uebersetzung kennen, und sie gebrauchen; S. 92—98. (als wenn wir an der Vulgata so gewiss die Arbeit jenes Kirchenlehrers hätten!) Bey Gelegenheit der von dem Vf. gehörten Vorlesungen, bringt er allerley über die Alexandrinische Uebersetzung, über welche das *Bielische* Wörterbuch keine einzige ganz genugthuende Bemerkung an die gelehrte Welt abgegeben haben soll, über die andern griechischen Bibelübersetzer, die rabbinischen Schriftausleger, den Talmud, den Koran, besonders viel über seine Uebersetzung desselben, die syrische Uebersetzung des N. T. und die hebräische Bibelkritik bey. S. 98—142. Er nennt es S. 137. eine Hypothese des Hn. *Eichhorn*, und vor ihm *Hardts*, dass *Hiob* keine wahre Geschichte sey; aber nicht allein *Michaelis* in einer Abhandlung beym *Lowth*; sondern auch seit vielen Jahrhunderten christliche und jüdische Ausleger haben eben dieses behauptet. Hierauf spricht er von andern seiner Lehrer, dem Theologen *Baumgarten*, von dem er sagt, er habe nie eine Schule gestiftet und gehabt; (aber in einem gewissen Verstande läfst sich das gar wohl sagen;) von dessen Bruder, *Alex. Gottl.* den er den ersten Eklektiker unter den Wolfianern nennt; (aber *Reinbeck* und *Bilfinger* waren es eben so zeitig;) vom Kanzler *Ludwig* (dessen Erläuterung der güldenen Bulle *Olenschlager* nur so secirt haben soll, dass das gelehrte Publicum doch durch *Ludwigen* gewonnen habe; ein nur halbwahrer Begriff von Olenschlagers schätzbarem Werke,) auch viel von der Geschichte der Diplomatik, (S. 159—171.) wo doch *Conring* nicht hätte übergangen werden sollen.

Zunächst folgt S. 174—270. des Vf. *Beruf ins Schulamt*, und sein Leben in demselben. Er hatte kaum sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt, als er Hofmeister eines Herrn von Grollmann zu Osterburg wurde, dem er dergestalt in der Philosophie Unterricht gab, dass er *eine* von ihm selbst skizzirte, nicht trockene, sondern *vom Baumgartenscher ästhetischer Salbung tingirte Philosophie* vorzutragen, und die Abneigung gegen die *Wolfische* überall zu besiegen anfing; in der Geschichte aber nach einer Methode, deren Urheber er selbst war, indem er mit Kreide die Epochenjahre an eine Tafel zeichnete; darauf die Denkwürdigkeiten dieses chronologischen Abschnitts deutlich und vernehmlich, unter beständigem Hinweisen auf die Jahrzahl erzählte; sodann die Anwesenden aus seinem Vortrage befragte, ferner einen seiner Zuhörer mit seinem eigenen Ausdrucke nacherzählen liess, und endlich diese Nacherzählung in Hinsicht auf Stil und Sache kritisirte; so wie seine eigene Erzählung. Aber schon nach wenigen Wochen machte eine Predigt, die er aus dem Stegreif für den kranken Oberprediger von der Erhörung des Gebets hielt, und worinn er mit einer Art von Begeisterung dessen Genesung voraussagte, die auch erfolgte, dass er in Seehausen predigen, und bey dieser Gelegenheit Conrector daselbst werden musste. Auch hier währte es nur vier Wochen, als er zum dritten Prediger an der Johanniskirche zu Magdeburg gewählt wurde; ob er gleich solches selbst zu hintertreiben suchte; zumal da er noch nicht das kanonische Alter hatte. Doch blieb er noch, weil die Dispensation des im Feldzuge begriffenen Königs nicht sogleich erlangt werden konnte, bis zu Ende des J. 1742 in Seehausen, und beschreibt daher ausführlich die Methode, nach welcher er daselbst Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Kenntniss der alten Schriftsteller, u. dgl. m. gelehrt hat. Er versichert, (S. 223.) „ohne allen „Eigenruhm, der seine etwanigen guten Eigenschaf„ten nie vergiftet hat, und den er gegenwärtig, da „er in dem Gefilde des Todes mehr wandelt, und den „den heiligsten Sonnenstrahlen der Wahrheit näher, „noch weniger ausstehen könnte, dass er in den an„derthalb Jahren seines Daseyns zu Seehausen für „Wissenschaften und Humanität in der Schule unglei„mehr gethan habe, als sein Nachfolger im Conre„torate, der mit Recht in der gelehrten Welt hoch„geschätzte *Winkelmann*, in sieben Jahren." Wenn er aber S. 228. schreibt: „wer sollte es glauben, dass „ich vor zwanzig Jahren über den Satz, dass die „Wahrheit das Wesen oder die Basis der Geschichte „sey, öffentlich habe leiden müssen?" so muss wol hierbey ein kleines Missverständniss von der einen oder andern Seite obgewaltet haben.

Der *zweyte Theil*, welcher die Geschichte der kirchlichen Amtsverwaltung des Vf. zu Magdeburg bis zum J. 1760, da er den Ruf nach Quedlinburg bekam, enthält, kann mehr gefallen, als der erstere. Er ist zwar noch mehr mit Abschweifungen aller Art angefüllt, besonders mit historischen, theologischen und homiletischen; allein die Veranlassung dazu ist natürlicher; und auch die vielen Kleinigkeiten aus der Lebensgeschichte des Vf. stehen doch, nach dem einmal von ihm gemachten Plane, an ihrem Orte. Zuerst viel von dem Senior des Magdeburgischen Ministerium, *Struve*, seiner Apostase und Rückkehr in die evangelische Kirche, seiner strengen Orthodoxie auch im äusserlichen Cerimoniel, u. dgl. m. Sodann von des Vf. glücklichen Beschäftigung mit Separatisten; auch von seinem Studium der Kirchenväter. Nach S. 54. fg. „fand er in den reichlich ausgestatteten Ausgaben derselben, von den französischen Benedictinern, (wie aber eben in diesen?) den scharfsehenden *Pfaffen*, den eleganten *Mosheim*, (der war wol nicht bloss elegant; sondern in Kirchenvätern und Kirchengeschichte viel scharfsehender als *Pfaff*.) den tiefdenkenden *Baumgarten*, (dieser gehörte hierher eigentlich gar nicht; der scharfsinnige Mann hatte Verdienste von einer ganz andern Art) und das auf-merkende treue Gedächtniss des um diese Zeit mit der Kirchengeschichte eifrig beschäftigten *Semlers*, (wer diesem bloss Gedächtniss und Fleiss, nicht auch einen tiefeindringenden Forschungsgeist, zugesteht, der muss ihn wahrhaftig nicht kennen,) der den Lehrbegriff der katholischen orthodoxen Kirche der Welt zur Schau auszustellen, mit allen Kräften arbeitete, und in den Journalen Deutschlands eine Menge Bewunderer und Lobredner, zum Theil auf *Baumgartens* und *Mosheims* Kosten, erhielt." (Baumgar-

garten in der Kirchengeschichte zu übertreffen; war für Semlern nicht schwer; dass er auf einigen Seiten auch weiter gesehen habe, als Mosheim, wird allgemein zugestanden; aber eben so gewiss ist es auch, dass er die ächte historische Methode nicht immer mit so festem Schritte beobachtet hat, als man es von jenem grossen Muster rühmen kann; zu fruchtbar an Hypothesen und Muthmassungen, die er zu geschwind in Thatsachen verwandelte, gewesen ist, u. dgl. m. Rec. sagt dieses desto unparteyischer, da er übrigens gesteht, von Semlern viel in der Kirchengeschichte gelernt zu haben, und selbst mit der Freundschaft des vortrefflichen Mannes beehrt wurde. Allein Hr. S. scheint beynahe sich einem bekannten sehr schön geschriebenen, aber auch sehr panegyristischem, Elogium des seligen S. entgegenstellen zu wollen, indem er behauptet, dieser Gelehrte habe in der Kirchengeschichte mehr geschimmert als geleuchtet; seine so reichhaltigen Vorreden vor Baumgartens Dogmatik verwirrte Collectaneen nennt, u. dgl. m. was wir nicht gern abschreiben mögen.) Dagegen wollen wir unsere Leser, unter einer grosen Anzahl individueller Umstände, die in diesem Bande vorkommen, nur noch auf dasjenige aufmerksam machen, was der Vf. S. 85. fg. von dem Grafen *von Zinzendorf*; S. 99. fg. von den Moralpredigern; S. 104. fg. über *die jetzt komisch genannte Opfertheorie*; S. 129. fg. über die christliche und philosophische Zubereitung zum Tode; S. 147. fg. über die Kraft des göttlichen Worts; S. 166. fg. über die stellvertretende Genugthuung Christi; S. 181. fg. aus seinen moralischen Predigten S. 198. fg. über sein Verhalten gegen Missethäter, die zum Tode vorbereitet wurden, S. 267. fg. über die Magdeburgische Geschichte, u. dgl. m. beygebracht hat.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen berühmter Männer von G. F. Palm. Erster Band.* 1796. 280 S. ohne die Vorrede von 12 S. 8. — Auch mit dem Titel: *Gallerie merkwürdiger Männer aus der ältern und neuern Geschichte. Drittes Bändchen.*

Da diese Schrift und ihre Absicht schon unter der ersten Aufschrift bekannt sind: so dürfen wir nur den Gehalt der in diesem Bande enthaltenen Lebensbeschreibungen angeben. I. *Gustav Wasa*, Schwedens Retter. S. 1—24. Der Eingang über den Zustand von Europa, ist etwas zu allgemein declamatorisch, und kann daher an einigen Stellen missverstanden werden. Was *Gustav* zur Rettung seines Vaterlandes gethan hat, bis er selbst König wurde, ist gut genug erzählt; (S. 17. ist wohl das J. 1527 nur ein Druckfehler an statt 1521.) aber von seiner langen und rühmlichen Regierung ist so viel als nichts gesagt; und die Einführung der Reformation, bey der er eben so viel Klugheit als Muth bewies, wird kaum mit einigen Worten berührt. Das ist also weder eine Lebensbeschreibung, noch eine Charakterschilderung. So muss man grosse Männer nicht behandeln, wenn man sie der Nachwelt zur Verehrung und Belehrung darstellen will. II. Leben und Thaten *Luthers*, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg und Hochmeisters des Deutschen-Ordens in Preussen. S. 25 bis 48. Besser als das vorige Leben: und hier nennt der Vf. auch seine Zeugen. Aber wie konnte er zuletzt sagen: *mitten unter Gebet und Flehen starb er wie Antonin?* III. *Menzikof*. S. 49—88. Woher diese nicht übel gerathene Biographie, die noch aus *Mansteins* Nachrichten hätte bereichert werden können, genommen sey, davon sagt der Vf. nichts. Die Jahre der Verweisung und des Todes *M.* sind nicht angezeigt. An statt der *Rathsherren*, zu welchen der Graf von *Ostermann* gegangen seyn soll, (S. 67.) müssten wohl ganz andere Leute stehen. IV. *Thomas Masaniel*, oder die Empörung der Neapolitaner im J. 1647 S. 89—141. Die Neapolitaner, sagt der Vf. S. 90. nennen ihn *Massanello*; (eigentlich *Masaniello*) *wir wollen ihn Masaniel nennen.* Wozu denn diese willkührliche Veränderung? Uebrigens ist diese ganz angenehm und treffend abgefasste Zeichnung vermuthlich aus der *Histoire de la revolution du Royaume de Naples par Mlle. de Lussan* gezogen. V. *Cn. Julius Agricola*. S. 142—156. *Tacitus* ist ziemlich gut benutzt worden. VI. *Der heilige Ansgarius*. S. 157—169. Ein vollkommener Panegyrikus. An statt bloss der Rechtschaffenheit, der eifrigen Anstrengung und Klugheit des guten, aber schwärmerischen *Ansgars* Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, verwandelt ihn der Vf. in einen Geist der ersten Grösse; spricht von seinem *vortrefflichen sanguinisch-cholerischen Temperamente*; von *dem Glanze seiner hervorstechenden Talente, und seines tief durchdringenden und alles umfassenden Verstandes*, von seiner *wahren Gelehrsamkeit*; von welchem allem sich *der Ruf bald in den christlichen Staaten ausgebreitet* habe; und *bis zu dem Throne der Fürsten gedrungen sey; Ludwig der Fromme* soll ihn daher, *wegen seiner grosen Verdienste*, aus der Dunkelheit des Klosters hervorgezogen, zum Apostel der Nordischen Völker gemacht, und ihn dem *Olaus*, Könige von Schweden, nachdrücklich empfohlen haben, u. s. w. Die wahre Geschichte weiss von diesem allem nur so viel, dass *Ansgar* eine Zeitlang Lehrer der Klosterschule zu *Corbie* (welches der Vf. mit *Corvey* vermischt,) gewesen ist; nachmals im Kloster *Corvey* auch als ein solcher Lehrer gelebt, und sich angeboten hat, mit dem Jütländischen Könige *Harald* zur Ausbreitung des Christenthums, in dessen Reich zu reisen, als der Kaiser *Ludwig* sich beynahe vergebens umsah, einen Geistlichen zu dieser Absicht zu finden; dass er eben deswegen auch einige Jahre darauf nach Schweden unter der Regierung des Königs *Biörn* gekommen ist; aber einen Schwedischen König *Olaus* gab es um diese Zeiten gar nicht. Hr. P. muss die Quellen dieser Geschichte gar nicht kennen; sondern nur irgend einen Neuern copirt, durch willkührliche Schilderungen und Exclamationen dessen Erzählung verschönert haben. So sagt er z. B. „Ein jeder, der ihn hörte, wurde gerührt, und von der Stärke seiner Beweisgründe dergestalt überzeugt, dass er mit

Freuden die christliche Religion annahm. *Seine Reden waren nicht im Menschenton abgefasst;* (desto schlimmer für ihn, und noch schlimmer für die armen Jütländer und Schweden!) Keine seichte Moral, kein Schulwitz, täuschten das Herz seiner Zuhörer. In einer kunstlosen, männlichen Beredsamkeit u. s. w. O göttliche Beredsamkeit! Wie gross ist deine Stärke! u. s. w. VII. *Johann Jacob Barthelemy.* Aus dem Französischen des *St. Croix.* S. 170—198. Eine bekannte Lobschrift, der aber ein Deutscher nicht *Boustrophedon und Paleographie* hätte nachschreiben sollen. VIII. *Albrecht von Haller.* S. 199—213. Allem Ansehen nach auch ein fremder Aufsatz, der viele richtige Züge, aber lange nicht alle, enthält. Von seinen Gedichten wird gleichsam nur im Vorbeygehen gesprochen. Nicht *Amtmann*, sondern *Amman* hiess die Bedienung, welche er in der Schweiz erhielt. IX. *Ritter Linné.* S. 214 — 237. Aus guten Quellen geschöpft. X. *Nicol. Boileau Despreaux.* S. 238—249. Eine desto mittelmässigere Biographie. Voran Gemeinplätze, dass man das Andenken sehr verdienter Männer nicht in Vergessenheit kommen lassen müsse, weil dieses Undank sey, und weil man den Undank verabscheue. Es ist falsch, dass *B.* Vater eine Bedienung am Französischen Hofe gehabt habe; er war *Greffier à la Grande Chambre du Parlement.* Sehr dürftig ist der Begriff, der von den Werken dieses Dichters gemacht wird; oder gar schief. Lustig ist es, (S. 244.) dass ihm und seinem Gedichte *le Lutrin, die Spuren der Satyre, die hie und da hervorstechen,* die grösste Ehre machen sollen. Von seinem so vorzüglichen Gedichte, *l'Art Poëtique*, wird weiter nichts gesagt, als dass es bald nachher erschienen sey, und ihm eine Pension verschafft habe. XI, *Georg Friedrich Händel.* S. 250 — 264. Kenner der Musik werden hier wohl erinnern, dass nicht tief genug in die Vorzüge der Händelschen eingedrungen sey. XII. *Thomas Paine.* Aus dem Englischen. Seine Lebensumstände sind freylich genau erzählt, aber von seinen Grundsätzen ist zu wenig gesagt.

SCHÖNE KÜNSTE.

MEISSEN, b. Erbstein: *Alix Gräfinn von Toulouse.* Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nebst einer Vorrede über unsere Ritterromane. 1797. XXXVI. und 160 S. 8. (12 gr.)

Die Vorrede betrifft mehr noch unsere sogenannten historischen, als unsere Ritterromane; was über die letzten hier gesagt, sehr gut gesagt wird und nicht oft genug wiederholt werden kann, zeugt indessen mehr von dem gereinigten Geschmack des Vfs., als seine Bemerkungen über die ersten bestimmte und feste Begriffe verrathen. „Historische Wahrheit, unverfälschte, wahre, richtige Darstellung der Thatsache," lässt sich von dem *geschichtlichen Romanschreiber*, selbst nach dem hier entworfenen Ideal, nicht erwarten. Einige hauptsächliche Thatsachen unverändert zu lassen, reicht zur historischen Wahrheit noch nicht hin; soll er aber „bekleiden, herausheben, Farben vertheilen" dürfen, „Leidenschaften reden lassen, und mit Herz und Phantasie bey Stellen verweilen, bey denen der Geschichtschreiber mit ein paar ruhigen Federzügen kalt vorübergeht:" so leidet das Gemälde schon nothwendig eine Verfälschung, und es ist zu fürchten, dass eine weit schädlichere Ansicht der Geschichte dadurch befördert werde, als die gänzlich romantische ist, nämlich eine empfindsame. Derjenige Irrthum, welcher der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint, lässt sich immer am schwersten ausrotten; wir haben allerdings Werke solcher Art, denen man theils diesen Vorwurf, theils den Vorwurf der Langweiligkeit machen kann. Was der Vf. aber sonst von dem *poetischen Geschichtschreiber* begehrt, das geht den Geschichtschreiber, im höchsten Sinne des Wortes, überhaupt an, und würde jede andere Darstellung der Geschichte als die strengste und letzte ausschliessen, die ebenfalls Poesie in der Seele ihres Schreibers erfodert, wenn man unter Poesie nicht blosse Erdichtung verstehn will. — Der Vf. scheint auch in seinem Urtheil über einzelne Beyspiele nicht ganz consequent zu seyn. Wie könnte er sonst im *Alf von Dülmen*, aus dem er den Stoff zu dem nachstehenden Trauerspiel gezogen hat, die noch so gut ausgedachte Rechtfertigung des Otto von Wittelsbach wegen der Ermordung Kaiser Philipps lebhaft billigen, da doch offenbar „eine Erdichtung in den Triebfedern und Veranlassungen dieser oder jener Handlung" dabey Statt findet.

Das Trauerspiel selbst ist ein nicht minder lobenswürdiger Versuch gegen die Barbarey unserer Ritterstücke anzukämpfen, als die vorhergehende Abhandlung, obgleich unter ähnlichen Einschränkungen. Denn freylich erinnert es noch zu sehr an seinen Ursprung; es ist mehr nur dialogisirt als dramatisch behandelt; der ganzen Darstellung fehlt es an Leben und mehr noch an Klarheit, sowohl was die Personen als die Geschichte betrifft, deren Fäden höchst verworren durch einander laufen. Sprache und Gesinnungen tragen den eignen Vorschriften des Vfs. zuwider (wie man denn nicht immer macht was man will) einen ganz und gar modernen und oft trübsinnigen Charakter an sich. Es ist nicht möglich, das mindeste Interesse für Alf von Dülmen zu fassen, den eine so eingebildete Leidenschaft umhertreibt, und die Theilnahme an Alix schmachtet wie sie selber dahin. Für sich selbst genommen bleibt also noch viel zu wünschen übrig: allein die Vergleichung mit unzähligen Stücken dieser Gattung kann diesem freylich nicht anders als sehr vortheilhaft seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Gotha, b. Ettinger: *Biblische Encyklopädie oder exegetisches Realwörterbuch über die sämmtlichen Hülfswissenschaften des Auslegers, nach den Bedürfnissen jetziger Zeit.* Durch eine Gesellschaft von Gelehrten. *Dritter Band* M bis R. 1795. 557 S. gr. 4.

Dieser Band enthält 478 Artikel. Von dem Mitarbeiter L. sind 210 geliefert worden, und zwar grammatischen, kritischen, rhetorischen und geographischen Inhalts. 110 antiquarische, mythologische, artistische und naturhistorische gehören dem H*st zu. Die historischen, genealogischen, biographischen, archäologischen, an der Zahl 150 sind vom R. Und bey 8 Artikeln, nämlich *Machaneh-dan, Melonen, Mithor, Myndus, Myra, Nagel, Nebucadnezar, Numenia*, ist die Unterschrift vermuthlich bloss vergessen worden. Die weitläuftigsten Artikel von L. sind: *Prediger Salomo's, Pentateuchus, Richter, Pseudepigrapha, Psalmen, Polyglotten, Parallelstellen, Palästina, Paläographie, Origenes, Nazarener, Nahum, Micha, Masora.* Von H*st: *Monat* und *Pferd.* Von R. *Rom, Paulus, Petrus, Poesie, Opfer, Pfingsten, Prophet, Regen, Maccabäer, Markus, Matthäus, Menschenopfer, Messias, Mose, Mythus, Noah, Osterfest, Philosophie, Priester, Proselyt.* Unter diesen 478 Artikeln finden sich 95, welche in *Hezels* Reallexicon nicht stehen. Dagegen hat aber auch das Reallexicon ..., welche zum Theil sehr ungern in dieser biblischen Encyklopädie werden vermisst werden z. B. *Melchisedek, Mitylene, Nikolaiten, Perle, Polygamie, Richtmass* u. s. w. und in beiden Werken fehlen noch viele Artikel, nach welchen man vergebens suchen wird, z. B. *Naphtha, Praxapostoli, Mandelbaum, Marder, Maulwurf, Meerdrach, Molch, Morgenwache, Münze, Münzwesen, Nachteule, Nusswald, Ohim, Orion, Pappelbaum, Pardel, Platzregen, Potasche, Büffel, Pyramide, Ranken, Ratz, Raupe, Reh, Rehziege, Reiger, ...s, Manuscripte, Menschensohn, Monogramm, Nasiräer, Perikopen, Planeten, Pol, Randglossen, Reim, ...thier* u. s. w. Die Mitarbeiter haben sich also sehr wenig darum bekümmert, was ihnen in dieser A. L. Z. sowohl, als in andern Journalen und gelehrten Zeitungen über diesen Punkt gesagt worden ist, und scheinen die Vermuthung zu bestätigen, dass sie zwar die Absicht gehabt haben, das bey ihrem Werke zum Grund liegende Hezelsche biblische Reallexicon hier und da zu verbessern, und ihrem Realwörterbuche durch aufgenommene neue Artikel einen Vorzug vor jenem zu ertheilen, keinesweges aber dasselbe entbehrlich zu machen, sondern vielmehr dessen fortwährende Brauchbarkeit zur Ausfüllung der in ihrem neuen Werke vorsetzlich gelassenen Lücken stillschweigend zu empfehlen. So sehr man daher die Thätigkeit und den Eifer, mit welchem die Vf. manche liberale Grundsätze zu verbreiten und viele nützliche Kenntnisse in Umlauf bringen zu helfen, rühmen muss: so sehr hat man auch Ursache, sowohl in ökonomischer Rücksicht, weil man auf diese Art statt eines vollständigen Hülfsbuches zwey unvollständige — theuere Werke zu kaufen genöthiget ist, als wegen der Unbequemlichkeit, welche in Zukunft durch nothwendige Supplemente entstehen muss, zum Voraus unzufrieden zu seyn. Ohne aber dieses und noch ausserdem das Unverhältnissmässige in den bearbeiteten Artikeln weiter zu rügen, woran vielleicht die kleine Anzahl der Mitarbeiter, welche nur da, wo vieles vorgearbeitet war, auch ohne grossen Aufwand der Zeit vieles geben konnten, und nicht immer Musse genug gehabt zu haben scheinen, über einen Gegenstand mehrere Schriftsteller nachzulesen, Schuld seyn mag, wollen wir hier bloss einiges aus dem vorliegenden Bande ausheben, welches die liberale Denkungsart der Vf. begründen und überhaupt die Behandlungsweise, deren sie sich bey den ihnen zugeschriebenen Artikeln bedient haben, einigermassen charakterisiren kann. In dem ausführlichen Artikel *Pfingsten* zeigt R. recht gut, dass man bey dem, was Apgsch. II. erzählt wird, an kein eigentliches Wunder zu denken habe, sondern das Brausen und fürchterliche Getöse in der Luft von einem heftigen Sturm, welcher gewöhnlich ein majestätisches Gewitter anzukündigen pflege, erklären könne. Auch die Gabe der fremden Sprachen, in welchen die Apostel geredet haben, sieht er nicht als die Wirkung eines Wunders an, sondern erklärt sie auf eine leichte und neue Art, indem er annimmt und es auch sehr wahrscheinlich vorzustellen weiss, dass Jesus bey seinem Plan, alle Völker des Erdbodens mit seiner wohlthätigen Religion zu beseeligen, es seinen Jüngern ohne Zweifel zur Pflicht gemacht haben werde, sich nicht allein, und zwar vornehmlich, mit der griechischen, sondern auch mit einer oder der andern ausländischen Sprache bekannt zu machen, als wozu es ihnen zu Jerusalem, wegen des Zusammenflusses von Ausländern an hohen Festen, an guter Gelegenheit nicht habe fehlen können. In dem Artikel *Mose*, welcher nach Hezel und Bahrdt vom R. weitläufig ausgeführt worden ist, wird mit Hinweglassung der aus dem zweyten Buche Mosis schon bekannten Lebensgeschichte desselben bloss

I. *von den Spuren der Fürsehung in seiner frühern Lebensgeschichte;* II. *von seinem Amtsberuf;* III. *von seinen Wundern,* und IV. *von seiner Gesetzgebung* geredet. Die Wunder werden ganz natürlich erklärt und *die Erklärung der Mosaischen Gesetzgebungsgeschichte* mit folgenden Worten geschlossen: *wem diese Erklärung nicht Genüge thut, der mag dann lieber, wenn er sich besser dabey beruhigen zu können glaubt, noch fernerhin annehmen, dass sich das höchste Wesen in eigener Person 40 Tage lang auf die Spitze eines Berges hingesetzt und einem Menschen die Spielwerke des Pomps in der Stiftshütte vorgesagt, die Zahl der Glöckchen, und Schellchen und Quästchen u. s. w. die an den Teppichen und an der Kleidung des Oberpriesters hangen sollten, vorgerechnet, und die zehen Gebote, welche die bekanntesten Anfangsgründe der rohen Menschenmoral enthielten, selbst aufgeschrieben habe* u. s. w. Ohnerachtet aber nun dieser Vf. eine ganze Geschichte des wichtigen Mannes unter dieser Rubrik darzustellen für ein *zweckloses* und *überflüssiges Geschäft* hielt, und sich daher nur auf die vornehmsten Schwierigkeiten und wichtigsten Thatsachen einliess, die in seiner Geschichte vorkommen: so war doch der Mitarbeiter L. andrer Meynung, und glaubte dem von ihm sehr gründlich bearbeiteten Artikel *Pentateuchus* einige Vorerinnerungen über Mosis Leben vorausschicken zu müssen; so dass man doch die Nachrichten davon, welche sich im 2 B. Mosis und im Pentateuch hin und wieder zerstreut finden, kurz beysammen übersehen kann. Der Artikel *Messias* ist vom R. nach Hezels Schriftforscher zweckmäsig bearbeitet worden, und giebt I. *die Bedeutung des Worts Messias* nach jüdischer und christlicher Vorstellung an. II. Den *Ursprung der jüdischen Volksidee von einem Messias;* wovon wir nur die Hauptgedanken auszeichnen wollen. Das israelitische Volk ward als das Lieblingsvolk der Gottheit früh durch weise Gesetze und Einrichtungen gebildet und nicht allein an Einsichten weit über andre Völker erhaben, sondern auch fähig, zu noch vollkommnern Religionskenntnissen erhoben zu werden. Von der Vorsehung war es zu erwarten, dass sie einst einen Mann würde auftreten lassen, der die Religionskenntnisse dieses Volks veredeln und dadurch wahres und dauerhaftes Glück auf Erden verbreiten werde. Propheten ahndeten diese grosse Anstalt Gottes; und göttlicher Befehl, dem Volke zu einem wohlthätigen neuen Gesetzgeber der Nation und der Welt, d. h. zu einem *Messias*, Hoffnung zu machen, erhob diese Erwartung zur Gewisheit. Der erste Begriff von ihm, noch ehe er wirklich verheissen war, entstand — wenigstens in den Propheten — durch die Beherzigung der wichtigen Worte 1 Mos. XII, 3. (Hierbey verdient auch der von ebendemselben Vf. besorgte Artikel *Protevangelium* verglichen zu werden) Die Verheissung erfolgte; und nun war die Lehre vom Messias eine Haupt- und Lieblingslehre des Volks. Hierauf zeichneten die Propheten jene erhabene Person, durch welche die vollkommnere Aufklärung und Beglückung des Volks und der Welt vollendet werden sollte, als einen erhabenen König. Und da man sich nun unter dem Joch barbarischer Völker einen irdischen König wünschte, welcher der tiefgesunkenen Nation wieder Freyheit verschaffen könnte: so war man so schwach, den von den Propheten geschilderten Messias zugleich auch für das Werkzeug zu halten, wodurch das Volk auf dem politischen Schauplatz der Volker zu einer furchtbaren Hoheit gelangen würde. Daher entstand nach und nach durch buchstäb[liche] Deutung der majestätischen Schilderung der Pro[pheten] das leere Traumbild eines bloss irdischen Kö[nigs], welches noch dazu in der Folge durch aller[ley] fabelhafte Vorstellungen entstellt ward. III. *Messianische Weissagungen* findet man in den Büchern Mosis ausser in der schon erwähnten Stelle, (1 Mos. XII, wo Gott selbst dem Abraham in einem Traumgesich[t] das erste Evangelium verkündigt, keine, weil Mo[sis] Zeitalter für diese Idee noch bey weitem nicht re[if] war. Eben dies gilt auch von den Zeiten David[s]. Wenn also demohngeachtet im N. T. Stellen aus d[en] Büchern Mosis und aus den Psalmen auf den Messi[as] gedeutet werden, so hat man sich dieses theils über[haupt] aus der Gewohnheit der Juden, Stellen d[es] A. T. in ganz anderm Sinn, als sie in dem Origi[nal] vorkommen, zu brauchen; theils daraus zu erklä[ren], dass die damalige jüdische Kirche dergleichen Ste[llen] von ihrem Messias erklärte, Jesus aber nebst den V[er]fassern des N. T. sich derselben als ihrer eigenen W[af]fen, um die Juden von seiner Messiaswürde zu üb[er]zeugen, bediente, ohne gerade alle Stellen, welc[he] die Juden auf den Messias deuteten, im buchstäblich[en] Verstande von ihm erklären zu wollen. Die Stel[len] Luk. XXIV, 27, 44. VIII, 10 in welchen Jesus [aus]drücklich zu sagen scheint, dass in Mosis Schri[ften] und in den Psalmen Weissagungen von ihm zu find[en] seyen, sind dieser Behauptung nicht entgegen, w[eil] man seit dem Ursprung des alttestamentlichen Kanons bald nach dem babylonischen Exil das ganze alte Testament nach der dreyfachen Abtheilung in die Büche[r] Mosis, in die Propheten und in die Psalmen zu [be]nennen pflegte. Erst unter den Propheten, hauptsäch[lich] unter denen, welche nach dem Salomo auftra[ten], als die hebräische Nation in eine ruhigere poli[tische] Lage versetzt und durch mancherley Schicksa[le] sowohl, als durch bessern Unterricht zu einem gewissen Grade geistiger Verfeinerung erhoben wa[r], fand es die Vorsehung für zuträglich, dem Volk vom Messias einige Nachricht und Belehrung zu geben. Dahin gehören die Stellen Jes. 52—66. Jer. 23, 5. 33, 15. Ezech. 34, 23. 37, 24. Dan. 9. Joel 3. Amos 9, 11. Mich. 5, 1. Zeph. 3, 9. Hagg. 2, 10. Zach. 3, 8. 6, 9—15. 8, 21. 9, 9. 11, 4. 12, 10. 13. 1—7. Mal. 3, 1. 14. — IV. *Jüdische Messiasträumereyen* schreiben sich von den Zeiten nach den Propheten her, als nämlich die bildlichen Zeichnungen derselben buchstäblich ausgelegt und die Juden dadurch auf die sinnliche Erwartung eines irdischen Königs und Weltbezwingers geleitet wurden. Es werden einige dergleichen aus *Eisenmengers* entdecktem Judenthum mit der Bemerkung angeführt, dass sich Jesus und seine Apostel als kluge Lehrer eines dummen Volks nach denselben,

wei

weil sie damals schon herrschend gewesen, hätten bequemen müssen. Der Artikel *Poesie* von R. enthält einen sehr weitläufigen Auszug aus *Hezels* Anleitung zur Bildung des Geschmacks. Hingegen hat eben dieser Mitarbeiter über den Artikel *Offenbarung* weiter gar nichts gesagt, als dass die Feststellung des Begriffs und der Charakter einer übernatürlichen — unmittelbaren — göttlichen Offenbarung, so wie die Untersuchung und der Beweis, ob eine solche möglich, wahrscheinlich und wirklich vorhanden sey, nicht dem Exegeten, sondern theils dem Philosophen, theils dem Theologen und Apologeten der christlichen Religion zugehöre, und also in diesem Werke keinen Platz finde. Allein wenn nicht geleugnet werden kann, dass dem Ausleger viel daran gelegen seyn müsse, zu wissen, was der Philosoph oder Theolog von der Offenbarung urtheile und glaube: so dürfte wohl die angeführte Ursache von der unterlassenen Bearbeitung dieses Artikels nicht hinlänglich seyn, und hätte wenigstens den sonst freymüthigen Vf. nicht abhalten sollen, die neuesten Schriften und Meynungen davon anzuführen; zumal da sonst in diesem Werke manche Artikel aufgenommen worden sind, die weit weniger hieher gehören, und gewiss nicht vermisst worden seyn würden, wenn sie ganz wären übergangen worden; z. B. *Nod*, woraus L. einen Flüchtling, und eine Art von Gefäss macht; und die hebräische Benennung von dünnen Kuchen *Rakik*. Im Artikel *Mord* hat H*st. einen getreuen Auszug aus Michaelis geliefert. Eben dieses hat er auch im Artikel *Monat* gethan; hingegen im Artikel *Narde* Schleussners Lexicon und das, was in Hezels Reallexicon viel weitläufiger davon gesagt worden ist, nicht benutzt. Wir wünschten nunmehr auch noch die Manier des Mitarbeiters L. angeben zu können; müssen aber, um nicht noch weitläufiger zu werden, uns mit der blossen Versicherung begnügen, dass die von ihm bearbeiteten Artikel von Fleiss und Gründlichkeit zeugen, und nur hier und da, wo der Vf. in seinem Lieblingsfach sich befunden zu haben scheint, ohne Noth allzu ausführlich gerathen sind, z. B. *Praefixa*, *Römer*, *Prediger Salomo's*, *Psalmen* u. s. w.

Augsburg, in der Joseph-Wolffischen Buchh.: *Die heilige Schrift erklärt aus den heiligen Vätern und andern bewährten Schriftstellern der Kirche*, von Herrn *le Maistre de Sacy*, Priester etc. nach der neuesten französischen Ausgabe übersetzt durch einige Benedictiner in Banz. Mit Noten und Beylagen. Des neuen Bundes sechster Band. Geschichte der Apostel. 1797. 678 S. Vorr. 26 S. 8.

Die Anmerkungen, welche der Uebersetzer diesem Buche beygefügt hat, sind etwas zahlreicher, als in den vorhergehenden Bänden, und zeugen abermals von dem zweckmässigen Gebrauch, den er von protestantischen Schriftstellern dabey gemacht hat. Einige derselben z. B. Michaelis, Walch, Lang, Schöttgen, Meiners, findet man sogar namentlich angeführt. Daher findet auch Rec. weiter nichts dabey zu erinnern, und ist übrigens sehr weit davon entfernt, es dem Vf. zu verdenken, wenn er hier und da den Lehrsätzen seiner Kirche treu geblieben ist, und sogar an einem Orte, (S. 571) vielleicht um nicht wegen seiner Belesenheit in dergleichen Schriften bey seinen Glaubensgenossen verdächtig zu werden, sich etwas stärker, als es sonst wohl nöthig gewesen wäre, über seine Orthodoxie erklären zu müssen geglaubt hat. Da nämlich, wo Sacy am gedachten Orte von der Kraft und Wirkung des Todes Jesu redet und unter andern sagt: *dies Blut ist Gottes Blut wegen der Vereinigung der göttlichen Person mit der geheiligten Menschheit Jesu*: setzt der Uebersetzer dazu: „so hart auch „dies für gewisse Ohren klingen mag, so ist und bleibt „es doch nach (*der*) Lehre der katholischen Kirche „wahr, und nicht ein katholisches Schulkind, das „nur in dem Katechismus unterrichtet ist, wird sich „daran ärgern können; nur ein blosser Ignorant in „den katholischen Glaubenslehren kann es. Wehe „mir! wenn ich hier wider das Beyspiel des grossen „Apostels, von dem die Rede ist, die Wahrheit des „Glaubens verstecken oder umgehen wollte, *um nach „dem Beyfall eines Recensenten zu haschen!*" Eben dahin kann man auch noch rechnen, dass der Uebersetzer bey Apgsch. X, 36 und XIII, 26 denjenigen Auslegern, welche unter λόγος σωτηρίας *die heilsame Lehre*, oder *die Lehre des Evangeliums* verstehen, eine Gewaltthätigkeit gegen den Text Schuld giebt, und dabey vielmehr an *das selbstständige oder eingefleischte Wort, an die zweyte Person der Gottheit, Jesum Christum*, denken zu müssen glaubt.

Frankfurt an d. Oder, in der akademischen Buchhandl.: *Johann Gustav Hermanns*, ausserord. Prof. der Philosophie und Predigers in Frankfurt an d. O., *Wörterbuch des Neuen Testaments, Griechisch und Deutsch für angehende Griechen*. 1797. 422 S. Vorr. u. Reg. 1 Bog. 8.

Dieses Wörterbuch hat grosse Vorzüge vor dem griechisch-deutschen Handwörterbuch über das N. T. zum Gebrauch für Studierende; (Berlin 1796) dessen Fehler in dieser A. L. Z. 1796. Nr. 349 angezeigt worden sind. Denn es setzt angehende Griechen, wenn sie sich nur mit den nöthigen grammatikalischen Vorübungen bekannt gemacht haben, in den Stand, die Bücher des N. T. dem Wortverstande nach lesen zu können, und wird ihnen, wenn sie auch schon grössere Fortschritte gemacht haben, noch immer in Ermangelung des Schleussnerschen Lexicons nutzen können, weil in demselben alle Stellen, wo und wie oft jedes Wort im N. T. vorkommt, mit der grössten Genauigkeit angeführt sind. Unterdessen müssen wir unsern Lesern sagen, dass dieses Wörterbuch kein neues Buch, ja! nicht einmal ein neuer Abdruck eines altern Buchs, sondern schon im J. 1781 bey Strauss zu Frankfurt an der Oder — wie es ist — herausgekommen und nunmehr nach 16 Jahren bloss mit einem neuen Titelblatt von der veränderten Buchhandlung, welche diesen Verlagsartikel an sich gekauft haben muss,

muss, als ein neues Product auf die Ostermesse dieses Jahr's gebracht worden ist.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Zessler: *Das Petschaft.* Eine abentheuerliche Geschichte. Zwey Theile. 1797. 1ter Th. 207 S. 2ter Th. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ob Schreibfehler wie folgende, von denen das ganze Buch wimmelt: *Stubenthier* für Stubenthür, ich *flüchte* ihnen bey, die Männer *verschweren* sich gegen ihn, eine *weisse* Staatsverfassung, über*wünden*, *können* statt kennen, sie *verbürgt* ihr Gesicht statt verbirgt, sie *nur zährt* sich, u. s. w. blosse Druckfehler sind, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, da sie wenigstens nicht angemerkt worden, und die innere Beschaffenheit des Romans keine Entscheidung darüber an die Hand giebt. So viel ist gewiss, dass man dergleichen schreiben kann, ohne es bey Führung der Feder bis zur Orthographie gebracht zu haben. Der Unwahrscheinlichkeiten giebt es hier so viele wie der Druckfehler, wogegen sich freylich von wegen *der Abentheuerlichkeit* der Geschichte nichts einwenden lässt, als dass diese weder romantisch noch auf irgend eine Weise anziehend dadurch geworden ist. Ein Unbekannter (Armenier) spielt nebst seinem Petschaft die Hauptrolle darin; zur Abwechselung ist einer von der wohlthätigen Classe dieser grossen Zun[ft]. Ausserdem giebt es noch einen leidlich einfältig[en] Helden, eine Marquise die ihren Liebhaber, ei[nen] deutschen Prinzen, umgebracht hat, und einige Bö[se]wichter, denen man recht sehr verbunden seyn w[ür]de, wenn sie ihren letzten Streich, womit der zw[ei]te Theil schliesst, so ausgeführt hätten, dass von Herrn Gustav und seinen Begebenheiten nie wie[der] die Rede wäre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Eisenberg:* b. Hempel und zu haben bey dem Vf.: *Einige Predigten zum Besten gewisser Hülfsbedürftigen*, herausgegeben von M. *Gottlob Renatus Friedel*, Prediger zu Crossen im Stifte Zeitz. 1797. (89 S. mit Vorr.) (4 gr.) Rec. kann diese Predigten freylich nicht für Muster erklären, aber er kann sie auch nicht schlecht nennen. Die Materialien, welche man in ihnen verarbeitet findet, sind grösstentheils gut, und Hr. *F.* zeigt sich in mehrern Stellen derselben, als einen denkenden Mann. Ihr grösster Fehler liegt jedoch im Vortrag, wohin Rec. sowohl die Anordnung als den Ausdruck rechnet. Schon der Stil des Vf. ist gar nicht anziehend, denn die ewigen Wiederholungen, insbesondere ein und eben desselben Worts, in dem nämlichen Perioden, können unmöglich, beym mündlichen Vortrag, einen guten Effect machen. Man lese (S. 24) „Er starb für uns, und *sehet, sehet* er *lebet* — und „*wir, wir* sollen auch *leben*. *Er lebet* nicht allein, er ist auch „*eingegangen* in das Heiligste, *eingegangen* in den Himmel, „und angethan mit Ehre und Macht, herrscht und regiert er „nun daselbst über alles mit seinem Vater, und geniesst einer „unaussprechlichen ewig dauernden Seligkeit. — Und *wir, wir* „sollen auch mit ihm einst zur Herrlichkeit erhoben werden. „Aber *wenn, wenn nur? Nur* dann, meine Lieben, wenn wir „*uns bestreben*, ihm, unserm Jesu, recht ähhlich zu werden: „*uns bestreben*, durch treuen Gebrauch aller unsrer Kräfte und „Fähigkeiten, die uns der gütige Schöpfer schenkte, ja, solls „so seyn, *durch Aufopferung* des Liebsten unserer irdischen „Güter, *durch Aufopferung* des Lebens selbst, so wie er, das „Wohl unserer Brüder befördern zu helfen" u. s. w. Nicht weniger, wie gegen den Ausdruck, lässt sich auch gegen die Themata und Dispositionen einwenden. Die erste Predigt handelt: *Von den Vortheilen, welche ein gemeinnütziges Leben für uns selbst hat.* Hier wird abgetheilt, I. *Lasset uns an dem Beyspiel Jesu sehen, was ein gemeinnütziges Leben sey*, und alsdann II. *die Vortheile angeben, die ein solches Leben uns selbst gewährt.* Aber da im Thema *die Vortheile* der Hauptgedanke sind, so kann unmöglich auf diese Art abgetheilt werden. Redete der Vf. von einem gemeinnützigen Leben und seinen Vortheilen, so wäre sie richtig; da er aber bloss von den [Vor]theilen spricht, so dürfen auch diese nur die Disposition g[eben]. Er muss abtheilen, *erster* Vortheil, *zweyter* Vortheil u. [s. w.] Was zur Erklärung des Begriffs von einem gemeinnü[tzigen] Leben zu sagen nöthig wäre, müsste entweder im Ein[gange] oder bey den einzelnen Theilen als Nebenerinnerung be[y]bracht werden. Einen eignen Hauptheil, kann man d[aher] bey diesem Thema gar nicht machen. Eben so wenig g[efiel] Rec. der Hauptsatz der zweyten Predigt: *die diesjährigen [Gna]denerweisungen unsers Gottes, als eine neue Ermunterung [für] uns, ein recht festes und unwandelbares Vertrauen auf ih[n zu] setzen.* I. *Auf die diesjährigen Gnadenerweisungen unsers [Got]tes aufmerksam machen.* II. *Dieselben als Ermunterung [vorstel]len, Gott recht standhaft zu vertrauen.* Denn wenn [gleich in] der Abhandlung selbst gesagt wird, dass der erste Th[eil nur] auf die leiblichen und unter diesen nur auf die vorzügli[chsten] und allgemeinsten Gnadenerweisungen aufmerksam mache[n soll], so ist doch offenbar die Materie zu reichhaltig, und für [eine] Aerntepredigt, welches diese der Ueberschrift nach ist, zu [all]gemein. Viel besser und specieller hätte Hr. *F.* bey dieser [Ge]legenheit predigen können, wenn er sich bloss auf die [so]genannten besondern Glücksfälle, „dass schwere Gewitter o[hne] „Schaden vorübergingen, dass von denen, die zum Kriege [ge]„zogen, keiner geblieben ist," u. s. w. welche seine Gem[einde] in diesem Jahr erfahren hat, verbunden mit dem Segen e[iner] reichen Aernte, eingeschränkt, und auf sie, als Wohlth[aten] des Höchsten, aufmerksam gemacht hätte. — Unter allen [diesen] Predigten hat Rec. die *dritte* am besten gefallen, über M[atth.] XXII, 15—22. *Von der genauen Verbindung der Religion [mit] der Glückseligkeit des bürgerlichen Lebens.* Sie ist genau [mit] derselben verbunden, weil sie I. *Die Ordnung.* II. *Den F[rie]den und die Sicherheit.* III. *Die Geselligkeit*, und endlich [IV.] *den Wohlstand im bürgerlichen Leben befördert.* Ein Bew[eis], dass Hr. *F.*, wenn er will, auch gut predigen kann. Ue[bri]gens wünscht Rec. diesem Buch, besonders wegen der auf [dem] Titel genannten menschenfreundlichen Absicht, in der es [zum] Druck befördert worden, recht viele Käufer.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in der Bibelanstalt: *Ueber die göttlichen Offenbarungen, vornehmlich die, welche Jesus und seine Gesandten empfangen haben.* Von D. *George Friedrich Seiler*, Königl. Preussischen Geheimen Kirchen- und Consistorial-Rath u. s. w. 1. Th. 1796. 402 S. 2. Th. 1797. 411 S. ohne Vorr., Inhaltsverzeichnisse und einem Anhange. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieses Werk ist schon in sofern interessant, als man daraus ersieht, was Hr. *S.*, der unter den Freunden des ältern Systems der lutherischen Kirche eine ehrenvolle Stelle einnimmt, bey den Fortschritten unsers Zeitalters in der Philosophie und in der historischen Erklärungsart der heiligen Schrift, für nöthig achte, von seinen Behauptungen aufzugeben, in der Darstellung und den Beweisen der einzelnen Lehren zu ändern und von neuen Entdeckungen aufzunehmen. Es ist dabey in einem so ruhigen, der Wichtigkeit des Gegenstandes ganz angemessenen friedliebenden Tone geschrieben, dass es in dieser Rücksicht musterhaft genannt zu werden verdient. Nirgends werden denen, welche von den hergebrachten Meynungen abweichen, schlimme Absichten angedichtet, nirgends ihre Verdienste verkannt; vielmehr die erregten Zweifel und Einwürfe immer als vortheilhaft für die Entdeckung dessen, was dem Vf. als wahr vorkömmt, dargestellt. Ueberall erkennt der Vf. bereitwillig, dass auch er sich in seinen Meynungen irren könne, aber es für seine Pflicht halte, so zu schreiben, wie er denke, und seine Meynungen mit allen Gründen, welche ihm ein fortgesetztes Studium an die Hand gäbe, zu vertheidigen. Ja man könnte beynahe sagen, er habe sich durch seine Billigkeit gegen Andersdenkende hier und da verleiten lassen, etwas mehr zuzugeben, als er um in seinem Systeme consequent zu bleiben, hätte thun sollen. Wir werden zu Ende unserer Anzeige ein Beyspiel davon anführen. — Wir wollen den Inhalt des vorliegenden Werks, so viel möglich, mit des Vf. eignen Worten ausziehen, und unsere Bemerkungen oder Zweifel, besonders beym zweyten Theile, der uns der wichtigere scheint, einschalten, ohne uns in eine eigenthümliche Widerlegung einzulassen, für welche der Raum in diesen Blättern nicht hinreicht, und die auch nicht möglich ist, so lange man sich nicht über die ersten Grundsätze vereinigen kann. — „Sollen Christen," heisst es in der Vorrede zum ersten Theile, „nach den ihnen in der Jugend ertheilten Unterrichte fortfahren, eine ausserordentlich geoffenbarte Religion neben der Vernunft-Religion zu glauben: so muss bewiesen werden, dass ausserordentliche göttliche Offenbarungen nicht nur *logisch* und *real*, sondern auch *moralisch* möglich, dass sie an gewissen Kriterien *erkennbar*, dass sie durch sichre Gründe *erweisbar*, dass sie in *ächten Schriften* vorhanden, dass sie *unverfälscht* auf unsere Zeiten gekommen seyen, und dass wir die ausserordentlichen Offenbarungen, die Jesus und seine Apostel von Gott erhalten haben sollen, nicht als eine blosse *Bequemung* nach schon vorhandnen Grundsätzen, für blosse *Herablassung* zu jüdischen Meynungen halten dürfen, sondern sie als *wahre, von Gott ihnen mitgetheilte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege von ihnen selbst ausgedachte Erkenntnisse neuer Wahrheiten anzusehen und beyzubehalten haben.*"

Diesem kurzen Entwurfe gemäss handelt die erste Abtheilung von der Möglichkeit und Wirklichkeit ausserordentlicher Offenbarungen Gottes. Kap. 1. Vom Verhältniss der Vernunft zu den göttlichen Offenbarungen überhaupt. Die Vernunft ist die nothwendige Bedingung aller göttlichen Offenbarung, sie erkennt, sie prüft, sie legt sie aus, sie ist das Mittel zur Entscheidung über wahre und falsche Offenbarung, sie beweist die Aechtheit der wahren. Nur die Vernünfteley, nicht die Vernunft wird 2 Kor. 10, 5. getadelt." Kap. 2. Von den allgemeinen Offenbarungen Gottes. Gott offenbaret sich den Menschen dadurch, dass er ihnen in moralisch-religiöser Absicht etwas von sich bekannt macht. Das geschieht durch die eigne freye Natur des Menschen, dann auch durch die Körper- und Sinnenwelt. (Wenn der Vf. hier behauptet, man könne dieses, dass sich Gott durch seine Wirkungen in und ausser der Sinnenwelt zu erkennen giebt, ganz eigentlich *Offenbarung* nennen, und diejenigen zu widerlegen sucht, welche diesen Namen nicht davon gebraucht wissen wollen, weil die menschliche Vernunft durch Nachdenken über die Welt und unsre moralische Natur Gott *aufsucht* und *findet*; so können wir ihm nicht beystimmen, und werden vielmehr durch sein ferneres Räsonnement selbst überzeugt, dass es nicht gleichgültig sey, ob man das Gelangen zur Erkenntniss Gottes durch den Gebrauch der Vernunft, *Offenbarung* nenne. Gerade diese Benennung verführt auch den Vf. (S. 47.) von allgemeinen und besondern ausserordentlichen Offenbarungen so zu reden, als bestünde der Unterschied nur darin, dass jene allen Menschen zu Theil werden können, diese nur wenigen; da doch die allgemeinen auf Schlüssen unserer Vernunft, die beson-

dern und ausserordentlichen auf unerklärlichen Einwirkungen Gottes beruhen.) In einem Anhange zu diesem Kapitel spricht der Vf. auf eine sehr zu beherzigende Art von der Vereinigung der theoretischen und praktischen Vernunft in der Feststellung der Glaubensgründe für die Existenz Gottes. Kap. 3. Von den besondern und ausserordentlichen Offenbarungen. „Wenn die *allgemeinen* Offenbarungen (S. 49.) mehrere tausend Jahre vor den Augen der Menschen da standen, und in ihren Seelen fortwirkten; wenn dem allen ungeachtet nur sehr wenige unter den Sterblichen zur rechten Erkenntniss der Vernunftreligion, und zur gewissenhaften Ausübung der Vernunftgesetze gebracht werden konnten; wenn der grössere Theil des Menschengeschlechts von Jahrhundert zu Jahrhundert, in ein immer tieferes Sittenverderben herabsank, und sich aus diesem Abgrund zu retten, vergeblich bemühte; so scheint es der Weisheit und Güte des Vaters aller Menschen gemäss gewesen zu seyn, dass er ein gewisses Volk auswählte und unter demselben gewisse Männer mit vorzüglichen Gaben versah, auch sich ihnen auf eine ausserordentliche Weise zu erkennen gab, damit die Grundlage zur bessern Erkenntniss seiner unendlichen Vollkommenheiten, zur reinern, ihm gefälligern Tugend und grössern Geisteswohlfahrt des Menschengeschlechts gelegt würde. Dies sind denn die besondern ausserordentlichen göttlichen Offenbarungen." Diese werden nun Kap. 3. 4. 5. nach ihrer *Beschaffenheit* und *Möglichkeit*, nach ihrem *Inhalte* und *Zwecke* näher betrachtet. Der Begriff der besondern und ausserordentlichen Offenbarungen ist aus der Schrift zu nehmen. Nach dieser ist besondre göttliche Offenbarung (S. 53.) „eine solche Wirkung Gottes, durch die er auf eine ausserordentliche Weise nur gewissen Personen etwas von sich, sonderlich von seinen Rathschlüssen und seinem bestimmten Willen, bekannt machte, in der Absicht, dass diese Personen dasselbe andern Menschen wieder mittheilen sollten, um eine vernünftige Gottesverehrung, die im Gehorsam gegen ihn und sein Gesetz, und in williger Tugendübung besteht, zu befördern und auszubreiten." Gott wirkte dabey oft *mittelbar*, und immer erfolgten die besondern Offenbarungen der Natur der menschlichen Seele und aller natürlichen Dinge gemäss; sie wurden mit den *natürlichen* Gedanken des Menschen in die *genaueste Verbindung* gesetzt, angeknüpft an die vorigen Ideen und brachten ihre Folgen wie andre natürliche Gedanken in der Seele hervor. — Von S. 67. an sucht der Vf. zu zeigen, die neuern Weltweisen, namentlich Fichte, Riem, Krug und der Vf. der kritischen Theorie der Offenbarung wären einen falschen Weg eingeschlagen, dass sie, ohne von Erfahrung auszugehen, blos durch Hülfe der Vernunft den Begriff der Offenbarung und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit derselben hätten beweisen wollen. „Wir müssen (S. 77.) in die Geschichte des menschlichen Geschlechts zurückschauen — wir lesen in den Urkunden der glaubwürdigen Geschichte Jesu, dass er behauptet habe, er hätte göttliche Offenbarungen empfangen, um sie den Menschen mitzutheilen; wir finden, dass seine Lehre die glücklichste Revolution in der religiösen Denkungsart bewirkt hat u. s. w. Der bescheidne Weise fragt billig bey solchen Dingen, die er in der wirklichen Welt findet, ob sie *das auch sind*, für was man sie hält? Ob nicht Gott durch *natürliche* Kräfte zwar, aber doch auf eine ganz eigne ausserordentliche Art dabey sich wirksam bewiesen habe? und wenn dafür *historische hinlängliche Glaubensgründe* vorhanden sind, so giebt er zu, dass die Sache geschehen sey; unternimmt es aber nicht, die *innere* Möglichkeit und das *Wie* sie geschehen sey, zu beschreiben. Doch ist es ihm erlaubt, über die Art und Weise dieser ausserordentlichen Wirkungen nachzudenken und *mögliche Wirkungsarten*, *mögliche Ursachen*, *mögliche Endzwecke der besondern Offenbarungen* aufzusuchen." Es werden also die *möglichen* Wirkungsarten angegeben. Sie können seyn innerlich, z. B. Ekstase, Traumgesicht; äusserlich, doch mit innerlichen Wirkungen verbunden: Erscheinungen durch das Auge, durch das Gehör, durch beide Sinnen zugleich, durch ein geschaffnes, vernünftiges, übermenschliches Wesen, durch eine Erscheinung, worinn Gott seine Gegenwart unmittelbar äussert. (Wenn nun aber der Läugner der besondern göttlichen Offenbarung auch in die Geschichte unsers Geschlechts zurückschauet, [illegible] aus der kindlichen Sprache und Darstellungsart der alten Welt, aus der lebhaften Einbildungskraft der Orientalen, aus dem Vorgeben aller Völker, auf den ersten Stufen ihrer Cultur: Offenbarungen erhalten zu haben u. s. f. zu erkennen glaubt, dass man ohne Unterschied neue Ideen, worauf man kam, glückliche Einfälle, lebhafte Entschliessungen, sehr [illegible] und deutlich werdende Vorstellungen u. s. w. der Gottheit und ihrer besondern Einwirkung zuschrieb, ob sich gleich die Entwicklung derselben in der Seele nach den uns bekannten Gesetzen der Denkkraft sehr leicht erklären lässt; wie wenig wird es ihn geneigt machen, die Arten, wie Gott auf die Menschen ausserordentlich *könne* gewirkt haben — mögen auch jene Wirkungsarten nach Hn. *S.* Meynung physisch noch so *möglich* seyn — für *wirklich* anzusehen?) Kap. 4. soll die *moralische* Möglichkeit zeigen, oder die Gründe der besondern göttlichen Offenbarung in der Natur Gottes und der Menschen, wie auch die Zwecke derselben darstellen, und die Zweifel gegen die reale und moralische Möglichkeit heben. „Der Vielgötterey musste entgegengearbeitet, der Mensch von seiner wahren Freyheit überzeugt werden u. s. w." Kap 5. Von dem *möglichen Inhalte* der ausserordentlichen göttlichen Offenbarung. „Sie sind (S. 145.) nicht bestimmt, die allgemeinen Wahrheiten der Vernunftreligion und Moral erst zu entdecken. Diese machte Gott allen Völkern bekannt. Doch setzten sie manche erst ins rechte Licht, gaben ihnen Bestätigung und versinnlichten dieselben. Ihr Inhalt (S. 154.) sind vielmehr *besondere* Erkenntnisse solcher Wahrheiten, welche die menschliche Vernunft nicht ausdenken konnte; Rathschlüsse Gottes, Verheissungen, Drohungen, Bestimmungen gewisser Perso

zu gewissen Werken, Bestimmung der Zeit, des Orts, die Art unserer künftigen Existenz u. s. w. Diese Theorie wird von S. 165. mit der Theorie der oben angeführten Philosophen verglichen, und Hr. *S.* bemüht sich zu zeigen, dass jene eine unrichtige Anwendung von den philosophischen Principien gemacht hätten. Richtig angewendet bestätigten sie vielmehr die reale und moralische Möglichkeit besonderer göttlicher Offenbarungen, machten die Wirklichkeit derselben *wahrscheinlich*, und wenigstens *wünschenswerth*. Kap. 6. handelt von dem Unterschiede zwischen Theopnevstie und der ausserordentlichen göttlichen Offenbarung: „In der heil. Schrift sind ausserordentliche göttliche Offenbarungen enthalten; S. 201. allein die meisten Theile der Bibel bestehen aus solchen Nachrichten von Dingen, welche die Vff. dieser Bücher theils gesehen, theils von andern gehört und gelernt, theils aus andern Schriften genommen haben. Bey Aufzeichnung derselben findet bloss Theopnevstie statt." Diese erklärt der Vf. (S. 202.) als eine solche Wirkung Gottes, vermöge welcher er gewisse Personen in religiös-moralischer Rücksicht, auf eine ganz besondere, von der gewöhnlichen Art der allgemeinen Weltregierung verschiedne Weise, dermassen geleitet hat, dass sie eben auf diese und keine andere Gedanken, eben in diesen Affect geriethen, ihre Gedanken und Gemüthsbewegungen eben so und nicht anders mit Zeichen und Worten ausdrückten, auch bey gewissen Handlungen sich eben so und nicht anders verhielten." Es werden sodann die Gründe dafür und ihre Verschiedenheit von der Offenbarung auseinandergesetzt. Kap. 7. Von den Kriterien einer ausserordentlichen und besondern göttlichen Offenbarung. Die Vernunft kann keine andern als *allgemeine*, theils *positive*, theils *negative* angeben. Die Wahrheit historischer Sätze kann aber nicht aus Vernunftprincipien und Moral allein bewiesen werden. Historie beruht auf Zeugnissen und muss Facta in der Sinnenwelt für sich anführen können. Um die ächten Kriterien einer wirklichen Offenbarung zu bestimmen, werden folgende Punkte auseinandergesetzt: (S. 222.) 1) woran erkannten diejenigen Personen, welche die göttliche Offenbarung zuerst empfingen, dass es in der That Offenbarungen waren? 2) Woran erkannten dies ihre nächsten Zeitgenossen? 3) Woran erkennen wir, dass dies und alles, was sich als eine göttliche Offenbarung ankündigte, in der That eine solche gewesen, auch jetzt noch, und stets dafür zu halten sey? — Die allgemeine Antwort darauf ist: aus dem Erfolge. In Rücksicht der Offenbarungen durch Jesum: aus seinem Zeugnisse von sich selbst; aus der Erfüllung dessen, was er vorher verkündigt hat; aus seinen Wundern. Hierbey beruft sich Hr. *S.* auf sein Buch: *der vernünftige Glaube an die Wahrheit des Christenthums*, wohin wir ihm nicht folgen können. Wir können es aber auch nicht billigen, dass der Vf. bey einem so wichtigen Punkte, als nach seiner Theorie die Wunder ausmachen, und wenn er consequent seyn will, auch ausmachen müssen, auf ein andres Werk verweist, das er doch nicht gerade in den Händen eines jeden Lesers von diesem vermuthen darf. Wir hätten hier lieber die Hauptbeweise für die Wunder gelesen, und ihm dafür einen grossen Theil der künftigen Abtheilung erlassen.) Da sich der Vf. nunmehr bloss auf die Untersuchung der Offenbarungen einschränkt, welche Jesus und seine Gesandten erhalten haben, so handelt er in der 2ten Abtheilung des 1sten Th. von der Authentie der Urkunden, in denen die ausserordentlichen Offenbarungen enthalten sind, welche Jesus und seine Apostel empfangen haben. Kap. 1. Entwicklung der historisch-moralischen Glaubensgründe für die Authentie der Schriften des N. T. Der Hauptgedanke, welcher hier ausgeführt wird, ist dieser: es ist kein Profanschriftsteller aus dem Zeitraum von August bis Antonin, der für seine Authentie so viele und starke Gründe hätte, als das N. T. (Das Eigenthümliche des Vf. ist hier sowohl, als in mehrern vorhergegangenen und nachfolgenden Kapiteln, dass er mit den historischen Beweisen einen moralischen verbinden will; diesen nämlich: es ist Entzweck Gottes, die grösste mögliche Sittlichkeit und Glückseligkeit unter den Menschen zu befördern. Daraus schliesst der Vf., wie wir schon oben angeführt haben: also musste Gott dem gesunknen Menschengeschlechte durch ausserordentliche Offenbarungen zu Hülfe kommen; so schliesst er in dem gegenwärtigen Kapitel: also musste Gott die gegebenen Offenbarungen in ächten Schriften erhalten. Hr. *S.* glaubt so die von der kritischen Philosophie aufgestellten Grundsätze zur Prüfung einer jeden Offenbarung zum Beweis von der Wirklichkeit der christlichen anzuwenden. Wie wenig er dieses im Geiste der kritischen Philosophie thue, sieht jeder ohne unser Erinnern. K. 2. enthält eine Prüfung der Aechtheit der N. T. Schriften nach Grundsätzen der historischen Kritik. Sie wird nach zehn Regeln des Clericus und andrer Kritiker durchgeführt. Endlich Kap. 3. widerlegt die wichtigsten Einwendungen gegen diese Gründe für die Aechtheit der Schriften des N. T. (Wir halten uns bey dieser Abtheilung nicht auf, da ein Auszug daraus ohne grosse Weitläuftigkeit nicht gut möglich ist; da ferner die Gründe *gegen* die Aechtheit der N. T. Schriften im Allgemeinen nicht sehr stark und oft genug widerlegt sind, und auf solche Einwendungen: ob nicht gerade die Schriften, welche das N. T. enthält, in der Mitte des zweyten Jahrhunderts deswegen sind allgemein angenommen worden, weil sie dem Kirchenglauben gemäss waren, die bis dahin durch mündliche Lehre gebildet worden war; andere hingegen als unächt verworfen, weil sie damit weniger übereinzustimmen schienen? ob nicht schon in die allerersten Abschriften manche Zusätze von fremder Hand mögen gekommen seyn, als vielleicht die ersten Kapitel im Matth., der Anfang des Evangelium Johannis? — nicht genug Rücksicht genommen ist; und da am Ende daraus, dass die Schriften des N. T. ächt sind, noch nicht mit Gewissheit geschlossen werden kann, dass wir die Lehre Jesu und seine Geschichte unvermischt mit den Vor-

stellungen und Meynungen der Schriftsteller des N. T. haben, und ohne Einfluss der einem jeden eigenthümlichen Art, das auffassen, was Jesus lehrte und unternahm. Es kömmt hier mehr darauf an, wie stark die Gründe für die Theopnevstie der Evangelisten und Apostel seyen. Und hier scheint uns die schwache Seite des Buches zu seyn. Was oben über die Theopnevstie gesagt ist, betrifft nur den Begriff, die Möglichkeit und Gottanständigkeit derselben.' Die Gründe, welche hier und da in diesem und dem zweyten Theile für die *Wirklichkeit* der Theopnevstie bey den Aposteln- und Evangelisten angeführt sind, sind die gewöhnlichen, in der That sehr schwachen. — Oder giebt es keine stärkern? Das könnte auch wohl seyn!)

(Der Beschluss folgt.)

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff: *Forst-Journal*, von F. L. *Medicus*. Ersten Bandes erster Theil. 1797. 215 S. 8. (16 gr.)

Der Zweck dieses Journals ist, ausser kleinen eingeschalteten forstwissenschaftlichen Abhandlungen, vorzüglich die Prüfung der Forstschriften, welche seither herausgekommen sind und künftig herauskommen werden. — Diesmal giebt der Vf. nur zwey solcher Aufsätze; in dem einen werden einige Zweifel über die Eichenpflanzungen der Holländer aufgestellt, und in dem andern wird über die Verpflanzung einheimischer zu Hochwaldungen bestimmter Bäume, und über den Graswuchs in Wäldern einiges bemerkt. Von diesem geht er in Nr. II. auf die Forstordnungen über, wobey er des Freyherrn von Mo[ser] fortgesetzte Mühlenkampfische Sammlung der For[st]ordnungen verschiedener Länder, und die köni[gl.] preuss. und kurfürstl. brandenburgische Forstordn[ung] vom Jahr 1719 beleuchtet. Bey der alten Forstlite[ra]tur kommen die Preisschriften von *Jacobi* und [v.] *Brüels*, über die rechte Art Eichbäume zu säen, pflanzen und zu erhalten, nebst den von Brokfch[en] Schriften vor; die neuere Literatur aber enthält: *Forsyth* über die Krankheiten der Obst- und Fo[rst]bäume, Hr. *Hennerts* Bemerkungen auf einer Re[ise] nach Harbke, *v. Sierstorpf* über einige den Ficht[en] vorzüglich schädliche Insectenarten, und *Du R[oi]* Harbkische Baumzucht, nebst Anzeigen des *Gatt[erer]schen* neuen Forstarchivs, oder Repertoriums der fo[rst]wirthschaftlichen Literatur.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, b. Petsch: *Fortgesetzte Nachricht von der Berlinischen Handlungsschule und der mit derselben verbundenen Erziehungsanstalt.* 1797. 6 Bog. 8. — Die Anstalt wurde vom Vf., dem Hn. Dr. *Schulze* in Berlin, und mit ruhmwürdiger Theilnehmung mehrerer edelmüthigen und einsichtsvollen dortigen Kaufleute, vor etwa 6 Jahren begründet. Nachdem sie diese Zeit hindurch mit unermüdetem Eifer bearbeitet ist, auch nach mancherley wohl benutzten Erfahrungen nunmehr einen hohen Grad eines völlig zweckmäfsigen Zustandes wirklich erreicht, und bereits gute Früchte geliefert hat; so fand sich Hr. *S.* als Director der Anstalt veranlasst, durch die gegenwärtige Schrift auch das entferntere Publicum mit dem Daseyn und der Einrichtung des Ganzen bekannt zu machen: da hingegen die bisherigen hin und wieder erwähnten kleinen Nachrichten hauptsächlich nur für die bisherigen Theilnehmer und das nähere Publicum scheinen geschrieben zu seyn. — Man wird sich bey Lesung dieser Schrift sehr überzeugt finden, dass Hr. *S.* von einem männlichen Enthusiasmus für seine gute Sache beseelt ist, dass er alle seine Kräfte mit dem edelsten Eifer ihr aufopfert, dass er ein Mann von eisernem Fleisse und fester Rechtschaffenheit seyn muss, und dass er viele und gründliche Einsichten besitzt, um in das Bedürfniss einer solchen Anstalt auf das genaueste einzudringen, und zugleich ihren *ersten* und *wichtigsten Lehrer selbst abzugeben.* „Es giebt vielleicht wenig Schulanstalten, deren sämmtliche Lehrer so einmüthig nach dem gemeinschaftlichen Ziele ihres collegialischen Vereins trachten, und zur Erreichung desselben die dienlichen Mittel so *gleichförmig* in Ausübung bringen," sagt er S. 26.; und wir trauen dieser seiner Versicherung um so mehr, da es ihm bereits gelungen[,] die jetzigen Lehrer gröſstentheils aus jungen wackern M[än]nern selbst in seiner Anstalt gebildet zu haben. In dieser [und] in anderer Hinsicht ist auch die Anstalt zugleich eine *Ha[nd]lungsakademie* bisher schon gewesen, und soll es ferner[hin] bleiben: aber die Handlungs*schule* ist die Hauptsache, w[el]cher deshalb jene, als Nebensache, tief untergeordnet blei[bt.] Das Hauptziel einer Handlungsschule ist nun allerdings da[hin] abzustecken, dass sie *tüchtige Kalligraphen*, *Sprachkund[ige]* *Briefstilisten*, *geübte Rechner* und *Buchhalter* bilden m[uss.] Wenn man aber hier gelesen hat, in welchem reichhaltig[en] wissenschaftlichen Zusammenhange Hr. *S.* auf jenes Ziel h[in]leitet; so wird man ihm gerne einräumen, dass seine Ans[talt] nicht bloss für künftige Kaufleute, sondern auch für and[ere] weitige künftige Geschäftsmänner, eine sehr schickliche vorl[äu]fige Bildung darbietet. — Rec. will nicht verhelen, dass [er] für seinen Theil den Vf. nicht erst aus dieser Schrift brauc[hte] kennen zu lernen, sondern schon längst den herzlichen Wun[sch] gehegt hat, dass ein so braver Mann sein jetziges Untern[eh]men mit dem besten Erfolge möge gekrönt sehen. Ind[es]sen ist doch dieser Wunsch gerade bey Lesung dieser Sch[rift] auf das lebhafteste erneuert worden, und wir hoffen, dass au[ch] jeder andre Leser derselben unsere obigen Versicherungen b[e]währt finden wird; besonders wenn man hie und da, in Absi[cht] auf Ausdruck und Anordnung noch bedenkt, dass der Vf. z[ur] genauern Ausfeilung solcher Schriften, und zu einer behuts[a]mern Darstellung seiner etwa gereizten Empfindlichkeit, ke[ine] Zeit übrig hat; wie es ebenfalls aus der Schrift selbst sch[on] zur Genüge einleuchtet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in der Bibelanstalt: *Ueber die göttlichen Offenbarungen, vornehmlich die, welche Jesus und seine Gesandten empfangen haben.* Von D. *George Friedrich Seiler*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Theile soll nun untersucht werden, ob Jesus wirklich behauptet habe, ausserordentliche göttliche Offenbarungen empfangen zu haben? Und welche diese waren? Kap. 1. Vom Ursprunge der Religionsideen und moralischen Kenntnisse in der Seele Jesu. „Wenn wir behaupten, heisst es S. 1. dass Jesus als Mensch betrachtet, wahrhaftig göttliche Offenbarung empfangen habe: so behaupten wir damit nicht, dass ihm eine jede Einsicht in die Religionswahrheiten unmittelbar von Gott mitgetheilt worden, sondern nur, dass gewisse Ideen, Wahrheitskenntnisse und Ueberzeugungen in seiner Seele nicht entstanden seyn würden, wo Gott nicht ungewöhnliche Wirkungen auf eine uns unbegreifliche Art in derselben hervorgebracht hätte." Der Vf. giebt demnach zu, dass Jesus durch den Unterricht seiner Aeltern und einiger Lehrer in Nazareth, noch mehr durch das Lesen des A. T. und den Gebrauch der damals vorhandnen Hülfsmittel dazu, selbst durch das Lesen einiger Apokryphen und die unter seinen Zeitgenossen gewöhnlichen Gebete, viele Religionskenntnisse erlangt habe, und dass er durch seine Bildung und Erziehung zum Bewusstseyn der sittlichen Gebote, die ihm, wie allen Menschen ins Herz geprägt waren, gekommen sey. Es wird dabey auf eine sehr einleuchtende Weise gezeigt, dass in den Schriften des A. T. eine weit reinere Moral und Vernunftreligion enthalten sey, als man gemeiniglich glaubt, und allerdings auch, als unter den Zeitgenossen Jesu angetroffen ward; und dass man folglich nicht anzunehmen brauche, dass Jesu die Wahrheiten der natürlichen Religion und die Vorschriften der Moral durch ausserordentliche Offenbarung zu Theil worden wären. Kap. 2. Von den ausserordentlichen Offenbarungen Gottes, die Jesus empfangen hat. (Der Vf. sucht hier nur erst aus den Aussprüchen Jesu zu beweisen, er habe von sich behauptet, dass er ausserordentliche Offenbarungen von Gott erhalten habe. Hr. S. beruft sich deswegen auf Joh. 7, 16. 17. 8, 26. 28. 38. 12, 49. und ähnliche Stellen, wo Jesus sagt, er rede, was er von dem Vater gehört und gesehn, was ihm dieser aufgetragen habe. Aber ist denn hier von ausserordentlichen Offenbarungen die Rede? Bestimmt Jesus, *wie* seine Lehre von Gott sey? Konnte er sie nicht Gott zuschreiben, wie alle Weisheit, Erkenntniss und Tugend, ja wie alle vorzügliche Geschicklichkeiten in den Schriften des A. T. und auch z. B. im Buche der Weisheit von Gott hergeleitet werden? Ja giebt nicht Jesus deutlich zu erkennen, wie der Ausdruck: ich rede, was ich von meinem Vater gesehn habe, zu verstehn sey, indem er hinzufügt: ihr thut, was ihr von euerm Vater (dem Satan) gesehn habt. Joh. 8, 38. Hatten die Juden auch vom Satan ausserordentliche Offenbarungen? Wir bedauern sehr, dass der wahrheitliebende Vf. für dieses und die folgenden Kap. noch nicht die Briefe über das Evang. Joh. im 6ten St. des 7ten B. der *Eichhornischen Bibliothek für biblische Literatur* hat benutzen können; er würde sich wahrscheinlich über manche Punkte anders geäussert haben.) Kap. 3. Von der Theopnevstie und Untrüglichkeit Jesu in dem Ausdruck und dem Vortrage der göttlichen Offenbarung. Auf dieselbe Art bewiesen, wie das vorige. Von Kap. 4—12. sind die einzelnen Offenbarungen angeführt, welche Jesus, nach des Vf. Meynung, von Gott auf eine ausserordentliche Weise empfangen hat. Es sind folgende: die Ueberzeugung, dass er durch Wahrheit die Menschen zur Frömmigkeit, Tugend und Glückseligkeit leiten sollte; die Vorstellung, dass er als ein Armer auf Erden leben und doch ein allgemeines Gottesreich stiften sollte; dass das Reich des Messias kein weltliches Reich seyn sollte, was er nicht in sichtbarer Gestalt beherrschen, sondern, im Himmel erhaben, durch unsichtbare Kraft, regieren würde; dass Gott ihn dazu verordnet habe, für die Menschen zur Vergebung der Sünden einen schmerzlichen Tod zu sterben; dass Gott ihn am dritten Tage im Grabe wieder lebendig machen werde; dass er nach seinem Hingang zum Vater hier auf Erden auf mancherley Weise verherrlicht werden würde; dass er die Seelen seiner Verehrer, wenn sie im Sterben von ihren Leibern getrennt werden, sogleich zu sich in seine himmlische Herrlichkeit aufnehmen könne und werde; dass er die Todten, ohne Unterschied ihres hier auf Erden geführten Wandels auferwecken, und endlich, dass er an einem bestimmten Tage das allgemeine Gericht einst über die Menschen halten werde. — (Wir sehen in der That nicht ein, wie der Vf. bey manchen dieser von Jesu vorgetragenen Ideen und Lehren, wenn er sie auch wirklich so vorgetragen hat, annehmen könne, dass sie ihm durch besondere Offenbarung mitgetheilt worden seyen. Da Hr. S. behauptet, dass sich in den Propheten die Idee finde: es solle ein Mann von ausserordentlichen Geistesgaben

ben alle Völker durch Erkenntnifs, Weisheit und Tugend zu höherer Glückfeligkeit führen; da er alles, was in den erften Kap. des Matthäus und Lucas erzählt wird, für wirkliche Facta anfieht und fie als folche vertheidigt; was waren bey Jefu noch für befondere Offenbarungen nöthig, dafs er der verheifsene Gottesgefandte fey, dafs er, obgleich unter keinen glänzenden Glücksumftänden geboren, das Gottesreich ftiften, dafs er nicht als ein weltlicher Regent herrfchen follte. Fühlte Jefus feine vorzüglichen Geiftesfähigkeiten, fieng er an, den Zuftand der Religion und Moral unter feinem Volke und die Lage der Dinge zu überfehen, wurde er fich feines innern Berufes zum Reformator bewufst, fo konnte er nach dem, was, wie der Vf. annimmt, bey feiner Geburt u. f. w. vorgegangen ift, über feine Beftimmung nicht zweifelhaft feyn. Wenn aber der Vf. meynt, es fey ein viel zu kühner Gedanke, den Opfer- und Ceremoniendienft unter den Juden und den Götzendienft unter den Heiden ftürzen zu wollen, als dafs ihn der Menfch Jefus ohne göttliche Offenbarung hätte faffen follen; fo fragen wir billig, ob fich Jefus, befonders die Aufhebung des Götzendienftes fobald verfprach? Ob diefer fobald, als Hr. *S.* und andere zu glauben fcheinen, geftürzt worden fey? Und ob nicht jeder einfichtsvolle Mann, der den Zuftand der Religion unter den Heiden kannte, überzeugt werden mufste, es werde über kurz oder lang das ganze Gebäude des Aberglaubens zufammenftürzen? — Bey andern Ideen Jefu, welche diefer nach des Vf. Meynung nur durch göttliche Offenbarung könne erhalten haben, fcheint uns eine ganz irrige Vorausfetzung zum Grunde zu liegen. Dafs die Seelen der Verehrer Jefu nach ihrem Abfcheiden in den Himmel verfetzt werden würden — nicht wie die Juden meynten, in die Unterwelt, in ein Schatten- oder Todtenreich — hält der Vf. S. 160. flg. für eine fo neue Idee, dafs fie Jefus nur aus Offenbarung habe wiffen können. Kein jüdifcher Schriftfteller habe diefelbe jemals vor Jefu geäufsert. — Und doch erklärt Hr. *S.* den Schlufs des 16ten Pfalms von der Auferftehung, nach welcher Erklärung die Worte: *vor dir ift Freude die Fülle*, wohl nichts anders, als die Aufnahme in den Himmel anzeigen können. Ueber diefes giebt es in den Apokryphen allerdings, wie der Vf. mit Unrecht leugnet, Stellen, wo von dem künftigen Aufenthalte der Abgefchiednen *im Himmel* die Rede ift. (Tob. 3, 6. B. d. Weish. 3, 14. man vergleiche einen Auffatz in Eichhorns Bibliothek der biblifchen Literatur B. IV. St. 4. S. 667. 670.) Und am Ende, ift denn die Lehre: wir kommen *in den Himmel*, fo wichtig, dafs fie eine befondere Offenbarung nöthig machte? Was gewinnen wir dadurch mehr als eine würdigere Befchäftigung der Einbildungskraft? Denken wir uns etwas Deutliches beym Aufenthalt im Himmel? — So ift es ebenfalls unrichtig, wenn S. 169. flg. behauptet wird: Jefus habe *zuerft* gelehrt, dafs nicht blofs die Gerechten, fondern alle Menfchen ohne Unterfchied auferftehen würden; und folglich ift es auch falfch, wenn daraus gefchloffen wird, Jefus habe feine Auferftehungslehre aus einer befondern göttlichen Offenbarung. Das 2te B. d. Macc., dem es der Vf. ableugnet, lehrt ausdrücklich: Kap. 7, V. 36. Σὺ δὲ (nämlich: ὦ ἀνόσιε, V. 34.) τῇ τοῦ Θεοῦ κρίσει δίκαια τὰ πρόστιμα τῆς ὑπερηφανίας ἀποίσῃ. Im 14ten V. worauf fich der Vf. beruft, ift ζωή, wie fo oft im N. T. ein *glückliches Leben*. Die ganze Vergleichung zwifchen der Auferftehungslehre Jefu und der jüdifchen vor ihm ift nicht treu (f. den angeführten Auffatz in Eichhorns Bibliothek S. 708. ff.). — Dafs fich Jefus aus einer befondern Offenbarung die phyfifche Auferweckung der Todten zueigne, ift aus Joh. 5, 19. ff. bey weitem nicht fo gewifs zu erweifen, als der Vf. glaubt. Der 21fte V. (befonders die Worte οὓς θέλει) ift ungleich entfcheidender für die *moralifche*, als V. 28. 29. für die phyfifche Auferweckung; denn diefe beiden Verfe find blofs ein Allegat aus Dan. 12. wodurch fich Jefus als Meffias legitimirt. Und ift doch im Daniel felbft nicht von eigentlicher Todtenerweckung die Rede. — Ift es aber wahrfcheinlich dafs fich Jefus eine moralifche Auferweckung zufchreibt; fo fällt auch das Urtheil über das allgemeine Weltgericht durch Jefum ganz anders aus. Es bleiben demnach keine Behauptungen Jefu übrig, wozu eine befondere göttliche Offenbarung nöthig gewefen wäre, als diefe: dafs er zur Vergebung der Sünde fterben follte, dafs er felbft am dritten Tage wiederauferftehen, dafs er fichtbar gen Himmel fahren werde (dafs das letztere erfolgt fey, hält der Vf. für ein eben fo gewiffes Factum, als die Auferftehung Jefu; worin Rec. durchaus nicht mit ihm übereinftimmen kann, da kein Apoftel der Himmelfahrt Erwähnung thut, und das hin und wieder von dem Tode Jefu gebrauchte, ἀναβαίνειν fchon um deswillen nicht von einem *fichtbaren* Auffteigen verftanden werden kann, weil es dem καταβαίνειν entgegengefetzt wird, das nicht fichtbar war) und die Lehre von Vater, Sohn und Geift. Wer aber den Auslegungsregeln des Vf. nicht folget, wird in feinem Urtheile über diefe Lehren von ihm fo weit abweichen, dafs er auch fie nicht aus einer befondern göttlichen Offenbarung ableiten zu dürfen, glauben wird.) — Kap. 13. Von den göttlichen Offenbarungen, welche die Apoftel zur Verbefferung und Erhöhung ihrer religiös-moralifchen Ideen unter der Leitung Jefu empfiengen. (Nur von Petrus, Paulus, Johannes (in der Offenbarung) glaubt der Vf. behaupten zu können, dafs fie befondere göttliche Offenbarungen erhalten haben; alle aber waren θεόπνευστοι). Kap. 14. Von der Darftellung der göttlichen Offenbarungen und der Herablaffung Gottes zur Gedenkungsart und den Meynungen der Menfchen. (Sehr viel Gutes; ob es gleich nach des Rec. Urtheil auch dem Vf. nicht gelungen ift, fefte Principien aufzuftellen, nach denen genau zu beftimmen wäre, was Jefus und feine Apoftel aus Herablaffung zur herrfchenden Denkart gefagt haben. Noch weniger wird man mit Hn. *S.* in allen den Stücken übereinftimmen, wobey er keine Bequemung annehmen will. Auf der andern Seite wird er den Anhängern der ältern Theologie zu viel

zuzuge-

zuzugeben scheinen, wenn er eingesteht, Jesus und die Apostel könnten unbeschadet der guten Sache wohl in manchen historischen, metaphysischen und physischen Gegenständen irrig gewesen seyn. Besonders wird ihnen das Beyspiel von den metaphysischen Gegenständen auffallen.) Kap. 15. Sind göttliche Offenbarungen durch Engel den Menschen mitgetheilt worden? (Der Vf. ist geneigt, es zu bejahen; erklärt aber diese Untersuchung für nicht zum Wesen der Religion gehörig.) Kap. 16. Ist die Lehre von Vater, Sohn und Geist, eine eigenthümliche Lehre Jesu, die er als Mensch betrachtet, durch Offenbarung erhalten hat? (Hr. *S.* bejahet dieses und muss es auch nach seinen Auslegungsregeln bejahen. Zugleich macht er einen neuen Versuch, die Vernunftmässigkeit der Lehre von der Trinität zu zeigen. Zur weitern Ausführung von dem allen dient auch Kap. 20. welches wir übergehen, da es in diesem Werke nur Nebensache ist.) Kap. 17. Haben Jesus und seine Apostel auch neue Offenbarungen moralischer Lehren empfangen? (Die Beantwortung dieser Frage erhellet schon aus den vorher angeführten Aeusserungen des Vf. Mit diesen stimmt Rec. vollkommen überein. Die Lehre Jesu von den Pflichten der Menschen heisst es S. 370.) ist durchaus die Sittenlehre der Vernunft und kann keine andere seyn, weil die Moralgesetze ewig und unveränderlich sind.") Kap. 18. Von der Auslegung der heiligen Schriften, in welchen die göttlichen Offenbarungen enthalten sind. Auch dieses Kap. enthält nach des Rec. Einsicht viel Richtiges und Gedachtes. Es wird Rücksicht auf die vorgeschlagene moralische Interpretation genommen. Der Vf. glaubt mit Recht, dass man der Religion einen schlechten Dienst erweisen würde, wenn man unmoralischen Stellen der heiligen Schrift, und Irrthümern, welche hier und da angeführt werden, eine solche Deutung zu geben suchte, dass etwas Moralisches und Erbauliches herauskäme; oder wenn man fehlerhaften, Unwillen erregenden Handlungen einen mystischen Sinn zur Beförderung der Frömmigkeit unterlege; oder wenn man Dogmen, welche nicht so ausgedrückt sind, wie die Lehrer der Vernunftreligion damit zufrieden seyn können, so behandelt, dass man die Worte, womit sie in der Schrift vorgetragen sind, zwar beybehält, aber in solcher Bedeutung, dass sie nun mit unserm philosophischen Systeme harmoniren. Der Vf. sucht sodann S. 397. den Streit über die Zulässigkeit der moralischen Interpretation durch einen Vorschlag beyzulegen. „Man unterscheide, sagt er, *Wort*- und Sach-Erklärung. Worterklärung ist, und bleibt *Eine*. Sie ist die Entwickelung des historisch-grammatischen Sinnes." Die Sacherklärung ist zweyerley: 1) „muss gezeigt werden, wie der Redende oder Schreibende, und seine nächsten Zuhörer oder Leser von der Sache gedacht, was sie sich damals für Vorstellungen von diesen und jenen Gegenständen gemacht haben. Diese waren nun freylich öfters sehr unvollkommen. Was mögen selbst die Apostel bey den Worten gedacht haben: Vater unser, der du bist im Himmel! Gottes Zorn werde vom Himmel offenbaret! Christus ist in das Allerheiligste eingegangen, und hat eine ewige Erlösung gestiftet! Er ist die Versöhnung für unsere Sünden. In solchen und andern übersinnlichen Gegenständen waren ihre und der ersten Christen Begriffe sehr unvollkommen." Sollen wir es nun dabey lassen, wenn wir die Schrift zum Nutzen der christlichen Gemeinen anwenden wollen? Der Vf. antwortet mit: Nein! Aber man soll nicht die Worte anders interpretiren, sondern die Materien und Gegenstände dem Inhalte nach besser erklären. Denn es ist 2) Sacherklärung: „die Objecte der grammatisch ausgelegten Stellen vernünftiger zu beschreiben, richtiger darzustellen und eben dieselbe Wahrheit, welche jene Worte enthalten, auf eine unsern Zeiten angemessene Art auszudrücken, gründlicher zu beweisen, und zur moralischen Besserung geschickt anzuwenden." Dieser Vorschlag führt den Vf. sehr natürlich noch auf eine Untersuchung: (Kap. 19.) von der Perfectibilität der geoffenbarten Religion. (Wenn Rec. nach seinen Grundsätzen bey den darin gezogenen Resultaten, so wie in der, in obigen Vorschlage aufgestellten Meynung wenig Bedenkliches findet; so kann er doch auch nicht bergen, dass es ihm scheine, als ob Hr. D. *S.* hier entweder nachgiebiger, oder vom Gefühl der Wahrheit mehr hingerissen worden sey, als er bey der Consequenz seines Systems wird verantworten können. Er giebt nämlich Perfectibilität der christlichen Religion zu. „Das Christenthum, heisst es S. 406. ist perfectibel, d. i. die eigenthümlichen Lehren Jesu und der Apostel können *objective* betrachtet, besser erklärt, erläutert, bewiesen, vertheidigt und moralisch angewendet werden; viele einzelne Menschen aber, und ein grosser Theil ganzer Nationen, können *subjective* eine bessere Erkenntniss von diesen Wahrheiten nach und nach erhalten, dergestalt, dass wir in Ansehung gewisser Einsichten in Religionssachen selbst die Apostel und alle vor uns lebende Christen übertreffen, und vielleicht von unsern Nachkommen einst wieder übertroffen werden." Der Vf. giebt ferner zu, dass die heiligen Schriftsteller bey Erzählung der Begebenheiten das *dass*, und das *wie* eine Sache geschehen sey, nicht immer genug unterschieden haben, und wir oft richtiger über eine Begebenheit urtheilen können. „In so fern nun" sagt er S. 411. „diese Geschichten, weil sie auch Dogmen in sich fassen, mit zur Grundlage der Religion gehören, in so fern kann die Religion auch immer vollkommner vorgetragen, und die Erkenntniss der Christen von derselben zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit gebracht werden." S. 413. „Bey den eigenthümlichen Lehren Jesu haben wir das ὅτι und das πῶς zu unterscheiden. Das erste bleibt immer dasselbe. Aber es ist z. B. sehr wahrscheinlich oder vielmehr moralisch gewiss, dass die Apostel (oben S. 298. wird dieses sogar von Jesu zugegeben) in Gott eine innere Veränderlichkeit dachten, wenn sie davon redeten, dass ihn Christus mit den Menschen ausgesöhnt habe. Von der Liebe Gottes zu uns Menschen, von seiner Gnade

und Erbarmung mögen fie wohl ebenfalls gar finnliche Vorftellungen fich gemacht haben. Von der Sendung des Sohnes und des heiligen Geiftes mögen fie wohl nicht alle räumliche Bewegungen ausgefchloffen und eine eigentliche Sendung gedacht haben. In der Lehre von den Wirkungen des heiligen Geiftes, von der Wiedergeburt; von der Einwohnung Gottes in den Seelen der Menfchen hatten fie ohne Zweifel fehr unvollkommene, an das Sinnliche grenzende Begriffe." — Wie wird Hr. *S.* diefe Behauptungen bey feinem Syfteme verantworten können? Stellt man die Meynung auf: Jefus und feine Apoftel mögen wohl bisweilen mit den vorgetragenen Lehren nicht ganz richtige Vorftellungen verbunden haben; fo fetzt diefes voraus, dafs man fo etwas in den Schriften der Apoftel und den Erzählungen der Evangeliften von Jefu gefunden habe. Giebt man dem zufolge zu, dafs die fubjectiven Einfichten und Vorftellungen der heiligen Schriftfteller von Religionslehren, welche fie hier und da äufsern, unrichtig find, wie will man in ihren Schriften das objectiv Wahre von der blofs fubjectiven Einficht unterfcheiden? Wo ift die Grenze, über welche hinaus man keine Stelle ihrer Schriften für eine unrichtige Erklärung, die fie gegeben haben, anfehen darf? — Sind unfere Begriffe von der Ausföhnung Gottes durch Chriftum, von der Vergebung der Sünden u. f. w. richtiger als die in den apoftolifchen Schriften vorgetragenen; fo kann nach unferm Bedünken das N. T. keine zuverläfsige oder hinlängliche Quelle der Religionskenntnifs für uns feyn; fo haben wir kein ficheres Anhalten, was wir in den Schriften der Apoftel für wahr halten follen oder nicht; fo wiffen wir auch nicht, was die Apoftel von den göttlichen Offenbarungen und der Lehre Jefu recht oder unrecht mögen aufgefafst und dargeftellt haben. —

Wir könnten mehrere Confequenzen ziehen, die wahrfcheinlich Hr. *S.*, fo wenig wir fie auch für gefährlich halten, nicht für feine Meynungen erkennen würde. Doch genug! Das Buch verdient, befonders in manchen Theilen, wiederholt gelefen, und das redliche Forfchen des Vf. nach Wahrheit gerühmt zu werden. Auch wer von ganz andern Grundfätzen ausgeht und in der Hauptfache ganz anderer Meynung ift, wird auf Manches aufmerkfam werden, was von feinen eignen Meynungen einer genauen Prüfung und Befeftigung bedarf, und am Ende wenigftens zugeben, dafs der Vf. feine Sache fo gut geführt habe, als fie fich führen läfst.

SCHÖNE KÜNSTE.

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Der Steinbruch. Eine Gefchichte.* Von der Vf. der Jacobine. 1797. 334 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Titelküpfer, welches den beiden Helden der Gefchichte nicht fchmeichelt, — die Wolken, die gleich auf der erften Seite derfelben, *fich* felbft *dicht verfchleyern*, und die *knorrigten Aefte*, die die Grosmutter in den Ofen fchiebt, machten uns vor diefer Lectüre billig etwas bange: allein wir fanden diesmal mehr, als wir erwarteten. Zwar keine mufterhafte in allen ihren Theilen vollendete Dichtung, keine ausgezeichnete Anlage des Ganzen, keine künftliche Verwicklung und Auflöfung und noch zu viel müfsige Scenen und Züge; aber dagegen erhält diefe Erzählung von der Wahrheit in den Empfindungen und ihrer Darftellung ein Intereffe, das diefe Eigenfchaft immer giebt, fo bald der Schriftfteller nicht in dem alltäglichen Kreife abgenutzter Romanen-Ideen fich herumdreht, fondern felbft zu beobachten und neue Seiten der Gefühle des menfchlichen Herzens, die in ihren Modificationen unerfchöpflich bleiben, zu faffen, oder fchon benutzten Erfahrungen durch feine Schilderung ein neues Licht zu geben verfteht. Mit diefem Vorzuge, der in den Werken diefer Gattung immer feltner fich findet, vereinigt fich ein guter und fliefsender Vortrag, und eine forgfältige Schonung des moralifchen Gefühls, deffen Befriedigung doch keinesweges bis zur Langenweile verfolgt wird. Das *Für* und *Wider* auf diefe Art gegen einander gewogen, glauben wir diefen Roman vor taufenden, die alle feine Mängel und keinen feiner Vorzüge befitzen, mit Recht auszeichnen zu können. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Bachmann und Gundermann: *Anhang zu den Hamburgifchen Denkwürdigkeiten. Nachweifung aller Gaffen, Märkte, Plätze, Twieten, Gänge, Kirchen, Stadtgebäude, gemeinnütziger Anftalten und anderer Merkwürdigkeiten in Hamburg, wie folche nach dem Grundriffe diefer Stadt leicht aufzufinden find.* 1796. 3 Bog. 8. Ein vollftändiges alphabetifches Regifter über das auf dem Titel benannte in Nr. 79. der *A. L. Z.* im J. 1795. angezeigte gemeinnützige Handbuch für Reifende. Der beygelegte nach den fünf Kirchfpielen mit abfondernden Farben lavirte Grundrifs der Stadt, ift, zur Erleichterung des Auffindens der Gaffen etc. in 88, mit Zahlen und Buchftaben bezeichnete Quadraten getheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Januar 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Gotha u. St. Petersburg, b. Gerstenberg u. Dittmar: Dr. *Christoph Elias Heinr. Knackstedt's*, öffentl. Lehrers am medicin. chirurg. Institute in St. Petersburg, *anatomisch-medicinisch-chirurgische Beobachtungen, welche vorzüglich im öffentlichen medicinisch-chirurgischen Clinico daselbst gesammelt worden.* 1797. 264 S. 2 Bogen Vorrede und 1 Tabelle. 8. (18 gr.)

Im Vorberichte gibt der Vf. Nachricht von der genannten Krankenanstalt, so wie sie in den Jahren 1791—1793 war, als er ihr als Lehrer der Chirurgie und Hebammenkunst vorstand. Weil ihre musterhafte Einrichtung wenig bekannt ist, theilt Rec. im Kurzen das Wesentlichste mit. Das Clinicum enthält 28 Betten, gute Einrichtung zu warmen und kalten Bädern, auch ein elektrisches Zimmer, bey welchem selbst ein eigner Elektrisirmeister angestellt ist. Der leider! verstorbene Dr. *Reineggs* hatte die Direction im gelehrten Fache. 32 Eleven wurden angenommen, die nicht nur den Unterricht unentgeldlich genossen, sondern auch freye Wohnung, Holz, Licht, Bedienung, Papier und Federn, selbst auch noch eine Pension von 4—8 Rubel monatlich. Für Schwangere und Kreissende waren 10 Betten bereit. Niemand durfte nach ihren Namen fragen, viel weniger nach dem des Vaters, es war ihnen selbst erlaubt, sich verschleyert zu halten. Bey dieser Anstalt wurden Schülerinnen der Hebammenkunst angenommen. — Bey der Wahl der Eleven wurde keine Rücksicht darauf genommen, ob sie Eingeborne oder Ausländer waren, auch wurden sie nicht gezwungen, sich nachher im Lande niederzulassen.

Der *erste Abschnitt* dieses Buches enthält 83 *clinische* Beobachtungen, die aus den Krankheitsgeschichten der in dem angegebenen Zeitraume aufgenommenen 134 Kranken ausgewählt sind. Obgleich nur interessante Kranke aufgenommen wurden, so ergiebt sich doch schon aus dem Verhältnisse der angegebenen beiden Zahlen, dass manche Beobachtung mit unterlaufen muss, die für das grösere Publicum zu wenig Interesse hat, wie der erste Ueberblick auch zeigt, z. B. manche geheilte Geschwüre, Ausschlagskrankheiten, Beinbrüche. Dagegen kommen aber auch sehr interessante Beobachtungen vor, von welchen wir einige ausheben. Ein Melancholischer schnitt sich das männliche Glied grade am Leibe weg samt dem vordern Theile des angezogenen Hodensackes, so dass beide Hoden bloss lagen. Darauf schnitt er sich in den Hals so tief, dass Luftröhre und Speiseröhre verletzt wurden. In 40 Tagen waren die Wunden fast gänzlich geheilt. Die Ernährung geschah durch Klystiere; am 12ten Tage konnte er schon etwas Flüssiges herunter bringen, ohne dass es in die Luftröhre kam, oder aus der Wunde herausfloss. (Wurde kein Röhrchen in die Speiseröhre gelegt, um durch dieses nährende Suppen in den Magen zu bringen?) — Ein Mann fiel von einem hohen Boden und bekam eine Kopfverletzung. Es entstand ein aufgetriebener Leib und Harnverhaltung. Der Katheter drang leicht in die Blase, es floss aber kein Harn ab. Am 3ten Tage starb er, und die Section zeigte, dass die Harnblase einen 3 Zoll langen Riss bekommen hatte. — Vom Ueberfahren eines Wagens entstanden Fissuren bis in die Basis des Schädels, selbst das Felsenbein wurde mitten durch getrennt, dass man die Gehörknöchelchen konnte liegen sehen. Erst am 8ten Tage nach der Verletzung erfolgte der Tod. — K. sah einen Mann, dem ein vor mehreren Jahren entstandener Riss des Kniescheibenbandes so schlecht geheilt war, dass bey gebogenen Kniee sie so stark heraufgezogen war, dass man das ganze Kniegelenk, auch das Ende des Schenkelbeins, bloss mit dem Felle bedeckt fühlte; der Kranke konnte dennoch gehen. — Die Behandlungsart ist sehr umständlich bey den meisten Fällen beschrieben. Die Zusammenstellung ist nicht nach den Krankheiten, sondern nach der Zeitordnung der Aufnahme der Kranken geschehen. Man darf deshalb dies Buch nicht aus dem Gesichtspunkte betrachten, als sollte es durch Zusammenreihen ähnlicher Krankheitsfälle und durch daraus gezogene Folgerungen über dunkle Gegenstände Licht verbreiten, sondern man muss es mehr als einen bey Gelegenheit einzelner Fälle gegebnen praktischen Unterricht für anfangende Wundärzte betrachten, und in dieser Hinsicht ist die genaue Beschreibung der einzelnen gewöhnlichen Handgriffe, Verbandarten u. dgl. zweckmässig. Die Behandlung selbst findet Rec. meistens gut, doch stiess er hie und da noch auf Reste der ältern zu reizenden Behandlung. Dahin gehört z. B. der Gebrauch der Schmuckerschen Fomentationen bey reinen Hiebwunden (Beob. 17), der lange fortgesetzte Gebrauch knochentödtender Mittel beym Beinfrass. S. 51 heisst es: „der sehr carieuse Knochen wurde theils durch den Bellostischen Liquor, „theils auch durch die Anbohrung mit dem Perforativ sehr gut exfoliiret, so dass er nun wieder (?) „mit *ol. sabinae* und *liquor. anodyn. H.* verbunden „wurde." Diese Mittel müssen schädlich seyn, wenn das Todte „sehr gut exfoliirt" ist, also nun der Anwuchs

wuchs des neuen Fleisches zu befördern ist. So ist Hr. K. auch noch zu freygebig mit den Namen Krebs und Fäulnifs. S. 264 wird ein Gemisch aus *balsam. arcaei* und *ungu. de styrac.* ä besonders empfohlen, das nicht blofs erweichte, sondern auch zugleich der Fäulnifs widerstände. — Einen halben Scrupel *belladonna zum Anfange* alle Abend gegeben, möchten wir doch nicht mit Hn. *K.* (S. 34) eine aufserordentlich kleine Dofe nennen. Hingegen ist (S. 39) der Zusatz von *vier* Tropfen *Tinctura thebaica* zu einem Augenwaffer von 8 Unzen, wovon täglich einigemal *einige Tropfen* eingetröpfelt werden, doch gar zu klein. — In den Anmerkungen zu den einzelnen Krankheitsgeschichten sind ähnliche Fälle beygebracht und manche nützliche kleine Bemerkungen mitgetheilt. Die *Alantwurzel*, als Decoct innerlich, mit Butter zur Salbe gemacht äufserlich, that gegen Krätze, Flechten und andere chronische Ausschlagskrankheiten die trefflichsten Dienste. Den *mercur. solub. Hahnem.* fand er bey frischen venerischen Krankheiten von ausnehmenden Nutzen, hingegen in veralteten gar nichts helfend, oder nur scheinbar, dafs ohne neue Ansteckung Rückfälle entstanden.

Abschn. 2. Beobachtungen aus meiner Privatpraxis. Auch unter diesen sind interessante, z. B. die gute Vertheilung der abgebrochnen Epiphyse des Schenkelbeinhalses bey einem vierjährigen Mädchen; ein Nierengeschwür mit Beinfrafs der Wirbelbeine; zwey Beyspiele durch den innern Gebrauch der *Thedenschen Antimonialtinktur* glücklich geheilter Krebsknoten.

Abschn. 3. Anatomisch - medicinisch - chirurgische Kleinigkeiten. Beschreibung eines Kretinenschädels und russischer Schädel. — Ein paarmal sah Hr. *K.* vom Einschleichen des *Gordius aquaticus* unter die Haut beym Baden der Füfse heftige Entzündungen. Durch umgeschlagene feuchte Erde wurden sie gehoben, den Wurm konnte er aber nicht finden. (Sollte er wirklich noch unter der Haut gesteckt haben?) — Eine Auflösung des arabischen Gummi liefs ihn bey aufgesprungenen Brustwarzen nie im Stiche. — Zum *suspensorium scroti* schneidet er eine Flasche von *resina elastica* zurecht, und befestigt sie auf die gewöhnliche Art. — Vom Aufstreuen des gebrannten Alauns und trocknem Verbande fand er bey Nagelgeschwüren ganz aufserordentlich grofsen Nutzen.

Königsberg, b. Fasch: *Carol. Sam. Andersch Tractatio Anatomico-physiologica de nervis humani corporis aliquibus*, quam edidit *Ernest. Philip. Andersch.* Pars prior c. tab. aen. II. 1797. 178 S. 8.

Der Herausgeber dieser neuen und vollständigen Ausgabe der mit seltenem Fleifse verfafsten Inauguraldissertation des Vf. ist dessen Neffe. Er giebt in der kurzen Vorrede hinlänglich befriedigende Gründe an, welche ihn bewogen, die Dissertation, welche diesen ersten Theil ausmacht, wieder auflegen zu lassen, und so wie Rec. wird ihm gewifs jeder Verehrer der Zergliederungskunde dafür danken, weil der erste Abdruck dieser sehr brauchbaren Schrift nur bis zur 184 S. vollendet wurde, indem der Buchhändler *Luzac* damals mit der götting. Societ. in einen Procefs gerieth, wobey alle seine Verlagsartikel in Beschlag genommen und 1776 öffentlich versteigert wurden. Hier gieng das unvollendete Werk meist als Maculatur fort. Der Vf. hat es nachher verbessert, vermehrt und vollendet. Jenes Fragment findet man in Ludwigs *Opusc. neurolog.* T. II abgedruckt, auch schon eine Erklärung der Kupfertafeln in den *Comment. Soc. Gotting.* von *Haller*, welcher sie sehr bescheiden nur *Divinatio tabulae* nennt. Nach der Vollendung des Werkes verfiel dessen Vf. in eine Melancholie und starb zu Königsberg 1777, welche Nachricht der Herausg. zur Ergänzung der den Dissertationen gewöhnlich angehängten Lebensbeschreibung, in der Vorrede liefert. Warum der Bruder des Vf. diese Schrift nicht schon längst herausgab, darüber will sich der jetzige Herausg. nicht erklären. Dieser kündigte sie schon vor einigen Jahren auf *Metzgers* Zurathen, welcher sie durchgesehen hatte, den Buchhändlern öffentlich, aber vergebens, zum Verlage an; erst in diesem Jahre fand er einen Verleger und das ganze wird nun, wie es allerdings verdient, der Vergessenheit entrissen.

Einen Auszug gestattet diese Schrift um so weniger, da sie nicht durchaus neu ist. Rec. begnügt sich daher, die Anzeige der Kapitel anzuführen, damit auch unerfahrnere Leser wissen, was sie hier zu suchen haben. Kap. I. Vom neunten Paare der Kopfnerven oder dem Empfindungsnerven der Zunge *(n. sensorius ling.)* es ist der Zungenschlundnerve der neueren; jene Benennung ist doch nicht ganz passend, weil auch Zweige von ihm offenbar zu Muskeln, nämlich zum Zungenmuskel *(lingualis)* und zum Kinnzungenmuskel gehn, bis S. 18 inclus. Kap. 2 vom zehnten Kopfnerven oder dem grofsen harmonischen Kopfnerven *(nervus harmonicus capit.)* bis S. 53. Kap. 3. Abschn. 1 vom eilften Kopfnerven oder dem Bewegungsnerven der Zunge (dieser Name scheint dem Rec. passender als Zungenfleischnerve) bis S. 90. Abschn. 2. Vom herabsteigenden inneren Nerven des Halses oder vom inneren Bewegungsnerven des Halses, und vom äufseren herabsteigenden Nerven des Halses oder dem äufseren Bewegungsnerven der Halsmuskeln (äufseren Muskelnerven) bis S. 101. Diese Nerven sind der herabsteigende Ast des Zungenfleischnerven, welcher in der Gegend des zweyten Halswirbels vom Stamme nach hinten und aufsen abgeht, und der Zweig des dritten Halsnerven, welcher mit diesem eine Schlinge macht. Kap. 4. Abschn. 1. Vom grofsen Nerven des Stammes, oder vom grofsen harmonischen Nerven des Stammes *(magn. nerv. harmonic. corpor.)* dies ist der grofse Mitleidungsnerve *(sympathicus magnus s. intercostalis)*; der Vf. zählt ihn als den letzten Nerven des ganzen Körpers nämlich den fünf und vierzigsten, denn der Beinnerve ist bey ihm der zwölfte Nerve des Kopfs, er nennt ihn *duodec. nerv. motorius capitis.* Abschn. 2. Von den Herznerven der rechten Seite, oder von den Nerven, welche die Muskeln der rechten Herzseite bewegen. — Die ganze Schrift ist voll von eigenen Bemerkungen, und zeigt den unermi

ermüdeten praktischen Zergliederer, welcher leider! viel zu früh für die Wissenschaft starb.

Die Kupfertafel ist von *Kaltenhöfer* 1753 in Göttingen nach der Natur gezeichnet und von *Heuman*, zwar nicht vorzüglich sauber, aber doch sehr deutlich gestochen. Diese hat auch *Haase* in seiner *anatom. cerebri et nervor.* schon copiren lassen. Die Erscheinung des zweyten Theiles wird gewiss jedem Anatomen sehr willkommen seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Julchen Grünthal.* Dritte durchaus veränderte und mit einem zweyten Band vermehrte Ausgabe. 1798. kl. 8. *Erster Theil.* 426 S. *Zweyter Theil.* 360 S. Mit Titelkupfern und Titelvignetten. (2 Rthlr.)

Schon vor Jahren hat dieses treffende Gemälde aus dem wirklichen Leben die allgemeine Aufmerksamkeit an sich gezogen, und wir können annehmen, dass es nicht leicht einem unsrer Leser, der sich für die Sittengeschichte seiner Zeit interessirt, unbekannt geblieben seyn wird. Die Aechtheit der ursprünglichen Farben würde es schon genugsam vor der Gefahr des Verbleichens geschützt haben; aber freylich hat es durch die neue Bearbeitung des nämlichen eben so kräftigen als feinen Pinsels noch sehr an Frische und Umfang gewonnen. Die ausgezeichnete Vorzüglichkeit desselben beruht besonders darauf, dass die Abhängigkeit von einem edlen Zwecke der Belehrung und Warnung mit unabhängiger Kunst vereinbart ist, und dass die Vielseitigkeit eines hellen Verstandes die Einseitigkeit, welche immer mit einer entschieden bestimmten Richtung verbunden seyn muss, so überlegen darin gemildert hat. Es gleicht von dieser Seite dem vor einiger Zeit erschienenen Werk eines grossen Meisters, der *Nonne* von Diderot, mit dem es ja auch, was den Gegenstand betrifft, Aehnlichkeit hat. Wenigstens lässt sich wohl behaupten, dass die Pensionen in grossen Städten Einzelnen eben so verderblich werden können, wie die Klöster. Die Verfasserin führt uns aus dem Schoosse einer einfachen Existenz, wo man die reinste mildeste Luft athmet, zu den betäubenden Kreisen der Eitelkeit, der Sinnlichkeit und der besondern Verderbniss, die meistens in jenen Anstalten Statt findet, wo Mädchen in Haufen gebildet werden sollen: Wesen, die es am wenigsten ertragen, fabrikmässig behandelt zu werden, und denen man Unterricht und Bildung nicht unmittelbar genug aus den Händen der Natur, der augenblicklichen Ereignisse und der innigen Erfahrungen zukommen lassen kann. Selbst die leiseren Nachtheile solcher Institute überhaupt werden berührt, wie z. B. die Entwöhnung von häuslicher Stille und Einförmigkeit, und dagegen die Gewöhnung an ein unaufhörliches Geräusch und Thun und Treiben unter einander, die allerdings sogar bey ganz jungen Geschöpfen oft bis zur Leidenschaftlichkeit steigt, und sie mit dem unnatürlichsten Gefühl von Langerweile bekannt macht. Und wer würde bey der Schilderung der ungeheuern Missbräuche und Ausartungen, denen sie vollends in grossen Städten unterworfen sind, gleichgültig bleiben können? Ein so individuelles Ansehn der hier aufgestellte Fall hat, so kann er doch für Tausende gelten. Die betäubenden Einflüsse der Eitelkeit, des bösen Beyspiels, der Furcht vor dem Lächerlichen, auf ein junges, nur durch unschuldige Beschränktheit gewaffnetes, Gemüth müssen überall die nämlichen seyn, und die Veranlassungen dazu finden sich sicher in jeder öffentlichen Anstalt, die schon dadurch das Schild der Unzuverlässigkeit und des Leichtsinnes aushängt, dass sie einen schlüpfrigen Boden zum Schauplatze wählt, wo alles zu blossem Glanz und Schein hinreisst; wo eine so wichtige und zarte Angelegenheit, wie weibliche Erziehung, der Gefahr hingegeben wird, als flimmernder Putz behandelt zu werden. Alle diese Wahrheiten hat die Vfn. in Handlung und Leben gekleidet, oder vielmehr sie lässt sie aus Leben und Handlung hervorgehn. Sie hat sich keines fremden Hülfsmittels bedient, um ihre Dichtung anziehender zu machen, nicht des Hebels einer Theilnahme erregenden Leidenschaft, oder sonstiger, die Einbildungskraft anlockender, Beywerke. Das Interesse entspringt allein aus der Hauptsache, und hält dennoch durch die Gewalt einer beseelten Darstellung und einer fortreissenden Schreibart bis an das Ende fest. In dem hinzugekommenen zweyten Theile glauben wir beide noch in einem höhern Grade vortrefflich zu finden, so wie er sich überhaupt als noch freyere Dichtung zeigt. Er bewegt sich in weiterem Umfange und besänftigt den schmerzlichen Eindruck des ersten, ohne in eine weichliche Wiederherstellung aller geschehenen Uebel zu verfallen. Julchen rettet zwar aus ihren Verirrungen den Vorzug einer höheren Ausbildung, und so vergütet sich auch oft die menschliche Natur den zugefügten Schaden: aber ihre Thränen werden nicht rein getrocknet, was ja selbst das freundlichste Schicksal nicht immer vermag. Es ist eine liebliche Idee, Julchen so wie wir sie zu Anfang sahen, als Aerntekönigin im weissen Kleide mit halbgrünen Bändern, geschmückt mit Blumen, zwischen ihren Brüdern gehend und den Kranz tragend, zuletzt wieder erscheinen zu lassen. Die Bahn, die sie durchlaufen, steht in diesem Moment noch einmal zusammengedrängt vor unsern Augen da, und diese Uebersicht erweckt das Gefühl, dass sich die Wiederkehrende zwar mit Blumen schmücken darf, aber dass diese doch mehr festliche Kränze für ihre Freunde, als für sie selbst sind.

Es wurde vorhin erwähnt, dass in diesem Werke keine schmeichelnden Nebensachen ausgestellt sind, um den Hauptzweck gleichsam zu verzieren. Aber dadurch ist keineswegs das reizende Detail und eine nicht auf das Bedürfniss beschränkte Charakteristik aller Mithandelnden und der umgebenden Gegenstände ausgeschlossen worden. Das erste ist vielmehr durchgehends glücklich und bedeutend gehalten, und genau mit der Weise und dem Stil der Vfn. verwebt. Wie hätten sich auch die leisen Anfänge der Verderb-

nifs, welche das Gemüth zuerst nur unmerklich von der graden Bahn abziehen, und deren Fortschritte immer reissender werden, so wie es sich dem Mittelpunkte des Strudels naht, anders angeben lassen können? Hier ist es eben, wo die Vfn. ihre Kunst bewährt, wo uns manche komische und satyrische Züge überraschen, wo sich überall die feinste Wahrnehmung äussert. Hier wird auch das Verdienst der Schreibart, einer einfachen und ausdrucksvollen Prosa, in der nichts Schmuck und alles fortgehende Malerey ist, recht sichtbar. So scheint sie uns besonders in Minna's Bekenntnissen. Es ist schwer, Stellen zum Beweise anzuführen, wo nur das Ganze ein Urtheil vollständig bestätigen kann. Doch heben wir hier, um einigermassen eine Vorstellung davon zu geben, gern einige aus. Th. II. S. 60. „Das Wohnzimmer der Dame, in welches man uns eintreten liess, war kalt und unfreundlich, und noch nass vom Scheuern, weshalb uns auch das Mädchen die Weisung gab, uns ja auf den von Leinwand gelegten Fussteigen aufzuhalten. In diesem unwirthlichen Zimmer sah man keine Spur einer weiblichen Niederlassung, ausser einem mit Büchern bepackten Sopha, und einem mit Visitenkarten eingefassten Spiegel. — Mein Stiefvater schien über den seltsamen Empfang betroffen zu seyn. In der That machten wir, jeder auf seinem Leinwandstreifen dem andern gegen überstehend, eine possierliche Gruppe; er auf den Fusstritt seiner Schwester lauschend, ich, in mich gekehrt, meine Colombine im Arm, den Blick vom gegen überhängenden Spiegel abwendend, aus Furcht, die Figur zu erblicken, die im Hause schon Lachen erregt hatte." — S. 86. „Von dieser Zeit fing ich an auf den Ton auszugehn, und alles dafür zu halten, was von dem Gewohnten abstach. Das Geräusch der Kokette, womit sie aller Augen auf sich zu ziehen suchte, die Pedanterie der Anspruchvollen, die mit studirtem Ausdruck ihre Belesenheit auskramte; jede Besonderheit hielt ich für das rechte. So wurde ich immer ungewisser in dem, was ich eigentlich seyn müsste; und erst lange nachher, als ich zu vergleichen Gelegenheit und Reife genug hatte, fand ich, dass ich einem Phantom nachgejagt war; dass es in der charakterlosen Menge keinen bestimmten Ton giebt noch geben kann; dass alles Beginnen und Treiben nur Convenienz und Laune des Augenblicks ist, und dass auf schwankendem Grunde nie etwas Festes und Dauerndes aufgeführt werden kann." —

Jene Bekenntnisse sind überhaupt ein vorzüglicher Theil des Werkes, was Charakteristik und allgemeine Anwendbarkeit betrifft. Sie enthalten scharfe Beobachtungen, wie sie der feste gesunde Sinn auffindet. Ein andres Zeugniss von unbestechlichem Beobachtungsgeist, der seiner eignen Lieblinge nicht schont, und zugleich von reiner Darstellung, giebt der Spott, welchen die Vfn. dem leichtsinnigen Kreise, worinn die fromme Karoline lebt, über diese auszuschütten erlaubt, ohne sie unmittelbar in Schutz zu nehmen, und sie uns dennoch ehrwürdig zu erhalten weiss. Oft darf sie uns nach ihrem Zwecke widrige Eindrücke nicht ersparen, dergleichen z. B. die angeblich philosophische Erzieherinn Brenufeld hinterlässt; dafür entschädigt sie aber durch so angenehme Bildnisse wie das der Fürstin Eudoxia, wie denn die Auftritte im Hause des russischen Liebhabers alle sehr gefällig ausgeführt sind.

Dem Publicum, wofür gewöhnliche Romanschreiber arbeiten, wird durch die Strenge der moralischen Tendenz, welche durch das ganze Buch herrscht, keinesweges geschmeichelt; doch weniger der immer herrschender werdenden Denkart des Zeitalters durch die Abhängigkeit, worin das Sittliche im Menschen von seinem religiösen Glauben vorgestellt wird, und die, um gegen Einwendungen gesichert zu seyn, nur als Thatsache der Beobachtung verstanden werden darf: nämlich dass die meisten Menschen eines ausser sie hingestellten Gesetzes bedürfen, nicht als ob alle dessen bedürfen sollten. Aber gewiss wird *Julchen Grünthal* jeden denkenden Leser interessiren, so lange es weibliche Erziehungsanstalten, grosse Städte, und überhaupt künstliche sittliche Verhältnisse giebt.

Zürich, b. Füssli Sohn: *Friedrich Mathissons Gedichte.* Vierte Auflage. 1797. 8. Grössere Ausg. auf Schweiz. Pap. mit Titelkupfer und Vignetten. 189 S. Kleinere Ausg. 164 S. 8. (12 gr.)

Diese doppelte neue Auflage, wovon die eine mit zierlicheren und grösseren lateinischen Lettern gedruckt, und mit einem Kupfer aus dem berühmten Gedichte *Psyche*, nach Angelica Kaufmann von Lips gestochen, nebst einigen Vignetten von demselben Grabstichel geschmückt ist, giebt einen angenehmen Beweis, dass es nicht immer eines leidenschaftlichen Interesse bedarf, um unsrer Lesewelt ein Buch zu empfehlen, und dass Empfänglichkeit für die sanfte Verschmelzung landschaftlicher Gemälde, für zarte Harmonie des Ausdrucks und auserlesenen Wohlklang nicht selten unter uns sind. Uebrigens ist die Sammlung nach der dritten Auflage vom J. 1794 unverändert geblieben; nicht einmal die seitdem einzeln in den *Horen* und im Schillerschen *Musenalmanach* erschienenen Gedichte sind hinzugekommen. Wir wünschen, dass bald eine neue Ausgabe mit beträchtlicheren Vermehrungen zu erwarten seyn möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. Januar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Schneider: *Grundriss der reichsgerichtlichen Verfassung und Praxis*, von G. H. v. Berg. 1797. 463 S. 8.

Dieser Grundriss ist, wie der Vf. in der Vorrede sagt, zu seinen Vorlesungen bestimmt, und zeichnet sich vor anderen Lehrbüchern in diesem Fach durch die gewählte neue Darstellungsart aus. Zu deren besseren Beurtheilung mag folgende kurze Uebersicht dienen. I. Buch. *Von der Geschichte, den Gesetzen und der Literatur der Reichsgerichte.* II. Buch. *Von der Verfassung und Verfahrungsart der Reichsuntergerichte.* 1) Abschn. *von den kaiserl. Hof- und Landgerichten.* 2) Abschn. *von der Austrägalinstanz.* 3) Abschn. *von dem Austrägalprocess.* III. Buch. *Von der Verfassung der höchsten Reichsgerichte.* 1) Abschn. *von den höchsten Reichsgerichten und ihren Amtsobliegenheiten überhaupt.* 2) Abschn. *von den reichsgerichtlichen Personen;* in fünf Hauptstücken: α) *von den Richteramtspersonen* β) *von den Fürsprechern und Sachwaltern* γ) *von den Kanzley- und übrigen reichsgerichtlichen Personen* δ) *vom Unterhalte und Wohnsitz der höchsten Reichsgerichte; den besondern Vorzügen, Rechten und Freyheiten der reichsgerichtlichen Personen* ε) *von der persönlichen Verfassung der Reichsvicariatshofgerichte.* 3) Abschn. *von der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte*, und zwar α) *von der gemeinschaftlichen*, und β) *von der eigenen ausschliessenden Gerichtsbarkeit.* 4) Abschn. *von den verschiedenen rechtlichen Verhältnissen der höchsten Reichsgerichte.* IV. Buch. *Von der Verfahrungsart der höchsten Reichsgerichte.* 1) Abschn. *von der Verfahrungsart überhaupt* in fünf Hauptstücken: α) *von der Geschäftshandlung im allgemeinen;* β) *von dem Vortrage der Parteyen im allgemeinen;* γ) *von dem Extrajudicialprocesse;* δ) *von dem Judicialprocesse;* ε) *von der Verfahrungsart in Ansehung allgemeiner processualischer Gegenstände und Geschäfte.* 2) Abschn. *Von der Verfahrungsart in Ansehung der besondern Processarten;* in folgenden acht Hauptstücken: α) *von dem Citationsprocess;* β) *von dem Mandatsprocess;* γ) *vom Rescriptsprocess;* δ) *vom Communicativprocess;* ε) *von den auf besondere Reichsconstitutionen sich gründenden Processen;* ζ) *vom Appellationsprocess;* η) *von der Nichtigkeitsklage;* ϑ) *von der Klage über verzögerte, verweigerte, oder parteyische Rechtspflege.* 3) Abschn. *von der Vollstreckung reichsgerichtlicher Erkenntnisse.* 4) Abschn. *von den Rechtsmitteln gegen reichsgerichtliche Erkenntnisse;* und zwar α) *von den Rechtsmitteln gegen aussergerichtliche Decrete;* β) *von dem Erklärungsgesuche;* γ) *von der Restitution;* δ) *von der Revision;* ε) *von der Syndicatsklage;* ζ) *von dem Recurs an die Kammergerichtsvisitation;* η) *von dem Recurs an den Reichstag.* 5) Abschn. *von dem Verfahren bey Rechtssachen reichsgerichtlicher Personen;* und zwar α) *der Cameralpersonen;* β) *der reichshofräthlichen Personen.* 6) Abschn. *Von der Praxis der willkürlichen Gerichtsbarkeit bey den höchsten Reichsgerichten.* 7) Abschn. *Von der Regierungs- und Lehnspraxis des Reichshofraths.*

Das Eigenthümliche dieses Systems besteht vorzüglich darin: 1) dass die Verfassung und Verfahrungsart des Reichshofraths nicht besonders abgehandelt, sondern immer mit der kammergerichtlichen zusammengestellt werden. Dies hat einen doppelten Nutzen: die Eigenheiten der beiden Gerichtshöfe werden dadurch deutlicher und bestimmter, und es wird auch am Raum etwas gewonnen. 2) Dass hiebey die Verfassung und Verfahrungsart der Reichsuntergerichte vorausgeschickt werden, anstatt solche, wie bisher, entweder einzuschalten, oder als einen Anhang beyzufügen. Unter den *Reichsuntergerichten* versteht aber der Vf. nicht nur die *kaiserl. Hof- und Landgerichte*, sondern auch die *Austrägalinstanz*, scheint also anzunehmen, dass die Austräge eine *ordentliche* Gerichtsbarkeit ausüben, da sie doch nur eine *übertragene* Gerichtsbarkeit *(jurisdictionem delegatam)* haben, daher auch die Vollziehung der gesprochenen Urtheile nicht anordnen können. Der Vf. hat aber doch dieses für sich, dass die gesetzlichen Austräge sich auf einem *beständigen kaiserlichen Auftrag* gründen, und bey jedem vorkommenden Fall sich ohne weiteres Zuthun der Obergerichte bilden, mithin in diesem Betracht als beständige Untergerichte gelten können. Es ist übrigens viel bequemer, die Lehre von den Austrägen auf diese Art vorausgehen zu lassen, als solche, nach der bisherigen Methode, in den Abschnitt von der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte einzuschalten. 3) Dass im 4 Abschn. III B. *von den verschiedenen rechtlichen Verhältnissen der höchsten Reichsgerichte*, ganz schicklich die Lehre *von der Visitation*, als einer Wirkung der Verhältnisse gegen Kaiser und Reich, erörtert wird, welche man bisher, zugleich mit der Revision, bey den Rechtsmitteln gegen reichsgerichtliche Urtheile, einzuschalten pflegte: 4) dass im 5 Hauptst. IV B. *alle allgemeine processualische Gegenstände, welche bey jeder Processart eintreten können*, besser und vollständiger zusammengestellt werden, als es sonst in den bisherigen Lehrbüchern geschehen ist. So viel von der Darstellungsart im Allgemeinen, wodurch sich dieses Werk als ein akademi-

demisches Lehrbuch sehr empfiehlt. Bey der Darstellung der einzelnen Theile ist der Vf. von seinen Vorgängern wesentlich nicht verschieden, konnte auch keine neuen Zusätze machen, da seit dem vor zwey Jahren erschienenen Danzischen Lehrbuch und der im v. J. neuaufgelegten Pütterischen *Epitome*, die Gesetzgebung und Praxis der höchsten Reichsgerichte sich nicht merklich geändert hat. Die Art des Vortrags ist übrigens dem Endzweck ganz angemessen: man findet durchgehends Vollständigkeit mit Kürze und Deutlichkeit vereiniget. In den Noten werden die gesetzlichen Quellen nebst den besten Schriftstellern angeführt, und zwar mehrentheils die neuesten, mit Weglassung der alten, wo diese durch jene schon erschöpft und entbehrlich geworden sind. Nur einige wenige Stellen sind dem Rec. vorgekommen, welche einer Berichtigung bedürfen. So hätte S. 216 bey der nochmaligen Requisition des Berichts und der Erkennung *in contumaciam*, der Unterschied bemerkt werden sollen: ob der Berichtserstatter als Richter oder als Partey anzusehen? und ob der Bericht auszulösen, oder unentgeldlich zu erstatten sey. — S. 298 wird gar zu allgemein angenommen; „dass die „Rechtsmittel zur Erlangung des Besitzes unbedingte „Mandate veranlassen können, wenn nur die Vorenthaltung des Besitzes von der Art sey, dass auf sie „einer der vier Fälle passe." Der Vf. versteht hierunter *remedia adipiscendae possessionis:* bey selbigen pflegen aber nur bedingte Mandate erkannt zu werden, weil die vier Fälle, nach dem wahren Zweck des Mandatsprocesses, sich darauf nicht anwenden lassen. Selbst *ad possessionem recuperandam* lasst sich nur wegen gewaltsamer Besitzentsetzung ein unbedingtes Mandat erkennen, da die K. G. O. Th. I. tit. 8. §. 1. die einfache Spolienklage an die Austräge verweiset. — S. 366 heisst es: „Die Berechnung der pri„vilegirten Appellationssummen wird entweder nach „eines jeden Landes erweislichen Herkommen ge„macht, oder die Goldgulden werden zu 2 Fl. rhei„nisch gerechnet." Allein das erweisliche Herkommen jedes Landes hat beym Kammergericht noch nie zur Richtschnur gedienet, würde auch mit grossen Schwierigkeiten verbunden seyn; sondern man hat immer den Goldgülden zu 2 Fl. rheinisch gerechnet.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Louis: *Histoire des chiens célèbres*, entremêlée de Notices curieuses sur l'histoire naturelle etc. Par *A. F. J. Fréville*, auteur des nouveaux Essais d'éducation. *Ornée de gravures.* Tom. I. 216 S. Tom. II. 208 S. 1796. 8. (18 gr.)

LEIPZIG, b. Heinsius: *A. F. J. Fréville Geschichte berühmter Hunde.* Ein Beytrag zur Beurtheilung über die Thierschöpfung. Nebst einem Anhange interessanter Bemerkungen und Nachrichten aus der Naturkunde. Aus dem Franz. Mit 6 Kupfertafeln. 1797. X u. 182 S. 8. (16 gr.)

Der französische Sammler wird seinen Zweck gewiss nicht verfehlt haben, Kinder mit seinen 52 Geschichtchen merkwürdiger Hunde und mit andern eingestreuten Merkwürdigkeiten des Thierreichs und der Natur überhaupt angenehm zu unterhalten. Was die Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit eines Theils dieser Erzählungen anlangt, so scheint der Vf. selbst geahndet zu haben, dass sie Zweifeln unterworfen seyn würde, welche er aber durch folgenden Trumpf Bd. 2. S. 61 niederschlägt: „Kritiker, oberflächliche Beobachter werden vielleicht die meisten Geschichten dieses Buches für Fabeln ansehen. Ein solches Urtheil würde keinen hohen Begriff von ihrer Bekanntschaft mit den Werken der Natur geben." Dieses Urtheil müssen wir dem Vf. zurückgeben und gestehen, dass uns seine ganze Sammlung keine hohe Vorstellung von seiner Bekanntschaft mit den Werken der Natur und von seiner historischen Kritik beygebracht hat. Häufig giebt er die Quellen an, welche er nacherzählt. Die fabelhaften Anekdoten, welche bey den Alten, namentlich beym Plutarchus, vorkommen, giebt er ungeschwächt, aber wohl verschönert und ausgeschmückt, zum Besten. Einmal muss er selbst bekennen, man würde das, was von einem gewissen Hunde erzählt wird, schwerlich glauben, wenn es nicht von dem glaubwürdigen Geschichtschreiber, Plutarchus, versichert würde (Bd. I. S. 87). Wie sehr er die Glaubenskraft der Leser auf die Probe setzt, davon kann man sich unter andern Bd. I. S. 107 überzeugen. Seinen Abscheu gegen die Revolutionsgreuel giebt der Vf. bey mehr als einer Gelegenheit sehr lebhaft zu erkennen, und stellt oft die Hunde den Menschen zum Muster vor. Man könnte dem Vf. hier wohl aus dem Seneca zurufen: *Quid autem est, quod hominem ad tam infelicia exempla revocet, quum hominem mundum deumque, quem ex omnibus animalibus, ut illius imitetur, solus intelligit?*

Da die hier zusammengetragenen Beyspiele von der Treue, Anhänglichkeit, Klugheit, Gewandtheit, Gelehrigkeit, Tapferkeit etc. einzelner Hunde wirklich viel Anziehendes haben: so war eine Bearbeitung dieses Büchleins für die deutsche Lesewelt und insonderheit für die deutsche Jugend kein verwerflicher Gedanke, vorausgesetzt, dass der Uebersetzer mit Kritik dabey zu Werke gehen, das Romanhafte wegschneiden, manche seichte Reflexionen und Urtheile vertilgen, dagegen manche andre eben so merkwürdige Züge aus dem Hundegeschlecht ausheben würde. *Bechstein* würde vielleicht ein vortreffliches Taschenbüchlein daraus verfertigt haben! Das können wir nun freylich von der vor uns liegenden Dolmetschung nicht rühmen. Der Vf. derselben, (welcher sich hinter der Zueignung *Gruber* unterzeichnet,) hatte seine Kräfte durch angestrengtes Studium der ernstesten Wissenschaften, *„aller filosofischen Systeme, Mathematiken und Fysiken"* erschöpft, als er zur Erholung anfing aus fremden Sprachen zu übersetzen. Von dieser Erschöpfung trägt denn auch dieses Werkchen gar manche Spur an sich. Die Hundegeschichten sind alle, ohne Ausnahme, getreulich der deutschen Jugend wieder aufgetischt worden. Die übrigen Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte, welche der fran-

französische Vf. durch sein Buch zerstreut hat, sind hier anhangsweise (und das billigen wir) beygefügt: doch scheint es, als wenn der Vf. bald bey Uebertragung derselben ermüdet wäre: denn, nachdem er eine Anzahl davon übersetzt hat, bricht er auf einmal ab. Die Urschrift enthält also mehr als die Uebersetzung. Doch das mag immer seyn. Die Hauptsache war die Geschichte merkwürdiger Hunde, und alles übrige Beywerk würde man nicht sehr missen. Allein, dass der Vf., wiewohl seine Uebersetzung im Ganzen lesbar ist, so manchen groben Verstoss gegen den Sinn seines Schriftstellers sich zu Schulden kommen lassen und Unkunde der französischen Sprache in mehr als einer Stelle bewiesen, das können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Belege zu diesem Tadel dürfen wir nicht lange suchen. Wenn die Urschrift Th. I. S. 52 sagt, der arme Lazarus sey in seinen heftigsten Schmerzen auf Händen und Füssen zu dem hoffärtigen Reichen hingekrochen *(se trainant, au fort de ses maux, sur les pieds et sur les mains, il alloit implorer le riche dedaigneux)*; so giebt es der Ueberfetzer also: „Mit aller dieser seiner Plage an Fuss und Hand, fleht er den unwürdigen Reichen an." Ein lächerliches *Qui pro quo* begeht der Uebers. S. 47. Die Urschrift erzählt hier Th. I. S. 57 ff. ausführlich von dem Hunde eines Verurtheilten nach dem Solinus, der sie (c. 15) doch nur in ein paar Zeilen zusammenzieht. Hätte der französische Vf. doch den Plinius (8, 40. n. 61) lieber nachgeschlagen, so würde er genauer erzählt, auch erwähnt haben, dass dieser seltnen Hundestreue in den öffentlichen R. Urkunden rühmliche Erwähnung geschehen. Den Verurtheilten nennt der Vf. *Sulpitius*, wir wissen nicht, auf wessen Ansehen. Solinus nennt seinen Namen gar nicht; beym Plin. heisst er *Titius Sabinus*. Doch zu dem lustigen Versehen des Uebersetzers. Der Hund ward wüthend, als er seinen Herrn enthaupten sah. Man besänftigte ihn. Man gab ihm zu fressen. „Der trostlose Hund, heisst es hier im Deutschen, nahm die Stücken, die man ihm gab, wendete dann sich gegen den Körper seines Herrn, und wendete alles an, sie *in die Schnautze* zu kriegen, und da er das nicht bewerkstelligen konnte, hob er ein klägliches Geschrey an." Was muss der Uebers. dabey gedacht haben, wenn er anders etwas dabey gedacht hat? Nahm der Hund das Brod etwa zuerst mit der Pfote an, und hatte er nun die Maulsperre, weil er es nicht in die Schnauze bringen konnte? Auch ohne die Urschrift einzusehen, sieht man sogleich, dass vom Munde seines Herren die Rede ist. Auch Solinus sagt: *cum ex miseratione populi R. potestas ei cibi fieret, a d o s d e f u n c t i escam tulit.* Eine gleiche Gedankenlosigkeit beweisst folgender Fehler S. 59. Ein gewisser Dryden wird im Holze von Räubern angegriffen. Er weiss nicht, ob er sich wehren soll. „Die Partien waren so ungleich; fünf gut bewaffnete Menschen gegen einen Wehrlosen! *Und dann konnte nicht hinter ihm ein grosser Eichbaum stehen.*" Wer war denn der Riese, der mit seiner Person etwa einen grossen Eichbaum verdeckte, der hinter ihm stehen möchte? Und was wäre denn von dem Eichbaum zu fürchten gewesen, etwa, dass er zu Gunsten der Räuber den armen Dryden erschlagen möchte? Man wird aber leicht auf die Vermuthung kommen, dass von Hülfstruppen hinter einer Eiche die Rede sey. Und so ist es auch. Th. I. S. 129 *D'ailleurs ne pouvoit-il pas y avoir de la garnison derrière quelque gros chêne?* Nicht minder widersinnig ist folgendes S. 111. Ein Hund begleitete die Familie, der er angehört hatte, und welche auf einmal an der Pest dahin starb, zu Grabe, und verliess ihre Gräber nie wieder als um von Zeit zu Zeit sich in der Wohnung seiner ehemaligen Gebieter satt zu fressen. „Auf dem Lande ist die Gewohnheit, dass jeder Verstorbene sein besondres Grab hat. Sieben Jahre lang, als (so lange als) das Leben dieses armen Thieres noch dauerte, blieb er beständig auf dem Hügel seiner Herren liegen. *Wie er seine gute Bewirthung erhalten hatte, verzehrte er sie nach und na h bey ihren Ueberreste,* unter redlicher und aufrichtig r Trauer." Gleich vorher hiess es, er sey von Zeit zu Zeit in sein altes Haus gelaufen, wo man ihn noch fütterte, und so bald er gefressen, habe er sich wieder zu den Gräbern begeben. Und hier soll er *die gute Bewirthung bey den Ueberresten seiner Herren verzehrt* haben!? Der französische Schriftsteller wollte sagen: da er von jedem der hier Begrabenen Wohlthaten genossen, so habe er sich auch die Reihe herum bald auf dieses, bald auf jenes Grab gelegt, gleichsam um allen seine Dankbarkeit und Trauer zu beweisen. Um zu zeigen, wie arg der Vf. das Französische missverstanden, setzen wir die Worte hieher: *Comme il en avoit reçu de bons traitemens, il partageoit tour-à-tour à leurs restes ses pieux et sincères regrets.* Nur noch ein einziges Beyspiel. S. 181 wird eine besondere Art von Blitzableiter *des revidirenden* (residirenden) *Canonicus Divischs* (Divischs) *zu Prenditz in Morau* (Mähren) beschrieben. Er leitete das Gewitter in die Nachbarschaft. Zu Prenditz fiel blofs ein sanfter Regen *„bis das Gewitter vorüberzog."* Man halte mit den letzten Worten die Urschrift Th. II. S. 182 zusammen: *tandis que le tonnerre renversoit plus loin les arbres, les hameaux et les clochers.* Gewiss müssen diese und ähnliche Stellen halb im Schlafe oder bey ähnlichen Abwesenheiten des Geistes übertragen und hingeschrieben worden seyn! Die letzte steht zumal in einem seltsamen Verhältnisse mit des Vf. obenerwähnten Studium aller *Fysiken!*

GOTHA, b. Ettinger u. PARIS, b. Barrois d. j.: *Muscologia recentiorum seu analysis, historia, et descriptio methodica omnium Muscorum frondosorum hucusque cognitorum, ad Normam Hedwigii,* Auctore *Sam. El. Bridel.* T. I. 1797. 23 Bog. 4.

Ein schöner Beytrag zu besserer Anordnung der unglaublich zahlreichen Familie der Laubmoose, in der bisher immer noch grosse Ungewissheit und Verwirrung herrschte. Dieser erste Theil enthält eigentlich nur die Grundlehren von diesen Gewächsen und der

der Eintheilung ihrer Arten in Gattungen, die er in eilf Hauptstücke eingetheilt hat. Im ersten stellt er den Begriff von Moos fest. Im IIten handelt er von den Theilen der Moose und ihren Nutzen, mithin der Wurzel, dem Stamm und den Blättern sehr umständlich. Im IIIten von den Zeugungstheilen oder der Blume. Unter den Theilen der männlichen werden nicht ganz ohne Grund die Saftfaden als Nectarien angegeben; wie auch bey der weiblichen, unter deren Theilen der Vf. ebenfalls wie Hr. *Hedwig* ehemals, das Mützchen für die Krone dieser annimmt. Das IVte handelt von der Frucht; mithin von ihrem Stiel, von ihrer Richtung, Gestalt, Farbe, Einrichtung, Mündung. Bey dieser letzten geht er ihre verschiedenen Besatzungen (*peristomia*) durch. Diesen hat er das Deckelchen der Frucht, den Ring, das äusserste Säulchen und die Saamen folgen lassen, und beschliesst mit dem Nutzen der Mündungsbesatzung. Das Vte Hauptstück enthält etwas von der Physiologie der Moose. In Ansehung ihres inneren Baues, möchte es wohl schwerlich zu behaupten seyn, dass ihre Hauptgefässe eben so, wie die der grössern holzigten Gewächse gewunden sind. Beweisbarer ist ihre Reizbarkeit. Dann werden auch ihre chemischen Eigenschaften kürzlich durchgegangen; besonders in Ansehung der Luftarten. Im VIten ist die Rede von der Oekonomie der Laubmoose; ihrem Wohnort, ihrer Geselligkeit, ihrer Fortpflanzung, ihrer Blühezeit, ihrer Befruchtung, sogar im Wasser, ihrem Wachsthum, ihrer Lebensart und Lebensdauer. Im VIIten Hauptst. kommen die Vortheile der Mooskenntniss und der Nutzen dieser Gewächse in der weitumfassenden Haushaltung der Natur, im Ackerbau, in der Heilkunde und den Künsten vor. Umständlich wird im VIIIten Hauptst. die Geschichte der Mooskenntniss von Bauhin an bis auf Hedwig, und eines jeden Methode, sie in Gattungen einzutheilen vorgetragen. Dann kommen im IXten Hedwigs Verdienste um die Mooskenntniss, nebst dessen Methode und ihrem Schicksale vor. Der Vf. stellt hier verschiedene Fehler dieser Methode auf, nachdem er sie pünktlich durchgegangen hat, und giebt eine Eintheilung der Laub- und Lebermoose, nach den Geschlechtseinrichtungen an unter dem allgemeinen Titel einer XXIVsten Classe *Kalyptrogamia*. Am Ende auch etwas von den Verächtern der hedwigischen Methode. Die Uebersicht seiner eigenen giebt er im Xten Hauptstück. Er theilt die sämmtlichen Arten in folgende vier Classen. Cl. 1. *Aperistomati; Phascum.* Cl. 2. *Gymnoperistomati; Sphagnum, Hedwigia, Gymnastomum.* Cl. 3. *Aptoperistomati*, erster Abschnitt a) mit ganzen freyen Zähnen; *Tetraphis, Octoblepharum, Leersia, Grimmia, Pterigynandum, Weissia;* b) mit ganzen oben eine Haut fassenden Zähnen; *Polytrichum;* c) mit ganzen paarweis gestellten Zähnen; *Splachnia, Swartzia, Didymodon;* d) mit gespaltenen Zähnen; *Trichostomum, Fissidens, Dicranum.* Zweyter Abschnitt mit wimperartiger Mündungsbesatzung; *Tortula, Barbula.* Cl. 4. *Diploperistomati;* erster Abschnitt, mit gezahnt und winzerigter innern Mündungsbesatzung a) die Zähne an ihren Spitzen frey; *Neckera, Orthotrichum, Leskia, Hypnum, Bryum, Mnium;* b) die Zähne mit den Spitzen verbunden; *Koelreuteria.* Zweyter Abschnitt mit gezahnter und häutiger Mündungsbesatzung; *Webera, Bartramia, Pohlia, Buxbaumia, Timmia.* Dritter Abschnitt, gezahnt und gegitterte Mündungsbesatzung; *Fontinalis, Meesia.* Von allen diesen Gattungen, werden endlich im XIten Hauptst. die Definitionen in linneischer Manier aufgestellt. Am sonderbarsten kam uns hier vor, dass der Vf. die Fortsätze der innern Mündungsbesatzung der *Leskia*, Wimpern nennt und diese unter eine Rubrik mit dem *Hypnum* gebracht hat; da sich diese Gattung von jener lediglich dadurch unterscheidet, dass sich zwischen den Fortsätzen der innern Mündungsbesatzung auch noch Wimpern befinden, und in Ansehung dieses generischen Merkmales *Leskia* und *Pohlia* einander vollkommen gleich sind.

Im zweyten Theil, den wir begierig erwarten, wird der Vf. alle bisher bekannt gewordene Arten mit ihren Synonymen, nach dieser Gattungseinrichtung aufstellen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Konstantinopel: *Die Philosophen aus dem Uranus. Freymüthige Bemerkungen über den politischen, moralischen und literarischen Zustand von Deutschland.* 1796. 235 S. 8. (16 gr.)

Zwey Philosophen, die der Vf. aus dem Uranus auf die Erde herabsteigen lässt, erstatten ihrem Könige Bericht über das, was ihnen in Deutschland merkwürdig vorgekommen ist, und dieser Bericht wird hier mitgetheilt. Sein Inhalt betrifft den Soldatenstand, die öffentliche Gottesverehrung und die Religion, die Aufklärung, das Lotto, die Pressfreyheit, den Diensthandel, den Despotismus, und andere Gegenstände, die sich auf den politischen, moralischen und literarischen Zustand von Deutschland beziehen. Alles ist unter XXIII Rubriken gebracht. Die von dem Vf. gewählte Form ist schon sehr verbraucht und zu roh gearbeitet, um dem gebildeteren Geschmacke gefallen zu können; überdieses führt sie auch die Unbequemlichkeit mit sich, dass dem Berichterstatter Dinge, die uns schon längst bekannt sind, oft weitläufig beschrieben werden müssen, um sie verstehen und seinem Könige begreiflich machen zu können. Eigne neue Ansichten haben wir an diesen schon oft gemachten Bemerkungen nicht gefunden, und der Bericht über viele, selbst die wichtigsten Gegenstände ist so einseitig und mangelhaft, dass er dem, an welchen er gerichtet ist, oder der sich daraus unterrichten soll, nur einen eben so einseitigen und unvollständigen Begriff sowohl von diesen Gegenständen selbst, als von dem politischen, religiösen, moralischen und literarischen Zustande von Deutschland gewähren kann. Die Schreibart ist an mehrern Stellen nachlässig und von Provincialismen entstellt, die Erzählung und Darstellung aber noch so ziemlich natürlich und fliessend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. Januar 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Asterdam, Haerlem u. Haag, b. Allart, van der Aa und Scheurleer: *Verhandling waar in de Voortreffelijkheid der Evangeliebediening en derzelver belangrijke invloed op het waare welzijn van Kerk en Staat wordt aangeprezen, mede ingericht om Lieden van goeden huize aan te moedigen, dat zij hunne Zoonen niet te rug houden, maar gewillig aan ten dienst der Kerke overgeven; en om veel beloovende Jongelingen daar toe op te wekken, en tegen ontmoedigende zwaarigheeden te versterken door Alb. Brink en Th. Hoog.* (1796) 126 S. 8.

Schon vor mehreren Jahren zog in Holland der immer mehr zunehmende Mangel an Subjecten, um e erledigten Predigerstellen zu besetzen, die Aufrksamkeit der Regierung und Geistlichkeit auf sich. ey näherer Untersuchung der Sache fand man, dass r Hauptgrund, warum die Anzahl derer, die sich m Predigtamt widmen, immer geringer werde, rin liege, dass Leute von Ansehen und Vermögen re Kinder von solchen Stellen zurück zu halten suen. Die Haagische Gesellschaft zur Vertheidigung christlichen Religion setzte daher in ihrem Proramm vom J. 1791 einen Preis von 56 Ducaten auf e beste Abhandlung, worin die Vortrefflichkeit s Predigtamts angepriesen, und der wichtige Einss desselben auf das Wohl der Kirche und des Staats onders in der Rücksicht gezeigt würde, um Leute n Ansehen und Vermögen zu bewegen, ihre Kinvon solchen Bedienungen nicht abzuhalten, sonn sie vielmehr dem Dienst der Kirche zu widmen. e von den beiden Predigern *Brink* und *Hoog* einndte Abhandlung wurde in der Versammlung im 1793 des Preises würdig erkannt, und diese ist nun ter obigem Titel im Druck erschienen.

Die Abhandlung besteht, wie es die Aufgabe errte, aus zwey Theilen. In dem ersten zeigen e Vff. die Vortrefflichkeit der Predigerbedienung d ihren Einfluss auf die Kirche und den Staat; und dem zweyten Theil bemühen sie sich alle Bedenkhkeiten zu entfernen, wodurch Leute von Ansen und Vermögen abgehalten werden, entweder re Kinder oder sich selbst einer solchen Bestimmung zu widmen.

Gleich anfangs wird bestimmt, was unter Bedieung des Evangeliums oder Predigtamt begriffen ist, mlich alle diejenige Bemühungen, welche ein Lehrer der christlichen Kirche, dem entweder allein oder zugleich mit andern die Aufsicht über eine Gemeinde anvertraut ist, erfüllen muss, um Menschen, welche seiner Sorge übergeben sind, zum Gehorsam des Glaubens zu bewegen, sie dazu zu ermuntern und darin zu befestigen. Ganz richtig wird bemerkt, niemand müsse sich einbilden, dass das ganze Geschäfte darin bestehe, dass man die Kanzel besteige und eine gut ausgearbeitete Predigt halte, sondern es gehöre auch dazu der besondere Unterricht der ältern und jüngern nach ihrer verschiedenen Fassungskraft, ein aufmerksames Achthaben auf das Betragen aller; zu rechter Zeit angebrachte, schickliche treue und wohlmeynende Anreden, Warnungen und Rathschläge, nach dem verschiedenen Zustand, worin sich Menschen befinden, eingerichtet; öfters angestellte Untersuchungen über die sittliche Beschaffenheit der Hausgenossen und der einzelnen Glieder; wachsame Vorsorge für das ewige Glück unsterblicher Menschen, welche vieles in sich begreift — allerley Versuche und Bemühungen, um die Menschen gegen das herrschende Verderben der Welt zu schützen, zu einer bessern Denk- und Lebensart zu bringen und das Ziel, die Vervollkommnung und Beglückung der Menschen, zu erreichen.

Die Vortrefflichkeit des Predigtamts wird zuerst im allgemeinen gezeigt. 1) Schon dieses erweckt einen hohen Begriff, wenn man bedenkt, dass Jesus selbst es angeordnet und mit seinen Aposteln verwaltet hat. Freylich sind die jetzigen Prediger nicht unmittelbar angestellt, aber der Hauptsache nach verrichten sie doch dasselbe Werk, worauf Jesus selbst einen so hohen Werth legte, und ihm haben sie es zu verdanken, dass sie in diesen Wirkungskreis sind versetzt worden. 2) Das Amt selbst zeugt von seiner Vortrefflichkeit. Viele andere und zum Theil erhabene Bedienungen haben nicht den mindesten Einfluss auf die Verbesserung des Verstandes und des Herzens, aber bey diesem Geschäfte ist eine Abwechselung von verschiednen und wichtigen Beschäftigungen, die alle auf die Ausbildung des Verstandes, die Veredlung des Herzens und die Uebung ächter Tugend hinleiten. Alles hat Bezug auf die Religion; und indem der Lehrer derselben für andere arbeitet, so vervollkommnet er sich auch selbst und wird zu frommen und menschenliebenden Gesinnungen erweckt. 3) Der Endzweck und das Ziel sind gross, woran sich alles bey diesem Geschäft anschliesst. Der Nutzen, den andere Bedienungen haben, schränkt sich vornehmlich auf äussere Umstände und die kurze Dauer dieses Lebens ein. Sie dienen dazu, um uns vor Unglück zu bewahren, aus Gefahren zu retten und zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben zu leiten;

ten; aber bey diesem allem kann dennoch der Mensch noch immer unglücklich seyn. Der Religionslehrer sucht aber den Menschen innerlich zu bessern, seinen Verstand von schädlichen Vorurtheilen zu reinigen, sein Herz von der herrschenden Macht verderblicher Fehler zu befreyen, seine Neigungen und Begierden richtig zu lenken und die unglücklichen Folgen abzuwenden, die aus dem einen oder andern unausbleiblich entspringen — ja er arbeitet für die Ewigkeit.

Noch näher zeigt sich aber die Vortrefflichkeit dieses Geschäftes in dem grossen und wichtigen Einfluss, welchen es auf die Kirche und den Staat hat. Die Kirche befindet sich alsdann in einem blühenden Zustand, wenn Reinheit der Lehre und Heiligkeit des Wandels mit einander verbunden sind. Beides wird aber durch das Predigtamt ungemein befördert. Was die Lehre betrifft, so wird die Kenntniss derselben eben dadurch unter alle Stände der Menschen verbreitet, reiner erhalten, und zugleich gegen den Unglauben und dessen Vertheidiger gesichert. Wie leicht wird es eben dadurch den Menschen gemacht, die ohnehin bey ihrer Trägheit Aufmunterung nöthig haben, und grösstentheils so wenig zur eigenen Untersuchung im Stande sind, um zu der Kenntniss der wichtigsten und heilsamsten Wahrheiten zu gelangen? Sehr leicht könnten aber auch die schon erlernten richtigen Begriffe von Religion wieder verloren gehen, wenn sie nicht auch in der Folge lebendig erhalten würden. Eben die Ursachen, welche Schuld daran sind, dass man insgemein ohne besondre Ermunterung anfänglich wenig Mühe anwendet, um zur Kenntniss der Religion zu gelangen, werden es auch bewirken, dass man aus eigener Bewegung die gesammelten Kenntnisse mühsam und kümmerlich unterhält. Ueberdem ist es offenbar, dass Mangel an Kenntniss der Religion und ihrer Gründe eine der vornehmsten Ursachen ist, warum der Unglaube so leicht Eingang findet. Diesem wird aber von dem Religionslehrer durch gründliche Untersuchungen, durch Darstellung der Gründe und der Kraft der Beweise vorgebeugt. Die Religion muss aber den Menschen nicht allein aufklären, sondern auch sein Herz bessern, und dazu trägt wieder das Predigtamt sehr vieles bey. Wird dieses recht ausgeübt, so bekommt die Kirche nicht allein im allgemeinen ein viel heiligeres Ansehen, indem die wiederholte Einschärfung der Heiligung des Wandels nicht wohl ohne Segen bleiben kann, und die genauere Aufsicht des Lehrers auf das Betragen der Mitglieder dazu mitwirkt, sondern die wahre Heiligkeit wird auch richtiger erkannt, erweckt und belebt...

Auch befördert das Amt des Religionslehrers das Wohl des Staats. Betrachtet man den Staat als eine Gesellschaft von Menschen, die alle in einer gewissen Beziehung mit einander stehn, so wird das Wohl desselben alsdann bestehen, wenn gewisse Untugenden vermieden und im Gegentheil die entgegengesetzten Tugenden ausgeübt werden; wenn ein jeder in dem Kreis, worin er gesetzt ist, wirksam bleibt; wenn keiner dem andern in seinen heilsamen Absichten entgegenstrebt, sondern ein jeder vielmehr dazu behülflich ist, und alle mit vereinigten Kräften wirken, um bey den allgemeinen Angelegenheiten des Staats thätig zu seyn. Hier schreibt nun das Evangelium allen seinen Bekennern eine solche Lebensregel vor, wodurch ein Volk wahrhaftig glücklich werden kann, und diese wird durch die Religionslehrer unter allen Ständen verbreitet und mit den stärksten Bewegungsgründen angedrungen. Dem Fürsten, dem Richter, dem Gelehrten, jedem in seinem Stande und Beruf werden die ihm obliegenden Pflichten eingeschärft, und Leute vom niedrigsten Stande und verwahrloster Erziehung wieder zu bessern Gesinnungen erweckt.

In dem zweyten Theil der Abhandlung werden zuerst die Aeltern, die durch ihr Ansehen und ihren Rath sehr viel auf den Entschluss und die Bestimmung ihrer Kinder wirken können, angeredet. S. 79. heisst es unter andern: „Aeltern von Ansehn und Vermögen, wir bitten auf das ernstlichste, dass ihr, wenn ihr Söhne habt, bey welchen ihr einen überwiegenden Hang zum Predigtamt entdeckt, durch keine falsche Vorurtheile euch beherrschen lasst, gleich als wenn dieses Amt für Kinder von solcher Geburt und solchem Stande zu niedrig wäre, und darum ihm entgegenwirkt und sie auf alle Weise deswegen zurückhaltet. — Wir bitten euch, betrachtet doch dieses einmal ohne Vorurtheil, erwägt doch, was vorhin von der Vortrefflichkeit dieser Bedienung an sich und ihrem unbeschreiblich grossen Nutzen für das Wohl der Kirche und des Staats ist gesagt worden, und bedenkt zugleich, wie viel eure Kinder noch vor andern voraus haben, um zu einer so he[illegible]lichen Bedienung geschickt zu werden." Die Vf. [illegible]chen darauf auf die Gründe aufmerksam, wodurch solche Aeltern sollten bewogen werden, ihre Kinder dem Dienst der Kirche zu widmen. 1) Ihr Beyspiel würde grossen Einfluss auf andre haben. Der Geringschätzung des Predigtamts, die nothwendig immer mehr zunehmen muss, wenn Aeltern von Ansehen ihre Kinder davon zurückhalten, würde dadurch nicht allein vorgebeugt, sondern andere würden durch das Beyspiel auch ermuntert werden, sich diesem Amt zu widmen. 2) Auf diese Weise würden sich mehrere geschickte Subjecte zu solchen Bedienungen finden: denn ohne Zweifel finden sich unter den Kindern solcher Aeltern mehrere, die gute Anlagen und auch Neigung zu einem solchen Amt haben, und eben diese befinden sich in der Lage, dass sie sich dazu recht vorbereiten können, da andere die in Ansehung ihres Vermögens eingeschränkt sind, eben dadurch gehindert werden und sich öfters nur oberflächliche Kenntnisse erwerben können. 3) Bey der Verwaltung des Predigtamts kommen auch Umstände vor, in welchen ein Lehrer der Vermögen besitzt, vor andern vieles voraus hat. Er kann z. B. die Jugend durch Belohnungen und Preise ermuntern, Kranke und Elende unterstützen, und dadurch sehr viel Gutes bewirken. 4) Kinder solcher Aeltern, die Ansehen und Vermögen haben, sind auch insbesondere

dere geschickt, mit Personen von Ansehn und Rang so umzugehen, wie es ihr Stand erfodert, und sich auch diesen nützlich zu machen.

Zuletzt werden die Jünglinge angesehener Aeltern, die natürliche Anlage und Neigung haben, solche Stellen zu bekleiden, ermuntert, sich durch keine Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die sich ihrer Neigung entgegenstellen könnten, zurückhalten zu lassen. Die Bedenklichkeit, dass das Geschäft sehr mühsam sey und viel dazu gehöre, so grosse und wichtige Pflichten zu erfüllen, wird dadurch zurückgewiesen, dass sich überhaupt niemand durch Mühe und Arbeit, die mit jedem Geschäfte verbunden zu seyn pflegen, müsse zurückschrecken lassen; dass alle Arbeit und Beschwerlichkeit bey diesem Amt auch wieder durch grosse Freuden versüsst würden, und dass der redliche Diener der Religion sich auch wieder gestärkt fühlen werde. Darauf werden die Umstände in Erwägung gezogen, wodurch mancher, besonders in unsern Tagen, kann abgehalten werden, ein solches Amt zu wählen, dass nämlich der Religionslehrer wenig Achtung in der Welt erwarten dürfe; dass er stets mit den niedrigsten Menschen umzugehen habe; dass er viele Vergnügungen des Lebens entbehren müsse; dass ihm keine Zeit übrig bleibe, sich mit andern nützlichen Künsten und Wissenschaften zu beschäftigen; dass er oft von seinen Freunden und Bekannten weit entfernt werde, und wohl gar eine Gemeinde bekomme, deren Denkart und sittlicher Charakter ihm viele Unannehmlichkeiten verursache. Ueber alles dieses wird viel Gutes und Zweckmässiges gesagt, um solche Einwürfe zu widerlegen und edeldenkende Jünglinge zu ermuntern, sich dem Dienst der Kirche zu widmen. Ueberhaupt reden die Vff. eine herzliche und eindringende Sprache, und es ist zu wünschen, dass ihre gutgemeynten Vorstellungen und Ermunterungen bey vielen Eingang finden mögen. Inzwischen betrachten sie doch auch manches zu einseitig, und es wird immer ein Haupthinderniss bleiben, dass meistentheils mit solchen Stellen gar zu wenig äussere Vortheile verknüpft sind.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. dem Vf. u. in Comm. b. Grattenauer: *Predigten über die sonn- und festtaglichen Episteln des ganzen Jahrs.* Von *Valentin Carl Veillodter,* Mittagsprediger an der Kirche zum h. Kreutz bey Nürnberg. 1797. I. B. 327 S. II. B. 462 S. 8. (2 Rthlr.)

„Diese Predigten, sagt Hr. *V.* in der Vorrede, wurden vor einer gänzlich gemischten, aus Stadt- und Landbewohnern bestehenden Versammlung, und zu einer Stunde des Tages gehalten, wo Kürze des Vortrags unumgänglich nothwendig, dadurch aber auch Unvollständigkeit in der Ausführung wichtigerer Gegenstände unvermeidlich war." Nach dieser Anzeige und Versicherung erwartete Rec. Predigten, die, im Ganzen genommen, für ein unaufgeklärteres Auditorium passten, und sich durch mindere Ausführlichkeit und vorzügliche Kürze vor andern auszeichneten. Allein er fand alles ganz anders. Er fand diese Predigten, theils in Ansehung der darin behandelten Materien, theils der Art dieser Behandlung, und dem Vortrage nach, so beschaffen, dass sie mehr für die denkende und gebildetere Classe von Zuhörern zu seyn scheinen. Auch sind sie nichts weniger, als kurz, da fast jede beynahe einen ganzen ziemlich eng gedruckten Bogen füllt. Ueberdies scheint uns so manches andere der Beschaffenheit eines solchen Auditorium, als der Vf. zu haben versichert, keinesweges zu entsprechen. Seine Texte, selbst die freyen und selbstgewählten, sind immer wenig, oder gar nicht benutzt, wie z. B. der Text zur Reformationspredigt 1 Cor. VII, 23. der doch wohl, bey gemischten Zuhörern, einiger Erläuterung bedurfte, auch hier und da in der Predigt selbst eine ungezwungene und schickliche Anwendung gestattet hätte, wodurch dem Zuhörer das Verstehen und das Behalten der Sachen ungemein erleichtert wird. Hiernächst ist seine Exegese nicht immer richtig und genau genug, sondern oft bloss dem Bedürfnisse des Vf. angepasst. So übersetzt er z. B. I Thess. V. 21 πάντα δοκιμάζετε τὸ καλὸν κατέχετε „Prüfet alles, und *nur das, was euch gut dünkt,* behaltet." S. 113. Welchem Missbrauch würde aber eine solche Vorschrift ausgesetzt seyn, wenn sie der Apostel wirklich gegeben hätte? — So würden wir auch in dem Text zur Predigt am Pfingstfeste: Jo. I, 17. χάρις καὶ ἀλήθεια nicht durch *die wahren, höhern Güter,* wie es der Vf. giebt, sondern durch: *die recht wohlthätige Wahrheit,* d. i. die evangeliche Lehre, im Gegensatz des νόμος übersetzen. S. 110. Eben so möchte Rec. wissen, wie Hr. *V.* in 1 Thess. 2, 13. den Sinn finden könnte: nehmet unsere Predigt nicht auf als Menschenwort, sondern *glaubet sie nur dann, wenn ihr sie als göttliche Wahrheit erkannt habt.* S. 114. Paulus sagt: παραλαβόντες λόγον ἀκοῆς παρ' ἡμῶν τοῦ θεοῦ, ἐδέξασθε οὐ λόγον ἀνθρώπων, ἀλλὰ (καθώς ἐστιν ἀληθῶς) λόγον θεοῦ. Wenn der Vf. in eben dieser Pfingstpredigt die Vorzüge der christlichen Religion vor der Mosaischen darin setzt, dass sie 1) wahre Aufklärung zu verbreiten fähig ist; so hätte er richtiger sagen sollen, dass sie *einen höhern Grad* von Aufklärung, als die mosaische, zu verbreiten geschickt ist. Denn die alttestamentliche Lehre war ja auch fähig, Aufklärung zu verbreiten, und verbreitete sie wirklich in so weit die Menschen jenes Volks und jener Zeiten derselben empfänglich waren. Aber freylich verbreitet das Christenthum ein ungleich grösseres Maass der Aufklärung, weil es eine grössere Freyheit des Selbstdenkens und Prüfens gestattet, als das Judenthum. Den andern Vorzug der Lehre Jesu vor der mosaischen, setzt Hr. *V.* in *ihren schönen Inhalt,* und scheint sich denselben so wenig deutlich gedacht zu haben, dass er ihn bald durch einen *erhabenen,* bald durch einen mildern kindlichen Geist athmenden, bald noch anders erklärt.

Auch spricht er hier ganz in dem gewöhnlichen, die Sache übertreibenden Modetone S. 115.: „die Gottheit erscheint bey Mose *immer* unter dem Bilde des verschlossenen mächtigen Regenten und Gebieters; kündigt sich bey ihm *stets* durch Sturm und Wetter an; daher werden *stets* ihre strenge Gerechtigkeit und ihr Eifer gepriesen; daher wird versichert, dass Gott das Böse noch an Kindeskindern räche u. s. w." — Aber werden wohl solche Behauptungen, selbst wenn man das Wort: mosaische Religion in einem ungewöhnlich engen Sinne nimmt, nicht schon durch die einzige Stelle Exod. 33, 19. 34, 6. und durch die Vorstellung widerlegt, dass ebendaselbst, wo gesagt wird, Gott strafe das Böse an *Kindeskindern*, auch zugleich versichert wird, er thue denen, die seine Gebote halten, *in tausend Glied* wohl, und erzeige ihnen Barmherzigkeit? Man muss nichts auf Kosten der Wahrheit, und mit unverdienter Herabsetzung des andern erheben. Beym dritten Vorzuge, dessen der Vf. erwähnt, gedenkt er auch der Taufe und des Abendmals der Christen, und spricht S. 119.: „durch jene sollen die Christen — *freylich eigentlich erst die Erwachsenen.*" — Dies vor einer vermischten Versammlung; vor einer Christengemeinde, wo die Kindertaufe, ohne allen Anschein oder Hoffnung ihrer Abänderung, eingeführt ist, so nackt hinzusagen, dünkt Rec. zum wenigsten *unvorsichtig* zu seyn, und nur dazu zu dienen, eine Religionshandlung in der Achtung des Volks herabzusetzen, die ihm vielmehr ehrwürdig erhalten werden muss, so lange es sie hat; wenn zumal für ihren Ursprung und Zweck noch so viel gutes gesagt werden kann, als es bey der Kindertaufe der Fall ist. — Diese wenigen Bemerkungen haben übrigens keineswegs die Absicht, diese Predigten des Hn. *V.* um den Anspruch zu bringen, den sie, unserer obigen Versicherung nach, auf den Beyfall denkender und aufgeklärter Leser, ihres Inhalts und Vortrags wegen, mit Recht machen. Sie sollen ihm nur zum Beweis der Aufmerksamkeit dienen, womit Rec. sein Buch gelesen hat; wohin auch noch der Wunsch gehört, dass Hr. *V.* sein Lieblingswort *schön*, welches wir zuweilen in *einer* Predigt etliche 20mal gefunden haben, hier und da mit einem andern passendern vertauscht haben möchte!

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. Ohne Druckort: *Praktische Vorschläge und Bemerkungen, auch Untersuchung von Klagen über verschiedene Gegenstände aus der Forstwirthschaft und dem Jagdwesen.* 1797. 38 S. kl. 8. (4 gr.) Diese kleine Schrift ist eigentlich die Replik eines Ungenannten, welcher das würtembergische Forstpersonale gegen einige auf dem letzten Landtage gegen dasselbe aufgestellte Klagen zu vertheidigen sucht; er untersucht dabey zugleich einige wichtige Forstgegenstände und Gebrechen: zeigt deren Grundursachen und giebt die Mittel an, ihnen abzuhelfen. Vortrefflich abgehandelt ist die erste Frage, wie können die seit einigen Jahren so sehr gestiegenen Holzpreise wiederum vermindert werden? Nicht weniger lehrreich ist die Beantwortung der zweyten Frage, welche die Etablirung einer guten Forstverwaltung in Würtembergischen zum Gegenstande hat.

So wichtig und interessant diese Fragen für das Würtembergische seyn mögen; so sind sie es nicht minder auch für andere Gegenden; da die hier angeführten Gegenstände ganz unverändert auch für mehrere gelten können. Es verdient deswegen diese kleine Schrift um so mehr gelesen zu werden, da sie ausserdem einen Vf. hat, der ohne Zweifel ein Mann von Metier ist, und das Locale ganz kennt.

MATHEMATIK. *Zittau u. Leipzig,* b. Schöps: *Neue arithmetische Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen.* Erstes und zweytes Stück. 36 S. kl. 8. (8 gr.) Diese Unterhaltungen sind, zufolge des Vorberichts, eine Fortsetzung der ehedem in drey Bänden herausgekommenen arithmetischen Beschäftigungen. Der Herausgeber unterschreibt sich *Goldberg* aus Rennersdorf bey Herrnhuth. Das Werkchen ist eine einfältige Compilation aus alten und neuen Rechenbüchern, worin wenig Brauchbares vorkommt. Einiges ist Unsinn, als der Abschnitt von hieroglyphischen Rechnungen für forschende Rechner. „Wer die arithmetischen Zahlen," heisst es, „mit Nachdenken betrachtet, der wird in der sonderbaren Eigenschaft mancher Zahl sehr viel Wunderliches und Unerklärbares finden, wozu noch kein Arithmetiker den Schlüssel gefunden hat. Z. B. die Eigenschaft der Zahl 11, der Zahl 37, der Zahlen 3. 6, die, wenn sie mit besondern Zahlen multiplicirt werden, gar *seltne* und *unerklärbare Resultate* nach immer gleichen Verhältnissen geben. In den *Mysterien* der Hebräer wurden die Zahlen nach ihrer Progression also gesetzt (hier ein gewisses Schema), selbst der Tempel Salomonis soll nach dieser Skizze erbaut worden seyn." Nun etwas Unverständiges von arithmetischen und geometrischen Symbolen. Weiterhin noch etwas von der Zahlenwissenschaft der Hebräer. In dieser befassen, nach dem Vf. oder seinem Autor, die Hebräer solche Geheimnisse, die unser Jahrhundert gar nicht mehr kennt. Nun eine Reihe cabbalistischer Benennungen. Die sämmtlichen Abtheilungen der cabbalistischen Wissenschaft constituiren die Theile der höhern Mathematik. Eben so unsinnig in einer andern Gattung ist was über musikalische Verhältnisse gleich darauf folgt. — Es ist nicht der Mühe werth, Erinnerungen über die vorgetragenen Rechnungen zu machen. — Ein gutes Excerpt findet sich in inzwischen S. 126. aus *Petrus Apianus* Rechenbuch von dem Gebrauch der Kettenregel zu Wechselrechnungen. Unser grosse Literator *Kästner*, sagt in seiner Geschichte der Mathematik I. S. 54. dass er Zusammensetzung mehrerer Proportionen, wie die Kettenregel, bey den Rechenmeistern des 16. Jahrhunderts nicht finde. Des Apianus Unterweisung aller Kaufmannsrechnungen hat er in diesem Werke nicht angeführt. In der Fortsetzung der Rechenkunst S. 30. bemerkt er, dass *Graumann* gewöhnlich für den Erfinder der Kettenregel, (d. i. der äussern Form) angegeben werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. Januar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Frankfurt und Leipzig: *Die mosaische Geschichte des Menschen, von seinem Ursprunge bis zum Entstehen der Völker.* Von Dr. J. L. H. 1793. 132 S. 8.

Abermals ein *allegorischer* Versuch über die mosaische Urgeschichte, aber doch mit Sprach- und Sachkenntniss unternommen! Kann gleich dieser Versuch, nach welchem die mosaische Urgeschichte ein *Gemische von wahrer Geschichte und hieroglyphischen Bildern* seyn soll, bey protestantischen Gottesgelehrten in unsern Tagen nach so vielen tief eindringenden Untersuchungen sein Glück nicht mehr machen: so ist doch der Scharfsinn des Vf., welcher nach mehrern öffentlichen Nachrichten Hr. Dr. *Hug* in Freyburg seyn soll, nicht zu verkennen; und so manche schöne Spracherläuterung aus dem arabischen und syrischen macht wirklich einem katholischen Theologen Ehre. Einzelne Parthien des Buchs verdienen sogar an sich, ausser ihrer Verbindung mit der Hauptidee des Vf., allen Beyfall, und sind auch bey der bessern, *mythischen* Behandlung der Urgeschichte sehr sehr wohl zu gebrauchen. — Wir wollen nun zuerst die Hauptgedanken des Vf. aus dieser Schrift ausheben. Wir haben zwar, sagt der Vf., hier keinen Obelisk vor uns, aber grosse Trümmer der ägyptischen Weisheit, Bruchstücke von der Erkenntniss der Vorwelt. Die Aegyptier und Phönicier sind nach dem einmüthigen Zeugniss der Geschichte die ersten Menschen, welche sich zu dem Grade der Bildung emporschwangen, dass sie Wissenschaften und Künste hatten. Alles was von den Begebenheiten älterer Zeiten sich aus der Vergessenheit gerettet hat, nahm seine Zuflucht zu den ersten, und fand ein heiliges Asyl in den Tempeln ihrer Götter, wo es die Priester sorgfältig pflegten und erhielten. Da wurden alle Traditionen von der Schöpfung der Erde und des Menschen, von seiner Entwickelung und Fortpflanzung aufbewahrt. Und dies geschah aus Mangel der Buchstabenschrift in Hieroglyphen. Diese kannte Moses, denn er war in allen Wissenschaften der Aegyptier unterrichtet. Gleiche Quellen hatte *Sanchuniaton;* denn dieser borgte, nach Eusebius (*Praepar. Evang.* l. 1.) seine ältesten Nachrichten aus den Tempel-Denkmälern Aegyptens, aus den Schriften, welche in den Gewölben des Jupiter Ammon aufbewahrt wurden. Daher die grosse Uebereinstimmung beider Urkunden, dass eine aus der andern erläutert werden kann, (welches auch ein Hauptgeschäft des Vf. in gegenwärtiger Schrift ist; wobey er aber *Fulda's* Vergleichung Mosis und Sanchuniaton's über Kosmogonie, Androgonie etc. in *Paulus Memorabilien* St. 2. S. 102. ff. gar nicht zu kennen scheint). Nur bezieht Sanchuniaton alles auf sein Vaterland, so wie Moses auf seine Nation; daher wandeln beide nur so lange mit einander, als von den ersten Generationen der Menschen die Rede ist, und trennen sich, wo sich die Stammväter ihrer Völker trennen. Ist nun ägyptische Hieroglyphik die Quelle der Nachrichten bey Moses und Sanchuniaton, so haben wir hier *lediglich Allegorien und Philosophumena* zu suchen, welche sich wegen der Gleichförmigkeit des Vortrages von Facten nur schwer unterscheiden lassen. Es liegen oft frühe Versuche des Forschungsgeistes unter Allegorien verborgen; die Figurschrift und Einbildungskraft gab ihnen Personification, und die Personification machte sie den Thatsachen ähnlich. *Daher ist ein grosser Theil des ägyptischen Mythus nichts als ein Gewebe allegorisirter Theoreme der Naturlehre.* So ist demnach die Geschichte Mosis eine Geschichte der Menschheit: sie erzählt nicht bloss den Ursprung unseres Geschlechts, und seinen ersten Zustand, sondern sie verfolgt auch die Entwicklung seiner Anlagen, Triebe und Fähigkeiten. In einem Werke dieser Art waren mannichfaltige *speculative Betrachtungen* nothwendig, die nach dem Geschmack der Zeiten, in denen Moses sein schriftstellerisches Talent gebildet hat, *in allegorischer Einkleidung* auftraten. Moses fand also entweder eine Beschreibung der Hieroglyphe in Buchstabenschrift schon vor; oder er verfasste selbst eine Beschreibung des Gemäldes, so wie es vor seinen Augen stand (S. 45.). — Aus diesen Gründen betrachtet nun der Vf. die ganze mosaische Urgeschichte in einem allegorischen Gesichtspunkte, wo freylich Witz, und Einbildungskraft einen weiten Spielraum haben. — Die Schöpfungsgeschichte der Welt und des Menschen versteht der Vf. eigentlich; die allegorische Deutung fängt er mit der Bildung der Frau aus der Rippe, oder Seite des Adams an. Die Seite des Mannes war nach der Vorstellung der Aegyptier die Quelle seiner Fruchtbarkeit. Das Weib ist aus der Seite oder Lende des Mannes gebaut, heisse also: *es hat die nämliche Kraft zur Generation in sich, so wie sie der Mann in seinen Hüften trägt.* Daher die wechselseitige Sehnsucht beider Geschlechter. — Die verbotenen Bäume sind, da die Dialogen nicht wirklich im Paradiese vorgefallen seyn können (S. 40—50.), nur Anordnungen Gottes, Anstalten, die er bey der Einrichtung der menschlichen Natur traf. Und das Ganze kann nichts andere

res seyn, als ein *allegorisches Theologumenon* über irgend eine wichtige Erscheinung in der menschlichen Natur. Es soll uns vielleicht die Ursache enthüllen, woher der Mensch mit so vielen Leiden umgeben ist, und ein mühevolles Leben mit dem bittersten aller Leiden, mit dem Tode endet. Die Schlange hat, als Symbol, zweyerley Haupteigenschaften, *Leben* und *Einsicht;* so sind auch zweyerley Bäume, *Baum des Lebens*, *Baum der Einsicht*. Vielleicht waren es also die Schlangen, welche ihre Wirkungen ausdrückten, ihre Früchte bildlich anzeigten. An einem war die Schlange als Sinnbild des Lebens, an dem andern als Sinnbild der Erkenntnifs in der hieroglyphischen Zeichnung vorgestellt, und *daher* waren die *Namen* der Bäume, Baum des Lebens, Baum der Erkenntnifs. Der Geschichtschreiber erzählt zwar nur von *einer* Schlange am Erkenntnifsbaum; aber hier gieng die Haupthandlung vor; vom andern Baume redet er gleichsam nur im Vorbeygehen, er berührt ihn nur, er schildert ihn nicht. Die Bäume tragen also zur Hauptidee des Ganzen unmittelbar nichts bey, sie sind *nur des Gartens wegen* da; aber die Symbole, die daran hiengen, waren voll Bedeutung; an ihnen hieng Gutes und Böses, Frucht des Verderbens und des Lebens. Die Schlange am *Erkenntnifsbaum* ist die Verführerinn. Erkennen (ידע) hat zweyerley Bedeutung: *einsehen*, und *erzeugen*. Die Schlange symbolisirt also beides, Einsicht und Erzeugung; hier die Erzeugung, denn der Geschichtschreiber: sagt: sie bemerkten ihre Blöfse. Ihre Verführung bestand also in der *Entwickelung ihres Geschlechtstriebs;* das Weib verführt den Mann. Sehr natürlich; denn das Weib reifet eher, und macht die Empfindungen bey dem Manne rege. Aus der Befriedigung des Geschlechtstriebs erklärt nun der heilige Schriftsteller den Ursprung alles Uebels. Die Menschen hatten die Wahl, sie hatten den Baum des Lebens neben dem verführenden Baume. Sie konnten den Trieb beherrschen, und glücklich leben, ohne kommenden Enkeln durch den Tod Platz machen zu müssen. Allein das thaten sie nicht, daran ist Jehova *unschuldig* (und doch hat Gott den Fortpflanzungstrieb in die Menschen gelegt!). Er mufste sie nun zum Glück der Menschheit von dem Baume des Lebens entfernen, dafs sie nicht unsterblich würden, und dadurch ihr Elend unendlich vermehrten. Nicht von Gott stammt also das physische Böse, sondern von den Urmenschen selbst. Dieses ist demnach der erste philosophische Versuch der Urwelt die Gottheit zu rechtfertigen, *die erste Theodicee in Hieroglyphen.* — Die Schlange, als Verführerinn, als Sinnbild des Zeugungstriebes, mufste nun auch gestraft werden. Die Schlange kriecht an der Erde, verfolgt die Verführten, welche mit ihren Fersen an ihr Rache üben. Der *Zeugungstrieb*, der so viel Unheil über die Menschen gebracht hat, ist der niedrigste der Triebe, kriechet im Staube; indessen liegt er doch mit den Nachkommen des Weibes in einem ewigen Kampfe; tausendmal wird er in ihnen rege, und sie dürfen ihn nicht befriedigen; sie müssen kämpfen, den Kopf der Hydra zertreten, oder unterliegen. Die Urmenschen mufsten nun den Lustgarten verlassen, d. h. sie büfsten nun ihre reinen unschuldigen Freuden ein; es wurde ein Hüter des Gartens, ein Cherub oder Sphinx, hingesetzt, dafs sie nicht wieder zurückkehrten, und zu ihrem eigenen gröfsern Unglück sich an der Frucht des Lebens vergriffen. Aber der Cherub hat in der Hieroglyphe noch eine andere Bedeutung. Auch vor den Tempeln der Götter in Aegypten standen Sphinxe; diese bedeuteten, dafs die Lehre von der Gottheit dunkel und räthselhaft, und die Weisheit und Theologie, die hier gelehrt werde, symbolisch sey. Mit dieser Bestimmung stand auch der Sphinx am Thore des Gartens am Ein- und Ausgange der Steinzeichnung, um es anzukünden, dafs dieser Auffatz der Figurschrift tiefe theologische Speculationen, Lehren von der Gottheit enthalte; er sagt es jedem, dafs hier *nicht Geschichte*, sondern *theologisches aenigma* zu suchen sey. — So ist auch, sagt der Vf., zur Ehre der Menschheit Kains Brudermord keine Thatsache; der erste, der vom Weibe geboren wurde, war noch nicht so lasterhaft, dafs er Bruderblut vergofs; noch lange nachher hatte man keinen Begriff vom Tode. Die Erzählung ist vielmehr, wie die Geschichte der verführenden Schlange, ein *speculativer Versuch*, irgend einen Gegenstand in der *moralischen Natur* des Menschen aufzuklären. Der Ursprung des *physischen* Uebels ist die Zeugung, die Vermehrung unserer Gattung: dies war mit Recht mit der Geschichte des *ersten* Menschenpaares verknüpfet; denn sie waren die ersten, welche zeugten. Der Ursprung des *moralischen* Uebels war eine Frage, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit der ersten die nächste Verbindung mit derselben foderte; sie wurde darum mit der Geschichte des *zweyten* Menschenpaares verbunden. Der Ursprung des Sittlichbösen ist im Menschen vorgestellt. Der Mörder ist Kain; und Kain heifst Besitzung; der habsüchtige wurde ein Mörder. Das zum Grunde liegende Philosophem ist also: *die Begierde viel zu haben, die ersten im Menschengeschlechte aufsteigenden Begriffe von Eigenthum sind die Ursache seines sittlichen Verderbens.* Damit stimmen auch die dem Kain dictirten Strafen überein. So wie den Kain die Todesfurcht rastlos umhergetrieben, so treibt das böse Gewissen den Lasterhaften mit seinen Geifselhieben in einer ewigen Unruhe umher. Das sittliche Böse beunruhigt den Menschen von innen, während ihn das physische von aufsen bestürmet. Die Urgeschichte ist also nicht eigentlich eine Geschichte *einzelner* Menschen, sondern Geschichte der ganzen *Menschheit*. — So bezeichnen auch die folgenden Geschichten die Fortschritte der menschlichen Cultur, die Erfindung der Künste, und das Anwachsen des sittlichen Verderbens. Doch nimmt der Vf. darunter auch manches eigentlich historische an, z. B. bey dem babylonischen Thurmbau. Nur denkt er sich die Sache so, dafs die schon vorher durch weite Entfernung der einzelnen Familien von einander entstandene Verschiedenheit der Sprachen, hauptsächlich in *Bedeutungen* der Wörter, sich erst nach der gewalt-

samen Zusammentreibung dieser Familien und Stämme zum gemeinschaftlichen Thurmbau durch den despotischen *Ninus*, der deswegen *Nimrod* heisse, bey dieser Gelegenheit geoffenbaret habe, wodurch der ganze Plan des Ninus vereitelt worden sey. — Dies mag zur Darstellung der Hauptgedanken des Vf., und der Tendenz seiner Schrift genug seyn! —

Unmöglich können wir uns hier in eine genaue Prüfung dieses neuen allegorischen Versuchs über die Urgeschichte einlassen; aber einige allgemeine Bemerkungen werden schon hinreichen, den Werth desselben zu bestimmen; übrigens verweisen wir auf *Gabler's* Einleitung zum 2ten Theil der Eichhorn'schen Urgeschichte, wo der *hieroglyphische* und *allegorische* Gesichtspunkt der Urgeschichte schon von allen Seiten ausführlich geprüft worden ist. Der Vf. stellt einen neuen dort unberührten Grund auf, wodurch die hier gelieferte allegorische Erklärung gerechtfertigt werden könnte. — Man giebt dem Vf. gern zu, dass Moses mit den ägyptischen Hieroglyphen bekannt gewesen sey; man leugnet aber mit Grunde, dass diese eine Geschichte der Urmenschen enthalten haben, und dass Moses, der die übrigen Theile der Genesis aus alten *Semitischen* Sagen sammelte, gerade *diese* älteste Geschichte aus Hieroglyphen geschöpft habe; [illegible] noch der Gebrauch des Namens אלהים und יהוה [illegible], der den Aegyptiern unbekannt war; dieser weiset vielmehr auf jene alten Urkunden, welche sich dadurch von einander unterscheiden, und woraus überhaupt die Genesis zusammengesetzt ist. Mit Recht nimmt sich zwar der Vf. S. 8. ff. der Fragmente des Sanchuniaton's an, die allerdings ehrwürdige Reste des Alterthums enthalten, die offenbar phönicischen Ursprungs sind, und nicht die Verachtung verdienen, welche sie von manchen erfahren mussten; wenn gleich nicht zu leugnen ist, dass sein später Uebersetzer *Philo* aus Byblus ihm manches angedichtet habe, wozu noch manche Missverständnisse und Interpolationen im *Eusebius* kommen. Allein dass Sanchuniaton seine Geschichte aus den ägyptischen Tempeldenkmälern erborgt habe, ist bloss Sage des [illegible] Zeitalters, das alle Weisheit, selbst die griechische, aus Aegypten entstehen liess. Eusebius kann [illegible] gar nichts beweisen. Man sieht aber leicht ein — [illegible] es erhellt noch mehr aus dem geschickt durchgeführten Parallelismus des Vf. — dass die Fragmente des Sanchuniaton's mit den mosaischen Fragmenten aus derselben Hauptquelle geflossen sind. Nur kommt der Vf. mit sich selbst in Widerspruch, wenn er in der Urgeschichte des Sanchuniaton's noch allegorische Gemälde findet, und sich doch auf Eusebius beruft; der in der S. 16. angeführten Stelle ausdrücklich den Sanchuniaton sagen lässt: er habe die ägyptischen Hieroglyphen *von ihrem allegorischen Gewande* entkleiden müssen. So dürfen wir also nicht mehr Allegorien in dem Sanchuniaton suchen; er hat sie ja schon entkleidet. — Auch ist ein Hauptfehler dieses allegorischen Versuchs, dass die Erzählungen der Genesis *zugleich* gedeutet werden, halb historisch, und halb allegorisch. Dies ist gegen die erste Grundregel der richtigen Behandlung alter Urkunden: „man „darf nicht das eine historisch, und das andere allegorisch, noch weniger einiges historisch und allegorisch *zugleich*, oder gar *doppelt* allegorisch (wie „der Vf. zuweilen thut), erklären; sondern *überall* „muss in den beiden Kapiteln, dem 2ten und 3ten, „*Einheit des Gesichtspunkts und der Auslegungsart herr-* „*schen.*" So soll der Cherub nach dem Vf. erst Hüter des Paradieses seyn, damit die Menschen nicht durch ewiges Leben noch unglücklicher würden, also Symbol der wohlthätigen Sterblichkeit der durch Zeugung unglücklich gewordenen Menschen; dann soll aber auch der Cherub ein Emblem seyn, dass hier eine Hieroglyphe zu suchen sey! Wie kann er beides *zugleich* symbolisiren? — Schon nach diesen allgemeinen Betrachtungen kann dieser allegorische Versuch nicht haltbar seyn; doch wollen wir noch eine kurze Kritik der Hauptidee des Vf. beyfügen. — Zeugung soll nach der Hieroglyphe die Quelle alles Uebels seyn; und doch hält der Vf. diese Hieroglyphe für eine Theodicee. Wie ist dies möglich? Gott hat ja — selbst nach der Deutung des Vf. — den Zeugungstrieb in die Natur des Menschen gelegt; das soll ja der Sinn des Satzes seyn: Gott bildete die Frau aus der Seite des Mannes. Wie konnte überhaupt je der Gedanke in die Seele eines Menschen kommen, dass Gott das erste Menschenpaar bloss um sein selbstwillen auf die Welt gesetzt habe, ohne dass sie sich fortpflanzen sollten, da ja doch alle übrige Geschöpfe sich fortpflanzen, woraus die Absicht des Schöpfers offenbar erhellet. Und warum schuf er denn Menschen von zweyerley Geschlecht, und setzte sie dadurch selbst der Verführung aus? Sollte sich das Menschengeschlecht nicht fortpflanzen, so hätte ja Gott Personen einerley Geschlechts schaffen können. Menschen, die schon über eine Theodicee speculiren, konnten unmöglich solche Betrachtungen entgehen. Eine so sonderbare und unnatürliche Theodicee konnte ihnen also auch nicht einfallen; abgerechnet dass in der ersten Urkunde die Fortpflanzung gerade als *Absicht* der Schöpfung aufgestellt wird. Noch sonderbarer aber ist es, dass der Vf. diese falsche und unnatürliche Theodicee S. 67. selbst in Schutz zu nehmen scheint, wenn er sagt: „die Menschen fühlen ein anderes Gesetz in ihren Gliedern, *ein anderes hält ihnen der Geist vor;* die Schlange (der Zeugungstrieb) sticht." Diese Worte muss der Vf. vom Zeugungstrieb *überhaupt* verstehen, wenn sie nicht ohne alle Verbindung da stehen sollen. Der *Geist* sollte also das Heirathen verbieten!? Traurig wäre es, wenn das willkürliche und unnatürliche Gesetz des Cölibats des katholischen Klerus ein *Gesetz des Geistes für alle* seyn sollte! — Wir wollen also lieber glauben, dass der Vf. entweder vor lauter Begierde, die Urkunde allegorisch zu deuten, und diese Deutung theologisch zu rechtfertigen, sich hier vergessen habe, oder, dass er hier nur an den *ungezügelten* Zeugungstrieb denke; freylich ohne allen Zusammenhang mit dem vorhergehenden, und mit seiner eige-

nen allegorischen Deutung der Fallsgeschichte überhaupt. —

Aber auch ausserdem haben sich noch manche andere Unrichtigkeiten in diese Schrift eingeschlichen. Gekünstelt ist S. 27. die Erklärung des *Orients* (קדם) *Gesicht der Erde*, als hätte sie das erstemal hier ihren Scheitel aus den Fluten emporgehoben. S. 65. äussert der Vf. die unwahrscheinliche Vermuthung, dass dem ägyptischen Naturforscher zur Symbolisirung des Bösen durch einen Baum der schauerliche *Bohan-Upas*, der Giftbaum Ostindiens, Anlass gegeben habe; aber neuern Forschungen zu folge ist dieser Baum, wenigstens seine schreckliche Wirkung, eine Fabel. S. 74. Wird Jabal nach 1 Mos. IV, 20. zum Erfinder von Besitz und *Eigenthum* (אבי מקנה) gemacht; allein nicht nur ist der Begriff von Eigenthum wohl weit höher hinauf zu setzen; sondern es ist auch hier offenbar vom *Nomadenleben* die Rede, und מקנה bedeutet hier, wie gewöhnlich, eine *Heerde*. S. 78. übersetzt der Vf. die Worte 1 Mos. V, 24. ויתהלך חנוך את אלהים, „Hanoch wandelte zu Elohim;" das doch die Partikel את nicht bedeuten kann; der wahre Sinn der Worte, der sich auf die Vorstellung von vertrautem Umgang *mit* Gott bezieht, ist bekannt. S. 92. ist der Vf. geneigt, mit *Perizonius* anzunehmen, dass 1 Mos. IV, 17. עיר nach dem arabischen غَارٌ (nicht غَارٌ) eine *Höle* bedeute; allein Kain bauete das Feld an, und war kein Troglodyte; עיר bedeutet hier wohl eine Reihe armseliger *Hütten*. Aber *Jabal* soll nach dem Vf. der erste seyn, der die Menschen lehrte in Hütten zu wohnen 1 Mos. IV, 20. (אבי ישב אהל)? Allein אהל heisst ja nicht Hütte, sondern *Zelt*; das Nomadenleben wird also von Jabal in der Stelle abgeleitet, nicht der Aufenthalt in Hütten. Was daher S. 93. von dem Vorzug des Ackerbau's, ganz richtig gesagt wird, passt gerade umgekehrt auf Kain, und nicht auf Jabal. S. 117. stimmt die Vorstellung des Vf. von der Sprachverwirrung bey dem babylonischen Thurmbau (die schon oben angeführt worden ist) weder mit der Erzählung selbst, welche die Verschiedenheit der Sprachen als *Folge* einer übernatürlichen Sprachverwirrung aufstellt, überein, noch auch mit der Natur der Sache; denn theils ist es an sich höchst unwahrscheinlich und ganz gegen die Analogie der folgenden semitischen Sprachen, dass die Dialekte der einzelnen Stämme sich schon so weit von einander entfernt haben sollen, dass sich die verschiedenen Familien nicht mehr verstanden hätten; theils würden sie sich doch bey diesem Bau, ohngeachtet aller Sprachverschiedenheit, leicht haben verständigen können. Die richtige Erklärung dieses Mythus, welche *Eichhorn* gegeben hat, ist bekannt. —

Doch sind wir weit entfernt, dieser Schrift ihren Werth abzusprechen; denn der Vf. hat nicht nur seine Idee mit Scharfsinn ausgeführt; sondern wir sind auch auf so manche treffende Bemerkungen gestossen, welche auch bey der *mythischen* Behandlung der Urgeschichte ihren Werth behalten. — So wird S. 48. sehr richtig bemerkt, dass die Dialogen 1 Mos. III. nicht so gehalten seyn können, wie sie hier stehen, weil sie Begriffe aufstellen, die in den Tagen der menschlichen Kindheit noch nicht vorhanden waren. Nur zieht der Vf. daraus eine unrichtige Folge, dass sie also eine *Hieroglyphe* über wichtige Erfahrungen in der menschlichen Natur enthalten müssten. Weit leichter und natürlicher findet man darin einen alten *Mythus* über den Ursprung des physisch Bösen. S. 23. und 74. ff. kommen sehr gute Bemerkungen vor über den *spätern* Ursprung der signisicanten Namen in der Genesis. So heisst der zweite Sohn Adams Abel oder eigentlich Hebel (הבל) *Verwelkung*, von seinem *frühe verblühenden* Leben. S. 94. ff. wird gut gezeigt, wie eigentlich alle die 1 Mos. IV. angegebenen Generationen nur aus späterer Reflexion über den *Ursprung der Künste* entstanden sind; wie diese sich nach der Meynung der alten Welt aus einander entwickelten, so folgen auch hier die Generationen auf einander. Das Ganze war ohnedies ein Gedicht, wie der Schluss von Lamech zeigt. Wie kann man noch Chronologie auf solche Mythen bauen, deren Ursprung und Absicht so deutlich angegeben werden können? S. 100. wird eine artige Parallele zwischen den hebräischen Nephilim und Gibbosim, und zwischen den griechischen Titanen und Giganten gezogen. Kinder Gottes scheinen auch im Zusammenhange mehr *Gottbegünstigte*, als eigentliche Gottesverehrer, wie man gewöhnlich glaubt, zu seyn; der Vf. vergleicht sie mit den Cyclopen. S. 129. wird gut gezeigt, dass Nimrod kein eigentliches *nomen proprium*, sondern nur ein Beiname gewesen sey, und einen *Eroberer*, *Bezwinger* (vom ar. مرن) bedeutet habe; der eigentliche Name sey *Ninus* gewesen, daher Ninive, *Ninuswohnung* (נין־נוה) — Wenn man also auch dem Vf. in seiner Hauptidee nicht beypflichten kann, so verdient doch seine Schrift gelesen, und seine Meynung in das grosse Ideenmagazin über die mosaische Urgeschichte eingetragen zu werden. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. Januar 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Birmingham, b. Swinney: *A practical inquiry on disordered respiration, distinguishing convulsive asthma, its specific causes and proper indications of cure*, by *Robert Bree* M. D. late of university colledge Oxford, and the university of Edinburgh etc. etc. 1797. 420 S. und XVI S. Vorrede u. Inhalt. 8.

Der Vf. litt selbst lange Zeit am krampfigen Asthma, und scheint daher diese Schrift, als das Resultat eigener und theurer Erfahrungen bekannt gemacht zu haben. Er scheint überdem ziemlich bekannt mit den Schriften der deutschen Aerzte, wenigstens der ältern, welche in lateinischer Sprache schrieben, und sein Werk ist voll von gelehrten Citaten, welche man ... eben nicht bey den englischen praktischen Aerzten suchen darf. Vielleicht hat seine erwähnte Belesenheit mit dazu beygetragen, dass er wider Erwarten mehr zur Humoralpathologie sich neigt als seine übrigen Landsleute; er sucht daher auch die Ursache des Uebels nicht etwa zunächst in einem Nervenreize, sondern in der durch eine gewisse Schlaffheit der Constitution auf gewisse Reize bewirkten Ergiessung der feinen Schlagadermündungen in den Lungenzellen, welche bey dieser Krankheit eine grössere Schleimabsonderung als gewöhnlich, ja selbst eine Absonderung krankhaft verdorbener Flüssigkeit verstatten. Wenn der Vf. unter seinen Landsleuten mehrere Nachfolger ... Art zu erklären findet, so wird die Nervenpathologie, welche wir Deutschen nun recht zu beherzigen anfangen, bey ihren ersten Lehrern eher wieder verschwinden, als sie bey den deutschen Schülern völlig festen Fuss gefasst hat. Das Ganze scheint überhaupt mehr auf Theorie als auf Praxis gegründet zu seyn, woher denn auch die dritte praktische Abtheilung des Buches erst S. 353 anfängt.

Der Vf. nimmt überhaupt nur zwey Arten von Hauptübeln an, welchen die Respirationswerkzeuge unterworfen seyen, nämlich Phthisis und krampfiges oder convulsivisches Asthma. Erstere entstehe in reizbaren Körpern, wenn irgend eine Ursache die kleinen Haargefäfschen der Lungenzellen entzünde, wodurch denn die Haut derselben trocken werde, zusammenklebe und nur wenigen Zufluss von Serum enthalte, welches überdem durch die Saugadern sogleich wieder resorbirt werde; der trockne Husten, der hier entstehe, könne die Zellen gar nicht von Schleim entleeren, denn es werde keiner abgesondert, er sey bloss eine Folge des Entzündungsreizes. Das Asthma entstehe hingegen bey gleichen Ursachen und schlaffen weniger reizbaren Gefäfsen, welche bloss zur vermehrten Absonderung, nicht aber zur völligen Verschliessung und Trockenheit gereizt werden können, woher also die Lungenzellen mit Schleime ausgepfropft werden, nicht gehörig zusammenfallen, auch nicht die gewöhnliche Menge Luft beym Einathmen aufnehmen können. Aus dieser Ursache entstehe die ängstliche Empfindung in der Brust, das Spannen, und die convulsivische Zusammenziehung der Respirationsmuskeln, welche durch Mitleidung zu verstärkter Wirkung angereizt werden, um vermöge eines heilsamen Bestrebens der Natur die Brust zu erleichtern. Nachdem der Vf. in vorhergehenden Abschnitten verschiedene andere meist organische Fehler angegeben hat, welche Asthma verursachen können, ferner *Flayers* und *Cullens* Meynungen von dieser Krankheit überhaupt erzählt und die Gegenwart gelinderer Ursachen, welche nur Dyspnöe bewirken, berührt hat, giebt er im fünften Abschnitte die Symptome des convulsivischen Asthma an, welches gewöhnlich gegen Abend und allemal vor Mitternacht sich einstelle, ein paar Stunden währe, dann nach einem erleichternden Husten und Schlafe, gegen Morgen ziemlich nachlasse, so dass während des nächsten Tages der Anfall selbst völlig vorbey zu seyn scheine, jedoch jede Anstrengung des Körpers, ja jede Veränderung der Lage beschwerlich werde, und am zweyten und dritten Abend der Anfall doch wiederkomme, und sich erst nach dem dritten Male, durch einen häufigeren Schleimauswurf mit Husten auf längere Zeit völlig lege; während des Anfalles geschehe das Athemholen immer mit einem zischenden Geräusche, oder keichend (*wheezing*). Der Vf. hält *Millars* Kinderkrankheit, welche *Cullen* unter *Cynanche trachealis* gesetzt hat, für Asthma, die Entzündung, welche dabey nach *Millar* allemal Statt finde, könne bey den bekanntlich mehr reizbaren Kindern leicht erklärt werden S. 127 u. f. Die Gegenwart des Schleimes erklärt der Vf. besonders schon im sechsten Abschnitte, und führt von Hippokrates an bis auf unsere Zeiten Autoritäten dafür an.

Die Reize, welche diese Krankheit hervorbringen können, liegen entweder in der Lunge selbst, und seyen dann wieder von doppelter Art, erstlich in deren Zellen ergossenes Serum, zweytens eine feine Schärfe, deren Natur nicht immer in die Augen falle, welche mit der atmosphärischen Luft in die Lungen gelange (das müsste ja wohl ein epidemisches und endemisches Asthma geben?), diese letzte Art unterscheide sich vorzüglich durch Mangel an häufigem Schlei-

Schleime und eben deswegen fehlendes Keichen beym Athmen, (*Asthma siccum autorum*); oder der Reiz liege in einem Eingeweide des Unterleibes, im Magen, in der Gebärmutter oder in einem anderen Theile, *Floyers* symptomatisches Asthma zum Theile, oder das Asthma daure selbst nach gehobenem Reize in der Brust oder im Unterleibe, bloss durch Gewohnheit fort. Wenn der Reiz im Unterleibe liege, so entstehe gewöhnlich die Flatulenz des Magens, welche einige als ein beständiges Symptom der Krankheit angenommen haben, woher auch die Benennung *Asthma flatulentum* entstanden sey; diese ist aber nach dem Vf. ein ausserwesentliches Symptom. Die Symptome werden im zehnten Abschnitte einzeln erklärt, so wie im eilften die prädisponirenden, im zwölften die Gelegenheitsursachen. Im praktischen Theile zeigt sich der Vf. ziemlich als englischer Arzt: dass die stärkende Methode einen Haupttheil der Cur ausmache, wird man nach der als Ursache angegebenen Schlaffheit des Systems leicht erwarten. Vorzüglich aber hält der Vf. bey dem aus dem Magen entstehenden Asthma auf absorbirende Erden. An sich selbst hat derselbe mitunter ziemlich empirisch blinde Versuche gemacht, welche hier als negativ nützlich mit angeführt werden. So recht ächt praktischen Beobachtungsgeist darf man in dieser Schrift doch nicht suchen; es sind zwar einige Fälle mit angeführt, die aber nicht den durchdringenden Blick eines ruhigen, sehr erfahrenen Beobachters verrathen; man kann den jugendlichen Vf. nicht leicht verkennen, der aber allerdings bey einem ausgebreiteten Fleiss gar nicht ohne Fähigkeiten ist, und für die Folge viel verspricht. Am Ende des Werkes giebt der Vf. noch im 17 Abschn. einen Behandlungsplan während dem Paroxysmus jeder besondern Art der Krankheit, nebst der gehörigen Diät, und im letzten 18 Abschn. die Nachcur, um die Rückkehr der Krankheit gänzlich zu verhüten; wobey Eisen, kalte Bäder und China vorzüglich empfohlen werden.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Versuch über die Kunst Scheintodte zu beleben, und über die Rettung in schnellen Todesgefahren.* Ein tabellarisches Taschenbuch, von Dr. *Christian August Struve* 1797. XVI u. 159 S. 8.

Die menschenfreundliche Gesellschaft (*humane society*) zu London schenkte kürzlich dem Vf. ihre sämmtlichen Schriften, für seine bekannten Tabellen; er benutzte die Veranlassung durch Herausgabe dieser Schrift der Gesellschaft, welcher er sie zueignete, zu danken. Durch *Hufelands* Pathogenie wurde der Vf. auf die Anwendung der Idee von der Lebenskraft, bey der Behandlung Scheintodter geleitet. Das darauf gegründete Verfahren stimmt mit *Colemans* Behandlungsart der Scheintodten — (S. die deutsche Uebers. davon Leipzig 1793) — überein, welches, wie der Vf. glaubt, diesem Verfahren zum Lobe gereichen könne. Allerdings liess es sich auch erwarten, dass geläuterte Ideen über Lebenskraft und ihre verschiedenen Modificationen, in Fällen, wo gerade diese Lebenskraft allein und vorzüglich leidet, auch bey dem Heilverfahren von unendlichem Nutzen seyn mussten. Etwas Neues hat der Vf. aber doch gerade nicht in dem vor uns liegenden Werke geliefert; das Studium der englischen Schriften ist ihm offenbar von gutem Nutzen gewesen, und er liefert eine brauchbare Uebersicht der neuesten Grundsätze bey der Belebung der Scheintodten.

Da der Vf., wie er selbst sagt, vorzüglich in praktischer Rücksicht schrieb, so hätte die Geschichte der Rettungsanstalten wohl wegbleiben können, um so mehr, da man solche Nachrichten sch[illegible] in mehreren Werken findet. Dieser folgen allgemeine Ideen über Rettungsanstalten, kurz und zweckmässig; dann eine Erklärung des Scheintodes ganz nach Hufelands Idee; ferner Uebersicht der Lebenszeichen und der Zeichen des Todes, wo leider noch das Resultat [illegible] dass sich ausser der gänzlichen Fäulniss, welche [illegible] doch nicht immer abwarten darf, kein sicheres Mittel finde, den wirklich erfolgten Tod zu bestimm[illegible] Nach diesem giebt der Vf. die äusserlichen Zeich[illegible] der verschiedenen Scheintodten an, geht dann zu d[illegible] allgemeinen Grundsätzen der Behandlung und [illegible] näheren Bestimmung der Rettungsmittel über, [illegible] beschliesst den theoretischen Abschnitt mit Aufz[illegible]lung der allgemeinen, und auf einzelne Arten [illegible] Scheintodes zu nehmenden Rücksichten. Der pr[illegible]tische Theil enthält das Bekannte in tabellarisc[illegible] Form, nachdem einiges allgemeine vorangesch[illegible] ist; diesen Tabellen folgen einige Bemerkungen [illegible] Beyspiele glücklicher Rettungen meist aus and[illegible] Werken. Der dritte Abschnitt begreift die schn[illegible] Todesgefahren, wohin der Vf. die Vergiftung, [illegible] Biss toller Hunde, das Verschlucken schädlicher [illegible]per, Verbrennung und den Schlagfluss rechnet. [illegible] hier Tabellen über die Heilmittel. Dem Zuvor[illegible] des Tollwerdens beym Bisse toller Hunde ist [illegible] eigene Abhandlung gewidmet. Der Vf. führt [illegible] gegen das Ende ein Verzeichniss der Giftpflanzen [illegible] den Trivialbenennungen an, und schliesst mit ei[illegible] Anzeige der Hülfsmittel in den verschiedenen Fä[illegible] von Scheintod und Lebensgefahr.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, Stralsund u. Greifswald, b. Lan[illegible] *Magazin für Freunde der Naturlehre und Na[illegible]geschichte* etc. herausgegeben von *Christ. Ehren[illegible] Weigel. Dritten Bandes erstes Stück.* 1795. *Zw[illegible]tes St.* 1796. *Vierten Bandes erstes St.* 1796. 8.

Die Einrichtung dieses nützlichen Magazins ist [illegible] der Anzeige der ersten Stücke desselben (A. L. Z. 179[illegible] No. 149.) bekannt. Die 5 ersten Numern *des ersten Stü[illegible] des dritten Bandes* enthalten die Vorschläge des Sanitä[illegible]collegiums an die königl. schwedische Regierung wege[illegible] der im Lande anzustellenden Hebammen, und der Errich[illegible]tung einer Hebammenschule, nebst dem darauf erfolgte[illegible] königlichen Rescript, und der *abschlägigen* Antwo[illegible] der Landstände. Es ist wohl sehr zu wünschen, das[illegible]

die fernern Vorschläge des Collegiums in einer so äusserst wichtigen Landesangelegenheit einen günstigern Erfolg haben mögen. Nr. VI. *Auszug aus dem allgemeinen Register über die im greifswaldischen Lazareth aufgenommenen Kranken.* Nr. VII. *Leichte entworfene Gedanken über die königlichen Waldungen und wie solche forstmässig zu verbessern.* Ob die *Leichtigkeit* der Gedanken das Fassliche und Einleuchtende derselben, oder ihre leichte Ausführbarkeit bezeichnen soll, lassen wir dahin gestellt seyn; man sieht wohl, dass der Aufsatz von einem Manne herrührt, der besser mit dem Holz, als mit der Feder umzugehen wusste, und seine Vorschläge, die sich ganz speciell auf die Forste in dem schwedischen Pommern beziehen, verdienen beherzigt zu werden. — Nr. VIII. *Von einheimischen Gewächsstoffen, welche zum Lohgerben, anstatt der Eichenrinde, gebraucht werden können.* — Fortsetzung der Abhandlung im zweyten Stück des zweyten Bandes über diesen Gegenstand — vom Herausgeber selbst. Eine kurze Anzeige von ein paar Büchern, und einige *kurze Nachrichten* machen den Beschluss dieses Stücks.

Das zweyte Stück des dritten Bandes fängt mit der Beschreibung der Einrichtung des königlichen *Lazareths* an, und enthält 1) die Lazarethordnung; 2) die Instruction für den Lazarethchirurgus; 3) die Instruction für den Lazarethwärter; und 4) eine Angabe der Speisen, welche den Kranken gereicht werden. Es ist für 20 Kranke eingerichtet und hat fünf Zimmer. Anfangs waren 5 Freystellen; allein wegen der sich vermehrenden Ausgaben musste diese Zahl bald eingeschränkt, und ins Künftige dürfte sie wohl gar bis auf eine einzige reducirt werden. — Nr. II. Beschluss des Aufsatzes im vorigen Stück *über die königlichen Waldungen* — wozu zwey Risse, die die Eintheilung eines Forsts vorstellen, gehören. — Nr. III. *Auszug aus dem Register über die im Lazareth aufgenommenen Kranken.* — Nr. IV. Beschluss der Abhandlung *über die einheimischen Gewächsstoffe, die zum Lohgerben anstatt der Eichenrinde, gebraucht werden können.* So gross die Menge der hier vorgeschlagenen zum Gerben dienlichen Gewächse ist, so, erinnert der Vf., könnten doch leicht noch mehrere der Art angegeben werden; indessen wäre es nöthig, erst mit diesen gehörige Versuche anzustellen, um auszumachen, welche unter ihnen am wirksamsten und in Rücksicht des Preises am vortheilhaftesten zu gebrauchen wären. — Nr. V. *Beyspiele von selbst geheilter Knochenbrüche bey Thieren.* Es werden zwey Beyspiele von Beinbrüchen erzählt, die die Natur, zwar nicht ganz gerade, aber doch fest geheilt hatte — das eine von einem Huhn, das andere von einer wilden Ente. — Nr. VI. *Nachricht von Hn. von Aken's fortgesetzten Bemühungen um die Feuerlöschung* — aus einem Schreiben desselben an den Herausgeber. Hr. *v. A.* beklagt sich über die vielen Cabalen, die gegen seine Erfindung erregt würden. Mehrere Gemeinheiten in Schweden hat er mit einem Vorrath von seinen Feuerlöschungsstoff versehen müssen, und um alle Nachfragen und Bestellungen befriedigen zu können, hat er bereits eine Mühle zur Bereitung dieses Stoffes angelegt. Es ist sehr zu wünschen, das die von *van Marum* gemachten Einwürfe gegen diesen Löschungsstoff (S. *Neues Journ. der Phys.* III, 2) von deutschen Chemikern geprüft werden möchten, um so mehr da man auch in Deutschland Versuche mit dem schwedischen Mittel angestellt hat, die dem Ansehen nach sehr vortheilhaft ausfielen. — Nr. VII. *Wehrländers* Feuerlöschungsprobe mit der von ihm erfundenen Composition. — Aus den hamburg. Address-Comtoir-Nachrichten. 1795. 18 St. — Nr. VIII. *Bemerkungen über Hn. Alpy's Sammlung lebendiger vierfüssiger Thiere und Vögel.* Ein Hr. *Alpy* aus Parma liess eine in der That merkwürdige Sammlung seltener Thiere und Vögel in Greifswalde sehen, die hier vom Herausgeber mit ihren Linneischen Namen benannt und kurz beschrieben werden. Dieses Stück enthält nur den Anfang des Aufsatzes. Die darin beschriebenen Thiere sind 1) *der grüne Affe* (*Simia Sabaea*). 2) *Der Fulasse* (*Sim. Aygula*). 3) *Der Capuzineraffe* (*Sim. Capucina*). 4) Die *Manguste*, eine Art von Ichneumon. 5) Der *Waschbär*, (*ursus lotor*). 6) eine Art *Stachelschwein*, auf dem Anschlagzeddel *Lestri Serenater* genannt, wovon das erstere, wie der Vf. vermuthet, wohl *Hystrix* heissen soll, und das letztere vielleicht aus *cristata* corrumpirt ist, denn es kam dem gemeinen Stachelschwein sehr nahe. 7) *Ein nacktes Pferd* — hatte eine ganz glatte, wie Sammet anzufühlende Haut, ohne ein einziges Haar, und wurde für ein Amphibium ausgegeben, das sich den ganzen Tag im Wasser und in Sümpfen aufhielt. Die Farbe war aus dem Grauen ins Schwarze fallend und spielte, wenn man sie verschob, etwas mit bunten Farben. Viele Personen waren der Meynung, dass es ein gemeines, durch Kunst enthaartes Pferd sey; dieses ist dem Vf. nicht wahrscheinlich; doch, meynt er, wäre es auch als Kunstproduct merkwürdig. Rec. hat gerade ein ähnliches Pferd, vielleicht dasselbe, nur nicht in der nämlichen Suite, gesehen; es wurde auch für ein wildes Pferd aus Asien, das als Amphibium lebte, beschrieben. Betrachtete man aber seinen Bau, die Haltung des Kopfes, die Beschaffenheit des Hufes, und sein ganzes Betragen und Wesen, so konnte man sich unmöglich des Gedankens erwehren, dass es ein ganz gemeiner Bauernklepper sey.

Vierten Bandes erstes Stück. Nr. I. *Neuere Nachricht von dem Gesundbrunnen zu Sagard auf der Insel Rügen* — von Hn. Dr. *von Willich*, demselben, von dem wir ein eigenes Werk über diesen Brunnen zu erwarten haben. Die Anlagen sind zwar erst im Entstehen, aber von der Beschaffenheit, dass dadurch für das Bedürfniss, die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Brunnengäste vollkommen gesorgt wird. Dies ist um so eher möglich, da die Natur schon so viel für den Ort gethan hat, und die Gegend daselbst zu den vorzüglichsten gehört. Im Sommer 1795 betrug die Anzahl der Brunnengäste über 300. Das Wasser gehört in die Classe der Stahlwasser, und hat seine Heilkräfte schon sehr gut bewährt. Man ist auch darauf bedacht, mit den dortigen Badeanstalten

Seebäder auf Jasmund zu verbinden, deren Heilsamkeit schon allein hinreichen könnte, dem Brunnen zahlreiche Gäste zu zuführen. Nr. II. *Nachtrag zu Nr. IV des 2ten Stückes im 2ten Bande von den Jasmundischen Alveolengehäusen.* — Nr. III. *Specification der im Lazareth befindlichen Mobilien, nebst Berechnung der dazu verwandten Kosten.* Die letzten betragen zusammen 449 Rthlr. 19 fsl. Nr. IV. *Beschluss der Bemerkungen über Hn. Alpy's Sammlung von Thieren und Vögeln.* Zuerst noch einiges von dem nackten Pferde, das der Vf. wie die türkischen nackten Hunde, als eine besondere Abart *(equus Caballus nudus, absque pilis)* anzusehen geneigt ist. Wegen der Aussagen des Besitzers wäre doch wohl die Frage, woher er es denn wüsste, dass dergleichen Pferde in der Gegend um Babylon zu Hause wären, da man doch sonst nichts davon gehört hat? 8) Zwey *Geierkönige (vultur Papa)* angeblich Männchen und Weibchen. 9) Ein *grosser Geier*, der angeblich mit ausgebreiteten Flügeln 10 Fuss spannen und von dem calabrischen Gebirge seyn sollte — passte zu keiner Linneischen Art ganz. 10) Ein sogenannter *Gänseadler (Vultur Alcibilla).* 11) Ein *Goldadler (falco chrysaëtos).* 12) Ein *Uhu (Strix Bubo)*, wobey merkwürdig, dass das vorgebliche Weibchen keine Federohren hatte. 13) Ein *Macao-Papagey, (Psittacus Macao).* Viel Aehnlichkeit mit diesem hatte ein anderer, den der Vf. 14) den *unächten Macao, (Psitt. Pseudo Macao)* nennt. 15) Der *Ararauna (Psitt. Ararauna).* 16) Der Papagey, die *indianische Krähe* — passte nicht zu den Linneischen Arten. 17) Der *Papagey von Manilla.* 18) Der *Sonnenstands Papagey (Psitt. solstitialis).* 19) *Alexanders Papagey (Psitt. Alexandri).* 20) Der *rothköpfige Papagey (Psitt. erythroceph.).* 21) Der *gelbhaubichte Papagey.* 22) Der *rothhaubichte Papagey (Psitt. moluccensis).* 23) Der *Pap. das Fräulein (Psitt. Domicella).* 24) Noch ein Papagey, den der Vf., *(Psitt. eximius),* den *trefflichen Pag.* nennt. 25) Der *Sommerpap. (Psitt. aestivus).* 26) *Amazonischer Pap. (Psitt. amazonicus).* 27) Der *Küchlein-Pap. (Psitt. pullarius).* 28) Der *grosse Paradiesvogel. (Parad. apoda)* — war todt. 29) Eine *türkische Gans (anas Cygnoides).* 30) Die *chinesische Ente (anas galericulata).* 31) Ein *Kranich (Ardea grus).* 32) Der *schwarze Storch (Ardea nigra).* 33) Der *Sichelreiher* oder *Ibis (Tantalus Ibis).* 34) Ein *Goldfasan (Phasianus pictus).* 35) Ein *Perlhuhn (Numida Meleagris).* 36) Der *Gimpel (Loxia Pyrrhula).* 37) Der *Reissfressende Kernbeisser (Loxia oryzivora).* 38) Der *gestreifte senegälische Kernbeisser (Lox. Astrild).* 39) Der *Fink, Amandava (Fringilla Amandava).* 40) *Der braune Amandava (Fring. Amand. β.)* — Bey der Beschreibung aller dieser Thiere und Vögel findet man eine Menge Schriften nachgewiesen, und grösstentheils solche, die in *Gmelins* Ausgabe des Linneischen Systems nicht angeführt sind. Nr. V. *Ueber den Stoff der Fruchtbarkeit, in Rücksicht auf den Anbau der Gewächse* — vom Herausgeber. Die Gewächse erhalten ihre Nahrung theils aus dem Boden, theils aus dem Wasser, theils aus der Luft, auch das Licht hat einen Einfluss auf sie. Ist nun die Frage, welcher Boden gewissen Gewächsen am vortheilhaftesten sey, oder wie man ihn für gewisse Gewächse am passendsten bereiten müsse; so kommt es zuerst darauf an, die Bestandtheile der Gewächse zu kennen, und zu wissen, welche sie aus dem Boden ziehen, oder welche das Wasser und die Luft liefern. Man hat sich daher seit langer Zeit mit Zerlegung der Gewächse beschäftigt; diese Bemühungen aber haben wenig Nutz[en] in Rücksicht auf die zweckmässigste Behandlungs[art] der Gewächse gehabt, weil man sie immer in ihre [...] sten Bestandtheile zu zerlegen suchte, wobey man [...] der im Stande war die Bestandtheile selbst, noch [...] Verhältniss, noch die Art ihrer Verbindung mit Sich[er]heit zu bestimmen. — Es war nothwendig, erst [...] nähern Bestandtheile der Gewächse kennen zu lerne[n] und dann erst diese wieder in ihre weitern Besta[nd]theile zu zerlegen. Dieser Weg der Untersuchu[ng] wurde auch wirklich eingeschlagen; aber aus Mang[el] an Mitteln und Werkzeugen ist man noch nicht [...] darauf gekommen, und nur mit sehr wenigen Körpe[rn] dahin gelangt, dass man sie aus ihren Bestandthe[ilen] wieder zusammen setzen könnte. Auch mit Lavoisie[rs] Bemühungen hierin ist der Vf. nicht sehr zufriede[n] und zweifelt an der Genauigkeit vieler Angaben d[es]selben, wie z. B. in den Tafeln über die Bestandth[ei]le der Gährungsstoffe bey Zentnern noch einzelne G[ra]de berechnet sind, und auf mehr als fünf Zentner [...] nicht ein Gran Verlust gestattet ist. — Hier ist [...] noch ein weites Feld für die Scheidekunst offen. Indessen trifft man doch in allen Gewächsen gew[isse] Stoffe, nur in verschiedenen Verhältnissen an, z. [B.] Wasser, Luft, Säure, Oel u. a. m. und diese ver[die]nen in der oben angegebenen Rücksicht eine be[son]dere Betrachtung, die im nächsten Stücke folgen [...] Nr. VI. *Kurze Bemerkungen über einige leuchtende K[ör]per* — ebenfalls vom Herausgeber. Zuerst eine [...] frage, ob jemand in der Gegend des Herausgeb[ers] ein ähnliches Leuchten bey Regenwürmern beme[rkt] habe, als Hr. *Bruguiere* auf einer Reise von Lyon n[ach] Avignon. Dann eine Beobachtung, die der Vf. v[er]schiedentlich gemacht hat, dass Eingeweide von ein[em] Lachs, an denen kein fauler Geruch zu verspü[ren] war, mit einem sehr lebhaften, zum Theil blend[en]den Lichte leuchteten. An leuchtendem Holze ha[t] öfters, aber immer vergebens, nach einem Leuc[ht]moose gesucht. Zuletzt schlägt er einige chemisc[he] Versuche mit dergleichen leuchtenden Körpern vor.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Februar 1798.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in d. Wolfischen Buchh.: *Annalen der Botanik.* Herausgegeben von Dr. *Paulus Usteri.* Ein und zwanzigstes Stück. 137 S. Mit einer Kupfertafel. Zwey und zwanzigstes Stück. 137 S. Mit vier Kupfertafeln. 1797. 8. (Oder *neue Annalen der Botanik.* Funfzehntes und sechszehntes Stück.)

Eigne Abhandlungen und Auffätze in beiden Stücken: *Observationes botanicae, auctore Cajetano Savi.* Ausser einigen kurzen Beobachtungen von gewöhnlichem Schlag, findet man eine *Conferva alpina* und *Athamanta pisana.* Was der Vf. bey einigen Modelphisten und Tetradynamischen Gewächsen als ...menlappen beschreibt, wären wohl eher Saamen...tter zu nennen. Ueber eine noch unbeschriebene ...tsche Pflanze, von *F. G. Hayne.* Diese Pflanze: *...nithogalum spathaceum,* wird auch vorgestellt. Vielleicht eine dritte Spiel- oder Halbart von *Ornithoga...lum luteum!* — *Observationes botanicae ab Alb. Guil. Roth.* Unter andern Bemerkungen liefert der Vf. ...mehrere Kennzeichen, wodurch *Crataegus monogyna* von *Crataegus Oxyacantha, Schkuhria abrotanoides* von *pectes trifida* zu unterscheiden sind. Er zeigt die Uebereinkunft seiner *Conferva funiformis* mit der lin...äischen *conferva rivularis* und bestimmt zuletzt die Kennzeichen von *Stemonitis, Craterium* und *Trichia. Lettre à l'Editeur des Annales, sur la Vegetation des ...issures, par Senebier.* Schimmelartige Gewächse ...igen keine Neigung gegen das Licht *(photoklinie).* ...ftluft scheint dadurch bey ihnen nicht zerfetzt zu ...rden. Aber Wafferstoff geben sie von sich, und ...uerstoff saugen sie ein. Gährende Körper begünsti...n überhaupt ihre Hervorbringung, wozu der Luft...chsel nothwendig ist. — *Spicilegium novarum aut ...dariorem lucem redditarum plantarum Florae Germa...ae Examini Floristarum subjecit J. A. C. Hose.* In ...r Gegend um Crefeld glaubt der Vf. einige neue ...lanzen gefunden zu haben: *orchis an latifolia; ca...x compressa, dubia, pratensis; Sisymbrium interme...um, Erucastrum; Polygala serpillifolia; Conferva ...icata.* Bekanntlich ist bey solchen Neuigkeiten ...icht sowohl von der individuellen Glaubwürdigkeit ...ie Frage, als von der scharfen Prüfung einer ver...leichenden Untersuchung mehrerer. — *Beyträge ...ur geographischen Geschichte des Pflanzenreichs,* vom Prof. C. L. *Wildenow.* In den Ebenen finden sich wenigere eigenthümliche Pflanzenarten, als am Fuss der Gebirge; oder auch hier zeigen sich allezeit die Pflanzen der Ebenen wieder. Aus übereinstimmender Vegetation ergiebt sich der ehemalige Zusammenhang der Länder. Eigenthümlichkeit der Vegetation eines jeden Welttheils. (Man kann sagen, einer jeden Gegend, wenn von Mischung der Arten die Rede ist.) Eigenthümliche Pflanzen um Berlin fand Hr. *W.* nur drey, nämlich *Silene chlorantha, Carex aspera* und *Leskea marchica.* (Wie wohlfeil könnte dadurch das Studium der einheimischen Gewächskunde gemacht werden, wenn unsere Floristen nur die *eigenthümlichen* Pflanzen ihrer Gegend anzeigten!) Vielleicht dafs auch noch diese anderswo in Deutschland gefunden werden. Vergleichende Aufzählung der Pflanzen von füdlichen oder nördlichen Gebirgen in der berliner Flor. Zuletzt ein Register der Aehnlichkeit zwischen den nördlichen, asiatischen und nordamerikanischen Sträuchen und Bäumen. Dieser letztere Auffatz ist der einzige im 16ten Stück. Es folgen die Auszüge ausländischer und seltner Schriften. Wörtliche Abdrücke von *Ant. Jos. Cavanilles praefatio ad tertium Icon. et descript. plant. Hispan. Volumen, Etat de la Vegetation au sommet du Pic du Medi, par le cit. Ramond* (aus *Decade phil. pol. et lit. 4e. année.* Eben daher an. 5.) *Extrait d'un rapport sur la culture des arbres a epiceries a la Guiane française — par Desfontaines; Stapeliae novae — by Francis Masson* 1796. Fol. (erste Lieferung, von Nr. 1—10.); *Catalogue des Especes de Vegetaux spontanées observés en Tauride* (aus *Pallas Tableau physique et topogr. de la Tauride.* 1795. 4.); *Figures de la Flore de Pyrenées, avec des descriptions, des notes critiques et des Observations, par Ph. Picot Lapeyrouse,* Tom. I. Cah. I 1795. fol. (von S. 34—74. Wegen der Neuheit sehr merkwürdig, aber ohne die Kupfer nicht befriedigend); *systematische Sammlung kryptogamischer Gewächse,* herausgegeben von *H. A. Schrader.* Zweyte Lieferung. 8. 1797. (Der Herausgeber denkt zufolge seiner Ankündigung ungefähr 320 getrocknete kryptogamische Gewächse für 4 Ducaten an die Liebhaber abzugeben, von seinen Arten aber noch an einem andern Ort zu reden. In diesem Text zur zweyten Lieferung laufen die Numern bis 174. Von 124 bis 164 gehen die Lichenen. Er bringt aus dieser natürlichen Familie seine wenigen Arten, nach der ehemaligen Methode unter ein Genus. Nur mit Ausnahme von *Umbilicaria, Peltigera* und *Sphaerophorum.* Die Abtheilungen heben mit *trunco loreo* an, und endigen mit *trunco crustaceo! Opegrapha Wild. Calicium Pers.* u. a. stehen dabey. Eine Methode, die gegen alle schärfere Beobachtungen verstöfst, auch gegen seinen Plan, von allen bis jetzt in der Krypto-

gamie festgesetzten Gattungen dem *Anfänger* eine Uebersicht zu verschaffen.) Handschriftlich ist von *Ventenat* ein Auszug über die Gattung *Phallus* eingerückt. Unter 13 Arten ist der *Phallus indusiatus* am merkwürdigsten und ausführlichsten beschrieben. Die angehängten Beurtheilungen sind öfterer wörtliche Inhaltsverzeichnisse; oder sie betreffen das Lob derjenigen Vf., welche Beyträge liefern; aber die kürzern Nachrichten enthalten manchen Stoff zur Erinnerung aus der aufmerksamen Lectüre des Herausgebers.

PARIS, b. Reynier: *Principes de Mineralogie ou Exposition succinte des Caractères Extérieurs des fossiles* d'apres les leçons du Professeur *Werner*, augmentées d'additions manuscrites fournies par cet auteur. Par *J. P. Vanberchem — Berthout* chef de la division des mines à la Comission des armes, poudres et exploitation des mines; et *Henri Struve*, Professeur d'Histoire naturelle à Lausane. L'an III. de la Republique françoise. 176 S. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung unterscheidet sich wesentlich von der Wernerischen Abhandlung über die äussern Kennzeichen der Fossilien, welche von der Madame *Picardet* in das französische vor mehreren Jahren übertragen wurde; denn die Vff. haben alle neue Entdeckungen ihres Lehrers, des Hn. Bergcommissionsrath *Werners* in Freyberg zu ihrer Arbeit benutzt, und sie dadurch in gewissem Betracht weit vollständiger als jene Uebersetzung gemacht. Ueberhaupt haben sich die Hn. *Berthout* und *Struve* bey dieser Arbeit als selbstdenkende Männer gezeigt, indem sie das Wernerische Kennzeichensystem hie und da durch zweckmässige Zusätze bereichert und sich nicht zu ängstlich an ihren Lehrer gehalten haben; sie sagen daher auch in der Vorrede: *„Malgré notre estime pour ce savant (Mr. Werner) nous ne nous sommes pas dissimulé les defauts de sa methode; nous avouons qu'elle pourroit être plus simple, et etablie sur des principes plus sévères; mais jusqu'à ce que le tems et l'experience nous ayent fait connoitre le degré de perfection dont elle est suseptible, il semble qu'on ne puisse mieux faire que de la suivre, et avec d'autant plus de raison qu'elle est indispensable pour l'intelligence des ouvrages mineralogiques allemands.“* Diese freymüthige Aeusserung gereicht sowohl dem Lehrer als den würdigen Schülern desselben zur Ehre. Denn ungeachtet die Wernerische Methode und Grundsätze noch nicht den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht haben, so giebt es wenigstens gegenwärtig keine bessere, und das ganze Publicum dankt Hn. *Werner* für das Viele, was er bis jetzo in der Mineralogie geleistet hat.

Die erste Abtheilung dieser mineralischen Grundsätze enthält das Wernerische Kennzeichensystem, mit den französischen, deutschen und lateinischen Benennungen; die Vff. haben es besonders durch Aufzählung der verschiedenen Gattungen von Versteinerungen sehr erweitert, welches uns zweckmässig zu seyn scheint; nur würden wir die *Belemniten* nicht zu den versteinerten *Seesternen* und den *Encriniten* gestellt haben, denn jene gehören unstreitig zu den Schnecken, eben so gut wie die *Orthoceratiten*; auch würden wir die *Echiniten* nach dem Beyspiel mehrerer neuerer Naturforscher, nicht zu den vielschaaligen Conchylien geordnet, sondern lieber eine eigene Ordnung aus ihnen gemacht haben. Bey dem Kennzeichen der *Schwere* haben die Vff. eine Beschreibung von dem, nun auch in Deutschland bekannten *Nikolsonischen* Instrument, die specifische Schwere der Körper zu bestimmen, von dem Abbé Haüy, nebst einer Tabelle dieses Gelehrten über die specifische Schwere verschiedener Fossilien nach Brisson eingerückt.

Von S. 99. folgen die von *Werner* aufgestellten Regeln, welche bey den äussern Beschreibungen der Fossilien beobachtet werden müssen; sodann werden einige Beschreibungen von Fossilien, nach *Werner* und *Karsten*, zum Beyspiel mitgetheilt. Den Beschluss dieser Abhandlung macht das Wernerische Mineral- oder *oryktognostische* System, vom J. 1791. Die Vf. theilen nach ihrer Aeusserung dieses System nicht deswegen mit, weil sie es für vollkommen halten, sondern bloss, weil man in Frankreich, wo Hn. *W.* noch nicht so bekannt sey, als er es verdiene, das oryktognostische System mit dem System der äussern Kennzeichen verwechsle. Indessen ist begreiflich, dass seit 1791 Werners Mineralsystem viele wesentliche Berichtigungen und Erweiterungen erhalten hat, welche man vorzüglich den mühsamen und scharfsinnigen chemischen Untersuchungen des Hn. Prof. *Klaproth* in Berlin verdankt. Rec. hätte gewünscht, dass die Vff. auch der Vollständigkeit wegen, hier eine kurze Uebersicht über die Wernerische Classification der Gebirgsarten mitgetheilt hätten. Uebrigens haben sich die Hn. *Berthout* und *Struve* durch diese Arbeit ein wahres Verdienst um ihre Landsleute erworben; denn jeder, der nur ein wenig mit der mineralogischen Literatur bekannt ist, wird zugeben müssen, dass eine bestimmte mineralogische Sprache den französischen Naturforschern bisher noch sehr gefehlt hat, und dass dies die Ursache ist, warum mehrere wichtige Beobachtungen von den vorzüglichsten französischen Mineralogen für die Wissenschaft verloren gehen. Es ist daher sehr zu wünschen, dass die Vf. durch ihre Arbeit den Zweck erreichen mögen, und dass nach und nach auch die Wernerische mineralogische Sprache in Frankreich angenommen werde.

LONDON, b. Vf.: *Syllabus of Lectures on mineralogy* by *G. Schmeisser*. 1794. 148 S. mit dem Register.

Es ist in der That zu bewundern, dass die Engländer in der Mineralogie und selbst im praktischen Bergbaue, noch so weit hinter den Deutschen zurück sind, da ihr Land ihnen zu beiden so viele Gelegenheit darbeut. Man fängt indessen jetzt mehr an sich um die Mineralogie zu bemühen, und die Lieb

hau

haberey nimmt sogar schon überhand. Rec. sah in Auctionen zu London Mineralien zu ungeheuren Preisen verkaufen, welche mit dem, selbst relativen, Werthe derselben in gar keinem Verhältnisse standen. Bey diesen erst aufkeimenden Kenntnissen der Engländer war es dem deutschen Chemisten und Mineralogen Hn. *S.* leicht, dieser Nation in seinem *Syllabus*, etwas Neues und allenfalls auch Interessantes zu liefern, welches uns Deutschen längst bekannt ist. Der Vf. folgt nämlich dem Wernerschen Systeme und macht also die Engländer mit einer ganz neuen Darstellungsart der Gegenstände bekannt; zugleich giebt er auch bey den meisten Mineralien deren chemische Bestandtheile an. Uebrigens ist er bey weitem nicht vollständig genug. So vermisst z. B. Rec. unter den Farben: *Gelblichweiss*, *Grünlichgrau*, *Dunkelschwarz*, *Eisenschwarz*, *Lazurblau*, *Nelkenbraun*, *Tombakbraun*, *Leberbraun*, *Haar- und Holzbraun*. Er hat *Zimmtkandebraun*; soll dies vielleicht das *Nelkenbraun* ersetzen? — Bey dem Grün fehlen mehrere wichtige Schattirungen, eben so bey der gelben und rothen Farbe. Auch vermisst Rec. die Farbenzeichnung, welche doch oft sehr charakteristisch wird. Bey den übern äussern Kennzeichen herrscht ebenfalls noch grosse Unvollständigkeit. Nach den äussern Kennzeichen geht der Vf. sogleich zu den Gebirgsarten im Allgemeinen über: dies scheint Rec. sehr übelgewählt zu seyn; denn die Zuhörer des Vf. hören nun schon von Granit, Sienet, Gneis u. s. w. sprechen, ohne noch die Natur der einzelnen Bestandtheile dieser gemischten Fossilien zu kennen. Dann erwähnt der Vf. den verschiednen Zustand, in welchem Metalle in der Natur vorkommen, als: gediegen, vererzt, in Kalkgestalt u. s. w. Von den Erden spricht er *in dieser* Rücksicht nur ganz im Allgemeinen, von *Salzen und* brennbaren Substanzen gar nicht; aber auch diese können ja wenigstens auf verschiedne Art mit andern Dingen gemischt vorkommen. Hierauf folgt die Darstellung der unterscheidenden, meist äusserlichen Kennzeichen, der verschiedenen Geschlechter jeder Classe von Mineralien, wobey die Entdeckung jedes Geschlechts angegeben ist, und dann zuletzt von S. 43. an, die Aufzählung der Arten. Demantspath ist noch nicht als eignes Geschlecht angeführt, sondern unter dem Thongeschlechte beschrieben? obgleich es heisst: er enthalte 64 Theile Thonerde (*alumina*) und 22 *coranda*, welches doch wohl Demantspatherde heissen soll, und wenn Hr. *S.* diese für eine eigne Erde anerkennt, warum machte er denn nicht auch so wie beym Zirkon, ein eigenes Geschlecht daraus? — Uebrigens sind die Beschreibungen nur sehr kurz, welches sich bey einem blossen *Syllabus* wohl entschuldigen läst, oft aber doch sehr beschnitten. Es wäre zu wünschen, dass in unsern deutschen, sonst sehr schätzbaren, mineralogischen Handbüchern die vielen unnöthigen Wiederholungen bey der Beschreibung der einzelnen Arten nach äussern Kennzeichen, vermieden würden. Hn. *S.* bleibt, unerachtet mancher Unvollkommenheit dieses kurzen Umrisses doch das Verdienst, die Wernersche Lehrart unter den Engländern zuerst bekannt gemacht zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Dokimion, oder praktischer Versuch über ein reales Verhältniss der Geister der Verstorbenen zu den hinterbliebenen Ihrigen. Erster und zweyter Theil.* Von *Gustav Ernst Wilhelm Dedekind.* 1797. XVI u. 168 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. macht in dieser Schrift Anstalten, seine Lieblingsmeynung von dem fortdauernden Verhältniss zwischen Verstorbenen und Lebendigen auf Gründe zurück zu führen, und sie dadurch der Mittheilbarkeit empfänglicher zu machen. Der erste und zweyte Theil, die wir vor uns liegen haben, enthalten die Prämissen zu dem Beweise, und der dritte wird endlich das Resultat aufstellen. Warum der Vf. diesen nicht sogleich mit jenen lieferte, können wir, zumal bey einer so kleinen Schrift, nicht errathen, und enthalten uns daher aller übrigen, noch so natürlichen Vermuthungen, um dem Vf. keine Gelegenheit zur Unzufriedenheit über Recensenten, mit denen er so schon gespannt ist, zu geben. Ungeachtet der Vf. in der Schlussanmerkung S. 165. sagt: „wer sich durch dieses Resultat — durch welches wir mit Zuziehung des Begriffs von einem, die höchste Regel der Sittlichkeit unwandelbar befolgenden, mithin sich selbst gleichbleibenden höchsten moralischen Urheber zu unserm Ziele, einem durch den Tod nicht aufzuhebenden thätigen Einfluss der Geister der Verstorbenen auf die noch Lebenden praktisch zu erweisen, in der künftigen Fortsetzung dieses Werks zu gelangen hoffen — noch überrascht fühlen sollte, den wird ein bedächtlicher Zurückgang zu dem letzten festen Standpunkte, von welchem aus wir zu diesem Resultate übergingen, bald versichern können, dass es nicht nur aus den gültigsten theoretischen, sondern auch zugleich aus höchst gewissen praktischen Principien sich auf das unverdächtigste ergeben habe;" so müssen wir doch gestehen, dass wir noch gar nicht einsehen können, dass sich die Folgerung *auf das unverdächtigste aus den Prämissen* ergeben *habe*, noch weniger, dass sie sich etwa noch künftig ergeben *werde*. Deswegen wollen wir die ganze Schlussreihe mit des Vf. eignen Worten hersetzen. Er fährt S. 166. so fort. „Dass wir nämlich künftig als Naturwesen auf Naturwesen nach Naturgesetzen wirken, und umgekehrt Einwirkungen von Naturwesen nach Naturgesetzen wiederum erfahren müssen, welche analog den Gesetzen sind, nach welchen gegenwärtig eine Caussalität oder Dependenz zwischen uns und ihnen gegenseitig statt findet, dieses folget nämlich offenbar, wenn eine *Analogie* in der künftigen Erscheinungswelt vorausgesetzt oder angenommen werden muss, dass die künftigen Verhältnisse aller uns zu gebenden Erscheinungen (zu welchen wir als Erscheinungen

nungen mit gehören) zu einander und zu uns durchgängig, d. i. in Absicht ihrer ganzen physischen Natur, welcherley Veränderungen die Erscheinungen an sich selber immer auch erleiden mögen, dieselben bleiben müssen. Diese Analogie in der künftigen Erscheinungswelt muss aber darum angenommen und vorausgesetzt werden, weil sie (jene künftige Erscheinungswelt) die *Sinnlichkeit*, als welche, was sie recipirt und reflectirt, mit Ausschluss aller Spontaneität nur nach einer Regel geben kann — uns geben muss, wenn sie gegeben werden soll. Gegeben werden muss sie aber uns, wenn ein *Bewusstseyn unserer Persönlichkeit* — als welches theils ohne ein reflectirtes zweytes Ich, theils ohne ein Bewusstseyn einer sittlichen Freyheit, die eine Natur, eine Erscheinungswelt nothwendig macht, schlechterdings nicht Statt finden kann — *auch nach dem Tode fortdauern soll.* (So weit nach theoretischen Principien.) Die Fortdauer dieses Bewusstseyns unserer Persönlichkeit, d. i. Unsterblichkeit muss aber von der praktischen Vernunft schlechthin und unbedingt gefodert werden; mithin müssen alle jene sie wesentlich bedingenden Bedingungen, wie wir sie nach den gültigsten Principien der theoretischen Vernunft jetzt kennen lernten, mit einer praktisch-theoretischen Zuversicht von uns gefodert, mit einer praktisch-theoretischen Gewissheit von der Zukunft nach dem Tode, von uns erwartet werden." Diese Gewissheit gründet sich also auf die Analogie der Erfahrung, welche der Vf. als von der Sinnlichkeit unzertrennlich, und diese als Bedingung der Unsterblichkeit betrachtet. Diese ist aber auch nicht erwiesen, wie sie auch nicht erwiesen werden kann, sondern mit allen Folgerungen nur bittweise angenommen. Analogie heisst hier die Beharrlichkeit einer durchgängigen Gleichförmigkeit oder Proportion in den Relationen aller Erscheinungen unter einander, zufolge welcher die Zustände der Dinge immerhin verändert dargestellt werden mögen, ihre Verhältnisse zu einander hingegen dieselben bleiben müssen. Denn die Sinnlichkeit giebt nur das und so wieder, was und wie sie es empfängt; sie ist nur ein reflectirender Spiegel. Eine Veränderung der *Dinge an sich*, als transcendentaler Ursachen der Erscheinungen anzunehmen, ist ein klarer Widerspruch, weil sie alle sinnliche Formen, also auch Veränderung ausschliessen. — Man sieht, wie der Vf. sich in das Transcendente verliert, und einem Gegner selbst die Waffen in die Hände giebt. Denn nach dieser Behauptung dürfte ein Gegenstand nie in einer andern Gestalt erscheinen. Und wie kann er etwas von den *Dingen an sich* wissen? Zuletzt kommt alles auf den nichtssagenden Satz hinaus: unter Voraussetzung derselben Eindrücke und derselben Beschaffenheit der Sinnlichkeit entstehen dieselben sinnlichen Vorstellungen. Was läfst sich aus diesem beweisen? Etwa dass keine andere Art oder Modification der Sinnlichkeit ausser der unsrigen möglich, oder dass in einem andern Zustande der Existenz keine andern Gegenstände, keine ander[e] Einwirkung derselben auf die Seele denkbar seyn? Womit sollte diese Folgerung gerechtfertigt werden? Wie folgt also der Satz S. 163. dass sich die künftige Erscheinungswelt zu uns, wie wir uns nach dem Tode selbst erscheinen werden, einst eben so verhalten müsse, wie sich die gegenwärtige Erscheinungswelt zu uns, wie wir uns jetzt erscheinen, jetzt verhält. Und endlich auch dieses zugegeben, so [ist] nicht abzusehn, wie daraus ein *reales* Verhältniss zwischen den Geistern (?) der Verstorbenen und den Lebendigen sich folgern lasse. Denn gesetzt, dass die Verstorbenen in eine andere Welt, in Verbindung m[it] andern Gegenständen kämen, so kann man dem V[f.] immer seine Analogie zugeben, ohne dass dara[us] folgt, was er will. — Wir müssen mehrere Bemerkungen über einige andere Sätze des Vf., z. B. über die Identität der Sittlichkeit und der moralischen Glückseligkeit, über den Begriff der Sittlichkeit, über die Beurtheilung des Kantischen und Jakobschen Beweises für Unsterblichkeit u. s. w. übergehen, damit unsere Anzeige die Grenzen nicht überschreite. Aber wünschen müssen wir, dass der Vf. der sich hier als Denker gezeigt hat, und dessen Eifer für Moralität alle Achtung verdient, einen andern Gegenstand seines Nachdenkens möchte gewählt haben, der nicht auss[er] den Grenzen des menschlichen Wissens und Gla[u]bens liegt.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Erfurt*, b. Vollmer: *Ferdinand Sternheim.* Zur Lectüre für junge Leute in den Mussestunden. 1796. 112 S. 8. — Der Held des Romans, ein wohlgearteter Knabe, wird in seiner Aeltern Hause von einem braven Lehrer erzogen, besucht eine benachbarte Schule; geht auf die Universität; wird Lehrer bey einem Dorfpfarrer; verliebt sich und wird von dem Gegenstande seiner Neigung getrennt; erhält einen Dienst und erfährt den Aufenthalt [sei]ner Geliebten, die er, wie natürlich, heirathet. Dies ist d[er] vollständige Inhalt eines Buches, dessen Vf. alles Roma[n]tische, Poetische und Geistreiche *cane pejus et angue* gefloh[en] zu haben scheint. Er ist einer der harmlosen Autoren, v[on] denen Johnson sagt: *as they do no good, they do little har[m].*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Februar 1798.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Fleischer: *Johann Georg Schyers praktische Baukunst ökonomischer Gebäude, oder Unterricht, wie man stehende Gebäude unterhalten, sie vor Feuersgefahr sichern, bey Feuersbrünsten Löschungsanstalten treffen, holzersparende Feuerstätte anlegen, und wie man von verschiedenen Materialien neue Gebäude aufführen kann* für Rittergutsbesitzer, Beamte, etc. etc. *Erster Theil.* Mit 8 Kupfertafeln. 1797. XXIV u. 295 S. 8.

Schon der weitläuftige Titel dieses von einem erfahrnen Praktiker, einem hohenlohischen Ingenieurhauptmanne und Baudirector, geschriebenen Buches zeigt, dass es zu keinem systematischen Lehrbuche der ökonomischen Baukunst, sondern nur zur rapsodischen Behandlung einiger Gegenstände dieser Kunst angelegt ist. Aus diesem Gesichtspunkte hat die Kritik es anzusehen, wenn sie den Mangel an methodischer Ordnung, die oberflächliche Kürze bey vielen Kapiteln, und die oft weitschweifigen nicht zur Sache gehörigen moralisirenden Digressionen des Vortrages nicht tadeln will. Denn übrigens findet bey diesem Buche, wie bey so viel andern seiner Brüder, die Bemerkung statt, dass der Vf. desselben weiser gehandelt hätte, wenn er nur seine eigenen Erfindungen und Erfahrungen auf wenigen Bogen allein bekannt gemacht, und nicht sie unter längst bekannten, in tausend Büchern schon stehenden Dingen verstreuet und gewissermasen ihren Werth dadurch verdunkelt, und ihre allgemeinere Beherzigung erschweret hätte. Dass übrigens in diesem Buche viel gutes und lehrreiches, was zu weiterm Nachdenken und nützlichen Anwendungen führen kann, enthalten sey, dies wird schon aus folgender beurtheilenden Inhaltsanzeige erhellen.

Das *erste* Kapitel empfiehlt gute Mittel die Beschädigungen der Gebäude durch gehöriges Nachsehen und Vorkehren zu verhüten; zur Reparirung verfaulter Schwellen; zur Reparirung schadhafter Kellergewölbe. Hr. *S.* liess eichene Keile in die Risse eintreiben und die Räume zwischen den Keilen mit Steinen und Mörtel verzwicken, räth auch, die rissigen Brückengewölbe so zu behandeln — werden aber die mit Kalk eingemauerten eichenen Keile nicht mit der Zeit verwesen, und würden daher nicht eiserne Keile längere Dienste gewähren? Ferner wird umständlich und mit erläuternden Zeichnungen gelehrt, wie Hr. *S.* mehrmals abgewichene Mauern an Wohnhäusern, Thürmen und Kirchen wieder dauerhaft angeankert hat. Seine Methode ist einfach, leicht, hinreichend und wohlfeil, verdient daher Nachahmung, kann aber hier ohne Zeichnung nicht deutlich beschrieben werden. Eben das gilt auch von seinen gebrauchten Mitteln, übergewichene Hof- und Gartenmauern wieder in die lothrechte Stellung zu treiben, bis auf die eichenen Keile, mit denen die Mauern am Fusse verspannet wurden, denen aber Rec. in dieser Lage, wo abwechselnde Nässe und Trocknifs sie trifft, keine sehr lange Dauer zutrauet, und dafür lieber Keile von harter Steinart oder von Eisen nehmen würde. Endlich wird den Obrigkeiten Aufmerksamkeit auf die Unterhaltung der Gebäude empfohlen; die Vorschläge des Hn. *S.* gehören aber meistentheils für eine Baupolizey ins Reich der Phantasie. Das *zweyte* Kapitel lehret, *wie man die Gebäude vor Feuer sichern könne.* Die meisten hier gegebenen Vorschriften gehen nicht die Baukunst, sondern die öffentliche und häusliche Polizey, an. Das *dritte* Kapitel betrifft diese Polizey noch eigentlicher. Es giebt auf eine sehr wortreiche Weise mit etwas Declamation, die man in Büchern dieser Art am wenigsten finden sollte, Vorschriften, *wie bey Feuersbrünsten die Löschanstalten zu machen seyn*, welche gehörig befolgt allerdings helfen können. Und sie zu wissen ist immer etwas, das man von einem vollkommnen Baumeister eher fodern mag, als astronomische Kenntnisse, die Vitruvius verlangt. In dem *vierten* Kapitel, welches davon handelt, *wie man bey dem immer mehr zunehmenden Holzmangel die in der Haushaltung unentbehrlichen Feuerungen auf Koch- und Kesselherden und in Oefen zur Holzersparung einrichten kann*, findet man vornehmlich sehr ausführliche Beschreibungen und Abbildungen von Kochherden und Stubenöfen, in denen gleichfalls gekocht werden kann, ingleichen von Holz sparenden Kesselherden mit richtigen und gründlichen physikalischen Einsichten vorgetragen, Gegenstände, die hier im Auszuge sich nicht wohl mittheilen lassen und daher im Buche selbst nachgesehen werden müssen. Das *fünfte* Kapitel, mit welchem die zweyte Abtheilung dieses ersten Theiles anfängt, handelt *von der Prüfung und der Auswahl der Baumaterialien.* Dies ist einer von den Gegenständen, die man zum Ekel oft fast in allen Bauschriften, natürlich mit blossen oft wörtlichen Wiederholungen antrifft, und von dem bloss das ganz neue geschrieben werden sollte. Vielleicht verdient in diesem Kapitel allein die Anführung der Ursachen, warum wir jetzt mit schlechterm Holze bauen als die Vorfahren, vorzüglich bemerkt zu werden. Das *sechste* Kapitel ist ungemein kurz über die *Verbindungsmaterialien.* In dem *siebenten* wird *die Anordnung der Gebäude*

bäude und die Anwendung der Materialien gelehret. Allgemeine Regeln der Zusammenstellung der Zimmer in einem Gebäude und ganzer Gebäude in einem Gehöfte. Von Untersuchung des Grundes einige gute Bemerkungen, aber nichts Vollständiges. Wenn man mit dem Keller nicht tief genug in die Erde gehen kann, so wird empfohlen, die Seitenwände des Kellers von Steinen über der Erde hoch genug aufzuführen, auf sie starke eichene Balken, auf diese Bohlen, und auf diese 1 Fuss hoch Lehm oder Thon, und darüber einen Estrich zu legen. Dies würde doch wohl nur bey schmalen Kellern, über welche die Balken nur kurz frey liegen, so gemacht werden können. Auch würde die Reparatur, wenn einzelne Balken schadhaft werden und mit neuen verwechselt werden müssen, viel Mühe, Zeit und Kosten verursachen. Die vorzuziehenden Kappengewölbe scheinen dem Vf. nicht bekannt zu seyn. Von der Stärke der Widerlagen und von der Construction der Gewölbe nichts Gründliches und Vollständiges. Mit einemmale sieht man §. 182 sich mit Beantwortung der Frage: *Was sind für Mittel einzuschlagen, um in einem Lande sowohl in den Dörfern als in den Städten gute Handwerksleute zu erhalten?*, überrascht. Viel gute Vorschläge, von denen aber wohl wenige ausgeführt werden möchten. Das *achte* Kapitel, welches überschrieben ist: *Wie der Raum der wirthschaftlichen Gebäude nach der Grösse der Grundstücke für alle Bedürfnisse muss eingetheilet werden*, handelt ziemlich verworren von der Ausrechnung der Grösse der Wirthschaftsgebäude und von deren Zusammensetzung, von der Zubereitung des Mörtels, von Absteckung und Aufführung der Gebäude, und von den Dächern. Obgleich hier viel gutes und richtiges vorkommt, so haben wir es doch in andern Büchern schon besser, vollständiger und ordentlicher. Hr. *S.* meynt der Kalk verliere bey der gewöhnlichen Löschung in der Pfanne durch die Verdunstung viel von seiner Bindungskraft und hält folgende Löschung für besser: in einer tiefen Grube wird eine 3 Fuss hohe Schicht Kalk geworfen, eine hinlängliche Quantität (?) Wasser aufgegossen, eine Schicht reinen Sandes aufgeschüttet. Sodann dieses alles so oft wiederholt, bis die Grube voll ist. Das *neunte* Kapitel: *Von dem inwendigen Bau eines Hauses.* Zuförderst einige recht gute in andern Baubüchern nicht anzutreffende Bemerkungen und Vorschriften, z. B., dass alle Lehmarbeit, wenn sie vor Winters (in Deutschland) trocken werden soll, im Monat Julius fertig seyn müsse; dass man, um das Ueberrauchen der Rauchfänge in den Küchen zu hemmen, um den Rauchfang einen Canal von Bretern oder Blechen, 8 Zolle weit, dessen unterste Wand mit vielen Löchern versehen seye, legen und in denselben einen andern solchen 1 Fuss weiten Canal, dessen eines Ende durch die Wand der Küche ins Freye sich öffnet, führen solle, damit die kalte von aussen zum Feuer herbeyströmende Luft den Rauch zurückdränge; u. s. w. Aber falsch ist die Bemerkung, dass es gut sey, die Schornsteine in der Mitte ihrer Höhe zu erweitern oder auszubauchen, dann wieder zu verengen, und trichterförmig erweitert bis übers Dach hinaus zu führen. Wenn solche Schornsteine nach des Hn. *S.* Erfahrung gut gezogen haben, so ist dieses der letzten trichterförmigen Erweiterung, nicht aber dem Bauche in der Mitte, zuzuschreiben. Hienächst von der Verputzarbeit, zu kurz. Von der Küche, wo die Canalherde, die so viel Töpfe verderben, dass dadurch die ganze Holzersparung drauf gehet, aber auch noch ein neuer Herd, der wohl gut seyn dürfte, empfohlen werden. Von Brat- Stuben- und von Backöfen, von Flachsdarren, von Rauchkammern, von der Tischlerarbeit, Glaser - Schmiede - Schlosser - etc. - Arbeit, von Abtritten, der Mistgrube, von Viehschwemmen, von Brunnen ist zu kurz gehandelt. Endlich folgen noch Bemerkungen vom Baue der Scheune nach dem Risse, und von Verfertigung und Ausbesserung d[...] Scheuntennen. Das *zehnte* Kapitel: *Von einem Geb[...] de, das man von Holz verfertigt und was man z[...] Dauerhaftigkeit desselben zu beobachten hat.* Wiede[...] ziemlich verworren: einiges Gute, nichts Vollständi[...] ges, überhaupt nichts, was nicht anderwärts sch[...] besser gelehrt ist. Das *eilfte* Capitel: *Von Lehmwä[...] den zu wirthschaftlichen Gebäuden, nämlich Wohng[...] bäuden, Scheuern und Schaafställen.* Die Verfer[...]gu[...] sogenannter Wellerwände aus vermischtem Stroh u[...] Lehm wird ausführlich beschrieben. Hierauf sch[...] dert Hr. *S.* sein Verfahren bey Erbauung der Stro[...] dächer, um diese feuersicher zu machen. Die Sp[...] ren wurden zehn Zoll weit belattet, die Latten m[...] Zöpfen aus Lehm und Stroh vom Forste an bis a[...] die Aufschieblinge hernieder dergestalt umschlunge[...] dass die ganze Dachfläche zugedeckt ward; wo Grub[...] blieben, wurden diese mit Strohlehm ausgefüllt; da[...] ward die ganze Dachfläche ½ Fuss dick mit Str[...] lehm, der mit Rindsblut angemacht worden, üb[...] zogen und dieses fest geschlagen. Alsdann wur[...] in einem Abstande von 1 Fuss von diesem Lehmdach[...] von unten bis oben hinauf dünne Sparren gelegt, im Forste zusammen geschleift und unten auf hölzerne Untersätze gestellt, auf welche sie mit hölzernen N[...] geln an die Aufschieblinge befestigt wurden. Die[...] zweyte Gesparre ward dann wie gewöhnlich mit Str[...] gedecket, und der Zwischenraum zwischen beid[...] Dächern auf den Giebeln mit Lehmsteinen zugemau[...] Da eine solche Bedachung aus einem doppelten Dach[...] einem Stroh- und einem Lehmstrohdache, bestehet so muss sie theils das Gebäude ansehnlich belaste[...] theils starkes Holz zu dem Sparrenwerke und Dachstu[...] le erfodern, theils beträchtlich mehr kosten, als ei[...] gewöhnliches Strohdach; aber freylich ist es unglei[...] feuersicherer. Das *zwölfte* Kapitel: *Wie Gebäude vo[...] Lehmbacksteinen aufzuführen sind.* Gut. Insbesonder[...] wird ein 60 Fuss langes und 36 Fuss breites Wohnge[...] bäude von zwey Stockwerken, welches Hr. *S.* vor 2[...] Jahren auf einem Landgute des Hn. *von Tüngen* h[...] erbauen lassen, umständlich beschrieben. Diese Be[...] schreibung wird denen, welche sich noch von Lehm[...] patzen zwey Stockwerk hohe Mauern aufzuführe[...] fürchten, alle Zweifel benehmen. Hierauf eine Anweisung, Lehmschindeldächer zu bauen, wiewohl

nicht so deutlich, als Hr. *Gilly* sie gegeben hat. Dann noch etwas von Dunstzügen oder Brodenfängen, vom Estrich und Gipsgusse, und zum Beschluss ein paar Worte über den zweckmässigsten Gebrauch der Baumaterialien.

Leipzig, b. Crusius: *Der Uhrmacher*, oder *Lehrbegriff der Uhrmacherkunst*, aus den besten englischen, französischen und andern Schriften darüber zusammen getragen, nebst eigenen Bemerkungen und Mittheilung deutscher Künstler, von *J. G. Geisler. Siebenter Theil.* (Auch unter dem Titel: *Lehrbegriff der höhern Uhrmacherkunst,* Theil I.) 1797. 154 S. gr. 4. mit VIII Kupfern. (1 Rthlr. 6 gr.) *Achter Theil.* (Auch unter dem Titel: *Lehrbegriff der höhern Uhrmacherkunst,* Theil II.) 1797. 154 S. mit VIII Kupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)

Von den Landuhren geht der Vf. im siebenten Theil auf die Seeuhren über, und giebt hier nach Berthoud zuförderst die Theorie der See- und Längenuhren, und vorläufige Begriffe über die Bauart derselben nebst Reibungen und Wirkungen des Oels auf solche Uhren. Er handelt ferner von der Unruhe, dem Isochronismus ihrer Vibrationen, und dem Mechanismus der Compensation, und beschreibt endlich einige Seeuhren des Hn. Berthoud, nebst einigen mechanischen Hülfsinstrumenten des Uhrmachers, die insbesondere dem Künstler von Metier äusserst angenehm seyn werden.

Im achten Theile, welcher zuförderst die Fortsetzung jener mit rühmlichem Fleisse bearbeiteten Theorie enthält, giebt der Vf. die Theorie der Hemmung, des Räderwerks, der bewegenden Kraft der Seeuhren, und bemerkt das nöthige über das Aufhängen derselben, und die dabey nöthigen Aequationstafeln. Ob nun wohl dergleichen Dinge für Uhrmacher des festen Landes weniger nützlich als die bisherigen Bemühungen des Vf. in diesem Fache zu seyn scheinen; so haben doch auch die hier grösstentheils nach Hn. Berthoud vorgetragenen Theorien zunächst auf die Verfertigung der Landuhren und besonders der neuern Chronometer Einfluss. Der 2te Abschnitt enthält die Muster von 8 Berthoudschen Seeuhren, unter welchen derselbe Nr. 8 für seine beste hält.

SCHÖNE KÜNSTE.

Warschau, b. Wilke: *Aller guten Dinge sind drey.* Ein Lustspiel in zwey Aufzügen von *Karl Albrecht.* 1797. XVI u. 158 S. 8. (10 gr.)

„Die Hauptabsicht, in der ich dies Stück schrieb, war die, dass ich den Schauspielern ein Lustspiel in die Hände liefern wollte, dessen Aufführung man beywohnen könnte ohne schamroth zu werden;" so sagt der Vf. in der Vorrede. Wenn er uns grade das Gegentheil versicherte, so würden wir ihm vollkommen glauben dürfen. Fast möchte es scheinen als triebe er, so zu sagen, Ironie mit dem werthen Publikum, wenn er fortfährt seinen Abscheu vor „Zweydeutigkeiten" und „schmutzigen Einfällen" zu bezeugen, hätte er das nämliche Lustspiel nicht den beiden jungen Grossfürsten von Russland gewidmet. Er weiss also wirklich selbst nicht, bey welchen Gelegenheiten man schamroth zu werden pflegt. Sollte er aber wohl jemals, in Berlin zum Beyspiel, (woher er seine Vorrede datirt) ein Stück haben vorstellen sehen, in welchem es so schamlos wie in dem seinigen zuginge? Eine Frau, die ihren schwachen alten Mann bis zum Wahnsinne quält; gegen ihre Hausgenossen das pöbelhafteste Betragen beobachtet; den Männern auf die Stube läuft, um sich ihnen anzubieten, da sie gesonnen ist sich scheiden zu lassen; sich die ärgsten Beleidigungen gefallen lässt; sich zuletzt mit ihrem Gelde wirklich noch einen Elenden erkauft, und nun nebst zwey andern Pärchen die gleiche Ehre geniesst, die Schlusscene gruppiren zu helfen; dann ihre Schwester, ein niederträchtiges Geschöpf, das von der Gnade andrer lebt, und der am Ende ein Bedienter auf die Frage: „*Par bleu*, wo soll ich denn bleiben?" zuruft: „Kaufen Sie sich ins Spittel!" worauf die ganze Gesellschaft im Chor einfällt: „Ins Spittel! ins Spittel!" — Wo mag Hr. *A.* gelernt haben, dergleichen Dinge für *feine* Ergötzlichkeiten zu halten? Wie sehr *er* sie in diesem Lichte betrachtet, erhellet freylich auf eine merkwürdige Weise aus dem lächerlich weitläuftigen Artikel der *Charaktere und Kleidungen der handelnden Personen*, wo er jenes freche Weib „*eine Frau von vielem Verstande* und — *feurigem Temperamente*" nennt, „durch das sie bey ihren Liebesavantüren zu manchen unbedachtsamen Schritten verleitet wird." Mit eben so vielem Grunde könnte man das Unternehmen des Hn. *A.* Schriftsteller zu werden, nur ein unbedachtsames nennen, und behaupten, er habe es mit vielem Verstande ausgeführt.

Cassel, in der Griesbachschen Hofbuchhandlung: *Gedichte. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Geschmacks,* von *W. J. C. G. Casparson,* Fürstl. Hess. Rath, u. s. f. — 1797. 358 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey aller Strenge, welche nicht nur die Erinnerung an das Horazische: *Mediocribus esse poetis etc.* sondern vornehmlich die gegenwärtige Ausbildungsstufe unsrer Poesie dem Beurtheiler angehender junger Dichter zur unerlässlichen Pflicht macht, wird er doch gern so billig seyn, bey dem Urtheile über die poetischen Arbeiten eines Mannes, dessen Geschmack, seinem eignen Geständnisse nach, vor etwa funfzig Jahren seine erste Bildung, und, wie es scheint, seine bleibende Richtung, erhielt, einen andern Gesichtspunkt zu fassen. *Opitz* blieb das vornehmste Muster unsers Vf. ob er gleich den fortschreitenden Geschmack und das Vorbild der spätern wirklich classischen Dichter, nicht aus der Acht liess, oder gar verachtete. „Aber, setzt er hinzu, so „viel Genie glaubte ich nicht zu haben, mich durch „Empfindeley, Künst- und Witzeley, von irgend einer „Mode hinreissen zu lassen. Im Gefühl von diesem Allem, sehe ich jedem Tadel, auf alles gefasst und ruhig „entgegen." Rec. will sich indess lieber alles Tadels enthalten; vornehmlich zwar darum, weil Tadel bey den

den meisten dieser Gedichte gar zu leicht seyn würde; aber auch darum, weil der Vf. nicht auf den Beyfall des grössern Publicums Anspruch macht, sondern sich damit begnügen will, „wenn nur das gute und liebe Hessen diese Sammlung seiner Gedichte jetzt und künftig „als ein Denkmal der Verehrung seiner huldreichsten „Fürsten, der dankvollen Hochachtung seiner Gönner, „und der Liebe seiner genannten und nicht genannten „Freunde, so wie der für die Seinigen, betrachtet.“ Von den unverkennbar guten und edeln Gesinnungen eines in mancher Rücksicht, besonders auch durch seine Bemühungen für das Armenwesen, verdienstvollen Mannes, kann der Inhalt dieser Gedichte allerdings ein rühmliches, und von dieser Seite achtungswerthes Denkmal abgeben; und da er nun einmal Gefallen daran fand, diese Gesinnungen in Sylbenmaass und Reime zu kleiden, so mag sie denn zugleich auch ein Denkmal von der Art seyn, wie er dies that, und wie es ihm gelang. Auch die Bestimmung, *als Beytrag zur Geschichte des deutschen Geschmacks* ist ja bescheiden genug. Zwar würde sich ein künftiger Geschichtforscher deutschen Geschmacks irren, wenn er der Beyträge nicht mehrerer vor Augen hätte, oder wenn er glaubte, alle Zeitgenossen des Vf. in der Geschmacksbildung wären mit ihm beym *Opitz* stehen geblieben, oder keiner von ihnen, der, gleich ihm, diesen Dichter ehrte und liebte, und in seiner Art für musterhaft erkannte, habe ihn vollkommen erreicht, oder, durch die grossen Fortschritte unsrer Sprache und unsers Geschmacks begünstigt, eben so wenig übertroffen, als unser Vf., der bey ihm — vielleicht nicht allzu nahe — stehen blieb, und vorsetzlich nicht weiter wollte. Doch, wie gesagt, keinen Tadel; sondern lieber das letzte, und vermuthlich das neueste Gedicht dieser Sammlung zur Probe:

Der Dichter, ein Cameralist.

Mich bat ein braver Mann
Um meiner Jugend Lieder;
Ich sah den Schreibpult an,
Und fand da manches wieder.
Ob man es drucken kann?
Das muss der Setzer wissen,
Der Geld dadurch erwirbt;
Wird er doch sorgen müssen,
Dass er nicht Hungers stirbt.
Mir ists dann gnug der Ehre,
Dass meines Theils im Staat
Ich Brod dem Mann gewähre,
Der was gelernt doch hat.
Auch gab ich es zu essen
Dem, der Papier gemacht;
Selbst den nicht zu vergessen,
Der Lumpen ihm gebracht.
Merkts, ihr Cameralisten!
Empfehlt als gute Christen
Es ist wohl werth der Müh,
Dem Staat die Poesie.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Rein: *Gründliche Anweisung für Landwirthe zu wohlfeilen und feuerfesten Bedachungen ökonomischer Gebäude und Landhäuser, nebst kurzen Bemerkungen über Ziegel- und Kalkbrennereyen.* 1797. 64 S. 8. In dieser kleinen Schrift werden die Lehmschindeldächer und deren Verfertigungsweise nach einem Auszuge aus Hn. *Gilly's* bekannter Abhandlung über diese Bedachungsart beschrieben und umständlich gelehrt. Da aber keine Zeichnungen beygefügt worden, so ist der hier gegebene Unterricht bey weitem so nützlich nicht, als der Gillysche. Indessen ist es auch nicht eigentlich die Absicht des Vf., durch diese Schrift zur Befolgung und Anwendung der gedachten Bedachungsart aufzumuntern. Er bemerkt vielmehr ein Haupthinderniss, das jedem, der solche Dächer bauen lassen will, in Gegenden, wo sie noch nicht üblich sind, aufstösst. Nämlich: „es würden zur Erbauung eines „solchen Daches Leute, die darin schon sehr geübt sind, erfodert, und er getraue sich unter 30 Bauern keinen einzigen „zu finden, der mit dieser Arbeit umzugehen wisse.“ Ueberdem schickten sich solche Dächer nur auf Ställe, Scheunen, Bauerwohnungen, und nicht auf Häuser des Edelmanns, Predigers, u. s. w. Dieserhalb beschreibt und empfiehlt er eine andere Dachart, die ein besseres Ansehen haben, feuersicherer, dauerhafter und wohlfeiler noch seyn soll. Allein dies ist wenigstens so lange zu bezweifeln, bis der Vf. die Beweise davon durch eine umständliche und comparative Berechnung der Kosten, durch einige angestellte Feuerproben, und durch die Anführung einer wenigstens funfzigjährigen Erfahrung wird geliefert haben. Sein neuer Vorschlag ist kürzlich: die Sparrenfelder, wie die Balkenfelder, auszustaken und die Staken mit Lehmstroh zu umwickeln und abzugleichen, so dass auch die Sparren mit Lehm überzogen werden, bis das ganze Dach auswendig eben wie eine Scheuntenne werde. Auf dem Forst kommen gewöhnliche Forstziegeln zu liegen, (die aber auf dem Lehme nicht lange fest liegen werden, und daher aufgenagelt werden müssen, indem auch Kalkmörtel auf dem Lehme nicht lange haftet). Um nun dieses feuersichere *Lehmstakendach*, wie man es zum Unterschiede von andern nennen kann, vor dem Abspülen durch Regen und Schnee zu sichern, so erfand der Vf., nach fehlgeschlagenen Versuchen mit dem Dahlbergischen und mit dem Schmidtischen Ueberzuge, folgenden besser gelungenen Ueberzug: ungelöschter Kalk pulverisirt und gesiebt ward mit eben soviel Käsequark, dem Gewichte nach, bis zu einem Brey zusammen gerieben. Zu dem Brey ward guter Leinölfirniss, auf zwey Pfund Brey eine Theetasse voll, halb so viel Russ und eine Handvoll Flachsangen gemengt. Diese Masse ward mit einer Mauerkeile eines Messerrückens dick aufgetragen und mit der Hand glatt gestrichen. Zuletzt ward dieser trocken gewordene Ueberzug noch mit schwarzer Leimfarbe überpinselt. Fünf Monate lang hatte dieser Ueberzug sich gut gehalten. Gewiss eine zu kurze Zeit, um von der Dauerhaftigkeit richtig urtheilen zu können; überdem wird nicht gesagt, ob unter diesen fünf Monaten auch Wintermonate waren. Aber auch an einen Hauptpunkt hat der Vf. noch nicht gedacht, nämlich: wie sich ein solches Dach leicht repariren lasse? Denn bey allen Bauwerken muss immer auf künftige leicht mögliche Reparatur gedacht werden. Er räth das Dach auch inwendig zu überziehen, und giebt Vorschriften dazu. — Die beygefügten Bemerkungen von Ziegel- und Kalkbrennereyen enthalten nichts neues.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, in Verlag des Waisenhauses: *Novum Testamentum, Graece. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit Ge. Christian. Knappius.* 1797. XLVIII. und 773 S. kl. 8.

Der *gewöhnliche Text* unserer Ausgaben des Neuen Testaments (*textus receptus*) verdankt sein Ansehen einzig der Frequenz jener acht niedlichen holländischen Auflagen, welche seit 1624 unter dem Namen der Elzevirischen sich überall verbreiteten. Die Unwissenheit, welche, unter dem Schutze des Herkommens, ihres ununtersuchten dogmaticistischen Besitzstandes in allen Fällen so sicher und gewiss ist, vertheidigte das als unveränderlich, was sie so zufällig vor sich fand, und woran sich Augen und Ohren einmal gewöhnt hatten. Ahnete sie vielleicht, dass durch die biblische Kritik ihre verjährte Trägheitskraft unwiderstehlich zu ungewohnten Untersuchungen würde aufgefodert werden? Noch bey den Zurüstungen zur Wetsteinischen kritischen Ausgabe — (Man sehe die Acta oder Handlungen, betreffend die Irrthümer und anstössigen Lehren Hn. J. J. W. (Joh. Jac. Wetsteins).. Basel 4. 1730. —) schien den „*venerandis Theologis*“ zu Basel, unter denen sich sogar ein *Sam. Werenfels* mit unterschrieb, die Sache Gottes und der Kirche in äusserster Gefahr zu seyn, da sie selbst in Gefahr kamen, ihre Begriffe über Beschaffenheit des neutestamentlichen Textes mit Mühe wenigstens von den gröbsten Fehlern der Unwissenheit reinigen zu müssen, indess sie doch durch die daraus abgeleiteten Grundsätze, die sie am angeführten Ort S. 49. u. f. in ihrem theologischen Bedenken ausführten, selbst die Obrigkeit zu bewegen suchten, Wetstein seines Lehramts zu entsetzen. Solche Fälle machten noch einem *J. A. Bengel* die Behutsamkeit nothwendig, zu versprechen, dass weder in der kritischen grösseren Ausgabe noch in den Handausgaben, welche er unternahm, in seinem Text — die Apokalypse ausgenommen, ein Buch, welches zu allen Zeiten seine eigene Schicksale gehabt hat! — ein Jota stehen sollte, welches nicht in einer der beliebten Ausgaben bereits *gedruckt* stünde. Der ganze Ruhm seiner Frömmigkeit würde kaum Schutzes genug gewesen seyn, wenn er seinen Zeitgenossen, als ächten neutestamentlichen Text eine Sylbe mit Textschrift vorgelegt hätte, welche nicht schwarz auf weiss in einer durch das frühere Daseyn canonisirten Ausgabe nachzuweisen war. Mochten dann in jenem einmal gewohnten Texte selbst gewisse Aenderungen — von Erasmus Röm. I, 13. von Beza Joh. 18, 20. Galat. 4, 17. 2 Petr. 2, 18. — unläugbar ohne alle Autorität kritischer Zeugen aufgenommen seyn. Die Zeit, der beste Beweisführer für ruheliebende Nachsprecher, hatte diese Wagstücke gerechtfertigt. Nur ins künftige sollte das, was jene älteren Herausgeber auf ihr eigenes Ansehen hin gethan hatten, auch bey den gültigsten Gründen nie weiter geschehen.

Aber eben die Zeit, welche wir die Mutter der Tradition nennen können, bringt dann doch auch allmählich solche gewaltthätige Missgeburten ihrer alternden Pflegetochter ihrem Absterben nahe. Die grossen Arbeiten von Mill und Wetstein konnten auf die Menge, welcher sie unbekannt blieben, wenig Einfluss haben, und wurden nur um so leichter von Halbwissern bey Unwissenderen verläumdet. Destomehr wirkte die *Griesbachische* Handausgabe seit 1777, welche mehreren zum Selbsturtheilen, akademischen Lehrern aber besonders zu Hinweisungen auf kritische Grundsätze und deren Anwendung Stoff anbot, und hierdurch die Bekanntschaft mit neutestamentlicher Kritik verbreitete, in ihrem Inhalt selbst aber mit überlegener Sachkenntniss und parteyloser Kaltblütigkeit ein Muster gab, wie dieser Text gleich jedem andern, ja in der That accurater als jeder andere, zu behandeln sey. Griesbach nahm deswegen auch entschieden bessere Lesearten bereits in den Text selbst auf, richtete aber durch unterscheidende kleinere Schriftzüge die Aufmerksamkeit vornehmlich auf jene Entfernungen der offenbarsten Fehler des *textus receptus*. Allmählich siegte die Wahrheit: dass auch die biblischen Religionsurkunden, insofern sie ein Gegenstand der Textbeurtheilung und der Auslegung sind, nach den Hauptgesetzen, die bey allen übrigen Classikern gelten, untersucht und verständlich gemacht werden sollen. Durch Gründe und ohne neues Geräusch ist sie, trotz allen Missdeutungen, nun endlich so sehr das Gesetz der Sachkundigen, dass in dem letzten Decennium nur entschieden unwissende, und selbst diese nicht in gelehrten, sondern bloss in dictatorischen Formeln, ein Wort dagegen hören zu lassen nicht errötheten, selbst das gebieterisch gesprochene Wort aber das *Schisma* nicht in *Schismam* zu verwandeln vermochte. Und gerade um jene Wahrheit noch vollständiger in Ausübung zu bringen, thut Hr. *D. Knapp* einen neuen Schritt, indem er durch Aufnahme überwiegend richtiger Lesearten in den Text, ohne sie einmal durch eine andere Schrift zu unterscheiden, selbst die Aechtheit die-

dieses biblischen Textes völlig nach der bey jedem andern alten Autor angenommenen Sitte behandelt.

Wir betrachten diese Behandlung des gewohnten Textes hier zunächst als Zerstörung eines Vorurtheils, und von dieser Seite her können wir ihr Lob und Billigung nicht versagen. Hat sich das Vorurtheil von der Unverletzlichkeit des *textus receptus* einzig aus der Menge und dem wohlfeilen Preis sorglos veranstalteter Handausgaben erzeugt, so mag es denn auch durch Verbreitung sorgfältig bearbeiteter Handausgaben eines besseren Textes vertrieben werden. An Wohlfeilheit läfst es zu diesem Zweck die Verlagshandlung nicht fehlen; und es mufs um so mehr öffentlich gerügt werden, dafs in einigen Buchhandlungen in Franken und Schwaben, — (im Monath- und Kufslerischen Katalog zu Altdorf und Nürnberg findet man S. 1011. das Exemplar zu 2 Gulden angesetzt,) — die Absicht des äusserst billigen Preises (von 20 gr.) durch eine Steigerung, welche sich die Buchhändler des südlichen Deutschlands bey manchen gangbaren Schriften erlauben, unrechtmäfsig gehindert wird. Unparteyisch bekennt Rec. dafs er jene bey Ausgaben alter Schriftsteller jetzt wohl allgemein angenommene Sitte, überwiegend richtige Lesearten mit *gleicher* Schrift in den Text aufzunehmen, wenn er sie überhaupt hin betrachtet, lieber mit einer Einrichtung vertauscht sehen würde, durch welche die Richtigkeit des Textes nicht weniger auffallend, und doch noch behutsamer und vortheilhafter hergestellt werden könnte. Das kritische Urtheil ist bey weitem nicht bey allen Lesearten, welche die Herausgeber der Autoren in den Text aufnehmen, gleich stark entschieden; bey mancher könnten wohl Umstände, die schon jetzt, nur aber unbemerkt, im Texte liegen, bey andern wenigstens neue, äussere, noch später aufzufindende Gründe beträchtlich vieles abändern. Eine neue Worterklärung, eine veränderte Interpunktion hebt oft manchen Einwand gegen eine schon zur Verbannung aus dem Texte verurtheilte Leseart, oder nimmt einer schon zur Aufnahme reif geachteten den Schein des Uebergewichts und der Nothwendigkeit. Bey den Classikern mufs dies um so häufiger der Fall seyn, da der kritische Apparat viel mangelhafter ist, und doch die eilende Ungeduld, der täuschend erfinderische Witz und die absprechende Neuerungsliebe vieler Herausgeber gegen zweifelhafte Lesearten, ja zum theil blofse Conjecturen an Decisionen zur Aufnahme oder zum Ostracismus unverhältnifsmäfsig reicher sind. Ist nun gleich bey dem N. T. kühne Uebereilung und daher schnelle Abwechslung solcher Urtheile bey weitem nicht so leicht zu befürchten, und hat gleich besonders Hr. *Kn.* durch die möglichste Behutsamkeit seine Arbeit vor unverständigen Nachreden zu sichern gesucht; so ist doch einige Veränderlichkeit des kritischen Urtheils und seiner vielfachen Bestimmungsgründe auch bey den *autoribus classicis* der christlichen Theologie unvermeidlich; und wäre es blofs wegen der natürlichen Bedenklichkeit, ob nicht der, welcher *nicht zu viel* ändern wollte, eben deswegen bisweilen *allzu wenig* geändert habe, wodurch man dann von dem ächten Texte immer gleich weit entfernt bleiben würde! Ueberdies ist im N. T. die gewohnte Leseart durch gelehrte Erklärungsschriften, Concordanzen u. dgl. zum Bedürfnifs geworden. Würde also nicht bey den Ausgaben aller Classiker und so auch des N. Ts. in Absicht auf Lesearten, welche als überwiegend bestätigt in den Text aufgenommen werden sollen, die Griesbachische Methode, ein solches Wort *durch kleinere Schrift* auszuzeichnen die vortheilhafteste und nachahmenswürdige seyn? Schon das Auge wird dann sogleich auf den sonst gewohnten Text gerichtet. Noch mehr wird das kritische Urtheil rege erhalten, solche mit Auszeichnung aufgenommene Texteswort im Fall, dafs etwas von ihnen abhängen soll, aufs neue desto schärfer zu betrachten. Aendert sich hierdurch vielleicht in [illegible] Folge das Urtheil selbst, so würden selbst die scrupulosesten Leser, da man die immer nicht völlig entschiedene Leseart dem übrigen ohne gleich starke Einwendungen auf uns gekommenen Text nie völlig gleich gesetzt hätte, leicht anerkennen müssen, dafs man sich zu einer Aenderung ausdrücklich einen späteren Anlafs vorbehalten habe. Dies bey Lesearten, welche in den Text aufgenommen zu werden verdienen. Bey denen, welche aus dem Texte nach ähnlich wichtigen Gründen wegzulassen sind, würde auch dann Rec. in der nämlichen Absicht die Knappische Bezeichnungsart allgemeinhin vorschlagen. Sehr passend nämlich scheint es ihm, dafs Hr. *Kn.* auszulassende Worte im Texte behielt, sie aber in Klammern, theils in einfache und gewöhnliche, theils in eine zu diesem Zweck besonders gegossene Art von einer doppelter Klammern, die man bey ihm nachsehen mufs, einschlofs. Wären unsere übrigen Gründe für diese Vereinigung der Griesbachischen und Knappischen Bezeichnungsart und deren Gebrauch bey allen kritischen Bearbeitungen wirklich unbedeutender, als sie uns scheinen, so würde schon der unmittelbare Vortheil, dafs der Leser, ohne alles Umhersuchen, sogleich durch den Anblick an die kritische Beschaffenheit solcher Worte erinnert wird, [illegible] jedem zeitsparenden Gelehrten hinreichend empfehlen können. Nur Prachtausgaben mögen eine [illegible]che Ungleichheit des Drucks sich verbitten.

Eine Bezeichnung dieser Art würde der Knappischen Ausgabe, wo sie eine kritisch hervorstechende Leseart in den Text aufnimmt, um so weniger überflüssig gewesen seyn, weil nicht nur die entschieden vorzüglichen (*indubiae*), sondern auch manche aus der nächst daran grenzenden Classe der sehr wahrscheinlichen Lesearten eine Aufnahme erhalten haben, und also dem Herausgeber unzweifelbar gewesen sind. Umgekehrt finden sich auch Fälle, wo die nämlichen Gesetze, nach denen der Vf. sonst eine Aenderung im Texte vorgenommen hat, das nämliche gefodert haben würden. Sind gleich die Beyspiele für diese doppelte Behauptung meist ohne hermeneutischen Einflufs, so gilt doch dem Kritiker allerdings die S. XVII. von Bengel entlehnte Sentenz: *tam levis nulla*

varie-

varietas, ut dexteritas apostolica, oder vielmehr: *dexteritas scriptoris cujusvis originaria, non sit praeferenda sinisteritati librariorum.* Luc. I, 10. würde nach den nämlichen Gründen, nach denen die Stellung der Worte sonst, z. B. VII, 34. verbessert ist, statt der *recepta:* του λαυ ην zu erwarten seyn: ην του λαυ; so auch I, 29. επι τω λογω διεταραχθη, V, 6. πληθος ιχθυων u. s. f. Sehr viel hängt freylich an den meisten dieser Versetzungen, so wie überhaupt an den meisten Varianten nicht. Es ist deswegen blos kritische Pünktlichkeit, wenn Rec. fragt: warum III, 2. ἐπι statt επι IV, 18. ἕνεκεν statt εἵνεκεν V, 13. ειπων für λεγων VII, 16. ἅπαντας statt παντας, warum Matth. 4, 18. in den Worten περιπατων δε ὁ Ιησυς παρα etc. dieses ὁ Ιησυς ohne Klammern stehen geblieben sey? u. dgl. m. Um etwas weniges bedeutender ist es, dass K. II, 44. εν vor τοις γνωστοις IV, 5. ὁ διαβολος ohne Klammern im Texte blieb. Auch die Vergleichung des 9 Verses, wo die Person zu ηγαγεν ebenfalls blos zu subintelligiren ist, spricht für diese Auslassung. I, 29. ist es für den Sinn nicht gleichgültig, dass ιδυσα, mit Griesbach, ausgelassen werde. Die Erzählung, dass Maria staunte, wird wahrscheinlicher, wenn Maria nur erst den Gruss hörte, den Eingetretenen aber noch nicht sah. V, 24. 25. εγειραι und V. [illegible] ειΦ ὡ sind die leichteren und gewöhnlicheren Lesarten, welche bey der Pluralität der Mste für [illegible] und ειΦ ὁ diesen ungewöhnlicheren weichen müssten, siehe auch εγειραι VI, 8. Dahin gehört auch das grammaticalisch minder richtige απο VI, 18. welches dort statt ὑπο stehen sollte. Diese ungewöhnlicheren Spracheigenheiten scheinen, wie das irreguläre απεκατεσταθη VI, 10. zu dem charakteristischen des Lucas zu gehören.

Hier und da weicht Hr. *Kn.* von dem Griesbachischen kritischen Urtheil ab; z. B. Luc. V, 36. wird das zweyte επιβλημα weggelassen, das nicht nur in der occidentalischen Recension fehlt, sondern dessen Auslassung auch *lectio grammatice difficilior* ist und also durch eine leichte Ergänzung aus dem ersten Theile des Verses vermieden zu seyn scheint. Umgekehrt kann Rec. weniger beystimmen, wenn IV, 11. das negirende ὁτι ausgelassen wird, da seine Beybehaltung die schwerere Leseart ist, sich aber doch auch andere Beyspiele dafür finden, dass eben dieselbe Stelle getheilt und als eine doppelte allegirt wurde. [illegible] 2, 13. Es ist angenehm, die verschiedenen Ansichten von zwey Forschern gegeneinander zu halten. Um so mehr wünschte Rec. dass es dem Hn. D. *Kn.* gefällig seyn möchte, wenigstens über alle etwas bedeutende Stellen, wo er von der Griesbachischen Textrevision abweicht, in einer kleinen Zugabe den Wissbegierigen seine Gründe mitzutheilen.

Die Classe der sehr wahrscheinlichen Lesearten, welche vieles für — doch aber auch gewisse Momente und mögliche Rücksichten wider sich haben, hat Hr. *Kn.* in zwey Grade getheilt. Die wahrscheinlichsten nämlich werden mit einem Sternchen ausgezeichnet. Allen setzt er ein: *alii*, zur Unterscheidung vor. Rec. gesteht, dass es ihm hier häufig nicht möglich war, den Grund zu entdecken, warum nicht mit gleichem Rechte von dieser an den Text zunächst angrenzenden Classe von Varianten noch mehrere der Aufmerksamkeit solcher Leser empfohlen worden, die sich wohl um die übrigen Lesearten wenig, desto mehr aber um diese mit dem Texte rivalisirenden bekümmern dürften. Einige Ungleichheit in dieser Auswahl wird schon dadurch bemerkbar, dass in den früheren Theilen des N. Ts. nur äusserst wenige solche durch ein *alii* ausgezeichnete Varianten am Rande vorkommen; im Matthäus blos fünf, die den Sinn betreffen, wie VIII, 28. Γερασηνων al. Γαδαρηνων IX, 18. εις ελθων al. εισελθων X, 10. ραβδον al. ραβδυς XIX, 17. τι με ερωτας περι τυ αγαθυ; εις εστιν ὁ αγαθος* XXVII, 16. 17. al. Ιησυν Βαραββαν.* Mit diesen möchte z. B. die Luc. XIII, 24. ausgezeichnete: πυλης al. θυρας schwerlich in eine Reihe gehören; oder Joh. VII, 34. 36. ειμι al. ειμι X, 8. ηλθον προ εμυ al. *omittunt* προ εμυ u. dgl. Noch weniger ist wohl die blos lateinische Glosse: *solvit*, 1 Joh. 4, 3. unter die Varianten von diesem Gehalt zu setzen, da man, genau genommen, nicht einmal sagen kann, dass λυει als Leseart existire, weil das griechische Wort selbst in keinem Codex und bis auf Nestorius Zeit auch in keinem griechischen Schriftsteller sich findet. Die *vetusta exemplaria ap. Socratem* können blos *latina* seyn. Aus diesen Bemerkungen folgern wir aber nicht, dass die Varianten von den nächst wahrscheinlichen Classen oder andere bedeutende Varianten nicht wirklich eine Auszeichnung verdient haben. Vielmehr möchten sie dahin leiten, dass, weil noch manche Variante mit diesen ausgezeichneten von gleichem kritischem Werth und hermeneutischem Einfluss ist, auch wirklich für den nichtkritischen Leser mehrere aus dieser Classe mit Grund hätten ausgehoben werden können. Geschähe dieses, so möchte Rec. zugleich einen Vorschlag für die kritische Bezeichnungskunst zur Prüfung empfehlen. Dem Nichtkritiker sagt die blosse Auszeichnung wenig. Auch die Angabe der Mste, Versionen etc. würde für ihn wenig nützen. Hingegen würden sich die Hauptmomente für und wider eine Leseart wohl auf eine mässige Anzahl von Sätzen reduciren lassen: z. B. für das Dafür: *consensus recensionis Alex. et Occid., primigeneitas, difficultas exegetica dogmatica,* u. s. f. für das Dawider aber: *origo e loco parallelo, homoeoptoton* u. dgl. Wählte man nun für diese kritischen Entscheidungsgründe gewisse leicht zu erklärende Zeichen, wie *cAO. prg. dffe. dffd. pll. hpt.* so würde dem Nichtkritiker wenigstens für das Nothdürftigste in der Kürze durch jene Winke geholfen werden, wenn nicht nur seine Aufmerksamkeit darauf gespannt würde, dass eine bedeutende andere Leseart vorhanden sey, sondern zugleich ihm auch die Befriedigung gewährt würde, schnell zu sehen, welches die Hauptgründe dafür, und besonders welches die antithetischen seyen, weswegen sie doch nicht aufgenommen sey. Raum würde dieser Vorschlag wenig wegnehmen, selbst wenn alle auf dem Griesbachischen innern Rand herausgehobenen Varianten in eine Hand-

ausgabe aufgenommen würden. Der Anfänger aber, in dessen Hände zuerst solche Ausgaben kommen, würde zugleich gereitzt werden, den angedeuteten Gründen in Verbindung mit einer kritischen Ausgabe nachzuspüren. Die Handausgaben würden eben dadurch desto gewisser den Vorwurf vermeiden, dass sie unter den Theologen die Menge der Nichtkritiker allzu sehr vermehren, da doch jeder selbstdenkende Schriftforscher so viel Kenntniss und Uebung in der neutestamentlichen Kritik haben sollte, um bey allen den Sinn ändernden, wahrscheinlicheren Learten über den Werth der vorgelegten Gründe (der Kritiker unterscheidet sich dadurch, dass er sie aufzusuchen und zu belegen weiss) nach Hauptmomenten selbst richten zu können. In dieser Rücksicht würde, dünkt uns, diese mühsamere, aber belehrendere Bezeichnungsart selbst der Bengelischen, welche bloss das Resultat angiebt, vorzuziehen seyn. Der kritische *Margo* der Handausgabe gleich von vornen herein würde also nach unserm Vorschlag ungefähr folgende Gestalt haben. Matth. I, 1. Δαυιδ *antq. hebrz.*) Δαβιδ [d. h. Δαυιδ *antiquioribus testibus probata, hebraizans scriptio.* Warum nun Δαβιδ dagegen falle, wäre von selbst klar.] I, 6. Σολομωντα *antq. grm.*) Σολομωνα [d. h. Σολομωντα *antiquioribus testibus probata, grammaticae convenientior scriptio.*] I, 18. γενεσις *inf. dffd.*) γεννησις [d. h. γενεσις *praefertur, ut insolentior vox, quandam difficultatem dogmaticam habere visa.*] II, 9. würde dann Rec. das erstemal eine Leseart, welche wenigstens *vero proxima* scheint, anzuführen haben. *txt.* εστη *pl.*) εσταθη* *cOA. inf. energ.* [d. h. *textus receptus quidem* εστη *ex pluralitate testium retinetur; sed* εσταθη *tamen admodum probabilis (unde stellula) ob consensum testium ex utraque, Occid. et Alex., recensione, et quoniam vox est insolentior atque* ενεργητικωτερα *seu significantior.* — Genug, um unsern Vorschlag den Prüfern deutlich zu machen! Auch Herausgeber der Classiker bitten wir, ihn zu würdigen.

Auf grammatikalische Genauigkeit und Gleichförmigkeit in Wörtern, welche getrennt oder verbunden werden können, in Accenten etc. ist in dieser Ausgabe eben so viel Fleiss verwendet, als auf Berichtigung der Interpunction. Die Verbesserungen der letzten sind für Handausgaben sehr wesentlich. Selbst die Aufnahme von Bezeichnungen, welche sonst in griechischer Schrift nicht gewöhnlich waren, wie Signum Exclamationis, Parentheseos, Exegeseos, auch das Psik für die Versabtheilung, wo sie nicht mit dem Sinn coincidirt, die Auszeichnung citirter „ oder anderer eigenthümlicher Worte durch Doppelhäckchen, das Herausheben der Namen durch grosse Anfangsbuchstaben, die Einführung kleiner Buchstaben am Anfang von Versen, die mit dem vorigen zusammenhängen, und bey denen ein Psik als Verstheiler schicklicher angebracht ist, — hält deswegen Rec. für eine zeitgemässe Vervollkommnung jener Schrift. Sollten wir bey Unvollkommenheiten, weil sie alt sind, stehen bleiben? Hoffentlich würden die griechischen Grammatiker selbst, wenn sie jetzt aufträten, eine vollkommnere Bezeichnung wählen. Gewissermassen hat man auch das Beyspiel der nicht ganz frühen Mste für sich, welche mancherley, was die griechische Druckschrift nicht aufgenommen, auch meist für uns überflüssige Interpunctionen haben. Einzig für ein Mittelzeichen zwischen *Kolon* und Comma, das auch Hr. *Kn.* sehr vermisst, möchte eines dergleichen noch zu wählen seyn: etwa ein Doppelpunkt. (:) Dass die Simplicität bey Einführung solcher Zeichen semiotisches Gesetz sey, bleibt gewiss; und doch ist das nicht eben gut in die Augen fallende Zeichen (), ungeachtet es nicht alt ist, aus Noth lange schon allgemein.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Mengeringhausen*, b. Weigel: *Einzige Deutung der Stelle 2 Kor. 12, 7.* Eine Einladungsschrift zu einer Redeübung auf dem Gymnasium zu Corbach, von *D. Fr. Sam. Winterberg.* 1796. 16 S. 8. *Satans Engel,* über welchen Paulus sich bitter beklagt, und der für so viele Schrifterklärer in dieser Stelle wenigstens eine *crux exegetica* war, ist ohne Zweifel eine collective Benennung der Gegner des Apostels zu Korinth, welche er, nicht wegen des Unrichtigen in ihren Meynungen, wohl aber deswegen, weil Eigennützigkeit der Grund ihrer Thätigkeit für Erhaltung des Ceremoniendienstes war, kurz vorher *Diener des Satans* nannte, der sich selbst als einen Lichtengel zu verstellen wisse. XI, 14. 15. Diese εργαται δολιοι begegneten ihm sehr grob. Verglichen κολαφιζειν mit εις προσωπον δερειν. XI, 20. Sie hinderten sehr, dass die der Universalreligion näheren Ideen des Apostels nicht schneller Platz gewannen. Er selbst aber betrachtet alles Widrige, das er durch sie leidet, als eine Kreuzigung seiner Eigenliebe (Pfahl im Fleisch) als Mittel zur Selbsterkenntniss seines Unvermögens u. s. w. Der Vf. zeigt sich durch die Worterklärung selbst und durch die praktischen Rücksichten, welche er damit zu Verbannung des Aberglaubens verbindet, als einen Gelehrten, welcher Achtung und Aufmunterung verdient, und von welchem sich das Publicum mehrere Aufhellungen solcher schwierigen Stellen, an denen zugleich manche Volksvorurtheile hängen, wünschen darf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, im Verlag des Waisenhauses: *Novum Testamentum, Graece. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit Ge. Christian. Knappius. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. *Kn.* versichert, die Interpunction in Vergleichung gegen die Abdrücke nach Leusden und Maftricht an mehr als 300 Stellen verbessert zu haben. Ein für den gewöhnlichen Leser fast unentbehrlicher Zusatz würde es gewesen seyn, wenn Stellen, wo die Interpunction zweifelhaft ist, ein eigenes Zeichen erhalten hätten. Die neue Griesbachische Ausgabe ist in Anzeige derselben noch weit reicher, als die frühere. Selbst der gelehrte Leser bedarf oft eine solche Warnung gegen das angewohnte. An wichtigen Stellen von der einmal gewohnten Interpunction abzuweichen, wie Röm. 9, 5. hätte wahrscheinlich den meisten kein so unerhörtes Wagestück geschienen, wenn man in den gewöhnlichen Handausgaben gesehen hätte, wie sehr oft die Interpunction unrichtig, wie noch viel öfter sie so zweifelhaft ist, dass es dort besser wäre, gar keine angenommen zu haben. Dass in der so eben genannten Stelle die gewöhnliche Interpunction blieb, ist vermuthlich aus dem Gesetz zu erklären, welches sich der Herausgeber S. XV. vorschrieb: *in adornanda ejusmodi recognitione SS. librorum, cujus usus tam late pateat, quaeque sine commentario, qui mutationum rationem reddat, prodeat, multo plura circumspicienda esse ac providenda, quam in tali, quae solis eruditis paretur.* Die höchste Unpartheylichkeit bey solchen Stellen möchte diese seyn, die ganze Interpunction derselben dem Leser zu überlassen, und diesen dadurch an seine Freyheit eigener Wahl, aber zugleich auch an die Schwierigkeit der Wahl zu erinnern.

Fortlaufende Inhaltsanzeigen hat der Vf. unten am Rande beygefügt. Ob sie nicht *oben*, gleich unter den Columnentiteln abgedruckt den nächsten Zweck, das Auge, welches natürlich zuerst auf den Columnentitel gerichtet ist, zu leiten, noch besser erfüllt hätten, kann Rec. nicht bestimmen. Ihm scheint es so. Oft enthalten sie Winke, wie der Vf. die Stelle verstehe; z. B. 1 Joh. 5, 6—13. „*Nam quae a Messia expectata sunt, praestitit Jesus. Nempe et baptismum instituit et profuso sanguine suo nos expiavit. Accedit ipsius Dei de illo testantis auctoritas.*" Die Stelle εν τω ουρανω bis εν τη γη steht, aber zwischen Doppelklammern, im Texte. Durch ihre, so sehr begründete, Versetzung an den Rand würde der Zusammenhang sehr erleichtert worden seyn. Was die angedeutete Sinnerklärung betrifft, so ist dem Rec. unbekannt, dass die Juden vom Messias die Einsetzung einer Taufe erwartet haben. Selbst Johannes der Täufer schrieb ihm nicht eine Wassertaufe, sondern Feuertaufe zu. An das „*nos expiare*" erinnert der Text selbst gar nicht. Auch diese Stelle gehört unter die noch zu wenig bemerkten, in denen die herkömmliche Interpunction nicht für die richtige zu halten seyn möchte. Rec. hält die Erklärung durch doppelte Aenderung der Interpunction wenigstens für erleichtert: Ουτος (sc. ο υιος του θεου) εστιν ο ελθων δι υδατος και αιματος. „Ιησους (sc. εστιν) ο Χριστος" — εν τω etc. d. i. „*Dies, nämlich Gottessohn, ist er, der* (nicht mehr bloss ο ερχομενος sondern der) *Gekommene, bey seiner Taufe so wohl als bey seinem blutigen Tode. Jesus ist der Messias! Nicht bloss bey seiner Taufe sondern auch bey seinem gewaltsamen Tode* (welcher, lange vor den Cerinthianern, immer so leicht Scrupel, Luc. 24, 21. und anstössige Einwürfe gegen Jesu Messiasschaft 1 Kor. 1, 18. 23. veranlasst hat). Im folgenden Vers 7. bedarf das Ὁτι offenbar eine Apodosis, welche es nicht vor dem 9ten Vers erhalten kann. Der achte, dünkt uns daher, muss mit einem Kolon, statt des Punkts, endigen; im sechsten aber ist η αληθεια das Subject der Rede: „diese Wahrheit: Jesus ist der Messias, ist der Geist, das Wesentliche." Nach Johannes Sprachgebrauch: Joh. I, 1. IV, 24. steht in solchen Sentenzen das Subject zuletzt oder nach dem Verbum.

Besonders bey Parabeln und Allegorien Jesu sind die Knappischen Inhaltsanzeigen oft sinnerklärend, wie Matth. XII, 43—45. wo diese Stelle von dem siebenfach verstärkt wieder kommenden Dämonium durch die wenigen Worte gedeutet wird: *Vitiositatis incrementa in homine.* Doch möchte Rec. nicht Bürge dafür seyn, dass dieser Sinn von Jesus selbst beabsichtigt war. So schwer ist es, bloss der historischen Interpretation, zu welcher sich der Vf. *praef.* p. XLVI. mit Recht sehr lebhaft bekennt, getreu zu bleiben. Bey andern Stellen wünscht man sich wohl auch einen Wink. Zum Beyspiel Matth. 3. bey der Taufe wird bloss gesagt: *Jesus ab eo baptizatus. Vox audita de coelo.* Das andere Symbol war ειδεν ωσει περιστεραν.

Die ganze Arbeit bringt nicht nur den Theil des Publicums, auf welchen sie berechnet ist, unstreitig in der vorurtheilfreyen Ansicht und Behandlung des Neuen Testaments, welche selbst mit der äussern, minder ceremoniösen und feyerlichen Gestalt solcher Ausgaben psychologisch zusammenhängt, um mehrere, Schritte weiter, als die Bengelischen Handausgaben; wird nicht nur durch guten Druck und wohlfeilen Preis die vielen schlechten Handausgaben zu verdrängen, hoffentlich vieles beytragen; sondern sie giebt auch dem Gelehrten manche Ausbeute aus dem Vorrath von Beobachtungen, den der Scharfsinn und die Kenntnisse des Vfs. ihm erworben haben, und aus welchem wir ihn bitten möchten, öfter etwas mitzutheilen.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Gräff: *H. C. Moser's praktisch geometrische Aufnahme der Wälder mit der Bousole und Messkette.* Nebst einer Vorrede von D. J. H. Jung. 1797. gr. 4. mit 2 Kupf. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. *Moser*, welcher sich seither durch einige kleine Schriften im forstwissenschaftlichen Fach bekannt gemacht hat, liefert diesen Beytrag zu jener Wissenschaft statt des gewöhnlichen Speciminis nach zurückgelegten akademischen Jahren, während welcher er in Marburg den Unterricht des Hn D. *Jung* genossen hat. Er schickt demselben das Königl. Preuss. Ingenieur-Reglement vom Jahr 1787 voran, und fangt seine Arbeit sodann mit der Beschreibung einer verbesserten Bousole an. Diese besteht aus der gewöhnlichen messingenen Platte, auf welcher der nach halben Graden getheilte Ring für eine Nadel von 5 Zollen befestiget ist, so dass der Fassung des Rings zur Seite ein in einem Scharnier aufwärts bewegliches Visir-Lineal noch angebracht ist, dass an einem Bogen, der die Elevation zeigt, in seiner Richtung festgestellt werden kann. So wird das ganze auf einem Messtisch befestiget, und in Verbindung mit diesem gebraucht. So wie nun Rec. an dieser Bousole eben nichts ausfinden kann, wornach sich dieselbe von andern ihres gleichen als eine *verbesserte* unterscheiden sollte, wenn nicht etwa jenes aufwärts bewegliche Diopter-Lineal die Verbesserung ausmachen soll: so muss er dem Vf. versichern, dass eben diese Vorrichtung der Absicht, wozu sie bey Waldmessungen bestimmt ist, gar nicht entspreche.

Der Vf. will sich nämlich der Stapfel-Messung an der Bergwand dadurch entübrigen, dass er an dem Fusse des Berges die Elevation mit jener Vorrichtung misst, und nun an der Bergwand selbst die Kette herunterzieht. Nun lehrt aber die Erfahrung dass bey Gebirgs-Waldungen äusserst selten jener Elevations-Winkel gemessen werden kann, und ausserdem sind solche Bergwände immer zu molderich, als dass man ihre gemessene Länge für die Hypotenuse eines rechtwinklichten Dreyecks sollte gelten lassen können, um aus ihr und dem Elevations-Winkel die Basis trigonometrisch berechnen zu können.

Schon der speculative *Brander* versah uns reichlich mit mechanischen Vorrichtungen dieser Art, durch welche man nach der einfachsten Analogie ohne alle Trigonometrie aus der gemessenen Bergwand und dem Elevations-Winkel, die horizontale Projection des Dreyecks finden sollte: seine Vorrichtung hatte noch überdies die Bequemlichkeit, dass man auch tief hinunterwärts visiren konnte, die der Moserschen Bousole abgeht; allein dem ungeachtet wird gewiss kein geübter Praktiker sich solcher misslichen Kunstgriffe bedienen! — Rec. der übrigens die Geschicklichkeit des Hn. *M.* bewundert, mit welcher er mittelst eines nach halben Graden getheilten Ringes und einer Nadel von 5 Zoll Länge, bis auf 3 Minuten ganz sicher zu messen angiebt, muss denselben ferner aus vielfältiger Erfahrung versichern, dass die Messkette bey Waldmessungen, die ins Grosse gehen, und insonders bey Gebirgsforsten gar nicht anwendbar sey. Was ausserdem Hr. *M.* über die Rücksichten bey einer Waldmessung, über die bey derselben anzuwendenden Vortheile, und über die Aufnahme der Berge und bergichter Reviere, in den 3 folgendem Kapiteln anführt, ist im Ganzen sehr gut zusammengestellt. Doch sind die angeführten Vortheile gewiss nicht die vorzüglichsten, welche bey dergleichen Messungen angewandt werden können; und es wäre zu wünschen, dass Hr. *M.* einen zusammengesetzten Fall sich zum Exempel ausgewählt, und das was er hernach im 6ten Kap. über die Ausmessung der Holzbestände, der Blössen und anderer Forsttheile anführt, in ein Ganzes zusammengefasst hätte. Ueberhaupt scheint *Hr. M.* die Absicht gehabt zu haben, jene bekannte geometrischen Aufgaben, welche man in geometrischen Compendien bey der Lehre von Verbindung der Dreyecke, und in der Lehre von 3 gegebenen Punkten auf dem Felde, gewöhnlich antrifft, auch auf die Waldungen anzuwenden, das zwar immer sehr gut ist, aber nur in den seltensten Fällen seine Anwendung findet; und wenn sich auch ein solcher Fall irgend einmal zeigt, so gewährt das hiebey anzuwendende Verfahren öfters bey weitem nicht jene Genauigkeit, mit welcher die Grenze einer Waldung bestimmt werden muss.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Praxis zu Hause. Es wird daher das Auftragen der Winkel mit dem Transporteur und mit der Bousole gezeigt, auch wird im 9ten Kapitel die Berechnung der Horizontal-Projection durch die Hypotenuse und den Elevationswinkel vorgenommen und durch eine Tabelle erleichtert, die aber bey Waldungen immer nur *in thesi* statt findet. Bey dem folgenden trigonometrischen Kapitel vermisst Rec. die beiden übrigen trigonometrischen Aufgaben, aus 2 Seiten und einem Win-

Winkel die 3te Seite zu finden, die zur Vollständigkeit des Ganzen gehören; und eben so hätten in dem 12ten Kapitel, in welchem die Prüfung des Risses vorkommt, noch mehrere Prüfungs-Methoden und besonders die Vertheilung der unvermeidlichen Fehler näher betrachtet werden können. Den Beschluss des Ganzen macht die Areal-Berechnung des Risses.

Die Vorrede des Hn. D. *Jung* ist übrigens mit jenem Fleiss ausgearbeitet, welcher den Schriften dieses Gelehrten eigen ist.

NATURGESCHICHTE.

Regensburg, in der Montag und Weissischen Buchhandl.: *Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst auf das Jahr* 1797. von *D. H. Hoppe.* 16 Bog. 8.

Der Werth dieses Werkchens ist bereits aus unsern Anzeigen der vorigen Jahrgänge bekannt. Wir wollen daher nur den Inhalt des obigen anführen und hin und wieder einige Bemerkungen machen. I. *Blühezeit einiger Frühlingspflanzen in Jahr* 1786 von Hn. Prof. *Düval.* Sollte es wirklich die *Patentilla argentea* gewesen seyn, die Hr. D. den 12ten Jänuar in der Waldung von Gross, in voller Pracht, ganz grün und wie neu geboren angetroffen hat? — II. *Beyträge zu den Wohnplätzen einiger Pflanzen:* hauptsächlich einer neuen Ausgabe der Hoffmannischen Flora zu gefallen; nebst einigen Bemerkungen. III. *Excursionen* nach dem Untersberge; von Hn. von *Brauna* in Salzburg; etwas redselig. IV. *Nachtrag zur Hallischen Flora:* von Hn. *Wohlleben.* Am Ende eine Nachricht von dessen zu frühen Tode. V. *Verzeichniss derjenigen Riedgräser (Carices) welche um Regensburg wachsen;* nebst ihrer Beschreibung und einigen Kritiken. VI. *Von der Aufkeimungszeit verschiedener Pflanzen,* von Hn. Beneficiat *Schmidt* in Rosenheim. Soll in Zukunft vollkommener werden. VII. *Etwas über das Einlegen der empfindsamen Mimosa:* von eben demselben. Soll bey trüber kalter Witterung geschehen. VIII. *Einige Erfahrungen über das Einlegen und Aufbewahren der Pflanzen:* von Hn. Kupferstecher *Mayr.* Starkes Pressen der getrockneten Exemplarien, soll sie wider den Wurmfrass sichern. IX. *Ueber botanische Belustigungen oder Excursionen im Spätherbste und Winter, deren vorzüglichste Gegenstände, ihre Wohnorte, Sammlung, Aufbewahren und den Nutzen der Erkenntniss:* von Hn. v. *Braune* in Salzburg. Betrifft vorzüglich die Aufbewahrung der Bilze; aber ziemlich mager. X. *Betrachtung über die Giftpflanzen in Rücksicht auf die Insecten:* von Hn. Prediger *Dallinger;* in wie ferne sich nämlich diese von ihnen nähren. Bey Euphorbia *peplus* die von Saperda *erytrocephala* besucht wird, ereifert sich Hr. D. über Hn. D. Panzer, dass er unter seinen Citationen, Hn. Schrank nicht einmal erwähne, da doch vor allen die Ehre diesem *bayerischen Linné* gebühre: soll wohl heissen, Linné unter den bayerischen Naturforschern? — XI. *Verzeichniss der seltensten Pflanzen die um Erlangen wachsen;* ist bereits von Hn. Praes. *Schreber* besser vorhanden. XII. *Anfrage,* wegen Besorgung eines *herbarii vivi Muscorum et Algarum* zum Besten der Anfänger. XIII. *Auszüge aus Briefen:* von Hn. Kupferstecher *Mayr.* Dieser will Deutschlands Flora in schwarzen Abdrücken von den Pflanzen selbst heftweise fertigen. Jedes Heft zu 100 Abdrücken auf Papier nach der diesem Taschenbuch beygefügten Probe des *Polypodium crenatum* um 2. und auf Holländisches 3 Gulden 30 kr. Michaelis d. J. soll der erste Heft fertig seyn. Wer nach diesem Termin auf irgend eine Weise bey dem Herausgeber dieses Taschenbuchs oder Hn. Mayr selbst Bestellung macht, muss 30 kr. für das Heft mehr zahlen. Hr. Mayr nennt sich unter dieser Anzeige Schriftstecher und Kupferdrucker auch Verfertiger und Verleger der *Ectypa Plantarum germanicarum!* — Ueberhaupt ist dieses Taschenbuch wie voller bayerischer Provincialismen, so auch mit einer ziemlichen Anzahl Druckfehler versehen. XIV. *Nachricht* von Jacob Sturms in Nürnberg deutscher Flora in Abbildungen nach der Natur, Taschenbuch-Format in zwey Abtheilungen. Jedes Heft von 16 illuminirten Arten und einem Blatt Text liefert er um 16 gr. weshalb man sich unmittelbar an ihn, aber durchaus postfrey wenden muss. Das erste Heft der ersten Abtheilung ist bereits fertig. XV. *Ankündigung* einestheils, dass auch von der zweyten Abtheilung, nämlich der 24. linneischen Classe, eben der deutschen Flora, das erste Heft fertig sey; andertheils, einer *Flora germanica sicca,* die unter Mitwirkung der Regensburgischen botanischen Gesellschaft, die Hn. v. Braune in Salzburg, Funk in Gefrees, Gärtner der jüngere in Hanau und Hoppe in Regensburg, besorgen werden. Das Heft von 100 kunstmässig eingelegten und getrockneten Pflanzen für 1 Ducaten Pränumeration.

Gotha, b. Ettinger: *Naturgeschichte oder Anleitung zur Kenntniss und Wartung der Säugthiere, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer, welche man in der Stube halten kann,* von *Johann Matthäus Bechstein.* Der Stubenthiere zweyter Band wovon die Naturgeschichte der Stubenvögel den ersten ausmacht. 1797. 312 S. 8.

Diese Naturgeschichte der Stubenthiere aus den übrigen fünf Classen ist eben so wie die der Stubenvögel behandelt, und liefert treffliche Beschreibungen, und Bemerkungen über die Lebensart, Nahrung und Zucht derselben: nur sind diese nicht alle sich gleich, und bey manchen, vorzüglich den Insekten und Würmern, etwas zu kurz und nicht vollständig genug. Schade nur, dass dies in so mancher Rücksicht nützliche und lehrreiche Buch, welches seinen Zweck, Dilettanten auf Naturgeschichte aufmerksamer zu machen und zu belehren, gewiss

wiſs nicht verfehlen wird, ſo ganz ohne Plan gearbeitet iſt. Denn entweder muſste ſich der Vf. auf die gewöhnlichen Stubenthiere, und zwar diejenigen, die man in Deutſchland zu halten pflegt, einſchränken; dann hätten aber die Makis, die Jerbus, der Zwerghaſe, der gemeine Haſe hier ihren Platz nicht finden können, oder er hätte, wie dies in der That der Fall zu ſeyn ſcheint, auch auf die gewöhnlichen Stubenthiere aller andern Länder Rückſicht genommen; dann hätten doch die Haſen, die Wieſel, die Marder, die Hirſchkäfer, die Polyen u. ſ. w. wegbleiben, dagegen das Zibeththier, die Drachen und manche Eidechſen und Schlangenarten hier angeführt werden müſſen. Wollte Hr. B. aber die Thiere, die ſich durch Zähmung und angenehme Eigenſchaften zu Stubenthieren empfehlen, hier beſchreiben; ſo hätten doch Fuchs und Marder und Wieſel, die durch ihren Geruch wenigſtens jeden, der eine etwas feine Naſe hat, vertreiben, wegbleiben, dagegen manche andere angeführt werden können. Sollten weiter Stubenthiere, wie es der Titel angiebt, alle Thiere heiſsen, die man in der Stube halten *kann;* wie groſs würde dann ihre Zahl werden! Sollten endlich nur alle als Stubenthiere ſelbſt in Deutſchland gehaltnen Thiere vorkommen: ſo müſsten auch Löwen und Wölfe hier ſtehen, und wenigſtens verdienten ſie eher ihre Stelle, als die Marder, die Wieſel, der Fuchs und der Haſe unter den Stubenthieren, weil ſie zahm wie Hunde, ihrem Herrn ſo treu und folgſam wie dieſer, ſo reinlich wie er werden, und die unangenehmen und läſtigen Eigenſchaften der genannten Thiere nicht beſitzen. Endlich müſſen wir noch erinnern, daſs wir wünſchen, Hr. B. möge ſich ſelbſt nicht ſo oft ausſchreiben, und ſeine Leſer, die er ſo ſehr verdient, nicht zwingen, daſſelbe mehr als einmal zu bezahlen. Das Ausſchreiben ſollte er Leuten überlaſſen, die nicht wie er ſelbſt zu ſchreiben im Stande ſind, und bloſs von ihrer *Hände* Arbeit leben müſſen. Mit weit gröſseren Vergnügen, als dieſes Buch, welches doch auch manches eigne und neue enthält, würden wir daher die Fortſetzung ſeiner vortrefflichen Naturgeſchichte Deutſchlands angezeigt haben.

Nürnberg, in der Raſpiſchen Buchhandl.: *Scriptores de plantis Hispanicis, Luſitanicis, Braſilienſibus, adornavit et recudi curavit J. J. Römer,* M. D. cum. tab. aen. (VIII.) 1796. 184 S.

Auf ſauberen Papier wird der Abdruck von folgenden zum theil ſeltnen Schriften geliefert: *Enumeratio Stirpium in Arragonia noviter detectarum* u. *Introductio in Oryctographiam et Zoologiam Arragoniae,* 1774; *Dom Vandellii de arbore Draconis S. Dracaena Diſſertatio,* 1762; deſſelben *Faſciculus plantarum cum novis generibus et ſpeciebus,* 1771; deſſelben *Florae Luſitanicae et Braſilianae ſpecimen,* aus *Diccionario dos Termos Technicos de Hiſtoria natural extr... lidos das Obras de Linneo etc. Ea Memoria ſobre ... Utilidade dos Jardins botanicos que offerece a Reyn... D. M. J. noſſa Senora Domingos Vandelli etc.* 178... Wo auch die angehängten 22. kleinen Briefe Linne's ſtehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig,* b. Baumgärtner: *Wie ſind freye Plätze in volkreichen Städten und namentlich der Platz vor dem Grimmiſchen Thore zu Leipzig zu verſchönern?* 1796. 1 Bog. 8. Die Antwort auf dieſe Frage fällt, in dieſen Blättern, dahin aus, daſs ſolche Verſchönerungen *nicht* beſtehen ſollten: 1) in Springbrunnen, wegen des oftmaligen Mangels oder der beſſern Benutzung des Waſſers; 2) in koloſſalen Sphinxen, wegen des Unlocalen, dieſer, Aegypten abgeborgten, Symbole; 3) auch nicht in einem Raſenplatz, mit Blumenvaſen, Poſtamenten mit Basreliefs, wegen der Unzugänglichkeit ſolcher Plätze zur Betrachtung der Kunſtwerke; 4) eben ſo wenig in Obelisken, die einem ſolchen Platz nicht genug Ausdruck des Lebens geben; und endlich 5) nicht in errichteten Termen des Merkurs und der Minerva, welche Termen nach dem Sinn der Alten, auf Fluren und an Grenzſcheidungen gehören. — Man ſieht leicht, daſs dieſe nur ſehr oberflächlich hingeworfnen negativen Ideen, an ſich ſelbſt relativ ſind und keine Regeln für freye Plätze in andern groſsen Städten abgeben können. — Für den benannten Platz in *Leipzig* ſchlägt der Vf. zweckmäſsig vor, ihn mit den beiden Statüen der Minerva und des Merkurs zu beſetzen, oder ſtatt dieſer, wo anders Patriotismus und Nationaldankbarkeit die Wahl leiten, nach dem Muſter des *Prato della Valle* zu Padua — die Statüen von zwey berühmten in Leipzig gebornen Männern, *Leibnitz* und *Chriſtian Thomaſius* auf dieſem Platz zu errichten. Der letzte Vorſchlag wäre wohl um ſo beyfallswürdiger, da Leipzig dadurch am ſchicklichſten das Andenken an die Begegnung auslöſchen könnte, womit ſich die daſige Univerſität an dieſen beiden groſsen Männern einſt verſündigt hat. Vielleicht iſt dem Un. G. Kriegsrath *Muller,* der ſchon ſo viele Verdienſte um Leipzigs Verſchönerung ſich erworben hat, auch die Ehre noch vorbehalten, zwey für Leipzigs und Deutſchlands Ruhm ſo intereſſante Monumente zu ſtiften, und man darf wohl nicht zweifeln, daſs ſein Landesherr, der edle und gemeinnützige Unternehmungen ſo gern unterſtützt, nach dem Beyſpiel der Hannöverſchen und Braunſchweigiſchen Regierungen die Erlaubniſs ihrer Errichtung mit Vergnügen ertheilen würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Februar 1798.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Historisches Bilderbuch für die Jugend, enthaltend Vaterlands-Geschichte.* Erstes Bändchen, mit 21 Kupfern. 1797. 320 S. 8.

Der rosenfarbne, mit Vignetten gezierte Einband, die vielen schön gezeichneten, gut gestochenen Kupfer, das saubere Papier nebst dem reinen Drucke, laden den unbeschäftigten Leser der Ritterromane und der wissbegierigen Jugend zu Unterhaltungen aus den Geschichten unserer Urväter ein. Der ungenannte Vf. läfst es aber auch von seiner Seite nicht mangeln, um den innern Werth des Buchs geltend zu machen. In einer deutlichen, meist leichten und schönen Schreibart, trägt er das Wichtigste aus den Begebenheiten der alten Deutschen vor; von dem Einfalle der Kimbern in Italien, bis in das 6te Jahrhundert nach Christi Geburt. Mit Vorbedacht schliesst er eben da in der fränkischen Geschichte, wo gehäufter Brudermord und Uebelthaten aller Art das Andenken unserer Vorfahren schänden. Nicht zufrieden blofs die vorzüglichsten politischen Ereignisse dargestellt zu haben, geht der Vf. auch in das häusliche Leben ein, in die Verfassung, Gottesverehrung der *Bewohner*, in die Cultur des kalten waldigen Landes. Kurz er sucht seine Leser zugleich zu belehren und zu vergnügen. – Im Ganzen glückt es ihm auch, und wir hoffen die Fortsetzung und eine zweyte Auflage dieses Buchs zu sehen. Aber eben dieser Hoffnung wegen, die auf wirkliche Verdienste in der Sache und Darstellung gegründet ist, fodern wir den Vf. zu einem nochmaligen gründlichen Studium der alten Geschichte auf, oder vielmehr zu etwas gröfserer Behutsamkeit, um nicht hin und wieder gerade aus den am nächsten liegenden Hülfsmittel Dinge abzuschreiben, die in einzelnen Fällen den Kopf des Jünglings mit unrichtigen Begriffen erfüllen können, z. B. S. 54. setzt der Vf. *Druiden* nach Deutschland. Diese waren den Kelten eigen; weder Tacitus, noch ein anderer Schriftsteller schreibt sie den Deutschen zu. S. 157. „Velleda ertheilte ihre Orakelsprüche von einem hohen am *Nekar* gelegenen Thurm herab.“ An der *Lippe* wollte er sagen, wird auch wohl von dem hohen Thurm etwas abhandeln lassen. S. 167. soll schon Tacitus die Lazzi oder leibeignen Leute *Cosatas* nennen. Dies ist ein Wort der viel spätern Zeit. S. 194. „Die Markomannen waren anfangs in *Dacia* ansässig.“ Woher diese Nachricht? Nach Dacien kamen die Markomannen nie. Von den *Thüringern* weifs der Vf. S. 194. ganz eigne Nachrichten vor sich haben. „Sie waren schon im dritten Jahrhundert bekannt und breiteten sich in der Folge so aus, dafs mehr als der dritte Theil von Deutschland ihnen gehörte. Der Rhein machte die eine Grenze des Reichs und die Donau die andere.“ Wahrscheinlich ist der Vf. ein Thüringer und hat seine Angaben aus einer alten Chronik geholt. — Wir bitten um nochmalige Durchsicht der Geschichte des Attila. S. 250. „Attila drang bey Manheim über den Rhein und kam endlich in — *Italien* an. Aetius schlug ihn zu Chalons an der Marne, ja er würde die ganze Hunnische Macht haben vernichten können, wenn ihm die unzeitige Eifersucht des orientalischen und occidentalischen Hofs erlaubt hätte seinen Sieg zu benutzen. Allein da man befürchtete, die Gothen möchten zu mächtig werden, so liefs man den Attila ungehindert zurück gehen.“ Welche Verwirrung der Thatsachen! Den Religionseifer des Vf. (S. 144 etc.) wo er unsern Stammvätern die reinsten Begriffe einer natürlichen Religion zuschreibt, wollen wir nicht tadeln; aber die Quellen wären wir begierig kennen zu lernen, aus welchen sich dies alles so haarklein deduciren liefse. Andere Kleinigkeiten sind wohl blofs als Schreibfehler der Feder entschlüpft. S. 50. ein Bruder des Drusus *Julian*. S. 196. *Posphorus*, *Pythus*. S. 198. der römische Kaiser *Maximilian*. S. 257. und öfter *Grofsbrittanien*. Aus den Salischen etc. Gesetzen hat er die Sitten der Slaven mit ungleich gröfserem Glücke gefunden, als wir sie in denselben je haben entdecken können.

HILDESHEIM, b. Schlegel: *Geschichte des Hochstift-Hildesheimischen Matricular-Anschlags*, der in Gefolg desselben geleisteten Zahlungen, und der deshalb zwischen dem Fürstbischof und der Altstadt Hildesheim entstandenen Streitigkeiten, auf Befehl des jetztregierenden Fürstbischofs, Franz Egon, entworfen. 1797. mit 298 Anlagen. 163 u. 250 S. fol.

Diese sehr weitläuftige Schrift ist hauptsächlich gegen die unlängst angezeigte Deduction: *vertheidigte Freyheit oder documentirte Darstellung der Reichs- und Kreisunmittelbarkeit der Stadt Hildesheim* etc. gerichtet. Der Vf. erklärt jedoch, dafs er den Zweck nicht habe, jene städtische Druckschrift vollständig zu beantworten. Seine Absicht gehe lediglich dahin, Thatsachen, und zwar nur solche zu erzählen, welche mit dem stiftischen Matricularanschlage, und darnach bezahlten Reichs- und Kreislasten, in Verbindung stehen, woraus sich beyläufig ergeben werde, wie

wie sehr das ganze Land mehrere Jahrhunderte hindurch mit einem unmäſsigen Anschlage widerrechtlich gedruckt worden sey. Durch diese bloſs historische Darstellung, ohne viel zu polemisiren, hofft der Vf., daſs der Ungrund der städtischen Behauptungen, welche theils auf irrigen Voraussetzungen, theils auf abgerissenen historischen Bruchstücken beruheten, sich von selbst zeigen werde. Er fängt seine Geschichte von 1521 an, und führt solche bis auf die neuesten Zeiten fort. Sie enthält allerdings sehr merkwürdige mit zahlreichen Urkunden belegte Thatsachen, besonders vom 16ten Jahrhundert, woraus erhellet, daſs die Stadt, wenn es auf Repartition der Reichsanlagen ankam, zwar immer eine Immunität zu behaupten suchte, dabey sich aber gar nicht für reichsunmittelbar hielt, sondern ihre angebliche Freyheit lediglich auf einen gegen den Fürsten und die Landstände hergebrachten Besitzstand gründete, auch sogar zum öftern, durch ihre Mittelbarkeit, gegen die Foderungen des Kreises sich zu schützen suchte; wie sie denn im Jahr 1659 den Kreisständen erklärte: „sie sey im „Besitz der Freyheit, *kein Reichsstand*, *noch dem Reich* „*ohne Mittel unterworfen*, von welchen allein, und „nicht von denen, so dem Reich mediate unterworfen, solche Anlagen gefodert würden." Auch nach Ertheilung der sogenannten *Remissionsurkunde* vom Bischof Ernst 1577, welche den Beytrag der Stadt auf *tertiam tertiae* bestimmte, werden noch mehrere ähnliche Erklärungen der Stadt angeführt, welche darthun, daſs sie sich auch späterhin für einen Theil des Stifts gehalten habe, und ihr bis auf die neuern Zeiten nicht eingefallen sey, sich durch Behauptung der Reichsunmittelbarkeit, von demselben zu trennen. Die Bedrängnisse, in welchen das Stift bey den verschiedenen Reichskriegen, besonders im dreysigjährigen Kriege, sich befunden, werden dabey sehr lebhaft und umständlich geschildert.

ALTONA, in der Buchh. der Verlagsgesellschaft: *Briefe über Frankreich, die Niederlande und Deutschland.* Geschrieben in den Jahren 1795. 1796 und 1797. *I. Theil.* 1797. 176 S. *II. Theil.* 1798. 176 S. 8.

Unter den vielen Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution, die wir in allerley Gestalten um uns her entstehen sehen, gehören diese Briefe nicht zu den unerheblichsten. Sie haben Hn. *Körner*, Secretär bey der französischen Legation in Hamburg zum Verfasser, und sind einzeln schon in der *Klio* und in dem Journal *Frankreich* erschienen. Um dieser Sammlung einen etwas neuen Anstrich zu geben, hat der Vf. hie und da einige Noten und Zusätze beygefügt. In einer ziemlich correcten und flieſsenden Sprache enthalten sie eigne Erfahrungen des Vfs. in und auſser Paris gesammelt, manche richtige Blicke und scharfsinnige Bemerkungen über einzelne Partien des groſsen Schauspiels; Beobachtungen über den Charakter und die Stimmung des Volks, über die Lage einiger vom Vf. bereisten Departementer, über die Verheerungen und Folgen des anarchischen Despotismus Robespierres und seiner Henker; über einige Sitzungen des damaligen Convents, denen der Vf. beywohnte u. dgl. Treffend sind besonders die in Paris angestellten Beobachtungen über den leichtsinnigen und feigen Geist des groſsen Haufens der Royalisten und Aristokraten und ihrer heimlichen oder öffentlichen Anführer; ferner über den der guten Sache verderblichen oder doch ihren Fortschritten eine Zeitlang hinderlichen Egoismus vieler des bessern Theils der Nation; — verschiedne neue Züge zur Charakteristik des verächtlichen Maire *Pache*, der, wie hier behauptet wird, selbst Robespierren, so wie mehrere andre Buben, zu blinden Werkzeugen seiner schändlichen Machinationen zu machen wuſste; ausführliche und interessante Nachrichten von dem unglücklichen Mainzer Deputirten *Lux* u. s. w. Den gröſsten Theil des 2ten Bandes füllt der Bericht über den Proceſs Barrere's, Collot's, Billaud's u. a. und über die dadurch hauptsächlich veranlaſste Empörung am 12ten Germinal, wobey der Vf. an der Vertheidigung des Convents thätigen Antheil nahm; die letzten Bogen enthalten gute Bemerkungen über die Ursachen der Brodtheurung und des Brodmangels in Frankreich und über die damaligen Anstrengungen der Regierung, diesem Elende abzuhelfen. — Wahrscheinlich dürften diesen beiden Bänden noch viele folgen.

LITERARGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Raspe: *Joh. Heinr. Tischbein*, ehemaliger Fürstl. Hessischer Rath und Hofmaler, als *Mensch und Künstler dargestellt*, von *Joseph Friedrich Engelschall*, Prof. der Philos. zu Marburg. Nebst einer Vorlesung von *W. J. C. G.* Casparson, Fürstl. Hessischen Rath und Prof. zu Kassel. 1797. XVIII u. 173 S. gr. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser Lebensbeschreibung, Prof. *Engelschall*, starb den 18. März vorigen Jahrs, und hat kurz vor seinem Tode die Vorrede zu derselben niedergeschrieben, worin er sich über die Absicht seiner Biographie, über die Einrichtung derselben, und die ihm dazu gewordenen Hülfsmittel, näher erklärt. Hr. Prof. *Justi* in Marburg hat daher diese Vorrede mit einer kurzen Nachschrift begleitet, worin er den Verlust seines Freundes bedauert, und mit dem Lobe desselben die Anpreisung gegenwärtiger Arbeit vereint, die er als ein schönes Denkmal betrachtet, welches mit dem Namen und dem Ruhme des Mannes fortleben werde, dem es errichtet ist. Der sel. E. ist den Kunstfreunden aus mehrern Aufsätzen, besonders in den Meuselschen Kunstjournalen vortheilhaft bekannt, und hatte unstreitig in mehr als Einer Hinsicht äuſsern und innern Beruf zur Errichtung dieses Denkmals, dessen Gegenstand allerdings denkwürdig war. Er selbst gesteht, daſs er diesen seinen Gegenstand bisweilen vielleicht mit etwas zu

viel Wärme behandelt habe; aber er rechnete dabey auf theilnehmende Freunde der Kunst, und erklärt übrigens, dass die Wahrheit seine beständige Führerin geblieben sey. Er selbst hat den verstorbenen *Tischbein* persönlich gekannt; aber nicht lange genug, um dem Publicum bloss die Resultate seiner eignen Beobachtungen vorzulegen. Er benutzte daher andre, von ihm angeführte, Quellen.

Das Andenken eines so geschickten und verdienstvollen Künstlers, wie der sel. Rath *Tischbein* war, verdient auch in diesen Blättern aufbehalten zu werden; und wir heben daher seine vornehmsten Lebensumstände aus. *Tischbein* war der fünfte Sohn eines Bäckers im fürstl. hessischen Sainthospital Haina, wo er den 3. Oct. 1722 geboren wurde. Sein Vater trieb neben seinem eigentlichen Gewerbe verschiedne mechanische Künste, und war unter andern ein nicht ungeschickter Schreiner und Drechsler. In allen seinen sieben Söhnen zeigte sich ein noch entschiedneres Kunstgenie, vorzüglich aber in diesem fünften. Von seinem zehnten Jahre an trieb ihn eine überwiegende Neigung zum Zeichnen und Nachbilden, so wenig bedeutende Muster er auch dazu in den ersten Jahren vor sich hatte. Man gab ihn zu seinem Oheim, einem Schlösser zu Gemünden in Oberhessen, um das Schlösserhandwerk zu lernen. Aber Zeichnen blieb auch hier seine liebste Beschäftigung, und, ohne mit der Pastelmalerey irgend bekannt zu seyn, machte er seine ersten Versuche mit dreyerley gefärbter Kreide. Ein gemeiner Maler gab ihm einige schlechte Farben, und mit Hülfe seines Oheims versuchte er nun, sich selbst Farben und Pinsel zu bereiten. Besser sandte ihn sein älterer Bruder, *Johann Valentin*, durch dessen Vermittelung er in seinem vierzehnten Jahre bey dem Tapetenmaler *Zimmermann* in Kassel förmlich in die Lehre kam, wo er wenigstens den mechanischen Theil der Kunst lernte, und bald beträchtliche Fortschritte darin machte, ob er gleich bis in sein zwanzigstes Jahr keines vorzüglichen Unterrichts in der Malerey genoss. Nun aber nahm sich der Graf *von Stadion* seiner an, und liess ihn auf seine Kosten reisen. T. ging im J. 1743 nach Paris, studirte dort unter *Karl Andreas Vanloo*, und blieb bey demselben ins fünfte Jahr. Hier scheint er von der französischen Schule sein heiteres Kolorit angenommen zu haben, welches in der Folge durch die venezianische Schule berichtigt und bestimmt wurde; denn von Paris ging er 1748 nach Venedig, wo er den Unterricht und die Freundschaft *Piazetta's* genoss, von dem er das Meiste gelernt zu haben gestand. Nach acht Monaten ging er über Florenz und Bologna nach Rom; und hier suchte er sich Richtigkeit und Feinheit der Zeichnung durch das Studium der Antike und der besten neuern Muster zu erwerben. Dies gelang ihm jedoch nicht ganz, weil er die Manier seiner vorigen Lehrer nicht ganz aufgeben wollte. und die freye malerische Wirkung der genauen Richtigkeit der Zeichnung vorzuziehen schien. In Rom blieb er zwey volle Jahre, und ging dann über Parma und Piacenza wieder nach Venedig zurück, wo er neun Monate verweilte. Von seinen in Italien verfertigten Gemälden fand sich in seinem Nachlasse noch eine Conzertgesellschaft, und das Bildniss einer Freundin. Sein fester Charakter schützte ihn in Frankreich und Italien vor Ausschweifungen, und vor der Annahme des ihm unter vortheilhaften Bedingungen in Italien gemachten Antrags, zur römischkatholischen Kirche überzutreten. Zu Ende des J. 1751 kam er zu Warthausen, einem Landgute des Grafen von Stadion an, und ging im folgenden Jahre mit diesem seinem Wohlthäter nach Mainz. Im Schlangenbade wurde er dem Landgrafen von Hessenkassel bekannt, und von ihm in Dienst genommen; doch erlaubte ihm der Landgraf, noch anderthalb Jahr bey dem Grafen *v. St.* zu bleiben, und, auf des Landgrafen Kosten, was er wollte, zu malen. Diese neue Aussicht gab seinem Genie einen neuen Schwung, und belebte seine Thätigkeit noch mehr. Gegen das Jahr 1754 begab er sich nach Kassel, und hier nicht nur, sondern im ganzen Hessischen, entstand durch ihn eine neue Kunstepoche, günstiger, als bisher eine dort gewesen war. In der Malerey hatte bisher die dunkle Rembrandsche Manier in diesem Lande die Oberhand gehabt; *Tischbein* war der erste Künstler, der den Blick auf die schöne Natur hinlenkte, indem er ihr in seinen Nachbildungen den lachenden Farbenschmelz der venezianischen Schule lieh. In den ersten Jahren beschäftigte er sich meistens nur mit Erweiterung der landgräflichen Gemäldesammlung, und mit der Bildnissmalerey, die doch nicht sein eigentlicher Beruf war. Die Unterstützung des Landgrafen setzte ihn hernach in Stand, sein grösseres Talent für die historisch-mythologische Malerey immer mehr auszubilden. Neuere historische Gegenstände fand er immer einer malerischen Darstellung minder fähig, als die mit Allegorieen verwebten Scenen der Vorwelt. Während des siebenjährigen Krieges war er zwar nichts weniger als unthätig; aber erst nach demselben begann die schönste Epoche seiner Kunst und seines Ruhms. Seine besten historischen Gemälde sind in den Jahren 1762 bis 85 verfertigt. Der Landgraf ernannte ihn zum Professor der Malerey an dem Collegium Carolinum, und zum Director der hernach davon abgesonderten Akademie der bildenden Künste. Nun ward er Vater und Stifter einer neuen Kunstschule, die sich seitdem bis nach Italien verbreitet hat. Er hatte sich durch Uebung und Nachdenken über seine Kunst eine Festigkeit in Grundsätzen eigen gemacht, die unzerstörbar, wie die Natur, mitten unter den Misbildungen eines falschen Modegeschmacks sich immer selbst gleich blieb. Nicht leicht würdigte er seine Kunst zur blossen Nachahmung herab; selbst in seinen Bildnissen ist fast immer etwas Dichterisches. Dabey besass er eine grosse Leichtigkeit, und konnte mit geringer Anstrengung und in kurzer Zeit die interessantesten Stücke ausführen. — Unser Biograph übergeht indess auch die Vorwürfe nicht, welche die Kritik den Arbeiten dieses trefflichen Künstlers nicht ganz

ganz ohne Grund gemacht hat. Sie wünschte seine Subjecte und deren Behandlung dem Geiste des jetzigen Zeitalters näher gebracht; und sie findet darin nicht immer genaue Beobachtung der historischen und localen Wahrheit, die er zuweilen der malerischen Wirkung aufopferte. In den letzten vier Jahren seines Lebens nahmen seine Kräfte, und besonders sein Gesicht, immer mehr ab. Und doch liess er nicht ab von seinem Fleisse. Noch ein Jahr vor seinem Tode malte er ein grosses Stück zum Geschenk für die Kirche seines Geburtsorts. *Tischbein* starb am 22. August 1789.

Es war die Absicht unsers Biographen, diesen denkwürdigen Mann nicht bloss als *Künstler*, sondern auch als *Menschen* darzustellen. Manche rühmliche Züge seines edeln Charakters kommen schon in der bisherigen Darstellung aus dem ersten dieser Gesichtspunkte vor; aber eine besondre Schilderung aus beiden enthält der fünfte Abschnitt, aus dem wir jedoch nur einige der vornehmsten Parthieen ausheben können. Ruhe und inneres Bewufstseyn war der herrschende Charakter seines Angesichts; und seine Physiognomie hatte ein ganz eignes Gepräge von Nachdenken und Ernst; obgleich Freundlichkeit ein Hauptzug seiner Gemüthsart war. Auch besafs er eine liebenswürdige Biederkeit, und viel zuvorkommende Höflichkeit; grosse Stetigkeit der Seele, die mit einer natürlichen Reizbarkeit verbunden war, und in unbewachten Augenblicken durch eine kurze Aufwallung unterbrochen wurde. Hochgefühl und Innigkeit war bey ihm so stark, dass selbst gleichgültig scheinende Auftritte des Lebens sein ganzes Wesen durchdrangen. Er war nicht fühllos gegen Vergnügen und Lebensgenuss; aber er liess sich von ihnen nicht zum Müssiggang oder zu einem Missbrauche verleiten, der den Geist abstumpft, und den Körper entkräftet. In seinen reifern Jahren war er sehr religiös, oft selbst bis zu einem kleinen Grade von Unduldsamkeit. Nichts aber blieb sich bey ihm so gleich, als seine Kunstliebe und seine unermüdete Thätigkeit. Jene begleitete ihn überall, auch im gesellschaftlichen Leben, wo er oft den Ideengang der Unterhaltung zu neuen malerischen Entwürfen nutzte. Gegen alles Ceremoniöse und Geräuschvolle hatte er eine entschiedne Abneigung. Gefälligkeit gegen Fremde hatte er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht. In der Einrichtung seines Hauswesens liebte er eine anständige Pracht ohne Verschwendung. Gegen seine Dienstboten war er gerecht und liebreich. Eigentliche Künstlerlaunen hatte T. nicht. Er liebte das Nachdenken über seine Kunst, und Alles, was dasselbe beförderte, und hatte eine nicht gemeine Belesenheit in dahin einschlagenden Schriften. — Der Vf. kommt nun auf die besondre Prüfung seines Künstlercharakters, und auf die Untersuchung der Frage, woher bey ihm die überwiegende Neigung für die Begebenheiten des mythologischen Zeitalters entstanden sey. Die Beantwortung derselben aber, und die nähere Zergliederung der Verdienste und Eigenthümlichkeiten des Künstlers und seiner Werke muss man bey ihm selbst nachlesen.

Hier nur noch ein paar Worte über das dieser Biographie angehängte *Verzeichniss von Tischbein's Gemälden*, nebst einer Uebersicht seiner hinterlassenen *Skizzen* und *Handzeichnungen*. Es ist mit Anmerkungen begleitet, die es dem Kunstliebhaber noch angenehmer und lehrreicher machen werden. Zuerst sind die völlig ausgeführten Gemälde angeführt; und zwar 1) historisch-mythologische Vorstellungen; 2) Bildnisse, Familien- und Gesellschaftstücke; 3) Ansichten und Landschaften. Die erste Classe ist die zahlreichste; sie enthält nicht weniger als 144 Stücke. Die zweyte, die jedoch lange nicht vollständig gegeben werden konnte, begreift 81 Gemälde; und die dritte nur achtzehn. — Der *Kopien* und *Skizzen* zu grössern Gemälden fand sich in seinem Nachlass eine Menge, fast von allen vorhin verzeichneten Arbeiten; hier werden also nur einige genannt, deren Originale und Ausführungen unter jenen nicht mit begriffen sind, 62 an der Zahl. Endlich von dem sehr schätzbaren Vorrathe seiner *Handzeichnungen*, *Entwürfe* und *Ideen*, deren hier 215 benannt sind, obgleich es ihrer noch weit mehrere giebt, die einen grossen Reichthum von Ideen für Künstler und *Liebhaber* enthalten.

Auf dieses Verzeichniss folgt eine zu Tischbein's Andenken in der Gesellschaft der Alterthümer zu Kassel im April 1790 von Hn. Rath *Casparson* gehaltene *Vorlesung*. Sie enthält, ausser den vornehmsten Lebensumständen, unter denen noch einige in der Biographie gar nicht, oder doch kürzer, berührte, vorkommen, eine beredte Schilderung seiner artistischen und sittlichen Verdienste, von der vertrauten Freundschaft eingegeben, in welcher der Künstler und sein Lobredner einander viele Jahre hindurch, und bis zum Lebensende des ersten, zugethan waren. — *Tischbein's* von ihm selbst gezeichnetes und von *Karcher* in Mannheim sauber gestochnes Bildniss ist dieser Denkschrift beygefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 6. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Jacobäer: *Bemerkungen zu den Briefen über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion in Briefen von einem Landpfarrer an seinen akademischen Freund.* 1796. 8 Bog. 8.

2) Wittenberg, auf Kosten des Vf. und Leipzig, b. Barth: *Siebenzehnter und letzter Brief über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion an Alethophilus. Nebst einer Nachschrift an das Publicum.* 1796. 12½ Bog. 8. (12 gr.)

Man würde sich zwar irren, wenn man in Nr. 1. etwas Neues, oder auch nur eine besonders scharfsinnige und gelehrte Zusammenstellung alles Bekannten, was sich entweder gegen den von Hn. *Krug* aufgestellten Grundsatz, oder gegen manche Ausführungen desselben sagen läfst, erwarten wollte. Der Begriff des Vf. von Vollkommenheit ist, weil darin nicht auf das Vernunftideal oder das Unbedingte zurückgegangen wird, sehr schwankend, mithin auch Alles, was daraus argumentirt wird, sehr wenig haltbar, und es dürfte nicht schwer fallen, ihm in seinen Gegenbeweisen, auch da, wo er sich auf Stellen *der Schrift*, z. B. 2 Cor. 3, 11. Ebr. 7, 15—22. 12, 27. 28. beruft, manchen Zirkel nachzuweisen. Längst abgefertigt ist die Berufung darauf, (S. 40.) man könne nicht Alles irrig nennen, was für die subjective, oft sehr eingeschränkte Vernunft des Menschen unbegreiflich ist: indem es fürwahr niemand einfallen konnte, das Vernunftvermögen einzelner Subjecte zu etwas andern, als zum subjectiven Maasstabe ihrer Ueberzeugung zu machen und ihm objective Gültigkeit zuzuerkennen. Dafs aber, was überhaupt wahr seyn soll, dem System objectiver Vernunfterkenntnifs nicht widerstreiten darf, und was von nicht empirischen Gegenständen der Erkenntnifs, dergleichen alle Religionssätze ihrem Inhalte nach sind, auf Vernunftglauben Anspruch machen will, auch zuletzt aus jenem System objectiver Vernunfterkenntnifs mufs abgeleitet werden können, ist eine andere damit schlechterdings nicht umgestofsene Behauptung. Sehr einseitig ist die Darstellung des moralischen und religiösen Zustandes der Zeitgenossen Jesu S. 58. und gar nicht glücklich der Gedanke, die damals gangbaren philosophischen Theorieen über Gott und Religion dem Christenthume nach seiner ursprünglichen Form, als Volksglauben gegenüber zu stellen: da man im Gegentheil eine Vergleichung derselben mit den unter Christen gebildeten und aus demselben abgeleiteten wissenschaftlichen Religionssystemen in Ansehung der beiderseitigen Beschaffenheit und Haltbarkeit eher an ihrer Stelle würde gefunden haben. Ueberflüfsig ist des Vfs. Mühe, Hn. Krug, oder zunächst seinem akademischen Freunde zu demonstriren, warum Jesus seine Lehren nicht in wissenschaftlicher Form vorgetragen habe; richtiger aber unstreitig Hn. Kr. Resultat, dafs eben, weil Offenbarung als solche etwas Relatives, auf die Beschaffenheit derer, denen etwas offenbart wird, Berechnetes ist, davon der Begriff absoluter Vollkommenheit nothwendig ausgeschlossen seyn mufs. Wundersam ist endlich die Art, wie der Vf. S. 83. bey den Ausstellungen über die Aeufserung der Briefe über die Perfectibilität, dafs mit zunehmenden Einsichten in die Physik etc. der Glaube an Wunder abnehmen müsse, plötzlich abbricht, ohne dafs jemand errathen kann, was er will. Auch würde seine hie und da geäufserte Bestürzung über manche Behauptungen jenes Buchs und vornehmlich den darin aufgestellten Grundsatz, bey einer vielseitigen Sachkenntnifs und Uebersicht des Streitpunktes, sich merklich legen. Wenn sich indessen gleich die Philosophie für die gegen sie irgendwo geäufserte Geringschätzung mitunter in dieser Schrift ein wenig zu rächen scheint: so kann man doch nicht leugnen, dafs sich darin auch manche treffende Bemerkungen gegen die Briefe über die Perfectibilität finden, welches insbesondere dann der Fall ist, wenn es der Vf. mit solchen Argumenten jenes Buchs, denen eine über die Gebühr ausgedehnte Beweiskraft zugeschrieben ist, und die zum Theil mehr um die Anzahl, als das Gewicht zu verstärken, beygefügt scheinen, zu thun hat, ingleichen, wenn er die zu sanguinischen, in Ansehung des Einflusses, welchen jener Grundsatz von mehrern Seiten haben werde, dort geäufserten Hoffnungen in ihre Grenzen zurückweist. Ueberdem geben diese in einer gewandten, fliessenden und reinen, nur etwas zu weitschweifigen Schreibart abgefafsten Briefe für die Kenntnisse des Briefstellers und für desselben Anlage zu einer liberalen Denkungsart in der Theologie, welcher nur philosophische Cultur zu fehlen scheint, kein übles Vorurtheil. Was man aber daran am meisten rühmen mufs, und wofür man dem Vf. eine aufrichtige Achtung nicht versagen kann, ist die Bescheidenheit, ruhige Gemüthsstimmung, Billigkeit und Wahrheitsliebe, denen er auch nie mit einer Sylbe in diesen Briefen untreu geworden ist.

Mit Vergnügen bemerkt Rec., dafs ihm dieses Zeugnifs von Hn. Krug selbst in Nr. 2. ertheilt worden ist. Je mehr er übrigens, ungeachtet mancher

Verschiedenheit in der Ansicht der Dinge, dem letztern in der Beurtheilung der Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion selbst seine Hochschätzung bezeugt zu haben glaubt, und je willkommner ihm gegenwärtige Gelegenheit ist, die Versicherung davon zu widerholen: desto schmerzlicher bedauert er es, dass eigenthümliche Umstände einen wackern Mann nöthigen können, sich gegen einen Menschen, wie Alethophilus, von dessen literarischer und moralischer Armseligkeit und Nichtswürdigkeit unter ehrlichen Leuten gar keine Notiz genommen werden sollte, zu vertheidigen und es zu verhüten, dass er von ihm nicht politisch todt geschlagen werde. Ob Hr. Krug sich diese letztere Gefahr nicht zu bedeutend gedacht hat, kann Rec. nicht beurtheilen, der übrigens doch wünschte, dass demselben Aeusserungen, wie S. 59. 60 u. 72. nicht entschlüpft seyn möchten. Für Leute, die Alethophilus blenden konnte, ist es Pflicht diese Rechtfertigung zu lesen, die übrigens nur den Namen eines Sendschreibens an jenen, nicht eines Briefes über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion hätte führen sollen, weil das Ganze nicht sowohl eine wissenschaftliche Tendenz, als die der persönlichen Vertheidigung hat.

ALTDORF u. NÜRNBERG, b. Monath u. Kussler: D. *Joh. Phil. Gabler's neuer Versuch über die Mosaische Schöpfungsgeschichte aus der höhern Kritik.* Ein Nachtrag zum ersten Theil seiner Ausgabe der Eichhorn'schen Urgeschichte. 1795. 174 S. 8.

Hr. G. gab 1790—93 in drey Bändchen die 1779 erschienene Eichhorn'sche Urgeschichte mit seinen Erläuterungen heraus (A. L. Z. 1791. Nr. 167. 1794. Nr. 77.). In vorliegender Schrift macht er einen neuen interessanten Versuch, die erste jener beiden Urkunden aufzuklären, der noch mehr Beyfall finden würde, wenn die Hauptsätze näher zusammengerückt wären, die Räsonnements mehr auf einen Punkt zusammenträfen, und dadurch das Ganze leichter und schneller überschauet werden könnte, als es jetzt selbst dem aufmerksamen und nicht ununterrichteten Leser möglich ist. — Weil diese Schrift wirklich eine *neue* Ansicht dieser Urkunde und mehrere sehr scharfsinnige Bemerkungen enthält, so wollen wir die Hauptsachen kürzlich ausheben, und mit der ältern Ansicht vergleichen. Unter der Voraussetzung, dass 1 Mos. 2, 1—3. ein *wesentlicher* Theil der Urkunde 1 Mos. 1. sey, (wie die angesehensten Ausleger der letzten dreyssig Jahre annahmen) hatte der Vf. in der vorigen Schrift die Meynung unterstützt, dass der alte uns unbekannte vormosaische Verfasser des poetischen Mythus über die Schöpfung bey seinen sechs Schöpfungsacten auf den im Orient früh eingeführten Wochencyklus von sieben Tagen Rücksicht genommen, und dass also der siebente Tag als der festlichste zum Plan des Dichters gehört habe. Dieser siebente Tag beziehe sich aber, nach der Idee des Dichters, nicht auf den Sabbath der Israeliten, weil dieser eine weit spätere Anordnung Mosis sey, sondern er gehe nur auf die *eigene* Ruhe des Jehova. Nach des alten Dichters Vorstellungsart habe Gott diesen siebenten Tag *nur für sich* (nicht für die Menschen) zum festlichen Tage bestimmt, an welchem er sich seiner glücklich vollendeten sechstägigen Arbeiten freuete. Moses hingegen, der zur Verhütung der Abgötterey unter den Israeliten in *jeder Woche einen Tag* (den wichtigsten Wochentag der Aegypter, den Tag des Rephans, Saturns), der Nationalgottheit der Hebräer, dem Jehova weihete, habe in diesem alten Schöpfungsliede einen Grund der von ihm angeordneten Sabbathsfeyer gefunden, und diese vermeynte göttliche Sanction des Sabbaths zur nachdrücklichen Empfehlung desselben gebraucht. In de[r] gegenwärtigen Schrift zeigt nun Hr. G. nicht all[ein] verschiedene Schwierigkeiten und Unrichtigk[eiten] jener Vorstellungsart, sondern auch, dass die Ur[kun]de in der jetzigen Form offenbare Beziehung auf de[n] Sabbath habe. Da man nun aus mehrern Gründe[n] (die *Selden*, *Spencer*, der Vf. u. a. anführen) der Ur[]kunde kein so junges Alter, als der Sabbath hat, zu[zu]schreiben könne; so müsse man, sagt der Vf., au[s] der höhern Kritik die Lösung suchen. Diese alte [se]mitische Urkunde habe mehrere spätere Interpol[atio]nen erfahren, namentlich im 14ten u. 15ten Vers[e], wo von והיו לאותות bis השמים eingeschoben wo[r]den sey, desgleichen der 2te und 3te Vers des 2te[n] Kapitels, mehrerer anderer Stellen in der Genesis [zu] geschweigen, als 13, 7. 18. vergl. Jos. 14, 15. u[nd] 15, 13. Kap. 14, 14. vergl. Richt. 18, 19 u. f. w. Besonders wird die Interpolation 2, 2. 3. aus der Sp[ra]che, deren Weitschweifigkeit, Pleonasmen etc. [zu] erweisen gesucht, indem das Vorhergehende so [] und rund sey, dass man nothwendig auf die Dazw[i]schenkunft einer fremden Hand schliessen müsse. Dieser fremde Verfasser könne aber, eben wegen des Müssigen und Schleppenden im Ausdruck, nicht Moses seyn, sondern wahrscheinlich sey es ein späterer Redacteur des Pentateuchs, oder wenigstens dieses Abschnitts, gewesen, der diesen Zusatz gemacht habe, um die Sabbathsfeyer durch das Beyspiel Gott[es] nachdrücklichst zu empfehlen. Ursprünglich w[ar] 1 Mos. 1. ein Schöpfungsgemälde, und kein Sabbat[h]lied, wurde aber durch diesen und andere Zusä[tze] dazu gemacht. Ursprünglich war es, wie Hr. G. [aus] der innern Oekonomie des ganzen Stücks, aus d[en] drey charakteristischen Formeln, der Beschliessung[s-] Ausführungs- und Beyfallsformel (Gott sprach; [es] geschahe also; Gott sahe dass es gut war;) sehr wa[hr]scheinlich macht, auf *sieben* Schöpfungswerke an[ge]legt. Die siebenmal wiederholte Beyfallsformel, d[ie] bey jedem Schöpfungstage immer gleichförmig vo[r]kömmt, so wie auch die Beschliessungs- und Au[s]führungsformeln, bezeichnen sehr sprechend *sieb[en]* und nicht sechs Schöpfungswerke. Dabey zerfäll[t] aber das zweyte Schöpfungswerk in zwey Acte, [so] dass man, wenn man die Acte zählen wollte, acht Handlungen bekäme. Dieses sind: I. Schöpfung des *Lichts*, v. 3—5. II. 1) Schöpfung des *Himmels*[ge]*wölbes*, v. 6—8. und 2) Schöpfung des *Oceans*.

diese

diese durch die Absonderung der obern und untern Gewässer geschieht, so wird dadurch zugleich die Erde gebildet, v. 9. 10. III. Schöpfung der *Erdgewächse*, v. 11—13. IV. Schöpfung der *Gestirne*, v. 14—18. V. Schöpfung der *Fische* und der *Vögel*, v. 20—23. VI. Schöpfung der *Landthiere*, v. 24—25. VII. Schöpfung des *Menschen*, v. 26—31. Hieraus erhelle, dass die Tagabtheilung in unserm Texte, da man *sechs* Arbeitstage gesetzt habe, unrichtig sey, sie stehe mit der Oekonomie des Gemäldes im Widerspruch. Deshalb sagt der Vf. S. 140. Nach der Anlage der Urkunde sind ganz deutlich *sieben* Schöpfungswerke unterschieden; der Text (den wir haben) hat aber nur *sechs* Tagewerke. Der Text beschliesst schon mit der Bildung des Himmelsgewölbes v. 8. das zweyte Tagewerk; nach der Oekonomie des Gedichts aber schliesst sich hier nur der erste Act des zweyten Schöpfungswerkes, und dieses geht erst mit der Einrichtung des untern Gewässers und der Erscheinung des festen Landes v. 10. zu Ende. Der (jetzige) Text verbindet durch die Tagbestimmung zwey vollendete Schöpfungswerke am dritten Tage v. 9—13. mit einander, die doch der Dichter durch die doppelte Beyfallsformel v. 10. und v. 13. als verschiedene und für sich bestehende Werke von einander trennt. Die Schöpfung der Erdgewächse v. 11—13. ist offenbar nach des ersten Verfassers Plane ein eigenes, für sich bestehendes Schöpfungswerk. Endlich verbindet der Text durch die Tagbestimmung die Schöpfung der Landthiere und des Menschen mit einander; da doch jene von dem Verfasser durch die drey Formeln v. 24. 25. zu einem eigenen und vollendeten Schöpfungswerke gemacht wird. Durch dieselben Formeln wird die Schöpfung des Menschen zu einem *abgesonderten* Schöpfungswerke erhoben, welches auch sowohl der Würde des Menschen, als dem Plane des Dichters vollkommen angemessen ist. Der Text hingegen hängt die Schöpfung des Menschen an die Schöpfung der Landthiere an, und macht beide zu einem Tagewerke. Diese unverkenntlichen Widersprüche löst nun Hr. G., wie Rec. glaubt, ganz befriedigend dadurch, dass er die Tagebestimmungen mit den Formeln: „es war Abend und Morgen der erste, zweyte etc. Tag" zu den Interpolationen des spätern Redacteurs rechnet, der auch 1 Mos. 2, 2. 3. vermuthlich auch die Worte im 14ten und 15ten Vers hinzusetzte, um dem Sabbath die göttliche Sanction zu verschaffen. Man muss Hn. G. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er mit einem hohen Grade von Scharfsinn, mit feiner Beurtheilung der eigenthümlichen Oekonomie dieser Urkunde, und mit, so viel Rec. sieht, wirklich neuen Bemerkungen, jene Aufgabe der höhern Kritik auf eine sehr wahrscheinliche Weise gelöst habe.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Beyträge zur Erklärung des sogenannten Hohenlieds, Koheleths und der Klaglieder.* Von Prof. *Gaab* zu Tübingen. 1795. 122 S. 8.

Der Vf. giebt hier diejenigen Bemerkungen, die er bey der Erklärung der auf dem Titel genannten biblischen Bücher selbst machte, und theils für neu, theils wegen der eigenthümlichen Anwendung des Bekannten aufs Unbekannte für bemerkenswerth hielt. Die Auslegung der alten Schriftsteller gewinnt durch solche kurze Observationen offenbar mehr, als wenn ein jeder, der einige gute Bemerkungen macht, sogleich einen vollständigen *Commentarium perpetuum* zusammenschreiben wollte, bey welchem es oft schwer wird, das Neue aus dem vielen Alten und hinlänglich Bekannten herauszusuchen. Diese Beyträge bezeugen eben so gut die gründlichen Kenntnisse als die liberale Denkungsart des Vfs. Sie liefern nicht bloss kurze Erläuterungen einzelner Stellen, sondern geben auch oft einen glücklichen Gesichtspunkt an, aus welchem der Vf. ganze Abschnitte betrachtet. Wenn man die Erklärungen des Vfs., z. E. über das Hohelied mit den Bearbeitungen anderer Gelehrten desselben Gegenstandes, namentlich eines Hezel, Herder, Döderlein, Hufnagel, Paulus, Velthusen, Ammon, Stäudlin und Beyer vergleicht, und man ihm auch nicht in allen beypflichtet, so wird man ihn doch überall als gründlichen Forscher und Selbstdenker finden. Bey dem Hohenliede geht der Vf., wie auch bereits andere thaten, von der Voraussetzung aus, dass das Hohelied kein ästhetisches Ganzes ausmache, sondern aus mehrern einzelnen, von einander unabhängigen, Gedichtchen bestehe; dass es sich in vier Bücher und einen Anhang theile, und dass es Liebe, und zwar menschliche Liebe besinge. Folgendes ist die dem Vf. grösstentheils eigne Unterabtheilung. *Erstes Buch.* Ites Gedichtchen v. 2—4. Ein Mädchen wünscht sich einige Küsse von ihrem Geliebten. IItes v. 5. 6. Ein Gedichtchen, wie manches israelitische Mädchen, auf das es Bezug und keinen Bezug hatte, mag gesungen haben. IIItes v. 7—11. Eine Schäferinn bittet ihren Schäfer, ihr zu sagen, wo er Mittagsruhe halten werde, damit sie ihn besuchen könne, und nicht bey andern Herden ihn vergeblich suchen dürfe. Der Schäfer bestimmt den Ort, preist sie dann, und träumt ihr von den goldenen Zeiten der Zukunft vor. IVtes v. 12—17. Liebende sind glücklicher als der König an der herrlichsten Tafel. Vtes. 2, 1—6. Ein Geständniss der Liebe VItes. 2, 7. Ein Schlummerliedchen, wie es schon Herder und Eichhorn nennten. *Zweytes Buch.* Ites Gedichtchen. 2, 8—17. Die Gradation in den Anfangsversen ist folgende: zuerst vernimmt die Schöne, welche spricht, bloss eine Stimme, dann merkt sie, dass es die Stimme ihres Freundes sey, dann sieht sie ihn selbst kommen, herbeyeilen, hinter ihrem Hause stehen, zu den Gittern hinausschauen, und ihr beweisen, dass es auf dem Felde gar herrlich sey. IItes. 3, 1—4. Ein Traum. IIItes. 3, 5. Das Schlummerliedchen. *Drittes Buch.* Ites. 3, 6—11. Ein Gesang auf die Ankunft einer fremden Dame in das königliche Serail. v. 10. punktirt der Vf. אַהֲבָהּ: es liebt sie der König. IItes. 4, 1—7. Lobeserhebungen, die ein Liebhaber der Schönheit seiner Geliebten macht. IIItes. 4, 8—15. Vermuthlich ein Glückwunsch auf die

die Aufnahme eines Hirtenmädchens ins Harem eines Residenzbewohners. IVtes. 4, 16. — 5, 1. bis zum Worte רעים. Ein Mädchen wünscht ihren Liebhaber im Garten zu finden, und erhält die Versicherung: er werde kommen und — küssen. *Viertes Buch.* Ites Gedicht. 5, 1. von אכלו an bis 6, 3. Traum einer liebenden Morgenländerinn. Den scharfsinnigen Beweis dieser Erklärung muss man im Buche selbst nachlesen. IItes. 6, 4—9. Ob gleich der König viele Weiber hat, so bin ich mit meiner einzigen Geliebten dennoch glücklicher. IIItes. 6, 10. — 7, 11. Unterhaltung eines Bürgermädchens von Jerusalem mit einem Manne von Hof. V. 10. sind Worte des Hofmanns; v. 11. 12. Worte des Mädchens. IVtes. 7, 12—14. Vtes. 8, 1—3. Zwey artige Unterhaltungen zweyer Liebenden. VItes. 8, 4. Abermals das Schlummerliedchen. Nun folgen noch drey *Anhänge:* I. 8, 5—7. Die sanftmüthige Liebhaberinn. II. 8, 8—12. Ein Mädchen erzählt eine ehemalige Unterredung ihrer Brüder, die einen Rath über sie hielten. III. 8, 13. 14. Ein Mädchen wünscht ihren Geliebten bey sich zu haben, und beneidet die Hirten, die um ihn sind, und ihn reden hören. — Die kühnste Textes Verbesserung findet sich 8, 5., wo der Vf. die Worte מי זאת עלה מן ־־ המדבר herauswirft, weil ihm wahrscheinlich ist, sie möchten aus 3, 6. hier eingeschoben worden seyn, indem sowohl hier als dort einerley Worte vorhergehen. Die nachfolgende Worte מתרפקת על דודה sieht er dann als Aufschrift des Gedichtchens an, die er *„die sanftmüthige Liebhaberinn"* übersetzt. Auf eine ähnliche Weise betrachtet der Vf. die Worte 8, 13. היושבת בגנים als Ueberschrift des Gedichtchens, und übersetzt sie *„die im Garten Sitzende."* Auch die Bemerkungen über verschiedene Stellen des Koheleths und der Klaglieder sind ebenso reichhaltig an neuen Ansichten, und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Schöne: *Mythologisches Wörterbuch* zum Gebrauch für Schuler, von *Karl Philipp Moritz.* (Mit dem Bildnisse des Vf.) 1793. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Keine Vorrede unterrichtet das Publicum von dem Zwecke und Plane dieses Werkes. Für Schulen möchte es zu dürftig und zu mangelhaft seyn. Durch *Nitschens* Wörterbuch ist für diesen Zweck ganz anders gesorgt. Eher möchten wir es blossen Liebhabern, welche zur Lesung der Dichter und zur Beschauung von Kunstwerken ein belehrendes Hülfsbuch bedürfen, empfehlen. Der Vf. hatte sich durch seine Götterlehre Berl. 91. und durch seinen mythologischen Almanach für Damen Berl. 92. zu diesem Wörterbuch vorgearbeitet. Man findet hier wieder die gefällige Einkleidung. Auch zeichnet es sich dadurch aus, dass der Vf. häufig auf die Vorstellungen in der alten Kunst Rücksicht nimmt. Man sehe die Artikel Amor, Apollo, Ariadne, Hebe, Hektor, Helena, Juno, Jupiter etc. Manche Artikel sind sehr mager und unbefriedigend. Man vergl. z. B. Fama, Eleusinische Geheimnisse. Gegen die Rechtschreibung der Namen haben sich Vf. und Setzer häufig versündigt, z. B. Eryphyle, Hemus, Orythia, Hygea, Harmonika, Kodmus.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt u. Leipzig*, ohne Namen des Verlegers: *Die Kunst, aus dem Gesichte Krankheiten zu erkennen und zu heilen.* Ein semiologisches Fragment aus dem Lateinischen, von *Gottlieb Hoffmann*, Dr. und Stadtphysicus zu Drossen. 1797. 83 S. 8. — Es würde unbegreiflich seyn, wie sich Jemand, ohne die geringste Anlage zu einem Schriftsteller, nicht einmal zu einem Uebersetzer, ins Publicum wagen könne, wenn es sich nicht etwa aus einem unglücklichen Einfalle, zum Zeitvertreibe einen lateinischen Tröster, wahrscheinlich aus dem vorigen Jahrhunderte, zu übersetzen, oder seinen eignen Namen einmal gedruckt zu sehen, erklären liesse. Denn dass diese Schrift unter aller Kritik ist, muss auch so gar der Verleger schon gemerkt haben, weil er sich nicht genannt hat, und doch dem Vf. die Gefälligkeit nicht hat abschlagen wollen. So sehr ekelhaft das Abschreiben hier ist, so müssen wir doch zum Beleg unsers Urtheils, einige Stellen ausziehen, und brauchen alsdann unsren Lesern nicht weiter in ihrem Urtheile vorzugreifen. „Das Gesicht, heisst es in der „Anrede an den geneigten Leser, des menschlichen Körpers „ist als der leidende Theil desselben anzusehen, denn etc." „wenn in dem Gesichte und an den übrigen Theile desselben „eine blasse Röthe mit einer unregelmässigen Geschwulst der „Lippen, Nasenlöcher u. s. w. ausgebreitet ist, so beobachten „die Aerzte die Elephantiasis daraus. S. 49. die Ohren werden „*scharf*, dünner und angefressen. Ferner S. 80. wenn das Gesicht gelblich ist, und innre Gelbsucht oder bleichsüchtigen „Zustand verräth, alsdenn sind einfache temperirende, absorbirende, wie auch Digestiva, salina, tartarisata, rhabarbarina, „urintreibende und zugleich viel andere gallabführende Mittel, „gleich wie auch nicht weniger wasserabführende, schweisstreibende, und am Ende stärkende Tonica zuträglich." Nach diesen kleinen Proben werden uns die *Leser* hoffentlich den fernern Beweis erlassen, dass das lehrreiche lateinische Original nicht leicht einem würdigern Uebersetzer hätte in die Hände gerathen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Februar 1798.

LITERARGESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandl.: *Car. Traugott Gottlob Schönemann*, reg. Bibl. Acad. Goetting. a Secretis, *Bibliotheca historico-literaria Patrum Latinorum a Tertulliano principe usque ad Gregorium M.* et *Isidorum Hispalensem*, ad Bibliothecam Fabricii latinam accommodata. — Tomus secundus. 1794. 1076 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Schon bey der Anzeige des ersten Theils (A. L. Z. 1793. Nro. 261.) hat ein andrer Recensent dem grosen Fleisse, der Belesenheit, und der guten Beurtheilungskraft des Vf. Gerechtigkeit widerfahren lassen; und wir müssen ihm das Zeugniss geben, dass die Fortsetzung den Anfang seiner Arbeit noch in mancher Hinsicht übertrifft. Auch hier findet man bey einem jeden Kirchenvater, nach einer zweckmässig abgefassten Lebensbeschreibung, die insonderheit viel Licht über die Werke desselben verbreitet, die sämmtlichen Schriften mit Einschliessung der verloren gegangenen vollständig angezeiget, die ächten von den unächten sorgfältig unterschieden und die alten Handschriften verzeichnet. Vorzüglich sind bey den verschiedenen Ausgaben der Werth derselben und die Verdienste, welche sich die Editoren von Zeit zu Zeit entweder durch eine genauere Berichtigung oder Erklärung des Textes erworben haben, auf eine musterhafte Art gewürdiget worden. Dabey ist alles in einer schönen Ordnung, mit einer gesunden und richtigen Beurtheilungskraft und mit dem möglichsten Bestreben nach Vollständigkeit und Genauigkeit von dem Vf. ausgeführt, so dass, wenn zwischen ihm und den neuesten Herausgebern der Fabriciusschen griechischen und lateinischen Bibliotheken eine Vergleichung angestellet wird, er diese in jeder Rücksicht weit hinter sich zurück lässt. Was insonderheit den bibliographischen Theil des Werks betrifft, so hat Hr. *S.* viele wichtige Ausgaben, die ihm die Schätze der vortrefflichen göttingschen Universitätsbibliothek darboten, in Händen gehabt und sie mit einer Pünktlichkeit beschrieben, die keinen Wunsch weiter übrig lässt. Mehrere ältere Ausgaben, die bisher völlig unbekannt geblieben waren, sind von ihm zuerst ans Licht gebracht worden. Auf die Uebersetzungen in andre Sprachen hatte er in dem ersten Theil, wie er in der Vorrede selbst erklärt, nicht viel Rücksicht genommen, in dem 2ten Theil aber, so viele derselben angezeiget, als ihm bekannt geworden sind. Zu wünschen wäre es, dass er mit eben dem Eifer auch die Erläuterungsschriften, die nur sparsam angebracht worden sind, beygefüget hätte, indem diese, wenn darin einzelne Gegenstände mit Mühe untersucht worden sind, für den Gelehrten mehr Werth haben, als die Ueberseztungen, um die er sich wenig bekümmert, wenn sie nicht zugleich, wie dies selten der Fall ist, mit guten Anmerkungen versehen sind, ob man gleich gern zugestehet, dass auch sie zu einer vollständigen literarischen Notiz mit gehören. Aber demohngeachtet hat man alle Ursache, mit demjenigen, was bey dieser ersten Grundlage, wobey so wenig vorgearbeitet war, geleistet worden ist, völlig zufrieden zu seyn. Derjenige, der das mühsame einer solchen Unternehmung kennt, die mannichfaltigen Schwierigkeiten, mit welchen man dabey zu kämpfen hat, nur einmal erfahren hat, und dabey zugleich die beynahe unzählige Menge von Schriften, aus welchen ein solches Werk berichtiget und ergänzet werden kann, nebst den häufigen Mängeln und Widersprüchen derselben unter einander erwäget, der wird gewiss keine absolute Vollständigkeit und Genauigkeit erwarten. Hr. *S.* hat eine grosse Anzahl von vortrefflichen und seltenen literarischen Hülfsmitteln sorgfältig gebraucht, die manchem, der sich nicht in einer so günstigen Lage, wie er, befindet, verschlossen geblieben wären; aber nun verlangen wollen, dass er allein sie alle umfassen solle, das hiesse, auf eine sehr unbillige Art mehr fodern, als die Kräfte eines Mannes vermögen. Es kann daher nicht fehlen, dass ein anderer, der in eben diesem Fache gesammlet und aus andern Quellen geschöpfet hat, noch immer viele Beyträge liefere. Rec., der sich in diesem Falle befindet, könnte z. B. leicht mehrere Bogen mit Berichtigungen und Zusätzen zu den zahlreichen Schriften des einzigen Kirchenvaters *Augustin* anfüllen, von welchem in diesem zweyten Theile S. 8—363 gehandelt wird, und er siehet sich daher genöthiget, um eine Probe zu geben, aus welcher man dann leicht auf das Ganze wird schliessen können, nur die wichtigsten Bemerkungen auszuheben.

S. 38 ist in dem Verzeichnisse der ächten Schriften des Augustin Nr. 52, wo das Werk *De S. Virginitate* hätte stehen sollen, aus einem Versehen ausgelassen worden. S. 75. Der unter Nr. VI. angeführte *Libellus de honestate vitae* ist nicht eine Abhandlung des Augustin, welcher dergleichen nicht geschrieben hat, sondern des Bernard. In *Laire* Ind. I. p. 25 sq. wird diese Ausgabe vollständiger und genauer, als in dem *Catalogue de la Biblioth. du Duc de la Valliere* also angezeiget: S. Augustini liber *de vita beata*, *de* *hone-*

honestate mulierum. S. Bernardus de *honestate vitae.* (Sine loco et anno, sed *Coloniae*, typis Vdalrici Zell.) 4. Ebendas. Die venetianische Ausgabe von 1483, welche *Ge. Pray* in *Ind. variox. libr. Bibl. Budensis* T. I unter dem von ihm willkürlich gewählten Titel: *B. Aug. opuscula Ascetica minora* angezeiget hat, hat schon Maittaire T. I. p. 447 richtiger also angegeben: *Augustini Meditationes, Soliloquia, Confessiones, de doctrina Christiana, et alia.* Venet. 1483. 4. Unter eben diesem Titel wird sie auch in dem Catal. Scapini p. 426 angezeiget und am Ende dieser Ausgabe befinden sich die Worte: *Venetiis per Octavianum Scotum Modoetiensem anno incarnationis salutifere Millesimo quadringentesimo octuagesimo tercio. quinto Kalendas iunias. Joanne Mocenico inclyto Venetiarum duce.* 4. S. 78. Die Ausgabe zu Parma 1491, wovon es in den von dem Vf. angezeigten Bücherverzeichnissen bloss heisst: *Aug. opuscula varia*, ist ebenfalls schon etwas genauer von Maittaire T. I. p. 535, am vollständigsten aber von Mittarelli p. 37. Rossi p. 45. Laire Ind. II. p. 162 und Affo in seinem Saggio p. XCV. beschrieben worden. Ebendas. muss es Lin. 22 nicht *Bertoldum*, sondern *Bertochum*. und auf der folgenden Seite Lin. 2 *Bertochi* anstatt *Bertoldi* heissen. Denn so ist der Name des Druckers nicht allein von Braun in der von dem Vf. angeführten Stelle, sondern auch von Maittaire, welcher T. I. p. 535 eben diese Ausgabe, jedoch das Format derselben unrichtig in 4. anzeiget, genannt worden. S. 188 sind von der venet. Ausgabe, wovon der erste Band 1729 herausgekommen ist, nur 5 Bände von dem Vf. mit der Bemerkung angezeiget worden, dass ihm nicht bekannt sey, ob noch mehrere erschienen sind. Nach Hambergers zuverl. Nachr. Th. 3. S. 109 ist diese Ausgabe zu Venedig 1729—1735 und nach dem Catal. libr. apud Paul. Vaillant prostantium. Lond. 1745. 8. p. 3 in 12 Bänden, folglich in eben so vielen Bänden, als die pariser Ausgabe von 1679—1700 herausgekommen, wenn nämlich die vom Clericus besorgte Appendix Augustiniana dazu gerechnet wird, die auch besonders abgedruckt worden ist, damit sie der Pariser Ausgabe beygefüget werden könne. Hr. *S.* erkläret die venetianische Ausgabe für einen blossen Nachdruck der eben angeführten Pariser Ausgabe, es sind aber doch darin, wie Hamberger an dem angeführten Orte meldet, einige Schriften des Augustinus mit einer veronesischen Handschrift verglichen worden. S. 235 wird die Vermuthung, dass die Uebersetzung des de Villefore (nicht Villefort, oder Villeford, wie er hier und S. 218 genannt wird) von dem Vf. des Catal. de la Bibl. du Roi aus einem Irrthum dem *Philippe Goibaud du Bois* beygeleget worden sey, von Niceron T. XVI. p. 171 bestätiget, welcher daselbst ausdrücklich meldet, dass die Uebersetzung mehrerer Werke des Augustinus dem du Bois unrichtig zugeschrieben werde, und daher auch die Uebersetzung, von welcher hier die Rede ist, in dem Verzeichnisse der Uebersetzungen desselben ausgelassen hat. S. 246 ist zwar eine spanische Uebersetzung der Bekenntnisse Bruxellis 1674. 24. aus Hendreich Pand. Brandeb. angeführet, jedoch dabey zugleich sehr richtig bemerkt worden, dass man sich auf die Autorität desselben wenig verlassen könne. Aber für dieses mal hat Hendreich nicht gefehlet. Denn eben diese Uebersetz. ist auch in dem Catal. libror. qui in bibliopol. Dan. Elsevirii venales extant. Amst. 1674. 12. in dem Catalogo de los Libros Espanoles p. 21 also angezeiget worden: *S. Augustin las Confessiones. Brusselas* 1674. 24. S. 247. Die Uebers. des du Bois ist zum erstenmal zu Paris *chez Jean. Bapt. Coignard* 1686, ebendas. und bey eben demselben Verleger 1688, und ebendas. *chez la veuve de Jean Bapt. Coignard* 1700 und 1716 jedesmal in 8. (nicht in 4.) herausgekommen. S. 249 ist zwar von den Bekenntnissen eine ältere deutsche Uebersetz. von 1673 angezeiget worden, es fehlen aber die beiden neuern, welche zu Frankf. in der Fleischerschen Buchhandl. [illegible] 8. und zu Augsburg bey M. Riegers Söhnen 178[illegible] herausgekommen sind. S. 251. Der vollständige Titel der franz. Uebersetz. von 1704 stehet in dem Journ. des Scav. 1704. p. 303. Die folgende franz. Uebersetz. von 1678, welche ohne den Namen des Uebers. angezeiget worden ist, wird von Niceron T. XVI. p. 1[illegible] dem Philippe Goibaud du Bois beygeleget. S. 2[illegible] Die Pariser Ausgabe von 1538 ist mit ihrem vollständigen Titel in C. C. Hirschii Millenario IV. N. 767 [illegible] finden. S. 272 bemerket Hr. *S.* dass die Nachricht von der Löwenschen Ausgabe von 1488 sich auf d[illegible] einzige Zeugniss des Maittaire gründe. Sie ist aber auch in dem Catal. Bibl. Bodl. I. p. 88 und in Jac. Vis[illegible] Naamlyst van Boecken etc. Amsterd. 1767. 4. p. 26 [illegible] geführet worden. Die S. 280 angezeigte alte [illegible] Uebersetz. hat Paitoni, der sie selbst in Händen [illegible] habt hat, T. I. p. 9—11 genau und ausführlich [illegible] schrieben. Die Uebersetz. des Cesare Benvenuti a[illegible] der folgenden Seite ist nicht 1734, sondern 1743, [illegible] der zweyte Band der venetianischen Ausgabe von 174[illegible] welcher die 11 letzten Bücher enthält, ohngeachtet der ausdrücklichen Behauptung des Vf. der Bibl. d[illegible] Aut. volg. dass derselbe in dem Jahre 1745 noch [illegible] erschienen sey, in dem Jahre 1742, in welchem d[illegible] erste Band gedruckt wurde, herausgekommen. Aus[illegible] diesen 3 Uebersetzungen hat aber Paitoni noch 3 a[illegible] dem 15ten Jahrhunderte, die von Denis Suppl. I. p. 2[illegible] N. 116. p. 43. N. 272 und Suppl. II. p. 500. N. 4285 n[illegible] genauer angezeiget worden sind, und eine Uebersetz. in Versen von Marco Antonio Martinenghi zu Cremona 1745. 4. angeführet. S. 285. Der Titel der franz. Uebersetz. des Gentian Hervet von 1570 lautet eb[illegible] so wie der Titel der von dem Vf. angezeigten dritten Ausgabe von 1585. S. Niceron T. XI. p. 98. verg[illegible] mit T. XVII. p. 198. S. 286. Die in dem Catal. de Biblioth. du Roi. T. I. p. 379 angeführte Uebersetz. d[illegible] Pierre Lombert ist in dem Journ. des Scav. Aout. 17[illegible] p. 551 recensiret worden, und 1736 *à Paris chez Jacques Rollin fils.* 4 Voll. in 12. unter eben demselben Titel, als die zu Amsterdam in demselben Jahre gedruckte Ausgabe herausgekommen. S. 296 ist von dem Enchiridion nur eine Ausgabe aus dem 15ten Jahrhunderte, von Maittaire T. I. P. II. p. 759. not. aber eine andre dergleichen, und noch eine andre v[illegible]

Denis Suppl. II. p. 498. N. 4273 angeführt worden. S. 300 wird zwar behauptet, dass die griechische Ueberſetz. des Enchiridion, welche Poſſevin dem *Demetrius Cydonius* beyleget, gewiſs nicht im Druck erſchienen ſey, und eine Handſchrift davon, wenn ſie wirklich vorhanden ſeyn ſollte, noch jetzt in der vaticaniſchen Bibliothek verborgen liegen müſſe. Es iſt aber eine ſolche Ueberſetz. des Rhodinus, welche Poſſevin ohne Zweifel meynet, wirklich gedruckt und in Th. Hyde Catal. Bibl. Bodl. unter dem Art. Auguſtin alſo angeführet worden: *Manuale ſeu Enchiridion in lingua Graeca vulgari per Rhodinum.* Rom. 1637. 8. In dem 2ten Theil des Cat. Bibl. Bodl. p. 104 wird der Ueberſetzer Neophytus Hieromonachus *Rhodinus*, Cyprius, Sinaita, genannt. S. 306 lautet der Titel der Ausgabe: *Comi apud Hieron. Frovae* (nicht Fraivae) von 1605 vollſtändiger alſo: *Commentaria in Regulam D. Auguſtini et tria vota ſubſtantialia religionis, auctore B. Humberto Burgundo Ord. Praed. Generali V. in eandem brevis Enarratio Hugonis à S. Victore. omi*; apud *Hier. Frovae.* 1605. 8. (*Bibl. Telleriana.* 207.) S. 310 bemerket Hr. *S.* daſs ihm von dem unter Nr. 105 angeführten Werke nur die einzige aus dem Maittaire gezogene Ausgabe von 1536 bekannt geworden ſey, es iſt aber von eben dieſem Werke eine mayländiſche Ausgabe von 1486. 4. von Denis Suppl. I. p. 208. N. 1621 angezeiget worden. S. 315 wird die franz. Ueberſetz. von 1676 dem Jean Segui beygeleget, jedoch zugleich bemerket worden, daſs in der angeführten Stelle des Journ. des Scav. (wo ſie une *fidelle traduction* heiſst) der Ueberſetzer nicht genannt worden ſey. Niceron behauptet T. XVI. p. 168, daſs es Philippe Goibaud du Bois ſey. S. 318. Bey der Ausgabe von 1494 beziehet ſich *Ibidem* auf die unmittelbar vorhergehende Baſeler Ausgabe *per Jo. Amerbachium.* Aber Maittaire, auf welchen hier Bezug genommen wird, hat T. I. P. II. p. 563, und auch ſonſt nirgends, eine Baſeler Ausgabe von 1494, die Enarrationes in Pſalmos enthält, wohl aber p. 570 eine dergleichen venetianiſche Ausgabe von 1494 angezeiget, die ohne Zweifel hier gemeynet iſt. Ebenſo heiſst es abermals bey der Ausgabe von 1495: *Idem per eundem. fol. Idem Opus.* Woher Hr. *S.* dieſe Ausgabe kenne, iſt nicht bemerket worden. Panzer, von welchem das Schönemannſche Werk ſo fleiſsig zu Rathe gezogen worden iſt, hat ſie nicht angeführet, und muſs daher wohl an ihrer Exiſtenz gezweifelt haben. Eine genauere Beſchreibung der darauf folgenden Baſeler Ausgabe von 1497 iſt in Seemiller? Appar. T. II. p. 874 anzutreffen. S. 323. Die von Reinhart beſorgte Ausgabe der Briefe des Auguſtinus iſt nicht 1678, ſondern 1668 herausgekommen. (Bibl. Gudiana p. 38. Bibl. Solger. P. II. p. 222.) S. 328 wird bey der Ausgabe, welche zu Modena 1477 herausgekommen iſt, von dem Vf. bemerket, daſs er ſie auſser dem Cat. Bibl. Pinelli ſonſt nirgends angezeiget gefunden habe. Sie iſt aber bereits von Maittaire T. I. p. 378 weit genauer und vollſtändiger, als in dem Pinelliſchen Verz. angeführet worden. Eben dies ſindet auch S. 329 in Anſehung der mayländiſchen Ausgabe von 1484 nach Maittaire Ind. I. p. 92 ſtatt. S. 330 wird zwar von der zu Breſcia herausgekommenen Ausgabe von 1486 von Braun ſelbſt in der angeführten Stelle behauptet, daſs die Bibliographen ein tiefes Stillſchweigen von derſelben beobachten, es hat ſie aber ſchon 10 Jahre vor ihm Mittarelli p. 39 bekannt gemacht. S. 337. *Jac. Sirmondi notae in XL. Sermones novos S. Aug.* ſtehen auch in dem erſten Bande Nr. 4. der Operum Jac. Sirmondi, die 1696 Pariſiis e typ. reg. und hienächſt 1728 Venetiis e typ. Bartolomaei Javarina, jedesmal in 5 Bänden in Fol. herausgekommen ſind, jedoch ſind die Reden des Auguſtinus ſelbſt hier weggelaſſen. S. 338. Die ital. Ueberſetz. von 1546 iſt nicht in dieſem Jahre, ſondern 1556 gedruckt worden und auf der folgenden Seite fehlen in dem Titel der Ausgabe von 1568 einige Worte, ohne welche darin kein Sinn iſt. Denn anſtatt: *ſi contiene Chriſtiano* muſs es heiſsen: *ſi contiene dottrina e precetti ſalutiferi ad ogni buon Chriſtiano* etc. Die venetianiſche Ueberſetz. per *Girolamo Scotto* iſt nicht 1654, ſondern 1564 herausgekommen, und hätte, da ſie der zweyte Theil der Ueberſetzungen des *Galeazzo Florimonte* iſt, der Ueberſetz. des *Caſtrucci* vorgehen müſſen. Von der S. 339 angezeigten franz. Ueberſetz. kamen die beiden erſten Bände 1694 und die beiden letzten 1704 heraus. Eine neue Ausgabe iſt nach dem Catal. libror. Paul. Vaillant p. 169 zu Paris 1730 in 4 Bänden in 8. erſchienen. Der S. 340 angezeigte Titel der florentiniſchen Ueberſetzung von 1731. lautet eigentlich alſo: *Volgarizzamento del Sermoni di S. Agoſtino. In Firenze preſſo Domenico Maria Manni* MDCCXXXI. *Con Licenza de' Superiori.* 4. In dem Vorberichte wird nun gemeldet, daſs der Ueberſetzer der *Frate Agoſtino da Scarperia* ſey. Auch enthält dieſe Ueberſetz. nach der derſelben vorgeſetzten *Tavola di Sermoni* nicht 40, ſondern nur 20 Reden, die zu der Zahl der Reden *ad fratres in eremo* gehören. S. 342 wird zwar bemerket, daſs die Ausgabe von 1473 bisher noch keinem Bibliographen bekannt geworden ſey, ſie iſt aber doch ſchon in der Biblioth. Schwarz. II. p. 120. N. III. angezeiget worden. Auſser der hier von den *Soliloquiis* angeführten Ausgabe ſind noch 2 aus dem 15ten Jahrh. vorhanden, wovon die eine in Denis Suppl. P. I. p. 181. N. 1369 und die andre in Seemiller faſc. IV. p. 147 anzutreffen iſt. Auch hat *Jo. Aloyſius Mingarelli Soliloquiorum ad Auguſtinum auctorem vulgo relatorum caput noviſſimum in Veterum Latinorum opuſculis nunquam antehac editis*, Bononiae 1751. 4 maj. p. 197. 198 herausgegeben. Die auf eben derſelben Seite aus den Merkw. der Garell. Bibl. angeführte ital. Ueberſetz. von 1492 iſt daſelbſt nur mit wenigen Worten von Denis berühret worden, ihren vollſtändigen Titel hat er in Suppl. P. I. p. 319 geliefert. Hr. *S.* hat von den Selbſtgeſprächen nur 3 ital. Ueberſetzungen angezeiget, es fehlen aber noch 18, die theils die Sermones, Meditationes und das Manuale zugleich, theils die Soliloquia allein enthalten und von Paitoni T. I. p. 14. 24—29, zwey aber davon von Denis Suppl. P. I. p. 361 und P. II. p. 498 noch genauer

genauer und vollständiger, als von Paitoni, angeführet worden sind.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, im Verlag des Waisenhauses: *Repertorium biblischer Texte für Casualfälle, nebst jedesmaliger Bestimmung ihrer Zwecke, Materialien und dazu dienenden literarischen Notizen für angehende Prediger.* Von *M. Ph. H. Schuler* Pfarrer zu Dachtel im Wirtenb. 406 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch diese Arbeit des Hn. *Schuler*, welchen man als einen unsrer schätzbarsten Schriftsteller im Fache der Homiletik kennt, wird nicht nur, wie er bescheiden sagt, *angehenden*, sondern auch *geübteren Predigern im Amt*, ein sehr brauchbares Hülfsmittel seyn, und Rec. empfiehlt es ihnen, mit der vollsten Ueberzeugung, dass sie es sehr oft, und nie ohne Nutzen, zur Hand nehmen werden. Er würde dies Urtheil nicht fällen, wenn der Vf. die leider noch so beliebte, und, wie es ihm dünkt, selbst von angesehenen Männern viel zu sehr begünstigte, Manier befolgt hätte, einen grossen Vorrath von Predigtdispositionen für Casualfälle zusammen zu schreiben, was freylich allen den trägen Geistlichen, die überhaupt nicht gern denken, und zuletzt auch nicht einmal mehr auf ihre Predigt denken mögen, sehr willkommen ist. Dies ist aber gar nicht der Zweck dieses Repertoriums. Dagegen bemerkt der Vf. in der Vorrede ganz richtig, „dass Casualpredigten, und die für sie schicklichsten Texte, zu deren Auswahl gewöhnlich nur kurze Zeit gegeben wird, dem Prediger viel Mühe machen und ihn oft in Verlegenheit setzen.“ Manche Predigten dieser Art kommen auch so oft, dass dies die Schwierigkeit noch vermehrt. Auch würde der geübtere gern manches über diese und jene Materie erst nachlesen, nicht um es auszuschreiben, sondern um seine eigne Meditation dadurch zu erwecken und zu beleben. — Zu diesen verschiedenen Zwecken, wird nun Hn. *S's.*, nach einem wohl überlegten Plan angelegtes *Repertorium*, sehr diensam seyn. Er hat sich nämlich nicht etwa blofs darauf eingeschränkt, für die verschiedenen Casualfälle passende Texte auszusuchen; sondern er giebt bey jeder Gattung 1) den Hauptzweck derselben an 2) eine *summarische Uebersicht* der gemeinnützigsten Materialien, welche darzu bearbeitet werden können; die aber blofs angedeutet sind, da die Ausführung hingegen dem eignen Nachdenken überlassen ist. „Es ist, sagt der Vf. und mit ihm der Rec., es ist nach meinem Gefühl eines denkenden Religionslehrers unwürdig, ihm alles gleichsam vorzukauen, ihn dadurch blofs zu einem Sprachrohre zu machen, und ihm ein neues homiletisches Polster zu geben. Er muss selbst denken, selbst seine Seelenkräfte üben. Darum gab ich nur Stoff zum Nachdenken, nur Winke zur vollständigeren Auffindung der Materialien. Jeder muss dies nach den Bedürfnissen seiner Gemeine verarbeiten.“ Hiemit verbindet er 3) *literarische Notizen*, welche den Prediger mit den besten Mustern solcher Gelegenheitspredigten bekannt machen. Dann folgt 4) eine *zweckmässige Sammlung biblischer Texte auf dergleichen Fälle.* In der Vorrede hat der Vf. die Gesetze, welche er bey ihrer Auswahl befolgt angegeben, mit denen man im Ganzen wohl einig seyn kann, ob wohl bey einzelnen Texten sich über die Zweckmässigkeit streiten liesse. Dass er die Hauptworte dieser Texte abdrucken lassen, ist zu billigen. Es erleichtert die Auswahl. Eine blosse Anführung nach Buch, Kapitel und Vers würde ermüden.

Die Folge der Casualfälle ist bequem. Die, welche sich auf besondere Zeiten beziehen, machen den Anfang. Hiebey die sämmtlichen christlichen Feste. Dann folgen die, welche durch frohe und traurige Vorfälle für die ganze Gemeine veranlasst werden. Dann die, welche die Obrigkeit und den Staat überhaupt betreffen. Hierauf Predigten in Beziehung auf den öffentlichen Gottesdienst, Schulunterricht und andre kirchliche Anstalten, zuletzt Particularvorfälle.

Ueberall zeigt sich theils das gesunde und reife Urtheil des Vf., theils seine ausgezeichnete *Belesenheit* in den besten Schriften seines Fachs, *wodurch* der Leser in der That eine recht sehr brauchbare Uebersicht der Schriften bekommt, welche vorzüglich verdienen, einen Theil seiner Bibliothek auszumachen. In der Benutzung der vorgeschlagenen Materialien und Texte, ist freylich dem Prediger eignes gutes Urtheil zu wünschen. Denn so gut die Auswahl ist, so bedarf sie doch für einzelne Fälle wieder einer neuen Auswahl.

Wir zweifeln gar nicht, dass, wenn dies höchst praktische Buch in recht viele Hände kommt, eine Menge der gewöhnlichen Fehler, welche in Casualpredigten so häufig sind, wegfallen werden, wodurch Hr. *S.* für seine gemeinnützige Arbeit die beste Belohnung finden wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Paris*, b. Migueret: *Refutation du livre de l'esprit*, prononcée au lycée republicain etc. par *Jean François Laharpe*. An 5. 162 S. 8. Diese Widerlegung ist zum wenigsten eben so seicht, als das widerlegte Buch selbst. Helvetius bemüht sich wenigstens, seine Leser durch Paradoxien zu unterhalten; Laharpe mit seinen alltäglichen Gründen gegen den Materialismus ist langweilig und einschläfernd. Helvetius hat doch noch einen Schein von Verständlichkeit, Laharpe's dualistische Philosophie ist ganz und gar unverständlich; ja es ist alles zu wetten, dass er *sich selbst* nicht versteht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Februar 1798.

LITERARGESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandl.: *Car. Traugott Gottlob Schönemann*, reg. Bibl. Acad. Goetting. a Secretis, *Bibliotheca historico-literaria Patrum Latinorum a Tertulliano principe usque ad Gregorium M. et Isidorum Hispalensem*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die übrigen noch fehlenden Ausgaben und Uebersetzungen können hier gröſstentheils bloſs mit [illegible]er Bemerkung des Druckorts, Verlegers und For[illegible]ats, mit Verweiſung auf diejenigen Werke ange[illegible]eutet werden, worin ſie angezeiget und zum Theil [illegible]ch näher beſchrieben worden ſind. Es fehlen nun [illegible]förderſt von den Sammlungen der Werke des Augu[illegible]nus folgende Ausgaben: 1) Sine nota loci et typogr. [illegible]72. 4. Panzer Ann. Typ. Vol. IV. p. 8. N. 38. 2) *Ve[illegible]tiis per Pelegrinum de Paſqualibus de Bononia.* 1482. [illegible] Roſſi p. 45. 3) *Per Richardum de Paſſroedi; Daven[illegible]* 1483. 4. Laire II. p. 66. 4) *Brixie Angelus Bri[illegible] de Pailazalo.* 1488. 8 min. Denis Suppl. I. [illegible] 438. N. 3720. 5) Sine loco et anno. (Spirae) 4 min. [illegible]nzer IV. p. 424. N. 68. (b). 6) Sine loco et anno. [illegible] maj. Denis Suppl. II. p. 498. N. 4272. 7) *Colon. Jo. [illegible]ymnici* 1530. 8. Bibl. Teller. p. 33. 8) Die ſchätz[illegible]are pariſer Ausgabe aller Werke des Auguſtinus von [illegible]555, welche in 10 Foliobänden herausgekommen, [illegible] Jo. Fabricius in der Hiſt. Biblioth. Fabricianae. [illegible] p. 203—226 nach ihrem Inhalte ausführlich be[illegible]ieben worden iſt, und wovon es daſelbſt heiſst: [illegible] ſine correctiſſima atque integra, nullamque caſtra[illegible]nem paſſa. 9) *Pariſ. Frid. Leonard.* 1664. 4. Bibl. [illegible]eller. p. 25. 10) *Bibliotheca Patrum Aſcetica: ſive ſe[illegible] veterum Patrum de chriſtiana ac religioſa perfectio[illegible] opuſcula.* Es enthält nämlich der 5te Band dieſes [illegible]ks, welcher zu Paris bey Frid. Leonard 1665. 4. [illegible]usgekommen iſt, lauter Abhandlungen aus den [illegible]rken des Auguſtin. 11) *S. Auguſtini Opuſcula quae[illegible] ſelecta.* Lut. Pariſ. 1726. 8. 3 Voll. Catal. libr. Paul. [illegible]aillant. p. 168. 12) *Saint Auguſtin contre l'Increduli[illegible], ou Diſcours et Penſées recueillies de divers Ecrits de [illegible] Pere, les plus propres à premunir les fideles contre l'in[illegible]edulité de nos jours.* à Paris 1754. 12. Von den Aus[illegible]aben der einzelnen ächten Werke gehören zu Nr. 7. [illegible] *Moribus Eccleſiae Catholicae:* die mit dem lat. Text [illegible]erſehene franz. Ueberſetz. von *Ant. Arnauld.* Paris, [illegible]itré 1647. 8. Bibl. Teller. p. 33. Zu Nr. (14) *de utilitate [illegible]redendi:* Colon. *Jo. Gymnici.* 1533. 8. Bibl. Teller. [illegible] c. Zu Nr. 32 *de doctrina chriſtiana:* Lipſ. 1515. 4. Maitt. Ind. II. App. p. 499; *Pariſiis, ex offic. Lucae Chalonneau.* 1541. 12. Maitt. T. III. P. I. p. 323; *Pariſ. ap. Jac. Kerver.* 1551. 12. Maitt. Ind. I. p. 93; die ital. Ueberſ. *In Venezia, nella Stamperia Radici.* 1763. 8. Paitoni T. I. p. 37, die deutſche Ueberſ.: *Augsb. Rieger.* 1784. 8. (Wilh. Heinſius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68.) Zu Nr. 35. *Confeſſionum libri XIII:* Coloniae 1683. 12. (Ambroſ. Haude und Joh. Carl. Spener. Catal. univerſ. p. 36;) *Lipſiae* 1748. med. 8. (Meiſsners Catal. univerſ. B. I. S. 127;) *Viennae*, Ghelen. 1770. 8. (Heinſius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68;) *acht* ital. Ueberſetzungen. (Paitoni T. I. p. 19. 20;) die mit dem lat. Text und hiſtor. crit. und chronol. Anmerkungen verſehene franz. Ueberſetz. von *R. P. D. R. Ben. de la Congregation de S. Maur.* A Paris, chez *P. Alexandre Martin Libraire.* 1741. 8. 2 Voll. (Journ. des Sçav. Octobre. 1741. p. 250.) Zu Nr. 43. *De catechizandis rudibus:* Gregorius von Nyſſa und Auguſtinus über den erſten chriſtlichen Religionsunterricht; aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen überſetzt, mit Anmerkungen. (Von *Glauber*) Leipz. bey Hertel. 1781. 8. Zu Nr. 44: *De Trinitate libri XV.* vier Ausgaben aus dem 15ten Jahrh. nämlich 2 ohne Anzeige des Druckorts von 1484 und 1485. Fol. (Denis Suppl. I. p. 181. N. 1368 und p. 194. N. 1491;) eine venetianiſche Ausgabe von 1489. 4. (Maitt. T. I. P. II. p. 516) und eine Löwenſche Ausgabe von 1495. Fol. (Maitt. l. c. p. 588.) Zu Nr. 45. *De conſenſu Evangeliſtarum.* Colon. 1529. 8. (Maitt. T. II. P. II. p. 716.) Unter der noch einzurückenden Nr. 50. *De Opere Monachorum*, folgende Ausgabe, welche Rec. vor ſich hat: *D. Aurelii Auguſtini Hipponenſis epiſcopi de opere Monachorum liber unus, ad Aurelium epiſcopum Carthaginenſem. Coloniae* apud *Joan. Gymnicum* An. M. D. XXXI. 8. Zu Nr. 52. *De S. Virginitate:* Lübeck 1490. 8. (*J. Henr. von Seelen Selecta Litteraria.* p. 619); ſine loco et anno. 4. (Panzer IV. p. 89. N. 125); die ital. Ueberſ. *Breſcia, appreſſo Franceſco* etc. 1566. 8. (Paitoni T. I. p. 148.) Zu Nr. 67. *De Spiritu et Litera liber:* Mutinae per Baldaſſarem de Strucciis. 1477. 4. (Tiraboſchi Biblioteca Modeneſe. T. IV. p. 368.) Zu Nr. 72. *De natura et gratia.* Pariſ. Ant. *Augerelli.* 1534. 12. (Bibl. Teller. p. 33.) Unter der fehlenden Nr. 73. *De perfectione juſtitiae hominis.* Pariſ. Jo. Foucher. 1541. in 16. (Bibl. Teller. p. 33.) Zu Nr. 74. *De civitate Dei libri XXII:* Pariſiis 1479. Fol. (Maitt. Ind. II. App. p. 499;) *Argentinae* 1494. Fol. (Denis Suppl. I. p. 361. N. 3003;) *Lovanii* per *Joh. Paderborn de Weſtphalia* 1495. Fol. (Catal. Bibl. Thott. T. VII. p. 11;) Lugd. 1560. 8. 2 Voll. (Catal. Bibl. Harleianae. Vol. V. p. 383. N. 12923); D. *Aurelii Auguſtini Hipponenſis Epiſcopi de Civitate Dei*

Libri XXII. Veterum exemplarium collatione nunc demum castigatissimi facti, eruditissimisque doctissimi *Ludovici Vivis Commentariis illustrati. Genevae* 1622. 8. 2 Voll. (Bibl. Badenhaupt. p. 187;) *Sancti Aurelii Augustini Hip. Episc. Libri XXII. de Civitate Dei*, castigati et illustrati opera *Monachorum Parisiensium Sancti Mauri.* In hac Veneta Editione accedunt Collationes *Josephi Blanchini* Monachi Veronensis. *Venetiis* 1732. Fol. (Historia litteraria: or an exact and early Account of the most valuable Books etc. Vol. IV. p. 309. Catal. libror. Pauli Vaillant. p. 3;) die holländ. Uebers. welche Rec. in Händen hat: XXII. *Boecken van de Stadt Gods, begrypende de beginselen en voortgang der zelver, als mede de verdedinge der Christelyke Religie, tegen de doolingen en lasteringen der Heydenen, Ketteren, en andere vyanden van Gods Kerkè. Ook op veel plaetsen met treffelyke Historien vermengt. Beschreven door den heiligen Outvader Aurelius Augustinus, Bisschop van Hippo. Doorgaens met wijtloopige Uytleggingen verrijkt. (Door Johannes Leonardi Fenacolius.)* t'Amsterdam, voor Joost Hartgers, Boekverkooper in de Gasthuyssteegh, in de Boekwinkel, in't jaer 1646. Fol. Unter der fehlenden Nr. 77. *De origine animae:* (Argentorati, *Ge. Husner*) Sine loco et anno. Fol. (Seemiller fasc. I. p. 109. N. VIII. Denis Suppl. II. p. 500. N. 4290.); Sine loco et anno (aber *Norimbergae* ap. Frat. Augustin) 4. (Panzer IV. p. 389. N. 382 (b). Zu Nr. 93. *De conjugiis adulterinis* libri II. Die französ. Uebers. *à Paris*, chez *G. Desprez.* 1763. 12. (Journ. des Sçav. Juillet. 1763. p. 46.) Zu Nr. 99: *Enchiridion ad Laurentium: Lovan. Jo. Bogardi.* 1561. in 16. (Bibl. Teller. p. 33.) Zu Nr. 100. *De cura pro mortuis gerenda liber;* Paris. Vincent *Gautherot.* 1544. 8. (Ibid. p. 112.) Zu Nr. 102: *Regula ad servos Dei: Lugduni, Lud. Martin.* 1515. 8. (Ibid. p. 207); *Romae*, Ant. Bladi. 1566. 8. (Ibid. p. 207); *Mantuae*, sive Madriti, Petri Cosin. 1571. 8. (Ibid. p. 206); *Colon. Agr.* Gerv. Calenii. 1575. Fol. (Ibid. p. 154); *Valentiae*, J. Gilbert. 1712. 12. (Catal. de Bolongaro - Crevenna. Vol. II. p. 6. N. 1319); 17 ital. Uebersetzungen. (Paitoni T. I. p. 81 - 36), die spanische Uebersetz. *En Madrid, en la Impr. Real.* 1637. 8. (Bibl. Teller. p. 207); die franz. Uebers.: *A Orleans.* 1598. 12. (Ibid. p. 309). Zu Nr. 103: *De Gratia et libero Arbitrio:* eine ital. Uebersetz.: *Fiorenza per il Sermatelli.* 1592. 8. (Paitoni T. I. p. 22;) zwey franz. Uebersetzungen: *à Paris*, chez *Guy Caillou.* 1683. 8. (Journ. des Sçav. 1683. p. 315;) *Le Livre de S. Augustin, de la Grace et du Libre Arbitre, et deux Lettres de ce Pere à Valentin et aux Moines d'Adrumet, traduites en François avec des Notes, par Monseigneur Henry François Xavier de Belsunce de Castermoron, Evêque de Marseille, communiqués au Clergé seculier et regulier. et aux Fideles de son Diocese pour leur instruction.* A Marseille 1740. 4. Unter der fehlenden Nr. 104. *De correptione et gratia*, die franz. Uebersetz. von *Ant. Arnauld. Paris, Vitré.* 1647. 8. (Bibl. Teller. p. 33. Zu Nr. 110. 111. *De praedestinatione sanctorum* cet. Paris. Jac. Kerver. 1541 in 16. (Ibid. p. 33.) Zu Nr. 114. *Enarrationes in Psalmos Davidis:* 2 franz. Uebersetzungen: von *Jacques de Billy.* Paris, Claude Fremy. 1570. 8. (Niceron T. XXII. p. 181); à Paris, chez *Jacques Barrois fils.* 1739. 12. 14 Voll. (Journ. des Sçav. Juin. 1739. p. 285.) Zu Nr. 115: *Epistolae:* sine loco et anno. Fol. (Denis Suppl. II. p. 498. N. 4268); Venetiis per Bernardinum Benalium. (Sine nota anni) 4. (Catal. Scapini. p. 431.) Zu Nr. 116. *Sermones et Homiliae:* sine loco *et anno.* Fol. (Denis Suppl. II. p. 581. N. 5083;) sine nota anni. (aber Coloniae typis Udalrici Zell) 4. (Laire Ind. I. p. 26); ferner (*Moguntiae*) sine nota anni. Fol. (Denis Suppl. II. p. 499. N. 4278;) *Argentinae* per *Martinum Flach* 1478. 8. (Panzer I. p. 22. N. 26;) [illegible] per *Bernardinum rizum de Novaria.* 1490. 8. (Maittaire T. I. P. II. p. 517); *Venetiis* per *Simonem Papiensem* dictum *Bivilaqua.* 1495. 8. (Denis Suppl. I. p. 385. N. 3241;) *Parisiis* cura *Udalrici Gering* etc. sine anno. Fol. (Maitt. T. I. P. II. p. 755;) *Parisiis*, Adr. Perrier. [illegible] 8. (Bibl. Teller. p. 34;) *Augustini sermo I. et sermo [illegible] de nativitate Christi, in divorum patrum — — qui [illegible]tione soluta scripserunt, Homiliis ac meditation. in Festo nativitatis Jesu Christi — collectis a Christiano Dau[illegible] Cygneae* 1670. 8.; *Antiquus de Epiphania Domini [illegible]mo, qui in vetusto quodam Codice S. Augustino, Episcopo Hipponensi tributur*, nunc primum editus a F. [illegible] *Menckenio* in Miscell. Lipsiens. Nov. Vol. IX. Part. [illegible] p. 482—491. *Ital.* Uebersetzungen: *per Francesco [illegible]dino da firenze.* 1493. 4. (Audiffr. Specim. p. 336. [illegible] Ind. II. p. 161;) sine indicio loci, anni et typograph[illegible] 4. (Panzer IV. p. 78. N. 8.). Ferner (Florentiae) [illegible] anno. 4. (Audiffr. Specim. p. 375) und noch eilf [illegible] Paitoni T. I. p. 13—18 angezeigte ital. Uebersetzungen die franz. Uebersetzung: *à Paris* 1579. 8. (Bibl. [illegible] Hag. III. p. 117. Widekinds Verz. von raren Büch[illegible] S. 263;) die *deutsche* Uebersetz. von M. *Melch. A[illegible]* Frft. am Main durch Herm. Gülferich. 1544. 4. ([illegible] Hirschii Millenarius III. N. 751.) Zu den fehlenden Ausgaben der einzelnen unächten Werke gehören [illegible] der noch einzurückenden Nr. 12. *Tractatus de caritate*, die Ausgabe: *Bruxellis*, sine anno. 4. (Catal. de Bolongaro - Crevenna. Vol. I. p. 106. N. 472.) Nr. [illegible] *Principia Dialectices et Rhetorices libri II. apud Sanctum Jacobum de Ripoli.* 1478. 4. (Bibl. Kraft. Ulm. misc. n: 1510); *Florentiae*, ap. eundem. 1480. 8 maj. (Denis Suppl. II. p. 700); sine loco et anno. (Maitt. T. I. P. [illegible] p. 754); Paris. 1534. 8. (Maitt. Ind. I. p. 94); Par[illegible] 1543. 4. (Maitt. T. III. P. I. p. 346); die ital. Uebersetzung, an deren Existenz jedoch in Audiffr. Specim. p. 279 gezweifelt wird: *Florentiae ad S. Jacobum [illegible] Ripoli.* 1479. 4. (Fineschi p. 29.) Zu der noch ein[illegible]rückenden Nr. 26. *Epistola de miraculis Hierony[illegible]* Mediolani, per Philippum de Lavagnia. 1475. 4. ([illegible]tal. de Bolongaro- Crevenna. Vol. I. p. 167. N. 768. [illegible] miller fasc. I. p. 84); ferner: (Coloniae, Ulr. Zell) [illegible] loco et anno. 4. (Catal. de la Valliere. III. p. 96;) [illegible] *favii*, per C. (Conrad) *Stahel* et *Benedict (Mayr)* 1482. (Denis Suppl. I. p. 149. N. 1094.) Nr. 39: *Soliloqui[illegible]* Franz. Uebersetzungen: die in dem 15ten Jahrh. ohne Anzeige des Druckorts und Druckjahrs herausgekommene und von Laire Ind. II. p. 130 angezeigte Uebers. *Le livre de St. Augustin de seul parler de l'ame à Dieu* 12.; von *Bonnodiere à Paris* chez Pierre et Imbert [illegible]

B

Bats, et Jacques Collombat. 1696. 12. (Journ. des Sçav. 1696. p. 332;) von demselben die 2te verbesserte Ausgabe *à Paris*, chez Jean Baptiste Coignard, 1700. 12. (Journ. des Sçav. 1700. p. 813.) Zu Nr. 40. *Meditationes: D. Aurelii Augustini Meditationes, Soliloquia et manuale: collatione manuscriptorum exemplarium emendata, et annotatis passim S. Scripturae allegationibus aucta.* Coloniae ex offic. Birkmannica. 1594. 12. *Idem libellus ad MS. correctus.* Ibidem apud Mylium excudebatur. 1599. 12. Elenchus libr. ab anno 1593 usque ad an. 1600 impress. Lips. 1600. 4.; Mehrere ital. Uebersetzungen. (Paitoni T. I. p. 24 sqq.) Zwey deutsche Uebersetz.: *S. Augustin drey Betbüchlein, Meditationes, Soliloquia und Manuale genannt*, verdeutscht durch Joan. *Schwayger.* 1597. 12. (Ibid.) und Augsb. Rieger. 1775. 8. (Heinsius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68.) Zu der fehlenden Nr. 41. *De contritione cordis*, die Ausgabe: sine loco et anno. 12. (Theoph. Sinceri neue Samml. v. alt. u. rar. Büchern. III. S. 272.) Zu Nr. [illegible] *Manuale.* Deutsche Uebers. Augsb. Wolf. 1773. 8. Heinsius allgem. Bücherlexicon. B. I. S. 68.) Zu Nr. 44. *Speculum peccatoris.* Die ital. Uebersetz. *Venetiis per Bernardinum Venetum.* 1498. 8. (Panzer III. p. 440. N. 384.) Zu Nr. 48. *De vita christiana:* Spirae, sine anno, (1471) 4. (Laire Ind. I. p. 88;) Delphis. 1482. 4. Maitt. T. I. P. II. p. 438;) Parisiis per Alexandrum Aliate 1500. 8. (Maitt. T. I. P. II. p. 710;) sine loco et anno. 4. (Laire Ind. II. p. 129.) Nr. 50. *De XII. abusionum gradibus*, die Ausgabe: *Lipsick* per Mart. Herbipol. 1517. d. 17 Aug. 4. (C. C. Hirschii Millenarius II. N. 103.) Zu der fehlenden Nr. 52. *De conflictu vitiorum et virtutum:* Sine loco et anno. Fol. min. (Seemiller fasc. I. p. 109. N. VII. Denis Suppl. II. p. 501. N. [illegible];) ferner (Parisiis, Petrus Caesar) sine loco et anno. 4. (Laire Ind. I. p. 88;) sine loco et anno. 4. (Laire Ind. II. p. 2.) Zu der fehlenden N. 56: *Psalterium:* Lipsiae, per Jac. Thanner. 1511. Fol. (Maitt. Ind. II. App. p. 499.) Zu der fehlenden Nr. 74. *Liber de quaestionibus Orosii:* Marsipoli, Luc. Brand. 1473. 4. (Denis Suppl. I. p. 21. N. 115.) Zu der fehlenden Nr. 80. *Hypomnesticon contra Pelagianos et Coelestianos: Parisiis* [illegible] Nicolaum de Chemin. 1541. 12. Maitt. Ind. I. p. 93 [illegible] 2 ital. Uebersetzungen. (Paitoni T. I. p. 23.) Zu [illegible] ebenfalls fehlenden Nr. 81. *De praedestinatione et gratia:* Parisiis 1649. 8. (Bibl. Teller. p. 36.)

Was endlich die Erläuterungsschriften betrifft, [illegible]nd zwar von S. 356—363 einige und besonders [illegible] angezeiget worden, es fehlen aber noch sehr [illegible] neuere, die hier nicht Platz finden können. [Ue]brigens hat bereits ein anderer Rec. in der A. L. Z. [17]97. N. 192. S. 714 bemerket, dass in *Brüggemann's [Vie]w of the English Editions* etc. unter dem Artikel [A]ugustin, mehrere in England herausgekommene [S]chriften stehen, die zur Bereicherung des Schönemannschen Werkes dienen können. Auch hat Theoph. Georgi in seinem allgem. europ. Bücherlexicon und dessen Supplementen, eine grosse Anzahl von Ausgaben und Uebersetzungen dieses Kirchenvaters namhaft gemacht, die, obgleich die Georgischen Nachrichten sehr unzuverlässig sind, dennoch, wenn sie mit andern verglichen werden, manche Ergänzungen und Berichtigungen darbieten werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Augsburg, b. Riegers Söhnen: *Der Krankenbesuch in seinen Eigenschaften nach der physischen und moralischen Lage der Kranken. Systematisch-praktisch bearbeitet vom Verfasser des Katecheten. Erstes Bändchen. I. Abtheilung.* 1793. 353 S. *Zweytes Bändchen. II. Abtheil.* 1793. 341 S. *Drittes Bändch. III. Abth.* 244 S. 8.

2) Ebendas.: *Der denkende und durch Leidensbeyspiele ermunterte Christ auf seinem Krankenbette. Eine Zugabe zum Krankenbesuche in seinen Eigenschaften etc. von desselben Verfasser.* 1795. 335 S. (Ohne die Vorreden). 8.

Der Vf., ein Katholik, ist durch die bekannte Pastoralanweisung *Peter Millers* in Göttingen auf seinen Plan geleitet worden, wie er in der Vorrede zum ersten Bändchen versichert; und dies erweckt ein günstiges Vorurtheil für seine Arbeit. Das ganze Werk zerfällt in drey Abtheilungen, und eben so viele Bändchen. Dem ersten ist eine Einleitung vorangeschickt, worinnen der Vf. den *Begriff* und die *Eigenschaften* des Krankenbesuches aus einander setzt. In der Abhandlung selbst zeigt der Vf., was der Seelsorger, welcher Kranke in entlegenen Land- und Thalhütten zu besorgen hat, in Hinsicht auf ihre *physische* Lage zu beobachten habe. Hier werden die Fragen beantwortet: was heisst gesund, was heisst krank seyn? Welche sind die Krankheitscharaktere, die entweder Gefahr, oder den Tod drohen? Welche Vorkehrungen hat man zu treffen in Rücksicht auf die Kammerluft, das Lager, den Arzneygebrauch, die Wärter, und die Wiedergenesenden? Indessen sollen diese Belehrungen den Seelsorger von medicinischen, dictatorischen Vorschriften immer entfernt halten. Hierauf wird gezeigt, wie die Kranken nach ihren verschiedenen Charakteren und Situationen zu behandeln sind. — Der Vf hat die Schriften der besten Aerzte, und wie es scheint, sehr gut benutzt. Es ist auch ein brauchbares Verzeichniss einiger Kräuter, und ihrer Heilungskraft beygefügt. Nach dem Urtheil eines Arztes, welchem Rec. dasselbe zur Durchsicht mittheilte, ist eine gute Auswahl getroffen. Ueberhaupt hat dieser Theil dem Rec. am besten gefallen.

Das *zweyte* Bändchen hat die *moralische* Krankenlage theils überhaupt, theils nach ihren verschiedenen Aeusserungen zum Gegenstande. Es wird erklärt, was das heisse: moralisch gesund, moralisch krank seyn, welche Pflichten der Kranke zu beobachten habe; wie die Kranken nach ihren verschiedenen moralischen Bedürfnissen, in Anfechtungen etc. von dem Seelsorger zu behandeln; was im Umgange mit *Protestanten*, *Freygeistern*, *Juden*, *Gefangenen*, *verurtheilten Missethätern* zu beobachten sey. Das *dritte* Bändchen enthält Bemerkungen, über die Mittheilungsart der *Heilsgeheimnisse*, wie sie der Vf. nennt, liturgi-

liturgische Gebete für Sterbende etc. Den Beschluss macht ein Anhang verschiedener kirchlichen Segnungen zur Bequemlichkeit des Seelsorgers in der Ferne. Die *Zugabe* liefert Stoff zu Gebeten, und *Leidensbeyspiele*, theils aus den Schriften des N. T., theils aus dem gemeinen Leben.

Es kommen in diesen Werke manche gute Regeln und Erinnerungen vor, welche von Seelsorgern beherziget und befolgt zu werden verdienen. Aber hier und da stöfst man auf Aeusserungen, die zwar einem Katholiken zu verzeihen sind, die aber mit dem Geiste des Christenthums nicht bestehen können. Wir wollen nur einige wenige Beyspiele anführen. S. 307 B. I. wird behauptet: man sey *gewisslich* verbunden eine unzeitige Geburt zu taufen, wäre sie auch nicht grösser als ein Gerstenkörnchen, und wäre auch eine noch so kurze Zeit nach der Empfängniss verflossen, und gäbe sie auch kein Zeichen des Lebens von sich, ausser man bemerkte sie von Fäulniss angesteckt, oder offenbar todt. — In diesem Falle soll man die Taufe bedingungsweise ertheilen, theils weil es zweifelhaft ist, ob der Foetus lebe, theils weil, da er im Häutchen verwickelt steckt, es ungewiss ist, ob das Wasser denselben berühre, und eben darum die Taufe ungültig sey. Dieses geschieht durch *Einsenkung* in einen Teller, oder in ein Glas Wasser. Dann wird erst das Häutchen geöfnet, und der Foetus unter der zweyfachen Bedingung zum zweytenmale getauft: *Wenn du fähig und noch nicht getauft bist etc.* Dass die Beichte Gottes Werk sey, wird (B. II. S. 101) auf folgende Weise demonstrirt: „Es braucht nicht viel: entweder ist die Beicht ein Werk des Teufels, oder der Menschen, oder Gottes. Des Teufels Werk ist sie nicht; denn sie zerstört die Sünde, folglich sein Reich. Des Menschen auch nicht; weil die ganze Welt nicht im Stande ist, auch nur einen Menschen dazu zu nöthigen: folglich ist die Beicht Gottes Wort." Der *Protestant*, der auf dem Krankenbette Zweifel bekommt, wird (S. 178 f. B. II.) unter andern folgendermassen redend eingeführt: „Mich elenden Tropfe! Ich sollte Gott glauben, und weiss nicht einmal zuverläfsig, was er geredet hat. Ey glauben! wie es mir, oder dem Prediger, oder der irrbaren Kirche also scheint. — Heifst dies des göttlichen Ansehens wegen glauben? Ja heifst dies einen göttlichen und christlichen Glaubensact erwecken? — Ist es also: Wehe mir! Ich bin im Angesichte Gottes nicht einmal ein Christ." Ja wohl muss der Protestant, der so denkt und spricht, *ein elender Tropfe* seyn. — Nach den Gebeten (B. III.) welche der Priester bey der letzten Salbung sprechen soll, werden einige *Ausnahmfälle* angeführt, und der erste derselben ist folgender: „Wenn der Seelsorger vernünftig zweifelt, ob er die Salbung jedes Sinnes werde vollziehen können, wenn er die vor der Salbung vorgeschriebene Gebete sagen würde: so schreite er sogleich zu den Salbungen selbst, weil diese weit kräftiger als die Gebete sind, und [...] Abgang der Vollkommenheit des Geheimnisses nicht benimmt. Sollte aber der Kranke die Salbung überleben, dann werden die Gebete nachgenommen." Wenn es zum Sterben kommt, so soll der Kranke unter andern auch so beten: (S. 190) „Jesu! Du hast gesagt: sie [...] deine Mutter! Ich habe sie auch für mich gewählt [...] Maria! Mutter der Gnade, sey meine Mutter in dieser Todesstunde, empfehle mich deinem Sohne Jesu [...] Engel! mein heiliger Schutzengel, sey mir ein starker Raphael in dieser Gefahr. — Heilige Gottes und du mein lieber Schutzpatron, bittet für mich, Gott sey mein Erbtheil in Ewigkeit." Diese, und viele andere Stellen, aus welchen man zugleich die Schreibart des Vf. erkennen kann, contrastiren ziemlich mit den gesunden Grundsätzen, die er anderwärts in diesem Werke befolgt hat. Bisweilen bedient er sich ganz eigner Ausdrücke, z. B. *Beichtzerrung*, *Hasses unlauterer Gelüste* und *Geizes Zerrung* etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Benjamin Wiesemann Beschreibung einer neuerfundenen Seegelwindmühle mit horizontal liegenden Flügelbäumen.* 8 S. gr. 4. Kupf. IV. (12 gr.) Auf das obere Ende einer verticalgehenden Welle sind vier Wind- oder Flügelbäume, zu rechten Winkeln geschiftet, an deren Enden mit Seegeln versehene Mastbäume in senkrechter Richtung befestiget sind. Ueber diesem Kreuz verschieben sich vier Richtstangen, an deren Enden die Seegel geheftet sind, und durch diese in die gehörige Richtung gebracht werden. Die Seegel sind durch Schnüre, welche unter den Flügelbäumen an der verticalen Welle in das Gebäude gehen, aufzuziehen, und das Ganze selbst von innen zu dirigiren. Auch hängt sich das Seegelwerk durch eine von innen angebrachte Schwungbewegung von selbst augenblicklich aus, wenn der Wind die Seegel zu stark ergreifen und dadurch dem Werk selbst Schaden zuwachsen sollte; und eben hierin besteht, nebst dem Vortheil dass man bey einer solchen Mühle an Raum gewinnt, der wesentliche Vorzug derselben vor andern Windmühlen. In Ermangelung des nöthigen Windes zur Bewegung, treibt ein Pferd die Mühle; wobey das Pferd gegen das bey zunehmenden Winde unvermeidliche Einholen des Leitbaums durch ein in das an dem verticalen Wellbaum angebrachte Strebrad, einfallenden Wiederhacken, hinlänglich geschützt wird. Zu wünschen wäre gewesen, dass der Erfinder, im Fall seine Mühle wirklich im Grofsen aufgestellt worden, den Effect derselben mit andern gewöhnlichen Windmühlen, von gleicher Dimension zusammengestellt hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Februar 1798.

NATURGESCHICHTE.

Jena, b. Göpferdt: *Uebersicht der Kennzeichen zur Bestimmung der Mineralien und kurze Darstellung der Geologie* für seine Vorlesungen entworfen von D. *Aug. Joh. Georg Carl Batsch* Professor zu Jena. 1796. 116 S. 8. (10 gr.)

Diese sehr reichhaltige und mit nicht gewöhnlichem Beobachtungsgeist und Scharfsinn abgefasste Schrift, hat der Vf. wie schon der Titel ausweist, zunächst seinen Zuhörern bestimmt; sie soll diesen gleichsam als Manuscript zur Uebersicht seines Vortrags dienen. Aus diesem Gesichtspunkt will der Vf. seinen Versuch beurtheilt wissen. Rec. ist völlig überzeugt, dass diese Abhandlung ihren Zweck nicht nur erreicht, sondern dass sie jeder Mineraloge mit wahrem Nutzen und Vergnügen lesen wird; denn wenn man auch nicht durchgängig des Vf. Meynung seyn sollte, so wird man doch gewiss durch seine Beobachtungen und Urtheile auf fruchtbare Ideen geleitet werden.

Die Ordnung, in welcher der Vf. seine Gegenstände abgehandelt hat, gefällt uns nicht so ganz, weil er die physikalischen äusseren, und chemischen *Kennzeichen* der Fossilien untereinander abgehandelt hat; indessen vermindert dies den Werth dieser Abhandlung nicht, sondern beweist vielmehr nur, dass der Vf. als ein selbstdenkender Mann, seinen eigenen Weg geht. Der Versuch des Hn. *B.* zerfällt eigentlich in zwey Theile; in dem ersten werden die Kennzeichen der Mineralien in XIII. Abschnitten und in dem zweyten die Geologie in VII. Kapiteln abgehandelt, denen noch einige Bemerkungen über die Oberfläche des Monds angehängt sind. Der Iste Abschnitt begreift diejenigen Kennzeichen, welche von dem *Zusammenhange der Mineralkörper* gegen *mechanische Gewalt* hergenommen werden. Der Vf. hat hier mit vieler Genauigkeit alle die Erscheinungen gesammelt, welche eine stärkere oder schwächere mechanische Gewalt bey den Fossilien hervorbringen kann; eben so vollständig hat er auch in dem IIten Abschnitte, die Kennzeichen der Mineralien abgehandelt, *die sich bey Einwirkung der Wärme bemerken lassen.* Der IIIte Abschnitt handelt von den Kennzeichen, welche sich bey der *Einwirkung des Wassers* an den Fossilien erkennen lassen; die Mineralien, welche von dem Wasser eine Veränderung erleiden, werden entweder *durchsichtiger* als vorher, oder *dunkler* und *lebhafter gefärbt*, oder sie *opalisiren*, oder *saugen das Wasser* ein, oder *zerspringen* mit einem Geräusche, oder sie *zerfallen* oder *werden nach und nach weich* oder sie *lösen sich auf;* alle diese Fälle sind mit Beyspielen belegt. Auf die nämliche Art werden im IVten Abschnitt die Kennzeichen aufgezählt, *welche sich bey der Einwirkung flüssiger Auflösungsmittel an den Mineralien bemerken lassen.* Der Vte Abschnitt zählt die Kennzeichen auf, welche *von der Einwirkung der Luft und des Lichts auf die Mineralien hergenommen sind.* In dem VIten Abschnitt werden die *verschiedenen Arten des Geruchs, welche die Mineralien von sich geben*, abgehandelt. Nach des Rec. Ueberzeugung geht hier der Vf. etwas zu weit, indem er 14. ganz verschiedene Arten des Geruchs bey den Fossilien unterschieden wissen will. Denn ungeachtet sich diese 14. Geruchsarten und wahrscheinlich noch mehrere bey den Mineralien unterscheiden lassen; so hat doch nicht jeder Mineralog ein so feines Organ, um sie gehörig von einander unterscheiden zu können; und dann sind selbst die Arten nicht genau bestimmt, denn z. B. der *Metallgeruch*, den der Vf. aufführt, ist nach der Verschiedenheit der Metalle auch wesentlich verschieden; eben so besitzen die Spiesglaserze einen ganz eigenen Geruch, (welcher sich deutlich wahrnehmen lässt, wenn mehrere beysammen einige Zeit eingeschlossen sind) der sich sehr von des Vf. *Erzgeruch* unterscheidet; mithin sind auch die von ihm hier aufgestellten Arten des Geruchs zu unbestimmt, und wir würden sie lieber auf wenigere zurückgeführt haben, indem sich doch nicht alle einzelne Verschiedenheiten durch Worte, noch weniger aber durch *ein* Wort, wie des Vf. Absicht zu seyn scheint, bestimmen lassen. Der VIIte Abschnitt enthält eine Aufzählung der verschiedenen *Arten von Geschmack*, welche sich bey den Mineralien unterscheiden lassen, und die als Kennzeichen dienen können. In dem VIIIten Abschnitt handelt der Vf. von den *Farben der Fossilien*, und weicht in Rücksicht der Benennungen der Farben hier und da von den Wernerischen Farben-Namen ab, z. B. *berlinerblau* nennt der Vf. *dunkelblau*, *indigblau* nennt er *schwarzblau*, *dunkelschwarz* nennt er *tiefschwarz*, *hyacintroth* nennt er *safranroth*, *carminroth*, *hochroth*, *ockergelb* nennt er *rostbraun* u. s. w. Rec. muss bekennen, dass er gewünscht hätte, dass der Vf. *bey so gleichgültigen Dingen* keine Veränderung vorgenommen hätte; denn zu was nützen sie denn eigentlich? Sie erschweren nur dem Anfänger das Studium der Oryktognosie, indem sie ihn verwirren, und er statt eines Wortes zwey und drey behalten muss. Bey dem folgenden IXten Abschnitt, *der von den verschiedenen Graden der Durchsichtigkeit* handelt, in

in welchen sich die Mineralien von einander unterscheiden, weicht der Vf. auch so wohl in Rücksicht der Abtheilung als Benennung von dem bisher gewöhnlichen ohne Noth ab. Er sagt nämlich die Mineralien sind in Rücksicht ihrer Durchsichtigkeit: *klar*, *halbklar*, *halbdurchsichtig*, *durchscheinend* und *undurchsichtig*. Das Wort *klar* ist hier offenbar nicht so gut, als das Wort *durchsichtig*, welches Werner in diesem Fall gebraucht, und das allgemein angenommen und verständlich ist; auch scheint uns der von dem Vf. angegebene Unterschied zwischen *halbklar*, und *halbdurchsichtig* nicht wesentlich und also überflüssig. Der Xte Abschnitt handelt von den *Verschiedenheiten* der Mineralien in *Rücksicht ihrer Oberfläche*. Der Vf. macht hier keinen Unterschied zwischen *innerer* und *äusserer* Oberfläche; auch glaubt er S. 20. dass der *Seidenglanz* so wie der *Diamantglanz* und der *halbmetallische* Glanz nicht deutlich genug verschiedene Modificationen des Glanzes, oder wie er sich ausdrückt, des *Scheins* seyen. Im XIten Abschnitt werden *die verschiedenen Formen* der Mineralien aufgeführt. Der Vf. nimmt bey den Krystallen eigentlich nur zwey Grundgestalten, nämlich das *Prisma* und die *Pyramide* an; die *Säule*, den *Würfel* und die *Raute* rechnet er zu der erstern, das *Octaeder*, die *Nadeln* und die *Tafel* zu der zweyten Grundgestalt. In Rücksicht der Tafel können wir dem Vf. weniger beypflichten, als in Rücksicht der *Linse*, die er von der doppelt dreyseitigen Pyramide, so wie der *sattelförmigen Linse*, die er von der Raute ableitet. Das *Dodecaedron* so wie das *Icosaedron* rechnet der Vf. nach unserem Bedünken, auf eine ziemlich gezwungene und unnatürliche Art zu den *Pyramiden;* denn er sagt S. 35. „der *zwölfflächige* Krystall (*Dodecaedron*) entsteht theils aus einer doppelten fünfflächigen, auf den Kanten zusammengesetzten, und an beiden Enden gestutzten, überall gleichen fünfeckigen flächenzeigenden Pyramide, (*Schwefelkies*) theils aus einer kurzen sechsseitigen, an jedem Ende mit drey abwechslend auf den Kanten gesetzten Flächen, flach zugespitzten Säule (*Granat.*) Der *zwanzigflächige Krystall* (*Icosaedron*) besteht aus einer doppelten fünfflächigen Pyramide, die an beiden Enden so stark mit fünf Flächen zugespitzt ist, dass der ganze Crystall zwanzig durchaus gleiche Triangelflächen zeigt. (*Schwefelkies*)." Rec. will nicht in Abrede seyn, dass man sich das *Dodecaeder* und *Icosaeder* auf die hier angegebene Art erklären kann; allein er ist überzeugt, dass diese Erklärungs- oder Vorstellungsart bloss willkürlich ist, und sich nicht in der Natur bestätiget; denn der Schwefelkies kommt nicht in Pyramiden crystallisirt vor, sondern der *Würfel* ist seine eigentliche Grundgestalt, und jene zwey Krystallformen würden sich weit eher von dieser ableiten lassen. Auch gehört der zwölfflächige Granat-Krystall keineswegs zu den *Dodecaedern* sondern zu den Säulen; denn das charakteristische von jenen ist, dass sie *fünfeckige* Seitenflächen haben, da die Flächen bey dieser Art von Granat-Krystallen stets rhomboidalisch sind. Der XIIte Abschnitt handelt von *dem Kennzeichen der Schwere*, und der XIIIte von denjenigen Kennzeichen der Mineralien, welche von der *Elektricität* und dem *Magnetismus* hergenommen sind.

In dem zweyten Theile dieses Versuchs wird die Geologie meistens nur in kurzen Sätzen abgehandelt, und der Vf. geht auch hier wieder meistens seinen eigenen Weg. Der Ite Abschnitt enthält die *Urkunden* oder Ueberbleibsel aus der ältern Geschichte der Erde, die der Vf. wiederum in mehreren Unterabtheilungen vorträgt. Da er sich vorbehalten hat, seinem Auditorium die hier aufgestellten Sätze mündlich zu beweisen, so lässt sich nicht viel darüber sagen; indessen haben wir manche gewagt, und auch einige, nach unserer Ueberzeugung, nicht ganz richtig gefunden. Unter mehrern andern z. B. S. 49. sagt der Vf.: „die bituminöse Schwärze der Steinkohlen und der verschiedenen Schieferarten hängt mit Vulcanität und diese mit Landesnähe zusammen." Der Vordersatz wird sich in der Natur nicht bestätigen. Eben so finden wir auch den S. 51. aufgestellten Satz nicht ganz gegründet, wenn der Vf. sagt: „*Tuffe aus warmen Quellen haben keine organischen Körper eingeschlossen, sind eisenhaltiger und zuweilen* [illegible]*förmig gebildet.*" Rec. hat Stücke von Karlsbader Tuffstein vor sich liegen, welche die deutlichsten Spuren von vegetabilischem Stoffe enthalten; eben so besitzt er Tuffsteine aus Gegenden, wo keine warmen Quellen vorhanden sind, und die doch so *eisenhaltig* sind, als er noch keine von warmen Quellen gesehen hat. In dem IIten Abschnitte trägt der Vf. die *Veränderungen* der *Erdoberfläche*, ohne Rücksicht auf Zeit nach ihren Arten und ihrem allgemeinen Gange vor. Dieser sehr reichhaltige Abschnitt enthält auch wieder mehrere sehr kühne Sätze, die wir aus Mangel an Raum hier nicht alle ausheben können, sondern nur einige, z. B. hier anführen: S. 60. heisst es: manche *Meeresschichten sind offenbar durch entfernte Einwirkungen der Vulcane bewirkt, und die Absetzung der meisten vielleicht durch sie befördert worden.* a) Der *mit Vitriolsäure imprägnirte Thon und Gips* konnte sein Daseyn nicht durch blosse ruhige Ausziehung mit Wasser erhalten, da die Vitriolsäure in keiner frühern Masse frey und bereit lag. b) Nur die Vulcanität kann die Vitriolsäure aus den Schwefelkiesen entbinden, und Ströme, in welche sich vulcanische vitriolische Quellen ergossen, konnten dem Meere schwefelsaure Mischungen möglich machen. etc. Da wir gegenwärtig in der Geologie noch so weit zurück sind, und nur wenige zuverlässige Erfahrungen haben; so scheint es doch zu gewagt zu seyn, über dergleichen wichtige Ereignisse in der Natur abzusprechen, weil noch andere — wenigstens *mögliche* Wege übrig sind, welche die Natur befolgt haben könnte. Der IIIte Abschnitt enthält die Aufzählung *allgemeiner Erscheinungen*, deren bestimmte Arten zu sehr verschiedenen Zeiten, und den in ihnen vorgegangenen Veränderungen gehören können. Der Vf. handelt hier von den *Lagern*, *Klippen*, *Conglomeraten*, *Spalten und Höhlen*. In dem IVten Abschnitte werden *die Arten der einfachen Gebirgmassen* in Rücksicht

sicht ihrer oryktognostischen Aehnlichkeit aufgestellt, so wie im Vten die gemengte Gebirgsarten. Der VIte Abschnitt handelt von der *Zeitfolge* der Begebenheiten, nach der Art und dem Beysammenseyn der Urkunden sowohl, als den noch fortdaurenden Veränderungen. Endlich enthält der letzte Abschnitt, noch allgemeine geologische Resultate, oder wie sich der Vf. ausdrückt: *Folge des Ganzen, theils nach den Verhältnissen der Gegenwart theils des grossen Kreislaufes und des Zieles der Geschichte.* Weder dieser Abschnitt noch der Anhang, der einige Sätze über die Oberfläche des Mondes enthält, erlauben hier einen Auszug. Wir haben ohne dies schon hinreichende Beweise von der Reichhaltigkeit dieser Schrift gegeben, welche wir jedem Mineralogen zum Nachlesen empfehlen wollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, in der Felseckerischen Buchh.: *Hermolaus.* 1796. 144 S. 8.

Jedermann kennt aus dem Curtius (VIII. B. f.) die Geschichte der Verschwörung einiger Edelknaben gegen Alexander, welche den ungerechten Tod des Kallisthenes zur Folge hatte. Die dramatische Einkleidung, welche der Geschichtschreiber ihr zu geben gewusst hat, reizte wahrscheinlich den Vf. des vorliegenden Buchs, die ganze Begebenheit dramatisch zu bearbeiten, indem er den Plan unverändert aus dem Curtius entlehnte, die angeführten Reden wörtlich übersetzte, und so viel eigne Scenen hinzufügte, als ihm erfoderlich schien, um die von dem Original angebotenen Scenen aneinander zu knüpfen. Der Vf. (Hr. *J. H. W. Witschel*, Mittagsprediger in der Dominicanerkirche zu Nürnberg) hat es nicht gewagt, diese Arbeit eine Tragödie zu nennen, ob sie schon eine tragische Tendenz hat; und wir sind weit entfernt, ihr durch einen solchen Titel einen Anspruch auf Vollkommenheit beyzulegen, an den ihr Vf. selbst nicht gedacht zu haben scheint. In der That unterscheidet sie sich von einer Menge ähnlicher Arbeiten, welche dieses Jahrzehnd auf und untergehn sah, durch nichts als den Gebrauch des Sylbenmaafses; was sie aber dies vor andern voraus hat, dankt sie dem Original, dessen Vf., bey manchem Fehler, ein Mann von Geist und Beredsamkeit war. Hr. *W.* hat die Gewissenhaftigkeit gehabt, die übersetzten Stellen am Rande anzuzeigen; aber auch ohne diese Anzeige würden sie einem aufmerksamen Leser schwerlich entgangen seyn. Der Geist des Alterthums ist dem deutschen Bearbeiter fremd, und alles was er der Erzählung des Curtius — mehr eingeschaltet als eingewebt hat, trägt den Stempel moderner Empfindsamkeit, Prahlerey und Affectation. Vergebens geht er auf die Erregung erhabner Gefühle aus; der Leser sieht nichts als das Streben des Vfs. nach Erhabenheit. Wir vergessen es keinen Augenblick, dass alles ein Machwerk des Dichters ist, in dessen Brust schwerlich ein Funke von dem Feuer des Prometheus glühen dürfte. Die Charaktere sind flach, ohnerachtet der schreyenden Farben, welche bisweilen aufgetragen sind; die Anlage der Scenen ist kaum mittelmässig; der Dialog oft dürftig, ungleich und bisweilen unedel. Dass Eurylochus S. 90. zu seinen Bruder Epimenes, der ihn im Schlafe stört, sagt: *du bist ein Narr!* dürfte durch die brüderliche Vertraulichkeit schwerlich gerechtfertigt werden können; so wenig als man sich überreden lassen wird, in folgender Stelle den guten Ton der griechischen Gesellschaft zu finden:

Kallisthenes

— — — *Ach der arme Polyperkon!*

Antipater

Ja wohl, Kallisthenes, *das war abscheulich!*
Ihr wisst wohl die Geschichte alle schon?

Epimenes

Vom Hörensagen. Du warst Augenzeuge.

— — — — — — — — —

Nikostratus

Genug für heute. Kommt, es ist schon spat (spät.)
Sonst schaft (schafft) *Kallisthenes euch fort, ihr Bursche.*

Antipater

Geh nur. Wir bleiben noch. Kallisthenes,
Es ist ihm nur um seinen Schlaf zu thun.

Nikostratus

Nun gute Nacht, Kallisthenes! Ich gehe
Und sage aller Welt, dass du die Leute
Aus ihrer Ordnung bringst.

Kallisthenes

Schon gut, man wird
Dir wenig glauben, weil die ganze Welt —
Es weiss, dass du *ein arger Schläfer* bist. u. s. w.

Die ganze platte Stelle ist um desto unerträglicher, da sie vollkommen müssig ist. Dasselbe aber gilt von ganzen Scenen dieses Stücks. Alexanders Unterredung mit Roxanen, in welcher dem Vf. die Absicht durch den Contrast überspannter männlicher Härte und zarten weiblichen Gefühls zu erschüttern, durchaus misslungen ist; und die Scene des Trinkgelags, in welcher einer der Commensalen des Königes unter den Tisch getrunken wird, gehören dahin. Dass die Scenen aus einander fallen, ist man bey Arbeiten dieser Gattung leider schon allzu gewohnt; auch ist der Mangel an Zusammenhang hier minder tadelhaft, als der Mangel an Uebereinstimmung in den Gesinnungen und Reden der handelnden Person bald mit ihren Handlungen, bald mit dem Geiste ihrer Zeit. So ist das schwärmerische Andenken des Hermolaus an seine todte Geliebte in dem Augenblicke, wo er einer kühnen That entgegen geht, schon an sich ein Zug moderner Empfindsamkeit, mit welcher die neuern Romanendichter das Alterthum so freygebig beschenkt haben; aber das lange Verweilen bey diesem Andenken, ist, unter *diesen* Umständen, aller

Wahrheit zuwider. Nicht mehr Gefühl für Einheit und Harmonie zeigt sich in den Reden der Edelknaben, so wie sie hier neben den Reden des lateinischen Geschichtschreibers stehn. Ihre Declamationen gegen die grossen Unternehmungen des macedonischen Königes, so kosmopolitisch sie auch seyn mögen, sind nicht in dem Geiste des jugendlichen Alters, so wenig als im Geiste des Alterthums. In einigen Reden, wie S. 56. ist der Stil recht sichtbarlich nach jacobinischen Mustern gefärbt, welche niemand, der das Alterthum kennt, für antik halten wird. — Die Vernachlässigung der Sprache (wie *stunde* für *stand* S. 17. *ausgeschlaffen* für *ausgeschlafen* S. 99. u. dgl.) wollen wir nur mit einem Worte erwähnen; so wie der mangelhaften Versification. Die Verse haben alle Fehler, welche jambische Trimetri nur immer haben können; sogar den, dass sie bisweilen in Trochäen ausarten, wie S. 61. *Licht- und Kraft- und Thatenvollen Laufes.* Wer folgende Zeilen S. 74. so liest, wie der Sinn fodert, wird nie ahnden, dass er Verse gelesen habe:

> Mensch, wenn ich nicht besser wüsste,
> Dass du der Flüchtling nicht bist, der du scheinest,
> So würde ich dich wieder auf der Stelle
> Zurücke schicken.

Die Schreibart *Athenä* statt *Athene* S. 69. mag nur ein Druckfehler; und die Erwähnung der *Sesterzien* S. 97. mit denen Alexander bezahlt, ein Fehler der Unachtsamkeit seyn. Die Reduction des griechischen Geldes auf römisches, wozu der römische Geschichtschreiber berechtigt war, findet in dem Drama natürlicher Weise nicht statt. Auch das fällt einem an griechische Prosodie gewöhntem Ohr widerlich auf, dass durch das ganze Stück Hermolaus scandirt wird.

Unter dem Druckort: Rom, b. Giuseppe Falziola: *Schnurren, Schwänke und Abentheuer in der Gespensterstunde.* 1797. 280 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. missbraucht die Anlage, die ein gewisser Grad Laune, eine lebhafte Einbildungskraft und ein muntrer Ton ihm geben, durch Plattheiten, zu welchen er sinkt, indem er dem Witz allzu übereilt nachjagt, durch müssige Scenen, in denen er, um Lachen zu erregen, die Hauptsache ganz aus den Augen verliert, und durch überspannte kaum einem Fieberkranken verzeihliche Erfindungen und Entwickelungen. Wenn wir auch in dieser letzten Rücksicht allenfalls die Versammlung von vier Wollüstlingen um das Bett der ersehnten Schöne, und den mystischen *Schnurbart*, den sie da finden, und welcher der Erzählung den Namen giebt, hingehen lassen wollen; so ist es hingegen unmöglich in dem *betrogenen Betrüger*, das unzugängliche Schloss, den verunstalteten eifersüchtigen Herrn desselben, seine Sucht den Mond und seine Bewohner näher zu kennen, und die Täuschung des Prinzen Hugo, der sich durch Benutzung jener Grille in das Schloss einschleicht, und am Ziel seiner Wünsche, statt in den Armen des seiner Phantasie vorschwebenden liebenswürdigen Weibes, sich an der Seite einer zwey und siebenzigjährigen Alten findet — sich vorführen zu lassen, ohne über den Erfinder dieses schönen Schattenspiels mitleidig die Achseln zu zucken. Wir wollen der übrigen höchst müssigen Staffirungen des Gemäldes, wohin auch ein Wettrennen mit Eseln gehört, gar nicht gedenken. Besser ist die Erfindung in den *keuschen Ohren;* aber am natürlichsten wohl in *der platonischen Liebe.* Dass Beforderung der Sittlichkeit eben nicht Tendenz des Vf. ist, wird man aus dem, was wir anführen, schon ahnden. Oft verfällt er sogar ins Schmutzige und Eckelhafte. Vielleicht lernt er indessen bey mehrerer Bildung und Reife seines Geschmacks sich dieser Anwendung, die er von seinen Talenten macht, schämen, und sucht dann durch bessere Arbeiten die Muse, die ihn begünstigt, für die ihr zugefügten Beleidigungen zu versöhnen.

Leipzig, b. Kummer: *Die jüngsten Kinder meiner Laune,* von *A. v. Kotzebue. Sechstes Bändchen.* 1797. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Bändchen enthält, ausser der poetischen, aber von geringer dichterischer Kraft belebten, Dedication an die Frau Landräthinn von Löwenstern, in welcher die unterlassene Fortsetzung *des langen Hanns* mit der Furcht vor Missdeutungen entschuldigt wird, nur den zweyten Theil der *geprüften Liebe.* Eigentlich war diese Geschichte in ihrem *ersten Theile,* wo [illegible] Wilhelm von Eichenhorst in den Armen seines Hannchen verlassen, in die ihn sein guter Stern geführt hatte, ganz geendigt. Indessen wollen wir unsre Bedenklichkeiten (s. A. L. Z. 1796. Nr. 331.) vergessen; wir wollen diese Fortsetzung, als einen eigenen Roman betrachten, um die Einheit und Rundung des Ganzen ungekränkt zu finden; denn in der That sehen wir nicht ungern den Vf. einen Faden wiederum aufnehmen, den er mit so vieler Menschenkenntniss und mit einer so glücklichen Gabe, Charaktere und noch mehr, Empfindungen zu schildern, zur vollen Befriedigung seiner Leser verfolgt. — Mit seinem ersten Theile hängt diese neue Reihe von Abentheuern allein durch die Wiederauffindung und Bestrafung des Ungeheuers von Pfaffen, der Hannchen verführte, zusammen. An Interesse aber, das der [illegible]sche Gang unerwarteter und dennoch, mit wenigen Ausnahmen, nicht übel motivirter Vorfälle gewährt, steht dieser zweyte Theil dem ersten nicht nach. Wer wollte sich übrigens von einzelnen hyperromanischen Verkettungen in der Anlage dieses Romans, von den hier und da, doch nur selten, vorkommenden missglückten Witzleyen, und von den leider zur Schande seines bessern Genius, wiederkehrenden Luftstreichen des Vf. gegen seine Recensenten besonders gegen Hn. Huber, der seinen ganzen Groll trägt, im Genusse dieser interessanten Lectüre stören lassen? —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. Februar 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst*, nebst der Analyse einer komischen und tragischen Rolle, Falstaf und Hamlet von Shakespeare. 1797. 134 S. 8.

Man wird so häufig mit hohlem Schulgeschwätz über die Theorie der schönen Künste heimgesucht, womit weder der Kunst noch der Philosophie geholfen ist, dass es wohlthut, auf einen selbstdenkenden Mann zu treffen, der eigne Beobachtungen zu bestimmten und anwendbaren Grundsätzen zu erheben bemüht ist; der tiefer in seinen Gegenstand eindringt, ohne sich in spitzfindiger Zergliederung zu verlieren. Schon der Titel und der geringe Umfang der Schrift zeigt, dass man hier nicht sowohl ausgeführte Belehrungen als Winke, Uebersicht des Ganzen, und Eröffnung neuer Aussichten zu erwarten hat: aber diese gedrängte Kürze ist sehr fruchtbar, und schwerlich wird auch der geübte und unterrichtete Leser das Buch aus der Hand legen, ohne vielfältig zu eignem Nachdenken aufgefodert zu seyn, und manchen Aufschluss erhalten zu haben. Da es zum Theil Ankündigung eines grössern Werks ist, so halten wir es für das zweckmässigste, durch einige ausgehobene Stellen mit dem Hauptinhalte, dem darin herrschenden Charakter der Untersuchung und dem geistvollen Vortrage bekannt zu machen. *Vorrede* S. 3. „es schien mir nöthig, den leichtsinnigen Wahn mancher Schauspieler zu bekämpfen, die aus Bequemlichkeit glauben, dass die Schaubühne eine Welt im kleinen sey, — und dass das Kleid den Mann mache: die daher ihrem Beruf keine weitere Sorgfalt schenken, als dass sie die Worte der Rolle ihrem Gedächtnisse einprägen, und ihren Anzug geschmackvoll und richtig zu costumiren suchen; im übrigen aber dem magischen Standpunkte, auf welchem sie stehen, den ganzen Erfolg ihrer Darstellung überlassen. Diese Art Handwerker erwägen nicht, dass es etwas ganz anders sey, die Stelle einer Person würdig auszufüllen, als solche aufs gerathewohl blos einzunehmen; ja sie vergessen sogar, dass auch auf der grossen Schaubühne der Welt, nur der an seinem Platze stehet, dem die Stimme der Andern diesen Platz zuerkennen würde. „Die Empfänglichkeit, womit der Zuschauer vor die kleine Marionettenwelt des Theaters tritt, bahnt „der von ihr herabkommenden Täuschung allerdings „den Weg; allein der Schauspieler muss seiner Seits „die Gewalt dieses Zaubers erst geltend machen, und „den innern und äussern Sinn der Zuschauer durch „eine kunstvolle Darstellung zu ergreifen, zu fesseln „und auf eine zweckmässige Art zu leiten suchen. — „Da die Schauspieler, wie gesagt, so geneigt sind, „sich ihre Kunst recht *leicht* zu machen; so bin ich „darauf ausgegangen, sie ihnen recht *schwer darzustellen*. Ich habe den Schauspieler zu dem Ende zu „isoliren gesucht, das heisst, ich habe ihn zu einem „vom Dichter getrennten Kunstwerke, mithin zu ei„nem durch *sich selbst* bestehenden Wesen gemacht, „und ihm die Bequemlichkeiten, welche er sich aus „der dramatischen Dichtung zur Stütze und zum Rü„ckenhalt zueignen möchte, hinweggenommen." Wir empfehlen obige Bemerkungen solchen Schauspielern, die auf den ehrenvollen Namen von Künstlern Ansprüche zu haben wünschen, zur ernstlichsten Beherzigung; und wir würden unsrer Bühne Glück wünschen, wenn sie viele besässe, welche die in dieser Schrift vorgetragnen Lehren ganz zu fassen und sich zu eigen zu machen im Stande wären.

1. Absch. Schwierigkeiten einer Theorie der Schauspielkunst. S. 13. „Es ist schwer, eine Kunst in ein „System zu fassen, auf welche Convention des Ge„schmacks und individuelle Behandlungsart des Künst„lers einen so wesentlichen Einfluss haben; die in ih„rer Ausübung zu transitorisch ist, um überall so be„stimmt zu seyn, dass keine momentane Willkühr da„bey statt finden sollte, und deren feinste Gesetze oft „nur dem leisen Tact eines innern Sinnes offenbar „werden können." Vergleichung der Schauspielerkunst mit der Musik und den bildenden Künsten in Ansehung der dazu erfoderlichen Deutlichkeit der Einsicht. Allgemeiner Begriff von jener. Verhältniss des Schauspielers zum dramatischen Dichter. Analogien aus der bildenden Kunst, um die nähere Entwickelung jener Verhältnisse, den wesentlichsten Gegenstand der folgenden Bemerkungen, vorzubereiten. S. 27. „Bey der Betrachtung eines Kunstwerks „bemerkt und unterscheidet man vorzüglich den *Stil* „und die *Manier* desselben. Man unterscheidet bei„de, nicht um sie zu *trennen*, sondern um sie in ih„rer genauesten zweckmässigen Vereinigung zu ei„nem Ganzen, als ein *Ganzes* zu empfinden und zu „bewundern. . . . . Der *Stil* besteht, in Rücksicht „auf ein Kunstwerk, in dem Bestreben des Künstlers, „seine geistige Intention, welche er bey einer bild„lichen Schöpfung beabsichtigt, durch das eigenthüm„lichste Gepräge der *Intention selbst* und ohne Bey„hülfe eines *analogen* Mittels, versinnlicht darzustel„len. Unter dem Worte *Manier* versteht man die „Ver-

„Versinnlichung jener geistigen Intention, in sofern „dazu entferntere, *blofs analoge* Mittel angewendet „werden. . . . . Ich möchte die Manier einen blo- „fsen *Behelf* der Kunst nennen: sie verhält sich zum „Stil, wie der Schein einer Sache zur Sache selbst; „sie hat als ein blofses Zeichen der Realität, keinen „*eigenthümlichen* Charakter in Rücksicht auf das Kunst- „werk selbst; sie erscheint darin als ein dem Stil *un- „tergeordnetes* Mittel; und wenn man der Manier ei- „nen Charakter zugestehen will, so ist es blofs *der*, „welchen die *Individualität* des Künstlers, auf eine „unwillkührliche Weise in die Ausführung eines „Kunstwerks überträgt. . . . . Da in der Natur alles „Stil ist; so wird sie auch, in der Nachahmung der „Kunst, am nächsten durch den Stil erreicht.“ (Auf der andern Seite erhebt sich aber auch die Kunst eben dadurch am weitesten über die Natur: denn diese charakterisirt nur das *Einzelne* vollständig, allseitig und mit der strengsten Consequenz, da hingegen die Schöpfungen der Kunst *allgemeine Bedeutung und Gültigkeit* haben sollen. Hierin liegt der Grund der folgenden Sätze:) „Der Künstler mufs jedoch stets von ei- „ner geistigen *Intention* bey seinen Bildungen *ausge- „hen*. Blofse Nachahmung irgend einer Wirklichkeit „aus der Natur, erzeugt kein *Kunstwerk*. Eben so „wenig gebührt dieser Name einem solchen Product, „an dem die ursprüngliche geistige Intention sich nir- „gends als Stil äufsert, sondern bey der Ausführung, „in blofse *Manier aufgelöst*, verloren gegangen ist. „Dieser Satz ist so wahr, dafs ein Porträtmaler, den „sein Beruf an einen bestimmten Gegenstand aus der „Natur fesselt, nur dann erst ein *Künstler* genennt „werden kann: wenn er nicht blofs die Aufsenseite „des nachzubildenden Gegenstandes, als Form mit dem „Auge richtig auffafst; sondern wenn er, durch ei- „nen innern Sinn geleitet, auch das Charakteristische „dieses Gegenstandes ergründet, und das Reinste, Ent- „scheidendste und Wohlgefälligste davon in seiner „Schilderung zu einer geistigen Intention werden „läfst, um dadurch auch die für ihn so sehr be- „schränkte Nachahmung der Natur zu einem Kunst- „werke zu erheben.“ Die Begriffe von *Stil* und *Manier* sind für alle darstellenden Künste von einer so unübersehbaren Wichtigkeit und zugleich mit solchen Dunkelheiten umgeben, dafs sie nicht oft genug von verschiednen Seiten beleuchtet und erörtert werden können. Man sieht, der Vf. ist dabey ganz seinen eignen Weg gegangen, ohne zu einer entlehnten Terminologie seine Zuflucht zu nehmen. Die erst vor kurzem geschehene Uebertragung der Lehre vom Stil und der Manier, die in den bildenden Künsten einheimisch war, auf die Poesie, ist gewifs ein wesentlicher Fortschritt in der Theorie derselben, der aber freylich, so lange darin noch die untereinander zusammenhängenden irrigen Grundsätze der *Nachahmung* und der *Täuschung* herumspuken, nicht in seinem ganzen Umfange geltend gemacht werden kann. Die Anwendung eben dieser Begriffe auf die Schauspielkunst (nämlich in Bezug auf das darzustellende und das darstellende Individuum; denn von *mimischen* Nationalmanieren ist schon oft die Rede gewesen, wenn auch nicht unter dieser Benennung) ist, so viel wir wissen, ein neuer, und wie uns dünkt, ein sehr glücklicher Gedanke. Den Ausdruck *Manier* gebraucht der Vf. in den obigen Sätzen nicht in dem Sinne, wo es etwas schlechthin verwerfliches, eine ungebührliche Einmischung des Subjectiven, welche den Kunstzweck vernichtet, bezeichnet (dies, das *Manierirte*, drückt er aus: „in blofse Manier aufgelöst“); sondern er nennt *Manier* ein Hülfsmittel zur Ergänzung der Darstellung, das unvermeidlich da eintritt, wo die objective Bezeichnungsart nicht hinreicht, oder wo das Subjective nicht bey Seite geschafft werden kann. Je unabhängiger und für sich bestehender eine Kunst ihre Hervorbringungen aufstellt, je weniger sie den Schein der Realität substituirt; desto mehr kann sie der Manier entrathen, und desto weniger darf sie sich auch derselben bedienen. Dies gilt von der Bildhauerkunst; (die Behauptung S. 28.: „dafs wir in der Natur nichts anders gewahr „werden, als Stil; und dafs der Bildhauer, unter „allen Künstlern hierin der Natur am nächsten *tritt*,“ müfste also wohl berichtigt werden: *treten soll*; denn dafs diese Kunst eben so stark wie jede andre in das Manierirte ausarten kann, beweisen die Beyspiele der Bernini u. a. zur Genüge.) Der Schauspieler hingegen stellt sein Object an seinem eignen Subject dar, und soll die ganze Erscheinung seiner *Person* in Schein verwandeln. Diese Aufgabe ist, in ihrer ganzen Strenge genommen, unauflösbar, und kann nur durch Annäherung erreicht werden. Es fragt sich also, wie der Schauspieler die individuellen Bestimmungen seiner Person, die nicht zu seiner Rolle passen, die wenigstens ihr Begriff nicht fodert, die er aber nicht wegzuräumen vermag, am *besten* unterbringen soll, so dafs sie der Richtigkeit der Darstellung am wenigsten hinderlich werden. Die Mimik der Griechen, so wunderbar sie uns nach dem Wenigen, was wir von ihr wissen, vorkommen mag, konnte der völlig idealen Darstellung des Dramatikers durch gleiche Idealität entsprechen: das Individuum verschwand so viel möglich durch den Gebrauch der Masken, des idealischen Costums, der musikalischen Declamation, welche der Stimme einen allgemeinen Charakter giebt u. s. w. Es läfst sich also ermessen, dafs in dieser Mimik der *Stil* durchgehends geherrscht haben, und dafs sie fast eben so frey von Manier gewesen seyn wird, als die bildenden Künste der Alten. Da aber das Interesse des modernen Drama's gröfstentheils auf individueller Charakteristik beruht, so mufs diese auch das Ziel unsers Schauspielers seyn; sein Individuum mufs daher als solches, nicht als eine allgemeine Theatermaske, erscheinen, und es mufs ihm erlaubt seyn, Nebenbestimmungen aus demselben zu dem, was ihm der Dichter vorgezeichnet, hinzuzufügen. Der 2. Abschnitt beschäftigt sich mit diesem nothwendigen Gebrauch der mimischen Manier. S. 33. „Eine jede auf dem Theater darzustellende Person hat einen bestimmten Stil, den ich den „*Geist* oder den Charakter einer Rolle nennen —

„was als *Manier* in die Darstellung derselben zuweilen „übergehen darf, bezieht sich blofs auf das *Analoge*, „welches die *Individualität* des Schauspielers „zu ei-„nem dem Stile jederzeit *angemessenen*, obwohl et-„was willkürlichen Gebrauche darbietet.“ S. 37. „In „der richtigen Beurtheilung, was als *Stil* in einer „Rolle behandelt werden müsse, und wie selten nur „die *Manier* zur Versinnlichung derselben hinzutreten „dürfe; liegt das *Feinste* und *Schwerste* des Studiums „der Schauspielkunst.“ Die hier nur angedeuteten Lehren des Vfs. werden unfehlbar durch die weitere Ausführung noch sehr an Klarheit gewinnen, so wie schon die an den zergliederten Rollen gegebnen Beyspiele viel zu ihrer Aufhellung beytragen. 3. Abschn. Vom Vortrage der Rede. 4. Abschn. Von der Pantomime oder dem Gebehrdenspiel. „Die Pantomime im „eigentlichen Verstande, ist der äufserliche körperli-„che Ausdruck der innern geistigen Regungen. Der „Schauspieler wird dabey von einem physiognomi-„schen Kunstsinne zwar geleitet; allein seine panto-„mimische Darstellung braucht darum nicht *physio-„gnomisch* wahr zu seyn; obwohl sie *pathognomisch „wahr* seyn *mufs*. Was er auf der Schaubühne mi-„misch schildert, schwebt zu rasch vorüber, als dafs „eine strenge *psychologische* Analyse, nach wel-„cher die Physiognomik das Aeufsere mit dem Innern „vergleichen würde, je dabey angestellt werden „kann..... Was die Malerey an charakteristischen „*Hauptzügen* auf das Gesicht des Schauspielers über-„tragen kann, wird für hinreichend angesehen, auf-„fallende Disharmonien zwischen den *permanenten* „Gesichtszügen des Schauspielers, und der Physio-„gnomie der darzustellenden Person, wo solche der „*Illusion zu nachtheilig* seyn würden, vergessen zu „machen.“ Diese Sätze sind in sofern ganz richtig, als *auf* dem Theater ein physiognomischer *Schein* hinreicht, um den natürlichen physiognomischen Sinn der Zuschauer zu befriedigen; weil die Physiognomik als Wissenschaft selbst noch hypothetisch ist, und die Kürze der Zeit nebst der theatralischen Perspectiv die nähere Prüfung nicht zulafst, wie sie z. B. beym historischen Gemälde Statt findet. Dem Misverständnisse, als ob der Vf. die Mimik blofs auf das pathognomische beschränkte, und die *physiognomische Mimik*, die man noch schicklicher die *ethische* nennen könnte, gänzlich verwürfe, hat er dadurch hinlänglich begegnet, dafs sich seine Zergliederung der beiden Rollen hauptsächlich mit den Modificationen beschäftigt, welche die Darstellung der vorübergehenden Regungen und Zustände durch die Unterlage der beharrlichen Eigenthümlichkeit, das *Pathos* durch das *Ethos* erfahren mufs. Wenn wir die Mimik in ihrem ganzen Umfange betrachten, so zerfällt sie in Rücksicht auf die Wahrheit in die *ethische* oder *physiognomische*, und in die *pathognomische*; in Rücksicht auf Hervorbringung einer entschiednen Wirkung, welche nur durch Absonderung der Bestandtheile der menschlichen Natur und Zusammendrängung in reinere, ununterbrochnere Massen möglich ist, in die [illegible]sche und *komische*; in Rücksicht auf Umbildung der Natur nach Gesetzen der Schönheit in die *malerische* und *musikalische*, die man auch im Sinne der Alten unter die Benennung der *rhythmischen* zusammenfassen kann. Als eine Abart der malerischen liefse sich die *ruhende plastische Mimik* betrachten, worin Lady Hamilton so sehr bewundert worden ist, und die mehr cultivirt zu werden verdiente. (Das Eigenthümliche davon besteht nämlich in einer so reinen vollendeten Darstellung eines so bedeutend gewählten Moments, dafs sie die dauernde Betrachtung erträgt und verdient.) Vor der Hand bedürfen wir zwar noch keiner eigentlich rhytmischen Mimik, weil sie nur zu einer Idealität der dramatischen Darstellung pafst, die dem Geiste unsers Theaters durchaus fremd ist: aber eine Mittelgattung, welche wir die *poetische Mimik* nennen wollen, könnte vielleicht in einiger Zeit von Nutzen seyn. Sie würde da ihre Anwendung finden, wo die dramatische Charakteristik zwar individuell ist, die Bezeichnungsart aber poetische Energie hat (wie z. B. im tragischen und romantischen Theil von Shakspeare's Stücken), wo also auch, dem Vortrage der Verse gemäfs, das Gebehrdenspiel stärker und voller accentuirt werden mufs. In *Engels Mimik* wird zugleich mit dem Gebrauch des Sylbenmaafses im Drama dieser Zweig der Schauspielkunst ganz verworfen; die Lehre vom Tragischen und Komischen wird gar nicht berührt; das ganze Werk handelt mit Uebergehung der ethischen Mimik von der pathognomischen, über die es unstreitig das schätzbarste bis jetzt vorhandene ist. Man sieht also, wie viel noch zu thun übrig bleibt! — 5. Abschn. Vom Unterschiede der tragischen und komischen Schauspielkunst. 6. Abschn. Von den Anlagen des Schauspielers und den Mitteln zu seiner Bildung. 7 u. 8. Abschn. Von den Rollen Falstafs und Hamlets. Die Entwickelung der ersten scheint uns ungemein gelungen zu seyn; derselbe feine Beobachtungsgeist herrscht auch in der zweyten, aber da Hamlets Charakter, wie bekannt, zu den verwickeltsten gehört, die man je auf die Bühne gebracht, so mufs sie natürlich mehr Stoff zu Einwendungen darbieten.

Wir zweifeln nicht, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums werde den Vf., als welchen wir hier Hn. Kammerherrn *von Einsiedel* in Weimar nennen dürfen, auffodern, nach diesem Entwurfe an die Ausführung eines gröfsern Werks zu gehen, dessen Gemeinnützigkeit dadurch befördert werden wird, wenn er sein Augenmerk bey der Schwierigkeit der Materien ganz vorzüglich auf Klarheit lenken will, damit es nicht blofs für den Kenner, sondern auch für den Schüler der Schauspielkunst geschrieben sey. Beyspiele würden dabey das Beste thun müssen, und solche Zergliederungen, wie die der beiden Rollen, und zweyer Kupferstiche von Garrik in der Rolle Richards des Dritten (S. 85—89.) könnten die allgemeine Theorie nicht leicht in zu grofser Anzahl begleiten. Gezeichnete Figuren müfsten der Anschaulichkeit der Beschreibung zu Hülfe kommen, wozu blofse Umrisse, aber nach einem weit

 grö-

gröfsern Maafsstabe als die Figuren bey Engels Mimik am tauglichsten seyn würden.

Die auffallende Uebereinstimmung einiger Stellen dieser Schrift (sie stehen S. 7. 8. 10. 11. und 19—25. und keine der oben angeführten gehört darunter) mit einigen Blättern des *Jubelseniors* von *Jean Paul* ist auf folgende Art entstanden. Hr. *von Einsiedel* steht mit dem Vf. desselben, Hn. *Richter*, in freundschaftlicher Correspondenz, und erhielt von ihm einen durch Mittheilung seines Manuscriptes veranlafsten Brief über diese Gegenstände, als er grade mit der Durchsicht desselben für den Druck und der Abfassung der Vorrede beschäftigt war. Er benutzte also die darin enthaltnen Bemerkungen, und Rec. holt hier in seinem Namen die unterlassene Angabe ihres Urhebers nach. Da gegenwärtige Schrift nicht sogleich gedruckt ward, so erschienen dieselben Gedanken noch früher im *Jubelsenior*, wo Hr. Richter als Eigenthümer ebenfalls Gebrauch davon gemacht hatte. Schliesslich bemerken wir noch einige sinnverfälschende Druckfehler. S. 10. Z. 13. *richtigsten* l. *wichtigsten*. Ebend. Z. 15. *Geist* l. *Gast*. S. 88. Z. 17. *flieht* l. *flicht*.

Paris, b. Didot d. ä.: *Essais en vers et en prose.* Par *Joseph Rouget de Lisle.* an Ve. de la rep. 1796. 157 S. 8. Mit einem Kupfer. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der Ruhm dieses Dichters, oder wenigstens eines Gedichtes von ihm, ist in alle Welttheile verbreitet; sein Name wird in der Weltgeschichte genannt werden: er ist der Verfasser und (was noch mehr an jene mächtigen Wirkungen erinnert, welche vor Alters die Poesie in Verbindung mit der Musik hervorgebracht hat) zugleich der Componist des bey so vielen siegreichen Kämpfen gesungnen Schlachtliedes, das man gewöhnlich *L'Hymne des Marseillois* nennt. Mit Recht hat er selbst das „*Exegi monumentum*" darauf angewandt; aber auf seine übrigen Productionen läfst es sich durchaus nicht ausdehnen, und man könnte ihm für seinen Ruhm nichts bessers rathen, als, nachdem ihm eins so wunderbar geglückt, auf seinen Lorbern zu ruhn. Diese Sammlung enthält zwar recht artige Stücke in den leichtern Gattungen der Poesie; aber nichts, was man nicht eben so gut und besser bey hundert andern Dichtern fände: nichts Eigenthümliches, Selbstständiges, geschweige denn etwas Unvergängliches. Die einzige prosaische Erzählung *Adelaide et Monville* ist in hohem Grade matt und unbedeutend. Der Zweifel: ob etwa blofs das Bedürfnifs und die Umstände das Glück der Marseiller Hymne gemacht haben? ob sie nichts weiter als eine gewöhnliche französische Ode ist? tritt also ganz natürlich ein. Indessen ist es auch sehr glaublich, dafs ein glücklicher Moment der Begeisterung den Dicher über seine Sphäre emporgehoben und in den Stand gesetzt hat, grade den Brennpunkt zu treffen, wo das mitgetheilte Gefühl die Gemüther elektrisirt. Wenn wir das Marseiller Lied, ungeblendet vom Vorurtheil und nicht in seinem majestätischen Gefolge von Siegen, wovor freylich alle Kritik sich verstummend flüchten mufs, betrachten: so scheint es allerdings nicht unwürdig, die Gesinnungen eines grofsen und freyen Volks zu verkündigen; einfach und kraftvoll; aber doch nicht völlig frey von den radicalen Gebrechen der französischen lyrischen Poesie: conventionellen Gemeinplätzen und declamatorischen Wendungen. So enthält unter folgenden Versen:

Français, pour nous, ah! quel outrage!
Quels transports il doit exciter!
C'est nous qu'on ose méditer
De rendre à l'antique esclavage!

der erste einen ziemlich kahlen Ausruf, und der zweyte ist völlig matt. An andern Stellen scheint der Geist der Freyheit selbst der Sprache vollere Töne, kühnere Rhythmen, als ihr sonst natürlich sind, entlockt zu haben. Gleich die ersten vier Zeilen gehören zu den vorzüglich schönen; doch alle werden durch die letzte Anrufung verdunkelt.

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté! liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs.
Sous nos drapeaux que la victoire
Accoure à tes males accens;
Que tes ennemis expirans
Voiet ton triomphe et notre gloire.

Die Musik, worin sich eine ruhige Zuversicht, gehaltner und unerschütterlicher Muth so gut ausdrückt, mag auch das ihrige beygetragen haben, die Marseiller Hymne zum Lieblingsliede zu machen. Dafs sich nach der Gröfse des Gegenstandes in einer andern Sprache ein Gesang denken läfst, der diesen an Hoheit, Schwung, tief geschöpfter Eigenthümlichkeit und schöner lebendiger Anschaulichkeit weit überträfe, braucht für Deutsche kaum erinnert zu werden. Wenn wir damit den *Friedensreigen* von *Vofs*; dies Meisterstück lyrischer Rhythmik, der sich die Musik von *Zelter* so glücklich anschmiegt, vergleichen; so drängt sich uns die Betrachtung auf, dafs die grofse Göttinn Gelegenheit weit mehr über den Ruhm entscheidet, als der innre Werth einer That oder eines Werks.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Februar 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, in der Sommerschen Buchh.: *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire.* Herausgegeben von *J. D. Falk.* 1798. 323 S. Taschenformat.

2) Ebendaselbst: *Der Mensch* und *die Helden.* Zwey satirische Gedichte von *J. D. Falk*, 2te verb. Aufl. 1798. 172 S. Taschenformat.

Die Fortsetzung obigen Taschenbuches läfst uns hoffen, dafs es unter der Classe von Lesern, für ie es der Vf. nach dem Titel bestimmte, einen zahlichen Kreis gefunden haben wird; und die Vergleiung mit dem vorjährigen überzeugt uns, dafs Hr. auf der von ihm betretnen Bahn mit immer wachder Einsicht fortschreitet. Wir finden hier mehr igenthümlichkeit in den Einkleidungen, bey gleiher Mannichfaltigkeit der Gegenstände. — Man hat s oft den Aerzten im Scherze vorgeworfen, sie müssen schlimme Zeiten wünschen, weil die Zeiten, wo ie Witterung gesund ist, wo es keine Epidemien iebt, für sie die schlimmen sind. Mit dem Satiriker at es gewissermasen gleiche Bewandtnifs: er wäre erloren, wenn die Dinge dieser Welt alle so gingen ie sie sollten. Leider zeigt sich eben keine Aussicht, afs er in diese Verlegenheit kommen, und dafs der off zur Satire ausgehen werde. Gleich der Auffatz: *nenklarer Beweis einer neuen und furchtbaren Propa in Deutschland für den Muhamedismus: ein patrioer Aufruf an die schlafenden Reichsstände*, dessen eck man aus dem parodirenden Titel leicht erra wird, erinnert, freylich auf die belustigendste eise, an einen der offnen Schäden des Zeitalters d insbesondre unsers lieben Vaterlandes. Man kann der That nicht sagen, dafs die Streiche des Witzes, hier mit leichter und sichrer Hand geführt werden, leere Luft treffen, so lange Lärmschläger, welche r allzu viel Gehör bey manchen Regierungen fin, fortfahren, das Mifstrauen dieser gegen die Rerten zu nähren, und jeden vernünftigen, freymügen Schriftsteller für einen Philosophen, folglich r einen Aufklärer, Illuminaten, Jacobiner, Aufrühr, Hochverräther, und wie die Stufenleiter weiter eifsen mag, auszuschreyen. Wenn alle Fehden des erstandes um so einleuchtender geführt werden, je ehr man den Gegner mit seinen eignen Waffen schlägt, mufs man gestehen, dafs diese Regel hier gut bebachtet ist: die Schlufsart, womit der Obscurantisms das Daseyn eines geheimen Bundes zur Umstürzung der Staaten hat beweisen wollen, ist auf das treffendste nachgeahmt. Der Vf. hat sehr heterogene Zusammenstellungen für seinen Gegenstand drollig zu benutzen gewufst, und Luthers Prophezeyung vom Einbruche der Türken wird neben der sehr bedenklichen *robe à la turque* aus dem Modejournal aufgeführt. „Doch, was will man sagen?" heifst es S. 138, „da ich selbst im Besitz eines Wiener Pfefferkuchens „bin, wo rechts das Brustbild des Grofssultans, links „das der Sultaninn *en bas relief* gearbeitet ist. Wie „entging diese zweydeutige Zeiterscheinung dem „scharfsinnigen Beobachtungsgeist des Herrn *Hofmann* „und *Hockstätter?* Wufsten sie denn nicht aus eige„ner Erfahrung, wie schwer dem guten Wiener Volke „von Seiten seines Kopf's, wie leicht von Seiten sei„nes Magens beyzukommen ist?" — Die *Eudämonia* wird hier mehrmals, blofs durch Anführung ihrer eignen Worte in ihrer ganzen Lächerlichkeit gezeigt; und dies ist um so verdienstlicher, je schwerer es einem rechtlichen Manne ankommen mufs, sich mit dergleichen kakodämonischen Schriften einzulassen; was einem Satiriker nun schon von Amtswegen obliegt.

Die *Reisen zu Wasser und zu Lande von Scaramuz* treiben sich dem gröfsten Theile nach in allerley erbaulichen Abentheuern herum, die mit vieler Laune erzählt sind; (besonders die Scene mit der holdseligen schönen Unbekannten, deren unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit empfangene Gunstbezeugungen er am nächsten Tage dem Polizeydirector anvertrauen mufs, weil er seine goldne Uhr dabey eingebüfst hat) gegen das Ende aber, in der Bittschrift der Berliner Destillateure und der Beschreibung der dortigen Charité schliefst sich der Spott an eine so bestimmte Wirklichkeit an, dafs sein Werth zum Theil auf der Richtigkeit der Angaben beruht, auf deren Untersuchung sich das Geschäft des Kunstrichters nicht erstreckt. Am Schlusse dieser so muthwillig angefangnen Erzählung zeigt sich der Hang des Dichters zu ernsten Betrachtungen überzugehen, welcher auch in der poetischen Satire *der Dekalog* den Ton angiebt. Es werden darin mehr Mifsbräuche gerügt, als Thorheiten belacht. Die nähere Beziehung auf das Local der oben genannten Hauptstadt ist gewifs zweckmäfsig: die grelleren Contraste, welche aus einer zusammengedrängten Menschenmasse hervorgehen, sind dem Satirendichter nothwendig, und die Darstellungen der gröfsten, die es gegeben hat, sind in Rom, Paris und London zu Hause. Uebrigens scheint uns dies Stück nicht grade das stärkste des Vfs. Es würde schwer seyn, von der Anordnung befriedigende Rechenschaft zu geben, und die dialogi-

sche Form ist zu sehr auf der Oberfläche geblieben: A und B lösen einander nur ab, ihre Rollen sind nicht gehörig gesondert und entgegengesetzt, und man sieht nicht, dass ihre Reden in Wechselwirkung ständen. Bey dem Liede *Demokritus an die Abderiten* drängte sich dem Rec. die Bemerkung auf, dass es mit der förmlichen Ankündigung des Lächerlichen eine eigne Sache ist, und dass Demokritus, wenn er seinen Spott auf diese Weise trieb, wohl manchmal möchte allein gelacht haben. *Der arme Thoms; ein Bruchstück aus den Bekenntnissen des Weiberfeindes*, gehört zu demselben Roman, auf den schon voriges Jahr eine mitgetheilte Probe begierig machen musste, und erregt lebhaftes Interesse. Ob das psychologische Phänomen eines Menschen, der vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre beynah völlig taubstumm gewesen, nachher aber den freyen Gebrauch von Gehör und Sprache wieder erlangt, und nun noch seiner früheren Gewöhnung, sich durch bildliche und umschreibende Ausdrücke zu helfen, treu bleibt, so wie es hier aufgestellt wird, eine strengere Prüfung ertragen würde, will Rec. nicht entscheiden. So soll der Knabe Thoms die Schwalben *Träumerinnen der Felskluft* genannt haben; da die Armuth seiner Sprache daher rührte, dass der Vorrath seiner Zeichen nicht mehr vermehrt ward, so ist es ja doch wahrscheinlicher, dass er vor dem sechsten Jahre das Wort Schwalbe als zwey so dichterische Ausdrücke werde vernommen haben. Und wie soll man vollends die ungeschickten Verwirrungen glaublich finden, die Thoms noch immer durch seine willkürlichen Umschreibungen anrichtet, da er schon längst den Gebrauch seines Gehörs und seiner Sprache wieder hat, und durch Umgang, Reisen und Lectüre gebildet ist? Man erkennt in beiden Fällen Willkür der Darstellung, dort der Rührung zu lieb, hier zu einem satirischen Zwecke. Für diese könnte man sie am leichtesten zugestehen: allein bey dem schwermüthigen Colorit der Erzählung ziehen die satirischen Einschaltungen weniger an, und bekommen das Ansehen eines Gemäldes, dessen Rahmen mehr werth ist als es selbst. Einige kleinere Incohärenzen, z. B. S. 240., dass der Knabe Thoms die Zahlen nicht kennen soll, und sie doch den Augenblick drauf wieder zu kennen scheint; dass sein Sohn Lorenzo (S. 275) hinter einem Reif herläuft, und nach manchen Begebenheiten, und nachdem sein Vater einen grossen Theil von Europa durchreist, ein noch nicht dreyjähriger Knabe ist, (S. 253) wird der Vf. bey einer sorgfältigeren Bearbeitung leicht wegnehmen können. Schwerer möchte es halten, das Gefühl des Lesers von dem plötzlichen Edelmuthe des Prinzen nach einer solchen Verworfenheit zu überzeugen, und mit Thomsens Anhänglichkeit an den Mörder seiner Geliebten auszusöhnen. — Unter verschiednen eingestreuten Liedern ist besonders *der sterbende Lorenzo* von einer süssen und rührenden Zartheit.

Von den beiden schon bekannten Satiren *der Mensch* und *die Helden* erscheint die erste sorgfältig durchgearbeitet, die zweyte, so viel sich Rec. erinnern kann, ziemlich in der Gestalt, worin sie zuerst im deutschen Merkur gedruckt stand. Sie gehören nicht zu der gemässigten, leichten Gattung, wozu Horaz Meisterist, und die allein durch die Erscheinung der höchsten Freyheit des Gemüths poetisch wird, sondern haben mehr den leidenschaftlichen Schwung der juvenalischen Satire. Es ist über diese letzte Gattung noch so wenig Eindringendes, viel weniger Erschöpfendes gesagt, dass sich Rec. mancher Bemerkungen lieber ganz enthält, weil er sie in diesen Grenzen nicht gehörig würde entwickeln können. So viel sieht man gleich ein, dass man dem Dichter das Subjective, die Stimmung, worin es *difficile est satiram non scribere*, den gewissermassen excentrischen Gesichtspunkt zugeben muss: weil es ihm sonst unmöglich fallen würde, das alltägliche Schauspiel des Lebens in ein Gemälde mit ergreifenden Contrasten zu verwandeln. Aber es fragt sich: wo ist, bey dieser Mittelgattung zwischen rhetorischer Behandlung des Wirklichen und freyer Dichtung, die Grenze, an welcher das Subjective nichts Objectives mehr zur Unterlage hat, und der Nachdruck der Schilderung in declamatorische Uebertreibung übergeht? Sie kann um so leichter verfehlt werden, je allgemeiner der Gegenstand ist; und bey dem so oft behandelten der ersten Satire, dem Missbrauche der Vernunft, scheint dies wirklich hie und da der Fall zu seyn. Die thierische Schöpfung wird überall dem Menschen zum Muster vorgehalten, und der Unfähigkeit des beschränkten Instincts vor der unendlichen Perfectibilität der Vorzug ertheilt, die freylich nicht ohne Corruptibilität gedacht werden kann. Es bedürfte nur einer etwas veränderten subjectiven Wendung, um von dem Elende der hier gepriesenen Thierwelt ein eben so schauderhaftes Gemälde aufzustellen, wie z. B. Hume es wirklich entworfen hat. S. 34 und 35 wird es gerühmt, dass die Thiere nie gegen ihre eigne Gattung wüthen. Damit hat es nicht einmal seine völlige Richtigkeit, denn man weiss, dass die grossen Hechte sich die kleinen recht wohl schmecken lassen u. dergl. mehr; aber gesetzt, es wäre: was bedeutet der blosse Gattungsbegriff, da doch in der ganzen thierischen Schöpfung ein lebendes Wesen immer zerstörend über das andre herfällt? — Wie würde ein Schiffszimmermeister zu folgenden Zeilen S. 36 den Kopf schütteln:

> Schau! Eichen, die im Lenz ein Vorgebirg' umschatten
> Besuchen es im Herbst als Masten und Fregatten.

Ohne die darin liegenden Unrichtigkeiten aufzuzählen, macht Rec. nur darauf aufmerksam, dass man dem Satiriker nicht, wie jedem andern Dichter, dergleichen nachsehen kann: man nimmt es genau mit ihm, wie er es mit den Dingen genau nimmt, und weil er sich um alles bekümmert, muss er auch von allem unterrichtet seyn.

Das zweyte Gedicht hat, ausser dem Vortheile eines näher bestimmten Gegenstandes, auch an Reichthum, Schwung und Genialität noch vieles vor dem ersten voraus. Wir fühlen hier die würdige Hoheit ja die tragische Gewalt der ernsteren Satire, :

Phantasie, wenn sie sich diesem furchtbaren Bilde von den Greueln des Krieges entziehen möchte, wird durch die Darstellung unwiderstehlich gefesselt. Die Erzählung des Knaben, der seinen Vater in der Schlacht verloren hat, ist wahrhaft herzzerreissend, und doch mischt sich eine mildere Rührung in den Eindruck, weil das Schrecklichste durch das Medium einer unschuldigen Kinderseele gegangen ist. Die Auffoderungen zu dem gedankenlosen Taumel eines Siegesfestes mitten zwischen solchen Jammerscenen sind von grosser Wirkung, ob sie gleich über die Grenzen der Gattung in das lyrische Gebiet hinüberstreifen, so wie auch die Rhythmen, die alsdann fast dithyrambisch werden. Der männliche Charakter der Satire verlangt, dass auch in der erschütterndsten Leidenschaftlichkeit noch eine Art von Selbstbeherrschung durchschimmere.

Sylbenmaass und Sprache sind, einige Härten ausgenommen, die durch das Bestreben nach Gedrängtheit so leicht verursacht werden, mit grosser Einsicht und Kraft behandelt. Der Dichter hat sehr wohl gethan, sich nicht ganz an den regelmäsigen Alexandriner zu halten, dessen Symmetrie, so gut sie für das Sentenziöse passt, bald einförmig wird. Ueber die Wahl der tauglichsten Versart zur Satire wären wohl noch manche Versuche zu machen. Eine allzu enge Beschränkung ist lästig, und Freyheiten, die nicht genug bestimmt sind, ziehen gar zu gern eine gewisse Laxität der Behandlung nach sich. Wollte man fünffüssige gereimte Jamben wählen, die vor den sechsfüssigen so manche rhythmische Schönheit voraus haben, so wäre vielleicht die zugleich regelmäsige und abwechselnde Verschlingung der *terzerime* anzurathen, welche auch von den Italienern zur Satire gebraucht werden. Die immer vollkommnere Bearbeitung und zunehmende Popularität unsers Hexameters erregt den Wunsch, die Satire (ohne andre Formen auszuschliessen) durch Anwendung dieser Versart noch näher zu ihren grosen römischen Vorbildern zurückgeführt zu sehen. So viel Rec. weiss, hat nur Bodmer in seinen letzten Tagen deutsche Satiren in Hexametern gedichtet; und freylich konnten so schwache und ungelenke Versuche nicht sonderlich zur Nachfolge reizen.

Berlin, b. Voss: *Familiengeschichten*, von *August Lafontaine. Erster Theil. Die Familie von Halden. Erster Band.* 1797. 509 S. *Zweyter Band.* 1797. 495 S. 8. Jeder mit einem Titelkupfer und einer Vignette.

Bey den unleugbar grosen Erweiterungen, welche das Gebiet der Dichtung in der neuern Periode des Geschmacks fast von allen Seiten erhalten hat, ist es dem ästhetischen Kunstrichter zu keinem sonderlichen Verdienste der Billigkeit und Duldung anzurechnen, wenn er von den strengen Foderungen der Theorie, in so weit sie nur die Form der Dichtungen betreffen, immer mehr nachlässt, und mit Voltaire keine Gattung für verwerflich hält, als bloss die langweilige. Es mag auch seyn, dass manche neu entstandene Nebengattung ursprünglich nichts anders war, als ein Versuch, jener Strenge auszuweichen; genug, wenn diese Ausweichung, wie das oft der Fall war, auf einen noch unbetretenen Nebenweg führte, dem dichterischen Gebiete mehr Boden gewann, und einen erweiterten, reichern Anbau desselben veranlasste. Unsre dramatischen und romantischen Dichtungen z. B. haben unstreitig dadurch gewonnen, dass man in jenen von den gesetzlichen Beschränkungen der tragischen und komischen Gattung auswich, und dass man in diesen sich nicht immer an die Darstellung einer einzigen Hauptperson festhielt. Dem wahren, einsichtsvollen Künstler blieb dennoch immer das Gesetz der Einheit unverletzlich, aber der richtig verstandenen Einheit, nicht der Person, sondern des Gegenstandes und der ganzen Darstellung. Er kannte den wesentlichen Vortheil zu gut, der aus der steten, innigen Vereinigung des Interesse entsteht, um selbst dann, wenn er mehr eine Gruppe, als ein einzelnes Porträt darstellte, nicht beständig auf eine Totalwirkung sein und des Lesers Augenmerk zu richten.

Auch wär es ein Irrthum, wenn man die Vervielfältigung des Gesichtspunkts in Dichtungen dieser Art so schlechthin für erleichterte Mühe und Kunst des Dichters halten wollte. Es bedarf vielmehr eines angestrengtern, mehr umfassenden Blicks, einer zwar getheilten, aber immer doch aus einem Punkte ausgehenden, und in diesen wieder zurückkehrenden, Aufmerksamkeit bey dieser gruppirenden Darstellung, sowohl in der redenden als bildenden Kunst. Und hierin eben wird sich der wahre, verständige Künstler von dem unächten und verstandlosen am auffallendsten unterscheiden. Wenn der gemeine Maler auf seinem Familiengemälde die Figuren in Reihen und Glieder stellt, oder sie, in beiderley Geschlechter vertheilt, neben einem Cruzifix pyramidisch, wie Orgelpfeifen, hinknieen lässt; so weiss der geschicktere Künstler eine Haupthandlung für solch ein Gemälde zu erfinden, die alle Personen theilnehmend beschäftigt, und wobey doch immer die Hauptpersonen am meisten hervorstechen, und die übrigen, obgleich nicht müsig und überzählig, jener untergeordnet bleiben werden. Auch in charakteristischer und sittlicher Hinsicht gewähren dergleichen Familiengruppen ihren eigenthümlichen Vortheil der stärkern Wirkung und Gegenwirkung, die in etwas mehr besteht, als in dem blossen grellen Abstiche des Guten und Bösen.

Diesen, und mehrere Vortheile verstand der Vf. der hier anzuzeigenden Familiengeschichten in einem vorzüglichen Grade zu benutzen, der seiner schon durch manche treffliche Proben bewährten Kunst in den Augen des Kenners die gröste Ehre macht, und ihm zugleich den Beyfall des blossen Liebhabers sichern wird. Die in diesen beiden ersten Bänden bearbeitete Geschichte der *Familie von Halden* ist in der That mit meisterhafter Kunst ausgeführt. Anlage des Plans, Vertheilung des Ganzen, Benutzung der Charaktere und Situationen, immer rege Thätigkeit der Handlung, Lebhaftigkeit des Interesse, Richtigkeit, Feinheit und Stärke der

der moralischen Tendenz, Wahrheit und Eleganz des Vortrags, lassen fast nichts zu wünschen übrig. In sittlicher Hinsicht scheidet sich zwar das Ganze in zwey Hauptgruppen von Charakteren, die aber nichts weniger als von einander abgesondert gehalten, sondern durch gegenseitige Einwirkung, und vornehmlich durch die feinste Abstufung der Mitteltinten mit einander zu einem wirkungsvollen Ganzen verbunden sind. Unter allen Charakteren zieht wohl der des Husarenmajors die gröste Theilnehmung auf sich, wenn er gleich mehr Haupttriebfeder als Hauptperson der Handlung ist. Er ist sehr verschieden von den bis zum Eckel seit dem siebenjährigen Kriege in unsern Schauspielen und Romanen aufgestellten rauhen und biedern Kriegsmännern. Seine Rauhigkeit wird durch ein sehr edles und richtiges Gefühl gemildert, durch das ihn überall begleitende Bewufstseyn seiner zufahrenden Heftigkeit, und durch das Bestreben, die ersten Aufwallungen derselben zu mäfsigen. Der Anlässe zur Erregung seines Unwillens giebt es in den Vorfällen seiner Familie, und besonders in dem Benehmen seiner Schwiegerinn und seines ältesten Neffen, nur gar zu viele; aber das tiefe Gefühl seiner Verwandtschaftspflichten, bey ihm zum Grundsatze gediehen, mildert auch hier, wo und so weit es seyn kann, die Ausbrüche seines Unwillens. Sein Charakter wird durch den Charakter seines Reitknechts Hennig trefflich nüancirt, der weit roher, aber auch entschlossener und zufahrender, und doch sehr edel und anziehend ist. Auch zwischen den beiden Brüdern, Karl und Hennig, ist der Contrast noch feiner und kunstvoller dargestellt, als zwischen einem Tom Jones und Blifil, an die sie nur im Allgemeinen den Leser erinnern können; zu den Vortheilen, die der Vf. aus seiner Gattung zu ziehen wufste, gehört auch der, dafs er diese letztern und noch einige Charaktere seiner Dichtung nicht blofs, wie sie *sind*, sondern wie sie *werden*, darstellt, und sie von ihrer ersten kindlichen Lage und Erziehung her entwickeln konnte. Sowohl die guten als schlimmen Folgen dieser letztern fallen doch verschiedentlich abgestuft, und so aus, wie sie durch Grundstoff und Temperament modificirt wurden. Man vergleiche Louisens und Emiliens Sinnesart und Benehmen in ähnlichen Fällen mit einander, besonders in der Liebe, für welche beider Herz sehr, der erstern aber doch weit lebhafter, empfänglich ist. Bey jener ist diese Liebe mehr reines Gefühl, bey dieser mehr eine Folge der Dankbarkeit; und eine ähnliche Abstufung findet sich in den Gegenständen ihrer Liebe. Seibold's Charakter möchte wohl anfänglich dem Leser zu romanhaft, und zu wenig vorbereitet dünken; auch konnte er von so grofser Unstetigkeit zu rasch zu einer stetigen Lebensart überzugehen scheinen, ob ihn gleich das Auffinden solcher Menschen wohl an das Haus des Majors und die Erziehung seines Neffen festhalten konnte. Seine und Emiliens Liebe verliert der Leser fast etwas zu lange aus dem Gesichte; sie wird aber in der Folge um so viel interessanter. Aufser der feinen Menschenkenntnifs, die der Vf. überall in seinen Schilderungen aufsert, gereicht es demselben nicht wenig zum Verdienst, dafs er selbst die bösen Charaktere doch nicht von Grund aus verdorben, sondern immer mit einiger, wenn gleich schwacher und unwirksamer Beymischung guter Regungen darstellt. Die Kammerherrinn und ihr Sohn, Karl, sind höchst bösartig, und doch keine moralischen Ungeheüer. Durchgehends mufs man den Vf. selbst, nicht blofs als geistvollen Künstler, sondern auch als einen Mann von edeln und trefflichen Grundsätzen, liebgewinnen. Es leuchtet zu sehr ein, dafs diese nicht entlehnt und auf eine Weile angenommen, sondern Erzeugnisse eines reinen, gebildeten, richtigen und feinen Sittengefühls sind. Dem talentvollsten Künstler gelingt es nicht, sich von dieser Seite nicht zu verrathen, oder zu verbergen, wie es um sein Herz steht. Und jene vortheilhafte Meynung erregt unser Vf. nicht etwa nur durch eingestreute Winke und Bemerkungen, obgleich es auch deren hier manche giebt, die äufserst treffend sind, sondern, wie es der wahre pragmatische Dichter mufs, durch die Gesichtspunkte, in welche er die Handlungen selbst, und durch diese den Leser bey ihrer Würdigung zu stellen weifs.

Neulich haben wir auch schon den *dritten* Band dieser Familiengeschichten erhalten, und geben davon nächstens eine nähere Anzeige.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Weimar*, in der Hoffmann. Buchhandl.: *Telemach, Prinz von Ithaka; eine heroisch-komische Oper in zwey Aufzügen.* Ganz neu bearbeitet. Die Musik ist von *Hofmeister*. Aufgeführt zum erstenmal den 11 Febr. 1797 auf dem Hoftheater zu Weimar. 1797. 119 S. 8. (10 gr.) Aufser dem, was dieser Titel besagt, wird uns über die Entstehungsart dieses Singspiels weiter keine Auskunft gegeben. Höchst wahrscheinlich aber sind die Verse einer Musik zu einem italienischen Texte untergelegt; das verräth unter andern auch die Angabe der Verzierung der Bühne S. 66, mit einem *prakticablen* Seitengebäude. Vermuthlich traf also die neue Bearbeitung nur den Dialog. Weder von diesem, noch von den Arien und Recitativen, noch von der ganzen Oekonomie des Stücks ist viel zu rühmen. Alles ist höchst schaal und unbedeutend, und kann nur durch die Musik und gute Aufführung erträglich geworden seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Februar 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. John Walker: *The Works of Peter Pindar* Esq. in three Volumes. 1794. Volume I. 444 S. Vol. II. 495 S. Vol. III, 431 S. 8. maj.

Peter Pindar, ein Name, unter welchem sich, ziemlich glaubhaften Versicherungen zu folge, Dr. *Walcot* (oder *Woolcot*) aus Cornwallis verbirgt, hat seit dem Jahre 1781 durch eine beträchtliche Anzahl satirischer Gedichte die Aufmerksamkeit des englischen Publicums fast ununterbrochen auf sich gezogen. Die persönliche Satire ist dem republicanischen England niemals fremd gewesen. Es hat immer für das Recht eines freyen Britten gegolten, die Gegenparthey mit allen Waffen, die der Witz oder der Parteyhass anbietet, ohne Rücksicht auf Rang und Würde, anzugreifen; und so lange dieses Recht ungekränkt bleibt, wird es dem Ministerium nie an einem scheinbaren Argumente fehlen, das es den Klagen über Unterdrückung und Tyranney entgegen halten kann. Schwerlich aber dürfte dieses Recht jemals mit grösserer Kühnheit und in einer längern Reihe von Angriffen ausgeübt worden seyn, als in den Satiren *Peter Pindars*, welche hier zum erstenmal in einer ächten, von dem Vf. selbst veranstalteten Sammlung, mit vieler Eleganz und Correctheit gedruckt erscheinen, nachdem vorher fast jede derselben einer wiederholten Auflage gewürdigt worden war. Wenn *Aristophanes*, mit welchem *P. P.*, bey aller Verschiedenheit der Manier und Gattung, doch in vielen Punkten verglichen werden darf, die Häupter Athens in seinen Comödien angriff, so griff er doch nur Männer an, die mit ihm in einer Ebne standen, und jeden Augenblick von ihm selbst oder andern seines Gleichen verdrängt werden konnten; *Pindars* Pfeile aber sind grösstentheils nach einem Ziele gerichtet, das hoch über ihm steht. Hier kam es auf den ersten Entschluss an, kühn, oder, wenn man lieber will, unverschämt zu seyn. War nur dieser gewonnen, so war der Vortheil, den die Wichtigkeit des Objects dem Dichter verschaffte, so entschieden, dass er, auch bey einem weit geringern Grade von Witz und Laune, mit der grösten Zuverlässigkeit auf die Theilnahme des Publicums rechnen konnte. Es ist sehr wahr, was er in der Ode *an Brother Tom* (*Thomas Warton* den damaligen *Laureatus*) sagt (T. II. p. 92.)

> *At royal follies, Lord! a lucky hit*
> *Saves our poor brain th' expense of wit.*
> *Even the whole world, blockheads and men of letters*
> *Enjoy a cannonade upon their betters.*

Daher er an derselben Stelle versichert, er könne es nicht ohne *gekrönte Häupter* thun;

> *by heav'n,*
> *Bards must have subjects, that their genius suit,*
> *Ad if I've not crownd heads, I must be mute.*

In der That spielen die gesalbten Häupter nebst ihren Vertrauten in den meisten Satiren *P. Pindars* die Hauptrolle; so dass man auf sie folgende Zeilen des Lord *Lansdown*, in denen wir uns einige Veränderungen erlaubt haben, anwenden kann:

> *The Satyr stalks within the hallow'd ground,*
> *Where Queens and heroines, Kings and Gods abound,*
> *Glory and Majesty is all the sound.*

Wenn indess die Könige in diesen Gedichten die erste Rolle spielen, so ist doch auch noch für andere Nebenpersonen von geringerer politischen Wichtigkeit Platz geblieben. Die ersten Streiche seiner Geissel trafen die Maler der königlichen Akademie, vorzüglich Benjamin West, Loutherbourg, Gainesborough und Richard, deren Ausstellungen er vier Jahre nach einander in einer Reihe von sogenannten *Lyric Odes*, nicht ohne Kenntniss der Kunst, wie es scheint, mit Bitterkeit und Laune kritisirt. Schon in diesen ersten Versuchen, die, in Vergleichung mit den folgenden *schüchtern* genannt werden können, fallen seine Blicke bisweilen auf den König, den eifrigen Beschützer von *West*; aber Hauptgegenstand der Satire wird er zuerst in der *Lousiad*, einem komischen Heldengedichte in vier Gesängen, welche, wenn wir nicht irren, im Jahr 87 und 88, einzeln erschienen sind. Den Lebensbeschreiber *Samuel Johnson's*, den weitschweifigen und geistlosen *James Boswell* griff er, wegen der Beschreibung einer Reise, welche *Boswell* mit Johnson gemacht hatte, in einer *Congratulatory Epistle* an; und stellte ihn hierauf in einem dialogirten Gedichte, das er eine Stadt-Ecloge nennt, mit der Anekdotenjägerinn *Mrs Piozzi* zusammen, um beide, unter den Augen von Sir John Hawkins, um den Preis der Plattheit streiten zu lassen. Zu einer ganzen Reihe von Gedichten gaben ihm einige Gratulations-Oden des Laureatus Gelegenheit. Ein Angriff in *Gentleman's Magazine* veranlasste eine *Benevolent Epistle to Mr. John Nichols*, den Herausgeber des Magazins; und Bruce's weitläuftige und wundervolle Reisebeschreibung erzeugte eine Epistel an den Vf. derselben, dessen Prahlerey dem Witze des Dich-

Dichters eine sehr breite Blöfse bot. Einige politische Ereignisse, vorzüglich die Begebenheiten der französischen Revolution und ihre Wirkungen in England, haben mehrere Satiren, — den meisten des *dritten* Bandes — ihre Entstehung gegeben. Zu den launigsten dieser Art scheinen uns die *lyrischen Episteln an Lord Macartney* und die *Oden an Kien-Long* zu gehören, die sich auf die bekannte Gesandschaftsreise nach China beziehn. In der *Epistel an den Pabst* ist von dem fruchtbaren Gegenstande schwerlich aller Vortheil gezogen; und in einigen andern dieser Gelegenheitsgedichte ist mehr Galle als Begeisterung, mehr Bitterkeit als Laune.

Wenn man die Werke P. P. im Ganzen und mit der billigen Nachsicht betrachtet, die eine so starke Sammlung von Gedichten, welche gröfstentheils mehr eine politische und moralische, als eine eigentlich poetische Tendenz haben, so wird man gestehn müssen, dafs nur wenige Dichter die Waffen des Lächerlichen und der Satire überhaupt besser gekannt und mit gröfserer Leichtigkeit und Gewandheit geführt haben dürften. Viele Gedichte des modernen *Pindar*, der, den Umstand ausgenommen, dafs er von Königen und Helden singt, gerade die Gegenseite seines alten Namensverwandten ist, haben die freye lyrische Form, welche man in England pindarisch nennt; eine Form, die, weil sie den höchsten Flug der Phantasie erwarten läfst, hier, mit absichtlicher Niedrigkeit des Gegenstandes und Ausdrucks gepaart, schon an sich die komische Wirkung begünstigt. Dieses Mittel ist indefs so wenig neu, dafs es vielmehr schon in den ältesten Zeiten, und so bald man zu parodiren anfing, benutzt worden ist. Die belustigende Wirkung, welche aus jenem Contraste entspringt, wird öfters durch den Gebrauch burlesker Reime unterstützt; wie Tom. I. S. 32. *gentlemen and ladies, This very Mister Stubb prodigious mad' is.* S. 89. *As brother Horace has it, tumet jecur: Nor in the tumid progress will I check her.* und S. 333. *Or patriot Burke, for giving glorious bastings, To that intolerable fellow Hastings;* wo aber, wie an mehrern Stellen, der glückliche Reim durch eine höchst kraftlose Zeile erkauft ist. — Epigrammatische Ueberraschungen finden sich seltner, als man erwarten dürfte; und da wo sie der Dichter gesucht hat, sind sie meistentheils mit einem gröfsern Aufwand von Worten herbeygeführt, als diese Gattung des Witzes verträgt. Doch gelingt ihm hin und wieder eine epigrammatische Wendung, deren Wirkung bisweilen durch die Miene unschuldiger Offenherzigkeit erhöht wird. Von dieser Art dürfte folgende Stelle aus einer Ode an die Maler der Königlichen Akademie seyn:

And now for Mister Nathan Hone —
In portrait thou'rt as much alone,
As in his Landscape stands th'unrival'd Claude!
Of pictures I have seen enough,
Must vile, must execrable stuff; —
But none so bad as thine, I vow to God!

In einer andern Stelle dieser Oden S. 156. ist ein nicht neuer Gedanke auf eine neue Art benutzt! Es heifst von Benjamin West:

The beauties of the art his converse shows;
His canvass almost ev'ry thing that's bad!
Thus at th' Academy, we must suppose,
A man more useful never could be had;
Who is himself, a host, so much can do;
Who is both precept and example too.

Doch hätten hier, unsers Bedünkens, wenn der Dichter die volle Wirkung des Epigramms hätte erreichen wollen, die beiden ersten Zeilen bis zu dem Schlusse aufgespart werden sollen.

Nirgends zeigt sich die Originalität seines Witzes und seiner Laune auf eine glänzendere Weise, als in den Gleichnissen. Fast in einem so hohen Grade wie *Butler* versteht er die Kunst, zwey Gegenstände, welche unvereinbar scheinen, aus einer weiten Entfernung zusammen zuführen, und den elektrischen Funken aus ihnen hervorzulocken. Freylich geniefst hier der burleske Dichter eines Vortheils, der dem Dichter der edlern Gattung nicht zugestanden wird. Seinem Gebrauche ist gleichsam jeder Winkel der Erde geöffnet, und es ist nichts so niedrig oder so hoch, so edel oder unedel, was ihm nicht als ein Werkzeug seiner Absichten dienen könnte. So wie alle seine Vorgänger in dieser Gattung, sucht auch *P. P.* das Niedrige oft geflissentlich auf, damit es, neben das scheinbar Hohe gestellt, diesen Schein dasselben mit seinem eigenen Dunkel bedecke. Eine grofse Menge von Stellen, in welchen der Witz zu dieser Absicht aufgeboten ist, sind von der Art, dafs, um des Gegenstandes willen, den sie treffen, ihre Anführung unziemlich seyn würde. Wir schränken uns daher auf solche Stellen ein, welche von Persönlichkeiten frey sind. Nichts ist gemeiner, nichts gewöhnlich platter und geistloser, als die Scherze über Hahnreyschaft und Hörnerträger. Unserm Dichter hat dieser vulgaire Scherz Gelegenheit zu einer ganz neuen und originalen Vergleichung gegeben. Ich habe den Grofsen nicht einen Fingerhut voll Verbindlichkeit, sagt er in der Ode *The Remonstrance* Tom. III. S. 76. und ich habe kein schönes Weib, um mich zu den sonnigen Höhen des Ansehens und der Würde zu erheben:

Like many a gentleman whom Love promotes;
Whose lofty front the ray of gold adorns;
Resembling certain most ingenious goats;
That climb up precipices by their horns.

Nicht minder original ist folgende Vergleichung in den *Odes of Condolence* Tom. III. S. 239. wo er mit ironischer Reue gesteht, dafs er den Grofsen vielleicht hier und da wehe gethan habe. Aber sie sollten grofsmüthig seyn:

Good for an evil mortals should return —
'Tis very wicked with revenge to burn.
The sun 's a bright example — let me say —
Obliges the black clouds that veil his ray;

Oft makes them decent figures to behold,
And covers all their dirty rays with gold.

Von verwandten Inhalt ist eine Stelle im IV. Gesang der *Lousiad.* Tom. I. S. 300. welcher aber das Gepräge burlesker Laune sichtbarer aufgedrückt ist. Die Reichen und Grossen könnten auch ohne Geschmack und Kenntnisse dem Verdienste aufhelfen:

The fool may lift the Mourner from the tomb,
And bid the buried seeds of Genius bloom.
Yes, fools of fortune, did those fools incline
To look on humble Worth, might bid her shine:
Thus tallow candles in a chandelier,
Make the neen beauties of the glass appear,
Call into note a thousand trembling rays;
And share the merit of the mingled blaze.

Solche Blumen des Witzes sind in *P. Pindars* Gedichten nicht mit sparsamer Hand ausgestreut. Die Einfälle, die Anspielungen, die Vergleichungen drängen sich und häufen sich oft bis zu einer beschwerlichen Fülle. Ein Beyspiel dieser Art, aber bey weitem nicht das Einzige, ist die Beschreibung der Zwietracht im IIIten Gesang der *Lousiad* Tom. I. S. 270. ff. wo der Leser durch eine allzulange Kette einzelner Züge, und satirischer Anspielungen ermüdet wird. Die Beschreibung einer Schmetterlingsjagd, die für den bekannten *Joseph Banks,* — einen der Gelehrten, gegen die *Pindar's* Pfeile häufig gerichtet sind — einen unangenehmen Erfolg hat, eine Beschreibung voll Leben und Laune, wird durch einige unverhältnissmässige Vergleichungen und satirische Episoden zur Ungebühr ausgedehnt. Aber in diesem nämlichen Gedichte findet sich ein dem jagenden *Bank's* in den Mund gelegtes *Lied,* S. 194. voll so leichten fröhlichen Muthwillens, dass es der Ritter selbst schwerlich ohne Lachen gelesen haben dürfte. Ueberhaupt aber scheint P. P. in der mimischen Darstellung burlesker Art den besten Dichtern zur Seite zu stehn. Seine Dialogen haben eine Wahrheit, welche die Richtigkeit des Portraits zu beglaubigen scheint, verbunden mit einer Lebhaftigkeit, welche selbst auf die plattesten Originale einen gewissen idealischen Glanz wirft.

Wenn der grössere Theil dieser Satiren wegen seiner unmittelbaren Beziehung auf wirkliche Personen zugleich mit diesen Personen und der gegenwärtigen Zeit überhaupt, aus dem Andenken der Menschen verschwinden wird; so empfiehlt sich doch ein Theil derselben, in welchem sich der Spott zum didaktischen Ernst erhebt, dem Andenken und Beyfall der Nachwelt. In einigen Fabeln, Balladen und Oden ist die Satire ganz allgemein, und da hier die politische Tendenz hinwegfällt, so ist die Laune edler, der Scherz anmuthiger, das Colorit sanfter; der brausende Strom wird, da ihm nichts in Wege liegt, was seinen Widerstand auffodert, zum ruhigen Fluss und glättet seine Oberfläche, ohne etwas an der reichen Fülle seiner Gewässer einzubüssen. Ein Muster feiner Satire und trefflicher Haltung sind die Klagen eines Ehemannes, den der Tod so eben von seiner beschwerlichen Gattinn befreyt hat, der aber halb durch den Anstand halb durch die gewohnte Furcht vor der Abgeschiedenen gebunden, die in seinem Herzen aufgehenden Funken der Freude, nur mit Mühe, verbirgt. Wir zweifeln nicht, dass unsere Leser einige Proben aus diesem Gedichte, in welchem das Belustigende mit dem Naiven auf das glücklichste verschmolzen ist, mit Vergnügen hier lesen werden:

Good Sir, good Doctor, go away;
To hear my sighs, you most not stay.
For this my poor lost treasure:
I thank you for your pains and skill;
When next you come, pray, bring your bill:
I'll pay it, Sir, with pleasure.
Ye friends, who come to mourn her doom,
For Gods sake gently tread the room,
Nor call her from the blest:
In softest silence drop the tear,
In whispers breathe the fervent pray'r,
To bid her spirit rest.
Repress the sad, the wounding scream;
I cannot bear a grief extreme —
Enough one little sigh —
Besides the loud alarm of grief,
In many a mind may start beliefe,
Our noise is all a lie.
Good nurses, shroud my Lamb with care;
Her limbs with gentlest fingers spare;
Her mouth, ah, slowly close;
Her mouth, a magic tongue that held;
Whose softest tone at time compell'd,
To peace, my loudest woes.
And, carpenter, for my sad sake,
Of stoutest oak her coffin make —
I'd not be stingy, sure:
Procure of steel the strongest screws;
For who would paltry pence refuse,
To lodge his wife secure? u. s. w.

Zu eben dieser Gattung gehört die Ode *an den Teufel* Tom. II. S. 262. ff. Die Ode *on Offectation* Tom. II. S. 423. und mehrere äsopische Fabeln, die, auch ohne Rücksicht auf ihre satirische Richtung, durch die leichte und geistreiche Art der Behandlung gefallen.

Die unerschöpfliche Fülle von Laune und Witz, mit welcher P. P. seine Leser überrascht, hat Ernst und Innigkeit des Gefühls nicht überall ausgeschlossen. Die wahren oder vermeyntlichen Gefahren, welche seit dem Ausbruch der französischen Revolution, der brittischen Verfassung von zwey einander entgegengesetzten Seiten drohn, haben hin und wieder die patriotischen Gefühle des Dichters mit einer Lebhaftigkeit erregt, die seinen herrschenden Muthwillen überwiegt. In dieser Stimmung sind die *Odes of Importance* geschrieben, in denen sich der bitterste Unmuth unverschleyert zeigt; ein Unmuth, der in der Ode an Burke mit dem schmerzlichsten Gefühle über die Ab-

trünnigkeit dieses ehedem von ihm so hoch geachteten Mannes gepaart ist.

O Burke! behold fair Liberty advancing —
Truth, Wit and Humour; sporting in her train:
Behold them happy, singing, laughing, dancing,
Proud of a golden age again!
When all thy friends (thy friends of late, I mean)
Shall, flush'd with conquest, meet their idol Queen,
The Goddess at whose shrine a world should kneel;
When they with songs of triumph hail the Dame,
Will not thy cheek be dash'd with deepest shame,
And Conscience somewhat startled feel?
Ah! will thy eye a gladsome beam display;
Borrow from smooth Hypocrisy a ray,
To hail the long desir'd return?
Speak, wilt thou screw into a smile thy mouth,
And welcome Liberty, with Wit and Truth;
And for a moment leave thy gang to Mourn?

In dieser energischen Stimmung der bekümmerten Vaterlandsliebe und der Verachtung der herrschenden Sitten erhebt sich P. P. bisweilen zu der Höhe *Juvenals*, und übertrifft ihn oft durch eine Zartheit, welche dem römischen Dichter vollkommen fremd war. Ein Beyspiel dieser Art, um nichts von den zahlreichen Stellen zu sagen, welche eine politische Beziehung haben, aber ein Beyspiel, das eine Meisterhand zeigt, ist (Tom. III. S. 44. ff.) das Gemälde eines Schwindsüchtigen, der in einer schlaflosen Nacht, durch die Schmerzen seiner Krankheit, das Gefühl des herannahenden Todes, und mehr noch durch den Schmerz der Trennung von seiner blühenden Gattinn gefoltert wird, die neben ihm schlummert, und sich in den Armen — eines zweyten Mannes träumt. Wir würden fürchten, unsern Lesern das Genie *P. Pindars* von einer seiner glänzenden Seiten — der Kunst energischer Beschreibung — gar nicht gezeigt zu haben, wenn wir ihnen diese Stelle vorenthielten, welche niemand ungerührt und ohne die Bitterkeit des Dichters zu theilen lesen wird:

Lo! 'midst the hollow-sounding vault of Night,
Deep coughing by the taper's lonely light,
The hopeless Hectic rolls his eye-balls, sighing;
„Sleep on," he cries, and drops the tend'rest tear;
Then kisses his wife's cherub cheek so dear:
„Blest be thy slumbers, Love! though I am dying:
„Ah while thou sleepest with the sweetest breath,
„I pump for life the putrid well of death!
„I feel of Fate's hard hand th'oppressive pow'r;
„I count the iron tongue of ev'ry hour,
„That seems in Fancy's startled ear to say —
„Soon must thou wander from thy wife away."
„Dread sound! too solemn for the soul to bear,
„Murm'ring deep melancholy on my ear:
„And sullen, ling'ring, as if loth to part,
„And ease the terrors of my fainting heart.
„Yet, though I pant for life, sleep thou, my dove,
„For well thy constancy deserves my love."
And lo! all young and beauteous, by his side,
His soft, fresh-blooming, incense-breathing Bride,
Whose cheek the dream of rapt'rous kisses warms,
Anticipates her Spouse's wish so good;
Feels Love's wild ardours tingling through her blood,
And pants amidst a second husband's arms;
Now opes her eyes, and, turning round her head,
Wonders the filthy fellow is not dead.

Wir haben von den Vorzügen dieses Dichters gesprochen; aber auch seine Mängel, so weit sie ein Ausländer zu beurtheilen im Stande ist, dürfen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehn. Ein Fehler, an welchem der grössere Theil seiner Arbeiten kränkelt, aber ein Fehler, welcher aus einer rühmlichen Quelle entspringt, ist eine allzu grosse Ueppigkeit der Laune, deren unmittelbare Folge die Formlosigkeit ist. Im Vertrauen auf den Reichthum und die anziehende Kraft des Stoffes, den er vor den Augen seiner Leser ausbreitet, ist er um eine planmäsige Anordnung desselben fast ganz unbekümmert. Nirgends ist dieser Mangel so sichtbar, als in seinem komischen Heldengedichte, dessen erste Hälfte eine Erwartung erregt, welche in der Folge gänzlich getäuscht wird. Aber auch in den sogenannten lyrischen Gedichten herrscht überall eine Unordnung, welche nicht die *vermeyntliche schöne* Unordnung der Ode ist, und ein gänzlicher Mangel an Verhältniss und Ebenmaass. Mit diesem Fehler ist an vielen Stellen der Fehler der Weitschweifigkeit verknüpft, so dass man fast in allen grösseren Gedichten *P. Pindars* fühlt, der Dichter habe sich nicht die Zeit genommen, sie kürzer zu machen. Einen kleinen Flocken spinnt er zu einem langen schwachen Faden aus, und dieser schlingt sich dann oft recht sichtbar an dem Reime fort. — Ein noch wesentlicherer Fehler aber ist eine gänzliche Vergessenheit des dichterischen Berufs in den Stellen, wo die Satire zum Pasquill ausartet, und ihren Werth einzig und allein von der Wahrheit, oder dem was der Hass für Wahrheit aufstellt, leiht. In solchen Stellen aber wird selbst *Pindar* nicht bloss plump, sondern oft über allen Ausdruck platt. Eine gewöhnliche Folge von dem Missbrauche der Kunst und der allzuhäufigen Täuschung, welche Leidenschaft für Begeisterung nimmt. Man wird sich aber nicht wundern, einen Dichter in diesen Fehler fallen zu sehen, den der lebhafteste Parteygeist beseelt, der in seinem Monarchen nichts als Mängel und Thorheiten, in dessen präsumtiven Nachfolger hingegen nichts als Tugend und Vortrefflichkeit (s. T. II. S. 72. 212. 38[illegible]) sehn will. Bisweilen führt ihn dieser Parteygeist bis zu einer schlechterdings unverzeihlichen Grausamkeit; wie T. III. S. 396. ff. in der höhnenden Beschreibung von dem Schicksale des unglücklichen Dauphin nach dem Tode seiner Aeltern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Baumgärtner: *William Hunters Esq. Reisen durch Frankreich, die Türkey und Ungarn bis Wien. Nebst einer Beschreibung dieser Stadt.* Uebersetzt aus dem Englischen von *J. G. Gruber*, Dr. d. Phil. (1797.) 272 S. 8.

Die ersten vier Bogen dieses Buchs, welche des Vf. sehr eiligé Reise von Boulogne über Paris, Lyon (icht Lions) bis Marseille im Jahr 1792 enthalten, ifern oberflächliche und sehr alltägliche Beobachtunn, welche höchstens nur, durch eine gewisse wohlollende Gutmüthigkeit, womit der Vf. sie vorträgt, niges Interesse erhalten. Vom zehnten Briefe an geinnen die Nachrichten, durch manche minder beinte Bemerkungen und Ansichten. Freylich gehört r Vf. auch in der Fortsetzung seiner Reise von rseille nach der türkischen Küste u. s. w. zu der leigen Classe — der Zugvögel unter den Reisenden, elche nur gerade so lange an einem Orte bleiben, als öthig ist, um sagen zu können: wir sind da gewe: doch aber wirft er auf seinem eiligen Zuge durch e selten bereisten Gegenden, manche Blicke auf sich auf dem Wege darstellenden Gegenstände, elche hier einer Anzeige nicht unwerth sind. — So der gröfste Theil der, nur noch durch ihr Anhen im hohen Alterthum, berühmten Inselgruppen Archipelagus, liefert auch die armselige, schlecht ebauete und ungesunde Insel *Milo* (Melos der Al), wo der Vf. landete, nichts weiter, als ein Ge des Elendes und der Zerstörung. — *Smirna*, der Hauptplätze für die Handlung im Orient, seit den (damals) letzten sechs Jahren an Volksge sehr gewonnen: man rechnete 130,000 Einhner. Feinde aller Verbesserungen, verwarfen die ken nach der grofsen Feuersbrunft in dieser Stadt 1778 den Vorschlag der vielen daselbst ansäfsigen ken (Ausländer) den eingeäscherten Theil für eigeosten nach einem schönen Plan wieder aufzubauen. Der Vf. bemerkt, veranlafst durch die zu seiner Zeit ftig wüthende Pest, einiges über die Ursachen und tur dieser Krankheit. Dafs die Ausdünstungen der der Pest Verstorbenen, wie hier behauptet wird, rchaus nicht ansteckend sind, ist doch wohl nicht oz erwiesen. Die Gegend um Smirna ist romantisch hön; der ungemein fruchtbare Boden kommt der bezwinglichen Indolenz der Türken zu Hülfe: er dert wenig Cultur zur Hervorbringung des schönn Getreides und Obstes. An Wildpret aller Art ist Ueberfluss, und keine Jagdgesetze beschränken hier die natürliche Freyheit des Landmanns, das Thier zu tödten, das seinen Acker verwüstet.

Die weitere Reise durch ein, wegen Armuth, Inhospitalität und fast ununterbrochene Pestseuche unwirthbares Land, bis *Yalova* machte der Vf. zu Pferde. Sie glich einem nomadischen Zuge und die Erzählungen davon sind unterhaltend. Alle Lebensbedürfnisse wurden mitgeschleppt, und des Nachts ward auf dem Felde unter Zelten campirt. Die, seit den letzten 20 Jahren in diesen Gegenden stark betriebene Baumwollenzucht macht den Hauptreichthum des Landes, besonders um *Kircagath* aus. Der Ort war, noch vor wenig Jahren ein ganz unbedeutendes Dorf, hat sich aber, durch diesen Betrieb, jetzt zu einem bedeutenden Handelsplatz emporgehoben. Ein elendes Ansehn haben die, aus schlechten Lehmhütten bestehende Dörfer. Man sieht ungewöhnlich viel Storchnester auf den Häusern: die Türken halten diesen Vogel für einen Schutzengel des Hauses, auf welches er sich niederläfst, gegen die Pest, und wenden deswegen alle Mittel an, um ihn zu sich zu locken. — *Maarlich* ist ein nicht unbeträchtlicher Handelsort. Die warmen Bäder zu *Chechirgi* wurden einst von Genuesern angelegt und werden noch bis diese Stunde sorgfältig unterhalten. Die grofse Stadt *Brusa*, in einer reizenden Gegend, zählt 130,000 Einwohner. In Seidenzucht und Seidenmanufacturen besteht ihr Hauptgewerbe. Die Strafsen auf diesem ganzen Strich sind äufserst schlecht. — Von *Yalova* ging der Vf. nach *Constantinopel* herüber: aber er eilt schon wieder davon, da er kaum angekommen war, deswegen enthalten seine Nachrichten über diese Stadt, obgleich er ihnen Interesse zu geben weifs, wenig Bedeutendes. — Reise nach *Galatz*. In der Bulgarey sind die Anstalten für Reisende höchst erbärmlich. Das unglückliche Land schmachtet unter dem Druck der grausamen und tyrannischen türkischen Regierung. Roh, eigennützig und raubgierig sind die Bewohner, und sehr gestimmt, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um ihr hartes Joch abzuschütteln. — Rufsische Greuel bey der letzten Eroberung von Galatz, in dessen Besitz sie damals noch waren. Das S. 169 über die Juden gefällte harte Urtheil steht mit des Vfs. sonst geäufserten Humanität im Widerspruch. — Reise durch die Moldau und Wallachey über *Fokshan* und *Ribnick*. Lob des gestürzten Fürsten *Ipsilanti*. — *Bucharest*. Hospitalität des jetzigen Fürsten der Wallachey, dessen Einkünfte sich auf 5,000000 Piaster belaufen, wovon aber die Pforte beynahe die Hälfte zieht. Beschaffenheit und Regierungsform des Landes. Zur Rothenpforte mufste der

der Reisende eine beschwerliche zehntägige Quarantalne halten. Das allgemeine und gut motivirte Urtheil über die Bewohner des türkischen Reichs, besonders über Griechen und Türken, fällt sehr zu ihrem Nachtheil aus. Der Vf. läfst zwar dem Charakter der Türken den Zug der Gutherzigkeit und Hospitalität; — aber die abscheuliche Regierungsform, im Bunde mit dem blindesten Fanatismus, ersticken alles Gute, was sonst noch in der Nation liegt. Die Reise durch Ungarn bis nach *Wien*, enthält nichts Erhebliches: und die, sogar auf dem Titel ausdrücklich genannte Beschreibung von Wien ist kaum eine Erwähnung dieser Stadt zu nennen: da sie auf eilf grofs gedruckten Seiten abgefafst ist, wovon die Beschreibung der eckelhaften und barbarischen, nun endlich abgeschafften, Thierhetze, beynahe drey Seiten wegnimmt. — In Ansehung der Unvollkommenheiten der Verdeutschung dieses Werks, ist der Uebersetzer, durch Selbstcensur in einer Schlufsanmerkung, der Kritik zuvorgekommen.

Erfurt, in Comm. in d. Beyer- u. Maringsch. Buchh.: *Gemälde meiner Reise aus Rufsland durch Litthauen und Polen nach Deutschland*, von *Carl Elzner*. I. Theil. 1797. 15 Bog. 8. (16 gr.)

Der Vf. führt in der Vorrede eine so pöbelhafte Sprache, dafs er jeden Leser von der Ansicht seines Buches zurückschrecken mufs, wenn er nicht, wie der Rec. seiner Pflicht das Opfer bringt, es durchzulesen. Im Grunde ist es zwar weniger widerlich, als man aus dem Ton der Vorrede befürchten mufs, aber doch eines äufserst uninteressanten kleinlichen Inhaltes, der durch Plattheiten und fade Witzeleyen nur desto bemerklicher wird. Der Vf. lebte zu Beresowa, 490 Werste hinter Moscau, als Secretair und Gesellschafter bey dem Fürsten Bojasdow. Wie lange er dieses gewesen, und durch welche Folge vorhergegangener Schicksale er in diese Lage geworfen worden, sagt er nirgends. Durch den gewöhnlichen Weg wenigstens akademischer Empfehlungen, wodurch so mancher junge deutsche Mann in Rufsland ein temporäres Unterkommen findet, scheint er nicht dahin gekommen zu seyn: denn wir können nicht glauben, dafs er eine gelehrte Erziehung genossen habe. Hier, wo es ihm wohl ging, wandelte ihn ein unzeitiges Heimweh an: und ob ihn gleich sein Fürst versicherte, dafs er den Wechsel zeitig genug bereuen würde, beharrte er dennoch auf dem Vorsatz, Thüringen, sein Vaterland, wieder zu sehen, und bekennt nun, dafs er thöricht gehandelt habe, und um des lieben Brodes willen schreibe. Daher läfst es sich denn auch wohl erklären, warum er seine unerhebliche Reisebeschreibung auf zwey Bändchen ausgedehnt hat. Es besteht aber dieser erste Theil aus 4 Abschnitten. 1) *Letzter Aufenthalt zu Beresowa. Beschreibung dieses russischen Landguts, seiner Bewohner* (des Fürsten, der Fürstinn, und ihrer Dienerschaft) *und deren Lebensart.* — Das Gut begriff 700 Seelen, d. i. verheyrathete leibeigene Bauern. Die Fürstinn war bey aller ihrer Cultur, eine unmenschliche Despotinn, die die Versehen ihrer männlichen Bedienten mit 100 — 200 Batoygen, der Kammermädchen aber mit 50 Ruthenhieben auf den blofsen Hintern bestrafen liefs, und jedesmal der Bestrafung, des Brüllens ungeachtet, beywohnte. 2) *Abreise von Beresowa durch Resan nach Moscau* — im Sommer 1795. Resan eine Gouvernementsstadt soll erst von der vorigen Kaiserinn angelegt worden seyn und doch schon gegen 8000 Einwohner haben. 3) *Moscau.* — Der ansehnlichste Pallast daselbst gehört dem Admiral, Grafen Orlof, der aber selbst einen andern bewohnt, und seinen Luxus im Marstall zeigt. Er fand an der einen lutherischen deutschen Kirche daselbst einen Prediger, *Heidecke* aus Merseburg, den er als den gröfsten Gelehrten und Kanzelredner schildert: auch fand und hörte er daselbst den grofsen Orgelspieler, *Häfsler*. Eins der gröfsten Gebäude ist das von *Katharina* II angelegte Findelhaus, in welchem über 12000 Me schen leben sollen. Das meiste Gewerbe treiben De sche. Der Adel allhier ist reicher und doch viel ge selliger als der in Petersburg. Die gerühmte gro Glocke soll halb unter der Erde seyn. 4) *Reise* v *Moscau nach Smolensk*, in Gesellschaft eines Officiers. — Wer allenfalls noch Lust haben sollte, in Rufsla sein Glück zu versuchen, wird in diesem Buche ma che belehrende Winke finden, so wie es überhau unter manchen unbedeutenden Nebendingen, gu Nachrichten von dem bürgerlichen Leben und Ch rakter der Russen giebt.

Riga, b. Hartknoch: *Statistische Uebersicht der Statt halterschaften des russischen Reichs nach ihren w würdigsten Culturverhältnissen in Tabellen*, vo *Heinrich Storch*. 1795. 131 S. kl. Fol.

Hat der Vf. gleich in dieser lehrreichen Uebersicht, die er als Einleitung seines auch von uns zu seiner Zeit vortheilhaft angezeigten statistischen Gemäldes des russischen Reichs voran schickte, noch nicht die neuern Statthalterschaften, die durch die letzten po nischen Theilungen dem Reiche zu gefallen sind, b schreiben können, weil sie erst später eingericht wurden. Dagegen sind die übrigen desto anscha licher dargestellt. Er hat auch bey aller Kürze sein tabellarischen Darstellung keinen wichtigen Umsta übergangen, der zur richtigen Charakterisirung ein jeden Provinz dienen könnte. Das Ganze besteht a 45 Tabellen und einigen Anhängen, welche verschi dene Resultate aus dem mannichfaltigen Detail der e sten enthalten. Einer jeden Statthalterschaft ist ein besondere Tabelle gewidmet, die von ihrer Gröf Eintheilung in Kreise, vorzüglichsten Städten, natü lichen Beschaffenheit, Volksmenge nach der Zählun von 1782, von ihrem Anbau und culturfähigen Bo den hinlängliche, und aus den zuverläfsigsten Que len entlehnte Nachrichten giebt. Unter den drey Ru briken: Productionen, Veredlungen und Umsatz, ha Hr. *St.* noch die vorzüglichsten Producte, Fabriken und Manufakturen nebst dem Handelsverkehr einer jeden zweckmäfsig beschrieben. Die Gröfse einer jeden

Statt-

Statthalterschaft ist nach Quadratmeilen und Wersten aufs genaueste berechnet, und ausser der Bevölkerung überhaupt, ist häufig die Volksmenge einzelner Kreise und die Häuserzahl in sehr vielen Städten angegeben. Ob alle Leser dem Vf. dafür danken werden, dass er die hier erläuterten Provinzen nach ihrer nördlichen, mittlern und südlichen Lage geordnet hat, möchten wir beynahe bezweifeln. Diese Eintheilung ist zwar der Natur der Sache gemäss, Hr. *St.* hätte sie auch um Wiederholungen zu vermeiden, als Einleitung voranschicken können. Allein bey einem Werke, das vorzüglich zum Nachschlagen dienen, dem Leser von diesen und jenen meistens unbekannten Landstrichen eines so ausgedehnten durch Clima, Cultur und Wichtigkeit so verschiedenen Reichs Unterricht geben soll, würden wir die alphabetische Stellung der seinigen vorgezogen haben, da sie das Aufsuchen so sehr erleichtert. Wir können hier dem Vf. nicht ins Detail seiner Angaben und Berechnungen folgen, womit er seine Beschreibungen so reichlich und belehrend ausgestattet hat. Wir wollen dagegen einige von den in den Anhängen gegebenen Resultaten mittheilen. Die Grösse des ganzen Reichs, ohne die neuen polnischen Provinzen, berechnet er auf 335,267 Quadratmeilen. Der 61° der Breite ist derjenige, unter welchem Russland den grösten Flächenraum hat. Er ist zugleich genau die Mitte des Reichs, da es sich von 42½ bis zum 78° erstreckt. Die Zahl der Einwohner wird auf 33,000,000 Seelen geschätzt, ohne die, welche in den polnischen Acquisitionen leben. Eine andere Rechnung zeigt das Verhältniss der Bevölkerung einer jeden Statthalterschaft, und wie viel Einwohner diese auf jede Quadratmeile zählen. Nach einer wahrscheinlichen Schätzung kann man für das ganze Reich 108⅔ Seelen auf die Quadratmeile annehmen, im europäischen Russland aber 405⅓, und in Asien nur 11½. Ein Verzeichniss von 610 Städten enthält die Zahl ihrer Einwohner; aber dies ist ungefähr nur die Hälfte der russischen Städte, deren man wenigstens 1200 annehmen kann, von denen sehr viele weit unter 1000 Einwohner haben. In allen zusammen rechnet Hr. *St.* 3,500,000 Seelen. Die Waarenausfuhr aus allen russischen Häfen vom J. 1793 ist ebenfalls nach den einzelnen in den Zollregistern verzeichneten Artikeln eingerückt. Zur See ward an den Producten des Pflanzenreichs für 22,616,021, und von russischen Fabricaten für 19,443,273 Rubel ausgeführt. Hr. *St.* vergleicht auch die Ausfuhr früherer Jahre mit dem angeführten, um zu zeigen, welcher russischen Erzeugnisse das Ausland mehr oder weniger bedurfte. Er bemerkt zugleich die verschiedenen Preise mancher Producte, von denen einige zwey und dreyfach gestiegen sind. Eine andere Liste enthält die 1794 in Petersburg eingeführten Waaren. Aehnliche sind freylich schon von mehreren Jahren gedruckt vorhanden, allein diese unterscheidet sich von den schon bekannten, dass nicht alle kleine Artikel, sondern die verwandten zusammengezogen registrirt sind. Die Residenzstadt erhielt an Zucker für 5,893,000, an Wollenwaaren für 3,097,000, und an Färbematerialien für 2,368,000 Rubel. Zuletzt werden die Kosten der Civilverfassung in 42 Statthalterschaften angezeigt, von einigen auch die gewöhnliche Summe der kaiserlichen Einkünfte.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Didot d. j.: *Oeuvres poissardes de J. J. Vadé et de L'Ecluse.* L'an IV. — 1796. 216 S. 12. Mit Vadé's Bildniss. (16 gr.)

Man hat sich durch die Erzählung der frühern Revolutionsscenen an eine so widrige und furchtbare Vorstellung von den Pariser Fischweibern, (deren Einfalt und Leidenschaftlichkeit auch oft genug von Parteyführern gemissbraucht worden seyn mag,) gewöhnen müssen, dass man sie gern mit diesem lustigeren Bilde von ihren Sitten aus älterer Zeit vertauscht, dessen Aehnlichkeit aber vermuthlich wenig oder gar nicht gelitten hat. *Vadé*, den Diderot im *Jaques* unter die Inspirirten der Flasche zählt, war der Erfinder des *genre poissard*, welches sich, wie in der Vorerinnerung richtig bemerkt wird, dadurch vom Burlesken unterscheidet, dass dieses eine bloss durch die Phantasie geschaffne Gattung des Komischen ist, in jenem hingegen wirkliche Natur dargestellt wird. Man kann die vorliegenden Dichtungen nicht kürzer und genauer beschreiben, als durch die Benennung poetischer Bambocciaten. Nur freylich haben die Bambocciaten der Malerey den Vorzug, dass sie für sich selbst sprechen, da die poetischen, um ihre ganze Wahrheit und Lebendigkeit geltend zu machen, mimischer Talente des Vortrags bedürfen, welche Vadé denn auch in hohem Grade besessen haben und deswegen in den Parisischen Gesellschaften sehr aufgesucht worden seyn soll. So sehr sich ein angeblich feiner, aber eigentlich ein prüder Geschmack daran ärgert; so haben doch von jeher die gebildetsten Nationen grosses Behagen an dergleichen Mimen aus dem niedrigen Leben gefunden. Gesunde, derbe, durch Arbeit abgehärtete Naturen sieht man sich hier, unbekümmert um die Schranken der Anständigkeit, lebendig bewegen; die Grobheit der *poissardes* ist naiv und drollig, und ihr entzündbarer Ungestüm nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr artig ist dies durch die Zusammenstellung mit einer feineren Empfindungsart in den *Bouquets poissards* gehoben, worin der Dichter seiner Geliebten die Händel erzählt, in die er bey dem Einkauf eines Strausses für sie mit den *Dames des halles* geräth. Z. B.

„V'là," dit-elle, „du beau, mon roi
„T'nez voyez-moi toutça. V'là-t'y d'la fine orange?
„Et ces oeillets? ça parle; on vous voit ça de loin.
Tenez, fleurez-moi ça! ça f'rait revenir un ange
S'il était mort." ...... *Pendant ce baragouin*
Elle ajuste un bouquet énorme,
Mais presque aussi gros qu'un balai.
„Comment le trouvez vous?" Moi, lui dis-je, fort laid:
„Allez, monsieu le beau, que Charlot vous endorme!

 „Tirez

„Tirez d'ici, meuble du Châtelet!“
Un tel propos n'était point agréable.
Je me suis vu donner au diable
Par cent vendeuses de bouquet.
Ces dames souvent s'abandonnent:
Si Lucifer prenait les gens qu'elles lui donnent,
Vous ne me reverriez jamais.
Pourtant sans le secours de Flore,
Je prétends vous offrir mon hommage à mon tour.
Votre éclat seul vous pare et vous decore:
Les lys de la candeur, les roses de l'Amour
Forment votre ornement, et brillent plus encore
Que les fleurs, que chacun vous presente en ce jour.
Ah! direz vous, la ruse est bonne!
Ne voulant rien donner, il fait un compliment. etc. etc.

Hingegen *La pipe cassée, poëme epi-tragi-poissardi-heroi-comique* (man sieht, der Dichter hat den Kunstrichtern die Verlegenheit erspart, es unter eine Gattung zu bringen) *en quatre chants*, ist ganz in der niedern Welt zu Hause, wo die Scene spielt. Doch sind auch hier nur die Reden der Personen im Poissardendialekt; der Dichter selbst bedient sich des burlesken Tones und Sylbenmaasses. So beschreibt er zum Beyspiel, wie ein Musikant zum Tanze aufstreicht.

Soudain il sort du violon,
Qui par sa forme singulière
Avait l'air d'une souricière,
Des sons, que les plus fermes rats
Auraient pris pour des cris de chats.

Die Poissardensprache ist vorzüglich reich an schimpfenden Benennungen und Vergleichungen. Man hat Shakspeare's Erfindsamkeit hierin bewundert; aber seine Kunst im Schimpfen ist nichts gegen diese Natur. Der Ausdruck wird dann auch am fremdesten, wie überhaupt für den Ausländer manches zu rathen übrig bleibt. Um einen Begriff von dem Tone zu geben, wählen wir eine der verständlichsten und am meisten charakteristischen Stellen aus einer *Chanson en l'honneur de Man'zelle Manon la Conturière.* Ihr Geliebter ist durch List und Gewalt angeworben, sie wendet sich an den König um seine Freyheit zu erlangen:

Yà Fontainebleau z'alle arrive,
Quasi presque aussi mort' que vive,
S'jette au cou de monsieux d'Villeroi,
Qu' alle prit d'abord pour le roi.

Monsieux; votre sarvante. J' suis l'vôtre;
C' n'est pas moi qu'est l'roi, dit-y, c'est un autre:
Mon enfant, tenez l' v'là tout là bas. —
Ah! monsieux, je l'vois; n' bougez pas.

Sire, excusez si j'vous dérange,
Mais c'est qu' je n'dors, ni bois, ni mange,
Du depuis que l'Amant que j'ai,
Sur vot' respect, z'est engagé.

On z'y a forcé sa signature
De signer un papier plein d'ecriture;
Il ne serait point zenrolé,
Si zon ne l'avait pas violé.

Le roi, qu' est la justice même
Dit: Vous méritez qu' votre Amant vous aime;
Puis lui fit donner mille zécus
Et son congé par là-dessus.

Ah! dit-elle, roi trop propice,
Sign' avait queuqu' chose pour vot' sarvice,
Je pourrions nous employer, dà! ......
Le roi dit, qu'il n'voulait rien pourça. etc. etc.

Das Lächerliche der Sitten wird durch den Cont[...] mit den Geschlechtern noch erhöht, und so nehm[...] sich auch hier die Zänkereyen der Weiber und [...] Zärtlichkeiten der Männer am lustigsten aus. S[...] drollig hat Vadé diese in den *Lettres de la Grenouill[...] entre Mr. Jérosme Dubois, Pêcheux du Gros-Caillou [...] Mlle Nanette Dubut, blanchisseuse de linge fin,* geschil[...]dert. Nur bey einem Stücke *Discours des halles [...] ports* ist es namentlich angegeben, dass es von L'E[...]*se* herrührt. Den Beschluss machen *Chansons gri[...]* und burleske-Lobgesänge auf ein paar Heilige.

Was einem Deutschen beym Lesen dieser Samm[...]lung auffallen muss, ist, dass man unter uns *das* [...]mische, welches aus der naiven Charakteristik [...] Dialekte und unvollkommnen Sprecharten entspri[...] das schon die Griechen gekannt, und die Italie[...] auf den höchsten Grad getrieben haben, das sich [...] im weiten Umfange unsrer Sprache und unsers Na[...]nalcharakters im Ueberflusse findet, viel zu sehr v[...] nachläsigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Die Wartung und Pflege der vorzüglichsten deutschen Holzarten:* ein Unterricht für den deutschen Landwirth. 1797. 96 S. 8. (6 gr.) Diese nach dem Titel zu urtheilen, von einem praktischen Forstmann geschriebene Abhandlung enthält zuförderst eine sehr kurze Naturgeschichte der genannten Holzarten, nebst Anweisung sie zu cultiviren. Von da aus geht der Vf. eben so kurz die mancherley Gefahren durch, welchen Wälder ausgesetzt werden können, und erwägt nun die Fällungszeit und Schlagbarkeit des Holzes, nebst der hieraus sich ergebenden Schlagtheilung. Den Beschluss machen Betrachtungen über das Bra[...]werk und Nutzholz. Ob nun wohl das, was der Vf. in [...]ser Abhandlung anführt, wahr und richtig ist; so wäre do[...] zu wünschen gewesen, dass er besonders was den Culturpro[...]cess und die Schlagtheilung anbelangt, die an sich zwar lobens[...]würdige Kürze, nicht gar zu weit getrieben hätte, um dadur[...] Landwirthen, worunter doch unstreitig Waldbesitzer gemein[...] sind, und für welche er schrieb, eigentlich nützlich zu wer[...]den; so wie auch die bestmöglichste Nutzung eines Wald[...] eine besondere Betrachtung verdient hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. Februar 1798.

PHYSIK.

Paris, De l'Imprimerie du Cercle Social: *Exposition du Système du Monde*, par *P. S. La Place*, de l'Institut National de France et du Bureau des Longitudes. Tome I. 314 S. Tome II. 312 S. 8. l'An IV de la Rép. Franç.

In diesem Werk ist alles kurz zusammengefasst, was die anhaltendsten genausten Beobachtungen so vieler Jahrhunderte über das Weltsystem entdecken, und as scharfsinnigste Nachdenken unterstützt durch die einsten Kunstgriffe des Calculs aus diesen Beobachungen herleiten konnte. Einen Auszug aus einem olchen Werk darf man wohl nicht erwarten, theils eil die darin enthaltenen Wahrheiten überhaupt zu annichfaltig, und zu sehr in einander verkettet d, um in einem Auszug dargestellt werden zu kön n, theils weil der grösste Theil derselben hier icht eben als neu und unbekannt, sondern durch die ganze Art der Darstellung und Zusammenordnung interessant wird. Es war nämlich Hauptabsicht des Vf. nicht nur die wichtigsten hieher gehörigen Entdeckungen selbst, sondern auch die einfachste Art, wie sie bey geübtem Nachdenken eine aus der andern *entstehen* konnten, darzustellen, um neben dem *System* von Wahrheiten zugleich die wahre Methode zu zeigen, die man bey Aufsuchung der Gesetze der Natur befolgen muss. Diesen Weg verfolgt er denn h von den einfachsten Beobachtungen an bis zu tiefsinnigsten Nachforschungen des menschlichen es, von dem täglichen Auf- und Untergang der irne an bis auf die Anwendung des Gesetzes der emeinen Schwere auf die vollständigste Erklärung r verwickeltsten Erscheinungen, in Ansehung der chselseitigen Anziehungen, und der daraus entstenden Störungen in den Laufbahnen der Planeten ihrer Trabanten hinaus, mit einer bewundernsrdigen Klarheit, die sich eben sowohl in der bemmten Darstellung der Grundbegriffe, und der bechteten Erscheinungen, als in der lichtvollen Ausnandersetzung der Folgerungen zeigt, die aus den scheinungen, gerade am sichersten unter diesen er jenen Umständen, gerade am leichtesten durch ese oder jene Schlussart gezogen werden können. ne solche deutliche Darstellung war um so schwieer, da der Vf. alles bloss mit Worten ohne Forln, und ohne Figuren ausdrücken wollte. Darch ist das Werk — und dies war wohl ohne Zweil zugleich Absicht des Vf. — *wenigstens seinen Hauptsultaten nach* auch für Leser zugänglicher worden, die sich sonst vor Formeln und Figuren zu fürchten pflegen, wenn ihnen nur wenigstens historisch erlernte mathematische Begriffe nicht völlig fremd sind. *Ganz verständlich* kann es freylich nur dem Mathematiker seyn, der weiss, wie die hier oft nur kurz angedeutete Resultate vollständig entwickelt werden können; es kann deswegen auch natürlich kein Buch für Anfänger seyn, die Wissenschaft daraus zu studiren.

Das Werk ist in 5 Bücher getheilt. Das 1ste handelt die verschiedenen scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper, der Sonne, des Monds, der Planeten und ihrer Trabanten, der Kometen und der Fixsterne ab, und giebt Nachricht von der Zeit und ihrer Eintheilung, der Figur der Erde, und der Veränderung der Schwere auf ihrer Oberfläche, von Ebbe und Fluth, und endlich von der Erdatmosphäre und den astronomischen Strahlenbrechungen. Die schicklichste Zeiteintheilung würde nach dem Vf. diese seyn: den Anfang des Jahrs sollte die Frühlings-Nachtgleiche, wo die ganze Natur sich erneut, bestimmen, und das Jahr in 12 Monate von 30 Tagen, jeder Monat in 3 Decaden eingetheilt werden, am Ende des Jahrs würden dann 5 Tage als Ergänzung hinzugefügt. Statt aber den Anfang des Jahrs immer astronomisch auf die Mitternacht zu bestimmen, die vor der wahren Frühlings-Tag und Nachtgleiche vorhergeht (wie es die Neufranken nur mit Bezug auf die herbstliche Nachtgleiche thun) gefällt ihm doch das persische Einschaltungssystem besser, weil bey der ersten Methode die Jahre keine regelmässige, leicht in Tage zerlegbare Zeitperioden bleiben, und daher Verwirrung in der Geschichte und Zeitrechnung entstehen könnte, und weil auch manchmal der Anfang des Jahrs ungewiss werden könnte. Für den Anfang einer allgemeinen Zeitrechnung schlägt er das Jahr 1250 vor, in welchem das Apogeum der Sonnenbahn mit dem Sommersolstiz zusammentraf, und zwar den Augenblick der mittlern Frühlings-Nachtgleiche, welche zu Paris auf den 15. März 5″, 3676 fiel. Der Universalmeridian auf Erden würde durch den Ort gezogen, der in eben diesem Augenblick Mitternacht zählte, und der 185°, 2960 (den Quadranten nämlich, wie überall in diesem Werk, in 100° eingetheilt) östlich von Paris entfernt liegt. Dadurch würde, nach des Vf. Meynung alles Willkürliche, oder wenigstes alles auf individuelle moralische Gründe einzelner Völker Gebaute bey der Bestimmung der Zeitrechnung hinwegfallen, und dadurch dieser Kalender zur allgemeinen Annahme tauglich werden. Im 2ten Buche werden

nun jene im ersten Buche angeführte Erscheinungen auf das, was daran Wirklichkeit ist, zurückgeführt, und die Bewegung der Erde um ihre Axe, und um die Sonne, nebst den daraus herfliessenden Erscheinungen, die Bewegung der Planeten um die Sonne, die Gestalt ihrer Bahnen und die Gesetze ihrer Bewegung, und eben so die nämliche oder ähnliche Stücke bey Kometen und bey den Trabanten auseinandergesetzt. Das 3te Buch enthält die allgemeine Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung der Körper. Diese Gesetze werden dann in dem 4ten Buche auf die Himmelskörper angewandt, und gezeigt, dass sich nach denselben alle vorkommenden Erscheinungen ohne Ausnahme aus dem Gesetz der allgemeinen Schwere herleiten lassen, ja dass die Theorie hierin bereits so vollkommen sey, dass sie öfters der Erfahrung selbst vorauseile, und Umstände auseinandersetze, worüber die blosse Erfahrung bey aller Genauigkeit, der sie heut zu Tage fähig ist, oft erst nach vielen Jahrhunderten hätte entscheiden können. (Bekanntlich ist es in den neuesten Zeiten vorzüglich der Vf. selbst, der durch seinen Scharfsinn, und durch seine mühsame und genaue Rechnungen besonders in Absicht auf die Perturbationstheorie der Wissenschaft die wichtigsten Dienste dieser Art geleistet hat.) Es wird also in diesem Buche hauptsächlich von der Masse der Planeten, der Schwere auf ihrer Oberfläche, von den Störungen der elliptischen Bewegung der Planeten, der Kometen und der Trabanten, von der Figur der Planeten und des Saturnrings, von den Atmosphären der Himmelskörper, von den Gesetzen der Ebbe und Fluth, von dem unveränderlichen Gleichgewicht der Meere, von den Schwankungen der Atmosphäre, von der Vorrückung der Nachtgleichen und der Schwankung der Erdaxe, von der Schwankung des Monds gehandelt, und einige Bemerkungen über das Gesetz der allgemeinen Schwere angehängt. Endlich enthält das 5te Buch einen kurzen Abriss der Geschichte der Astronomie bey den Chaldäern, Aegyptern, Griechen, Arabern, Chinesen, Persern, und in den neuern Zeiten, wo hauptsächlich die Entdeckungen Keplers und Newtons gehörig gewürdigt werden. Den Beschluss des ganzen Werks machen allgemeine Blicke auf das Weltsystem und Aussichten auf die künftige Fortschritte der Astronomie. Aus den Lambertschen ähnlichen Blicken auf die Schöpfung zieht der Vf. sehr scharfsinnig den Schluss, Nebelsterne möchten wohl in Bezug auf uns die festesten Punkte seyn, mit welchen wir den Ort der Himmelskörper vergleichen können, weil sie nämlich wahrscheinlich nicht nur einzelne Sterne, sondern ganze partielle Systeme von Sternen sind, deren Bewegung für uns wahrscheinlich noch unmerklicher seyn wird, als die der einzelnen Sterne. Ueberhaupt ist das Werk voll von dergleichen treffenden, oft nur gelegentlich angebrachten Winken. So, um nur noch ein Beyspiel anzuführen, benutzt der Vf. die durch seine Rechnungen herausgebrachte grosse innerhalb einer Periode von 917 Jahren wiederkehrende Ungleichheit in der Bewegung Saturns und Jupiters, um chronologische Data der Völker, die ehedem Astronomie getrieben haben, und die Bewegung Saturns und Jupiters natürlich schneller oder langsamer finden mussten, je nachdem sie in diesem oder jenem Theil der Periode von 917 Jahren lebten, zu prüfen. Die hauptsächlichsten Geschäfte, welche der Vf. der Astronomie noch für die Zukunft anweiset, sind Bestimmung der Verschiedenheit der Abirrung des Lichts bey den verschiedenen Fixsternen (welche der Vf. schon *a priori* daraus schliesst, weil bey der verschiedenen Grösse und Dichtigkeit der Fixsterne einige das Licht stärker als andere anziehen, mithin seine Geschwindigkeit mehr als andere vermindern müssen); Verfertigung eines Verzeichnisses der Sterne, die bloss kurze Zeit erscheinen, und Bestimmung ihres Orts; Beobachtung aller veränderlichen Sterne und der Perioden ihrer Lichtänderung; Beobachtung der eigenen Bewegung der Fixsterne. Dies in Ansehung der Fixsterne. Und dann in Ansehung unsers eigenen Sonnensystems: Aufmerksamkeit auf etwa bisher noch unbemerkt gebliebene Planeten; weitere Nachforschungen über die Umdrehung um ihre Axe und die abgeplattete Gestalt mehrerer Planeten und der meisten Trabanten; nähere Bestimmung ihrer Massen, so wie der ganzen Theorie ihrer Bewegungen, der Ungleichheiten der Oberfläche der Erde und der Veränderungen der Schwere auf derselben; Beobachtung alter zurückkommender, oder neu erscheinender Kometen, die zum Theil in hyperbolischen Bahnen von Sonne zu Sonne eilen dürften, ihrer Störungen durch Planeten, so wie der durch sie auf Planeten und ihren Trabanten bewirkten Veränderungen, und eben so auch der Störungen, welche das ganze Sonnensystem von den Fixsternen leiden kann. Man sieht also freylich wohl: die Aernte ist noch immer gross, aber der Arbeiter sind wenig. Freylich werden auch zu manchen dieser Arbeiten nothwendig Jahrtausende erfodert.

Aus Gelegenheit der Erwähnung der Büffonschen Hypothese von der Entstehung der Planeten, die n[illegible] so viele Schwierigkeiten gegen sich hat, führt [illegible] Vf. jedoch mit der Schüchternheit, die einem strenge Evidenz gewöhnten Geometer in einem [illegible]chen Fall so natürlich ist, auch eine Hypothese [illegible] aus der sich besonders der Umstand, dass die Kometen alle in sehr excentrischen Bahnen laufen, leicht erklären lässt. Er stellt sich nämlich vor, die Sonnenatmosphäre habe sich ehedem viel weiter als jetzt erstreckt. Wenn nun damals Kometen mit allen möglichen Verschiedenheiten der Excentricität vorhanden waren, so mussten diejenigen, welche durch die Sonnenatmosphäre gingen, durch ihren Widerstand an Geschwindigkeit abnehmen, sich der Sonne nähern, oder gar darein fallen. Es blieben also grösstentheils nur diejenigen übrig, die nicht durch die Sonnenatmosphäre gingen, wovon für uns nur die sichtbar seyn können, die bey dem hiedurch vorausgesetzten grossen Abstand ihres Apheliums doch in ihrem Perihelium der Sonne und uns nahe genug kommen, um beobachtet werden zu können, d. h.

diejenigen, die eine sehr excentrische Bahn haben. Aber, wird man fragen, wo blieben denn bey dieser Hypothese die Planeten? Warum fielen sie nicht ebenfalls in die Sonne? Der Vf. meynt, die Planeten könnten wohl anfänglich nicht, wenigstens nicht als Planeten existirt haben, und erst nachher, so wie die Sonnenatmosphäre bey Erkältung auf der Oberfläche der Sonne sich nach und nach in immer engere Grenzen zurückzog, durch Verdichtung der ringförmigen Streifen (die er sich ungefähr wie Saturns Ring denkt) welche die Sonnenatmosphäre in der Ebene des Aequators zurückliefs, entstanden seyn. Daraus würde sich dann die Umdrehung aller Planeten um die Sonne in einerley Richtung, und beynahe in einerley Ebene, so wie ihre nach derselben Richtung und beynahe derselben Ebene gehende Umdrehung um ihre Axe, nebst der kleinen Excentricität ihrer Bahnen erklären. Auf ähnliche Art liessen sich nun die Erscheinungen der Trabanten und ihre Entstehung aus den Atmosphären ihrer Hauptplaneten erklären. Freylich bleiben auch bey dieser Hypothese dem Forscher immer noch manche Fragen zu thun übrig, inzwischen darf er doch nie vergessen, dafs auch sinnreiche Hypothesen wenigstens nach und nach der Wahrheit uns näher bringen können.

Von diesem schätzbaren Werk ist sogleich eine Uebersetzung angekündigt worden, wovon wir den ersten Theil vor uns haben:

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp und Wenner: *Darstellung des Weltsystems durch P. S. Laplace, Mitglied des Franz. National-Instituts und der Commission wegen der Meereslänge. Aus dem Französischen übersetzt*, von *J. K. F. Hauff*. 1. Th. 1797. XVI u. 354 S. 8.

Rec. fand diese Uebersetzung, welche Hr. Prof. Hauff auf die Auffoderung seines Freundes, des bisherigen französischen Ministers zu Hamburg, Hn. *Reinhard*, übernahm, überall sehr sorgfältig und fleissig gearbeitet. Eine einzige Stelle zeichnet er aus, in welcher ihm der Sinn nicht vollkommen genau ausgedrückt scheint. Sie steht S. 15. der Uebersetzung. Es heisst dort von der täglichen Bewegung der Sonne: sie ändert sich im Verlauf eines Jahrs *vom Mehrern zum Mindern* um 736 Zehentausendtheile ihres mittleren Werths. Im Original heissts: *son mouvement journalier varie en plus et en moins de* 336 (368) *dix millièmes de sa valeur moyenne.* Wörtlich übersetzt sollte es wohl heissen: sie ändert sich, so dafs sie bald zu bald abnimmt (das erste drückt die Uebersetzung des Hn. H. nicht aus) um 336 (368) u. s. w. oder: von ihrem höchsten bis zu ihrem kleinsten Werth und umgekehrt um 736 u. s. w. Doch gerade diese unbedeutende Rüge des Rec. beweist, dafs ihn die Uebersetzung in der Hauptsache völlig befriedigt habe. Anfänglich hielt es Hr. H. nicht für unmöglich, das Werk durch Anmerkungen und Zusätze auch dem ersten Anfänger verständlich zu machen, und setzte in dieser Absicht den ersten Kapiteln einige Anmerkungen bey. Er fand aber bald, dafs dies öfters mehr Noten als Text erfodern würde, und schränkte sich vorläufig auf die blosse Uebersetzung ein, will aber nun das Publicum entscheiden lassen, ob er künftig noch, entweder als einen Anhang zum 2ten Theil, oder in einem eigenen Bande Erläuterungen zu dem Werke liefern, und was für einen Umfang er ihnen geben soll. Rec. gesteht offenherzig, dafs er die Möglichkeit nicht begreift, ohne einen äusserst weitläuftigen Commentar, der, vielmehr ein eigenes grosses Werk ausmachen müfste, diese Schrift dem ersten Anfänger ganz verständlich zu machen, und für geübtere Leser wird sie wohl hauptsächlich durch den von Hn. *La Place* versprochenen *Traité de Mécanique céleste* die beste Erläuterung erhalten. Das wird wenigstens Hr. H. wohl selbst nicht glauben, dafs auch nur die ersten Kapitel durch die paar von ihm beygefügte Anmerkungen dem ersten Anfänger ganz verständlich worden seyen. Ueber 2 dieser Anmerkungen kann sich Rec. nicht enthalten sein Urtheil zu sagen. Die eine davon steht S. 48. Im Original heissts: *Le retour des phases dépend de l'excès du mouvement synodique de la lune sur celui du soleil, excès que l'on nomme mouvement synodique lunaire.* Hier ist nun offenbar bey dem ersten Ausdruck *l'excès du mouvement synodique* ein Druckfehler, wie auch der Uebersetzer in der Vorrede einen Druckfehler vermuthet. Darüber geräth er nun in Eifer, und sagt: das ist *Kauderwelsch*, ein Ausdruck, den wir, so wie den in der Anmerkung auf der vorhergehenden Seite: das ist ein *hölzernes Schüreisen* aus einem mit so vieler Eleganz geschriebenen Werk wegwünschten. Nun versucht er weiters? selbst eine Erklärung von der synodischen Bewegung des Monds zu geben, und sagt: „die Zeit, welche verfliesst, bis der Mond wieder zur Sonne kommt, nachdem er einmal bey ihr gewesen ist, heisst der *synodische*, und die welche verfliesst, bis er wieder zum nämlichen Fixsterne zurückkommt, der *periodische* (richtiger der *syderal*) Umlauf des Mondes. Der Ueberschufs seines synodischen Umlaufs über den periodischen ist es nun, wovon die Zurückkunft seiner Lichtgestalten abhängt." Allein hierin irrt sich der Uebersetzer offenbar. Der Ueberschufs des synodischen Umlaufs über den periodischen (oder richtiger über den Syderalumlauf) hat auf die Mondsphasen gar keinen Einflufs. Sie könnten genau wie jetzo erfolgen, wenn auch dieser Ueberschufs ganz anders wäre, als er jetzt ist. Wir wollen einmal annehmen, der Mond käme, statt in 27 Tagen (um überall die runde Zahl zu setzen), wie jetzo, schon in 20 Tagen wieder zu dem nämlichen Stern zurück, in dieser Zeit aber hätte sich die Sonne scheinbar so weit fortbewegt, dafs der Mond noch 9 Tage brauchte, sie einzuholen; so würde offenbar der synodische Umlauf des Monds 29 Tage seyn, wie jetzt, sein Neulicht, und überhaupt seine Phasen würden nach 29 Tagen wieder kommen, wenn gleich der Ueberschufs des synodischen Umlaufs über den periodischen (richtiger Sideralumlauf) 9 Tage wäre, da jetzt nur 2 Tage Unterschied sind.

 Viel-

Vielmehr ist synodische Bewegung (nicht synodischer Umlauf) des Monds, von welcher seine Lichtgestalten allein abhängen, nichts anders, als: relative Bewegung des Monds in Bezug auf die Sonne, oder der Ueberschuss der Syderalbewegung des Monds über die der Sonne. Die ganze Schwierigkeit löset sich also, wenn man bey *la Place* das einzige erste Wort *synodique* in *syderal* verändert, woraus es durch einen Druckfehler entstanden ist, und so liest: *Le retour des phases depend de l'excès du mouvement syderal de la lune sur celui du soleil, excès que l'on nomme mouvement synodique lunaire.* Und eben so erklärt Hr. *la Pl.* selbst die synodische Bewegung der Jupiterstrabanten T. I. p. 227. wobey Hr. *H.* keine Schwierigkeit gefunden zu haben scheint. Die andere Anmerkung, die wir hier noch berühren wollen, steht S. 100. Hr. *H.* tadelt hier mit Recht den Ausdruck *Vorrücken der Nachtgleichen*, statt dessen man besser sagen sollte: *Zurückweichen der Nachtgleichen*, nur glaubt er, diese Verwechslung lasse sich damit einigermafsen entschuldigen, weil man im gemeinen Leben Vorrücken und Fortrücken öfters als gleichgültig mit einander verwechsle, ohne zu bestimmen, ob die Richtung *vorwärts* oder *rückwärts* gehe. Allein hieraus liesse sich doch die Entstehung dieses Ausdrucks höchstens nur im Deutschen (und auch da nicht wohl, denn wer würde von einer Armee, die retirirte, sagen, sie rücke vor?) begreifen, nicht aber die Entstehung der Ausdrücke: *Praecessio Aequinoctiorum*, oder *Precession des Equinoxes*. Dem Rec. scheinen diese Ausdrücke zwar nicht die bequemsten, aber doch ganz natürlich so entstanden zu seyn. Die Aequinoctialpunkte weichen zurück *in Bezug auf die Bewegung der Sonne*, sie bewegen sich gegen die Ordnung der Zeichen, folglich von Morgen gegen Abend. *In diesem Bezug* also könnte mans *Retrogradation, Zurückweichen* nennen. Aber eben, weil sie sich gegen Abend zu bewegen, so kommen sie mit jedem Tag *früher als die Sterne*, *mit denen sie vorher aufgingen*, über den Horizont herauf, gehen *früher* durch den Meridian, *früher* unter. *In diesem Bezug* also *rücken sie vor.* Eben so findet sich bey ältern Astronomen öfters der Ausdruck *stella praecedens* von einem Stern, der westlicher als ein anderer steht, also früher durch den Meridian geht. Rec. würde minder streng in der Bemerkung dieser kleinen Unrichtigkeiten gewesen seyn, wenn nicht in einem, wie er schon gerühmt hat, auch in der Uebersetzung sonst so gefeilten Werke dergleichen Flecken doppelt unangenehm auffielen.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Johann Conrad Gütle*, *Zaubermechanik* oder Beschreibung *mechanischer Zauberbelustigungen* mit dazu gehörigen Maschinen. 2. Theil. 1797. 270 S. 8. mit XVIII Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. bestimmt diese Mechanik für Liebhaber belustigender Künste und zum Gebrauch auf Schulen und für Hofmeister, die ihren Eleven Unterricht in dieser Wissenschaft geben wollen. Es zerfällt dieses in zwey Abtheilungen, von welchen die erste die Erklärung der bewegenden Kräfte in 4 Kapiteln enthält. Unter diesen enthält das erste die nöthigen Grundsätze der Mechanik in Anwendung lehrreicher und unterhaltender Versuche; das andere aber behandelt die verschiedene Bewegung schwerer Körper, wobey die Lehre vom Fall und Steigen der Körper und die wichtige Lehre vom Schwung und Wurf fasslich vorgetragen, und mit gutgewählten Exempeln erläutert sind. Das 3te Kapitel hat die Kräfte des Menschen, und das 4te jene der Thiere zum Gegenstande, wobey der Vf. auch die neuern Data angiebt.

Die zweyte Abtheilung enthält die Beschreibung und den Gebrauch der einfachen Rüstzeuge, wobey er im 5ten Kapitel vorläufig Nachricht von einem mechanischen Apparat oder einer Modellsammlung giebt, die in seinem Verlag zu haben ist. Das 6te Kapitel handelt von Maschinen überhaupt und das letzte betrachtet den Hebel. Im Ganzen entspricht das Buch, welchem bald der 3te Theil folgen soll, der Absicht seines Vfs. Der Vortrag ist sehr verständlich mit möglichster Vermeidung des Calculs, wofür dem Vf. die Leser, für welche er diese Mechanik schrieb, vielen Dank wissen werden. Auch sind dessen Fortschritte mit der neuen Literatur dieses Faches mit Recht zu loben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig: Praktische Anweisung zum vortheilhaften Anbau der Fruchtbäume.* 1797. 80 S. 8. (5 gr.) — Der ungenannte Vf., ein sächsischer Landpfarrer, hatte bey Herausgabe dieser Anweisung die löbliche Absicht, seine Amtsbrüder und deren Gemeinden zum Anbau der Fruchtbäume auf Gemeinplätzen zu ermuntern. Er giebt deswegen hier die nöthigen Lehren wegen der Auswahl der fortzupflanzenden Stämme, des Aushebens und Beschneidens derselben; wie und zu welcher Zeit die Löcher sollen gegraben, wie weit und in welcher Ordnung junge Bäume zu versetzen und ihre Beschädigung von Hasen und andern Thieren verhütet werden möge; wie ferner versetzte Bäume gewartet; wie das mit unter auf Bäumen wachsende Moos vertilgt, und der Boden, auf dem sie stocken noch Nebennutzungen abwerfen könne. Wenn auch diese Lehren für den erfahrnen Pflanzer nichts neues enthalten, so sind sie doch sehr schätzbar, weil sie in einer Sprache geschrieben sind, die jenem Theil des Publicums, für welchen der Vf. schrieb, verständlich, und die Vorschläge desselben allgemein nützlich und vortrefflich sind. Rec. hat das Vergnügen in seiner Nachbarschaft sich von der Gemeinnützigkeit jener Vorschläge anschaulich zu überzeugen, indem er Augenzeuge des grossen Nutzens ist, welchen einige Gemeinden durch den Anbau der Fruchtbäume auf ihren Gemeinplätzen aus denselben nunmehr ziehen, und gewiss würde sich der Vf. freuen, wenn er durch einige seiner Amtsbrüder, welche ihr Einkommen in diesen Gegenden durch den Obstbau aufs dreyfache vermehrten, seine lobenswürdigen Vorschläge so gut realisirt sehen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Februar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Zürich, b. Orell, u. Comp.: *Christian Ulrich Detlev von Eggers Archiv für Staatswissenschaft und Gesetzgebung.* 1ter Band. 1795. XVI und 558 S. gr. 8. (2 Rthlr.) 2ter Band. 1796. VIII und 380 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebend.: *Christ. U. D. von Eggers Annalen der Staatswissenschaft.* 1 Band für das Jahr 1795. VI. und 387 S. 1797. gr. 8.

Diese beiden Schriften, von welchen wir hier die ersten Bände anzeigen, sind als ein Ganzes zu trachten und der Anfang eines Werkes, welches wohl in Rücksicht seines Verfassers, als seines Gegenndes die Aufmerksamkeit der Freunde der Staatsissenschaft und eine ausführlichere Beurtheilung vert. Ueber den Zweck und Plan dieser Schrift sagt uns r. v. E. in der Vorrede: „Es ist vorzüglich bestimmt, den Geist und die gemeinnützigsten Bemerkungen, aus einer sehr grosen Anzahl fliegender Blätter und kleiner Schriften über Gegenstände der Staatswissen„schaft und Gesetzgebung, aufzubewahren." — „Aus einer ungemein reichen Sammlung solcher „Schriften, welche ich, auf den Rath eines verehrungswürdigen Lehrers, schon mit dem J. 1775 anfieng, bis zum Schlusse des 1794sten Jahrs fortgesetzt habe, — also aus Materialien eines Zeitraums von zwanzig Jahren — liefere ich, in alphabetischer Ordnung, die wichtigsten Bemerkungen über nzelne Gegenstände der Staatswissenschaft und Gezgebung." — „Wem es in diesem Fache um ahrheit zu thun ist, der muss davon ausgehen, ss er kein System annimmt, keiner Partey zugehan ist." — „So viel möglich sollen meine Auszüe getreu, vollständig, charakteristisch seyn, meiens mit den eigenen Worten der Verfasser. Ich ue aber auch oft von dem Meinigen hinzu. Bald nd es Urtheile über die Meynungen anderer; bald nzelne kleine Ausführungen, wozu mich die Verleichung vieler Schriften veranlasste." — „Liteatur bin ich bemüht gewesen bey jeder Materie ollständig zu geben. Hier sind nicht bloss kleine chriften die eigentlichen Materialien meines Werks, — sondern auch alles, was in dem Zeitaum der letzten zwanzig Jahre herausgekommen st — in Deutschland nämlich, von fremder Liteatur nur das Auffallendste — angeführt." Nach m ersten Plane sollten die Zeitschriften, weil wir er solche schon ein zweckmässiges Repertorium bezen, ausgeschlossen seyn. Der Vf. änderte aber dies, wie er in der Vorrede zum 2ten Bande sagt, auf die hierüber von einigen Recensenten gemachten Bemerkungen ab, wodurch unstreitig dieses Werk einen höhern Grad von Vollständigkeit erlangt. „Es „ist keinesweges meine Absicht, dem Publicum Sa„chen, die es ohnehin kauft, noch einmal in die Hän„de zu bringen. Deswegen richte ich meine Arbeit „auch auf keine Abhandlung, die schon in andern „Sammlungen steht." — „Indess giebt es einige „Materien, bey denen ich eine Ausnahme machen „dürfte. Dies sind solche, die in unsern Tagen sehr „bestritten wurden, die wir noch bey weitem nicht „aufs Reine gebracht haben, deren Einfluss auf die „innere Wohlfahrt der Staaten entschieden ist. Hier „schien es mir nicht überflüssig; es schien mir viel„mehr sehr nützlich zu seyn, das wichtigste, was in „den letzten zwanzig Jahren davon gesagt ist, noch „einmal neben einander zu stellen." — „Wie stark „das Ganze werden mag, bin ich, natürlicher Wei„se, vorher zu bestimmen nicht im Stande. Die Ent„scheidung wird hauptsächlich auf dem Beyfall beru„hen, den die ersten Bände finden. Ausdehnen will „ich es indess gewiss nicht; vielmehr bestrebe ich „mich, den Vortrag, so viel ich kann, zusammen zu„ziehen, um weder Leser noch Käufer zu ermü„den." — „Damit aber, nach Verlauf verschiedener „Jahre, — nicht wieder neue Supplementbände er„fodert werden, habe ich mir vorgesetzt, gleich vom „Anfange mit diesem Werke ein anderes zu verbin„den, das mit der neuesten Literatur gleichsam „Schritt halte. Ich will nämlich jährlich einen mässi„gen Octavband herausgeben, um darin das Wich„tigste aus allen, im Verlaufe des nächstverflossenen „Jahres herausgekommenen kleinen Schriften und „fliegenden Blättern dieses Faches zu befassen, und „zugleich, als Supplement zu den schon in dem er„sten Werke bearbeiteten Artikeln nachzuholen, was „mir etwan nachher erst bekannt ward. Plan und „Methode sind also in dieser Zeitschrift gerade die„selben als in dem Archiv. Nur kann jene nicht so „umständliche Erörterungen enthalten, als dieses. „Hingegen wird die Literatur in jener vollständiger „seyn. Das Detail speciellerer Untersuchungen über „Gegenstände des Handels, der Fabrikwissenschaft, „Oekonomie und dergleichen inneren Fächer, ge„hört nicht zu meinem Zweck." Der Vf. erklärt endlich am Schlusse seiner Vorrede: er setze mit Zuversicht voraus, dass diese beiden Werke nirgends würden verboten werden; sollte es aber geschehen: so kündigt er an, dass er sich dabey nicht beruhigen, sondern alles anwenden werde, die wahre Lage der

Sache

Sache vor die Augen der Regenten zu bringen, degen Zutrauen durch kurzsichtige oder übelgesinnte Räthe gemifsbraucht werde. Nach Nr. 144. des letzten Jahrgangs des Intellig. Bl. der A. L. Z. stehen die Annalen wirklich auf einem langen Verzeichnisse verbotener Bücher; der Vf. wird daher Gelegenheit haben, zu versuchen, ob es da, wo man schon das Prüfen und Abwägen der Gründe und Gegengründe für gefährlich hält, möglich sey, dem Regenten die wahre Lage einer Sache vor die Augen zu bringen, wenn diejenigen, welche ihn umgeben, sie ihm in einem falschen Lichte vorstellen wollen. Mit Billigkeit läfst sich nicht leugnen, dafs der Herausgeber zu der angekündigten Arbeit, wenn sie das Werk eines Mannes seyn kann, durch seine Kenntnisse und seinen Fleifs so wohl als durch seine gemäfsigte Denkungsart und selbst durch seine persönliche Lage vorzüglich geschickt sey; und wir zweifeln nicht, dafs diese Sammlung den Freunden der Staatswissenschaft willkommen seyn, und bey dem in unsern Tagen so sehr gestiegenen Interesse für diesen Zweig der Gelehrsamkeit hinlängliche Unterstützung finden werde. Wir können indessen den Wunsch nicht bergen, dafs Hr. v. E. sich hie und da engere Schranken gesetzt hätte, welches, zuweilen wenigstens, dem Plane, den er sich vorgezeichnet hat, unbeschadet, unserer Einsicht nach, hätte geschehen können. Eines Theils hat es das Publicum schon so oft erlebt, dafs Werke der Art, in welchen die ersten Buchstaben mit vielem Fleifse ausgearbeitet waren, unvollendet blieben; und andern Theils dürfte es bey dieser Behandlung so zahlreich an Bänden werden, dafs es nur für die Büchersammlungen bemittelter Gelehrten angeschafft werden könnte. Da Hr. *v. E.* dieses nach der Vorrede zum 2ten Bande selbst fühlt, ob er es gleich für unbillig hält, „strenge Rechnung „mit den Worten zu halten, wenn die Gedanken „wissenswerth sind:" so dürfen wir an der Erfüllung dieses Wunsches nicht zweifeln; und schon der 2te Band beweiset das ernstliche Bestreben des Herausgebers, ihm Gnüge zu thun, obgleich auch hier noch Manches ohne wesentlichen Nachtheil des Ganzen hätte kürzer gefafst werden können.

Der erste Band enthält aufser der Einleitung nur 5 Artikel: *Abolitionsrecht*, *Abzug*, *Accidentien*, *Accise*, *Adelsgeist*, wovon der letzte allein 458 Seiten einnimmt, der 2te Band aber deren 17. Wir wollen sie hieher setzen, weil dadurch unsere Leser am besten in den Stand gesetzt werden, von dem Umfange dieses Archivs zu urtheilen: *Adespota*, *Adiaphora* (vorzüglich über Denk- und Urtheilsfreyheit, Clubbs. etc.) *Advocaten*, *Akademien*, *Ackerbau*, *Actienhandel*, *Alter*, *Amnestie*, *Amortization*, *Analogie*, *Anarchie*, *Angeberey*, *Annuitäten*, *Anonymität*, *Anwartschaften*, *Apanagirte Prinzen*, *Apotheken*, wovon nur drey *Advocaten*, *Akademien* und *Apotheken* ohngefähr zwey Drittel des ganzen Bandes, die übrigen 14 nur ein Drittheil einnehmen. In den *Annalen* erhalten wir Auszüge und Abhandlungen über 38 Artikel, welche wir aus gleichem Grunde wenigstens für diesesmal hier mittheilen wollen: *Add.* *Akademien*, *Angeberey*, *Aufklärung*, Bedienungen, *bürgerliche Gesellschaft*, *Erbfolgerecht*, Erziehung, *Freyheit*, *Friede*, *Gefängnifsstrafen*, Gesetzbuch, Gesinde, *Gesundheit*, *Glauben*, *Jagd*, *Innungen*, Kopfsteuer, *Leibeigenschaft*, *Lotterien*, *Menschenrechte*, Moden, *Patriotismus*, *Reformen*, *Regent*, Regierungsform, *Religion*, *Sonntagsschulen*, *Staatseinrichtung*, *Staatsverfassung*, *Staatsgebrechen*, *Staatsvertrag*, *symbolische Bücher*. Der Vf. hofft durch sein Unternehmen zu Erhaltung und Befestigung der Ruhe in Deutschland mit zuwirken. Wir sind auch mit ihm dorin ganz einverstanden, dafs Aufklärung der Regierenden und Beherrschten über die gegenseiti[gen] Rechte und Ansprüche eines der zweckmäfs[igsten] Mittel sey, Unruhen vorzubeugen; ob wir [gleich] nicht eben so überzeugt von der „unwiderstehl[ichen] „Kraft des aufgeklärten Verstandes über die d[unk]„lern Antriebe der Sinnlichkeit und Leidenschaft[en] sind, als unser Vf. (S. Archiv Th. I. Vorrede). [Die] Einleitung giebt eine *Uebersicht des gegenwärti[gen] Standpunkts der Staatswissenschaft und Gesetzgeb[ung]*, welche zwar nicht eben neue, aber doch richtige [Be]merkungen über den Einflufs der Begebenheiten [un]serer Tage auf diese Wissenschaft, — über die No[th]wendigkeit der Reformen, um Revolutionen zuv[or]zukommen, — über die ehemals langsame, j[etzt] schnelle, Verbreitung der Grundsätze — über [die] Erfodernisse des politischen Schriftstellers, Unbef[an]genheit und Prüfung seiner Kenntnisse, enth[ält].

Bey dem *Abolitionsrechte* wird erst untersucht: [ob] der Richter dieses Recht bey Verbrechen habe? [Der] Vf. räumt es ihm nur in zwey Fällen ein. „Erst[lich] „wenn ihm persönliche Umstände bekannt w[ären], „welche die Unschuld des Beklagten aufser „Zweifel setzten, ungeachtet des gegen ihn [strei]„tenden Verdachts." Dann zweytens, „wenn [der] „Regent glaubt, es sey eine Collision vorh[anden] „zwischen dem Vortheil des Staats durch die Ent[bin]„dung des Beklagten von der gerichtlichen Be[hand]„lung, und dem Vortheil des Staats durch ger[icht]„liche Ausmittelung seiner Schuld." Der Vf. [be]merkt selbst, dafs in dem ersten Falle der Regent immer dem Richter seine Gründe mittheilen kön[ne] und er glaubt, dafs der Regent dies zu thun [ver]pflichtet sey. Rec. will den Satz nicht bezweif[eln], aber die aufgestellten Gründe thun ihm nicht G[nü]ge. „So lange," sagt Hr. *v. E.*, „ich Fiscal bin, „hören die Gerechtsame meines Amts zu meinen [per]„sönlichen Rechten. Ich habe dem Staate, n[icht] „blofs dem regierenden Individuo Treue gesch[wo]„ren." „Der Fiscal hat ein eben so vollkomme[nes] „Recht, auf Untersuchung eines wahrscheinlich[en] „Verbrechens zu dringen als jeder Privatmann." A[l]lein der Fiscal mufs als Sachwalter sich nach de[m] Willen des Staats in den Geschäften, die er für ih[n] besorgt, richten, also auch nach dem Willen desse[n] oder derjenigen, welche den Staat repräsentiren. Dies thut nur in ganz despotischen Staaten der Regent allein. In andern sind ihm Landescollegien etc.

be

beygegeben. Unter diesen steht der Fiscal; und es läſst sich nicht wohl einsehen, wie er ein vollkommenes Recht zu Untersuchung eines wahrscheinlichen Verbrechens haben könne, wenn ihm der Staat durch den Mund dieser seiner Repräsentanten sagt, daſs es nicht untersucht werden solle. Daſs der Regent pflichtwidrig handle, wenn er aus Privatabsichten, — ingleichen die Richter und Räthe, wenn sie aus solchen, oder aus Gefälligkeit gegen den Regenten, Verbrecher der in den Gesetzen bestimmten Strafe entziehen, läſst sich nicht läugnen; das hat aber der Fiscal nicht zu verantworten, er hat nicht einmal die Pflicht darnach zu fragen.

Es könnte auch vielleicht den beiden angegebenen Fällen noch ein dritter beygefügt werden, in welchem am häufigsten das Abolitionsrecht ausgeübt wird: wenn nämlich auf ein Verbrechen in den Gesetzen eine mit der Moralität der Handlung in keinem Verhältnisse stehende Strafe bestimmt ist, z. B. auf Ehebruch die Todesstrafe; allein er wird wohl deswillen hier übergangen, weil es unstreitig besser seyn würde, die alten Gesetze durch zweckmäſsigere aufzuheben, als in jedem einzelnen Falle durch Abolitionen sie unwirksam zu machen. Leider aber erröthet man noch jetzt in manchen Staaten nicht, das Aboliren als eine Finanzoperation zu betrachten.

Die Materie vom *Abzugsgelde* ist hier nach sehr richtigen und billigen Grundsätzen beurtheilt; und der Vf. hat, ohne zu ausführlich zu seyn, das Wichtigste, was sich über den Ursprung und die Eintheilung desselben, über die Personen, welche es entrichten, über die Sachen, von welchen es gegeben wird, und über die Aufhebung sagen läſst, hier auf einen Bogen zusammen gezogen und die Abhandlung mit der Beurtheilung der Frage: ist das Abzugsrecht dem allgemeinen Staatsrecht gemäſs? beschlossen. Es wird solche, wie zu erwarten war, verneinend beantwortet. Gewiſs würde auch diese Abgabe schon längst aufgehoben worden seyn, wenn sie nicht eine so bequeme Einnahme gewährte.

Dem folgenden Artikel: *Accidentien*, sind nur 2 Seiten und dem Artikel: *Accise* 8. gewidmet. Desto ausführlicher wird, wie wir schon erwähnt haben, die Materie vom *Adel* abgehandelt. Hr. *v. E.* ist billig genug, in der Vorrede zum 2ten Bande die zu sehr gehäuften Auszüge und deren Weitschweifigkeit selbst zu tadeln. Der ganze Aufsatz besteht gröſstentheils aus einer bunten Reihe von Urtheilen bekannter Schriftsteller über den Adel und dessen Rechte, welchen Anmerkungen des Vfs. beygefügt sind. Auf die billigen Grundsätze eines Marquis *von St. Yves* folgt das Urtheil eines *Barthes: (Nouveaux Essais sur la Noblesse.)* „Ein Edelmann ist nicht ein Geschöpf der Politik; er ist im vorzüglichsten Verstande das Werk der Natur. In ihm legte sie ihre höchsten Absichten; in ihm vereinigte sie ihre ganze Kraft.“ Auf des Amerikaners *Barlow* Angriffe des Adels, Hn. v. *Arnims* Vertheidigung, bey deren Beurtheilung Hr. *v. E.*, so wenig wir auch diese Schrift oder die darin enthaltenen Grundsätze in Schutz nehmen wollen, doch mit zu viel Bitterkeit spricht. Rec. hat in dem ganzen Werke sonst nur wenige Stellen gefunden, von welchen er dieses sagen könnte. Z. B. S. 37. „Weil der Fürst etwa gnädigst geruhete, besagten Handel (Menschenhandel) *en gros* oder *en detail* für höchstdero eigene Rechnung anzulegen;“ ingleichen S. 48. und 58. In den folgenden Aufsätzen scheint der Vf. diesen Ton eben so sorgfältig vermieden zu haben, als die S. 36. und 52. vorkommenden Abschweifungen, in welchen er den Lesern sagt, wie er selbst in einem oder dem andern Falle handeln würde. Hier kömmt es nur darauf an, zu zeigen, was die Pflicht fodere, nicht ob der Vf. diesen Foderungen mit Aufopferung seines äuſsern Wohlstandes eine Gnüge thun würde. Rec. traut dieses zwar dem Vf. zu; bey dem gröſsern Publicum finden aber dergleichen Versicherungen, wenn auch ein Schriftsteller seine Ehre zum Pfande setzt, insgemein wenig Glauben. Die Grundsätze des Vf. wird jeder für billig und gemäſsigt erkennen müssen. Nur bey einem Punkt in den sonst sehr zu empfehlenden Resultaten für Regenten, mit welchen sich der Artikel vom Adel und der erste Band schlieſst, scheint Hr. *v. E.* von denselben etwas abzuweichen. „Er nehme „dem Adel die Jagdgerechtigkeit, so fern sie den „Bauer beeinträchtigt.“ Daſs die Jagd den einen Bürger beeinträchtigt, kann wohl nach dem Staatsrechte kein Grund seyn, sie dem Andern *zu nehmen*. Der Regent kann das nicht; aber er kann und soll solche Einrichtungen treffen, daſs der Miſsbrauch abgestellt und jedem Staatsbürger sein Eigenthum gesichert werde.

(Der Beschluſs folgt.)

OEKONOMIE.

Ulm, b. Stettin: *D. Christoph Wilhelm Jacob Gatterers allgemeines Repertorium der forstwissenschaftlichen Literatur*, nebst beygefügten kritischen Anmerkungen über den Werth der einzelnen Schriften. *Erster Band.* 285 S. *Zweyter Band.* 200 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der 1ste Theil dieses Repertorii zerfällt in XI Kapitel, unter welchen Nr. 1. die Anzeige der Einleitungsschriften, unter den Rubriken, forstwissenschaftliche Hülfswissenschaften, und Hülfsmittel enthält. Hier kommen also Anzeigen von Büchern vor, welche in das Mathematische, Physische, Botanische, Zoologische, Mineralogische, Chymische und Technologische des Forstwesens einschlagen. Bey der Literatur der Hülfsmittel kommen ferner vor, Nachrichten von Sammlungen getrockneter Pflanzen, Früchte, Blätter, Saamen, Holz und Insecten, von Abdrücken getrockneter Pflanzen, von Forst-Plantagen, und Akademien. — Das II Kap. enthält unter dem Titel Bibliotheken die Literatur solcher Werke, welche von allen das Forstwesen angehenden Schriften Nachricht ertheilen. III. Historische Schriften.

ten. IV. Wörterbücher, deutſche und ausländiſche, in welchen die Forſtwiſſenſchaft in alphabetiſcher Ordnung bearbeitet iſt. V. Forſtwiſſenſchaftliche Syſteme und Lehrbücher, deutſche und ausländiſche. VI. Geographiſche den Forſtzuſtand gewiſſer Länder oder Gegenden enthaltende Schriften. VII. IX. X. Begreift Forſt-Journale, Forſt-Kalender, Geſellſchafts und vermiſchte Schriften; und Nr. XI. ſchlieſst den erſten Band mit der Literatur des Forſtrechts, und der Forſtordnungen.

Der 2te Theil enthält die Literatur der einzelnen Theile des Forſtweſens in IV Kapiteln. Unter dieſen betrachtet Nr. I. die Forſtgewächſe, in ihren verſchiedenen Eintheilungen, und Eigenſchaften, Nr. II die Holzzucht; III. die Forſtpflege; IV. die Forſtnutzung.

Das Ganze ſchlieſst ein vollſtändiges Regiſter über beide Theile. Bey den meiſten Schriften ſind Extracte über ihren Werth, aus gelehrten Zeitungen und Nachrichten beygefügt. Das Ganze geht bis an das Jahr 1796; und es iſt die Fortſetzung dieſes gemein nützlichen Werkes, durch deſſen Herausgabe der Vf. ſich neuerdings um die forſtwiſſenſchaftliche Literatur äuſserſt verdient gemacht hat, ſehr zu wünſchen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. 1) *Jena*, b. Göpferd: *Bemerkungen über die ſchädliche Wald-Raupe.* Nebſt den Mitteln zu ihrer Vertilgung von *Georg Friedrich Zinke.* 1797. 32 S. kl. 8. (2 gr.)

2) *Aufruf an den Bürger und Landmann, zur Vertilgung der ſchädlichen Wald-Raupe;* auf Befehl der Königl. Preuſs. Kriegs- und Domainen-Kammer zu Bayreuth herausgegeben von *Georg Friedrich Zinke.* 1797. 22 S. kl. 8.

Die Veranlaſſung zu beiden Schriften gab das groſse Unglück, welches ſeit einigen Jahren insbeſondere die Vogtländiſchen Tannen- und Fichtenwaldungen, durch die auſserordentliche Vermehrung einer Raupe betraf, aus welcher jener Nachtvogel entſteht, welchen man nach Linné die *Nonne* heiſst.

Der Vf. giebt daher die Naturgeſchichte dieſer Raupe, und zeigt dabey, in wiefern ſie von andern, dem Nadelholz nicht minder gefährlichen, nämlich der Kiefer- und Tannen-Raupe unterſchieden werden kann; wobey der Vollſtändigkeit der Sache wegen, die Abbildungen der Raupen und ihrer Phalänen zu wünſchen geweſen wären.

Die Mittel dieſe Raupen zu vertilgen bringt der Vf. auf *zehn* und führt unter dieſen zuvörderſt, das Anzünden eines mit ſolchen Raupen angefüllten Diſtricts an. Dies iſt nun freylich der kürzeſte Weg, dem Diſtrict ſammt den Raupen ein Ende zu machen; es möchte alſo dieſes Mittel nach der Bemerkung des Vf. nur da angewandt werden, wo durch die Aufopferung eines kleinen Diſtricts ein anderer gröſserer gerettet werden kann.

Sehr vieles und faſt alles läſst ſich hingegen nach der Meynung des Rec. von dem Mittel Nr. 2. hoffen, wo der Vf. das Rauchwerk empfiehlt. Er räth zu dem Schwefel; vielleicht läſst ſich aber noch ein anderes Mittel auffinden, durch deſſen Geruch die Raupen entweder erſticken, oder in einen ſo beklemmten Zuſtand verſetzt werden, daſs ſie von dem Walde auswandern, auf welchem Wege ſie nun in ſenkrecht abgeſtochenen Gräben könnten gefangen und vertilgt werden. Es wäre daher nach dem Wunſche des Rec. ſehr zu wünſchen, daſs Naturforſcher ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand richten möchten, für welchen ſchon die Analogie bey Inſecten und Thieren ſpricht. Das Abſchütteln und Abkehren der Raupen nach Nr. 3. und Nr. 4. bey Sonnen-Aufgang nach einem ſtarken Thau, iſt nach Rec. Bemerkung vorzüglich bey naſſer Witterung erſt recht ergiebig, wo bekanntlich die Raupen ſich an den Aeſten in Knäule wickeln, um ſich gegen die Näſſe zu ſchützen. Selbſt ſchon die feuchten Abendwinde ſind ihnen ungünſtig, da ſie an dieſen Seiten immer einen Saum faſt unangegriffen übrig laſſen, welcher dem W[...] zuvörderſt ausgeſetzt iſt. Das Beſpritzen der Bäume mit [...]ſen-Waſſer, nach Nr. 5. wird wenig ins Groſse angew[endet] werden können, ſo wie das von andern vorgeſchlagene [An]ſtreichen der Bäume mit klebrichten Subſtanzen. Deſto [mehr] aber iſt Nr. 6. und 7. und Nr. 10. oder die Einſammlung [der] Cocons und der Schmetterlinge zu empfehlen, da durch [dieſe] Operation ganze Generationen auf einmal vernichtet werden.

Zu erſtern kann man ſich nach Rec. Meynung gabelför[mi]ger auf Stangen geſteckter Haken bedienen, durch welche [die] Zweige abgekneipt werden können, und letzte werden [...] mit Netzchen gefangen. Das Anzünden der Feuer in dem W[al]de nach Nr. 8. iſt theils gefährlich, theils wenig erg[iebig,] denn nur vorzüglich die Männchen fliegen dem Feuer zu, [ver]brennen ſich aber meiſt nur in etwas die Flügel; denn [ſelten] geſchiehet es, daſs ſie ſich wirklich in die Flamme [...]. Sehr erſprieſslich iſt dagegen Nr. 10. wo die Depo[...] Mooſes und der Streu in einem ſolchem angeſteckten [...] einer Zeit empfohlen wird, wo die Raupen noch in [...] im Winterungszuſtand ſich verbergen. Vorzüglich [...] nach Rec. Meynung die Schonung aller Inſecten, Vög[el und] anderer Thiere zu empfehlen, welche entweder die R[aupen] die Schmetterlinge oder ihre Eyer verzehren. Selbſt der [...]wurf thut hier das ſeine. Durch Anwendung ſolcher [...] wenn ſie mit Ernſt fortgeſetzt werden, können wir dieſer ſch[äd]lichen Landplage entgegen arbeiten, bis die Natur ſelbſt hierin zu Hülfe kommt; die übrigens auch nicht alles um[kom]men läſst, was wir gegenwärtig für verloren halten; ind[em ein] Theil der abgefreſſenen Keime ſich öfters wieder erh[olt,] wie der Koth der Raupen als Dung-Mittel in Fäulniſs [über]gegangen iſt.

In dem Aufruf an den Bürger und Landmann gieb[t der] Vf. abermals die Naturgeſchichte dieſer Raupe, und e[rmun]tert das Publicum den Verordnungen ihrer Obern, welch[e deſs]wegen ergehen würden, gehorſam nachzuleben. Vermu[thlich] hat der Vf. beide Aufſätze kurz nach einander geſchr[ieben,] weil in dieſem ohne Druckort und Verleger erſchienenen [Auf]ruf die Naturgeſchichte dieſer Raupe in ganzen Stellen wörtlich wie in ſeinen Bemerkungen lautet. — Sollte der Verleger ſich darüber nicht faſt als über einen Nachdruck [be]ſchweren dürfen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Februar 1798.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Zürich, b. Orell u. Comp.: *Christian Ulrich Detlev von Eggers Archiv für Staatswissenschaft und Gesetzgebung* etc.

2) Ebend., *C. U. D. von Eggers Annalen der Staatswissenschaft* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der erste Artikel des 2ten Bandes ist grösstentheils wieder dieser Jagdbefugniss gewidmet. Rec. kann aber auch hier, so ein erklärter Feind der mannichfaltigen Jagdmissbräuche er ist, des Vfs. Beurtheilung und Gründe nicht immer richtig finden. Wie mag dieser z. B. S. 10. behaupten: dass das Jagdrecht immer als unentgeldliches Privilegium von dem adlichen Gutsbesitzer geübt werde?

Th. I. S. 177. tadelt Hr. *v. E.* den geh. Kanzleysecretär *Brandes*, und weist ihn besonders wegen des Misstrauens gegen die Advocaten als Staatsrepräsentanten zurechte. Hr. *v. E.* sagt: „Unter den letztern „(den deutschen Advocaten) finden sich wahrlich viele „sehr helldenkende, mit ungemein vieler praktischen „Menschenkenntniss, und vielen zur Beförderung des „gemeinen Bestens sehr wichtigen Einsichten in die „häusliche und bürgerliche Verfassung der Einwohner verschiedener Stände, ausgerüstete Männer." Rec. ist so glücklich, deren Mehrere in verschiedenen Gegenden Deutschlands zu kennen, auf welche dieses Bild passt; aber *Viele* hat er in keinem Lande gefunden. Der weit grösere Theil, und eben der, welcher sich bey solchen Gelegenheiten vordrängt, trägt, wo nicht den Geist der Chikane, doch die einseitige Art, die Dinge zu betrachten, zu welcher er sich gewöhnt hat, auch auf andere Geschäfte über. S. 60. 63. 65. des 2ten Bandes in dem Artikel: *Advocaten*, sagt es ja der Vf. selbst, dass unter der grosen Schaar derselben nur wenige sich auszeichnen, und man bey ihnen meistens Gefühl für Menschen- und Bürgerrechte, Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit und Muth vergebens suche. Sollte er aber nicht auch in diesem Auffatze den Advocaten zu viel Ehre auf Kosten der Richter anthun, wenn er jene S. 41. als „Ausleger der Gesetze und Leiter der Richter" darstellt? Dieser Artikel enthält übrigens Vieles, das Beherzigung verdient, besonders über die sorgfältigere und leider in den meisten Staaten bisher allzu sehr vernachlässigte Wahl und Prüfung der Advocaten, obgleich Rec. nicht allen Vorschlägen seinen Beyfall geben kann, z. B. S. 81 u. f. dass niemand soll Advocat werden können, der nicht so viel Vermögen hat, um von dem Ertrage die Hälfte des Jahres als ein *anständiger Hausvater* leben zu können. Auch möchte, da man leider den Ausgang eines Rechtsstreits nicht immer voraussehen kann, das Gesetz, welches nach S. 99. den Advocaten zum Ersatze dessen verbinden soll, was die Partey durch den Process weniger erhält, als sie durch Vergleich erhalten konnte, zu hart seyn. Eben so wenig billigt Rec. den Vorschlag, den Werth der erstrittenen Sache zum Maasstabe der Belohnung zu machen. Sachwalter und Parteyen können fodern, dass der Lohn der Arbeit angemessen sey. Es wäre daher die grösste Unbilligkeit für beide, wenn der Advocat, welcher gegen einen säumigen Schuldner ein Capital von 100000 Rthlr. ausgeklagt hat, 100mal so viel erhalten sollte als der, welcher in einer sehr zweifelhaften und mit der grösten Mühe zu führenden Erbschaftssache 1000 Rthlr., die ein Gegner in Anspruch nahm, seiner Partey gerettet hat? Dies mag genug seyn, da der Raum dieser Blätter eine ausführlichere Prüfung nicht gestattet, so gern auch Rec. sich solche bey den in einem mehr als 20jährigen Richteramte hierüber gesammelten Erfahrungen erlauben würde.

In dem nicht weniger wichtigen Artikel: *Akademien*, wirft der Herausgeber zuerst die Frage auf: *warum wird der Zweck des akademischen Aufenthalts so oft verfehlt?* Zur Beantwortung zieht er eine Stelle aus Ferbers Schrift: über die Ursachen, warum jetzt nicht so viel geschickte junge Leute von Akademien gehen wie ehemals? (Helmstädt, 1780.), die voll treffender Bemerkungen ist. Rec. tritt gegen Hn. v. E., Ferbers Meynung bey, dass der grösere Theil der Studierenden die Akademie nicht nur weniger gelehrt, sondern auch weniger geschickt zu dem Geschäfte, dem er sich widmen will, verlasse als ehemals. Dies rührt grösstentheils daher, dass die jungen Leute die Akademie zu jung und ohne die gehörige Vorbereitung besuchen. Beide, Ferber und v. Eggers, klagen hierüber S. 139 u. 140. mit Recht; aber Rec. wünscht, dass sie auch einen Fehler mancher Staatsverwaltungen, welcher hiezu häufig Veranlassung giebt, gerügt hätten, den nämlich, dass man oft bey Besetzung von Stellen eben so sehr oder mehr noch auf die Anciennität des geistlichen oder weltlichen Candidaten, als auf seine Kenntnisse und Brauchbarkeit sieht, und daher der, welcher recht früh die Akademie besucht, wenn er auch dieser unzeitigen Ausflucht wegen Zeitlebens ein Stümper bleibt,

bleibt, doch gewöhnlich demjenigen den Rang abläuft, der bey gleichem Alter einige Jahre später die Schulen verläfst und gründlichere Kenntnisse sammelt.

Dafs es nöthig wäre, gegen die zunehmende Theurung auf Universitäten besondere Maafsregeln zu ergreifen, wie Hr. *v.* E. S. 140. meynt, davon kann Rec. fich nicht überzeugen; wenigstens würde es nur dann erst nöthig feyn, wenn die Zahl der Studierenden zu klein wäre. Junge Männer ohne Vermögen, von denen man einen vorzüglichen Grad der Brauchbarkeit erwarten kann, mufs der Staat unterstützen. Minderwohlhabenden follte man wohl das Studieren, nach Hn. *v. E.* eigenen oben vorgetragenen Grundfätzen, mehr erschweren als erleichtern. Der Herausgeber scheint auch darin nicht ganz consequent zu feyn, wenn er von jedem Advocaten einen ziemlichen Grad von Wohlhabenheit fodert, und doch S. 185. verlangt, dafs Jeder, der fich auf der Akademie feinen nöthigen Unterhalt schaffen kann, zum Studieren zugelassen werde. Er fetzt freylich voraus, dafs der Staat und dessen hohe und niedere Vorsteher fich nie durch Verhältnisse, Mitleid oder ähnliche Gründe werden verleiten lassen, einem Minderwürdigen ein Amt zu geben; aber Rec. scheut fich nicht zu behaupten, dafs kein Staat in der Welt dies von fich rühmen könne. Anordnungen der Art werden für Staaten gemacht, in welchen Menschen mit menschlichen Unvollkommenheiten allen Geschäften vorstehen. Es ist daher auf jedem Fall sicherer: keinen zum Studieren zuzulassen, der nicht entweder die Vermuthung für fich hat, dafs er fich zu einem brauchbaren Staatsdiener bilden werde, oder fo viel Vermögen besitzt, dafs er nicht nur auf Akademien fich unterhalten, fondern auch nachher ohne Dienst leben könne. Dafs es die Befugnisse des Staats überschreite, einem folchen Manne, er fey ein Bauers- oder Bürgersfohn, das Studieren zu unterfagen, darin ist Rec. mit Hn. *v. E.* einverstanden; aber er glaubt, der Staat hat nicht nur das Recht, fondern auch die Pflicht, ihm zu fagen: du bist ohne Anlagen und hast keinen Dienst zu hoffen. Die übrigen, die Akademien betreffenden, Abhandlungen enthalten gröfstentheils Auszüge aus *Elfäffers* Bemerkungen über einige akademische Gegenstände, die gewifs reiflich erwogen zu werden verdienen.

In dem Artikel von den *Ackergefetzen* und deren Schädlichkeit that der Auszug aus der Heynischen Schrift, die mehr eine Geschichte der römischen Ländereyvertheilungen, als Räsonnement über Ackergefetze und deren Schädlichkeit enthält, Rec. Erwartung keine Genüge. Auch die römischen Ackergefetze gingen bekanntlich nicht alle auf eine Theilung alles Ackereigenthums, fondern fie fuchten zum Theil nur das Anhäufen des Grundeigenthums in den Händen einzelner Staatsbürger oder Familien zu verhindern; und es ist gewifs eine fehr interessante Frage: ob der Staat diefes zu thun berechtigt, und in wie weit es nützlich oder schädlich fey?

Den Begriff der *Amortization* S. 273. findet Rec. nicht richtig. „Man fagt, ein Grundstück fey amortizirt, wenn es an die Kirche oder eine geistliche „Stiftung fällt." Warum eben an eine Kirche oder geistliche Stiftung? Wenn eine andere Communität, z. B. eine Zunft, ein Grundstück kauft: fo ist dies eben fo wohl Amortization. Der erste angegebene Grund: „weil es dadurch von allen bürgerlichen Abgaben befreyet wird," ist auch nicht richtig; denn dies gehört nicht zum Wefen der Amortization, und diefe ist in mehrern Staaten unterfagt, in welchen es keiner Kirche oder Stiftung einfallen würde, eine Befreyung von Steuern und Abgaben zu verlangen, wenn fie steuerbare Grundstücke an fich kauft.

In den *Annalen* mufsten, wie uns der Vf. in der Vorrede felbst fagt, wegen nicht genugfamer Oeconomie in den gelieferten Auszügen manche Auffätze, welche mit Verbesserung jenes Mangels nachgeliefert werden follen, zurückbleiben. Dies doppelte Versprechen wird zwar das Publicum dankbar annehmen; aber da der Herausgeber diefen Mangel nothwendig bemerken mufste, ehe er die Handschrift der Druckerey übergab, weil einer der zurückgebliebenen Artikel: *Abgaben*, der beobachteten alphabetischen Ordnung nach, der erste gewefen feyn würde, fo würde es ohne Zweifel feinen Lefern noch angenehmer gewefen feyn, wenn er, um Raum für folche zu gewinnen, mehrere unwichtige und der Mittheilung, nach Rec. Urtheil, nicht würdige Auszüge hinweggelassen hätte. Rec. glaubt, dafs der Herausgeber vorzüglich streng in der Auswahl folcher Auffätze feyn follte, die keinen oder wenigstens nur einen entfernten praktischen Nutzen haben. So wohl z. B. die Beantwortung der Frage: giebt es ein natürliches Erbfolgerecht? wenn fie auch, wie fich wohl noch bezweifeln liefse, in die Staatswissenschaft gehörte, Interesse für viele Lefer haben?

Der Vortrag ist gröfstentheils deutlich und g[illegible] Hie und da find wir auf Sprachunrichtigkeiten o[illegible] Provinzialismen gestofsen, die künftig leicht w[illegible] den vermieden werden können, z. B. Th. I. S. [illegible] ohne mich bey *Sereniffimo* vorzufragen; S. 70. N[illegible] weis für Beweis oder Bescheinigung; Th. II. S. [illegible] 285. verlautbaren, Verlautbarung; S. 276. 296. A[illegible] gaben, Bedürfnisse *abhalten* können, für bestrei[illegible] können; und in den Annalen S. 295. bis *noch*, [illegible] bis jetzt. Auch haben wir bey manchen den S[illegible] entstellenden Druckfehlern, z. B. Annal. S. 378. „[illegible] Augsburg. Conf. erklärt die Sabbathsfeyer für [illegible] blofse menschliche *Unordnung*." ungern eine Berichtigung derfelben in dem 2ten Theil des Archivs [illegible] den Annalen vermifst. Rec. ist bey diefer Beurtheilung um fo ausführlicher und freymüthiger gewefen, da er Hn. *v. E.* auf dasjenige aufmerkfam zu machen wünscht, was vielleicht diefer schätzbaren Sammlung, deren Fortfetzung er mit Vergnügen entgegensieht, noch einen gröfsern Grad von Brauchbarkeit und allgemeinem Interesse geben kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Effarts: *Oeuvres morales et galantes de Duclos*, de l'Académie Françaife, fuivies de fon voyage en Italie. L'an V. 1797. T. I. XXXII u. 414. T. II. 232 S. T. III. 349 S. T. IV. 235 S. 8. Mit dem Bildniffe des Verfaffers. (5 Rthlr. 4 gr.)

Schon der Titel diefer Sammlung zeigt an, dafs fie aus fehr heterogenen Beftandtheilen zufammengefetzt ift, was nicht befremden dürfte, wenn fie fich auf Duclos fämmtliche Werke erftreckte: da hier aber feine hiftorifchen Arbeiten weggelaffen find, fo dürfte es dem ungenannten Herausgeber fchwer fallen, einen triftigen Grund für diefe Zufammenftellung anzugeben. Das, worin der Werth der Reife nach Italien befteht, find offenbar die politifchen und hiftorifchen Bemerkungen und Anfichten, in denen der Vf. der berühmten *Memoires Secrèts* nicht zu verkennen ift. Man findet auch hier von jenen prophetifchen Aeufserungen, welche damals für paradoxe Kühnheit gelten mochten, aber durch die Beftätigung der Zeit fich als die Ausfprüche eines fcharfen und fichern Verftandes bewähren. Wie ein Mann, der die Gegenftände niemals unwillkürlich verfchönerte, aber auch nicht feindfelig auf ihre Verhäfslichung ausging, vor 30 Jahren Verhältniffe und Perfonen anfah, die feitdem zum Theil ein Eigenthum der Gefchichte geworden find, zum Theil auf dem Schauplatze der politifchen Welt ihre Rolle noch fortfpielen, bleibt immer unterrichtend und merkwürdig. Um nur ein Beyfpiel zu geben, fo fügt *Duclos*, nachdem er vielverfprechende Züge von dem jungen Herzog von Parma erzählt hat, nach feiner trockenen Art hinzu: „*en fait d'éloges les plus juftes donnés à des princes, il faut prendre des dates, et fixer les époques.*" Das gänzliche Stillfchweigen von den Werken der fchönen Kunft ift ebenfalls charakteriftifch: man thut auf ein fo glänzendes Fach nur dann freywillig Verzicht, wenn man fich bewufst ift, ganz beftimmt ein eignes zu haben; man möchte daher bey dem zur Mode gewordnen leeren Kunftgefchwätz diefe Enthaltung manchen Reifenden mehr wünfchen, als von ihnen erwarten. Dafs *Duclos* auch ein ganz aufserhalb feiner Sphäre liegendes Verdienft zu fchätzen wufste, erhellet aus feinem warmen Lobe Winkelmanns. Doch diefe Reife ift fchon durch eine Ueberfetzung unter uns bekannt geworden (S. A. L. Z. 1793. Nr. 60.). Die *Oeuvres galantes* beftehen in zwey Romanen: *Memoires fur les moeurs de ce fiècle*, und *Confeffions du Comte de****, einem Feenmährchen *Acajou et Zirphile*, und *Hiftoire de Madame de Luz, Anecdote du règne de Henri IV.* Die Romane find, was fchon der Titel des erften ankündigt, Schilderungen der Parififchen grofsen Welt, die *Duclos* fie aus eigner Theilnahme an ihren Thorheiten, oder durch Beobachtung zu kennen Gelegenheit hatte. Das Lob, Beyträge zur Sittengefchichte dadurch geliefert zu haben, kann man ihm alfo nicht abfprechen; aber man mufs geftehn, dafs diefe Beyträge weder fehr tröftlich noch fehr ergötzlich find. Die in beiden Erzählungen aufgeftellte Lebensart eines Helden der Mode, eines jungen Mannes von Stande, an den die Frauen wetteifernd bemüht find, das zu verlieren, was fie freylich längft nicht mehr befitzen, erfcheint eben durch die Abwechfelung einförmig. Jede fogenannte Geliebte macht immer fehr bald der nächften Platz, und der Ueberdrufs an diefen Eroberungen fteht natürlich mit ihrer Leichtigkeit in gleichem Verhältniffe. Chamfort nennt dergleichen Händel, etwas unhöflich, aber wahr, *des coucheries fans amour.* Dazu kommt nun noch, dafs *Duclos*, bey dem überhaupt ein auffallender, ja ein feltner, Mangel an Einbildungskraft fichtbar ift, fich faft nirgends zur Lebendigkeit einer Dichtung zu erheben weifs, und das Individuelle immer nur durch den Begriff zu faffen fucht. Seine Erzählung ift nicht im mindeften verführerifch: und bey folch einem Gegenftande war doch nur zwifchen dem Lüfternen und dem Widrigen zu wählen. Die Aufftellung eines weiblichen Charakters, worin ftrenge Selbftbeherrfchung mit der reinften Zärtlichkeit fich vereinigt, kann in beiden Gefchichten das Gefühl nur unvollkommen verföhnen: der Mann, dem nach Erfchöpfung aller Verirrungen noch folch ein Glück zu Theil wird, ift deffen nicht werth, man begreift nicht recht, wie er dazu kommt; und Beyfpiele von gleich ehrenvollen Ausnahmen im männlichen Gefchlechte zu geben, hat *Duclos* ganz vergeffen. Nach dem Anblicke jener fchlaffen Verkehrtheit, welche das, was unter die wichtigften fittlichften Verhältniffe gehört, zur Sache der Convention und der Mode macht, gewährt daher die *Hiftoire de Madame de Luz*, fo traurig fie an fich ift, einen wohlthätigen Eindruck. Eine Frau von der reinften Tugend, welche die einzige Schwäche ihres Herzens glücklich bekämpft, fieht ohne Schuld ihre Reize dreymal fremden Verbrechen zum Opfer fallen, und erliegt endlich dem Gram über ihre unwillkürliche Entehrung. Das Coftum der Zeit ift gut gehalten, und es läfst fich daraus abnehmen, dafs Duclos in feinen Romanen etwas befferes gefchildert haben würde, wenn er es um fich her gefehen hätte: dichten konnte er nun einmal nicht. *Acajou et Zirphile* ift fo artig und unterhaltend, als ein Mährchen, das eigentlich ohne Phantafie, nur vermittelft des Witzes zufammengefetzt wird, irgend feyn kann. Man kennt es aus der Bearbeitung von *Fr. Schulz* unter dem Namen *Muku und Bsfbsf.* Auch von den *Confeffions du Comte de**** haben wir eine Ueberfetzung, aber eine fchlechte (S. A. L. Z. 1795. Nr. 189.). Gut oder fchlecht, fie war unnöthig.

Der fchätzbarfte Theil der ganzen Sammlung find unftreitig die *Confiderations fur les moeurs de ce fiècle*, die den erften Band ausfüllen. Hier zeigt fich *Duclos* auf die vortheilhaftefte und eigenthümlichfte Art. Das entfchiedne Uebergewicht feines Verftandes über die andern Seelenkräfte, welches da, wo er auf Darftellung Anfpruch macht, Kälte und Trockenheit her-

 vor-

vorbringt, hat hier nur die Kürze, Klarheit und Beſtimmtheit des Vortrags befördert. Es giebt genialiſche Beobachter, denen eine feurige Einbildungskraft und Leidenſchaftlichkeit des Charakters, ſonſt die beiden Hauptquellen von Irrthümern, Wahrheit entdecken und das verworrenſte Gewebe der Triebfedern mit kühnen Blicken durchdringen helfen: zu dieſen gehörte *Duclos* nicht, aber was ruhige Schärfe des Urtheils und Feinheit des Geiſtes vermag, hat er redlich geleiſtet. Dabey iſt er von der Eitelkeit frey, welche den Menſchenkennern von Profeſſion ſo leicht anhängt, die Menſchen noch ſchlechter finden zu wollen als ſie ſind, um auf dieſe Art ihrem Scharfſinn auf Unkoſten ihres Herzens ein Compliment zu machen. Seine Bemerkungen ſchildern theils die Welt, wie ſie überall und immer iſt, theils wie ſie damals in Frankreich war: und die Wahrheit des Allgemeinen, das jederzeit geprüft werden kann, verbürgt die auch ſonſt beſtätigte Genauigkeit bey dem Localen. Man hat hier, wie bey den *Mémoires*, oft Veranlaſſung darüber zu erſtaunen, daſs ein ſolcher Hof einen Mann zum Hiſtoriographen gemacht hat, der ſo ſehr im Stande war, die Geſchichte deſſelben zu ſchreiben. Man wird aus den bloſsen Benennungen der Kapitel ſchon diejenigen erkennen, welche hiſtoriſches Intereſſe haben. *C. I. Sur les moeurs en général. C. II. Sur l'éducation et ſur les prejugés. C. III. Sur la politeſſe et ſur les louanges. C. IV. Sur la probité, la vertu et l'honneur. C. V. Sur la réputation, la célébrité, la renommée et la conſidération. C. VI. Sur les grands ſeigneurs. C. VII, Sur le crédit. C. VIII. Sur les gens à la mode. C. IX. Sur le ridicule, la ſingularité et l'affectation. C. X. Sur les gens de fortune. C. XI. Sur les gens de lettres. C. XII. Sur la manie du bel-eſprit. C. XIII. Sur le rapport de l'eſprit et du caractère. C. XIV. Sur l'eſtime et le reſpect. C. XV. Sur le prix réel des choſes. C. XVI. Sur la reconnoiſſance et l'ingratitude.* Selbſt für den wiſſenſchaftlichen Si[illegible]tenlehrer können dieſe Beobachtungen nicht ohne Werth ſeyn: wenn *Duclos* gleich in Anſehung der Grundſätze die Irrthümer ſeiner Zeit theilt, indem er glaubt, daſs ſich alle moraliſchen Begriffe aus dem *interêt bien entendu* ableiten laſſen, ſo nöthigt ihn doch ein richtigeres Gefühl an andern Stellen, ihre innre Nothwendigkeit und Unabhängigkeit von Berechnungen des Verſtandes anzuerkennen; und dergleichen Widerſprüche ſind belehrender und achtungswürdiger als die Conſequenz der Flachheit.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Sam. Thom. Sömmering Tabula Sceleti feminini, iuncta deſcriptione.* MDCCLXXXXVII. fol. roj. — Hr. *S.* ſucht durch die Herausgabe dieſer Tafel, welcher zwey Seiten Erklärung hinzugefügt ſind, eine Lücke auszufüllen, welche ſeit der Erſcheinung von Albins muſterhaften Abbildungen des männlichen Knochengebäudes noch immer vorhanden war. Er liefert eine Abbildung des natürlichen weiblichen Skelets, welche allerdings, wie er ſelbſt ſagt, ſowohl den Naturforſchern und Aerzten, als auch den Kupferſtechern und Bildhauern äuſserſt wünſchenswerth ſeyn muſste. Er hat hiebey, um ſeine Zeichnung ſo ſchön als möglich, und als ein Muſter der gröſsten Vollkommenheit des weiblichen Baues, ſo wie ihn die Alten ſich an der *Venus anadyomene* dachten, zu geben, Künſtler zu Hülfe genommen, welche er mit dem höchſten Lobe erhebt: den Zeichner *Koeck*, welcher einen *Wandelaer*, wo nicht übertreffen, doch ihm gleich kommen ſoll, den berühmten Bildhauer *Ohnmacht* und den vortrefflichen Maler *Schütz*, nebſt andern. Ueber die Stellung zog er ſeinen *Heinſe* zu Rathe. Sie ſey ſo, daſs man die ganze Vorderfläche des Körpers im beſten Lichte ſehe, um vorzüglich die Abweichungen vom männlichen Körper, welche die gröſste Schönheit des weiblichen ausmachen, gehörig zeigen zu können. Rec. muſs geſtehen, daſs die Stellung ihm etwas gezwungen vorkomme, welches vorzüglich in dem gehobenen linken Fuſse liegen mag. Der Vf. wählte das ſchönſte Skelet ſeiner ganzen Sammlung, deſſen Körper nie eine Schnürbruſt von irgend einer Art getragen, deſſen Fuſs kein Schuh verunſtaltet hatte, etwa zwanzig Jahre alt; welches im Leben ſeiner Körper- und Geiſtesgaben wegen ſehr berühmt war. Er verglich den Kopf deſſelben mit dem Schädel der Georgianerinn in *Blumenbachs* Sammlung, und fand zu ſeinem groſsen Vergnügen beide einander ſehr ähnlich.

Dennoch iſt die vorliegende Tafel nicht ohne Mängel geblieben, die uns hindern, ſie den Albiniſchen gleich zu[illegible] der Jochbogen iſt viel zu ſehr erhoben, denn obgleich [illegible] hier, wegen der etwas zur Seite geneigten Lage des [illegible] unter denſelben ſieht, ſo müſste doch das Geſicht an der [illegible] ſehr breit geweſen ſeyn, wenn die Erhöhung des Jochbogens ſo viel betragen ſollte. Der Schatten unter dem Jochbeine im Geſichte iſt zu ſcharf abgeſchnitten, auch der untere Rand der Augenhöhle nach innen zu ſtark markirt. Das Kinn ſindet Rec. nichts weniger als ſchön. Der Querfortſatz des unterſten Halswirbels iſt koloſſaliſch, die Bruſtenden der Schlüſſelbeine ſind zu dick. Der äuſsere Theil der vordern Fläche des [illegible]ken Schulterblattes iſt zu hell gehalten, der *proceſſus co[illegible]deus* der rechten Seite gezerrt, die Rippen ſind hin und wieder zu breit, die zweyte an der linken Seite verzeichnet, die [illegible]tern Enden der linken Rippen ſollten mehr Schatten h[illegible] denn ſie ſtehen ja noch weiter zurück, als die viel dun[illegible] Bruſtwirbel: der achte und neunte Bruſtwirbel ſind gegen[illegible]ander zu ſtark gebogen, und die Wirbelſäule hat hier, [illegible] genauerer Betrachtung, eine Ecke. Der linke Oberarm iſt [illegible] der Mitte zu dick, auch die ganze Fläche in der Mitte zu [illegible]förmig platt, auch iſt der *proceſſus coronoideus ulnae* nicht [illegible] ausgedrückt. Die obere Extremität der rechten Seite iſt um [illegible] ganz weniges zu kurz. Kopf und Hals des rechten Oberſchenkels flieſsen zu ſehr in einander. Die Stellung des linken [illegible]nes iſt gezwungen, die innere Fläche der *tibia* ſollte mehr zurückweichen und etwas dunkler ſeyn. Die obere Fläche des obern Endes der *tibia* vorzüglich am linken Fuſse iſt nicht g[illegible] ausgedrückt. Ueberhaupt ſcheint Rec. das Ganze zu matt [illegible] nicht vollendet genug gearbeitet. Der Herausgeber hat wahrſcheinlich dadurch den weiblichen Charakter in dieſe Zeichnung zu legen geſucht; aber ſie hätte deswegen doch kräftiger gearbeitet werden können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Februar 1798.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen* (vom Hofrath und Prof. *A. L. Schlözer*). Erstes Stück. Urkunden. 1795. 162 S. Zweytes Stück. XII. *kritisch historische Untersuchungen zur Geschichte der Madjaren, Petscheneger und Cumaner oder Polowzer — ingleichen des Colonieweʃens überhaupt und der deutschen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen insbesondere.* 1796. von S. 163—509. Vorbericht XII S. — Drittes Stück. *Privilegium Andreae II. vom J. 1224. mit einem Commentar.* 1797. von S. 510 bis 712. und Vorerinnerung XVII S.

Wir können unser Urtheil über das vorliegende Buch, dessen einzelne Titel wir beybrachten, weil der allgemeine Titel für den Inhalt zu eng ist, sehr kurz fassen; es ist ein eben so grosses literarisches Meisterstück eines Ausländers über siebenbürgische Angelegenheiten, als es in anderer Rücksicht ein einen, obwohl zu entschuldigenden, Missgriff eines theoretischen Politikers in praktischen Verhältnissen eines fremden Landes, die sich freylich in der Nähe und in der Hauptstadt des Landes besser beurtheilen lassen, gelten kann. Unsere Recension soll und muss die Belege zu beiden Behauptungen enthalten.

Der anscheinende Widerspruch zwischen denselben hebt sich durch folgenden Schlüssel: ein ausländischer Theoretiker kann sehr richtig über die ihm gegebenen und durch eignen Fleiss gesammelten Data urtheilen; wie aber, wenn man ihm theils falsche und entstellte Angaben zukommen liess, theils die wichtigsten Data verschwieg, die dem Ganzen seiner Arbeit eine ganz andere Richtung gegeben hätten? In einem solchen Fall scheint es, kann die subjective logische Richtigkeit und Bündigkeit bewundert, die objective Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit aber in Abrede gestellt werden.

Die erste Veranlassung zu diesem Buche kam wohl aus Herrmanstadt von den Oberbeamten, Schriftgelehrten und Ersten in der sächsischen Nation (S. die Berichtigungen beym 3ten Stück). Diese haben sich seit einiger Zeit den Ton des Klagens über Bedrückungen der ungarischen Nation angewöhnt; die Alt-Madjaren (ein Schlözerischer erbitternder, und eben deswegen höchst übel angebrachter Ausdruck) seyen, heisst es, die Ungeheuer, die Wölfe, welche diese gute fleissige Nation und ihre lammartigen Oberbeamten aufreiben wollten. Wie dies in Herrmanstadt behauptet werden könne, ist einem Clausenburger unbegreiflich. Dort sollte man doch eben so gut wissen, dass die meisten unangenehmen Neuerungen in der Nation theils von dem Neid gegen eines ihrer bedeutendern Mitglieder und von seinem interessirten unklugen Benehmen, wodurch er andere Mächtige beleidigt hat, theils von ein paar Sachsen herrühren, die zu wenig schonend behandelt wurden. Dies Klaggeschrey, liess sich auf folgende Punkte zurückführen: 1) Man wolle der Nation ihr Eigenthums-Recht auf ihren Grund und Boden streitig machen. 2) Man belaste sie zu stark bey der Vertheilung der gemeinen Landes-Steuer. 3) Man zwinge sie, andere Nationsverwandte als Mitbürger anzunehmen, und 4) man störe ihre ursprünglich freye und gleiche Verfassung durch willkürliche Regulirungen und Beschränkungen in Verwaltung der Nation und den einzelnen Stühlen gehörigen Güter und Einkünfte.

Was *das erste* anbelangt, nämlich die vom königl. Fiscus wider die Nation wegen des dem König zu leistenden Zinses von ihrem (wie der Fiscus meynte,) nur durch Erbpacht besessenen Lande angehobenen Processe; so gab der Eigennutz einiger sächsischen Beamten selbst Gelegenheit hiezu, indem sie von den Walachen, die sich auf dem sogenannten *Fundo regio* unter den Sachsen schon vor Alters oder auch neu ansiedelten, Zins und Zehnden foderten. Unstreitig sind die Walachen ältere Einwohner von Siebenbürgen, als die Sachsen. Hr. *Eder*, der stärkste unter den Apologisten der sächsischen National-Rechte hat, um diesen historischen Satz zu entkräften, unter andern sophistischen Wendungen auch versucht, das Ansehen des sogenannten *Anonymus Belae Notarius* durch Machtsprüche ganz zu stürzen, und Hr. *S.* ist ihm treulich gefolgt. So wenig Rec. den *Anonymus* in allem und besonders den Anfang seiner Erzählung in Schutz zu nehmen gesonnen ist; eben so gewiss erkennt er aus inneren Gründen die Glaubwürdigkeit desselben in Ansehung der *Factorum* (Jahrzahlen und eigene Räsonnements ausgenommen) an, so bald derselbe die Eroberung Ungarns und Siebenbürgens durch die Magyaren zu erzählen anfängt. Da hiebey vorkommt, dass schon die Magyaren das walachische Volk im heutigen Siebenbürgen angetroffen haben, so hat Hr. Eder freylich aus antiwalachischem Eifer nichts anders zu thun, als alles zu verwerfen, und das Kind sammt dem Bade auszuschüt-

ten. Hr. *S.*, der diese geheime Absicht nicht merkt, und der doch wegen Unkunde der ungarischen alten Geographie und Sprache desto behutsamer in seinem Urtheile hätte seyn sollen, läst sich ebenfalls hiezu verleiten. Wie gezwungen ist nicht dann auch die Auslegung jener Stelle im *Privilegio Andreano*, „*Silvam Blacorum et Bissenorum cum aquis, usus communes exercendo cum Blacis et Bissenis contulimus eis.*" — Dies ist, sagt man, der Wald, der Hermanstadt, Fogaras und Burzenland von der Walachey trennt: allein hier zogen nicht Walachen und Petscheneger nomadisch herum (Schl. S. 640.) sondern sie wohnten hier; es war ihr Wald; und es ward in das eine und unzertrennliche sächsische Gebiet eingeschlossen. Eben wegen dieser Vermischung der Sachsen mit Walachen hatte man schon Anstalten gemacht, die Sachsen unter die Comitatsverfassung zu zwingen, und nach verschiedenen Comitaten abzutheilen. Der König kam aber zu Hülfe, und stellte die alten Freyheiten her „*ita tamen*" (unter der Bedingung jedoch) „*quod universus Populus a Varas usque in Boralth — unus sit populus, et sub uno judice censeantur.*" — Das heisst, dass Sachsen, Walachen und Bissener, die auf diesem Striche wohnen, nur ein Volk ausmachen, und sich gleicher Rechte erfreuen mögen. Wahrlich eine Nation, die selbst immer über Ungerechtigkeit klagt, und das natürliche und geschriebene Recht zu ihrem Behufe anführt, sollte nicht von der andern Seite selbst ungerecht seyn gegen eine viel ältere, wenn auch, wie Hr. *S.* bemerkt, tiefgesunkene Nation. Diese heben zu helfen, wäre das Werk gutdenkender sächsischer Oberbeamten und der schriftstellerischen Kunst eines Schlözer; aber der Vf. verweisst uns S. 667. auf die Zeiten, wo die metapolitische unbegreifliche Scheidewand zwischen recipirten und nicht recipirten Nation niedergerissen werden soll; indessen soll also kein Schritt hiezu geschehen; es soll nicht mit wenigstens 60000 Walachen, die auf sächsischem Boden wohnen, das erste Beyspiel gegeben werden, dass es auch walachische freye Leute geben könne. Freylich sollte auch von Seiten des Hofs mehr und ernstlicher auf die Cultivirung der walachischen Nation gesehen werden, weil es den Sachsen kaum zuzumuthen ist, dass sie solche Halbbarbaren, die z. E. nicht zur Erlernung der deutschen oder ungarischen Sprache zu bringen sind, als Mitbürger aufnehmen. Hr. *S.* bemerkt, dass die Bittschrift der walachischen Nation um Verbesserung ihres Zustandes vom J. 1791. sehr seicht und ungelehrt aufgesetzt worden; aber er bemerkt nicht, dass die Noten des Hn. Eder von National-Vorurtheil, bitterer Gehässigkeit und Anmassung strotzen.

Uebrigens hat der Fiscus in seinen Processen offenbar Unrecht. Jeder ungarische Diplomatiker kann die 500 Mark, nach heutiger Evaluation 5000 Fl. welche die Sachsen *ad lucrum Camerae* zahlen sollten, schon in Rücksicht dieses Ausdrucks für nichts anders, als für eine blofs landesherrliche Reichs-Steuer, nicht aber für einen Grundzins, erklären; sonst verräth er, dass er nicht einmal wisse, was lu-
crum Camerae sey, und verdient den von Hn. Ed[er]
ihm gegebenen Titel *legulejus* ἀναλφάβητος. Die g[e-]
heime Geschichte sowohl dieser als der Zehend-Fisca[l-]
Processe soll mit dem Project der Kaiserinn M. The[re-]
sia zusammenhangen, die Nation zum katholischen Gla[u-]
ben zu bringen, zu welchem, *wie man sagt*, (*sed c[re-]*
dat Judaeus Apella) auch ein angesehener Sachse d[ie]
Hände zu bieten versprochen hatte. Nach eingefüh[r-]
tem Katholicismus sollten alle Neckereyen des Fis[cus]
wider die Nation und wider die Zehnden ihrer Ge[ist-]
lichkeit aufgehoben werden. Doch um von d[er]
dunkeln Seite der Sache auf die hellere zu übe[rge-]
hen, so hat es überhaupt schon viel Verwirru[ng in]
das ungarische und siebenbürgische Staats-Recht [ge-]
bracht, dass man bey einer wahren schon unter d[em]
heiligen Stephan, von Deutschland geborgten Le[hn-]
Verfassung sich selbst überredet hat, man habe kei[ne,]
und daher weder Lehnrecht, das, wie Hr. *S.* sc[hön]
bemerkt, mit scholastischer Theologie zugleich e[nt-]
stand, förmlich gelernt, noch versucht hat, dass[elbe]
auf ungarische Gegenstände im gehörigen Masse u[nd]
in seiner Art anzuwenden. Deswegen kann ein [ge-]
meiner ungarischer Advocat nicht begreifen, dass
mehrerley Besitz geben soll, als zweyerley, nä[m-]
lich adlichen freyen, und unterthänigen unadlic[hen.]
Letzteren theilt ein solcher Advocat in königl[iche]
Unterthänigkeit *peculium Regium*, bonum Cam[erale]
(und hält dabey die Bürger für Bauern des Kön[igs)]
und in adliche Unterthänigkeit oder Robbagionat,
hat keine Idee von einem *feudo mixto*, von d[em]
gemischten Lehn, wovon sowohl Abgaben [als]
Kriegsdienste geleistet werden; wovon doch [...]
bey Privatpersonen in der ungarischen Geschic[hte]
Beyspiele bis zur Evidenz vorkommen (S. den U[r-]
nannten bey Schl. S. 691.). Diese Art des Ei[gen-]
thums giebt gleiche Rechte mit dem adlichen Be[sitz,]
ist aber durch die doppelte daran klebende Verbi[nd-]
lichkeit für den Staat weit nützlicher. Man m[uss]
also wohl unterscheiden, 1) den *fundum nobilitar[em]*
auf dem keine Abgaben, wohl aber unentgeld[liche]
Kriegsdienste haften. (*Feudum purum.*) 2) Den *[fun-]*
dum colonicalem et cameralem, der mit öffentli[chen]
und Grundzins-Abgaben, aber mit keinen Kri[egs-]
diensten belegt ist. 3) Den *fundum Regium* oder
peculium Regium, welcher mässige öffentliche Ab[ga-]
ben und gewisse Kriegsdienste zugleich, aber kei[nen]
Grundzins, trägt. (*Feudum mixtum.*) Ohne diese U[n-]
terscheidung kommt man nie aufs Reine und Kla[re;]
es ist wahr, was Hr. *S.* S. 557. sagt, dass die Fe[u-]
dal-Terminologie im ungarischen Rechte und in [al-]
ten Urkunden von Zeiten, wo man in Ungarn noc[h]
selbst keine feste Rechtslehren oder Grundsätze hatt[e,]
gar nicht, oder in anderm Sinne vorkommen; abe[r]
die Sache selbst ist vorhanden, und zur Erläuterung
derselben kann man jetzt ohne weiteres sich der Feu-
dal-Ausdrücke bedienen. So ist auch die wahre Na-
tur des sächsischen *Fundi Regii* so wie der kaiserl.
Freystädte in Ungarn bestimmt, und gegen die An-
sprüche des Fiscus in Schutz genommen: und so ist
das

das letzte Resultat von allem dieses: sowohl die sächsischen Beamten haben gefehlt, dass sie die auf dem *fundo Regio* angesessenen Walachen, ohne vorgängigen ausdrücklichen Contract als ihre Unterthanen betrachtet haben, als auch der königl. Fiscus, dass er unter der Maske der Unwissenheit die sächsische Nation geneckt, und zu Bauern des Königs hat herabwürdigen wollen. Sehr viel hätte hier Hr. *S.* auch sich aus *Legum atque Diplomatum de censu Regali ponentium combinationis tentamen Budae.* 1790 beyfügen können. Zu dieser doppelten Verwirrung ist noch eine dritte hinzugekommen. Das *lucrum Camerae* ward gewöhnlich um den Martinstag entrichtet, (IIItes Stück. Vorbericht S. XVI.), und in einer Urkunde des K. Sigmunds heisst es daher (1426) *Census circa festum S. Martini Nobis et fisco Nostro Regio Signum Dominii nostri Naturalis* (Landesherrlichkeit nicht *Dominii terrestris*, Grundherrlichkeit) *proveniens.* Schl. S. 589. Allmählich nannte man daher den Martinszins. Zugleich mit dieser königl. Abgabe wurde unter eben dem Namen des Martinszinses (den die Sachsen seit 1707 bis 1782 nicht gezahlt haben sollen, und daher 1782 in mehr als [illegible]0,000 Gulden condemnirt wurden, wovon sie alle Jahre durch Aufschlag von 5 Groschen auf 10 Contributionsgulden 5000 Gulden also mit der gewöhnlichen Martinszinsgebühr 10,000 Gulden bezahlen müssen, obwohl eigentlich die aufgelegte öffentliche Contributionslast auch in Ungarn überall das *Lucrum Camerae* aufgehoben hat) von jenen freyen Dörfern, die zu einem Stuhl gehörten, und von dem Magistrat ihrer Stuhls-Stadt regiert wurden, ein mäsiger Beytrag zu den Verwaltungskosten gefodert; und zwar von Rechtswegen, indem die Stadt nicht verbunden ist, den Magistrat ganz allein zu besolden, der auch die Streitigkeiten der freyen Dorfsbewohner schlichtet, aber die Verwaltungskosten vom ganzen Stuhl allein zu tragen. Hieraus nahmen einige Denuncianten Veranlassung, einen und den anderen Stuhls-Magistrat der sächsischen Nation zu beschuldigen, dass er den Martinszins, der dem König gebühre, für sich selbst einfodere. Es entstanden weitläuftige kostspielige Untersuchungen, wobey das Merkwürdigste war, dass selbst die Angegriffenen nicht den wahren Gesichtspunkt der Sache auffassten und darstellten, welcher nämlich blos in der Unvorsichtigkeit der ältern sächsischen Beamten liegt, die den Stuhlskostenbeytrag zugleich und unter einem Namen mit dem Königs-Pfennig eingetrieben haben. Beide Magistrate wurden zum Ersatz verurtheilt, und erst auf vieles Bitten, in Rücksicht auf das Verjährte und Veralterte in der ganzen Sache und ferner aus dem Grunde losgesprochen, weil sie darthaten, dass der Ertrag dieser Beysteuer allemal zu Bedürfnissen des ganzen Stuhls verwendet worden.

In Rücksicht des 2ten Punkts, der ungleichen Vertheilung der Steuer, geht die Klage eigentlich dahin (Schl. S. 595.), dass ohngeachtet die Sachsen nur ⅛ vom Lande besitzen und ⅛ der Volksmenge (von 1,500,000 Menschen) ausmachen; sie doch von den 1,411,511 Gulden, welche das Steuerquantum vom J. 1790 betrug, gegen 500000 Gulden entrichteten. Hiebey kann man die sächsische Nation wohl kühn fragen, ob sie wisse, wem sie die Erhöhung ihres Steuerbetrags zu danken habe? Unter dem Grafen Bethlen, (einem Altmadjaren um mit Hn. *S.* zu reden,) zahlte die Nation zu Folge des von ihm ausgearbeiteten Steuerfusses nur etwas über 300000 Gulden; sobald aber der Sachse Brekner, hernach Freyherr *Samuel* von *Brukenthal* genannt, die siebenbürgischen Angelegenheiten Commissionsweise, unter der Oberleitung des Grafen Blümegen bey Hof verwaltete, und es darum zu thun war, die Finanzquellen ergiebiger und sich beliebter zu machen; so entstand der neue Contributions-Schlüssel, der die Industrie der freyen Sachsen, da sie den Kunstfleiss und das Vermögen der walachischen Unterthanen des Adels weit übersteigt, auch weit mehr zur Mitleidenheit zieht. Hingegen hatte die siebenbürgische Steuer-Casse damals soviel Ueberfluss, dass 200000 Gulden auf des Freyherrn *v. B.* Veranstaltung daraus ohne Abbruch anderer systemisirten Auslagen genommen und zum Bau vom Lustschloss Schönbrunn bey Wien verwendet werden konnten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Zürich, b. Gesner: *Reise der englischen Gesandschaft an den Käiser von China, in den Jahren 1792 und 1793. zusammengetragen von Sir George Staunton aus dem Englischen übersetzt von J. C. Hüttner.* Erster Band. 1798. 550 S. 8.

Das englische Original ist in unsern Blättern (A. L. Z. 1797. N. 341.) bereits ausführlich angezeigt worden. Die Uebersetzung hat Hr. *Hüttner* in London übernommen, der unter den deutschen Uebersetzern dazu gewiss vor allen übrigen berufen war. Er war Gefährte der Gesandschaft auf der ganzen Reise, und er konnte durch Zusätze und eigene Beobachtungen den Werth seiner Arbeit erhöhen. Von diesen letzten Verbesserungen haben wir in diesem Theile noch nichts gefunden. Vielleicht will Hr. *H.* sie zuletzt als Anhang mittheilen; denn das scheint uns unwahrscheinlich, dass Hr. Staunton gerade alle Tagebücher der Mitreisenden erschöpft habe, oder diese keine andern Bemerkungen enthalten sollten, als wir bisher gelesen haben; noch weniger glauben wir, dass den Gefährten nicht erlaubt war, ihre Beobachtungen mitzutheilen. Das Gegentheil hat ja Anderson längst bewiesen. In diesem ersten Theil ist die Abfahrt der Schiffe von England, ihr Aufenthalt in Madera, Santacruz, Brasilien, Batavia und andern Orten, und ihre endliche Ankunft in dem chinesischen Flusse Peiho beschrieben. Der ganze Reisebericht ist hier ohne alle Abkürzung oder Weglassung verdeutscht, alles, was Hr. Staunton aus den nautischen Observationen des Sir Erasmus Gower in seiner Erzählung über die Beschaffenheit der verschiedenen Häfen, der Tiefe des Meergrundes, Sicher- oder Unsicherheit der Rheden,

Baien und Meerbusen einschaltete, ist hier nebst Doctor Gillams Erfahrungen über Erd- und Steinlagen oder vulkanische Ueberbleibsel unverändert mitgetheilt. Hr. Hüttner hat sich überall genau an sein Original gehalten, häufig dessen Wendungen und wörtliche Ausdrücke wiederholt, ohne jedoch das Mindeste des deutschen Sprachgebrauchs aufzuopfern. Wir können daher der Uebersetzung das Lob der Treue, Vollständigkeit und Lesbarkeit, keineswegs versagen. Die auf dem Titel angeführten Kupfer und Karten haben wir bey unserm Exemplar nicht gefunden. Sie sind vielleicht nicht fertig geworden, und der Hr. Verleger wird sie mit dem zweyten Theile nachliefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Ueber Geisternähe und Geisterwirkung* oder *über die Wahrscheinlichkeit, dass die Geister der Verstorbenen den Lebenden sowohl nahe seyn, als auch auf sie wirken können*, von G. E. W. Dedekind. *Zweyter Theil.* 1797. XII. u. 196 S. 8. (12 gr.)

Es sind eilf Predigten (welches der Titel nicht errathen läst), die nähere oder entferntere Beziehung auf den angegeben Gegenstand haben, und ein Ganzes in derselben Ordnung bilden, als des Vf. in demselben Jahre herausgekommenes *Dokimion*. In diesem hat er den Versuch gemacht, die Meynung von einem fortdauerndem realen Verhältnisse zwischen Lebenden und Verstorbenen auf Gründe der Vernunft zurück zu führen; hier wird dieselbe als Gegenstand des Volksunterrichts populär behandelt. — Im Ganzen haben diese Predigten, als Predigten betrachtet, wenig Werth. Es ist viel zu viel Schulsprache eingemischt, zu viel Künsteley, mit Worten und Begriffen; die Perioden sind oft lang, zu verwickelt, mit zu vielen Zwischensätzen überladen; der Vortrag überhaupt zu trocken und zu matt, ohne Leben und Kraft; selten kommt eine Stelle vor, die das Herz einigermasen ergreift. Diese Mängel rühren zum Theil von der Wahl der Gegenstände her, die mehr theoretisches als praktisches Interesse haben; theils aber auch von der Behandlung, die sich zu sehr von der wahren Popularität entfernt. Wir können nur einige Stellen zum Belege unsers Urtheils anführen. In der ersten Predigt *was ist meine Pflicht*, wird folgender Grundsatz der Moral aufgestellt: *bleibe einig mit dir selber. Dein Ich, indem es handelt, sey völlig gleich dem Ich, indem es in die Seele eines jeden andern über diese Handlung urtheilet.* Folgendes ist der Eingang der Predigt über das Thema, dass Jesus keinesweges durch den Tod in seiner Wirksamkeit auf Erden unterbrochen worden. S. 93. „Je grösser M. Z. je grösser immer noch das Dunkel ist, welches über unserm künftigen Zustand nach dem Tode ruhet, und je offenbarer immer noch ein zu schüchternes Misstrauen gegen alle die Versuche wirket, durch welche die Vernunft die mannichfaltigen auf jenen unsern künftigen Zustand sich beziehenden Bibelwinke sich zu verdeutlichen, zu bestimmen, und dadurch ihre künftigen Hoffnungen und Erwartungen festzustellen sich bemüht — weil alles was hierüber die Vernunft auch nach den richtigsten (?) Denkgesetzen heraus zu bringen fähig ist, immer doch noch ausser dem Gebiete der Erfahrung liegt — desto willkommener muss es wohl uns, an die Erfahrung so gewohnte, durch die Erfahrung am leichtesten zu überzeugende Menschen seyn, auch in dieser unserer angelegen[illegible]sten (?) Sache etwas aufgefunden zu haben, we[illegible] die Erfahrung uns gewissermassen zu ersetzen [illegible] Stande ist. — — — Das Thema der 5 Predigen [illegible] Röm. XI, 29. heisst: *Werden unsere gegenwärtigen [illegible]hältnisse zu den Unserigen, in so ferne sie ein gegen[illegible]ges Mittheilen in sich fassen, auch nach dem Tode fo[illegible]* dauern? Fortdauern wird, was als wesentliche [illegible]dingung und Eigenthümlichkeit des gegenwärtig[illegible] Lebens von uns erfunden wird. S. 82. *So* ersche[illegible] uns *nicht* der grobe äusserliche Leib, wie wir [illegible] aus rohern Erdstoffe gebildet um uns sehen. Er [illegible] nicht immer mit uns angetroffen, denn es war [illegible]ne Zeit in unserm Leben, die Zeit unserer zar[illegible] Kindheit, in welcher wir ihn, unsern jetzigen [illegible]gleiter noch nicht an uns hatten; er kann also [illegible] nicht dafür gehalten werden, als ob wir, oder [illegible] Leben nicht ohne ihn bestehen könnten. Es [illegible] nicht mit unser eigentliches Wesen auszuma[illegible] denn wir fühlen es zu deutlich, dass unser Ich [illegible] von ihm unterscheidet. So ist er auch mit u[illegible] Ich nicht in dem innigen Zusammenhange, in [illegible]chem eine Wirkung mit ihrer nächsten Ursache [illegible]het, denn er ist, wie wir deutlich merken, w[illegible] mittelbar noch unmittelbar aus uns hervor [illegible]gen." — So sind des Vf. Beweise beschaffen. [illegible]haupt hat uns diese Predigtsammlung nicht v[illegible] Ueberzeugung zurückbringen können, dass diese [illegible]nung von einem fortdauernden realen Verhältniss [illegible]schen den Lebenden und Todten auf allgemein [illegible]theilbare Gründe könne zurückgeführt werden, [illegible] dass sie auf die Kanzel gehöre. Ihr praktischer Nu[illegible] ist sehr problematisch, so sehr sich auch der Vf. in [illegible] letzten Predigt Mühe giebt zu beweisen, wie wic[illegible] der Glaube an unsichtbare Zeugen für die Moral [illegible] sey; wir glauben sogar, dass sie auf nicht gebild[illegible] Menschen von schädlichen Einfluss seyn, manch[illegible] alten Aberglauben erneuern, manchen neuen herv[illegible] bringen könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. Februar 1798.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen* (vom Hofr. u. Prof. *A. L. Schlözer*) etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *3te Anklage* ist wohl die ungegründeteste und unklügste, welche je von den Vorstehern einer solchen Nation geführt worden, die einst in ein fremdes Reich eingewandert, freundschaftlich von den zahlreichern Eingebornen aufgenommen und nun so stolz geworden ist, dass sie diese Eingebornen von ihrer Mitbürgerschaft, von Mitwohnung und Mitbesitz wegzustossen sich beygehen lässt. Zwar vor Zeiten, als die ungrische Nation noch kriegerisch und roh, und Siebenbürgen von innern Unruhen und auswärtigen Kriegen erschüttert, auch oft von schwachen oder bösen Nationalfürsten regiert war, scheint diese Vorsicht nöthig gewesen zu seyn. Wie Hr. *S.* aber noch jetzt bey verändertem Zustand der Dinge nach seinen Grundsätzen diese kosmopolitisch eben so verdammliche, als praktisch schädliche und der Nation selbst nachtheilige Sache in seinen Schutz nehmen könne, ist z. E. einem unparteyischen Klausenburger Städtler schlechterdings unbegreiflich, besonders da sich der Vf. so sehr gegen den Vorwurf einer Nationalparteylichkeit als Deutscher verwahrt. Welcher Missbrauch ist es schon, dies vermeynte Ausschliessungsrecht wider andre Nationen durch solche Worte des Andreanischen Freyheitsbriefs zu befestigen, worin offenbar den Sachsen bloss zugesagt wird, dass sie nie als adliches Eigenthum verschenkt werden sollten (welches den Untergang mehrerer Zipsersachsen nach sich zog. *Schl.* S. 694.). Es soll dies ein natürliches Colonierecht seyn, der Selbsterhaltung wegen? Wir dächten, jeder Staat, der Colonieen ruft und anlegt, muss wünschen, dass dieselben, ohne von ihren Rechten abzukommen, nach und nach mit den übrigen Einwohnern zu einer Masse von gleicher Sprache u. s. w. verschmelzen, dass die Ureinwohner von den Ankömmlingen Gelegenheit haben etwas zu lernen, und dass hingegen die Ankömmlinge sich in die Sprache, Sitten, Lebensart u. s. w. der Eingebornen zu finden wissen sollen. Nie wird aus Ungarn und Siebenbürgen etwas, wenn nicht die so verschiedenen Nationen, Religionen, Sprachen in ein concentrirtes Ganze nach und nach zusammenrücken. So ginge ja aber, sagt Hr. *S.*, deutsche Sprache, deutsche Cultur verloren; so würde aus den deutschen Altgästen ein walachisirtes, altmadiarisirtes, slowakisirtes Volksgemengsel? (Vergl. III. S. 665 f.) Zur Widerlegung seines Satzes hätte Hr. *S.* wieder bloss auf die Clausenburger, oder auch auf die Zipser Deutsche blicken sollen, die, ohne ihre Deutschheit und Cultur bey aller Vermischung mit Ungarn, Slaven etc. aufzugeben, doch meist ungrisch gekleidet gehen, ungrisch sprechen, und bey der ungrischen Nation unter dem Namen *felföldi emberek* (Oberländer) als ehrliche, fleissige und wohlhabende Leute, ohne lächerlichen Nationalstolz und Anmassung beliebt und geschätzt, auch nie in Nationalcollisionen mit den Ungarn gerathen sind, die ihnen vielmehr so manche mitgetheilte grössere Cultur verdanken. Ueberdem kennt Hr. *S.* wohl manche junge Ungern vom Adel und vom Mittelstande (denen er auch laut III. St. S. VII. ausgezeichnete Achtung widerfahren lässt), hingegen die eigentliche ungrische Nation und ihre Bauern selbst viel zu wenig, als dass er selbst in seine herabsetzende Vergleichung derselben gegen die Deutschen volles Zutrauen setzen könnte. Rec. kann hier öffentlich versichern, dass ein solcher ächtungrischer Landmann an der Theiss zwar bequemer ist, als der deutsche, weil er zu seinem Boden und seinem geringen Absatz weniger Mühe braucht; aber dass er gemeiniglich noch einmal so viel Feuer, Witz, Selbstgefühl, Freyheitssinn, Festigkeit, Gewandtheit, Geschicklichkeit, Redlichkeit, Gastfreundschaft und Lebensart hat, als der schwerfällige Niedersachse bey Hannover. Nach allem diesem scheint es zu folgen, dass man höchst Unrecht thut, *ungrische* Bauern von Vermischung mit Sachsen schlechterdings auszuschliessen. *Wenige* und cultivirte *walachische* Bauern könnten auch der sächsischen Nation nichts schaden; sie würden durch die Sachsen und durch sächsische Freyheiten gebessert und veredelt, und die Sachsen doch durch sie nicht in den Strom walachischer Eigenheit fortgerissen werden (*S.* III. S. 663.). Nun müssen wir aber jenen Grund untersuchen, wodurch man das obbesagte System der Ausschliessung auf Adel und Bürger andrer Nationen ausdehnt, welcher von der Besorgniss hergenommen ist, als ob sonst die sächsische auf Freyheit und Gleichheit beruhende Constitution umgestürzt würde, wenn nämlich Grafen, Barone, Edelleute in das Mittel derselben als Bürger aufgenommen würden. Dass dies aber auch nur zu den leeren Ausflüchten gehöre, erhellt aus folgendem: 1) aus dem Beyspiel der benachbarten königl. Freystädte in Ungarn, und selbst der Stadt Clausenburg, die deswegen, weil auch Grafen und Barone darin wohnen, nicht zu Grunde gehen, sondern viel-

mehr durch vermehrte Consumtion und Luxus aufblühen. 2) Aus der Natur der Sache. Solche aufgenommene Mitbürger müssen sich laut Bürgereides den Municipalgesetzen der Stadt und des Stuhls fügen, und dürfen also keine Aenderungen veranlassen. Ja sie können dies nicht einmal thun, weil sie immer die kleinere Zahl bleiben. 3) Aus dem eignen Beyspiel der sächsischen Nationsbeamten. Diese, um bey Besetzung der Gubernialraths-, Hofraths-, und andern Cardinal-, auch Gardestellen nicht hinter den andern Nationen zu bleiben, lassen sich nach einander adeln und baronisiren. Dass dies, scharf genommen, gegen die Grundverfassung der Sachsen (welche dem Vf. S. 255. Anlass giebt, die sächsische Nation einen Freystaat in der Monarchie zu nennen), verstosse, wird schwerlich von ihnen selbst können geleugnet werden. Noch im J. 1613 beschloss die sächsische Universitätsversammlung zu Segesvár im 9ten Artikel wörtlich folgendes: „*Quia Virtus nobilitat hominem*, und die Freyheit macht dem Menschen „Adel, pflegt man zu sagen. Weilen aber nicht schö„ner Freyheiten seyn können, *quam libertas hominum*, „und die Sachsen wegen derselben rechte Edelleute „seyn, wenn sie sich der Edelschaft recht gebrauchen „wollen; sollen derowegen alle diejenigen, so ihnen „nicht damit genügen lassen, sondern *praerogativa* „*nobilitari* leben wollen, zu keinem Ehrenamte adhi„birt werden; den Ständen ein gross Schaden, Un„gelegenheit daher entstehet." Das Contingent von Plätzen, welches nach der Constitution bey der Hofkanzley, dem Gubernio, der Leibgarde u. s. w. auf die sächsische Nation fällt, sollte eben deswegen, weil es auf die Nation, nicht auf den sächsischen Adel fällt, mit unadelichen Sachsen besetzt werden können, und der Adel unter den Sachsen sollte billig ganz abgeschafft seyn. Nichts desto weniger besteht derselbe, ohne Geschrey über Verletzung der Gleichheit, weil er den Municipalgesetzen unterliegt; warum könnte nicht auch auswärtiger Adel auf gleiche Art unter den Sachsen wohnen?

Die sächsischen Beamten haben sich ferner des Beweises für die Ausschliesung andrer Nationen bedient: dass, da der sächsische Bürger als solcher nie ein adliches Besitzthum erwerben könne, eben so wenig dem Adel ein sächsisch-bürgerliches Eigenthum einzuräumen sey. Ausserdem dass dieser Schluss ganz gegen den Geist der, wenn auch mangelhaften, doch jetzt noch bestehenden, ungrischen und siebenbürgischen Constitution, adliches und bürgerliches Eigenthum gleich setzt, hinkt er auch noch auf der andern Seite in sofern, als der Adel, erst Bürger werden soll und muss, ehe er eines bürgerlichen sächsischen Besitzes fähig ist, und eben so der Sachse erst nach seiner Beadelung adliche Güter besitzen kann.

Doch die Nation, der sächsische Bürgerstand, fängt allmählig an einzusehen, dass seine Beamten ihn in diesem Punkt theils zu weit, theils irre geführt haben. Noch wäre vielleicht das Gubernium zu Herrmanstadt, noch hätte die dasige Industrie Regung und Nahrung durch die Circulation des Geldes mittelst der Dikasterien and Landtäge; noch stünden die Häuser in Herrmanstadt in hohem Werth und trügen reichliche Zinsen; hätte man nicht den Ungarn und Szeklern, selbst den ungrischen und szeklerischen Mitgliedern des Guberniums, daselbst das Bürger- und Häuserkaufsrecht theils verweigert, theils unsäglich erschwert! Wie viel Summen gehen nicht für Frauenzimmerschuhe und andre Artikel aus dem Sachsenlande nach Wien, weil man keine ausländischen deutschen Handwerker zum Bürger- und Meisterrecht zulassen will? Wenn Hr. *S.* weiss, oder erfährt, dass dieser kleinliche Geist des National... bey den Sachsen durch diese Ausschliessungseifersucht schon so weit getrieben ist, dass sie auch die aus dem Reiche nach Siebenbürgen kommenden Deutschen verachten, und sie mit dem Schimpfnamen ... (Mauser, Diebe) belegen; so wird er gewiss ... ren, einer so niedrigen Anmessung, wie die ... ge in sich schliesst, ferner das Wort zu reden, ... ihr die Wichtigkeit seines wohlverdienten Anseh... zu leihen.

Auf die positiven Rechtsgründe, besonders ... sogenannte Accorda, worauf sich die sächsischen Beam... ten berufen, kann Rec. sich nicht einlassen, da ... Gültigkeit und Gesetzmässigkeit derselben noch ... weiter landtäglich geprüft, und vom Landesh... entschieden werden soll. Die Entscheidung zu G... sten der sächsischen Beamten, welche Michael Hu... im J. 1753 ausgewirkt hat, wollen einige daru... für endlich anerkennen, weil in den nach der ... ans Licht gezogenen Protocollen der sächsischen ... tionsuniversität vorkommt, dass Hutter mit Geld... men aus der Nationalcasse versehen worden, u... es im Protocolle ausdrücklich steht, der Natio... Hofe Patrones zu suchen. Diese Angabe hat je... Rec. nur aus Hörensagen von Reisenden aus Wie...

Die *vierte Klage* betrifft die schon so oft, ... nach so verschiedenen Grundsätzen angeho... nie vollendete Regulirung der ökonomischen ... politischen Verwaltung bey der sächsischen Na... Jede menschliche Einrichtung, jedes Haus ... sich durch Länge der Zeit ab, und bedarf Re... tion; nur muss nicht nach verschiedenen P... zu verschiedenen Zeiten, nicht willkürlich und ... Dank der Einwohner und endlich nicht so ... rirt werden, dass das Haus an einem andern ... zusammenfällt. Alle Regulirungen heben, wie ... die neueste Weltgeschichte lehrt, von dem Defi... den Finanzen an, und die sächsischen Beamten ... ten sich die 4te Klage sehr wohl ersparen kön... wenn sie eher an dem Deficit curirt, und die Ca... desselben zugestopft hätten. Freylich rühren vi... solche Schulden von alten Erpressungen der ehem... gen Fürsten und kaiserl. Generale, von Rekrutens... lungen und andern Aufopferungen der Nation zu Gun... sten des Hofs her. Wie viel leichter ist es aber nic... überhaupt, Schulden zu machen, als zu tilgen? wi... viel gewöhnlicher, für sich, als fürs Publicum zu so... gen? Das Deficit der Allodialcassen musste zuletzt an das Tageslicht kommen, musste unter Kaiser

sey...

seph II die dechaueriſchen Unterſuchungen veranlaſſen: es konnte ſelbſt von den Oberbeamten der Nation nicht geläugnet werden, daſs ein feſteres Finanzſyſtem für die ſächſiſchen Publica nothwendig ſey. Die Schulden der Nation *in concreto* beliefen ſich im J. 1782 auf 283515 fl. Folgende Miſsbräuche hatten ſich in die ſächſiſche Nation, ſo wie auch in die meiſten königl. ungriſchen Freyſtädte eingeſchlichen, und bedurften Verbeſſerung:

1) Die Magiſtratsſtellen waren zu zahlreich und dabey zu ſchlecht beſoldet. Nach des Rec. Meynung ſollte es nur wenige Rathsglieder geben, aber dieſe gut beſoldet, und ihnen ihre erlaubten Sporteln, Deputate und Amtsäcker oder Wieſen nicht weggenommen werden, damit auch rechtſchaffene Männer und gute Wirthe ſich um Magiſtratsſtellen bewerben mögen. Der Verluſt, den jeder Rathsmann durch Beſorgung öffentlicher Geſchäfte in ſeiner Wirthſchaft leidet, muſs durch die Beſoldung reichlich ausgeglichen ſeyn, weil ſonſt nur faule Schuſter, Schneider, bankerotirte Kaufleute und ſchlechte Wirthe Magiſtratsdienſte ſuchen werden, wie die tägliche Erfahrung bey den ungriſchen Städten lehrt.

2) Keine immerwährenden Aemter ſollten geſtattet, ſondern der ganze Rath, alle Senatoren etc. alle Jahre neu gewählt werden.

3) Bey der ſächſiſchen Nation fing allmählig eine Art von Patriciat an, ſich ganz gegen den Sinn ihrer Verfaſſung ſtillſchweigend einzuſchleichen, vermöge deſſen die Aemter gewöhnlich bey reichen und geadelten, unter einander verwandten, Familien blieben, und der Sohn eines ſolchen Bürgermeiſters oder Rathsverwandten den Vortritt und Vorzug vor den übrigen Bürgersſöhnen auch ohne Talente und Geſchicklichkeit verlangte. Hingegen müſste beſonders durch ſcharfe Geſetze gegen den Nepotismus geſorgt werden.

4) Die wählende Gemeinde ſollte weder durch den Magiſtrat (wie bisher bey den Sachſen der Miſsbrauch beſtand, da die Erwählten oder zu Erwählenden ihre Wähler; die Rechnung ablegenden ihre Conſiſtors ſelbſt ernannten) noch durch ſich ſelbſt rekrutirt, ſondern durch alle ſeſshafte Bürger nach ihren Nachbarſchaften und Quartieren ernannt werden.

5) Da die Erfahrung gelehrt hat, daſs faſt in allen Städten, wo die Magiſtrate ſelbſt die öffentlichen Nutzungen und Quellen der Einkünfte leiteten und verwalteten, Spuren des Eigennutzes und der Verwendung vorkommen, ſo ſollen alle dieſe Gegenſtände und Quellen der öffentlichen Einkünfte verpachtet, und die aus allen Pachtungen rein hervorkommende Summe als der Totalbetrag der Einkünfte des Publicums angeſehen werden. So z. E. behauptet auch jetzt der kaiſerl. Fiscus, daſs, als das Fogaraſer Dominium von der Nation übernommen, und 2 Dörfer davon durch die Oberbeamten an den Freyherrn v. Brukenthal ſubinſcribirt, d. h. in Afterbeſitz abgegeben worden, die Nationalcaſſe dabey um einige 20000 fl. zu kurz gekommen ſey.

6) Die Rechnung über die Ausgaben ſoll vor einem jährlich neu zu ernennenden Ausſchuſs der Gemeinde gewiſſenhaft nach abzulegenden Eide geprüft, und ſo zur Buchhalterey wegen Ueberſicht des Ganzen eingeſendet werden.

7) Bey dem Landtage und bey den Nationalzuſammenkünften ſollen von jedem Publicum nicht lauter Magiſtratsglieder, ſondern ein Beamter, ein Glied der Gemeinde, und ein Aelteſter aus den zu dem Stul gehörigen Dörfern erſcheinen.

8) Ohne willkürliche Aufſchläge auf die Contribuenten zu geſtatten, dürften jedoch die Einnahmstitel der *Publicorum* eher vermehrt und ergiebiger gemacht, als vermindert, mäſsige Beyträge der Bürger bey Unzulänglichkeit der Allodialeinkünfte unter öffentlicher Aufſicht erlaubt, und auch wohl geſtattet werden, daſs die ſächſiſchen Dorfgemeinden, da ſie vom Stadtmagiſtrat regiert werden, zu den Verwaltungskoſten und zum Schuldentilgungsfond etwas gewiſſes mäſsiges beytragen. Nach der den Stadt- und Stuhlscaſſen angediehenen Hülfe lieſse ſich ſodann bey beſſerm Stande derſelben für ſchicklichere Beſoldungen der Beamten, Schulen, gute Wege u. ſ. w. ſorgen. Endlich

9) Die Fogaraſer Güter (deren Abtretung und Benutzung die Nation vom Fiscus auf 100 Jahre erhalten hatte, welches ihr ſo manchen Neider erweckte) müſsten unter gute Verwaltung geſetzt, und die Tilgung der darauf haftenden Schulden betrieben werden.

Wie müſste aber eine auf ſolche Grundſätze gebaute Regulirung eingeleitet werden?

1) Durch einen Mann, der in ſtädtiſchen Angelegenheiten, ſo zu ſagen, auferzogen, keine Comitats- und Adelsideen mitbrächte, durch einen planmäſsigen Kopf, der in ſeinen eignen Finanz- und Familiengeſchäften das Muſter der Ordnung und Regelmäſsigkeit gegeben hätte, und weder von eigener Leidenſchaft, noch vom Einfluſs fremder Leidenſchaften regiert würde.

2) Mit Einfluſs der Nation ſelbſt und ihrer nach obigen Grundſätzen neu organiſirten Geſamtſchaft, Magiſtrate und Gemeinden; mit Beſeitigung aller willkürlichen Befehle, Abſetzungen und Machtſprüche, welche der Sache das Anſehen geben könnte, als ob unter der Maske der Regulation willkürlicher Deſpotismus um ſich greifen wollte. Die Ordnung, zu der ein Privatmann in ſeinem Hausweſen ohne hinlängliche Ueberzeugung von ihrem Nutzen und ohne ſein Zuthun gezwungen würde, dürfte ihm nur läſtige Unordnung dünken; wie vielmehr gilt dies von einer ganzen Nation? Man erinnere ſich hiebey der Joſephiniſchen Regierung in Siebenbürgen. Die Nation hatte zwar 1782 eine Schuldenlaſt von 283515 fl., allein davon hatte ſie 200000 fl. an den Fiscus für die Fogaraſer Güter, gegen einſt zu erfolgende Rückſtellung bezahlt. Aus den Einkünften davon konnte ſie nach und nach (denn was macht der Unterſchied von ein paar

paar Jahren) bequem die Schulden abstoſsen, und noch ihren Allodialcaſſen dabey aufhelfen.

3) Ueber das Vergangene dürfte ein Vorhang gezogen, und mit alten Fehlern, Vergehungen und Abweichungen ein Abſchnitt gemacht werden. Dies verhütete Erbitterungen und brächte guten Willen zur Aufnahme der neuen Einrichtungen hervor.

4) Der Oberdirector der Regulation dürfte ſich mit keinem Detail beladen, ſondern nach Feſtſtellung ſichrer Grundſätze im Einvernehmen mit der Geſamtſchaft der Nation, das Kleine und minder Weſentliche dem Comes der Nation und den einzelnen *Publicis* unter ſtrenger Aufſicht und Verantwortung, auch ſteter Abfoderung von Belegen über Schuldentilgung überlaſſen. Ferner

5) Dürfte er weder Denuncianten begünſtigen und viele Unterſuchungen anordnen, noch

6) Religionsgehäſſigkeiten neu aufregen, noch

7) Die Magiſtrate, deren Mehrheit nur ein aus Rachſucht Wahnſinniger für lauter Schurken erklären kann, in den Augen des Volks herabſetzen, weil doch am Ende bey aller Wirkſamkeit der Gemeinden, alles auf die Magiſtratsbeamten ankommt.

8) Wohl gar ein Publicum gegen das andere, die Gemeinde gegen den Magiſtrat, oder die Dörfer gegen die Städte in Harniſch bringen; noch ferner

9) Die ruhigen ſächſiſchen Bürger in den Dörfern vom Pfluge zu Berathſchlagungen über öffentliche Geſchäfte herbeyziehen. Die allzu öftern Verſammlungen der Stadt- und Stuhlgemeinden ſchaden der Induſtrie, geben zu Cabalen Anlaſs, verbreiten demokratiſche Geſinnungen, die mit dem ſonſtigen Geiſte der öſterreichiſchen Monarchie contraſtiren, und nützen am Ende nichts, weil doch geſcheute Magiſtratsperſonen bey den gewöhnlichen geringen Einſichten der Dorfvorſteher und Bürger alles nach ihrem Sinn leiten, wenn ſie auch hinter den Couliſſen ſtehen bleiben.

Endlich 10) ſollte er zugleich für Abſtellung der Miſsbräuche in den Comitaten und ſzeckler Stülen ſorgen, und die Regulation des ganzen Landes mit der ſächſiſchen parallelen Schritt halten laſſen; weil dennoch niemand leugnen kann, daſs die ſächſiſchen Beamten ſich weit weniger Bedrückungen der Contribuenten erlauben, als die Comitats- und ſzeckler Stuhlsbeamten, und daſs die Einwohner der ſächſiſchen Stüle bey ſo mancher Unregelmäſsigkeit doch weit glücklicher und wohlhabender ſind, als der walachiſche Unterthan in den Comitaten. Was ſoll ſich dieſer denken, daſs nur für den ſächſiſchen Contribuenten und nicht für ihn geſorgt wird?

Sollte die neue Regulation als Folge der Bachaneriſchen Unterſuchungen dieſen Grundſätzen entſprechen; ſo — aber auch nur ſo — wird man behaupten können, daſs auch der vierte Klagpunkt der ſächſiſchen Beamten unſtatthaft ſey. So weit vom politiſchen Werth des Schlözeriſchen Buchs: jetzt gehen wir zum literariſchen über.

Das Urkundenbuch, welches Hr. *S.* im erſten Stücke liefert, iſt ein wahrer Vorwurf für die Gelehrten und Geiſtlichen der ſächſiſchen Nation, welche noch für keines geſorgt, ja nicht einmal eine ordentliche Geſchichte ihrer Nation geſchrieben haben. Hr. Senator *Gräſer* (im Verfaſſungszuſtand), der verſtorbene Gubernialrath *Soterius* (im Recht des Eigenthums), und andre neuere Schriftſteller der Nation ſind nur mit Bruchſtücken von Urkunden hervorgetreten, und haben das übrige hinter dem Berge gehalten. Wozu dieſer Mangel an Publicität, dieſe *reſervatio mentalis*, bey einer gerechten Sache? Auch dem Vf. wurden von Herrmanſtadt aus, wie er S. [illegible] anführt, keine neue Urkunden, oder auch nur Ergänzungen der mangelhaften geliefert. Unſtreitig hätte alſo der *Codex diplomaticus* des Hn. *S.* viel vollſtändiger und lehrreicher werden können, wenn man zu Herrmanſtadt gewollt hätte. Wäre zu Clauſenburg das Vorhaben des Hn. *S.* bekannt geweſen; [illegible] hätten einige Gelehrte geeilt, ihn durch die dritte Hand mit des würdigen *Seyfferts* noch ungedruckten Handſchriften zu unterſtützen, die ſich z. E. im Nachlaſs des Hn. *v. Windiſch* befinden. Eine und andre gedruckte, von Hn. *S.* (der z. E. Popſten Szeredai's neueres Werk nicht beſaſs) überſehene Urkunde [illegible] ſe ſich auch jetzt noch nachweiſen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Weygand: *G. Groſsens geographiſche Unterhaltungen*, mit Inbegriff des Wiſſenswürdigſten aus der Naturgeſchichte und der Menſchen- und Völkerkunde. II. Bändchen. 1797. 21 Bog. 8.

Lange iſt uns keine elendere Sudeley unter die Hände gekommen, als dieſe ſogenannten geographiſche Unterhaltungen ſind. Schon bey der Anzeige des erſten Bändchens (A. L. Z. 1797. Nr. 376.) haben wir geſagt, daſs das Ding nichts geringers als eine Geographie vorſtellen ſoll, die nach Raffs Form durch Unterredungen eines Lehrers mit ſeinen Schülern unterbrochen wird: und dieſer zweyte Theil enthält nach dieſer Methode die Geographie von Deutſchland, Holland, Dänemark, Schweden, Groſsbritanien und Ruſsland, aber auf eine ſo äuſserſt triviale, oberflächliche und unvollſtändige Art, und mit einer ſo gefliſſentlichen Unordnung, daſs das Buch wirklich unter aller Kritik iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Februar 1798.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen,* (vom Hofrath u. Prof. *A. L. Schlözer*) etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nichts desto weniger bleibt seine Arbeit sehr verdienstlich und classisch. Von ungedruckten [illegible]chen erhalten wir durch Hn. *S.* nur folgendes S. 125. [D]anksagung der Nation an den Fürsten Kaunitz für [d]as sogenannte *Rescriptum restitutorium* vom J. 1790 [d]en 28 Jan. S. 133. Vorstellungen der Nation (ihrer [B]eamten) in Landtagsangelegenheiten vom Dec. 1791. [D]ie Sachsen verlangten in Fällen der allgemeinen Ge[se]tzgebung die *Votationem curiatam per corpora* 3 Na[tio]nen und zu einem Abschluss entweder Vereinigung [de]r drey Nationen oder Entscheidung des Landesfür[st]en. Wenn man ihren Entwurf auf Grundsätze und [G]eschichte zurück führt, so bildete Siebenbürgen [n]ach ihnen ein Staatensystem, dessen obersten Präsi[de]nten mit der entscheidenden Stimme der Landes[f]ürst vorstellen sollte. Natürlich wollte diese Idee [we]der den Mitständen, noch dem Hofe behagen, und [es] wurde entschieden, dass die Schlüsse nach der [M]ehrheit gefasst, und die Meynung des anders den[ke]nden Theils beygelegt werden solle, damit der [Kö]nig sodann mit Rücksicht auch auf diese Meynung [se]ine Sanction geben oder verweigern könne: (das [he]isst: dass der siebenbürgische Landtag, ein Land[ta]g und kein Congress, wie der zu Philadelphia, sey). [Be]sser hätten die sächsischen Beamten gethan, sich in [di]eser delicaten und gehässigen Sache nicht durch Un[na]chgiebigkeit unangenehme Auftritte und den Hass [der] Mitnationen zuzuziehen, sondern vielmehr den [An]trag zu machen, dass die sächsischen Vota ver[stär]kt, und nicht bloss sie, die Beamten sondern auch [Re]präsentanten ihrer Gemeinden beygezogen werden [soll]ten. Dies genug über eine Frage, in die sich Hr. [S.] laut Vorberichts zum 3ten Stück nicht zu mengen [ge]traute. Schade ist es hingegen, dass dieselben nicht [m]it der gegründeten Vorstellung der Unschicklichkeit [k]örperlicher Strafen und Schläge bey einer freyen [u]nd cultivirten Nation durchgedrungen sind. Sehr un[klu]g und unrecht lehnten sie sich gegen die Gesetz[e]ntwürfe zur Verbreitung der ungrischen Sprache auch [u]nter ihrem Mittel auf, und zeigten dadurch den bösen Willen ganz deutlich, einen *Statum in Statu* (Schl. S. 176) zu bilden, welches so wie die Vorstellung [we]gen des unvermischten Bürgerrechts nichts anders, als Unwillen bey der ungrischen und szeckler Nation wirken musste. (S. oben unsere Bemerkungen beym 3ten Klagpunkt). Gründlich hingegen und Rücksicht verdienend waren die Eingaben wegen des Rechts auch der unadelichen Sachsen zu Cardinalämtern, und wegen des zu beobachtenden arithmetischen Verhältnisses als eines Dritttheils in Dikasterialanstellungen der Sachsen, zu Folge des Leopoldinischen Diploms. Allein man vergass zu Wien nur zu bald, dass die sächsische Nation auf dem Landtage 1791 die einzige war, die es mit dem Interesse des Hofs, vielleicht nur zu feste, hielt, und sich dadurch hie und da beschwerliche Feindschaften zuzog.

Das zweyte Stück ist für ungrische Historiker vorzüglich schätzbar. Dass unter den letzten *Pray* zur Zeit noch lebe, können wir dem anders berichteten Vf. (bey Vorbericht XII.) versichern, aber auch hinzusetzen, dass selbst Hr. *Pray* den wegwerfenden Ton, mit welchem Hr. *S.* von den Ungarn als Nation (unter der Benennung Altmadjaren, Asiater aus Turkestan) spricht, nicht liebevoll beurtheilen konnte. Traurig ists, dass der von Hermanstadt aus verleitete, sonst durch seine humane Denkart und durch seine Arbeiten für die Verbreitung der Humanität so berühmte Vf. gerade den Ton gewählt hat, der am tauglichsten ist, alle Nationalerbitterung noch mehr zu reizen und zu begründen; während dass gutdenkende ungrische und siebenbürgische Schriftsteller darauf ausgehen, diese alte Erbitterung zu dämpfen, auszurotten, und die verschiedenen Nationen, Religionen, Stände einander durch Verbreitung edlerer Gesinnungen näher zu bringen. *Die erste Untersuchung* hat die Ueberschrift: Plan und Bedürfniss der ältesten ungrischen Beherrscher vom J. 900—1300 ihre Nation durch Colonisten, vorzüglich durch Deutsche zu verstärken, zu erhalten, und zu veredeln, und giebt dem Vf. Gelegenheit auszurufen: „dass die subalterne Madjaren Horde noch jetzt als eine mächtige cultivirte europäische Nation bestehe — Deutsche, das ist euer Werk, seyd stolz darauf!" Eine solche einseitige Tirade kann keinem unparteyischen Deutschen gefallen; es ist auffallend unrichtig, wenn man ein Product mehrerer Ursachen mit Gewalt einer einzigen, und zwar noch einer nicht sehr wichtigen und mehr zufälligen zuschreiben will. Vollends aber hätte Hr. *S.* nicht auf Dankbarkeit der Ungarn gegen ihre eigene Colonisten dringen sollen; soll denn der Wirth gegen den Gast dankbar seyn, oder umgekehrt? Mit dem Unsinn in der siebenbürgischen Quartalschrift II. S. 216 wollen wir uns gar nicht bemengen, wo das Ur- und Erbrecht der Ungarn und Szeckler auf Pannonien und Dacien

cien in Abrede gestellt, und noch gar gefragt wird, welche Nation von der andern recipirt worden, die Deutsche von der ungrischen oder szecklerischen, oder umgekehrt. Dies sind die schönen Wirkungen des überspannten sächsischen Nationalismus. Gewiss lernte die ungrische Nation von ihren Nachbarn, den Deutschen, viel Gutes, aber auch viel Schlechtes. Hätte Hr. S. den *Anonymus Belae Not.* studirt, statt ihn zu verdammen; so hätte er den arabisch-patriarchalischen Regierungsgeist nach Familienoberhäuptern und Stammpanier, und die Freyheit und Gleichheit, wie sie noch unter blossen, aber edleren, Kriegern und Viehhirten besteht, bey den Madjaren gefunden. Hätte Hr. S. die Chronik des Tharotz nicht ohne weiters als eine Afterchronik, wie er sie zu nennen beliebt, verworfen, so hätte er daraus sehen können, dass der heil. Stephan durch deutsche Leibgarden dies alte einfache Regiment umgeworfen, die christliche Religion dem wahren Geiste derselben entgegen, *mit Gewalt* eingeführt, die politischen und religiösen Renitenten geschlagen und zur Knechtschaft verdammt, und statt des edlen patriarchalischen Hausregiments, das deutsche Lehnswesen emporgebracht habe. Hätte Hr. S. die Geschichte der Regierung des deutschen Kaisers Sigmunds in Ungarn zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gemacht; so hätte er bemerken können: dass die ungrische Banderialverfassung, die das Reich bey Mohatsch ins Verderben gebracht hat, nur eine Copey der ähnlichen deutschen Anstalt mit Matrikeln und Contingenten war, an welcher noch jetzt das heil. röm. Reich kränkelt. Wie viel hat nicht Ungarn im Mittelalter von den Deutschen durch Kriege, Wegraubung und Vorenthaltung der Krone u. s. w. gelitten? Gewiss es wäre für Ungarn ein grösseres Glück, ein Nachbarland von England als von Deutschland gewesen zu seyn; wer weiss denn auch, wohin die originelle von deutscher Hofmeisterschaft befreyte Bildung eine so fähige, muntre, tapfre Nation, als die Madjaren waren, und sind, geführt hätte? Wer will dann nun noch einem Zufall so viel Verdienste beymessen? Sehr unrichtig stellt Hr. S ferner die Sache in Rücksicht dessen vor, dass unter den arpadischen Königen die magyarisch-asiatische Nation den Deutschen feind gewesen, und „das Werk der Cultur nur durch Zwang der Könige, mit Hülfe der Deutschen, wider ihren Willen vollbracht worden." — Diese Behauptung (S. 181) ist schlechterdings unerwiesen; vielmehr hat die altungrische Nation gegen die Deutschen in der ersten Periode nach Sitte aller Nomadenvölker (die Unruhen unter Steph. I Peter Abas ausgenommen) viel Höflichkeit und Freundschaft bezeugt; denn auch die alten Deutschen betrugen sich still, bescheiden und ohne Anmassung; bis auf einige Ausnahmen, wovon Hr. S. III. S. 541 selbst Proben gegeben hat. Der allgemeinere Hass gegen die Deutschen datirt sich erst aus den Zeiten Sigmunds, Friedrichs und der Ferdinande etc. als die ungrische Nation von *einzelnen* stolzen und regellosen Deutschen schon viel Unbilden erlitten hatte. Hr. S. vergisst auch die Colonien der Petschenegen, Bulgaren, auch Ismaeliten und Chaliser genannt (über welche er die Abhandlung im N. U. Magazin I. 103 benutzt hat) ferner der Polowzer oder Comaner nicht; aber er vergisst den sehr merkwürdigen Umstand, dass gerade diese dreyerley Colonien jetzt ganz mit der ungrischen Nation in eine Masse verschmolzen, und insofern weit nützlichere Colonien, als die noch getrennten sächsischen sind. In Klein- und Grosscomanien spricht man Ungrisch und doch sind deswegen die cumanischen Privilegien nicht verloren, und die Nation nicht unterjocht. Wie würde sich Hr. S. wundern, wenn er, wie Rec. in der Durchreise nach Siebenbürgen, in die Nachbarschaft von Grosskumanien käme, und dort in den Gebirgen und *Thälern* der Motra zu Parád, Terenyz, Retske, bey Pasto etc. die Ueberbleibsel der Polowzer, unter dem Namen Palózen fände, die aber ganz nach ungrischen Sitten leben, Ungrisch sprechen und nur das l vor einem Consonanten in der Aussprache in u verwandeln, z. B. *leukem* statt *lelkem*. Dass die Neugerier nicht Nogajer tataren waren, (S. 205) darüber wird indessen Hr. S. vielleicht aus dem N. ungr. Magazin B. II. Heft [illegible] eines andern überzeugt worden seyn. Ein Hauptfehler bey Hn. S. ist dieser, dass er Siebenbürgen [illegible] auf den heil. Stephan von Petschenegen beweiden (S. 211) und die Szeckler selbst von Comanen abstammen lässt (206). Die Szeckler sind nichts als die von den Petschenegen zerstreuten Ungarn, welche in Atelcusu bey den Weibern und Heerden zurück geblieben waren, während die übrigen Landsleute derselben [illegible] Deutschland den Raubzug unternahmen. Wie [illegible] die nach Atelcusu zurückkehrenden Magyaren [illegible]dern mochten, als sie ihr Land, ihre Weiden [illegible] leer fanden? Voll Gram und Ueberdruss beschlossen sie aus der Nachbarschaft von den Petschenegen [illegible] nach Ungarn einzurücken, sie führten den Plan [illegible] drangen auch nach Siebenbürgen; und sie fanden [illegible] an der moldauischen Grenze ihre vertriebenen Landsleute, *die Szeckler*, wieder. Dies erzählt der Anonymus so schön; aber diesen verwirft Hr. S. nach *Eders* Beyspiel, daher eine historische Irrung [illegible] der andern, daher auch die Missdeutung der Urkunde von J. 1213 (III. S. 552). Wer nur Szeckler [illegible] Ungarn je gesehen und reden gehört hat, muss kennen, dass beide zu einer Nation im engsten S[illegible] gehören, und muss die Ungründlichkeit der gegenseitigen Behauptung von selbst einsehen. Die Stelle des *Otto Frising.* S. 231, worauf Hr. S. fussen w[illegible] sagt bey Lichte besehen nichts, als dass nordöstlich von Ungarn (und Siebenbürgen) die Petschenegen sassen; (*Schl.* S. 499) nämlich in dem von den Ungarn geräumten Atelcusu. Hr. S. vergleicht übrigens die rohen Sitten der kriegerisch nomadischen Magyaren mit jenen der Deutschen zum Vortheil der letztern. Um die Uebertreibungen des *Otto Frisingensis* und anderer deutschen Chronisten mit Stillschweigen zu übergehen (die schon eine dem Rec. eben in die Hand gekommene *diss. de Orig. Hungarorum Viennae 1791* gerügt hat) muss man bey dieser Vergleichung fragen: *cui bono?* Dass eine Nation, die schon lange von de[illegible]

Römern und Italienern durch Nachbarschaft, Religion und Kriege während mehr als 7 Jahrhunderten lernte, viel voraus vor neu angekommenen asiatischen Nomaden haben mufste, versteht sich von selbst. Die alten Ungarn bauten keine Städte und Festungen; dies thaten aber auch die Deutschen erst spät genug. Wozu Mauern, wenn Erdschanzen (*Földvársk*) vor Erfindung der Kanonen hinlänglich waren? Und solcher Erdschlösser gab es in jedem Comitat (Schlofsdistrict, *Vármegye*) wenigstens eins. Weit zweckmäfsiger und willkommener scheint uns die von Hn. *S*. gegebene Erläuterung des Worts, Horde (S. 236 f.) welches eigentlich ohne *h* also nur *Orde* geschrieben werden sollte, und des Worts Wesh. Uebrigens stimmen wir Hr. *S*. bey, wenn er die Angaben der Wandchroniken über die Erbauungsjahre der einzelnen sächsischen Städte S. 208 nicht für gewifs hält.

Zweyte Untersuchung. Kriegsruhm und Munici-regiment der deutschen Nation im Zeitalter vom 1140—1300, in welchem von ihr Colonisten nach Ungarn und Siebenbürgen auswanderten. Hier aber ...ls die unerwiesene Behauptung: vor Stephan hät... kein Ungar Siebenbürgen betreten, Stephan und ...e königliche Nachfolger hätten es durch Erobe...ngsrecht besessen, und verschenken können, an ...n sie wollten. Der Unterschied bleibe nur, dafs ...tsche über ihre Schenkung Brief und Siegel aufweisen haben, Ungarn aber nicht. (S. 241) Ein ...ischer Commentator setzt noch hinzu: die älte...n Schenkungsurkunden des ungrischen Adels in ...bürgen gingen nur bis Bela IV. hinauf (III St. XVI). So zieht Hr. *S*. aus seinem historischen Irr...m, den wir oben aufgedeckt haben, noch dazu ... falsche Rechtsfolgen, welche erbittern könn..., wenn sie nicht wegen ihrer Grundlosigkeit ohne ... seyn müfsten: so wie von der andern Seite es ...rlich ist, zu behaupten, dafs die Deutschen blofs ...arbeit und Abgabenleistung ins Land gerufen ...en wären. Nein sie wurden gerufen, um alle ...theile einer cultivirtern Nation in Künsten des ...ens und des Kriegs von ihnen ziehen zu können. ... diese Vortheile gehörten natürlich auch Munici...verfassung und bürgerliche Gewerbe. Warum lern... fragt Hr. *S*., die Magyaren, den Deutschen ... nach und nach diese bürgerliche Freyheit und ...heit ab? Warum wurde ein Theil der anfangs ...aus freyen ungrischen Nation zur *misera con... plebs* herabgewürdigt? Zur Antwort dient ... andre Frage: warum modelte sich ganz Meklen...g und Westphalen nicht nach dem Muster von Lü... und Hamburg? Allerdings haben bisher die ...grischen Geschichtsforscher die hiebey angewende... Unterjochungskünste nicht aufgedeckt; wenn dies ...er geschehen soll, so mufs die erste Schuld den ...utschen Dragonerbekehrungen des K. Stephans bey...messen werden. (S. oben).

Dritte Untersuchung. Allgemeine Nachricht von ...tschen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen un...er der arpadischen Periode in chronologischer Ord...nung. Das, was Hr. *S*. von Clausenburg sagt, hätte aus *Ederi Schesaeo* verbessert und vermehrt werden können; Sonst ein sehr lehrreicher Auszug aus Katona und andern. (Bey S. 214 müssen wir bemerken, dafs *fromszéd* Nachbar, vom slawischen *sussed* abstamme und bey S. 291, dafs unter Cfocholay nicht Gottfried, sondern Godschalay, zu verstehen sey). Das Wort *Német*z Deutscher, hätten die Slawen von *Nim* stumm hergeholt, weil Deutsche unter Fremden, um ihnen nicht durch Fortplaudern in ihrer deutschen Sprache unverständlich und lästig zu seyn, stumm zu seyn pflegten, und durch Zeichen redeten (eigentlich weil Deutsche sich hart zur slawischen Sprache bequemen, z. E. die Beamten in Galizien). Diese Untersuchung liesse sich übrigens noch durch viele unbenutzte und ungedruckte Privilegien deutscher Colonisten und Städte in Ungarn vermehren. Z. E. Das Privilegium für Raab *hospites Regis de Jaurino* vom J. 1271 für die er *spites de Szamobecz* so von Bela IV etc., welches wohl ein würdiges Thema für einen ungrischen Geschichtforscher wäre.

Vierte Untersuchung. Unterhandlungen mit dem deutschen Orden über Burzenland in den Jahren 1211—1224. Eine brauchbare Zusammenstellung aus Dregez, aus dem ungrischen Magazin IV. und siebenbürgischen Quartalschrift III. (Bey S. 312 ist gelegentlich zu bemerken, dafs *Pristaldus*, d. h. in alten Urkunden ein Exequent oder Vollzieher gerichtlicher Sentenzen und Befehle, nicht herkommt von *Pereskoldó, litis diribitore*, weil er kein Richter war, sondern von *pristoit*, slawisch dabey stehen, *assistens, Satelles*).

Fünfte Untersuchung. Unterhandlungen mit dem Johanniterorden über Kumanien, im J. 1247. Hr. *S*. kann mit den Grenzen Kumaniens nicht zu rechte kommen; hier also etwas zu ihrer wahrscheinlichen Absteckung. Cumanien heifst hier die ganze Moldau samt einem Stück von der Bulgarey bis zur Stadt Scardona am Meer; einer Stadt, die mit dem heutigen Isropel am Pontus eins zu seyn scheint: so wie wir auch das in der Schenkungsurkunde verstümmelt genannte *praedium Peczath*, in dem bulgarischen *Beczatia* oder *Belziatia* wieder finden. (*Stritteri Bulgarica* beym J. 774 u. 775). Die Johanniter verloren dies Land 1264 durch bulgarische Uebermacht; weil sie zur Vertheidigung eines so grofsen Erdstrichs nicht stark genug waren.

Sechste Untersuchung. Emigranten aus Spanien angesiedelt in Südfrankreich unter Carl dem Grofsen seit 780. Hiebey auch eine allgemeine Theorie von Colonien und ihrem Grundeigenthumsrecht, die nach unserm Ermessen dahin ausgeht, es zu rechtfertigen, wenn eine Colonie in fremden Ländern einen *Status in Statu*, obschon der Oberherrschaft unbeschadet (S. 376), stiften will. — Die alten Römer folgten einer andern Politik, einem andern praktischern und richtigern Grundsatz: sie litten keinen *Statum in Statu*; sie verschmolzen gern alles Eroberte mit sich, romanisirten alles. Was hat jetzt den Vorzug, die Herrmanstädter neue Theorie, oder die graue, ruhmvolle römische Praxis? Nöthig und bey den Römern

auch

auch gewöhnlich ist es, den Colonisten das volle Privateigenthumsrecht über ihre Gründe und ihren Erwerb zu lassen, und sie mit den Freyheiten römischer Bürger zu beschenken. Dass Inländer öfters gegen die Colonisten eingenommen sind, kommt meistens von dem insolenten Betragen der letztern her; so z. E. der Hass der Madjaren gegen die meistens faulen, liederlichen, dem Trunk ergebenen, durch Unmässigkeit und Unvorsichtigkeit im ungewohnten Klima kränkelnden schwäbischen Emigranten. Einzelne Versuche zur Unterjochung unter Dienstbarkeit geschehen eben so gut von Mitcolonisten, als von Inländern; es hilft nichts besser, als gegen solchen Eigennutz beständig auf der Hut zu seyn.

Siebente Untersuchung. Oestreich entstanden 979; als sichernde Colonie gegen die Ungarn (S. 384—387).

Achte Untersuchung. Niederländer als Colonisten nach Bremen und Hollstein und in die verödeten Wendenländer gerufen. Nachricht von ihren Contracten, nach Eelking und Hoche bis S. 436.

Neunte Untersuchung. Deutsche Colonisten in Preussen seit 1233.

Zehnte und eilfte Untersuchung. Chronik der Petschenegen und der Polowzer; zwey eben so mühsame, als classische Stücke der Schlözerschen Schrift. Vergebens sieht man sich hier darum um, woher wohl Petschenegen und Comaner oder Polowzer ihren Namen haben; Hr. *S.* weiss es nicht und frägt auch nicht darum, denn niemand weiss es (S. 453. 483). Wir müssen gestehen, diese Wendung ist für den, der von Schlözers Scharfsinn auch nur etwas Hypothetisches gern gehört hätte, unerwartet. Eben so unerwartet ist, dass Hr. *S.* bey den Comanen nicht die vortreffliche Abhandlung des seel. *Thunmann* im 4ten Theil der Jablonowischen Acten citirt und benutzt hat. Hier hätte er von den Cumanen die deutliche Spur gefunden, dass sie ehedem am Cumafluss angesessen waren, und die Steppe an demselben noch jetzt die cumanische Steppe heisst. (S. auch *Falks topographische Beyträge* Theil I.) Daher wohl leicht zu wissen ist, woher der Name Cumanen kommt. Bey einer gleichen Forschung über den Namen Polowzen hätte Hr. *S.* sich in die Frage einlassen müssen, ob Polowzer und Uzen ein Volk seyen? Auch diese Frage lehnt er unter dem Vorwand ab, weil keine Uzen in Siebenbürgen vorkommen. Bey Thunmann hätte er auch Bruchstücke cumanischer Sprache angetroffen.

Zwölfte Untersuchung. Synchronistische Uebersicht von den bisher verhandelten Factis und Unfactis. Zufolge unsrer abgegebenen Wohlmeynung dürften wir manches angegebene Factum unter die Unfacta setzen und umgekehrt. Z. E. das Schlözerische Unfactum „Tuhutum hat Siebenbürgen erobert," ist eine historische Wahrheit, die Hn. *Schlözer* und *Eder* noch lange überleben wird; wohl hingegen es äusserst falsch ist, dass im J. 900 Petschenegen die Herren von Siebenbürgen gewesen. Dem Vernehmen nach soll *Cornidessi Commentarius in Anonymum* durch Bemühung unsrer siebenbürgischen Gesellschaft bald im Drucke erscheinen, und daraus wird vielleicht Hr. *S.* sein Urtheil berichtigen: dass der Anonymus ein Fabelmann, nicht nur ohne alle historische Kenntniss, sondern auch *ohne Menschenverstand* sey. (IIItes St. Vorb. S. V.) Dass aber Hr. *S.* öfters Hn. Benkö, der allerdings am Antigermanismus und an der Unart der Machtsprüche kränkelt, zurecht weisst, hat unsern ganzen Beyfall.

Die Erläuterung des andreanischen Privilegiums im 3ten Stück will Hr. *S.* für keine rechtliche Ausführung sondern für eine historisch-kritische Exegese angesehen wissen. Diesen Namen verdient sie in literarischer Rücksicht vollkommen und in höherem Grade; was aber politisch fehlerhaft daran sey, erhellt schon aus dem Vorhergehenden. Auch diplomatische Betrachtungen über Aechtheit, Unächtheit, *Transsumpta*, die Formeln *Dei gratia, Majestas* etc. über die [illegible] Chraten und Meinzburge, alte Reichsstädte, dann über das *cambium* (woraus der Ursprung des *lucri camerae* 578 zu lernen ist) sind hier mit Schlözerischem Scharfsinn abgehandelt. S. 546 sucht Hr. *S.* erst im andreanischen Privilegium vom J. 1222 den Grund zum ungrischen Erbadel, weil damals die Hofbeamten und reichen Gutsbesitzer erst sich die darnach behaupteten Vorrechte erzwungen hätten. Ach nein, das deutsche Lehnwesen war schon durch Deutsche unter Stephan I. eingeführt, und äusserte nur unter Andreas II eben [illegible] nämlichen, die Königsmacht beschränkenden, [illegible] die Mehrheit der Nation unterdrückenden Wirkungen, die es schon früher in Deutschland geäussert hatte.

Im Anhang werden uns ausser einigen Zusätzen noch die Schicksale der Zipser Deutschen im Vergleich mit den Schicksalen der Siebenbürger Deutschen, [illegible] einer Hn. *S.* von Ungenannten eingesendeten Darstellung geliefert. (688—695.) Hr. *S.* hat Recht, dass [illegible] Schwedter Stosser, Schmölnitzer etc. so wie überhaupt die siebenbürgisch-sächsische Mundart nicht mit der Plattdeutschen, sondern mit der Luxemburger etc. Sprache überein komme. Nach Thumschwand kamen viele sogenannte *Hospites Saxones* in die [illegible] nach Neusohl und nach Siebenbürgen aus den Rheinländern: der Rheinstrom sagt er, ist Sachsen gewesen. Uebrigens sind wohl nach diesem Bericht [illegible] ehemaligen Zipser Freyflecken jetzt im Stande der Unterthänigkeit, aber nicht durch Bosheit der [illegible] madjaren, sondern durch böhmische Räuberunterdrückung, durch eigne Unwissenheit, und durch [illegible] Unwissenheit der alten königl. Kammer und Kanzley.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Februar 1798.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, in d. Schäferischen Buchhandl.: *Archiv der reinen und angewandten Mathematik* herausgegeben von *C. F. Hindenburg. Sechstes Heft.* 1797. 256 S. 8. nebst einer Kupfertafel.

Auch dieses Heft enthält wieder mehrere schätzbare Abhandlungen und Nachrichten, nämlich 1) *Hennert über die astronomische Strahlenbrechung.* Ist eine Fortsetzung der im vorhergehenden Heft angefangenen Abhandlung über diesen Gegenstand, jetzo mit Rücksicht auf Thermometer und Barometer. Bey so vielen verschiedenartigen Ursachen, welche auf die Grösse der Strahlenbrechung Einfluss haben, ist es wohl kein Wunder, wenn dem Fleiss der Astronomen immer noch eine Nachlese übrig bleibt. Besonders auch die von Piazzi zu Palermo gemachte Beobachtungen gaben dem Vf. Stoff zu neuen Untersuchungen. Er findet aus denselben, dass sich keine überall gleich brauchbare Regel zur Bestimmung der Strahlenbrechung finden lasse, sondern dass die verschiedene Luftstriche auch immer wieder ein in etwas verschiedenes Gesetz befolgen. Rec. überzeugte sich hievon ebenfalls, indem er die hier S. 139. vorkommende *Piazzi*sche Beobachtungen mit dem Resultat der Rechnung, theils nach Bradleys Methode vermittelst der Zachschen Tafeln, theils nach Lalandes Vorschrift verglich, aber auf beiderley Art weit grössere Abweichungen erhielt, als der Vf. aus der für Palermo besonders eingerichteten Formel. Daraus folgt [illegible], dass künftig jeder Astronom, der ganz genau [illegible] will, die Regel der Strahlenbrechung für seinen Ort besonders wird bestimmen müssen. Eben so [illegible]et auch der Vf., dass die Strahlenbrechungen in verschiedenen Jahrszeiten verschieden, und namentlich im Winter grösser als im Sommer seyen. [illegible] wünschenswerth wird es ohne Zweifel seyn, [illegible] der Vf. sein Versprechen, diese Materie ausführlicher auszuarbeiten, bald mit Zusammenfassung aller hieher gehörigen in einem einzigen Werk ausführen möchte. 2) *Klügel Angabe eines Doppel-Objectivs, [illegible]s von aller Zerstreuung der Strahlen frey ist.* Der [illegible] theilt hier die Resultate seiner hierüber der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegten genauen Berechnungen, hauptsächlich zum Besten der Künstler und Liebhaber der praktischen Astronomie mit. Er findet für die von Beguelin beobachtete Brechungs-Verhältnisse der verschiedenen Strahlen folgende Maasse oder eigentlich folgende Verhältnisse zu einem vollkommenen Doppel-Objectiv: I. Für die Convexlinse von Kronglas) Brennweite 10000, Halbmesser der Vorderfläche 6943, der Hinterfläche 22712, Dicke 250, Durchmesser der ganzen Oeffnung 3210. II. Für die Concavlinse von Flintglas) Brennweite 14074, Halbmesser der Vorderfläche 14850, der Hinterfläche 18211, Dicke 100. III. Abstand der innern Flächen beider Linsen 100. IV. Brennweite des Doppelobjectivs 32056. V. Die ganze Oeffnung der vordern Linse in Graden 26° 48'. 3) *Buzengliger von einigen merkwürdigen Eigenschaften der Binomial-Coefficienten.* Der Vf. braucht durchgängig die Hindenburgische Bezeichnungsart, und leitet auf diese Art sehr leicht Sätze her, die sonst schwer zu erweisen wären. 4) *Kästner über Summe und Unterschied von Tangente und Secante.* K. zeigt, wie die dafür erhaltenen Ausdrücke verstanden werden müssen, besonders in den Fällen, in welchen der Winkel 0° oder 90° wird, wobey nämlich alle Schwierigkeiten verschwinden, wenn man deutliche Begriffe von Tangente und Secante zum Grund legt, und nicht gedankenlos Formeln auf Fälle anwendet, auf die sie nimmer passen, weil eigentlich gar keine Tangenten und Secanten mehr für diese Fälle statt finden. 5) *Fischer* Prof. am Cölln. Gymnasium zu Berlin *über die Wegschaffung der Wurzelgrössen aus den Gleichungen.* Es ist angenehm diesen Mann, dessen Zwist in Betreff seiner Theorie der Dimensions-Zeichen und der Hindenburgischen combinatorischen Analytik bekannt ist, hier als Mitarbeiter an dem von Hindenburg herausgegebenen Archiv zu finden. Durch persönliche Streitigkeiten gewinnen die Wissenschaften selten, wohl aber durch Wetteifer um Erweiterung derselben. F. sucht eine in den Lehrbüchern der Analysis noch befindliche Lücke auszufüllen, wo nämlich die gewöhnliche Regel zu Wegschaffung der Wurzelgrössen diese ist: man soll die wegzuschaffende Wurzelgrösse auf eine Seite der Gleichung allein bringen, alsdenn zur Höhe des Wurzelexponenten potenziiren, und diese Arbeit, wenn mehrere Wurzelzeichen da seyen, nur öfter wiederholen. Er bemerkt ganz richtig, dass diese Regel nicht hinreiche, und, wenn mehrere höhere Wurzelzeichen da seyen, die Anzahl der Wurzelgrössen vielmehr bey jeder Potenziirung vermehre. Er selbst verfährt nun so, dass er zuvörderst zeigt, die Aufgabe komme auf einerley hinaus mit der andern: eine gegebene Gleichung in eine andere zu verwandeln, deren Exponenten n mal (wobey n als ganz und positiv vorausgesetzt wird) grösser sind. Hiezu nun sagt er kenne er drey Methoden, wovon er aber jetzt nur zwey angiebt. Die erste Methode kommt darauf hinaus, dass er die gegebene in die

gehörige Form gebrachte Gleichung auf die nte Potenz erhebt, und dann durch Addirung geschickter Gleichungen (deren Form er angiebt) mit unbestimmten Coefficienten, die sich hernach ihrem Zweck gemäſs bestimmen lassen, alle diejenige Glieder wegschaft, deren Exponenten kein Vielfaches von n sind. Nach der 2ten Methode nimmt man, wenn die gegebene Gleichung diese ist: $x^r + ax^{r-1} + bx^{r-2} \ldots\ldots + px + q = 0$ die gesuchte mit unbestimmten Coefficienten an so: $x^{rn} + Ax^{(r-1)n} + Bx^{(r-2)n} \ldots\ldots + Px^n + Q = 0$; so muſs die 2te Gleichung alle Wurzeln der 1sten enthalten, also die 1ste ein Factor der 2ten seyn. Dividirt man also die 2te Gleichung durch die 1ste so lange, bis im Quotienten ein Glied vorkommt, das kein x mehr enthält, so muſs der scheinbar übrig bleibende Rest Glied vor Glied = 0 seyn. Dieser Rest nun besteht aus r Gliedern, welches mithin r Gleichungen für die zu bestimmenden A, B, C, etc. giebt. Diese 2te Methode hat, wie der Vf. selbst bemerkt, mit Lamberts Methode in seinen Beyträgen II Th. 1ste Abth. Aehnlichkeit. Beide lieſsen sich zum Theil durch den Gebrauch combinatorischer Zeichen sehr einfach darstellen, die der Vf. absichtlich nicht brauchen wollte, um desto allgemeiner verständlich zu werden; doch wird freylich bey höhern Wurzelzeichen auch die einfachste Regel nicht gegen die Weitläuftigkeit der Rechnung ganz schützen können. Da übrigens namentlich auch diese Aufgabe unter diejenige gehört, deren Auflösung Hr. *Hindenburg* in seinen *prim. Lin. Nov. System. Permutationum* etc. versprochen hat, so dürfen wir vielleicht diesen würdigen Gelehrten bitten, in einem der folgenden Hefte uns auch seine Methode hierüber mitzutheilen. 6) *Rothe über die Ausrechnung schief abgeschnittener Prismen.* R. findet 1) für ein *senkrechtes* oben schief abgeschnittenes Prisma folgenden Lehrsatz: wenn man auf dem Schwerpunkt der Grundfläche eine Linie senkrecht errichtet, so geht sie auch durch den Schwerpunkt der entgegengesetzten schiefen Fläche, und der Inhalt des Prisma ist gleich dem Producte aus der Grundfläche in diese zwischen den Schwerpunkten der beiden Flächen abgeschnittene Linie, und 2) für ein auf beiden Seiten schief abgeschnittenes Prisma: der Inhalt eines solchen Prisma ist gleich dem Producte aus einem senkrecht durch die Kanten des Prisma gehenden Schnitt desselben in den Abstand der Schwerpunkte der beiden Grundflächen, oder auch gleich dem Producte einer der beiden Grundflächen in das Perpendikel, welches auf sie aus dem Schwerpunkt der andern Grundfläche gefällt wird. 7) Lüdicke über eine bestimmte Aufgabe aus der unbestimmten Analytik. Die Aufgabe, die ein Freund von Hn. *Lüdicke* sehr mühsam fand, ist diese: eine Zahl zu finden, die durch 2, 3, 5, 6, 9, 10 getheilt der Ordnung nach folgende Reste übrig lasse: 1, 2, 4, 5, 5, 9, durch 11 getheilt aber aufgehe, und zwischen 14 und 15 Schock d. h. zwischen 840 und 900 falle. Hr. Lüdicke zeigt, wie sich die Aufgabe vermittelst der Hindenburgischen Lehre von cyklischen Perioden sehr leicht auflösen lasse, giebt aber auch zugleich eine Abkürzungs-Methode für das sonst weitläuftige Eulerische Verfahren an. Hr. *Hindenburg* zeigt nun in einem Anhang, wie die letzte Bedingung die sonst unbestimmte Aufgabe eigentlich bestimme, und, wenn man von dieser anfange, eine äusserst leichte Auflösung gebe. Da dies wohl die Absicht dessen, der die Aufgabe vorlegte, nicht war; so erinnert *H.* die nähere Bestimmung der Zahl hätte, mit Weglassung der letzten Bedingung, auch noch auf andere Art z. B. so erhalten werden können, wenn man gesagt hätte, die Zahl sey gerade *die kleinste* unter allen, die den übrigen Bedingungen Genüge leisten. Rec. scheint überhaupt die Aufgabe nicht gut ausgedrückt zu seyn, indem darin sehr viele ganz überflüssige, nichts bestimmende Bedingungen vorkommen. In der That, so bald man weiſs, daſs eine Zahl durch 10 getheilt 9 zum Rest läſst, so weiſs man zugleich auch, daſs sie durch 2, oder 5 getheilt 1, oder 4 zum Rest läſst. Eben so folgt aus der Bedingung, daſs sie durch 9 getheilt 5 übrig lasse, schon daſs sie durch 3 getheilt 2 übrig lasse, und aus diesem zusammen folgt denn auch, daſs sie durch 6 getheilt 5 zum Rest lasse. Es kommt also alles bloſs auf die Theilungen durch 9, 10 und 11 und die hiebey übrig bleibende Reste, und die weitere zur völligen Bestimmung hinzugefügte Bedingung an. Hiernach läſst sich die Aufgabe, selbst wie H. sie vorträgt, auch auf die gewöhnliche Methode ganz leicht auflösen. Sieht man nämlich bloſs auf die Bedingungen der Theilung durch 11 und durch 10, so läſst sich die gesuchte Zahl so ausdrücken: 11x, oder 10y + 9. Mithin ist 11x = 10y + 9 oder 11x − 9 = 10y, daher $x + \frac{x-9}{10} = y$. Es muſs also, wenn man nur auf diese Bedingung sieht, x so beschaffen seyn, daſs x − 9 sich durch 10 theilen läſst, d. h. muſs x in der Reihe der Zahlen seyn: 19, 29, 49, 59, 69, 79, 89 u. s. w. oder die gesuchte Zahl 11x muſs eine der Zahlen seyn: 209, 319, 429, 5 649, 759, 869, 979 u. s. w. (welches mithin, wenn die Bedingung angegeben wird, die Zahl soll zwischen 840 und 900 fallen, schon hinreichen würde) mithin 10y eine der Zahlen: 200, 310, 420, 5 640, 750, 860, 970 u. s. w. oder y eine der Zahlen 20, 31, 42, 53, 64, 75, 86, 97 u. s. w. Wegen der Theilung durch 9 kann man aber die gesuchte Zahl auch noch so ausdrücken 9z + 5: mithin 10y + 9 = 9z + 5 oder 10y − 5 = 9z − 9, mithin $y + \frac{y-5}{9} = z - 1$, also muſs sich y − 5 durch 9 theilen lassen. Es ist aber y − 5 eine der Zahlen 15, 26, 37, 48, 59, 70, 81, 96 u. s. w. und nun sieht man leicht, daſs 81 der kleinste Werth sey, der dieser Bedingung Genüge leistet, also 86 der kleinste Werth für y, oder 869 die gesuchte Zahl. — Noch sind lehrreiche Recensionen von *Langsdorfs* Lehrbuch der Hydraulik und *Piazzi della Specola astro*

nica etc. auch interessante Nachrichten und Anzeigen angehängt.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Ge. Vega's*, Ritters des milit. Theres. Ordens, Majors und Prof.... *Logarithmisch-Trigonometrische Tafeln, nebst andern zum Gebrauch der Mathematik eingerichteten Tafeln und Formeln.* 1797. 2 Bände. in 4. (5 Rthlr.)

Dieses Werk ist zwar als eine zweyte Ausgabe der schon 1783 von dem Vf. zu Wien herausgegebenen *Logar. Trigon. Tafeln* anzusehen; der Zusätze und der Aenderungen sind aber so viele, dass es sich der Mühe wohl verlohnt, über dieses Buch nach seiner jetzigen Gestalt, umständlichern Bericht zu geben. Die Einleitungen sind in beiden Bänden von grosser Ausführlichkeit, und enthalten vielmehr Belehrungen, als die der ersten Ausgabe. Auch steht denselben Blatt für Blatt eine lateinische Uebersetzung zur Seite, wie denn auch dem Werk neben dem deutschen ein lateinisches Titel-Blatt beygelegt ist, mit der Aufschrift: *Tabulae Logarithm. Trigonometricae.* — Die Einleitung im Isten Band erstreckt sich bis auf 84 Seiten, und enthält Erläuterung der vulgarischen oder briggischen Logarithmen, der Logarithmen, welche Sinus und Tangenten angehen, deren Behandlung, Entstehung durch Reihen.... Die Iste Tafel der briggischen Logarithmen nimmt darauf 187 S. ein, und liefert die Logarithmen der Absolut-Zahlen von 1 bis 101000. liefert also 500 Logarithmen weiter, als die 1783ger Ausgabe, welche nur bis auf [illegible] ausgedehnt war.

— In der IIten Tabelle folgen trigonometrische briggische Logarithmen. Für die 1ste Minute sind da die Logarithmen aller Zehntheile der Secunden zu finden; darauf die aller Secunden bis auf 1 Gr. 30 M. und von da erst fängt die Reihe der Log. für Sinus und Tangenten an, von 10 zu 10 Sec. bis auf 6 Gr. [illegible] M. wie sie in der Isten Ausgabe bereits standen; [illegible] die Logarithmen von Minute zu Minute, bis [illegible] fortschreitend.

Nun kommen die natürlichen trigonometrischen [illegible]-Grössen, mit Differenzen, Cosinus, Tangenten.... und angehängt sind Grade und Minuten in Secunden ausgedrückt, Längen der Kreisbögen..... [illegible] doch das meiste, wie es in der Isten Ausgabe [illegible] zu finden ist). Formeln zur Auflösung geradlinichter und sphärischer Triangel, auch andere zur analytischen Trigonometrie gehörige, vollständiger redigirt. Reihen für den Cirkel und die Peripherie bis auf 140 Decimal-Stellen mit Bemerkung der richtigen Zifer, 8, in der 113ten Stelle. Auch noch Formeln der Sinusse mit Quadrat-Wurzeln....

Die Einleitung zu dem IIten Band begreift Belehrungen über Tabellen und gesammelte Formeln von gar mancherley Art, wie denn dieser Band eigentlich voll neuer Zusätze ist. I. Die einfachen Factoren der Zahlen, welche sich durch 2, 3, 5 nicht dividiren lassen, gehen bis 102000; (die in der 1sten Ausgabe sind nur bis 10500 gegangen). Alsdann folgen die Primzahlen von 102000 bis 400000, als eine ganz neue Zugabe. — — Anhang. Zwölftheiliges Maass in Decimalen. II. Natürliche Logarithmen von 1 bis 1000, und Primzahlen zwischen Tausend, und 10000; Potenzen von 2, 3, 5. wie ehedem. III. Potenzen der Grund-Zahl $h = 2,7182818\ldots$ des natürlichen logarithmischen Systems für die Exponenten von 0, 01 bis 10, durch alle hundert Theilchen durchgeführt; dazu eine beygefügte Hülfs-Tabelle, durch die man sehr bequem einen hyperbolischen Logarithmen in einen gemeinen verwandeln kann, nach einer speciellen Belehrung in der Einleitung, welche einfach und besonders verdienstlich ist. IV. Quadrate und Cubi der Zahlen, wie ehedem; auch dieselben Wurzeln. V. Logistische Logarithmen für Secunden... Eine neue Zugabe... Eine Interpolations-Tabelle, nach dem Decimal-System in fünf Columnen für $x = 0, 01$; 0, 02... bis 0, 99; 1, 00. Ebenfalls eine schätzbare Zugabe! — Die Coefficienten etlicher Reihen, Brüche mit Factoren, in Decimalen; auch Logarithmen dazu. VI. Verschiedene Tafeln, aus astronomischen Werken gesammelt; auch die Breiten und Längen mehrerer Städte, welche man anderwärts vergebens suchet. Die meisten Angaben sind aber doch nur aus Vergleichungen, aus Messungen, die in grössern Karten vorgenommen worden, ... näherungsweise *geschlossen*; und bleiben deshalb noch vielen Berichtigungen ausgesetzt. Der Vf. wollte einmal seinen Consignationen von Städten eine grössere Ausdehnung geben, und die darauf verwendete Mühe ist immer Dankeswerth. In der Einleitung findet man auf etlichen Blättern die wesentliche Probleme der mathematischen Geographie, dabey aber insbesondere eine merkwürdige Excursion über die Frage, ob die gewöhnliche Berechnung der geographischen Breite nicht in den meisten Fällen einer Correction bedürfe, da die Richtung der Schwere bey der Umdrehung der Erde um ihre Axe nicht genau gegen ihren Mittelpunkt gerichtet seyn könne? Der Vf. theilt die zur Correction nöthigen Formeln mit; überlässt aber die Aufsuchung des Beweises ihrer Richtigkeit dem Analytiker, der ein paar §phen der *Mechanik* des Vf. hiebey zu Rath ziehen kann, wo jedoch dieser Gegenstand selbst nur mit wenigen Worten berührt ist. Zuverlässig lässt sich die ganze Sache nicht wohl mit zehn oder zwanzig Zeilen, und etlichen Formeln schlechthin abthun. Der Vf. hätte billig auf das, was *Kästner* in seiner Ausführung der Geographie im IVten Cap. deshalb erinnert, Rücksicht nehmen, und die daselbst befindliche concise Deduction, entweder weiter ausführen, oder in einzelnen Bestimmungen widerlegen sollen. Hiezu hätte er freylich seine Bemerkungen zu einer besondern Abhandlung erweitern müssen, und dazu scheint wohl der Raum in dieser Introduction gefehlt zu haben. Wir möchten aber den Vf. immer ermuntern, in einer eigenen Schrift die Discussion noch einmal vorzunehmen, und ausführlicher darüber sich auszulassen. — Zu den Tafeln, welche zu Berechnung der

der Mondsgestalten, dienen, gehören auch *chronologische* Betrachtungen, und Anweisungen über die Einrichtung des Kalenders, namentlich über die des Julianischen, welcher in Russland beybehalten wird.

Unter der letzten Numer VIII. zeichnet sich vor allem die Sammlung von Differential- und Integral-Formeln aus, gegen welche die ältere, in der 1783ger Edition befindliche, gar keine Vergleichung aushält. Die Reihe geht von 1 bis 185; und die Integralien fangen von Nr. 30. an. Sie sind meistens mit Anmerkungen begleitet, und die Ordnung selbst, in welchen sie aufgeführt stehen, enthält schon Belehrung. Wir kennen kein deutsches Werk, auch kein ausländisches, welches so viele Reichthümer aus dem Gebiete der Integration, so concentrirt zusammen dargelegt enthielte, und Hn. *L'Huilier* gerechter Wunsch nach einer Zusammenstellung dieser Art (siehe dessen *Princip. calc. Diff. et Int. pag.* 42.) dürfte nun doch zum grössern Theil durch diese sorgfältige Collection erfüllt seyn, obgleich auch dabey an Vollständigkeit noch lange nicht zu denken ist. Auf die Genauigkeit im Abdruck der Formeln ist ein ausnehmender Fleiss verwendet, die Factoren in den Brüchen sind gut gesondert, die Exponenten an ihre rechte Stellen gerückt, die Wurzel-Zeichen, Clammern, Zurückweisungs-Zifern gut signirt, und endlich die eingeschlichene, wenige Fehler mit grosser Aufmerksamkeit revidirt, und angezeigt. Wer die Mühe kennt, welche es kostet, bey solchen Haufen von Buchstaben-Formeln Präcision zu beobachten, der wird die Feinheit und Schärfe der Darstellungen, welche in diesen Blättern unverkennbar ist, nicht ohne Dank übersehen können. — —

Die letzten zwölf Blätter füllen noch verglichene Längen-Maasse, auch Quadrat und Cubik-Maasse, Gewichte, und Zahlen für Kugelhaufen. — — [illegible] berühmte Vf. hat diese Arbeit im Geräusche des [illegible]ges vollendet, und vieles selbst im Feld und [illegible] ausgeführt! Wir möchten wohl mit besonderer [illegible]tung den Spruch auf ihn anwenden: *Marti [illegible] sunt Oneri!*

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Königberg*, b. Hartung: *Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buchs: Ueber die Ehe — der Lebensläufe nach aufsteigender Linie, u. a. m. Eine Beylage zu den benannten Schriften.* 1797. 72 S. 8. Vf. dieser Bogen ist, laut der Unterzeichnung des Vorberichts, der Hr. Kirchenrath und Prediger *Borowski* in Königsberg. Ihm dünkte das Autorschicksal seines im April 1796 verstorbenen Freundes, des Geheimenraths *von Hippel* in Königsberg ein zu sonderbares Phänomen am literarischen Himmel zu seyn, um nicht die Umstände desselben ausführlich zu erzählen. Er referirt aus genauer Kenntniss der Acten; und seine Schrift ist daher als ein zuverlässiger und in seiner Art schätzbarer Beytrag zur Geschichte berühmter deutscher Schriftsteller anzusehen, unter denen der selige *Hippel* unstreitig einen ehrenvollen Rang, und vornehmlich durch diejenigen Schriften behauptet, für deren Verfasser er sich während seines Lebens zu bekennen nun einmal nicht für gut fand, so geschäftig und zudringlich auch die Neugier war, ihn aus seiner Anonymität ans Licht zu ziehen. Man findet hier zuerst eine kurze Erzählung von den Lebensumständen dieses denkwürdigen Mannes, und dann eine vollständige Anführung seiner Schriften, mit einigen Bemerkungen über jede derselben. Das Buch *über die Ehe*, die *Lebensläufe*, die *Handzeichnungen nach der Natur*, das Buch *über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*; und die *Kreuz- und Queerzüge des Ritters A—Z*, sind darunter die bekanntesten und gelesensten. Sodann redet der Vf. über die wahrscheinlichen Gründe über seine strenge Behauptung der Anonymität, die so weit ging, dass er einmal, da er sich von *Goldbeck* compromittirt glaubte, diesen veranlasste, einen vorgeblichen *von Treyden* als Vf. der Lebensläufe zu nennen. Indess wurde die Begierde, den wahren Vf. herauszuforschen, immer lebhafter, und zuletzt wirklich unartig und zudringlich. Man drang öffentlich in ihn, dass er sich nennen sollte. Wenn und wo dies geschah, und wie *H.* sich dabey benahm, wird hier erzählt, und manchen unserer Leser wird es noch erinnerlich seyn, [illegible] besonders im Intelligenzblatte dieser A. L. Z. mehrere [illegible]chen Auffoderungen, Erklärungen und Gegenerklärungen [illegible] schienen. Noch sonderbarer war der ebendaselbst [illegible] äusserte Zweifel, ob das Buch über die Ehe, die [illegible]fe und Handzeichnungen, den nämlichen Verfasser hätten, [illegible] *H.* wenigstens zu berichtigen für gut fand. Ein Anderer [illegible] ihm in der Allg. Deutschen Bibliothek den Vorwurf der [illegible]schreiberey aus *Kant's* Collegienheften, worüber sich [illegible] *K.* selbst in unserm Intelligenzblatte erklärt hat. Endlich, [illegible] *Hippel's* Tode, trat gar von Göttingen aus ein Magister *[illegible]ming* auf, und kündigte einen Beweis an, dass kein anderer als *Kant*, der Verfasser jener Bücher sey; bald hernach [illegible] er aber sein Versprechen wieder zurück, und erklärte, [illegible] nicht mehr *K.*, sondern *H.* für den Verfasser halte. Es [illegible] dabey indess noch nicht, sondern ein Hr. *B—gk.* aus [illegible] fand doch immer noch jene Behauptung wahrscheinlich, [illegible] hierauf eigentlich erfolgte die gedachte Kantische Erklärung [illegible]gen der von Hippelschen Autorschaft. (*S. Intell. Bl. zur* [illegible] *Z.* 1797. Nr. 9.) — Endlich noch, über das Schicksal, [illegible] *H.* durch Recensenten erfuhr, und von *H's* literarischen [illegible]lasse, dessen Schicksal noch unentschieden ist. — „*Hippel* [illegible] seine den Lesern der Lebensläufe wohlbekannte Frau P[illegible] oft singen:

> Die Welt vergisst unser bald,
> Sey jung oder alt,
> Auch unsrer Ehren mannichfalt.

Und das ist, so höchst plan es da auch gesagt und gesungen seyn mag, doch eine Wahrheit, die immer lehrreich ist, [illegible] dann noch fest stehen wird, wenn unser aller Schriftsteller längst vergessen ist."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Februar 1798.

GESCHICHTE.

Paris, b. Bailleul: *Systeme maritime et politique des Européens pendant le XVIII. Siecle fondé sur leurs traités de Paix, de Commerce et de Navigation*, par le Citoyen *Arnould*. 1797. 341 S. 8.

Der Vf. hat sich bereits im Handelsfache, dem er noch als Chef *du Bureau du Commerce françois* steht, durch das treffliche, auch von uns 1791 angezeigte, Werk *de la Balance de Commerce de la France dans toutes les parties du monde* vortheilhaft ausgezeichnet. In der vor uns liegenden Schrift untersucht er das bisherige europäische Handelssystem in Rücksicht auf alle grösere und kleinere Staaten, wie jeder von diesen seinen Handel durch Unterhandlungen, Verträge und Landesverordnungen in neuern Zeiten zu sichern und zu erweitern bemüht gewesen, und wie sie zuweilen einzelne Nationen vor den übrigen begünstigt haben. Er geht dabey oft in ältere Zeiten zurück, zeigt die geringen Anfänge des Handels in den meisten Reichen, dessen Abweichungen in neuern Zeiten, die Ursachen warum der Seehandel in einigen weniger, als in andern emporkommen konnte, wie derselbe in Europa zur Zeit der französischen Revolution beschaffen war, und welche Staaten auch mit den andern Welttheilen in Verbindung stehen. Ein Werk das diese und andere verwandte Materien historisch entwickelte, und dabey den Geist der Staatsverhandlungen enthielte, oder Resultate aus zum Theil noch unbenutzten Quellen, Archive und Handelsbüreaux mehrerer Reiche mittheilte, meynt der Vf., würde wenigstens sechs Quartbände füllen, in unsern Tagen aber vielleicht wenig Leser finden, wenn es sich auch blofs auf die Veränderungen unsers Jahrhunderts einschränkte, welche darzustellen hier sein erster Zweck war. Er hat sich aber die Arbeit leichter gemacht, nur die wichtigsten Handelsverträge gelesen, von den meisten nur die Zeit angegeben, wenn sie geschlossen wurden, und die Handelsschriftsteller einzelner Nationen sind gar nicht zu Rathe gezogen. Der Vf. schöpft nur aus französischen Autoren, die entweder einzelne Länder bereiseten, oder die Beobachtungen anderer über dieses und jene Staaten französisch übersetzten, daher sind *Voltäre* und *Scherer* seine einzigen Führer beym russischen Handel, und über die Schilderung des Handels der italienischen Staaten haben *Gorani*, und die bekannte Schrift über Savoyen die meisten Nachrichten hergegeben. Nach dem *Chenier* wird der Handel der Barbarey beschrieben, und *Poiret* wird gar nicht erwähnt. Auch bey Schweden scheint Hr. *A.* weder *Canzler* noch *Catteau* zu kennen; dass *Modeer* ihm unbekannt blieb, liess sich leichter erklären. Wenn wir überhaupt die Abschnitte ausnehmen, welche das neuere Handelssystem von Grofsbrittannien, Frankreich und Nordamerika darstellen, so enthalten die übrigen meist allgemein hingeworfene Bemerkungen, einzelne abgerissene Resultate, mehr flüchtige Skizzen, als getreue Gemälde, und sehr oben abgeschöpfte Excursus über einzelne Handelsalterthümer. Er scheint überhaupt dieses Buch ziemlich eilfertig zusammen getragen zu haben, und daher muss der Leser sich an unrichtige Jahrszahlen, und manche Unfacta nicht stossen, Fehler, die bey einiger Aufmerksamkeit leicht vermieden werden konnten. So sollen auf den dreyhundert Fahrzeugen, die Portugal mit dem brasilianischen Handel beschäftigt, (eine Angabe, die nach den vor uns liegenden Schifffahrtslisten von Lissabon und Oporto wohl übertrieben scheint), nur 600 Matrosen gebraucht werden. England kündigte 1780 den Holländern den Krieg an, weil sie die schottische Brigade nicht Georg III überlassen wollten. Von den Unterhandlungen über die französische Schiffahrt, dem Beytritt zur bewafneten Neutralität, und den Verbindungen der Stadt Amsterdam mit den Nordamericanern, scheint er nichts erfahren zu haben. Die ehemaligen preussischen Zolleinrichtungen in Betreff des Danziger Handels S. 135 sind ganz unrichtig angegeben. Eben so wenig hat Brandenburg 1650 Trankebar von Dänemark erkauft. Die 1747 errichtete dänische allgemeine Handelscompagnie ward schon 1773 aufgehoben, und der Wallfischfang wird jetzt von mehreren dänischen Städten getrieben. Beym Tode Karls XII soll ganz Schweden nur drey Handelsschiffe gehabt, auch der verstorbene König von Preussen Friedrich Wilhelm II zuerst 1787 die Einfuhr der spanischen Wolle in seine Staaten erlaubt haben etc. Eigentlich ist das ganze Buch gegen England gerichtet und der Vf. sucht zu zeigen, dass diese Macht ihr Glück und ihre Kräfte vorzüglich dazu angewandt habe, die Industrie anderer Nationen zu zerstören; daher wiederholt er an mehrern Orten, alle Nationen Europens müsten sich vereinigen, der englischen Handelstyranney ein Ende zu machen. Sonst beurtheilt er Grofsbrittanniens Staatskräfte, die Maasregeln der Regierung, den Handel auszudehnen, anders, als französische Schriftsteller in unsern Tagen sie aus Nationalhass darzustellen pflegen.

Das ganze Werk ist in zwanzig Abschnitte vertheilt, und ausser den grösern Staaten werden die Handelsverbindungen der barbarischen Mächte, der Floren-

Florentiner, Genueser, der Hanseestädte, und der nordamerikanischen Republiken beschrieben. Gewöhnlich schildert er den Flor oder die Abnahme des Handels in einem jeden der hier einzeln aufgeführten Länder, nach verschiedenen zweckmäfsig ausgewählten Perioden. Freylich sind diese Schilderungen äufserst kurz, die behandelten Gegenstände sind nur mit wenigen Worten angedeutet, und enthalten für die meisten Leser nur die bekanntesten Thatsachen; allein mitten unter diesen weifs der Vf. manche geheime Verhandlungen, und einzelne nicht sehr im Umlauf gekommene historische und statistische Nachrichten einzuweben, die man nicht in Büchern über die hier behandelten Gegenstände findet, und seinen Bemühungen einen bleibenden Werth verschaffen. In dem Abschnitt von Spanien finden wir verschiedene Artikel des den 2 Januar 1768 erneuerten Familientractats mit Frankreich, auch werden einige neuere Handelsverträge zwischen beiden Staaten angeführt, welche wir in *Martens Recueil* vergeblich gesucht haben. Unter den Nachrichten vom portugiesischen Handel sind einige kraftvolle Memoirs des Marquis von Pombal eingerückt, worin er von Grofsbrittannien wegen des verletzten portugiesischen Gebiets Genugthuung fodert, weil die Engländer einige französische Schiffe im siebenjährigen Kriege auf der Küste von Lagos verbrannt hatten. Er sagt darin, keine Macht habe einer andern so viel Vortheile, so viele Nachsicht verstattet, als Portugal den Britten. Es wäre Zeit einmal der Welt zu zeigen, dafs Portugal das Joch einer fremden Herrschaft abgeschüttelt habe; da die Engländer aus diesem Reiche in den funfzig Jahren von 1760 funfzehn hundert Millionen (Crusaden oder Livres?) gezogen hätten. An einer andern Stelle versichert Hr. *A.*, dafs Pombal bey Niederlegung seiner Stelle 78 Millionen Crusaden der jetzt regierenden Königinn zur freyen Disposition hinterlassen habe. Wir erinnern uns eben diese Angabe bey dem Vf. der *Recherches sur le Commerce.* T. II. S. 132 gelesen zu haben. Bey einem jeden der hier beschriebenen Staaten wird auch die Stärke der Flotte bemerkt, und wie viel Matrosen zu ihrer Bemannung erfodert werden. Es sind aber blofs allgemeine Schätzungen verschiedener Jahre, die wir hier nicht wiederholen, noch weniger berichtigen mögen, da sie sich seit der hier angeführten Zeit so sehr verändert haben. Die unsichersten Angaben sind uns bey Holland, Schweden und Rufsland aufgefallen, wir würden dagegen versucht haben, bey den vornehmsten Handelsmächten die Menge und Gröfse der Kauffartheyschiffe, welche von einigen nicht unbekannt ist, nebst der Zahl der gewöhnlich durch den Handel beschäftigten Seeleute zu bestimmen. Der Vf. schreibt dem französischen Kabinett die Idee der armirten Neutralität zu; da er aber die bisherige Meynung über ihre Entstehung während des nordamerikanischen Krieges weder anführt noch widerlegt, auch die seinige auf keine Art durch Beweise unterstützt, so lassen wir solche auf ihrem Werth, oder Unwerth beruhen.

Wir haben bereits bemerkt, dafs Hr. *A.* bey den Handelsverbindungen der nordamerikanischen Freystaaten, seines Vaterlandes, und Grofsbrittanniens ausführlicher gewesen, oder dabey aus zuverläfsigern, detaillirteren Quellen geschöpft habe, als bey den übrigen. Bey den ersten Staaten bemerkt er unter andern die abweichenden Handelsverfügungen, die nach dem Frieden mit England oder 1783 gemacht wurden, und ihr ganzes Verkehr zerrütteten. Hernach werden die Verträge angeführt, die sie mit andern Mächten schlossen. Von ihrem Inhalt erfährt der Leser, so wie in den vorigen Abschnitten, selten mehr als das Datum der Unterzeichnung. Verschiedene, wie der neueste Vertrag mit Grofsbrittannien, der im Lande so sehr angefochten ward, dafs die für und wider denselben gedruckten Schriften eine eigene Sammlung machen, hätten nebst der Convention mit Algier, den 5 Sept. 1795 wohl einige Auseinandersetzung verdient, da die Amerikaner durch den letztern auch den Seeräuberfürsten gleich den übrigen Nationen tributbar geworden sind, und ihnen jährlich für 12000 Zechinen an Schiffsbedürfnissen und Ammunition schicken müssen. Einen ansehnlichen Theil der Schilderung des französischen Handels voriger Zeiten hat der Vf. aus seiner Schrift *de la Balance* entlehnt. Sonst zeigt er den Seehandel seiner Nation nach fünf verschiedenen Perioden, oder den fünf grofsen Kriegen, die Frankreich in diesem Jahrhundert geführt hat, und noch führt, und er hat dabey ungedruckte Archivacten benutzt. Wie Ludwig XIV starb, bestand die ganze Handelsflotte aus etwa 820 Fahrzeugen von 50 bis 250 Tonnen. Der westindische Handel beschäftigte 100 Schiffe. Nach einem von Maurepas dem Könige 1730 überreichten Memoire hatte sich der Seehandel nebst den Fischereyen ansehnlich vermehrt. Den auswärtigen Handel trieben 3707 Fahrzeuge, auf denen 19,472 Seeleute dienten; den Küstenhandel nebst dem Makrelenfang 12—1300 Schiffe und 6—7000 Matrosen. Mit dem Heringsfang waren 124 Buisen von 2990 Tonnen und 2525 Matrosen beschäftigt, mit dem Wallfischfang 37 Schiffe, die der Stadt St. Jean de Luz gehörten; aber Harpuniere und Matrosen waren Spanier. Das Verkehr mit Westindien hatte sich bis auf 316 Schiffe von 39,806 Tonnen und 8421 Seeleute vermehrt, und zum Stockfischfang bey Neufundland, wurden 296 Fahrzeuge von 26007 Tonnen nebst 7489 Matrosen gebraucht. Von den siebzehn Kriegsschiffen, die während und nach dem siebenjährigen Kriege der Krone von den Ständen einiger Provinzen, den Finanzpächtern und grofsen Handelsstädten geschenkt wurden, hatte sie keinen Nutzen. Sie waren zu eilfertig und aus zu schlechtem Holz erbauet. Dafs Frankreich im ersten Pariser Frieden, wie mehrere Schriftsteller versichern, sich gegen England auf eine bestimmte Zahl Linienschiffe habe einschränken müssen, widerlegt der Vf. mit Briefen des damaligen Seeministers Choiseul, der alles aufbot, die Kriegsflotte zu vermehren, auch sie wirklich auf 64 Linienschiffe brachte. Zuletzt zeigt der Vf. den Zustand der Handels- und Kriegsflotte zur Zeit der Revolu-

volution. Die erste bestand nach mehreren hier abgedruckten genauen Verzeichnissen aus 6028 Schiffen, von denen 3351 dreyssig Tonnen und weniger hielten. Zur Kriegsflotte gehörten damals 81 Linienschiffe von 118 bis 64 Kanonen, 69 Fregatten und eine Menge anderer Fahrzeuge, welche zusammen 14000 Kanonen führten und mit 78000 Matrosen bemannt waren. Ueber ihre gegenwärtige Beschaffenheit werden mehrere Berichte im Congress angeführt, welche jedoch nicht deutlich ihren Verlust in diesem Kriege oder ihre wirkliche Stärke ergeben. Paris allein, meynt Hr. A., das jetzt seine bisherigen Resourcen verloren hat, und durch die Abtretung der Niederlande mehr Frankreichs Centralstadt geworden ist, wird im künftigen Frieden dem Nationalhandel neues Leben geben. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit Grossbrittannien, und bey dessen Handel und Seemacht sind vorzüglich Chalmers und der Vf. der Geschichte der Fortschritte der englischen Seemacht benutzt worden. Er ist freylich kein Lobredner der Engländer, aber bewundert ihre Energie, und die Mittel, welche sie bisher ergriffen haben, den Handel auszubreiten. Er nennt die Prophezeyungen chimärisch, die Englands Ruin durch das Steigen der Nationalschuld erweisen wollen. Mit den vermehrten Schulden hat sich der allgemeine Wohlstand der Nation gehoben, und Englands nahen Umsturz nach arithmetischer Progression der Schulden bestimmen wollen, scheint ihm eben so viel als das Ende der Welt, nach dem Satz festsetzen, dass sich alle irrdische Wesen ihrer Auflösung nähern. Hierauf werden die Bevölkerung, Schifffahrt, die Einkünfte und Schulden Grossbrittanniens zu Anfang und Ende dieses Jahrhunderts neben einander gestellt, die Eroberungen der Britten in Indien, und ihre Verbindungen mit den europäischen Mächten beschrieben, Bemerkungen, die wir hier nicht wiederholen können, da sie sich entweder durch den angenommenen Gesichtspunkt auszeichnen, oder für den, der die angeführte und andere Schriftsteller gelesen hat, keine neue Aufschlüsse enthalten, zum Theil auch von Hn. *A.* selber in den frühern Abschnitten ausführlicher vorgetragen sind.

Leipzig, b. Gräff: *Heinrich Vogels Beschreibung seiner dreyssigjährigen, zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen, Seereisen, nebst der Geschichte seines Lebens.* Erster Theil mit einem Kupfer. 1797. 19 Bog. 8.

Das unnöthigerweise verschwiegene Vaterland des Vf. könnte zwar einigen Zweifel gegen die Wahrheit dieser Geschichte erregen; auch scheinen die ins Spiel gezogenen Seelenverkäufer mit ihrem Schlaftrunk so ziemlich einen gewöhnlichen Seefahrerroman anzukündigen: allein alles Uebrige trägt so, sehr das Gepräge einer wirklichen Lebensgeschichte, dass wir ihre versicherte Wahrheit nicht länger bezweifeln wollen. Wir wollen es auch dem Vf. nicht verübeln, dass er sie merkwürdig fand, um der Welt mitgetheilt zu werden: nur hätte er auf diesen Fall den Pleonasmus, oder wenn man will, das ὕστερον πρότερον auf dem Titel vermeiden, auch seine Geschichte nicht auf drey Theile ausdehnen sollen, wie er durch unnöthige Einschaltung der Sehenswürdigkeiten eines jeden auf der Reise nach Hamburg berührten Ortes und ihrer Geschichte gethan hat. Der Vf. ist 1740 geboren, studierte in Jena Theologie, unterhielt dabey eine Liebschaft in Weimar, und wird nach dem Verlust seines Vermögens durch den Bankerot seines Vormunds veranlasst, sich um eine Condition zu bewerben, die er denn auch durch den sel. *Polz*, in Schweden erhält. Er tritt demnach, nach erhaltenen Reisegelde, seine Reise von Jena über Leipzig, Halle, Quedlinburg, Halberstadt, (auf dem ersten einsamen Wirthshause von hier, dem grünen Jäger, sah er eine eben zur Welt gekommene Missgeburt eines doppelten Küchleins) Wolfenbüttel, Braunschweig, Celle, Verden, Bremen, und Stade nach Hamburg an. Dass er uns nun von manchen dieser Orte eigentliche Topographie und Geschichte liefert, war nun wohl nach 33 Jahren nicht mehr nöthig, nach deren Verlauf manches anders seyn kann, oder die Geschichte aus andern Büchern bekannt genug ist. Aber das ist noch nicht genug: auch seine auf dem Postwagen gefundene Reisegesellschafter erzählen ihm ihre Abentheuer und geben ihm dadurch Anlass, seine Seefahrergeschichte mit manchen Romänchen oder sonst einem heterogenen Auswuchs anzuschwellen. In Hamburg, wo er, von den vielen Begräbnissen, grün ausgeschlagene Kirchenwände bemerkt, und Leichengeruch gerochen haben will, hatte er sich einst, nach Besuchung des Pesthofs verspätet, und kam eben Abends vor dem Thor an, als die Zugbrücke vor ihm aufgezogen wurde. Diese Verspätung einer halben Minute änderte nun auf einmal sein ganzes Schicksal, dass er Stockholm nicht zu sehen bekam, und zu andern Seereisen bestimmt wurde. Er suchte natürlicherweise ein anderes Nachtquartier, und fiel, auf dem Weg nach Altona, einem sogenannten Seelenverkäufer in die Hände. Wohl aufgenommen, befand er sich beym Erwachen, in einem Keller, unter andern Mitgenossen seines Elendes, die ihn mit äusserster Aengstlichkeit warnten, laut zu klagen. Nach einigen Tagen befanden sich diese Elende, wieder beym Erwachen, in einem Schiffe, wo sie aber nicht sogleich, wie man erwartet, zum Dienst angestellt, sondern, unter einer Wache, in Helgoland ausgesetzt werden, um einem hier erwarteten dänischen Schiffe, an welches sie verkauft waren, übergeben zu werden. Allein Vogel hat Gelegenheit, seiner Wache zu entlaufen, sich einem Prediger zu entdecken, und durch dessen Vermittelung in die Freyheit versetzt zu werden. Er will nach Hamburg zurück schiffen, um seine Reise nach Schweden fortzusetzen. Allein das Schiff wird durch Sturm nach Holland verschlagen. Von da ist er Willens, zu Fuss durch Westphalen nach Hamburg zurückzugehen; er findet aber in Amsterdam einen Wohlthäter, dessen Leitung er sich überlässt, und dieser engagirt ihn mit einem ansehnlichen Gehalt als Reisegesellschafter für einen jungen Engländer nach Lissabon und

und Ostindien; er besieht vorher die vornehmsten Städte in Holland, die er, für die damalige Zeit, ganz befriedigend beschreibt, begiebt sich nach Portsmouth, und schifft sich von da nach Lissabon ein. Dies geschahe zu Ende des Jahres 1764: und zum voraus wissen wir, dass der Vf. erst im Jahr 1794 nach Deutschland zurück kam. Wir können nicht in Abrede seyn, dass das Buch für lesebedürftige Leute zu einer sowohl zeitverkürzenden als unterhaltenden Lectüre dienen könne. Wer soll aber der *Geheimderath* Vossius seyn, der mit Erlaubnis der Königinn *Christine* die Bibliothek zu Bremen beraubt habe?

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Kaiserer: *Geschichte eines Geistersehers aus den Papieren des Mannes mit der eisernen Larve.* Herausgegeben von *Cajetan Tschink.* I—III Band. 1790—1793. 8.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Geschichte eines Geistersehers* etc. Erster Band. 1797. 246 S. Zweyter Band. 278 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wir wissen nicht, welche Bewandtniss es mit obigem zweyten Abdrucke dieses Romans hat, da weder der Name des Verlegers angegeben, noch bemerkt ist, dass es eine neue Auflage sey, auch der dritte Theil noch fehlt. Weil jedoch der Roman nach der ersten Ausgabe in diesen Blättern nicht beurtheilt worden ist, so holen wir bey dieser Gelegenheit, die Anzeige desselben nach.

Die vornehmeren Geistergeschichten haben es mit unsern alltäglichen Spukereyen sehr oft gemein, dass sich die Ueber- oder Unterirrdischen um Kleinigkeiten incommodiren, und sehr geringe Zwecke durch die fürchterlichsten Erscheinungen erzielt werden. Man muss es daher diesem *Seher* schon zum Verdienst anrechnen, dass er einen Plan befolgt, welcher der Rede werth ist. Er ist auf eine Anekdote aus der portugiesischen Geschichte vom König Sebastian gegründet, der im J. 1578 in einer Niederlage blieb, welche seine Armee bey einem Zuge nach Africa erlitt. Etwa zwanzig Jahre nachher erschienen vier Pseudo-Sebastiane, von denen einer sein Vorgeben so glaublich zu machen wusste, dass noch jetzt Zweifel bestehn, ob er wirklich bloss eine jesuitische Erscheinung gewesen sey. Die geheime Gesellschaft, die hier zu Anfange versammelt ist, und eben nicht mit einer neuen Erfindung eingeführt wird, (denn der erzählende Held des Buches geräth unter sie, da er in einem einsamen verrufenen Gebäude übernachtet) beschäftigt sich mit Abwerfung der spanischen Herrschaft, unter welcher sich Portugall befand, und der Wiedereinsetzung *Sebastians*, der irgendwo als Einsiedler und Greis von 108 Jahren leben soll. Unser junger Geisterliebhaber wird, da man seine hohe Geburt erfährt, von den Verbündeten für ein brauchbares Werkzeug ihrer Absichten erkannt. Man vertraut ihm zwar noch nichts; aber Seltsamkeiten und Wunder verfolgen ihn auf allen Wegen und Stegen. Vor allen setzt ihm ein Namenloser, ein Unbegreiflicher, welcher nachher mit einer vertraulicheren Benennung nur der *Irländer* heisst, so zu, dass er sich endlich dem Willen der geheimen Obern fügt und für sie zu handeln beginnt. Das Interesse des Sebastian kreuzt sich noch mit einem andern Zwecke im Hintergrunde, und eben um diese Bereicherungen der Intrigue zu begünstigen, ist der Zeitpunkt der Begebenheit bis zu demjenigen, wo der Herzog von Braganza sich des portugiesischen Throns bemächtigte, vorgerückt worden. Indessen begehren wir überhaupt nicht, dies[illegible] höchst verworrene Gewebe mit der Geschichte ge[illegible] zu vereinbaren. Zum Schaden desselben ist nur [illegible] viel Fremdes eingemischt; die erdichteten Ge[illegible] lassen sich nicht einmal ordentlich gruppiren; es gi[illegible] Episoden in Menge, die zum Theil nur sehr lose [illegible] die Haupthandlung eingeflochten, oder nur skiz[illegible] und damit auch auf der letzten Seite noch Rä[illegible] übrig bleiben, nicht ausgeführt sind. Unser Sch[illegible]steller hat so wenig wie viele andre, einen Beg[illegible] von weiser Sparsamkeit: wenn sie die Wirkung re[illegible] erhöhen wollen, so setzen sie Lichter ohne Zahl [illegible] sie lassen die Schläge des Wunderbaren so dicht [illegible]unter fallen, dass einer den andern entkräftet, [illegible] dem Leser über allen Räthseln die Neugierde verg[illegible] Man sieht selten, wie der Plan vor- oder rückw[illegible] geht, oder was etwa durch diesen oder jenen St[illegible] gewonnen werden möchte. Ob irgend ein fester [illegible] beobachtet wird, davon ist nicht die Frage, [illegible] bis zu welcher Länge sich das Buch ausspinne[illegible] Der Stoff wäre hier für sich selbst reichhaltig g[illegible] allein das Interesse ist durch die lästige Ueberla[illegible] desselben durchaus geschwächt; die Erfindungen [illegible] mannichfaltig, aber oft matt, und von Seiten [illegible] Charakterzeichnung ist nichts gethan, jene zu heb[illegible] Man kann nicht unbedeutender seyn als der H[illegible] König Sebastians geheimnissvolle Erscheinung ist [illegible]gentlich gar nicht benutzt worden. Er ist nur [illegible] Scheinbild; sonst würde es auch dem alten M[illegible] nicht ziemen, dass er sich mit solchen Täusch[illegible] persönlich abgäbe. Der Irländer ist ein Vogel, [illegible] schon seine bestimmten Federn hat, wie Papag[illegible] ungefähr: er ist seitdem längst zur förmlichen M[illegible] unter uns geworden. Das Einzige, was wir dem [illegible] danken, ist, dass sich die weibliche Hauptfigur, A[illegible]lia, weniger verschroben wie die übrigen zeigt. Z[illegible]letzt tritt noch ein Gegen-Irländer auf und zettelt ei[illegible] Gegenverschwörung an, durch welche der Held se[illegible] Leben verwirkt. Das Haupt wird ihm abgeschlagen[illegible] dem ungeachtet geht er mit demselben davon, u[illegible] kriecht unter die bekannte eiserne Maske. Der ph[illegible]losophische Theil des Buches ist den geringen Geis[illegible]kräften, die der Held zu seiner Vertheidigung ge[illegible] den Irrthum aufzuwenden hatte, angemessen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Februar 1798.

GESCHICHTE.

Strasburg, auf Kosten des Vf.: *Justizmord und Regierungsgräuel in Ungarn und Oesterreich*, oder *actenmäſsige Geschichte des wegen Toleranz und Menschlichkeit in unsern Tagen schrecklich verfolgten ungrischen Edlen Matthias Raby von Raba und Mara.* Von ihm selbst beschrieben. I. Theil. 252 S. Text und 112 S. actenmäſsige Beylagen. II. B. 288 S. Text und 80 S. Beylagen. 8.

Ob wohl der Vf. im 1. Band den 2ten Abschnitt eigens der politischen bürgerlichen und kirchlin Verfassung von Ungarn widmet; so ist doch das r Vorgetragene keineswegs neu, sondern meist dem *Manch Hermäon* und den *statistischen Aufungen*, (Quellen, die er verschweigt) auch bey Deutschen bekannt; z. E. die Angabe S. 82., daſs Protonotar von einem Gerichtstermin oft 15000 fl. schenke) nach Hause bringt, und S. 94 folg. die Gechichte der (im Dunkeln noch fortdauernden) Verfolg der Protestanten. Wir gehn daher auf seine Geichte über. Matthias Raby, kathol. Religon, geb. 2 zu Presburg, erzogen zu Wien, dem nachmalin Kaiser Joseph bey seinen Besuchungen der Wiener hranstalten persönlich bekannt, nach fortgesetzten udien zu Ofen, Presburg, Kaschau und Erlau, 3 re lang als sogenannter *Juratus* bey der Septemaltafel prakticirend, dann im J. 1773 als Accessist der königl. ungrischen Hofkammer zu Presburg estellt, hatte schon früh den Grundsatz des sogeten weisen Salomo aus den Augen gesetzt: richt nach Aemtern und strebe nicht nach Gewalt, n du wirst (und kannst) nicht alles Unrecht gut chen. Nach mancherley geheimen Anzeigen, durch er donnernde Hofrescripte an die königl. Hofkamr veranlaſste, klagte er endlich öffentlich den Extionsdirector *Johann Tagány* der Entwendung d des Verkaufs der mit Aerarialgeldern angeschaffKanzleyrequisiten an, über welcher er denselben appt haben will; der Angeklagte lieſs aber bald f seinen Tisch heimlich eine Anzahl von Büchern, pier u. dgl. legen, und beschuldigte ihn — *per Resionem* — des nämlichen Verbrechens: er ward rüber von der Hofkammer ab-, und von M. Ther. ar nicht wieder in sein Amt zurückgesetzt, doch r auf Josephs Verwendung mit einer goldnen Do, 50 Ducaten enthaltend, unter Belobung seines Eirs beschenkt: und vom Kaiser Joseph mit dem Verprechen entlassen: es werde bald die Zeit kommen, vo mit Hülfe der einzuführenden Preſsfreyheit die schlechten Handlungen der Stellen und Beamten ungescheut aufgedeckt werden dürften. Wenn das so fortgeht, pflegte Kaiser Joseph zu sagen, so werde ich selbst als König von Ungarn kaum den Rock auf dem Leibe behalten. Hierauf führte Raby als Advocat mehrere, theils eigene, theils fremde, Processe, wobey er über Verzögerung und Verdrehung des Rechts sowohl bey den höchsten Gerichten, als beym Gericht des Neutraer Comitats klagt, und daher zu mehrern Unterredungen mit dem Kaiser Gelegenheit nahm. Der Kaiser bestimmte ihn endlich zu Anfang 1784 zum Sachwalter der St. Andreer Cameralgemeinde, welche gebeten hatte, ihre Rechnungen seit 25 Jahren her, mit Beyziehung dieses Raby, genau untersuchen zu lassen, indem ihr Magistrat statt eines jährlichen Steuerquantums von 6000 fl. auser den herrschaftlichen Gefällen jährlich gegen 40000 fl. unter nichtigen Vorwänden, z. E. unter dem Namen der Militäreinquartierung, eintrieb, und einen Theil davon in den Sack steckte, den andern zu Bestechungen des Vicegespanns Latzkovics, des Oberstuhlrichters Friebniſs und andrer Comitatsbeamten verwendete.

Ehe wir weiter in der Erzählung gehen, müssen wir, so viel wir als Ausländer beurtheilen können, gleich anfangs bemerken, daſs da die Klage im Grunde wider die Comitatsbeamte und deren Nachläſsigkeit bey der ihnen zustehenden Oberaufsicht über den Magistrat, so wie wider die Bestechlichkeit derselben gerichtet war; der Kaiser diese Sache vielleicht am füglichsten und kürzesten abgethan hätte, wenn er nach der *Regel: Principiis obsta*, sogleich *selbst* einen einzigen redlichen und responsablen Untersuchungscommissär ernannt, den Befund mit Beyziehung des Raby als Vertreters der Gemeinde erhoben, und unmittelbar darauf das Endurtheil gefällt hätte, worauf auch Raby zu dringen unbedachtsam vergaſs. Da aber die ersten Untersuchungen durch Comitatsbeamte vorgenommen wurden, und dabey natürlich durch Egoismus Menschlichkeiten und Parteylichkeiten unterliefsen, so gerieth die ganze Sache in eine so beyspiellose Verwickelung, und es wurde das Ansehen der einzelnen Beamten, des Comitats und der Stellen so sehr compromittirt, daſs nach der in einem monarchischen Staate so nothwendigen Subordination die Rücksichten der strengen Gerechtigkeit mit den Rücksichten der Convenienz und des öffentlichen Ansehens in Zusammenstoſs auf eine für die Streitsache selbst und für das Schicksal des Raby sehr traurige Art kamen, und endlich auch ein sonst wegen strenger Gerechtigkeitsliebe in solchen Fällen dem Vernehmen nach bekannter Staatsrath (II. S. 180.) erklären

klären mufste: aus Achtung gegen die dabey interefsirten hohen und niedern Beamten könne es zu keiner weitern Unterfuchung kommen, fondern die Sache müffe allerdings und für immer beendigt angefehen werden.

Wenn nun hieraus erfcheint, dafs Kaifer Jofeph (von dem der Vf. I. S. 127. nicht leugnen will, dafs er bey manchem, was er that, fich die Vermehrung feiner Einkünfte zum Zwecke nahm,) bey feinen fonft herrlichen, doch vielleicht nicht fyftematifch geordneten, Ideen nicht immer die beften Mittel zu ihrer Ausführung wählte: fo kommt hiezu noch eine zweyte Bemerkung in Betracht: nämlich dafs diefer Monarch feine Leute nicht gekannt, nicht gut zu wählen gewufst (ein eignes grofses Talent für einen Beherrfcher) und irrig zu Ausführung feiner antiariftokratifchen und antihierarchifchen Abfichten *lauter* Ariftokraten und Hierarchen gewählt habe, ftatt fich zuweilen der Mithülfe von Gliedern des mindern Adels und des Bürgerftandes zu bedienen. Der Graf Nitzki, Präfident der königl. Statthalterey, der in fo vorzüglichem Grade das Vertrauen des Monarchen befafs, und der auch die falfchen Schritte der Comitatenfer in der S. Andreerfache in ihre Ordnung zurückführen follte, that in Geheim alles zur Vereitelung der Abfichten des Kaifers, ward aber nur erft fpät dem Monarchen in feinem wahren Lichte bekannt, und endlich 1787 unter Aeufserung des höchften Unwillens von demfelben abgefetzt. Zu Ende Dec. diefes Jahrs ftarb er, nachdem er laut II. S. 51. drey Tage hindurch gebrüllt und geraft, jedoch in einem ruhigen Augenblick kurz vor feinem Tode eine Menge königl. Befehle, die er unterdrückt hatte, eigenhändig auf einer Kohlpfanne vor feinem Bette verbrannt hatte. Andere Nachrichten, die wir von reifenden und ftudierenden Ungarn eingezogen haben, laffen ihn an Verletzung der Gedärme beym Klyftiere ohne vorgängige Abfetzung fterben.

Verdorben war alfo fchon die Sache, als auf Befehl des königl. Commiffärs, Grafen v. Mailath, der damalige 2te Neograder Vicegefpann (jetzt Torontaler Obergefpann) Peter von Balogh fie als Unterfuchungscommiffär wieder aufnehmen follte. Der Vf. läfst den auch unter uns in Deutfchland bekannten Talenten der Beredfamkeit diefes Mannes nirgends Gerechtigkeit widerfahren; defto ftärker hingegen fchildert er ihn als einen moralifch fchwachen Mann, der aus perfönlichen und Familienrückfichten, um nicht fo viel Schlechtigkeiten von feinen Bekannten, Freunden und ungrifchen Mitregenten ans Tageslicht gebracht zu fehen, und um Beyfitzer der königl. Tafel zu werden, feine Pflicht wider die Stimme feines Gewiffens nicht gethan, vielweniger durch eigne Schnellkraft der guten Sache einigen Vorfchub gegeben habe. Freylich heifst es hier (und dies mufs der Lefer wohl billig durchs ganze Buch fich gegenwärtig halten) *audiatur et altera pars;* und wir wünfchen herzlich, dafs Hr. *v. Balogh* fich fowohl gegen diefe Befchuldigungen, als gegen andre gegen ihn verbreitete Befchuldigungen, evident rechtfertigen möge. Dafs Hr. *v. B.* den Raby durch Verfprechungen von der Fortfetzung feiner Anklage abziehen wollte, mag für gewöhnliche Weltklugheit gelten; aber wenn es wahr ift, dafs er nach diefem fruchtlofen Verfuch zu Verzögerungen, Drohungen und Intimidationen fchritt, die angeklagten Magiftratsglieder unter feinem Einflufs wieder wählen und einfetzen liefs, radirte und verftümmelte, Rechnungsauszüge für authentifch erklärte, und dem Vf. im Namen der Hofftelle und des Comitats alle Correfpondenz mit dem Kaifer, bey Strafe des Landesverraths unterfagte, fo gewinnt die Sache ein Anfehn, welches zu beurtheilen dem Gefühl eines jeden überlaffen bleibt.

Bald darauf ward der Vf. im April 1786 deswegen, weil er fich unbefugter Weife in öffentliche Gefchäfte gemifcht hätte, verhaftet, und in einen Kerker gebracht, deffen Befchreibung dem Pefther Comitate keine Ehre macht. Rec. mufs es den damaligen Vicegefpännen, Männern, die, wie wir hören, fonft für aufgeklärt gelten, den Hn. von Szily und von Tihangi überlaffen, wie fie die Behandlung des Vf. im Kerker, wenn fie wahr erzählt ift, vor Gott und vor der Welt verantworten wollen? Wiederholte königl. Befehle zur Befreyung des Vf. fruchteten nichts; romanhaft klingt es, dafs man, um jenen Verordnungen auszuweichen, und doch keine Verantwortlichkeit auf fich zu laden, veranftaltete oder zugab, dafs der Vf. von 24 verlarvten Kerlen, [illegible] der Vf. laut Ausfagen II. 21. für Comitatshaiducken erklärt, in ein Frauenzimmergewand gefteckt, [illegible] fo von zweyen derfelben nach Wien entführt [illegible] (im Dec. 1786). Der Kaifer fchickte ihn, um [illegible] den Entführern, die von Seite des Comitats für [illegible] Andreer Einwohner erklärt wurden, confrontiren [illegible] laffen, nach Ofen zurück — dies hiefs ja doch, [illegible] wieder ins Feuer fchicken. Freylich follte die Confrontation bey dem Ofner Polizeydirector gefchehen. Aber auf die Veranftaltung des Grafen Nitzki [illegible] des Comitats ward der Vf. bald wieder im fcheufslichften Comitatskerker den 12. Februar 1787 angefchmiedet, mit einem 30pfündigen Eifen (denn [illegible] vorige menfchliche Vicegefpann hatte alle fchweren verarbeiten laffen) belaftet, mehrmalen vom Comitat und vom neuen königl. Commiffär Paul von Alm[illegible] zum Tode verurtheilt. Ein human gefinnter Mann vom Comitat fchob dem Vf. ins Geheim Schreibmaterialien zu, und Briefe gegen Recepiffe gingen auf der Poft an den Monarchen. Die 5mal neu eingeleiteten Criminalproceffe wider den Vf., die Gerichtsproceduren der Hn. v. Somogyi, von Szabo etc. v. Setti[illegible] wenn fie hier ächt gefchildert find, paffen zu Gerichtsftellen der Cannibalen: dem Gefangenen wurden den königl. Befehle in feiner Sache, auf die man fich berief (weil fie erdichtet gewefen feyn follen), nicht mitgetheilt, fo dafs ein ehrlicher Mitrichter und die anwefenden Aufcultanten und Advocaten ihren Abfcheu zu erkennen gaben. Am 26. Nov. 1788 waren 368 Gefangene im Pefther Comitatshaufe. Von diefen hatten nicht mehr als 41 ihr Urtheil erhalten, nach welchem 33 eingekerkert und zur Hausarb[illegible]

[ge]blieben mufsten; die übrigen 327 erwarteten noch ihr Urtheil, und einige von ihnen fassen ins dritte Jahr, ohne alles Verhör bey Waffer und elendem Brodte in unterirdischen Kerkern: einige nahmen sich aus Verzweiflung das Leben, und gegen 100 waren damals gefährlich krank. Das Essen des Vf. im Gefängnifs soll selbst mit Gift bestreut gewesen seyn, wofür er gewarnt wurde (II. 60.), so dafs man bey dem fortdauernden Leben des Vf. zuletzt glaubte, Gott selbst sorge für seine Erhaltung. Endlich griff der Monarch — (warum nicht früher?) durch, und befahl dem Comitate, den Vf. binnen 24 Stunden vom Empfange seines Befehls freyzulassen, mit der Drohung, sonst Militärgewalt anzuwenden. Nach einem Arreste von zwey Jahren und 5½ Monaten kam der Vf. am 29. Jul. 1789 an das Tageslicht. Seine fernern Schritte beym Kaiser Joseph waren wegen der Krankheit und des Todes desselben unwirksam. Ein Kabinetssecretär sagte dem Vf., der noch die letzten Tage Josephs durch eine Instanz beunruhigte, und ihn bat, ihm und den unterdrückten Gemeinden, ehe er vor Gottes Gericht erschiene, Recht zu verschaffen, um den 20. Februar 1790: der Kaiser hätte vor seinem Ableben befohlen, ihn und alle diejenigen, die seinetwegen leiden müfsten, in seinem Namen um Verzeihung zu bitten; er wäre ein Mensch gewesen, wie der ärmste Bettler, und da er selber ihm vor seinem Abschied aus der Welt wegen seiner unverschuldeten Leiden keine Genugthuung hätte verschaffen können, so sollte er sich mit seinen Bitten an seinen Thronfolger wenden.

Von Leopold II erhielt der Vf. einen neuen Untersuchungscommissär in der Person des Staatsraths von Isdenczi; allein es blieb bey der Abweisung des Vf. und der Staatsrath gab zur Ursache an: „ich kann dem Uebel nicht abhelfen, denn meiner Instruction gemäfs kann ich nicht anders, als nach den von der Hofkanzley mir eingegebenen Berichten und Acten urtheilen, ohne erst zu untersuchen, ob sie echt oder unächt wären; dies mögen sie dreist dem Kaiser sagen. Der Leser wird hiebey bemerken, dafs der Staatsrath diese Antwort im Sept. 1790 gab, und wird damit die politischen Umstände der Zeit vergleichen. — Leopold II, von dem unermüdbaren Bittsteller mehrmalen angegangen, ward der Sache auch müde; denn er wollte den Vf. mit einer Summe Geldes (50000 fl. sind angegeben; allein diese Summe ist unglaublich) entschädigen, mit der Bedingung, dafs er auf alle weitere Foderungen Verzicht thun, und alle Acten in dieser Angelegenheit ihm überliefern solle. Leopold starb darüber; der Vf. scheint auch einer von jenen zu seyn, die ausserordentliche Ursachen seines Todes angeben, während sehr natürliche denselben hinlänglich erklären, der grofse Schritt, sagt er, den er vor hatte, das ganze System, bey dessen Aufrechthaltung so viele interessirt waren, umzustürzen, war die Ursache seines Todes (II. 141.)

Unter dem Kaiser Franz II ward in einem vor dem Wiener Magistrat laufenden Privatprocefs ein Zeugnifs der königl. ungrischen Hofkanzley wider Raby des Inhalts vorgewiesen: dafs er criminaliter behandelt, und vom Pesther Untergericht zum 10jährigen Arrest und zur Anschmiedung verurtheilt, diese Strafe aber blofs aus allerhöchster Gnade nachgesehen worden seyn soll. Der Magistrat aber erklärte diese Beylage für unnütz, da das Verbrechen nicht bestimmt, und wenn derselbige begnadigt worden, ihm solches ohne Verantwortung nicht einmal vorgeworfen werden darf: überhaupt läfst sich sowohl hieraus, als aus der Behandlung, die der Vf. von Seiten der Wiener Oberpolizeydirection erfuhr, schliessen, dafs die ungrische Constitution, wie sie jetzt ist, nur den Adel und nur den Mächtigen vor Mifshandlungen deckt, während dafs in Oesterreich, bey aller unumschränkten Macht der Regierung, blofs deswegen, weil Handel und Wandel blüht, der Mittelstand in Wohlhabenheit sich befindet, der hohe Adel in Schulden versunken ist, und die Aemter selbst keineswegs immer mit Hochgebornen besetzt werden, das Leben, die Gesundheit und das Eigenthum der Mindern mehr geschont wird, und dafs also der nächstkünftige ungrische Reichstag, so wie der Hof, nichts dringenderes zu thun haben, als das Justizwesen in Ungarn auf einen bessern Fufs zu reguliren, und durch alle dienliche Mittel vor dem Gesetze alle Stände gleich zu machen.

Nachdem eine neue Bittschrift der S. Andreer, welche durch ihre Raitzische Deputirten unter der Verdollmetschung des Vf. eingereicht worden war, wieder verunglückte: so griff endlich der Vf. in einer Audienz geradeswegs die königl. ungrische Hofkanzley an. Der Kaiser antwortete ihm: es können ja nicht alle, die bey der ungrischen Hofstelle angesetzt sind, Schurken seyn. Der Vf. antwortete hierauf: da der Bescheid wider mich im Namen der ganzen Stelle ergangen ist: so haben auch alle an der Handlung mehr oder weniger Antheil, wenn aber Euer Majestät diese zur Verantwortung verurtheilte ungrische Hofkanzley zur behörigen Rechenschaft wirklich ziehen werden, dann wird es sich schon aufklären, welche hierin die Hauptschurken sind. Wir müssen über diese Unterredung das Urtheil fällen, dafs der Kaiser allerdings treffend gesprochen, der Vf. aber ihm höchst ungeschickt geantwortet habe. Besser hätte er vielleicht vorstellen können, wie nachtheilig die Collegialform und die Responsabilität *in Concreto* in einer Monarchie sey, wenn nicht jeder einzelne Hofrath für sein Fach, für welches er wegen eigener darin erworbenen Kenntnisse (nicht z. E. dafs Fiscaldirectoren zu Studienreferenten bestimmt werden, Schlözers Staatsanz. Heft 72.) öffentlich zu jedermanns Wissenschaft zu benennen wäre, völlig und allein verantwortlich, hingegen vom Präsidenten in seiner Meynung unabhängig gemacht wird, und auf diese Art Ehre und Schande allein von seiner Amtsverwaltung zu erwarten hat, nicht aber mit dem ganzen Collegio theilt, oder lieber: wenn nicht für Hauptfächer eigene dem Hof und durch wohlgeordnete Prefsfreyheit dem Publico verantwortliche Ministerien bestehen.

Un-

Ungeachtet der Protestationen der königl. ungrischen Hofkanzley, dass durch Prostitution der Stellen Gährung unter dem Volke zu befürchten wäre; drang der Vf. damit durch, dass er dem wahrlich das Beste seiner Unterthanen redlich wollenden Kaiser vorstellte, nur die Vorenthaltung der Gerechtigkeit und die Begünstigung vornehmer Verbrecher wären die ersten Ursachen bürgerlicher Unruhen. Die gebetene ausserordentliche Hofcommission kam zu Stande (trotz dem dass sogar eine schöne Dame sich entgegenstemmte II. 187.), es gab Männer, die sich über alle Rücksichten zu erheben wussten, der Vf. soll nach Inhalt derselben für unschuldig erkannt worden seyn, nur wegen der öffentlichen Ehrenerklärung trug man in so kritischen Zeiten Bedenken: aber da der Kaiser zur Armee verreiste, und die Sache noch liegen blieb, so erklärte der verstorbene Palatin dem dieselbe betreibenden Vf.: „sey es wie es will; Sie müssen als ein Verbrecher in den Augen der Welt erscheinen, und der Präsident der Hofcommission muss einen Fehler gemacht haben, weil ich es vor dem Publicum nicht bekannt haben kann, dass in dem Pesther Comitat, wo ich als Palatinus Obergespann bin, solche Beamte in öffentlichen Aemtern sitzen, die die gröbsten Verbrechen und Schurkenstreiche willkürlich ausüben." (Man vergleiche damit unsre obige Bemerkung.) Wenn der Vf. bey mehrerer Kälte diese Worte überlegen wird, so wird er sich unmöglich dawider so sehr ereifern, als es in seinem Buche geschieht. Aber auch ihn blendet Leidenschaft und Parteylichkeit.

Endlich als der Vf. nur bloss auf Herstellung oder Entschädigung seiner verlornen Güter das Gesuch stellte: bewirkte die Cameralhofstelle den Befehl zu seiner Wegschaffung von Wien. Er fand aber Mittel, unter der Verkleidung eines Geistlichen nach Passau zu entkommen, wo er den 3. Jun. 1796 eintraf. In deutschen Reichsstädten und in der Schweiz wollte man sein Werk nicht drucken, endlich kam er mit einem Pass des französischen Generals *La Roche* nach Strasburg.

Rec. muss in dem Ueberblick des Ganzen gestehen (denn den Vf., der noch zwey Bände Nachträge verspricht, kennt er persönlich nicht) dass sowohl nach den triftigsten innern historischen Wahrscheinlichkeitsgründen als nach dem ganzen Tone, Stile und Inhalt des Buchs, der Vf., abgesehen von einigen leidenschaftlichen Uebertreibungen, keineswegs zu der Classe verächtlicher Denuncianten gehört: deren Anklage und Auffoderung II. S. 251. so schlechtweg mit Stillschweigen übergangen werden darf. Schickte er doch 3000 Ducaten, durch die man ihn bestechen wollte, an die Wiener Armencasse (I. 195.) Dennoch müssen wir den Vf. da verabscheuen, wo er Reformen in seinem Vaterlande durch Guillotinen und Einfluss fremder Truppen II. 215. 251. bewirkt wünscht. Bewahre der Himmel jedes Land vor solchen Extremitäten! Alle Guten in und ausser Oesterreich hoffen auf Reformen von oben herab in dieser Monarchie mit Zuthun besser organisirter Stände, auf Verbannung alles Jesuitismus und Obscurantismus, auf die Entfernung aller, aus Ueberzeugung oder aus heuchlerischer Politik, bigotten und den Jesuitismus beschützenden Minister, auf eine wahrhaft Vortheil bringende monarchische Regierung, die aber eben dadurch die Stürme, Abwechselungen, Deportationen und blutige Scenen des Republikanismus am sichersten entfernt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Braunschweig, b. Schröder: *Postbuch von Deut[...] land und einigen andern Ländern.* Aus den be[...] Postkarten zusammengezogen. 1797. 10 Bog. (12 gr.)

Das Buch besteht, wie ältere Bücher ähnlicher A[...] ganz aus tabellarischen Verzeichnissen von Postr[...] ten, und zwar von acht Standpunkten aus, od[...] wie es hier heisst, nach acht Umkreisen, dem Au[...] burger, Berliner, Braunschweiger, Coburger, Dre[...] ner, Frankfurter, Münsterer und Wiener. Von [...] dem dieser Orte an werden die Routen nach allen [...] genden zu, nach der Folge von Stationen und [...] lenweite, und zwar nach entfernten Orten, auf [...] schiedene Art angegeben. In jedem Umkreis we[...] auch die Routen von einem mittlern Ort zum and[...] mitgenommen; und in einem Anhang, auf ähnlic[...] Art, die Postcurse durch Dänemark, Polen und R[...] land, Ungarn und europäische Türkey, Italien, [...] Schweiz, Frankreich, Spanien und Portugal, N[...] derlande und Holland, und England geliefert. [...] nun auch andre Postreisen, die nicht in der Re[...] des Buchs liegen, bestimmen zu können, ist ein [...] gister angehängt, dessen Gebrauch die Vorrede le[...] Wir haben die Probe damit gemacht, aber nach de[...] selben keine Auskunft gefunden, z. B. die Route v[...] Göttingen nach Leipzig anzugeben. Gegen die Ric[...] tigkeit der Stationen wäre auch hie und da was [...] zu erinnern. So heisst es z. B. S. 7. „von Meining[...] nach Ilmenau 4, von da nach Saalfeld 4 = 8 Meile[...] Dies ist aber falsch: es muss heissen: von Meining[...] nach Schleusingen 3; von da nach Ilmenau 4; v[...] da nach Saalfeld 4 = 11 Meilen. Auch ist auf der Re[...] von Arnstadt nach Coburg der Postwechsel nicht [...] Frauenwald, sondern in Schleusingen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Februar 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Ohne Druckort: *Ueber die Ernennung der Reichs-Deputation, als ein dem Recht nach eigenes Geschäft der Religions-Theile*, nebst einer Prüfung der Schrift: die gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichs-Deputation etc. von einem Freunde der Wahrheit. 1797. 79 S. und ein Nachtrag dazu 31 S. 4.

Bey Gelegenheit der zum jetzigen Friedens-Congress zu ernennenden Reichs-Deputation, ist die treitfrage: *ob diese Ernennung ein gemeinschaftliches Werk der gesammten Reichs-Stände, oder ein eigenes eschäft der Religions-Theile sey?* — wieder rege georden, und hat zu einigen Streitschriften Anlass egeben. Es ist bekannt, was die im Jahr 1796 zu egensburg erschienene *Staatsrechtliche-Bemerkungen* etc. von *Sattler*, worin die getheilte Wahl sehr rig vertheidiget wird, daselbst für eine Sensation regt habe. Noch in demselben Jahre erschien eine Widerlegung, unter dem Titel: *gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichs-Deputation* etc. (deren Vf. ein ohnlängst von Wetzlar nach Regensburg berufener Reichstags-Gesandter seyn soll.) Auch der Fürstliche Taxische Hofr. *Hofmann* versuchte das nämliche, in *einigen politischen Bemerkungen über die Wahl der Reichs-Deputirten*; und im folgenden Jahre hat Dr. *Hartleben* zu Salzburg mit einer ausführlichen Abhandlung *über die Wahl der deutschen Reichs-Deputirten* auf, worin er ebenfalls die Sattlerische Schrift widerlegte, und dabey eine kurz vorher erschienene ine Abhandlung des Dr. *Weisse* zu Leipzig, *über deutsche Reichs-Deputation* etc. zu ergänzen und berichtigen suchte. Diese Hartlebensche Streitschrift ist bereits in der A. L. Z. 1797. Nr. 301. von nem andern Recensenten beurtheilt worden. Der genannte Vf. der gegenwärtigen Abhandlung (der in der Vorrede zum Nachtrag mit dem Anfangsbuchstaben B. zu erkennen giebt) ist, wie schon der itel zeigt, ein eifriger Vertheidiger der gegenseitigen Meynung; er beantwortet, nach vorläufiger historischer Entwickelung seines Systems, Schritt vor chritt den Vf. *der gemeinschaftlichen Wahl*; und da ie Hartlebensche Schrift kurz nach der seinigen herus kam: so widmet er derselben einen eignen Nachtrag. Bekanntlich giebt weder der Westphälische riede noch sonst ein anderes Reichs-Gesetz, hierüber eine bestimmte Regel: die Frage muss daher nach der Analogie und der bisherigen Observanz entschieden werden. Die Vertheidiger der gemeinschaftlichen Wahl berufen sich zuvörderst auf die Natur der Sache selbst. Reichs-Deputationen seyen verjüngte Comitia, und würden zu eigentlichen Comitial-Gegenständen ernannt; ihre Ernennung müsse also auch vom gesammten Reichskörper geschehen, und jeder Stand müsse zu der Wahl derjenigen wirken, denen er sein ganzes Schicksal übergeben, sein ganzes Vertrauen schenken solle. Sie berufen sich ferner auf die Westphälischen Friedenshandlungen, weil die Protestanten damals eine Abänderung des vorigen *modi deputandi* nicht verlangten, und nachdem der art. V. §. 51. wegen der ordenlichen Reichs-Deputationen festgesetzt und zu Beylegung der Streitigkeiten zwischen den Hessischen Häusern eine ausserordentliche Deputation zu ernennen war, diese Ernennung in dem Fürstenrath gemeinschaftlich geschehen liessen.

Darauf antwortet aber der Vf., man müsse die *Verrichtung* der Deputation nicht mit deren *Errichtung* verwechseln. Schon aus der im Westphälischen Frieden art. V. §. 9. verordneten Religionsgleichheit fliesse nothwendig, dass jeder Religionstheil seine Deputirte zu wählen habe. Diese Wahl sey zwar an sich keine Religionssache: allein nach dem Westphälischen Frieden gebe es ausser den Religionssachen auch andere, wo *majora* nicht gelten könnten, und die Präjudicialfrage sey nicht diese: ob es eine politische oder eine Religionssache sey? — sondern, *ob Geschäfte, wobey Kraft des Gesetzes beide Religionen gleich concurriren, nach eben der Regel zu behandeln seyen*, wie die *gemeinen Reichsgeschäfte, d. i. solche, welche die Reichsstände überhaupt und ohne Unterschied der Religion angehen?* — Die zu Beylegung der Hessischen Streitigkeiten *per majora* beliebte Deputation beweise nichts, da schon vorher art. V. §. 51. die Bestimmung der Ernennungsart der Deputationen — nämlich der *ordinären* auf den nächsten Reichstag, der *extraordinären* auf die Zeit und Umstände ihrer Anordnung — ausgesetzt gewesen, überdies jene ausserordentliche Deputation nicht — wie es hätte geschehen sollen — aus allen Classen der Stände, sondern nur aus dem Reichsfürsten-Rathe ernannt worden sey.

Die *Observanz seit dem Westphälischen Frieden* wird von beiden Theilen behauptet, indem der eine alles das, was dem andern vortheilhaft seyn könnte, als Ausnahme und Abweichung von der Regel betrachtet.

So viel ergiebt sich wohl aus den beiderseits angeführten Fällen, dass sowohl bey den Westphälischen Friedenshandlungeu, als auf dem nachherigen Reichstage zu Regensburg 1653 die evangelischen Stände die getheilte Ernennung der Deputirten noch nicht

nicht zum festen Grundsatz machten, — sonst würde die Sache bey den Berathschlagungen über die Ergänzung der ordinären Deputationen und den, wegen der Vechtischen Evacuation, des Unterhalts und der Ersetzung des Kammergerichts und des Securitätspunkts vorgefallenen ausserordentlichen Deputationen, durch wechselseitige Protestationen und Vorbehalte der beiden Religionstheile mehr zur Sprache gekommen seyn; — sondern dass erst nachher 1663 und 1664 besonders aber 1683 und 1697, bey den damals zu ernennen gewesenen Friedensdeputationen, der evangelische Theil sein abgesondertes Deputationsrecht, gegen den katholischen Widerspruch, behauptete, auch An. 1704 sich wegen seiner Deputirten zur damaligen Kammergerichts-Visitation schon vorläufig berathschlagte, jedoch sich darüber mit dem katholischen Theil, nach einem heftigen Streit, *salvo cujusque jure* verglich. Hiernach scheint sich keine rechtsbeständige ruhige Observanz gebildet zu haben. Dermalen da das Religions-Interesse fast ganz erloschen und wenigstens durch das politische verdrängt ist, will es dem unparteyischen Beurtheiler nicht mehr einleuchten, was für einen wesentlichen Schaden der evangelische Theil durch die gemeinschaftliche Wahl in Rücksicht auf die Religionsverhältnisse leiden könne? — Sollte es daher nicht dem Hauptzweck unserer Staatsverfassung angemessener seyn, die unbestimmte Verordnung des Westphälischen Friedens art. V. §. 9., welche die damaligen Zeitumstände nöthig machten, dem nunmehr ganz veränderten Lauf der Dinge anzupassen, und dem deutschen Staatskörper die zu seiner Erhaltung unentbehrliche Einheit so viel möglich wiederzugeben?

Der Vf. zeichnet sich übrigens durch Deutlichkeit und Vollständigkeit der historischen Darstellung, wie auch durch gute Benutzung aller zu seinem Zweck dienlichen, zum Theil neuen Argumente vorzüglich aus. Sein Ton ist immer gemäsigt und frey von Anzüglichkeiten, welche die Hartlebensche Schrift zum Theil entstellen.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Ueber das Braunschweig-Lüneburgische Privilegium electionis fori, und das Reichskammer-Gerichtliche Benehmen in der Berlepschischen Sache.* Nebst 10 Beyl. 1797. 184 S. 8.

Diese Abhandlung, (welche dem Vernehmen nach auf hohen Befehl, vom Hn. Geheimen Justizrath *Pütter* verfasst ist,) hat die Absicht, den wahren Sinn und die gesetzmäsige Beschaffenheit des *Privilegii electionis fori* vollständig zu zeigen, zugleich aber die muthmaslichen Grundsätze, nach welchen das Reichskammer-Gericht dies Privilegium, in der Sache des Hn. v. *B.* beurtheilte, zu widerlegen. Sie ist als eine Fortsetzung und systematische Erweiterung der im Jun. v. J. erschienenen, auch bereits in diesen Blättern angezeigten *Rhapsodischen Bemerkungen* etc. zu betrachten, die jedoch einen andern Verfasser haben. Die bekannte Erwerbungsgeschichte des *Privilegii* wird hier eben so vorausgeschickt; die Natur und die rechtliche Wirkung desselben aber weit ausführlicher, in beständiger Rücksicht auf die Berlepschische Sache, behandelt. Bekanntlich beruht die ganze Controvers auf folgenden 2 Punkten: 1) ob die Requisition in der Sache des v. B. mit den gehörigen Formalitäten geschehen sey? — 2) Ob das Kammergericht auch ohne diese Rücksicht, und ohne alle Requisition, das Berichtschreiben, mit beygefügter Temporalinhibition, habe erlassen dürfen? Was das *erste* betrifft, da wird hier das nämliche angeführt, was schon in den Rhapsodischen-Bemerkungen vorkommt, dass nämlich das Requisitionsschreiben des v. B. wegen der darin unschicklich verbundenen gedoppelten Requisition über die Austräge und über die Wahl des Gerichtsstandes, ingleichen wegen unanständiger und respectswidriger Fassung dieses Schreibens, ganz unstatthaft gewesen, und daher mit Recht retradirt worden sey. Worin [illegible] Respectswidrigkeit bestehe? war in den Rhapsod[illegible] nicht bemerkt; und hier wird blos S. 148. angefü[illegible] dass die Curialien: *allergnädigster* und *allerunter[illegible] nigster* nicht beobachtet worden seyen. Ausser[illegible] soll die Requisition noch unanständige und hef[illegible] Ausdrücke enthalten, weshalb sich auf die Schrift [illegible] zogen wird, die aber nicht beygedruckt ist. Der[illegible] scheint jedoch zu vermuthen, dass das Kamme[illegible] richt sein Erkenntniss nicht auf diese vorgängige [illegible] quisition gegründet, sondern (die Meynung D[illegible] herrs, Tafingers, Danzes und vornehmlich St[illegible] rauchs) angenommen habe, *dass die Requisition* [illegible] *nothwendig vorausgehen müsse.* Er beschäftigt [illegible] daher hauptsachlich mit diesem *zweyten* Punkt, [illegible] sucht ausführlicher und mit mehreren Gründen [illegible] in den Rhapsodien geschehen war, zu zeigen, [illegible] die Stelle des Privilegii, welche zu jener Mey[illegible] Anlass gab, ganz anders gedeutet werden sollte. [illegible] Inhalt der Westphälischen Friedenshandlungen [illegible] nämlich die Absicht des *Privilegii* diese, der Geri[illegible] barkeit des Reichshofr. ganz auszuweichen und [illegible] die dort schon anhängige Sachen an das Kamm[illegible] richt zu ziehen. Dies musste durch eine ges[illegible] Wendung verdeckt werden. Der Vf. führt S. [illegible] Meiern Westphälischen Friedenshandlungen a[illegible] Kaiserliche Gesandschaft habe die hierauf sich be[illegible] hende Stelle des *Privilegii* so fassen wollen: da[illegible] der „Gegentheil an einem obgemeldter Gerichte [illegible] „*reits processus* extrahirt, und dadurch eine Prä[illegible] „tion inducirt zu haben vermeynen wollte, sollen [illegible] „selbigen auf hochgedachter Herren Herzoge, [illegible] „*terminum inibi praefixum*, vermöge dieses, Privil[illegible] „eingewandten *exceptionem declinatoriam*, sobald [illegible] „wieder cassirt, und Kläger oder Impetrant an [illegible] „von den Hn. Herzogen erwählte Gericht lediglich „verwiesen werden." In dem *Privilegio* selbst sey [illegible] doch dieser Punkt so ausgedrückt worden: „ob [illegible] „der Kläger *jetzt oder künftig*, an jedwedem der [illegible] „meldten Gerichte, Citation und Process ausgezog[illegible] „und dadurch eine Prävention zu haben vermeynte, so solle etc. (diese Abänderung scheint gegen den

duce[illegible]

ducenten zu beweisen: warum behielt man nicht das Project der Kaiserlichen Gesandschaft bey, welches jene Absicht schon ganz erschöpfte? warum wählte man den Ausdruck: *jetzt oder künftig?*) Dies letzte weiss der Deducent auf keine andere Art mit seinem System zu vereinigen, als dass er annimmt, man habe entweder a) den Fall vermuthet, dass jemand seine Klage bey beiden Reichsgerichten zugleich anbringen würde, um dadurch das *Privilegium* zu vereiteln. (Er gesteht aber auch, dass dieser Fall, bey einer genauen Kenntniss des Reichsgerichtlichen Processes, sich nicht einmal denken lasse; und wäre es nicht ganz überflüssig gewesen, eine an sich schon nichtige und hinfällige Handlung noch hier für nichtig zu erklären?—) Oder man habe b) den Fall gemeynt, dass ein Kläger, nach behörig geschehener Requisition, durch fälschliches Vorgeben, als sey die zweymonatliche Frist unbenutzt verflossen, Processe erschleichen könnte. (Allein dieser Fall ist eben so wenig denkbar, da er ungeschickte oder nachläsige Richter voraussetzt, und es sich schon von selbst versteht, dass ein fälschliches Vorgeben des Klagers dem Beklagten sein Recht nicht nehmen könne.) Uebrigens hilft sich der Vf. noch damit, dass es doch in jedem Fall in des beklagten Willkühr stehen würde, entweder die Einrede der Incompetenz dem von ihm nicht gewählten Gericht entgegen zu setzen, oder die genaue Beobachtung des *Privilegii* zu fodern. Es ist zwar hier nicht der Ort, diese rechtshängige Frage zu entscheiden. Rec. kann jedoch nicht bergen, dass ihm ein von der gegenseitigen Meynung zu besorgender Nachtheil, aus der selbst von dem Vf. angenommenen Absicht des *Privilegii*, nicht einleuchte. Es ist auch auffallend, wenn derselbe S. 59. fg. die ihm entgegen gesetzten älteren *praejudicia* damit abfertiget, dass sie aus Irrthum oder missverstandenem Justizeifer herrührten, und dass dasjenige, was das hohe Haus Braunschweig in einem oder dem andern Fall *freywillig* gethan habe, oder künftig thun wolle, ihm nicht zum Nachtheil gereichen könne, da es sich des *Privilegii* nach Gutfinden bedienen dürfe. Es läuft auch (S. 140.) auf eine *petitionem principii* hinaus, dass bey der Klage des v. B. die Austrägalinstanz hätten beobachtet werden sollen, weil die Sache zu einem unclausulirten Mandat nicht qualificirt sey. Im übrigen ist nicht zu verwundern, dass das Verfahren des Kammergerichts *unstatthaft* und *gesetzwidrig* genannt, auch bey der theoretischen Darstellung des *Privilegii*, der eigentlich zu dieser Rechtssache nicht gehörige, sehr bestrittene Satz behauptet wird, dass das *Privilegium* auch den *nichtregierenden* Herren, und insbesondere den Bischöfen zu Osnabrück aus dem Hause Braunschweig zustehe.

Frankfurt und Leipzig: *Prüfung des Kur-Braunschweigischen Recurses* in der Rechtssache des Hn. *v. Berlepsch.* 1797. 137 S. 8.

Auf das in dieser bekannten Rechtssache vom Reichskammer-Gericht am 20 Jun. v. J. erkannte Berichtschreiben und die damit verknüpfte Temporalinhibition wandte sich der Kur-Braunschweigische Hof an den Reichstag und übergab durch seinen dasigen Gesandten ein Recursschreiben, welches am 28 August v. J. zur Dictatur kam, und der gegenwärtigen Schrift als eine Anlage beygedruckt ist. Darin wird angeführt: dass eine *simple Dimissions-Ertheilung*, welche in diesem Fall ohne Anführung von Ursachen geschehen sey, *keiner gerichtlichen Rechtfertigung bedürfe;* dass aber das Kammergericht noch dazu, ohne Rücksicht auf das *privilegium electionis fori*, Schreiben um Bericht *cum temporali inhibitione* erkannt, dadurch sich einer offenbaren Verletzung dieses *Privilegii* und der hiebey einschlagenden Reichsgesetze, besonders der Kaiserl. W. C. art. XVIII. §. 4. und art. XIX. §. 7. schuldig gemacht habe; daher dieses willkührliche und zudringliche Benehmen des Gerichts der Ahndung einer künftigen Visitation anheimzustellen sey; wonächst übrigens der hohe beklagte Theil den *Kaiserl. Reichshofrath erwählt*, und solches dem Kammergericht eröffnet habe.

Die vorgedachte Prüfung (die wahrscheinlich von dem Hn. *v. B.* selbst herrührt) enthält vorzüglich folgende Resultate: 1) das Recursschreiben sey in *facto* unrichtig: denn Kurbraunschweig habe über die Anwendbarkeit des *Privilegii* in dieser Sache am 13. und 27 May und 12 Jun. v. J. drey Vorstellungen übergeben, und darin vorläufig *exceptionem fori declinatoriam* eingewendet; der v. B. habe dagegen den Gerichtsstand a) *ex capite continentiae causae* b) *ex capite factae requisitionis et non secutae electionis*, und c) *ex capite renunciationis privilegii*, begründet; das Kammergericht habe also *in judicio contradictorio*, *cum debita causae cognitione*, die Einrede verworfen. (Dass die Einrede *in contradictorio* verworfen sey, lässt sich nicht behaupten, da präoccupatorische Schriften, welche die Klage nur errathen und dem Gegentheil unbekannt bleiben, nicht als förmliche Handlungen zu einem Finaldecret dienen können. Es lässt sich auch nicht einmal aus dem Berichtschreiben zuverlässig schliessen, dass das Kammergericht die Auswahl des Gerichtsstandes für versäumt oder sonst für unstatthaft angesehen habe: sondern man kann eben so wohl vermuthen, dass dasselbe die vorgängige Requisition, nach dem Sinn des Privilegii, und nach älteren Vorgängen dieser Art, nicht für nothwendig erachtet, und daher die Erklärung über den Gerichtsstand in dem Bericht erwartet habe.) — 2) Das *Privilegium* sey nicht, wie im Recursschreiben behauptet werde, in allen und jeden Sachen gegründet. (Hier wird der streitige Satz ausgeführt, dass solches, *ob continentiam causae* und bey unclausulirten Strafgeboten nicht statt finden könne.) 3) Es sey auch dem Sinn des *Privilegii* nicht gemäss, dass die Requisition vor angestellter Klage nothwendig vorausgehen müsse. 4) Die vorliegende Frage betreffe gar nicht den Inhalt des *Privilegii* oder seine Auslegung, sondern die Anwendung desselben in dem v. Berlepschischen Fall, der eine blosse *Reichsjustiz-Sache* sey: der ergriffene Recurs sey also ganz unstatthaft. (Aber die streitige Au-

Anwendung des *Privilegii* rührt eben daher, weil der Inhalt desselben eine verschiedene Auslegung leidet: der Recurs ist *also in der Form* nicht unstatthaft; er betrifft blofs die Frage: ob *das Privilegium verletzt sey;* und man mufs davon die Justizsache, die Klage des v. Berlepsch, unterscheiden. Freylich ist es traurig, dafs die Entscheidung jener Vorfrage den Fortgang seiner Klage aufhalten kann.) 5) Der in dem Recursschreiben enthaltene Satz: *eine einfache Dimission bedürfe keiner Rechtfertigung*, sey in rechtlicher, factischer, politischer und logischer Rücksicht ganz ungegründet. (Hier werden die bekannten Rechtsgründe, besonders bey *Landesstellen*, aus der Hannöverischen Verfassung erläutert, auch aus der Geschichte der Entlassung des v. Berlepsch diejenigen Data zusammengestellt, welche zum Beweifs dienen, dafs solche *entehrend* sey.) 6) Die Temporalinhibition gründe sich auf der Unersetzlichkeit des Schadens und der auf dem Verzug haftenden Gefahr, sey nur ein *negatives*, und hauptsächlich gegen das mitbeklagte *corpus mediatum* der Ritterschaft gerichtetes Präcept, mithin der Kaiserl. W. K. art. XIX. §. 7. nicht entgegen, welche diesen Fall nicht eigends berühre, auch dem T. V. A. §. 11. und V. Schl. von 1. Febr. 1769. nicht derogiren könne. (Dieser *Vis. Schlufs* wird S. 97. aus Versehen *Vis. Abschied* genannt; bekanntlich ist es bey der letzten Vis. zu keinem Abschied gekomm.) 7) Das Recursschreiben stehe mit sich selbst in Widerspruch, indem es eines Theils dem Kammergerichtlichen Erkenntnifs die Parition verweigere, und andern Theils erwähne, dafs die Aufhebung dieses Erkenntnisses von dem Kammergericht begehrt worden sey. Endlich sey auch 8) die darin geschehene Auswahl des Reichshofraths, nicht nur vor angebrachter Klage, sondern auch nachher, durch Versäumung der 2 Monate nach insinuirten Berichtschreiben offenbar verspätet. (Dies letztere ist *petitio principii:* denn es hängt von der Streitfrage ab; ob das Berichtschreiben habe erkannt werden dürfen?) Ob nun gleich Rec. mit den in dieser Streitschrift aufgestellten Sätzen nicht durchgängig einstimmen kann; so gebührt ihr doch das Lob einer deutlichen vollständigen und systematischen Darstellung. Sie wird daher, unter den vielen in dieser merkwürdigen Rechtssache bereits erschienenen Druckschriften, immer einen vorzüglichen Platz behaupten.

Ohne Druckort: *Auf Acten und Urkunden gegründete Darstellung des gegenwärtigen Besitzstandes der gemeinschaftlichen Verfassung zu Ostheim, im Amte Lichtenberg, in Beziehung auf die von ihrem Ursprung her, entwickelte Herzoglich Sächsische Landeshoheit daselbst.* Mit Urkunden Lit. H. bis Lit. Mm. 38 Bogen. Fol.

Die Burg Lichtenberg nebst den dazu gehörigen Besitzungen gehörte in den ältesten Zeiten den Grafen von Henneberg; und fiel auch an diese, nach dem sie einige Zeit unter der Herrschaft verschiedner weltlicher und geistlicher Fürsten gestanden hatte, 1433 wieder zurück. 1548 verkaufte Graf Berthold seinen Antheil an der Graffschaft Henneberg, mit Einschlufs des Schlosses und Amtes Lichtenberg, an die thüringischen Grafen von Mannsfeld, und diese vertauschten 1555 Lichtenberg mit Zugehör, an die Herzoge zu Sachsen Ernestinischer Linie, die es auch auf ihre Nachkommen vererbt haben. Ob sich aber die vollkommene Landeshoheit derselben auch über das ehemalige Dorf und gegenwärtige Städtchen Ostheim erstrecke? Oder ob die dasigen Ganerben, die aus den ehemaligen Burgleuten zu Lichtenberg entstanden sind, und sich an die reichsfreye Ritterschaft des Buchischen Quartiers oder des Cantons Rhönwerra angeschlossen haben, auch landesherrliche Rechte daselbst auszuüben befugt sind? Dies ist der Streitpunkt, welcher verschiedene Thathandlungen und gegenwärtige Deduction der Herzoglichen Regierung zu Eisenach veranlasste. Ohne uns die Entscheidung dieser Sache anzumafsen, welche ausser den Grenzen unserer Befugnifs liegt, wollen wir nur die vorzüglichsten Gründe ausheben, die für die Sächsischen Ansprüche vorgebracht werden. — Da die Ganerben zu Ostheim schon in den frühern Zeiten nach einer Theilnahme an der Gerichtsbarkeit des Orts strebten, in dem sie ihren armen Leuten Besitzungen zu Erbzinslehen verkauften, und sich darauf eine Jurisdiction vorzubehalten suchten, so [illegible] der Bischoff von Würzburg als damaliger Herr von Lichtenberg 1423 eine für sie nachtheilige Entscheidung. Die nachherigen Besitzer von Lichtenberg, die Grafen von Henneberg, hatten schon früher durch die bekannte goldne Bulle Ludewig IV. das *Privilegium de non evocando* erworben, welches in der Gerichtsbarkeit über ihre Eingesessenen [illegible] te; auch bestätigten sie ausdrücklich 1457 den [illegible] angeführten Würzburgischen Schied, und in der [Hen]nebergischen Landestheilung von 1468 werden [die] Burgleute ausdrücklich erwähnt. Nach der [Errich]tung des Reichskammergerichts bildete sich auch [die] Gerichtsverfassung in den niedern Instanzen [[illegible]] mehr aus, daher man seit dieser Zeit nicht nur [ein] Dorfgericht zu Ostheim findet, sondern auch ein [Zent]leinsgericht zu Lichtenberg, das aus *allen* Dö[rfern] des Amts besetzt wurde. In dem 1555 zwi[schen] Mannsfeld und Sachsen getroffenen Tausche w[urde] Lichtenberg „mit allen Oberbothmäfsigkeiten, [geist]lichen und weltlichen, und allen Regalien“ ab[getre]ten; auch die Unterthanen von Adel an die Her[zoge] zu Sachsen „als ihre rechte Landesfürsten und [Her]ren“ mit „schuldigem unterthänigem Gehorsam“ [ge]wiesen. — Aufser diesen mit vieler Klarheit [ent]wickelten petitorischen Gründen, werden noch [eine] Menge Fälle angeführt, in welchen der Besitz [der] Landeshoheit des Herzoglich Sächsischen Hauses [zu] Ostheim wirklich behauptet worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Februar 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neues Magazin für Aerzte.* Herausgegeben von *Ernst Gottfried Baldinger,* Sr. Hochf. Durchl. Wilhelm des IX. regierenden Landgrafen von Hessen-Cassel geheimen Rath und Leibarzt, der med. Facultät zu Marburg Professor primarius. — *Achtzehnter Band.* 1796. 572 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. zeichnet auch aus diesem Bande dieses Magazins nur die des Aufbewahrens werthen Auf-[sä]tze aus: auf eine Menge von Notizen, die jedes [Stü]ck enthält, und die zum Theil manchem Leser [seh]r angenehm seyn werden, kann er sich nicht ein-[lass]en. Eben diese Notizen haben aber bis jetzt vor-[züg]lich beygetragen, den Beyfall dieses Journals [zu e]rhalten. Das erste Stück enthält: *vermischte Auf-[sätz]e* von Hn. Dr. *Bücking.* Eine einzige Bemerkung, [die] auch andere schon gemacht haben, für die aber [z.] B. seine eigene Erfahrung verbürgt, verdient aus-[geh]oben zu werden: beym Zahnschmerz sey der [Dru]ck auf das Zahnfleisch des leidenden Zahns mit [de]n Fingerspitzen zur augenblicklichen Linderung [de]r Schmerzen sehr wirksam, und davon komme es [viel]leicht, dass man dem Safte von Insecten und [W]ürmern etwas zuschreibe, was auf eine sehr einfa-[che] Art der Druck bewirkt. — *Nachrichten von Wien, [Mün]chen und Augsburg, über dasige Hospitalanstal-[ten]*. Die Nachricht von dem Krankensaal bey den [barm]herzigen Brüdern im heil. Maximilian in Mün-[chen] ist wichtig. Hr. Dr. *Häberl* hat in einem Saale [die] den Gefäsen zur Auffassung des Unraths, die, [wie] bekannt, vorzüglich mit beytragen den Tod in [solc]hen Anstalten gleichsam einheimisch zu machen, [die] Einrichtung getroffen, dass jeder Kranker einen [...] mit Holz belegten, inwendig glatt polirten Kü-[bel] von Marmor hat, in welchen durch eine Vorrich-[tun]g, während der Kranke den Unrath in denselben [abs]etzt, Wasser hineinfliest, welches durch einen an-[gel]egten Abzug den Unrath in einen gemeinschaftli-[ch]en, ebenfalls marmornen und glatten Kanal führt, [au]s dem er durch den beständigen Zufluss des Wassers [zug]leich fortgespühlt wird. Diese Nachtstühle erfül-[le]n ihren Zweck vollkommen: nur Schade dass sie so [th]euer sind, und dass man sie daher in wenig Kran-[ken]häusern nachahmen wird. Den 6 Fuss hohen [M]auern, mit denen Hr. H. jedes Krankenbett abge-[so]ndert hat, ist Rec. nicht hold, und noch weit we-niger den Verschlägen von Bretern: Rec. zweifelt, ob in so kleinen Gemächern auch bey den besten Luftzügen die Luft vollkommen erhalten werden kann, und ist, wo ein Kranker von einem andern abgesondert werden soll, in stehenden Spitälern für Bettschirme von feiner, auf beiden Seiten mit dem Ueberzuge von Wachs und Harz versehener, Wachsleinwand, die zwischen eisernen Stäben befestigt wird. In Augsburg seyen die Anstalten für die armen Kranken abscheulich, und doch müssen Fremde für den Aufenhalt in einer solchen Anstalt wöchentlich einen Thaler bezahlen. Die Anstalten haben auch sehr charakteristische Benennungen. Der Aufenthaltsort für Wahnsinnige, heisst der *unsinnige Gang,* ein anderes Spital heisst das *Nothhaus!* — *Nachlese zu Hn. D. Hartogs Zusätzen zu Ploucquets init. biblioth. med. chirurg. von Hn. Hofr. Schweickard.* Die Supplemente, die sich zu diesem Werke liefern lassen, werden vielleicht stärker werden, als das Werk selbst ist. — *Ueber das Gebärhaus in Wien,* eine vollständige und befriedigende Nachricht.

Zweytes Stück: — *Johann Georg Zimmermann, wie er gesund und krank war,* erzählt von E. G. *Baldinger.* Dieser Auffatz giebt über Z. Leben die Aufklärungen nicht, die man der Aufschrift nach darin suchen sollte. Er (Hr. B.) habe Z. um Gottes Willen gebeten, nichts von Friedrich II. drucken zu lassen; denn alles, was er ihm vom König gesagt habe, sey grundfalsch, und eher sey gerade das Gegentheil davon wahr gewesen. Nützlich aber ist dieser Aufsatz wegen des, wie Rec. glaubt, vollständigen Verzeichnisses der Schriften Zimmermanns, und wegen der Anführung der vielen Schriften, die wider Z. geschrieben worden sind. — *Nachrichten Sicilien und Neapel betreffend.* Es sind eigentlich nur Nachrichten von der Insel Ischia, und von den medicinischen Lehranstalten zu Neapel. Es thut dem unbefangenen Beobachter wehe, dass diese alte und berühmte Lehranstalt, von welcher die meisten andern im medicinischen Fache ihre Form entlehnt haben, jetzt so sehr herabgekommen ist. Selbst die bessern Lehrer, wie Cotugnio und Vairo, lassen ihre anatomischen und chemischen Vorlesungen durch unbedeutende junge Menschen halten.

Drittes Stück: *Vorläufige Nachricht von der russischen Entdeckungsreise des Capitain Billings im Auszuge eines Briefes des russischen kaiserl. Gouvernementsarztes zu Irkutzkj, Dr. Meek.* 1796. Hr. *M.* war als Naturforscher und Reisebeschreiber bey der Reise angestellt,

gestellt, die vom Jun. 1786 bis zum April 1791 dauerte. — *Ernst Carl Rodschied, Arztes zu Rio-Essequebo, Leben, von Baldinger.* Der sel. R. ist durch seine Bemerkungen über Rio Essequebo rühmlich bekannt. Er studierte als Barbiergeselle in Marburg die Heilkunde, und starb im J. 1790. — *Leben des Hn. Joach. Wrabetz, ord. S. Joannis de Deo professo, bischöfl. speyerschen Leibchirurgus.* — *Wendelstadt Beobachtungen über die Lazarethfieberepidemie zu Wetzlar im J. 1795.* Dieser kleine Aufsatz ist für die nähere Kenntniss des Lazarethfiebers sehr wichtig. Der Vf. zeigt mit unumstöslichen Gründen, was auch neuerdings Hr. Prof. *Ackermann* zu Altdorf in seinem Handbuche der Kriegsarzneykunde (Leipzig 1795. 8. 2 Bde.), erwiesen hat, dass dieses Fieber von einem eigenen Krankheitsgift abhängt und durch dieses bestimmt wird, dass aber auch die Constitution des Jahres den auffallendsten Einfluss auf dieses Fieber hat. Die Epidemie, die der Vf. sah, war im ersten Zeitraum entzündlich: dann erst entstanden die Zufälle von der widernatürlichen Reizbarkeit der Gallenorgane, und die Nervenzufälle. Wenn freylich dieses Fieber allemal nach Pringle's Anleitung als ein Faulfieber mit erregenden Mitteln behandelt wird, so muss der Brand und der Tod die natürliche Folge dieser Behandlung seyn. — *Erste Fortsetzung der Zusätze zu Ploucquets initia biblioth. med. pract. et chirurg.*

Viertes Stück: *Beschreibung und Heilart einer merkwürdigen Daemonia imaginaria, vom Prof. Siebold, dem jüngern, zu Würzburg.* Der Fall war wie der von den meisten Besessenen. Die Kranke hatte mit ihren ledigen Schwestern bis ins 54ste Jahr in ledigem Stande zusammengelebt, hatte eine grösstentheils sitzende Handthierung getrieben, und war blind geworden. Nun fanden sich fortwährende Nervenzufälle ein. Ein Franciscanermönch äusserte an einem dritten Ort: sie habe den Teufel; ihre Verwandten erfuhren dieses bald, und ein Schleifsteinhändler, der grosse Kenntnisse von Teufelsbesitzungen zu haben vorgab, bestätigte die Diagnose des Franciscanermönchs. Nun war der Teufel entdeckt: nun ging man in eine Wallfahrtskirche; 500 Menschen beteten um die Befreyung der Besessenen, und der Seelen aus dem Fegfeuer: die Besessene wälzte sich gräslich am Fusse des Altars, die armen Seelen flogen wie Schneeflocken bey einem Wintersturm aus dem Fegfeuer ins Himmelreich, wie die Besessene deutlich zu bemerken versicherte. Nun verrichteten zwey Klostergeistliche, unter der Assistenz von fünf eidscheuen französischen Emigranten den Probeexorcismus: der Teufel verstund nun fremde Sprachen, wusste verborgene Dinge, und machte schreckliche Grimassen. Ein Strafbefehl von der Obrigkeit, dass die Kranke nach Würzburg ins Spital gebracht werden sollte, und der Gebrauch von Pillen aus stinkendem Asand und Abführungsmitteln hoben diese Besitzung zum Theil. Eine beträchtliche Menge von den 76 Teufeln, die die Besessene im Leibe zu haben vorgab, musste aber doch durch Prügel ausgetrieben werden. Die Behandlung der Kranken e[...] regt die vortheilhaftesten Begriffe von dem Hn. Pr[...] Siebold und Hn. Prof. Thomann. — *Gleichheit, [...] chirurgische Anekdote der sächsischen Geschichte, [...] archivalischen Nachrichten.* Es sind mehrere theolo[...]sche und medicinische Bedenken über die Frage: [...] ein regierender Landesfürst seinem successionsfähig[...] Prinzen, der einen beschwerlichen Leibesschad[...] hat, diesen eben so schneiden lassen dürfe, als [...] der Sohn des gemeinen Mannes dem chirurgisch[...] Messer zu unterwerfen pflegt? — *Zusätze zu Plo[...]quet's init. biblioth. med. pract. et chirurg.*

Fünftes Stück: *Ueber die Rindviehseuche, [...]venfieber behandelt*, aus einem Briefe des Hn. O[...]bergraths *von Humboldt.* Veranlasst durch die [...]handlung des Deho nimmt der Vf. an, die Viehseu[...] sey ein bösartiges Nervenfieber. Die Seuche be[...] am leichtesten schlecht genährte und durch Ar[...] sehr angestrengte Thiere; das Thier sterbe im Zu[...] der höchsten Schwäche. Man machte in Neustadt [...] Culm Versuche mit Deho's Methode, und von 21 [...]cken Rindvieh, die in die Cur genommen wur[...] wurden durch Wein, Theriak, Mohnsaft und K[...]lauch 16 Stücke gerettet. — Rec. war Augenz[...] von den Verwüstungen, welche die Rindviehse[...] in Franken und in einem grossen Theil des b[...]schen Kreises anrichtete: er selbst hat sehr viele [...]cke in die Cur genommen, und sehr vielen Haus[...]then Rath gegeben. Auch bey Anwendung der [...]regenden Curmethode war die Zahl der todte[...]cke sehr gross, und Rec. kann sich daher d[...]nung noch immer nicht entschlagen, dass wi[...] die Rindviehseuche, so wenig als wider die Pest, [...] jetzt ein Mittel kennen, von welchem sich mi[...]ger Gewissheit die Genesung des kranken Vieh[...] warten lässt. — *Etwas Literatur für Thierärzte, [...] E. G. Baldinger.* Ist unvollständig und nicht g[...]thuend. — *Medicinische Beobachtungen*, von [...] *Weise.* Wider den Stich der Bienen, Wespen [...] sey der frische Saft aus den Mohnköpfen ein [...] Mittel. Ein Hypochondrist nahm in 12 Jahren [...] Stücke von Ailhauds Pulvern. Er starb im [...] seines Lebens. In einem der vorigen Stücke [...] man, dass eine 26 Jahre lang bettlägerige Dam[...] dieser Zeit 13,000 Stücke solcher Pulver ge[...]men habe.

Sechstes Stück: *Kleine Aufsätze moralisch-p[...]sophischen, speculativ-philosophischen und theore[...] medicinischen Inhalts*, von Dr. *Spiering.* Die Abh[...]lung über die Unzulässigkeit einer Auswahl unter [...]nischen Geschäften aus moralischen Grundsätzen e[...]wickelt, ist sehr ausführlich. Die andern Aufsä[...] sind: über die Ansteckung; ob die Medicin Begr[...] und Erkenntnisse a priori habe; das Gehirn ist w[...] das Organ der Seele, aber darum noch nicht der S[...] derselben. — *Nic. Paradys oratio de v[...] [illegible] na[...]vali* hätte Hr. B. nicht in der deutschen Uebersetzun[...] sondern lateinisch abdrucken lassen sollen.

Lei[...]

Leipzig, b. Hammerich: *Zwey Abhandlungen von den Kennzeichen, Ursachen und der Heilmethode der Radesyge*, von *Arbo* und *Mangor*. Aus dem Dänischen. Mit einer Vorrede von *Philipp Gabriel Hensler*, königl. dänischen Archiater und Prof. der Arzneywissenschaft in Kiel. 1797. XXIV u. 295 S. 8. (18 gr.)

Die Bewohner der norwegischen Küsten, und überhaupt die Bewohner aller nördlichen Polarländer, on Grönland an bis zur nordöstlichen Tatarey, vornlich aber solche, die den Fischfang treiben, und einer sehr unreinlichen und kümmerlichen Lesart und beständigem Aufenthalt in der Kälte und ie sich grösstentheils von Fischen, von dem Einweide der Fische, und auch von Thieren nähren, mit Fischen und mit dem Abgange von Fischen üttert werden, werden häufig an den Armen, nden, Beinen, zuweilen auch am Gesicht, in und der Nase und am Gaumen, niemals aber an den arten Theilen des Kopfes und an den Geschlechtsilen, von schmerzlosen Geschwüren befallen, die weilen fünf, ja mehrere Zolle im Durchmesser, einen dunkelbraunen oder violetten Grund ha-, dabey unrein, uneben und erhaben, und mit n bläulich rothen, schwieligen, und an einigen len gleichsam durchfressenen Rande versehen sind. e Geschwüre geben nur eine dünne, wässerige e: sie entstehen nach äusserlichen Verletzungen, starker Wirkung der Kälte, gewöhnlich aber harten Knoten in der Haut, die wie Beulen ei-, und dann in diese fürchterliche Krankheit, die Namen der *Radesyge* hat, übergehen. Mit dieschwüren sind Flechten, kupferfarbige Beulen Gesicht oder auf dem Körper, und gefühllose Flein diesen oder jenen Theilen des Körpers verden. Vor der Krankheit geht Mattigkeit, Gliemerz, Schnupfen, Röthe des Gesichts, die sich er Folge vermehrt, Schmerz in der Nase, Geulst der Füsse, Heiserkeit und Engbrüstigkeit r. Sie geht von den Aeltern und durch die n auf die Kinder über; sie pflanzt sich, aber geschwind und nicht immer, durch den Beyf fort, und kann auch durch Ansteckung von einem Körper in den andern übergehen. Sie ist vom but wesentlich verschieden, ungeachtet nicht zu nen ist, dass die Ursachen des Scorbuts, die in nördlichen Küstenländern so allgemein sind, zu dieser Krankheit disponiren. Im nördlichen le von Norwegen herrscht eine andere, mit der syge verwandte Krankheit, *Spedalskhed* genannt, ich durch fest und breyartig geschwollene Füsse Geschwüren, und durch harte, unempfindliche, einem dicken hellgrauen Schorfe überzogene Knoam Gesicht, Gaumen und Füssen auszeichnet, und haupt als der höchste Grad der Radesyge anzusen ist. Nach den genauesten Untersuchungen ist der die Radesyge, noch die Spedalskhed venerien Ursprunges: die Lustseuche und der Scorbut nen sich aber mit der Krankheit compliciren. Heilung sind die antiscorbutischen Mittel, die ausgepressten Säfte aus antiscorbutischen Pflanzen, verbunden mit Abführungsmitteln, besonders aber Plummers Pulver mit Quajak, oder auch der Quecksilbersublimat, Holztränke und am Ende, oder bey grosser Schwäche des Magens, tonische Mittel zur Heilung der Krankheit, von der bestimmtesten Wirksamkeit.

Diese schreckliche Krankheit, auf welche auch die königl. Regierung ihre ganze Aufmerksamkeit wendete, hat viele Aehnlichkeit mit dem Aussatz, und über diese Verhältnisse der Radesyge zum Aussatz erklärt sich Hr. *H.* in der Vorrede. Eine scorbutische Disposition liegt bey derselben offenbar zum Grunde, auch sind ihre Zufälle denen des arktischen Scorbuts in vielem Betracht ähnlich. Vieles bemerkt man indessen auch an dieser Krankheit, was dem Aussatze ähnelt. Der Aussatz kommt schon nach den Berichten der Alten in arktischen Ländern vor, und es scheint, dass die Extremen der Wärme und Kälte einerley Wirkungen hervorbringen können. Der Scorbut fängt ohne Fieber an: die Radesyge, deren erste Zufälle in der Schrift des Hn. *Mangor* weit vollständiger angegeben sind, als in der des Hn. *Arbo*, nimmt ihren Anfang durch ein kleines Fieber, welches mit dem Aussatzfieber sehr viele Aehnlichkeit hat. Dass bey diesem Fieber die Nase und der Gaumen vornehmlich leiden, erklärt Hr. *H.* aus dem Localreiz von dem scharfen Schnupftaback. Die Wirkung der Kälte wird den Reiz auf diese Theile ebenfalls determiniren können. Die rothe Gesichtsfarbe, die fetten und schmierigen Schweisse, welche die Stirn in diesem ersten Zeitraume glänzend machen, sind nicht katarrhalisch und scorbutisch: vielmehr war die arge fremde Röthe eines der wichtigsten Vorzeichen des Aussatzes. So sind auch nach dem völligen Ausbruch der Radesyge zwar mehrere Zufälle dem Scorbut ähnlich, andere aber dem Aussatze ausschliessend eigen, z. B. die unempfindlichen Flecken auf der Haut, die, wenn sie in Geschwüre übergehen, grosse Aehnlichkeit mit der *lepra leonina*, oder dem ruhigen, schmerzlosen Aussatz der Alten haben. Auch wenn die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht hat, und in die Spedalskhed übergegangen ist, sind der Verlust aller Sinne, das Abfallen der Glieder, u. s. f. Zufälle, die dem Aussatze oftmals eigen sind, beym Scorbut dagegen niemals vorkommen. Hr. *H.* ist daher der Meynung, dass die Radesyge der aussätzigen Raude, und die Spedalskhed dem höchsten Grade derselben, der *lepra leonina* gleiche. Er bemerkt dabey, dass er sein Werk vom Aussatze nur für eine Sammlung von Materialien über diese merkwürdige Krankheit ansehe, und setzt folgende Stufen des Aussatzes fest: 1) die unbestimmten Vorzeichen des Aussatzes, die nur durch die Umstände als Vorzeichen des Aussatzstoffes angesehen werden können; 2) die aussätzigen Maalplätze, unter die er auch die böse Röthe der Haut und des Gesichts rechnet, die er in dem Werk vom Aussatz unter die Vorzeichen gezählt hatte; 3) die vollendeten Aussatzarten, nämlich die dunkeln derben Rauden, die weissen stäubigen

gen Grinde, und den Knollenausfatz. Die Radesyge und der Ausfatz haben auch nach Rec. Meynung grosse Aehnlichkeit, und find wahrscheinlich *morbi congeneres:* aber manche Umstände zeugen doch von einem auffallenden Unterschied beider Krankheiten. Darunter rechnet Rec., dafs bey der Radesyge und ihrer höhern Art, der Spedalskhed, die Geburtstheile und der behaarte Theil des Kopfes allemal von der Krankheit frey bleiben, und dafs Arbo auch nur selten Maale am After fah, da dagegen beym Ausfatz der Kopf und die Geschlechtstheile oftmals leiden. Auch die leichte Heilbarkeit der Radesyge durch ein genaues Verhalten, durch antiscorbutische Mittel, durch Mittel aus dem Spiesglas und Quecksilbermittel, und durch tonische Mittel, scheint für einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Krankheiten zu sprechen, besonders wenn man bedenkt, dafs auch diese Mittel bey den armen Küstenbewohnern von Norwegen nicht immer in gehöriger Ordnung und mit dem gehörigen diätetischen Verhalten gebraucht werden, und dafs doch nach der Versicherung des Hn. Arbo die Krankheit durch diese Mittel allemal geheilet wird.

* * *

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Berlin, b. Schöne: *Raritäten von Berlin oder Geschichte merkwürdiger Berlinischer Freudenmädchen* vom Mann im grauen Rocke. 3. Th. 1798. 8. (1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. ...)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, in Comm. b. Rabenhorst: *Ueber das Vorkommen des Goldes in Siebenbürgen.* Im Namen der Linnéischen Societät zu Leipzig entworfen von *Johann Daniel Haager* aus Siebenbürgen. Nebst einigen Beylagen. 1797. 62 S. gr. 8. — Mit wahrer Begierde fing Rec. diese kleine Abhandlung zu lesen an, weil er hoffte, darin neue Aufschlüsse über die geognostischen Verhältnisse zu erhalten, unter welchen das Gold in Siebenbürgen vorkommt; allein er fand fich bald in feiner Erwartung getäuscht. Denn diese Abhandlung ist eigentlich blofs ein Auszug aus *Bornn's*, *Fichtel's*, *Muller's*, *Hacquet's*, u. a. mineralogischen Schriften, vorzüglich in Rückficht des *oryktognostischen* Vorkommens des Goldes in Siebenbürgen. Der Vf. giebt übrigens seine Arbeit auch blofs für einen folchen Auszug an, den er für diejenigen Mitglieder der Linnéischen Societät bestimmt hat, welcher noch nicht Gelegenheit hatte, fich mit den verschiedenen Arten des in Siebenbürgen vorkommenden Goldes bekannt zu machen.

Wir müssen dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er mit Sachkenntnifs und zweckmäfsiger Belesenheit seine Absicht, jedoch diese blofs in Rückficht des oryktognostischen Vorkommens des Goldes in Siebenbürgen, erreicht hat; denn auf die übrigen *Naturschätze* seines Vaterlands hat er fich nicht eingelassen. Indessen wird diese kleine Abhandlung für diejenigen Mineralogen gewifs nicht ohne Nutzen seyn, welche entweder nicht Zeit oder keine Gelegenheit haben, die, zum Theil zerstreuten, Abhandlungen und Bemerkungen der oben angezeigten Mineralogen über die verschiedenen Abänderungen des in Siebenbürgen vorkommenden Goldes felbst nachzulesen. Ob die Angabe S. 8., dafs das Gold in *fünffeitigen Tafeln* vorkomme, ganz richtig ist — daran zweifelt Rec., weil diese Crystallform gegen alle Analogie in dem Mineralreiche ist. Da übrigens der Vf. viele mineralogische Kenntnisse befitzt, fo läfst fich mit Recht von ihm erwarten, dafs er uns feiner Zeit, wenn er zuvor in feinem Vaterlande das Vorkommen des Goldes felbst an Ort und Stelle beobachtet hat, fowohl hierüber, als auch über die verschiedenen *geognostischen* Verhältnisse, unter welchen dieses Metall in Siebenbürgen vorkommt, bestimmtere Auskunft ertheilen wird.

Die Beylagen zu dieser Abhandlung erhöhen den Werth derselben fehr, besonders der Auszug eines Briefs von dem Hn. Bergamtsassessor *Freisleben* zu Marienberg, der ... sehr interessante und wichtige mineralogische Beobachtungen und Nachrichten enthält. Vorzüglich waren uns die Bemerkungen über den *Col de Balme* im *Chamounithal* sehr willkommen, weil wir gegen die Angabe des Hn. *v. Saussure's*, dafs ... Gneis, Thonschiefer und andere ursprüngliche Gebirgsarten auf einem Conglomerat von verschiedenen Geschieben ... sitzen, einige Zweifel fetzten, und glaubten, dafs Saussure ... an jene Gebirgsarten angesetzte Bank von aufgeschwemmten Gebirgsarten für die Basis derselben gehalten habe.

Auf der italienischen Seite des St. Gotthards unweit ... hat Hr. *Freisleben* und fein als gründlicher Mineralog ... ter Reisegesellschafter, der Hr. Oberbergrath von B... körnigten Gips in einem deutlichen Lager mitten im G... getroffen. Die in diesem Brief enthaltenen interessanten mineralogischen Bemerkungen lassen auf einen Reichthum von ... gen mineralogischen Beobachtungen schliefsen, welche ... beiden Naturforscher auf ihrer Reise durch die Schweiz gesammelt haben. Und da wir, der vielen Reisebeschreibungen ... erachtet, noch nichts ganz Zuverläfsiges über die mineralogische Beschaffenheit der Schweiz haben, da felbst die S... ten eines Saussure in einer ziemlich unbestimmten Sprache ... fafst sind: fo ist es recht fehr zu wünschen, dafs Hr. *Freisleben* und Hr. *v. Humbold* ihre auf dieser Reise gesammelten mineralogischen Beobachtungen, dem Publicum bald mit... möchten.

Uebrigens finden fich in diesen Beylagen auch noch äufsern Beschreibungen von folgenden seltenen Fossilien: den *Vesuvian;* dem *dichten Apatit* der bey Logrosan in Estremadura in ganzen Flözen vorkommen soll; *einer Kupfer...* von *schmaragdgrüner* Farbe, die in *vier* und *sechs...gen, sehr flachen, fast zugerundeten, Säulen*, die an ... Endflächen zugeschärft find, von Linares im Königreiche ... wo fie auf Gängen vorkommen foll. (Solhte dies Fossil ... vielmehr Malachit feyn?) Ferner wird noch ein *weißes Bleyerz* von Linares, fo wie ein *grünes Bleyerz*, welches nahe der Alameda unweit Civdadrodrigo brechen foll, und ein *...härteter Spiesglasocker* von Villapun, in der Provinz L... beschrieben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Wien, b. Wappler: *Systematische Anleitung zur christlichen Sittenlehre* oder *Moraltheologie.* Herausgegeben von *Anton Karl Reyberger*, Kapitularen des Benedictinerstifts zu Melk, Doct. der Theologie und kaiserl. königl. öffentl. ordentl. Lehrer der Moraltheologie an der Universität zu Wien. *Erster Band.* 1794. 496 S. gr. 8.

Wer eine wissenschaftliche Moral, sey es eine philosophische oder christliche, schreiben will, [illegible]ss nicht nur eine genaue Bekanntschaft mit den [illegible]hin gehörigen Schriften sich verschafft, sondern [illegible]s Gelesene auch gehörig verdaut haben, um ein [illegible]stematisches Ganze, das aus keinen heterogenen [illegible]eilen zusammengesetzt ist, liefern zu können. Dass [illegible] R. die erste Erfoderung erfüllt habe, wird man [illegible] nicht absprechen können, da nicht nur die vielen [illegible]gata und angeführten Stellen aus andern Schrif[illegible], sondern auch der ganze Inhalt seines Buchs von [illegible]er ausgebreiteten Belesenheit in den Schriften der [illegible]chenväter, und den neuern philosophischen und [illegible]lich theologischen Schriften der römischen und [illegible]stantischen Lehrer zeugen. Was die zweyte Fo[illegible] anlangt, so muss man ihm die Gerechtigkeit [illegible]erfahren lassen, dass er sich von den in seiner [illegible] herrschenden Vorurtheilen und dem groben [illegible]cismus frey gemacht, und weit hellere Begriffe [illegible] reinere Grundsätze angenommen habe, als bey [illegible] grössten Theile seiner Glaubensgenossen noch im[illegible]gefunden werden. Man wird sich bald davon [illegible]eugen, wenn man das liesst, was der Vf. [illegible] ff. über das Streben nach Vollkommenheit, be[illegible]ers in der Anmerkung. S. 434 über kindliche [illegible]t Gottes, moralische Besserung oder Busse, be[illegible]ders in der Anm. S. 447 auch S. 369 ff. über Reli[illegible]eifer, Aberglaube, Fanatismus, Unglaube und [illegible]erey gesagt hat, wo man sehr vernünftige Grund[illegible] findet. Das einzige dem Lehrbegriff seiner Kir[illegible] allein Eigene ist, wenn er S. 23. S. 30 ff. die *Tra*[illegible] zu den *Erkenntnissquellen der christlichen Sitten*[illegible] rechnet, von welcher er doch auch einen ge[illegible]ssigtern, obgleich noch nicht befriedigenden Be[illegible]ff annimmt: er verlangt von ihr, dass sie *der Leh*[illegible] *der Schrift und den Rechten der Menschheit* entspre[illegible], und *allezeit*, *allenthalben* und *von allen Kirchen*[illegible]*iedern angenommene* Grundsätze enthalte. So sehr [illegible]s Alles zu billigen ist, so fehlt es doch seinem Sy[illegible]m völlig an Haltbarkeit und harmonischen Zusam[illegible]enhang aller Theile desselben. Man thut dem Vf. [illegible]cht zu viel, wenn man sein Buch eine Compilation [illegible]s den neuern philosophischen und christlich morali-schen Schriften nennt, die ganz verschiedene Systeme und heterogene Grundsätze enthalten, und die Hr. R. bald wörtlich, bald im Auszuge zusammengesetzt hat. Denn bald stösst man auf Stellen aus *Reinhards* Moral, (die am meisten geplündert ist,) bald aus *Less*, *Tittmann*, *Döderlein*, bald aus *J. W. Schmids* Geist der Sittenlehre Jesu, *L. Ch. E. Schmids* und *Jakobs* Moralphilosophie, auch *Kants* Grundl. d. Met. d. Sitten und Kritik d. prakt. Vernunft, und andern mehr. Man wird leicht denken, dass dabey alles ziemlich bunt unter einander gehe, und dass es an häufigen Widersprüchen und Inconsequenzen nicht fehlen könne.

Schon der *Plan*, nach welchem Hr. R. die Moraltheologie, (wie er sie nennt,) abhandelt, ist ein deutlicher Beweis, dass er mit seinem System noch nicht ins Reine gekommen sey, oder eigentlich noch gar kein System habe. Er theilt sie in *zwey Haupttheile*, wovon der eine *die Tugend in Gesinnungen und Handlungen*, der andere *die Tugendmittel* zum Gegenstande haben soll. Die *Eintheilung des ersten Haupttheils* ist nach *Less Moral* geformt und begreift 1) die *christliche Ethik* oder vom christlichen Sinne, dem innern Gottesdienste oder der Tugend in Gesinnungen, 2) die *christliche Jurisprudenz*, (als wenn die Moral eine blosse Rechtslehre wäre,) oder vom christlichen Wandel, dem äussern Gottesdienste, oder der Tugend in Handlungen. Das Unbequeme dieser Eintheilung fällt in die Augen, da Gesinnungen und Handlungen von einander getrennt werden, die doch unzertrennlich mit einander verbunden sind, und die Trennung derselben Wiederholungen unvermeidlich machen. In der Einleitung begeht auch Hr. R. den sehr gemeinen Fehler, dass er in dem zweyten Hauptstücke der Einleitung unter dem Titel: Grundsätze einer allgemeinen praktischen Philosophie fast die ganze Psychologie wiederholt, und von Erkenntnissvermögen in seinem ganzen Umfange, dem Gefühlvermögen, den Affecten u. dgl. weitläuftig handelt, welches zum Theil nicht einmal in eine philosophische, noch weniger in eine christliche Moral gehört, wo dieses billig vorauszusetzen ist. Am auffallendsten ist es aber, wenn in der Einleitung schon von Beweggründen des Willens, von Verbindlichkeit und Gesetz, moralischer Zurechnung und Gewissen, den Regeln der Collision der Pflichten, und dann erst in der allgemeinen Ethik der oberste Grundsatz der Sittlichkeit aufgesucht wird, da doch nothwendig dieses aller Untersuchung vorausgehen muss, wenn man von jenen Gegenständen sich bestimmte Begriffe machen will. Eben so wenig kann man den Grund der Eintheilung in den christlichen Sinn gegen sich selbst und gegen die Mitmenschen, und dieses in den pflichtmässigen Sinn gegen die

die Menschheit überhaupt und die christliche Menschenliebe, als wenn ein jeder sich selbst nicht zur Menschheit rechnen dürfe.

Noch sichtbarer ist aber der Mangel einer systematischen Anlage in der *Ausführung der einzelnen Materien*. Gleich anfangs will der Vf. zeigen, was Bestimmung des Menschen sey, und das geschieht denn auf die Weise. Ein jedes Geschöpf muss eine Absicht haben, um derentwillen es da ist. Diese Absicht ist der Endzweck, die Bestimmung. Dazu sind Kräfte und Anlagen nöthig, die zu diesem Endzweck entwickelt werden müssen. Der bestimmte Grad der Ausbildung, wodurch ein Geschöpf beginnt, seine Absicht zu erreichen, heisst Vollkommenheit, entweder objectiv höchste Vollkommenheit, wenn ein Geschöpf ganz seiner Bestimmung entspricht, oder subjective, wenn es nach den besondern Verhaltnissen eines jeden geschieht. Die individuelle Bestimmung eines jeden Menschen ist daher seine subjective Vollkommenheit. Im vernünftigen Menschen kann dieses ohne Bewusstseyn nicht geschehen; dieses Bewusstseyn macht die Glückseligkeit aus, und diese ist also der Endzweck seines Daseyns, seiner Bestimmung im nähern Sinne. — Also Vollkommenheit ist, wenn der Mensch die Absicht seines Daseyns oder seine Bestimmung erreicht, und seine Bestimmung ist Vollkommenheit. Glückseligkeit ist, wenn ein Mensch seiner Vollkommenheit oder der Erreichung seiner Bestimmung bewusst ist, und seine Bestimmung ist Glückseligkeit im nähern Sinn. Weiss man nun wohl bey diesem offenbaren Cirkel, was die Bestimmung des Menschen sey? da doch immer noch die Frage übrig bleibt: was denn nun eigentlich die Absicht des Daseyns eines Menschen sey, deren Erreichung das Wesen seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit ausmachen soll? Religion erklärt der Vf. nach dem ehemals gewöhnlichen Begriffe als die bestimmte Weise Gott zu erkennen und zu verehren, oder den Unterricht von der Natur Gottes etc. Der Vorzug der christlichen Moral vor der philosophischen wird auf die gewöhnliche Weise aus dem Grunde hergeleitet, dass die philosophische Moral mangelhaft, schwankend sey u. dgl. Die Wichtigkeit, der Nutzen und die Schwierigkeiten der christlichen, besonders wissenschaftlichen Moral werden sehr kurz und oberflächlich gezeigt, obgleich die von Hn. *R.* benutzten Schriften viele Materialien dazu enthalten. Die Lehre vom *Gefühlvermögen* und von *Gefühlen* §. 42 ff. ist ziemlich verworren. Es wird S. 61 mit Recht erinnert, dass man die Begriffe *Gefühl* und *Empfindung* nicht verwechseln dürfe, und gleichwohl werden unmittelbar vorher und S. 63. §. 44. Gefühle, angenehme und unangenehme Empfindungen, Behagen oder Misbehagen, Vergnügen oder Missvergnügen als Wechselbegriffe angeführt. Was eigentlich *Gefühl* sey, wird nicht erklärt, sondern bloss bemerkt, dass dasselbe durch die Beziehung der Vorstellung auf das denkende Subject entstehe, ohne zu bestimmen, was für eine Beziehung dieses sey. Eben so ist's auch mit der Lehre von den *Affecten* und *Leidenschaften*. Heftige *Begierden* oder *Verabscheuungen* sind nach §. 54. *Gemüthsbewegungen* oder *Affecten*, §. 55. werden diese aus den *Gefühlen* hergeleitet, und §. 58 heisst es: Neigungen, die in Affect übergehen und dadurch eine Fertigkeit gewinnen, stets mit Heftigkeit thätig zu seyn, heissen *Leidenschaften*. Bey der Lehre von der *Freyheit* §. 64. ff. werden kritische und antikritische Grundsätze auf eine sonderbare Weise mit einander vermischt. Der *Wille* für sich betrachtet ist nach S. 100 eine *blinde Kraft*, bey dem *keine ganz unbedingte Freyheit* statt finden soll; unüberwindliche Unwissenheit hebt nach S. 101 die Freyheit auf; die *moralische Freyheit* im Gegensatz der *metaphysischen* ist nach S. 109 eine *erworbene Fertigkeit*. *Verbindlichkeit* und *Gesetz* S. 117 ff. sind nach kantischen Grundsätzen, aber sehr unvollständig erklärt; von dem Unterschiede zwischen formalen und materialen Gesetzen, vernünftigen und pathologischen Triebfedern, reinen und sinnlichen Bewegungsgründen kommt gar nic[illegible] vor, obgleich des reinen Vernunftgesetzes S. 139 g[illegible]dacht wird; das Folgende steht denn auch, wie leic[illegible] zu erachten, mit jenen Begriffen in einem ziemlich[illegible] Contraste. Die Regeln für *Collisionsfälle* §. 84 si[illegible] zum Theil ziemlich vag, z. E. S. 141 Pflichten, d[illegible] aus *erwiesenen göttlichen* Gesetzen entspringen, geh[illegible] immer jenen vor, die sich bloss auf das Anseh[illegible] *menschlicher* Gesetze gründen. (Welchen? den po[illegible]tiven? oder den allgemeinen Vernunftgesetzen?) B[illegible] der Aufsuchung des *höchsten moralischen Princips* fo[illegible] der Vf. völlig dem Gange, den Döderlein nah[illegible] und kommt denn auch auf dasselbe Resultat: dass[illegible] vergeblich sey, einen höchsten Grundsatz zu such[illegible] gleichwohl stellt er bald darauf doch ein hö[illegible] Princip auf, nämlich S. 211. „Strebe so nach G[illegible]seligkeit, dass deine Maxime die Billigung jedes [illegible]nünftigen Wesens verdiene;“ wodurch er das Glü[illegible]seligkeitsprincip mit dem reinen Vernunftgesetze [illegible] eine künstliche Weise zu vereinigen sucht, ohne [illegible] bedenken, dass dieses gar kein Gebot seyn kön[illegible] sondern nur eine Einschränkung des natürlich[illegible] Triebs enthalte, und dass es schlechterdings n[illegible] auszumachen sey, welches Streben nach Glückse[illegible]keit von allen vernünftigen Wesen gebilliget we[illegible] wenn man nicht ein höheres von allem Streben [illegible] Glückseligkeit unabhängiges Princip voraussetzt, [illegible] durch dasselbe erst die nöthige Einschränkung erh[illegible]ten kann. Diese Proben werden hinreichen, das U[illegible]theil des Rec. zu bestätigen, er übergeht vieles [illegible]dere, was er als Beyspiele der häufigen Inconse[illegible]quenzen anführen könnte, z. E. von der Glaubens[illegible]pflicht, §. 163 und bemerkt nur noch, dass di[illegible] Schreibart, einige Provincialismen, als: *all das*, di[illegible] *Starkmuth*, *die Wesenheit* ausgenommen, weder i[illegible] correct, noch trocken und allzu gedehnt sey.

Leipzig, b. Lincke: *Moralische Theorie des Lehrsatzes: Gott regiert die Schicksale der Menschen.* Ein Beytrag zur Verbesserung des Volksunterrichts, von *J. F. G. L.* 1796. 104 S. 8. (6 gr.)

Dieser Beytrag ist nicht nur von dem Volkslehrer, sondern auch von andern, die in dem, was ihnen wahr

wahre Beruhigung ohne Täuschung verschaffen kann, weitere Belehrung suchen, mit vielem Danke anzunehmen. Der Vf. bestreitet darin manche gewöhnliche Vorurtheile und Fehler des Volkslehrers, die auf Moralität und wahre Beruhigung einen sehr nachtheiligen Einfluss haben. Der Hauptgrundsatz, den der Vf. ausführt, ist: Dass Gott bey seiner Regierung nicht die sinnliche Glückseligkeit der Menschen zur Absicht habe, sondern sie dadurch tugendhafter oder moralisch glücklicher machen wolle. Dieser Satz wird auf allen Seiten betrachtet, und in einer der Absicht angemessenen gedrängten und doch fasslichen und angenehmen Schreibart sehr lichtvoll dargestellt. Nachdem in der Einleitung die Schwierigkeiten der gewöhnlichen Theorie gezeigt worden sind, wird in dem ersten Abschnitte von dem Zwecke, den Gott durch seine Regierung der Menschen beabsichtigt, gehandelt, der zweyte enthält einige Einwürfe gegen diese Theorie nebst ihrer Beantwortung, der dritte die Beweise für diese Theorie aus der Vernunft und Erfahrung, der vierte zeigt die Uebereinstimmung dieser Theorie mit der Schrift, und der fünfte den Nutzen dieser Theorie. Rec. ist mit allem, was der Vf. so gut gesagt hat, vollkommen einverstanden, nur glaubt er, dass Manches nicht bestimmt genug ausgedrückt sey, um allen Missverständnissen vorzubeugen. Dahin rechnet er, wenn S. 10 der Trostgrund gerade zu verworfen wird: dass Gott dem Leidenden helfen werde; wenn es seiner Weisheit und Güte gemäss sey, weil man doch nicht wissen könne, ob diese Bedingung auf ihn in seiner Lage anwendbar sey, und es ihm wenig Beruhigung verschaffen werde, und wenn er §. 16. dem Tröster der Leidenden einen zu geringen Werth beyzulegen scheint, weil er ihm keine gewisse Hülfe versprechen könne. Der Leidende findet den süssesten Trost in der Hoffnung der Befreyung von seinem Leiden oder der Verminderung desselben, versprechen kann man ihm zwar nichts, aber auch diese Hoffnung ihm nicht absprechen, und so ist das Beste, dass man die Hoffnung dieser Hülfe erweckt, wenn es der Weisheit Gottes gemäss ist, und ihn zugleich zu einer stillen Ergebung in den Willen Gottes ermuntert, wenn diese Hoffnung nicht sollte erfüllt werden. Dies stimmt mit den übrigen Vorstellungen des Vf. vollkommen überein, und wird die von ihm gezeigten Nachtheile des Tröstens nicht bey sich führen.

ERDBESCHREIBUNG.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Reise durch den Harz und die hessischen Lande, besonders in Hinsicht auf Naturschönheiten, Anbau und Alterthümer.* Von dem Verfasser der Briefe: über die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. 20½ Bog. 8. (20 gr.)

Nicht eine Zeile Vorrede geht voran, die den Leser mit der Person des Vf. und der Absicht seiner Reise näher bekannt machte. Die Reisebeschreibung selbst besteht aus 17 Briefen, die von der Mitte des Jahrs 1794 an datirt sind. Die sieben ersten führen den Leser mit dem Vf. durch den Harz, und die zwey ersten besonders auf den Brocken. Der Vf. ward zwar auf der Brockenspitze von einem ihn umfliessenden Dunstgewölke ganz durchnäst, und vier Schritte weit seinen Begleitern unsichtbar; bald aber, bey sich wieder aufheiternden Himmel sah er die Sonne im vollen Glanze und scheinbar dreymal grösern Umfang, mit einer unbeschreiblich schönen Aussicht gegen Morgen, untergehen, des Nachts bey heitern Himmel, ein stundenlang unbewegliches Gewitter unter seinen Füssen, und darauf den Aufgang der Sonne in voller Majestät. Wernigerode schien ihm so nahe zu seinen Füssen zu liegen, dass man in Versuchung gerathen konnte, mit einem Steinwurf ihre Ringmauern erreichen zu wollen. Die Fabel vom Hexentanze erklärt der Vf. also. Karl der Grosse hatte bey gewaltsamer Einführung des Christenthums unter den Sachsen die nächtlichen Opfer und Opfertänze auf der Flache des Brocken zu Ehren der Hertha, oder Ostera verboten: daher verkleideten sich die Neubekehrten in scheussliche Larven, und bahnten sich mit Feuergabeln und Besen, (um den Schnee von den Tanzplätzen abzukehren) einen Weg durch die ausgestellten Wachen: dieses schrieb das Schrecken der Wachen und der Aberglaube der Christen dem Teufel zu. Und weil diese Götzendiener unzufrieden oder ungehalten über die Taufe Wittekinds waren, so nannte man sie *Unholde*, welcher Name bald gleich bedeutend mit dem einer Hexe wurde. *Brocken* aber heisst der Berg, weil er gleichsam gebrochen oder eingesunken ist, wovon nicht nur die gespaltene Form der Bergspitze, sondern auch die in der Gegend über Schierke, 15 Fuss im Torfe begrabene Tannenstämme zeugen. Der Harz habe seinen Namen vom Hereynischen Wald. (?) Wenn aber der Vf. verschiedene deutsche Waldgegenden anführt, die ehemals mit jenem Walde zusammen hingen, und noch itzt den Namen *Hart* führen: so muss Rec. erinnern, dass *Hart* ehemals überhaupt ein jedes waldigtes Gebirge bedeutet hat. Die Glocken der Kühe einer Brockenheerde sollen alle nach den vier Haupttönen einer Octave eingerichtet seyn. 3. *Br.* von der Baumannshöle. Sie hat ihren Namen von einem Bergmann, Baumann, der sie zuerst befuhr, um Erze darin aufzusuchen, aber nach ausgegangenem Grubenlichte durch Angst und Hunger so angegriffen wurde, dass er, nachdem er endlich den Ausgang wieder fand, kurz darauf starb. Der Boden besteht aus Trümmern von Marmor oder Kalkstein, durch Tropfstein gleichsam zusammen geschmolzen. Der Vf. beschreibt alle sechs Abschnitte dieser Höle einzeln, sowohl nach ihrer Mensur, als nach ihren durch Tropfstein gebildeten Figuren. Den stärksten Eindruck auf ihn machte der Glockenähnliche Klang der in der vierten Abtheilung befindlichen, inwendig holen, klingenden, Säule. Zuletzt noch eine verdiente Rüge des übereilten Schlusses, wodurch *Hezel* aus den in Kreisen sich

sich anlegenden Steinabsätzen in dieser Höle (wie einst *Brydone* aus den Schichten der Lava) auf ein 20000jähriges Alter der Erde schliefsen wollte. 4. *Br.* von der Bielshöle, die 1000 Schritte weit WSW. von der Baumannshöle im Berge Bielstein liegt. Der Vf. zieht sie an Sehenswürdigkeit der erstern vor. Erst 1764 bemerkte man bey Gelegenheit einer Holzentzündung des Bielbergs ihren Eingang, dem man nachgieng: aber erst seit 1788 wird sie befahren, und ein gewisser Wirth zu Rübeland, *Becker*, der sie mit vieler Mühe fahrbar gemacht hatte, erhielt das Privilegium, Fremde hinein zu führen, und verwahrte ihren Eingang mit zwey Thüren: und doch vermuthet der Vf. aus der Regelmäfsigkeit des Eingangs, dafs sie schon von den Opferpriestern des Götzen Biel gebraucht worden sey. Man hat sie in 12 besondere Hölen getheilt, in deren jeder, wie in der Baumannshöle Figuren von Stalaktiten sind, denen die Einbildungskraft eigene Namen gegeben hat. Es giebt noch mehrere kleine Hölen in dieser Gegend, deren eigentliche Steinart ein gemischter Marmor ist, zu dessen Benutzung eine Marmormühle im Gang ist. 5—6. *Brief.* Aelteste Bewohner des Harzes. Götzendienst derselben. Den Sonnendienst vermuthet der Vf. aus mehrern Sonnenbergen und Sonnenbreiten dieser Gegend, und den in der Nähe befindlichen Forstörtern, die den Namen Valhalla führen, wo allemal der Sonne geopfert wurde. Den Dienst der Ostera, oder des Mondes beweisen Osterode und andere mit diesem Namen zusammengesetzte Ortbenennungen. Die Verehrung des Waldgottes Biel wird auf ähnliche Art aus dem Bielstein, der Bielshöhe bey Ilefeld u. a. Namen dieser Art geschlossen. 7. *Br.* Ruinen von Harzdörfern und zerstörten Burgfesten und Raubschlössern: der ersten zählt man über dreyfsig, der letzten mehr als zwanzig. Geschichte des dasigen Bergbaues, und Ursprung der Harzbergstädte. 8—10 *Br.* Umständliche Beschreibung der vielen Sehenswürdigkeiten von Cassel, sonderlich von Seiten der Kunstarbeiten. Der 11te *Brief* schildert, wie der Vf. sich ausdrückt, die Wunderwerke des Weifsensteins. Der 12—14te *Brief* enthält topographische und antiquarische Nachrichten von andern hessischen Ortschaften, den Schlössern Wilhelmsthal und Freyenhagen, von Zierenberg, Grofsalmerode, Fritzlar, Marburg, vom Feldberg und dessen Gesichtskreis, von dem römischen Pohlgraben (d. i. Pfahlgraben, *fossa palis tudibusque munita*) und einer römischen Heerstrasse, und andern römischen Alterthümern und Inschriften. Von den hessischen Landleuten macht der Vf. das nämliche niederschlagende Gemälde wie andere Reisende: er sah nichts als Weiber, Mädchen, Kinder, Greise, oder Krüppel, die des Tags ihr Feld nothdürftig und jämmerlich bestellten, und des Nachts ihr Getreide ausdroschen. Bey allem Druck des Accisewesens und des Enrollements, sey der preussische Bauer gegen den armen Hessen ein Freyherr. Einen etwas starken Ausfall auf die Prellereyen der Frankfurter Kaufmannschaft in diesem Krieg wollen wir ihm zu verantworten überlassen. Schwalbach, Ems, St. Goar und Rheinfels. Die folgenden zwey *Briefe* betreffen Maynz und die daselbst und in der umliegenden Gegend entdeckten römischen Alterthümer in Grundmauern, Heerstrasen, Wasserleitung und einer Menge von Steinschriften und steinernen Sarkophagen, von denen, im Vorbeygehen gesagt, der Vf. das deutsche *Sarg* herleitet. Man erfahrt daraus, dafs die Ausgrabungen bis auf die letzten Jahre vor dem Kriege fortgesetzt worden. Im letzten Briefe endlich beschreibt der Vf. Hanau, und die schönen Anlagen zu Wilhelmsbad. Man sieht aus diesem Auszuge, dafs der Vf. nicht unter die gemeinen, oberflächlichen Reisebeschreiber gehört, sondern sich Zeit genommen hat, von dem, was er gesehen hat, zur Zufriedenheit des Lesers, gründliche Nachrichten zu ertheilen. Eine kleine Uebereilung aber, oder Nachläfsigkeit im Ausdruck ist es wohl, wenn er S. 162 von Cassel schreibt: „Innerhalb des Schlosses ist, seitdem die protestantische Landgrafen wieder zum allein seligmachenden Glauben zurückgeführt sind, auch eine katholische Hofkapelle." Wer sollte aus diesen Worten nicht schliessen, die Religionsveränderung Friedrichs II hätte, wie einst bey Kursachsen, noch fortdaurende erbliche Folgen gehabt?

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wien*, b. Camesina: *Skizze des Hofkriegsrathspräsidenten*, Feldmarschalls Grafen *von Nostitz*. — Von *Sonnenfels*. 1796. ½ Bog. 8. — Dieser kurze Auffatz mufs dem Verfasser eben so grofse Ehre als dem darin charakterisirten bringen. Jedes Wort beynahe zeichnet bestimmt und treffend einen Zug des Porträts und aus diesen einzelnen Zügen bildet sich vor den Augen des Lesers das Gemälde eines sehr ehrwürdigen Charakters, der seines hohen Postens unstreitig würdig war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Riga, b. Hartknoch: *Von Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach Johannes Evangelium.* Nebst einer Regel der *Zusammenstimmung unsrer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung*, von *J. G. Herder.*

Auch unter dem Titel:

Christliche Schriften, von *J. G. Herder.* Dritte Sammlung. 1797. 416 S. u. VIII S. Vorr.

Die religiösen Urkunden des N. T. kann man aus einem zwiefachen Gesichtspunkt betrachten, und nachdem man sie von dieser oder jener Seite an-ht, auch so oder anders behandeln. Entweder be-chtet man sie als blosse Denkmäler des Alterthums, Schriften, die aus der Vorzeit zu uns herüberge-mmen sind, und über deren innern Werth einem en sein Urtheil frey steht, wenn dasselbe nur nicht reilt und parteyisch ist: oder man sieht sie an, als hriften von längst entschiednem Werth, über deren e Güte durchaus keine Frage mehr seyn kann, ern bey denen man bloss dieses zu untersuchen , *wie sie am besten gebraucht werden sollen?* Der e Gesichtspunkt ist der des gelehrten Forschers, r *des eigentlichen Auslegers*, dem es darum zu *n ist*, seinen Schriftsteller recht zu verstehen, und *n Sinn* desselben rein aufzufassen. Aus dem letz-n hingegen ist der christliche Religionslehrer die- Bücher anzusehen genöthigt, weil er nach den ndsätzen seiner Kirche sie als Quelle der wahren igion behandeln soll. Beide Gesichtspunkte sind r — wie wohl kaum erinnert werden darf — sehr schieden. Der eine setzt alles das schon als erwie-n voraus, was bey dem andern das wichtigste Stück er Untersuchung ist. Man könnte daher den ersten n *kritischen*, den zweyten den *dogmatischen* nen-n; weil wirklich zwischen diesen beiden Arten, biblischen Bücher zu behandeln, und zwischen n Verfahren der philosophirenden Vernunft, wenn kritisirt und wenn sie dogmatisirt, eine treffende hnlichkeit Statt findet. Wer nun bey der Bearbei-ng eines biblischen Buchs den ersten Standpunkt ählt; der muss sich auf alle jene Untersuchungen er die *Aechtheit* und das *Alter* desselben, über seine *chreibart* u. s. w. einlassen; und je mehr er hier mit charfsinn und Sachkenntniss verfährt, um desto grö-ser wird der Werth seiner Arbeit seyn. Wer aber loss das letzte will, der kann jene gelehrtern Unter-chungen ganz bey Seite legen, oder ihrer mit ein paar Worten und gerade so, wie es für seine gegenwärtige Absicht taugt, erwähnen. Ihm wird es Niemand verargen, wenn er dem ganzen Buch oder einzelnen Stellen aus ihm, einen Sinn unterlegt, der nicht ursprünglicher Sinn des Vf. war; selbst wenn er Fehler seines Schriftstellers künstlich zu verbergen, und ihn, so gut er kann, aufzuputzen sucht. Sein Zweck ist ein ganz anderer als der des grammatisch-historischen Interpreten. Er sucht in seinem Autor Veranlassungen für religiöse Wahrheiten, und will das Ansehen seiner Schrift als Quelle der wahren Religion retten. Die Kunst nun, mit der er dieses thut, und die Brauchbarkeit, welche das biblische Buch durch ihn für diesen Zweck erhält, bestimmen sein Verdienst. Freylich wird ein solcher sich nicht in die Reihe der eigentlichen Ausleger stellen; noch viel weniger wird er glauben dürfen, durch seine auf blosse Philosopheme, oft auch nur auf einen blossen Einfall gestützten Auslegungen, die auf gründliche Philologie begründeten Interpretationen Andrer widerlegt zu haben.

Unter den Schriften dieser letztern Gattung behauptet nun die vorliegende einen sehr vorzüglichen Rang; ja Rec. steht keinen Augenblick an, sie in dieser Absicht ein wahres Meisterstück zu nennen. Man findet hier das Evangelium Johannis mit so vieler Kunst behandelt, und für den praktischen Gebrauch so fein verarbeitet, dass nicht bloss der christliche Religionslehrer aus diesem Buche viel lernen, sondern auch jeder denkende Christ es mit Nutzen und wahrer Erbauung lesen kann. Hier steht das Evangelium des Johannes — um mit den Worten des Vf. zu reden — da, nicht als „eine verlebte fremde Gestalt; sie ist uns innig nah, wirkend in aller Menschen Herzen, in aller Menschen Seelen." Und jedem, der's so ansieht, wie er es hier gedeutet findet, dem geht aus demselben, „eine erhabene stille Gestalt hervor, voll Huld und Wahrheit (Joh. I, 14.)." Mit Recht hat der Vf. daher auch diese seine Arbeit der Sammlung von *christlichen Schriften* einverleibt, denn nur für Christen im eigentlichen Sinn des Worts, das heisst für solche, welche an die Lehre Jesu, als den vollkommensten Religionsunterricht, der zur wahren Tugend und Glückseligkeit führt, glauben, ist dieses Buch geschrieben. Allenthalben ward dieser Glaube vorausgesetzt; voll von ihm schrieb der Vf. sein Buch, und nur für Leser, die von demselben ganz durchdrungen sind, ist seine Schrift berechnet. Alles und in allem Christus, das ist Anfang, Mittel und Ende des Buchs.

So viel von dieser Schrift im Ganzen, so weit sie den Johannes betrifft; wir gehen zu einer kurzen An-

Anzeige des Einzelnen fort. Der *erste Abschnitt* enthält eine Art von Einleitung. Der Vf. erklärt sich hier S. 33. ausdrücklich für die Meynung: dass Johannes als Greis das Evangelium geschrieben habe. Auch vertheidigt er S. 29. das ein und zwanzigste Kapitel als johanneisch. Offenbar ist dies letzte Kapitel" heisst es hier, „vom Greise Johannes dem schon geendigten Evangelium noch beygefügt worden, unter andern auch seinem getödteten Freunde Petrus ein Denkmal der Liebe und Ehre." Da jedoch im Buche selbst auf eigentlich gelehrte Gründe nicht Rücksicht genommen wird; so wäre es sehr zweckwidrig hier mit dem Vf. darüber zu streiten, wiewohl Rec. glaubt, dass die entgegengesetzten Meynungen mehr für sich haben. Der *zweyte Abschnitt* beschäftigt sich vorzüglich mit dem Eingang des Evangeliums (Joh. 1, 1—18.). Den λογος hält Hr. H. für die personificirte Weisheit oder den personificirten Verstand Gottes, und wie man S. 40 ff. sieht, glaubt er, dass Idee und Ausdruck hier eigentlich platonischen Ursprungs seyen, welche sich durch Alexanders Siege mit orientalischen Ideen gemischt und so einen Weg in die orientalische Philosophie und aus dieser dann wieder zu den Juden gefunden haben. Johannes wählt diese Benennung, um allen unrichtigen Auslegungen und falschen Philosophemen, die man mit dem Ausdruck verbinden könnte, vorzubeugen. Einzelne Sectirer, besonders Gnostiker, hat er jedoch nicht im Auge gehabt. Bey dieser Gelegenheit wird nun über Ursprung der Gnosis, ihre Wirkungen u. s. w. manches Lesenswerthe beygebracht. Indessen die Gnostiker im Allgemeinen beurtheilt der würdige Vf. gewiss zu scharf; wenigstens würde Rec. anstehen, folgende Aeusserungen über sie zu unterschreiben. S. 72. „frey heraus zu sagen, was war am Gnosticismus, an jener Halbwahrheit und Halbfalschheit einer innern und äussern Lehre am meisten Schuld? Das Elend und die Schwäche der Zeiten," und S. 77. „die sogenannten Gnostiker, die man bloss (?) durchs Christenthum kennt; wie Wasserblasen hoben sie sich im Christenthum empor und verschwanden in seinem Strome. Von *Simon*, dem Magier an, waren sie Sectenstifter; metaphysische Aufklärer, die ihre Speculationen über Gott, Schöpfung, Menschengeschlecht, über den Ursprung und Vertilgung des Uebels der Welt, dem Christenthum anheften wollten, deren jeder also eine eigne Religion überhalb den Grenzen der Vernunft schuf, und sich darin beschaute." Allein was haben wohl von jeher beynahe alle, vornehmlich die rechtgläubigen, Theologen, anders gethan, als dass sie die Speculationen ihrer Metaphysik an die Lehren des Christenthums anknüpften? ja was thut man heut zu Tage, wenn man ein biblisches Buch anders, als es der eigentliche ursprüngliche Sinn desselben erfodert, interpretirt, wohl von dem, was die Gnostiker thaten, verschiedenes? Vergeistigen nicht auch wir eben hiedurch die ursprünglichen Lehren des Christenthums? ja endlich, was ist des Vf. ganze Erklärung des Evangeliums Johannis wohl anders als wahre Gnosis, — die wir jedoch weit entfernt sind zu tadeln, — wenn er allen Geschichten, die im Johannes vorkommen, immer einen geheimen geistigen Sinn unterlegt, der für ihren heutigen Gebrauch sehr zweckmässig, aber gewiss nicht nach dem Johannes, ihr Sinn ist. Machten es nicht die Gnostiker gerade so? Dass ihre Philosophie schlecht war, dafür konnten sie nicht, dieses war *das Elend und die Schwäche der Zeiten*. Ueberdem haben sie dem Christenthum im Grunde keinen geringen Dienst erwiesen; sie vergeistigten es, und eben dadurch trugen sie nicht wenig zu seiner damaligen weitern Ausbreitung, vornehmlich unter den gelehrten Heiden bey, denen die Jüdischen Ideen, von welchen das ursprüngliche Christenthum ausging, nicht so [illegible]sprachen, als z. B. die durch Gnosis geläuterten Begriffe der alexandrinischen Schule. Alles dieses genau erwogen, verdienen sie gewiss den harten T[illegible] nicht, den sie bisher oft genug erfahren muss[illegible]. Im *dritten* und *vierten Abschnitt* beschäftigt sich [illegible] Vf. mit dem Evangelium des Johannis selbst. Er th[eilt] dasselbe in zwey Theile. Der erste geht von Ka[p.] I—XI., der zweyte von Kap. XII—XXI. im letzt[en] nämlich ist es Johannis Absicht, die letzten Tage s[ei]nes Herrn auszuzeichnen. Eine vollständige Ue[ber]setzung des Evangeliums nebst einem Commentar [über] dasselbe findet man hier nicht; sondern des Vf. Zw[eck] ist bloss, den Leser auf den Standpunkt zu stell[en,] von welchem aus er jede einzelne Erzählung des [Jo]hannes betrachten soll, um sie anziehend und für [[illegible]] erbaulich zu finden. Dass hier sehr viel Gutes, [ja] sogar viel Treffliches, gesagt sey, kann schon [jeder] im voraus vermuthen, welcher die seltene G[abe des] berühmten Vf. für diese Art von Arbeiten kenn[t. Es] würde zu weit führen, wenn wir auch nur das [Vor]züglichste hier ausheben wollten; daher bloss [eine] Stelle zur Probe, um unsere Leser auf das Ganze [be]gierig zu machen. S. 161. steht bey Gelegenheit [der] Rede Jesu Joh. VI, 1—71. insbesondere mit Bez[ug] auf v. 62. folgendes: „auch dieser Worte Wahr[heit] hat der Lauf der Zeiten erwiesen und wird sie [er]weisen. Welches einzelnen Menschen Daseyn hat [solche] Wirkungen hervorgebracht, die mit und ohne [Na]men, bekannter und unbekannter Weise, das [kurze] Leben Christi hervorgebracht hat, und nach dem Z[u]sammenhange der Dinge noch hervorbringen wir[d?] Wie manche von Treibern der Menschen mattge[jag]te, von leeren Bestrebungen ausgehungerte, und [von] vergeblichen Hoffnungen erlechzte, Seele hat d[as] Evangelium erquickt! Sie fand in diesen Wahr[hei]ten und Bestrebungen unvergängliche Nahrung. Un[]ter dem Stecken der Treiber, unter dem Schwer[dt] der Ehrsüchtigen, unter dem Joch der Unterdrück[er] wäre der arme, wehrlose Theil der Menschheit län[gst] erlegen, hätte nicht in stillen Winkeln, oder dur[ch] grosse, sich aufopfernde Menschen, die ihr wie E[n]gel Himmelsbrodt brachten, ein geistiger Trank, e[i]ne himmlische Nahrung, das lebendige Fortschreite[n] in der Menschheit durch *Glauben*, *Liebe und Hoffnung* erhalten und befördert." Der *fünfte Abschnitt* beantwortet die Frage: „was soll nun das Evangelium Jo-

hann[es]

hannes uns?" sehr ausführlich. Der Text, welcher bey der Antwort zum Grunde liegt, ist der Schluss von Kap. XX. *dass ihr glaubet* u. s. w. Ueber ihn wird hier eigentlich ausführlich commentirt. *Zuerst* wird der Begriff des Johannes von *Christus der Sohn Gottes* entwickelt. *Zweytens* wird die *Liebe* als das Principium alles Lebens in Christo geschildert. *Drittens* durch diese *Liebe* wurde ein *Bund der Liebe* begründet, den Christus schloss (Joh. XIII — XVII.) *das Institut einer unzertrennlichen, auch im Tode unauflösbaren Gemeinschaft*, und dieser *Bund der Gemeinschaft* wird näher entwickelt. Auch hier muss man wieder nicht auf völlige exegetische Genauigkeit sehen; aber dieser Abschnitt ist so reich an trefflichen äusserst praktischen Ideen, dass Rec. ihn jedem christlichen Volkslehrer zum eignen Studium auf das dringendste empfiehlt. Alles ist so sehr unsern Ideen angepasst, und so ganz auf unsere Bedürfnisse berechnet, dass man nicht leicht etwas Schöners in diesem Fache lesen kann.

Den zweyten Theil des Buchs macht die *Regel der Zusammenstimmung unsrer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung* aus. In dem, was der Vf. S. 310 — 314. über die Veranlassung schriftlicher Evangelien sagt, stimmt Rec. ihm völlig bey; so wie man auch alles, was S. 314—329. über das, was ursprünglich zu einem Evangelium gehörte und über das älteste hebräische Evangelium gesagt wird, ihm zugeben kann, wenn es nämlich für weiter nichts als für eine Hypothese gelten soll: aber seinen Aeusserungen über die drey jetzt noch vorhandenen Evangelien des *Matthäus*, *Marcus* und *Lucas*, kann Rec. nicht eben so seinen Beyfall geben. Der Vf. behauptet nämlich, *Marcus* sey durchaus kein magrer Epitomator des *Matthäus*, auch kein dürftiger Compilator aus diesem und dem *Lucas*, sondern vielmehr der früheste Evangelienschreiber unter diesen dreyen, welcher dem ältesten hebräischen Evangelium am getreuesten blieb, dagegen die übrigen neue Zusätze zu jenem ältern Evangelium machten. Da dieses alles in ziemlich starken Ausdrücken, vergl. S. 329. 30. 44. 45., gesagt, im Grunde aber dafür kein Beweis geführt wird; so möchten diese Stellen wohl die schwächere Seite dieses sonst so schätzbaren Buchs ausmachen. Ja wenn diejenigen Männer, welche das Gegentheil behaupten, etwan auch nichts weiter als unhaltbare Gründe für sich angeführt hätten, wenn sie etwan deswegen den Marcus für einen Epitomator hielten, weil, wie es S. 44. heisst, „Matthäus so breit vor dem Marcus steht," dann geschähe ihnen eben durch diesen Ton nichts weiter als ihr Recht. Aber da hierüber schon die scharfsinnigsten Untersuchungen vorausgegangen, da die Compilation des Marcus aus Matthäus und Lucas, zumal durch die Griesbachische Darstellung, so gut als sonnenklar bewiesen worden, so erregt ein solcher Ton, zumal wenn man sich nicht auf Widerlegung der Gründe einlässt, nur den Verdacht einer stolzen und harten Anmasung, in welchen doch niemand weniger wird fallen wollen, als der Vf. der Briefe über die *Humanität*. So lange daher Hr. *H.* darüber nicht triftigere Beweise vorbringt, und seinen Marcus gründlicher vertheidigt, bleibts wohl dabey: er ist ein Compilator aus Matthäus und Lucas, dafür haben wir die Beweise in Händen. Rec. kann demnach auch der vom Vf. in Vorschlag gebrachten Vereinigung unserer Evangelien, eben weil sie sich auf diese Hypothese von dem Ursprunge derselben stützt, nicht beystimmen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHWERIN u. LEIPZIG, b. Bärensprung und in der Gräffschen Buchh.: *Magazin für die Naturkunde und Oekonomie Meklenburgs. II. Band.* Herausgegeben von M. *Adolph Christian Siemssen.* 1795. 342 S. 8.

Der Inhalt dieses Bandes ist folgender: 1) *Bemerkung über den Geist der Landwirthschaft in Meklenburg.* Ein sehr gut geschriebner Aufsatz, dessen ungenannter Vf. mit Recht den Eifer im Kampfe um die Ehre der bessere Wirth zu seyn, an seinen Landsleuten rühmt, aber tadelt, dass jeder seine Methode allgemein gemacht wissen wolle, da die Erfahrungen und Versuche beym Landbau nach der Verschiedenheit des Bodens und andrer Umstände sehr verschieden ausfallen müssen; auch sey es schädlich, dass die Pächter nicht mehr von unten auf dienten, und selbst die Hangriffe erlernten. Der Nutzen einer ausführlichen Beschreibung der Erfahrungen wird dargethan, und der Unterschied, wie der Cameralist und Landwirth die Art des Landbaues beurtheilen könne und müsse, gezeigt, auch der zwischen grössern und kleinern Landwirthen und der schädliche Einfluss des Luxus auf beide. 2) *Die natürliche Geschichte des Luchses und seine Ausrottung im Vaterlande*, vom *Herausgeber.* Die Beschreibung ist oberflächlich, und nicht immer ganz richtig. So soll z. B. der Luchs nicht grösser wie ein Fuchs seyn; die Nachrichten von seiner Lebensart sind gut gesammelt. Seit 1706 ist er in Meklenburg ausgerottet. 3) *Kurzer Bericht von den ersten Inoculationsversuchen der Rindviehseuche in Meklenburg*, vom Hn. Prof. *Karsten.* Aus Nugent's Reisen durch Meklenburg. 4) *Nachricht von dem Gebrauche der Buchmast zum Oelschlagen*, aus der Monatsschrift von und für Meklenburg. 5) *Einige vaterländische Wetterbeobachtungsregeln*, astrologische Bauernsagen, die des Sammelns nicht werth waren, z. B. wenn es auf Siebenbrüdertag regnet, so regnet es sieben Wochen durch (hindurch). 6) *Lebenslauf des Herrn Präpositus und Pastor Jacob Schmidt*, geb. am 11. Jun. 1701 zu Wasserleben in der Grafschaft Wernigerode, gest. am 5. März 1777 zu Genyen. Als Schriftsteller hat er sich durch Predigten, eine Schutzschrift, und seine Beobachtungen über die Hornissen bekannt gemacht, welche in den Abhandlungen der Oberlausitzischen Bienengesellschaft abgedruckt sind, wo er unrichtig Johann genannt wird. 7) *Des Hn. Kirchner H. J. Tode Versuch einer genauen Einthei-*

 lung

lung der Keulenschwämme (Clavaria Linn.) aus den Schriften der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. 8) Des Hn. G. B. *Genzmer Abhandlung von der sogenannten Kiefermuschel (Entomolithus paradoxus Linn.)* aus den berlinischen Sammlungen. 9) Eine aus *Bekmanns* physik. ökon. Bibliothek abgedruckte Recension von *Schwabens* Vorschlägen zur Holzvermehrung u. s. w. 10) Des Hn. Bürgermeister(s) *Timm Beschreibung der Malchinschen feuersichern Lehmschindeldächer* aus dem meklenburg-schwerinschen Calender v. J. 1791. 11) *Beytrag zur Aufklärung der Begriffe vom Ertrage — der Getreidefelder*, vom Hn. Amtmann *C. W. C. Schumacher* aus den neuen Abhandlungen und Nachrichten der königl. landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Celle. 12) *Frucht- und Victualienpreise des 16ten und 17ten Jahrhunderts aus dem Kirchenarchive zu Naven bey Neubrandenburg*, dem Herausgeber von einem Freunde mitgetheilt, und von ihm mit ähnlichen aus andern Schriften entlehnten Preisverzeichnissen aus dem Hannövrischen, Brandenburgischen und Hildesheimischen vermehrt. 13) *Etwas über die räthselhaften gallerartigen Körper, welche in den Sommermonaten häufig an unsrer Ostseeküste bemerkt werden*, vom *Herausgeber*. Schönefeld bemerkte sie zuerst. Es ist die *Medusa aurita* des Linné, und hier gröſstentheils nach *Modeer* beschrieben. Der Vf. bemerkte so wenig wie dieser bey ihr das Brennen, selbst beym Durchbeiſsen empfand er nichts, obgleich die Fischer behaupten, daſs sie Augenschmerz und Niesen verursachen. 14) *Beschreibung der graukehlichen Taucherente (Colymbus subcristatus Linn.)* von D. G. G. *Detharding*, gut. 15) *Fortsetzung der vorläufigen Nachlese zur Flora megapolitana*, von Hn. *J. C. Timm*, enthält 61 aufs neue im Herzogthum Meklenburg entdeckte Pflanzenarten, worunter manche merkwürdig sind, und eine neue ist, nämlich *Arundo stricta*. Hr. T. charakterisirt sie wie folgt: *panicula coarctata spiciformi calycibus unifloris, petalis lanceolatis glabris, coloratis. Arista dorsali recta; culmo trinodo simplici*, auch hat er eine lateinische Beschreibung derselben hinzugefügt. Erlaubte es uns der Raum, so würden wir noch manche wichtige Art und treffliche Anmerkung hier ausheben. 16) *Bemerkungen über die meklenburgische Koppelwirthschaft und Stallfütterung* aus der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek. 17) Eine Recension aus Beckmanns physikal. ökonomische Bibliothek von Binder's patriotischen Menschenfreund. 18) *Linneische Synonymie zu den meklenburgisch-platten* (plattdeutschen) *Pflanzennamen*, vom *Herausgeber*. 19) *Ueber zwey merkwürdige, die Impfung der Rindviehseuche in Meklenburg betreffende Schriften.* Zwey Recensionen aus Beckmanns physik. ökonomische Bibliothek mit einem Vorberichte des Herausgebers. 20) *Beyträge zur vaterländischen Thierkunde*, vom *Herausgeber*. Enthält kurze Bemerkungen über einige in Meklenburg einheimische, oder zu Zeiten dorthin ziehende und bemerkte Thiere. 21) Noch eine Recension aus Beckmanns phys. ökon. Bibliothek über Vegesacks Schrift: zur Aufnahme der Landwirthschaft. 22) *Biographische Nachrichten vom Amtmann Streubel in Schwerin*, geb. zu Stithnitz in Sachsen im J. 1698, gest. 1774 am 13ten April. Er hat verschiedne ökonomische Aufsätze in mehrere Zeitschriften einrücken lassen.

* * *

ERFURT, b. Keyser: *Christliche Volksreden über die Episteln, sowohl zu einem Vorlesebuch bey öffentlichen Gottesverehrungen als zum Gebrauch bey häuslicher Andacht eingerichtet*, von *H. G. Zerrener* und *Ch. L. Hahnzog*. Vermehrte Ausgabe. 1797. 878 S. 4. (2 Rthlr. 16 gr.) (S. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 85.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *D. Seilers und einiger andern competenten Richter Erklärung über das neue Leipziger Gesangbuch* theils ganz, theils im Auszuge mitgetheilt und mit einigen Anmerkungen begleitet von M. *A. J. Marx*. Prediger in Liebertwolkwitz und Grospösna. 1797. 30 S. 8. — Ohne die Mängel der Leipziger neuen Liedersammlung zu verkennen, ist Hr. *M.* überzeugt, daſs sie groſse und wichtige Vorzüge vor allen andern Gesangbüchern habe (S. 4.), und daſs sie recht dazu geeignet sey, zweckmäſsige Erbauung, Verehrung Gottes in Geist und in der Wahrheit, wie Jesus sie will, zu bewirken. Um daher manchen zu zeigen, daſs nicht bloſs solche Männer, welche man als *Neologen* verschreyet, das neue Gesangbuch gut und zweckmäſsig finden, sondern daſs auch andere Lobredner desselben sind, hat er die Recensionen dieses Buchs aus *Seilers* gemeinnützigen Betrachtungen, den *Erlangischen* und *Gothaischen* Zeitungen wieder abdrucken lassen, und mit Noten versehen. So wenig diese im Ganzen bedeuten: so sehr scheinen sie hie und da neuer Noten zu bedürfen. Z. B. wenn Hr. *Seiler* behauptet, daſs *alle wesentlichen Glaubensartikel* und *Sittenlehren* der Religion Jesu in dem neuen Gesangbuche *schrift-* und *zweckmäſsig* ausgedrückt zu finden sind: so fügt Hr. *M.* hinzu: „das „ist wahr; und nur ein Maulwurf kann dies nicht sehen, oder „ein Genosse der Obscurantenzunft es nicht sehen wollen." — Rec. ist übrigens so billig, diesen Abdruck der Recensionen in *den Localverhältnissen*, für die er zunächst bestimmt ist, recht zweckmäſsig und verdienstlich zu finden: nur wird Hr. *M.* hoffentlich so gerecht seyn, den übrigen Urtheilern, deren mit jenen zum Theil contrastirende Beurtheilung hier nicht mitgetheilt worden ist, die Competenz zu richten nicht absprechen zu wollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Februar 1798.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Unger: *Geschichte der Europäischen Staaten von Karl Ludewig Woltmann.* Erster Band. 1797. XXVI. und 458 S.

Eben dasselbe Buch unter dem Titel: *Geschichte Frankreichs.*

Geschichtserzählungen sind seit mehr als dritthalbtausend Jahren von den Urhebern oder Zeugen [der] Thaten oder aus Ueberlieferungen unzähliche [auf]gezeichnet worden. Die kritische Beurtheilung [de]r Richtigkeit einzelner Darstellungen haben ein[si]chtsvolle oder interessirte Männer von jeher gele[ge]ntlich übernommen: über den ganzen Vorrath hi[sto]rischer Materialien wurde die Kritik bey Anlass [de]r mannichfaltigen Revolutionen Europens in die[se]n letzten drey Jahrhunderten nach und nach ver[bre]itet: es musste bald dieser, bald jener Theil ge[na]uer beleuchtet werden. Die Universalhistorie ist so [al]t als die ersten zehen Capitel des ersten Buches Mo[sis], welche die Grundzüge der Urgeschichte aller in [de]m Gesichtskreise des Verfassers liegenden Völker [en]thalten: anders gestaltet erscheint sie in Herodots [Da]rstellung der Europäischen und Asiatischen Staaten[ver]hältnisse; anders in Polybs Beschreibung des Ur[sp]runges der römischen Welt. Ihre nähere Ausbil[d]ung ist sie der christlichen Religion schuldig, deren [a]us dem Judenthum hinübergebrachte historische Quel[l]en (die Grundlage synchronistischer Behandlung) ei[n]e seit dem Anfang der Dinge ununterbrochene, chro[n]ologische Geschichtserzählung enthielten, indess die [L]ehren Jesu und der Apostel und das Interesse der [H]ierarchie eine weit ausgebreitetere Völkervereini[gu]ng gründete: es wurde einem zu Rom wohnenden [G]reise wichtig, was der Wilde am Oronoko sich für [Ge]danken mache, und ob jener Baniane den Chrisch[na] oder den Christus mit Anbetung nenne. Als die [im] Namen Gottes zusammengerufenen Völker auch [übe]r ihren menschlichen Beziehungen sich näher [ken]nen lernten, und bald das Uebersinnliche über [da]s vor uns liegenden, ja selbst Moralität über sinn[lic]hen Genüssen, vergessen wurde; erwachte der [Tr]ieb alles zu umfassen, alles zu ergründen, nur leb[ha]fter: daher es bey dem unermesslich angewachse[ne]n Vorrathe von Kenntnissen immer nothwendiger [w]urde, allgemeine Formeln zu finden, welche die [U]ebersicht und Anordnung erleichtern. Eine solche [F]ormel, ein solches Resultat und ein solcher Schlüssel [w]ürde die Universalhistorie seyn, *wenn sie noch zur [Ze]it möglich wäre.* Alsdann erst wird eine Universalhistorie seyn können, wenn man mit den Materialien der Geschichte einzelner Staaten und Völker, sowohl in Ansehung ihres Werthes als ihres Geistes, mehr in das Reine gekommen seyn wird. Hierin sind wir etwas weiter als unsere Väter, aber lange, lange so weit nicht, als erfoderlich wäre. Die politischen Verfassungen, die Nationalvorurtheile, die gedrückte Lage der meisten Gelehrten und die Gleichgültigkeit des, in Cultur und Aufklärung wahrlich in den meisten auch unserer Länder noch zurückstehenden Publicums haben bisher nicht erlaubt, mehr zu thun. Dennoch muss es geschehen. Bey der fürchterlichen Erschütterung aller alten Meynungen, unter dem Krachen des überall zusammenstürzenden europäischen Staatengebäudes, ist wohl so wenig an der Nothwendigkeit neuer Grundfesten, als daran zu zweifeln, dass die Resultate der Erfahrung aller Zeiten und Völker die besten seyn werden. Diese Hauptarbeit für die grössten, dringendesten Interessen der Menschheit wird von einer anderen verdienstlich vorbereitet, und beschleuniget: wenn Männer von Gelehrsamkeit und Geist die aus bisherigen Forschungen sich einstweilen ergebenden Resultate dem Publicum in lebhafter Darstellung vor Augen bringen. Der Sinn für das Wesentliche wird hiedurch geübt; es werden Ideen geweckt, welche ein so concentrirtes Gemälde leichter als eine unübersehliche Gallerie hervorbringt. Alles kömmt auf den philosophischen Maler an: weiss er die Farben wohl zu vertheilen, so wird bald jeder sehen, worauf es ankommt, welcher Zug in diesem Geschichtgemälde der herrschende, charakteristische, und was von ihm zu halten, ob er zu verschmähen, oder was ihm abzulernen ist.

Hr. Professor *W.*, welcher die Geschichte der europäischen Staaten auf diese Weise zu bearbeiten gedenkt, giebt in dem vor uns liegenden Bande eine Probe an der Geschichte desjenigen Volks, dessen dreyzehenhundertjährige politische Consistenz, dessen im ersten Zeitraume des Mittelalters durch Waffen und Einrichtungen behauptetes Uebergewicht, dessen zu dem vorzüglichsten Einfluss auf alle andere Nationen qualificirter Charakter, endlich dessen neueste, noch unvollendete That (die grösste seit Rom und Mohammed) die erste Aufmerksamkeit gewiss verdient.

Die (sehr kurze) Einleitung schildert Gallien und das grosse Frankenreich bis auf den Vertrag zu Verdun, durch welchen Frankreich ein *selbstständiger* (von den ausländischen Eroberungen abgesonderter, die meisten seither französisch redenden Völker umfassender) Staat geworden, S. 1—12. Die Geschichte dessel-

desselben wird hierauf nach vier Perioden so beschrieben, dass das eigentlich Wesentliche, das, wodurch ein Staat und eine Nation, Staat und Nation ist, nämlich die Entwickelung und gegenseitige Einwirkung der Verfassung und des Nationalgeistes, das Hauptaugenmerk bleibt. Demnach wird ein erster, ohngefähr 460 Jahre langer Zeitraum von dem Gedeihen der Aristokratie (seit Karl dem kahlen) bis zur ersten Versammlung der Reichsstände (unter Philipp dem Schönen) zweckmäfsig angenommen, und (S. 13—44.) so beschrieben, dass aus den vielen Materialien der Stoff nachmaliger Erscheinungen herausgehoben wird. Wahr und glücklich ist die zuerst S. 42. vorkommende und bis in unsere Tage durchgeführte Bemerkung, dass und wie, die französische Cultur ihren Anfang von der Phantasie nahm, welche wunderbare Regsamkeit sich schon früh äusserte, und wie selbst Ideen der Schule sofort mit politischen Verhältnissen in Verbindung kamen. Der zweyte Zeitraum begreift jene zweyhundert Jahre von dem Anfange bis zu dem (seit Karl VIII. merkbar werdenden) Verfalle der ständischen Verfassung, S. 45 — 84. (Wie eine ausnehmende Liebe der Könige Charakterzug der Nation damals nothwendig werden musste S. 60.; der nachtheilige Einfluss italienischer Kriege auf die innere Verfassung S. 77.; und wie bey den Franzosen jener kühne Geist aufkam, durch welchen die Griechen sich auszeichneten, und welcher auch über Gegenstände der heiligsten Verehrung zu spotten wagte, sobald man etwas lächerliches daran bemerkte; ein Geist, „welcher leicht zu frevelhaften Handlungen „verführt, ohne welchen aber eine Nation die *Kraft* „kaum behalten wird, welche nöthig ist, um sie zum „Gefühle der Menschenwürde zu erheben," S. 83.). Die dritte Periode umfasst die folgenden zwey hundert Jahre bis zu Vollendung des Despotismus unter Ludwig XIV; S. 84 — 147. (Wie durch die auswärtigen Kriege die Aufmerksamkeit des Adels von den inneren Staatsverhältnissen ganz abgezogen wurde, S. 99.; Charakter Sully's, die grosse Einfachheit, die ernste Nüchternheit seiner Maximen S. 141. ff., wie die Humanität Heinrichs über die Schranken ging, in welche er eingeschlossen war, und der Werth, welchen seine weibliche Sanftmuth durch seinen männlichen, durchdringenden Verstand bekam; wie fest und wie milde seine Regierung gewesen, und wie ihm bisweilen geschehen, dass er auf den Adel der menschlichen Natur zu viel Vertrauen setzte; wie seine Toleranz über die Denkart seiner Zeitgenossen so erhaben war, dass sie nothwendig an ihm irre werden mussten, u. s. f., S. 143 — 153. Vergleichung des grossen Königes mit Richelieu; wie jener eine solche Ruhe in Frankreich beabzweckte, während welcher in seinem geliebten Reich ein Paradis aufblühen sollte, Richelieu die Stille eines Kirchhofes; und wie der Frieden, welchen jener wünschte, jede Sehnsucht nach einer Veränderung aufheben, des Cardinals Frieden aber daher entspringen sollte, dass keiner mehr Kraft und Muth hätte, ihn zu stören S. 163. ff. Von dem an drängen sich hervorstechende Charaktere, deren Schilderung man um so begieriger lesen wird, je vertrauter man sie kennt. Wir können davon nur wenige Proben geben. Ludwig XIV. S. 193. „Natur und Schicksal hatten sich vereiniget, damit er auf das vollkommenste einen König „*repräsentiren* könnte; aber er zeigte schon in seinem „siebenzehnten Jahre, dass er neben seiner Rolle auch „wirklich etwas *seyn* würde; nämlich ein alles verachtender Despot." — S. 217. Luxemburg und Catinat: „jener ein militärisches Genie, dieser einer von „den herrlichen Köpfen, welche in jedem Fache, das „sie wählten, in kurzer Zeit hervorragen; jener durch „genialische Augenblicke über gewöhnliche Men„schen erhaben und stets von Liebe flammend; die„ser immer gross in kraftvoller Ruhe und voll Sin[n] „für feste Freundschaft." S. 220. Wie Ludewigs Ka[n]dächteley „seinen Selbstdünkel und seine Geri[ng]„schätzung anderer Menschen so vermehrte, als [die] „Erniedrigung der menschlichen Würde in Hinsi[cht] „auf das höchste Wesen zur Folge hat." *Eb.* d[ie] Vergleichung Ludewigs mit Leopold von Lothri[n]gen, „welcher durch Klugheit und Milde jede Sp[ur] „des Kriegsunglücks verwischte, und die Redlic[h]„keit seiner Versicherung, dass er morgen sein He[r]„zogthum verlassen würde, wenn er nichts Gu[tes] „mehr schaffen könnte, durch seine edlen Handl[un]„gen bewies, u. s. f. S. 226. Vendome's genialisch[es] „Feuer am Tage der Schlacht; seine unglaubliche V[er]„nachlässigung der Disciplin gegen sein Heer und [sei]„ner eigenen Person; wie ihn aber die Krieger [den]„so liebten, dass sie seinetwegen von einem ers[chla]„fenden Leben gern zur ungeheuren Anstr[engung] „und augenscheinlichen Gefahr übergingen." S[...] Grundcharakter der französischen Cultur unter L[ude]wig XIV. „Weil die bestimmte Weise, wie [die] „Nation einen Gegenstand in ihre Empfindungen [auf]„nehmen sollte, durch eine Phantasie bezeichnet w[ar,] „welche sich nicht zu Idealen erhebt, sondern [die] „schaffende Kraft im Getümmel des wirklichen [Le]„bens zeigt, so musste die Cultur durchgängiger w[ir]„ken, als vielleicht bey irgend einem andern Vo[lk] „aber Kraftäusserung, auf welche Art sie gesch[ehen] „mochte, schien lang das einzige Ziel der Franz[osen] „und Befriedigung der Leidenschaften ihr ein[ziges] „Glück." „Unter diesen leidenschaftlichen M[en]„schen schlossen auch Jünglinge einen Freundscha[fts]„bund mit einander, dessen Wirkungen in das Ze[it]„alter der griechischen Freyheit zu gehören schein[en.] „Sie schwuren, sich einander nie zu verlassen, u[nd] „blieben sich getreu bis in den Tod; jeder fand [sei]„nen Schmerz, seine Freude, in den Herzen sein[es] „Genossen wiederholt; in der Abwesenheit des Freu[n]„des entsagte der Freund allem Vergnügen, un[d] „trauerte wenigstens mit dem Anstande der Mela[n]„cholie." Was hier bis S. 247. über die französisch[e] Literatur folgt, verdiente ganz abgeschrieben z[u] werden! Das ist der Charakter dieses Buchs, dass überall zweckmäfsige Bestimmtheit und Blick auf das Auszeichnende herrscht, ohne dass über der angestrengten Aufmerksamkeit auf Eines das kalte Urthe[il]

litte

Sitte, welches aus Betrachtung aller Seiten eines Gegenstandes und seines Verhältnisses zum Ganzen entspringt. Der vierte Zeitraum erstreckt sich bis auf die grosse Revolution, mit Inbegriff der Geschichte der letztern bis auf die Robespierrische Tyranney. Wir übergehen die Schilderungen des Herzogs von Orleans S. 249. und des Polizeyministers d'Argenson S. 251., um nur von Ludewig XV. zu erwähnen, „wie die Natur ihn mit keinen vorzüglichen Anlagen „beschenkt, ein (anfangs) kränklicher Körper ihre „Schwäche vermehrt hatte, und ihm die Erziehung „vollends alle Kraft genommen, weil sie von zwey „Männern geleitet wurde, deren der eine, Villeroi, „ihn zu entkraftender Frömmeley gewöhnte, und „der andere, Fleury, alles that, um ihn in ewiger „Kindheit zu erhalten," S. 261., von Fleury, „wie die Einfalt seiner Sitten preiswürdiger gewesen wäre, wenn sie mehr aus Selbstbeherrschung als aus einer gewissen Beschränktheit ihren Ursprung gehabt hätte;" wie er „die emporstrebenden Geister niedergedrückt, und seine unaufgeklärte Denkungsart durch lebhafte Theilnahme an den jansenistischen Streitigkeiten verrathen hätte" S. 263. Anfang des MaitressenEinflusses S. 267.; wie des Königs glühendes Temperament, sobald die erste Angst vor seinen Vorurtheilen überwunden war, ihn schnell zur rechten Wollust verleitete. Die Pompadour S. 277. Bey Anlass der Hinrichtung Damiens S. 279.: „nie verlor sich aus dem französischen Charakter jene Mischung von Zartheit und Wildheit der Empfindung, die sich früh in demselben fand." Bernis, S. 280. Choiseul 284: „die Energie seines Charakters und Geistes. Vielleicht ein besserer Mensch, wenn er nicht unter Menschen gekommen wäre, die er verachtete;" S. 288. „aber so trat er ohne Gefühl für die Tugend alles vor sich nieder, was ihm gefährlich seyn konnte." Die Geschichte Ludwigs XVI., verflochten in die Darstellung der Ursachen der Revolution S. 289. Charakterisirung Montesquieu's, des ersten, grosen Vorläufers derselben," S. 290. ff.; Voltaire's und Rosseau's, die ihr „am meisten vorgearbeitet" S. 291. „bey beiden war Phantasie das herrschende Vermögen, und sie zeigte sich mit einem solchen bezaubernden Muthwillen, oder mit einem solchen Pathos, dass eine leichtsinnige und leidenschaftliche Nation von ihr musste hingerissen werden." „Die Weltweisheit bot Schätze dar, welche mehr die Habsucht reizen, als alles, was die Geschichte verheisst." „Wo ist ein Volk, welches so wenig Sinn wie das Französische für das reine Sittengesetz und einen solchen Enthusiasmus für heroische Momente besäse!" Schön und wahr heisst es bey Anlass der Versammlung der Stände. S. 297. Die Verhältnisse der alten Freyheit traten nun vor den Geist der Nation; aber wenige merkten, welchen Genius neuer Art man in ihnen erblickte." Necker, „dessen Talente durch keinen Charakter, so wie seine Kenntnisse durch kein Genie unterstützt wurden; der, aus seiner engen Sphäre herausgerissen, sich selbst nicht mehr kannte, und seinem Verdienste beymass, was den Umständen gebührte."

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT, b. Beyer und Maring: *Makrothymia oder Versuche zur Ausbildung der Menschheit. Erstes Stück.* 1797. 208 S. 8. (14 gr.)

Der ungenannte Vf., ein Schulmann, der unsere ganze Achtung und Liebe verdient, denkt in einer Reihe von Heften seine Bemerkungen und Erinnerungen über folgende wichtige Gegenstände mitzutheilen: 1) über Erziehung und Unterricht; 2) über die beste Art, die Volks- und Landesreligion aufrecht zu erhalten, zu begünstigen und gewissenhaft zu benutzen, als Sache der bürgerlichen Obrigkeit, als höchstnöthige Gesellschaftspflicht gegen den grossen Haufen; 3) über zweckmässige, liebevolle, öffentliche Besserungsanstalten aller Art von Fehlenden, Verirrten und Schwachen, auch denen man den Namen der grössten Verbrecher gab, mit besonderer Hinsicht auf bessere Einrichtung alles dessen, was man bürgerliche Strafen nennt; 4) über die höchst nöthige Abschaffung aller Almosenaustheilung, wie sie grösstentheils bisher geschah, und über die Beförderung eines allgemeinern Geschäftseifers, nebst zweckmässigerer, ernstlicherer und mit sittlicher Bildung verknüpfter Unterstützung der Leidenden. Die Art, wie sich der Vf. im Voraus über diese Gegenstände äussert, nimmt für sein Herz ein, lässt aber zugleich einen Enthusiasmus befürchten, der der kaltblütigen und ruhigen Prüfung hinderlich seyn würde. Diese Ahndung wird durch das erste St. widerlegt, welches vom Schul- und Erziehungswesen auf eine sehr verständige, von reifem Nachdenken und vieler Erfahrung zeugende Art handelt, wenn man gleich nicht allen und jeden Meynungen und Vorschlägen des Vf. beypflichten wird. Wir können nur die Resultate ausheben. Das erste Cap. von Schulanstalten und deren Verbesserung enthält Grundregeln nöthiger Vorsicht und zur Vermeidung der gemeinsten Fehler, wenn bey Verbesserung der Schulen etwas bleibend Gutes bewirkt werden soll. 1) Nur die öffentlichen Schulen müssen jetzt noch das Hauptziel des Strebens einer weisen Obrigkeit seyn. 2) Vor allem müssen erst gute Bildungsanstalten für Lehrer errichtet werden. 3) Die höchste Landesobrigkeit muss die Schulen in Oberaufsicht nehmen, und 4) die Kosten dazu ausmitteln. Die Obrigkeit muss 5) eine Schul-Commission talentvoller und für dieses Geschäft der Schulverbesserung allein lebender Männer ernennen. Diese soll 6) mit den Schullehrern gemeinschaftlich das Beste der Schulen berathen. 7) Muss man durch Briefwechsel und Reisen andere Anstalten kennen lernen und das Gute derselben benutzen. 8) Was mit Uebereinstimmung der Mehresten für gut anerkannt und eingeführt worden, darf von Niemanden ohne Vorwissen der Vorsteher geändert

dert werden. 9) Es muſs aber von Zeit zu Zeit eine Revision angeſtellt und das Mangelhafte verbeſſert werden. 10) Die Lehrer ſtehen unter der Schulcommiſſion und dieſe unter noch höherer Aufſicht. 11) Die Schulcommiſſion wird ſelbſt oder durch tüchtige Bevollmächtigte nach gewiſſen Regeln und nach ſtrenger Prüfung die Aufnahme der Zöglinge und ihre Beförderung zu höhern Claſſen als Hauptangelegenheit beſorgen. 12) Die Schulcommiſſion muſs wohl beſoldet ſeyn. Sie muſs eine genaue Controlle deſſen, was in der Schule vorgeht, halten. 13) Die Schulcommiſſion ſchlägt die Subjecte zu den Lehrerſtellen vor; die Lehrer werden gut beſoldet. 14) Es müſſen Verſorgungsanſtalten für alte oder ſonſt unbrauchbar gewordne Lehrer errichtet werden. 15) Die Aeltern müſſen gar nichts für den Schulunterricht, den ihre Kinder genieſsen, bezahlen. — Die Summe des 2ten Cap. vom Unterricht und den nöthigen Lehrgegenſtänden iſt in dieſen Worten begriffen: „Soll Jugendbildung unter allen Unternehmungen zum Wohl der Menſchheit diejenige werden, welche die gröſsten und vortheilhafteſten Veränderungen von allen Seiten verſpricht; welche dem Strome ſchreckliches Elends im menſchlichen Leben nach und nach Grenzen ſetzt: ſo muſs ſie lediglich darauf gerichtet werden, daſs das Nachdenken der Kinder von allen Claſſen mehr und früher, doch immer ihrem Alter angemeſſen, geweckt, mehr belebt und beſchäftigt werde als bisher; man muſs bey allen Uebungen ihre Ueberlegungskraft immer beſtimmter und ſpecieller auf das richten, was jedem in ſeinem beſondern Verhältniſſe das Nächſte, das Wichtigſte und Nothwendigſte wird, und von Zeit zu Zeit ſie dahin zu leiten ſuchen, daſs ſie viele Kenntniſſe ſelbſt ſuchen und finden lernen, und in vielen Stücken das ſclaviſche Vorbeten, den vielen Gedächtniſs-Unterricht entbehren können, bey welchem es nicht kann vermieden werden, daſs die verſchiedenen Köpfe in einerley Formen ſich drücken und dadurch ihrem freyen Geiſte Gewalt anthun laſſen müſſen. Es müſſen junge Leute früher als bisher eigene Kräfte fühlen und immer beſſer ſich ſelbſt überlaſſen gebrauchen lernen, um ihnen mehr Luſt zur Arbeit, als einer eigenen Angelegenheit zu machen, und ihnen recht bald den Genuſs der ſüſseſten Freuden, der des Selbſtthuns und des Selbſtfindens, zu verſchaffen.“ Das Verderbliche der faſt ausſchlieſsenden Gedächtniſsübungen wird ſehr bündig gezeigt und dagegen ausgeführt, man könne bey nichts früher als bey der Entwicklung des Verſtandes und der richtigen Leitung der Vernunft anfangen, welches ſo, wie es der Vf. nimmt, verſtanden allerdings ſeine Richtigkeit hat. Das 3te Cap. von der Nothwendigkeit einer ſorgfältigern Bildung des weiblichen Geſchlechts enthält ebenfalls viele Wahrheiten. Nur iſt die Litaney von Uebeln, die er von dem weiblichen Hang zur Leſerey herleitet, wohl zu groſs. Anſtatt von derſelben ganz abzumahnen, ſollte nur eingeſchärft werden, daſs durch vernünftige Erziehung die Lectüre beſſer geleitet und nützlich gemacht werden müſſe. Für den wichtigſten und ausgearbeitetſten Theil dieſes Werkchens halten wir das 4te Cap. von der Kinderzucht. Es nimmt die Hälfte der ganzen Schrift ein. Der Vf. geht von der Behauptung aus: „Alles, was den geringſten Schein von Härte und Unwillen in Reden, Mienen und Handlungen gegen das fehlende Kind zu Tage legt, iſt der Regel nach nicht recht, und iſt daher dem eigentlichen Zweck der Beſſerung hinderlich; es giebt alſo nur einen einzigen richtigen Weg junge Leute zu bilden, den Weg des liebevollen, Mitleid athmenden Ernſtes und geſetzten Gleichmuths, welches alles doch ſo eingerichtet ſeyn muſs, daſs man Eifer ſpürt, den durch den Fehltritt verurſachten Schaden in allen Wegen, ſo gut als möglich, abzuwenden, und die ſicherſte Weiſe ähnlichen Vergehungen abzuh[...]ſen, womit eine genaue Sorgfalt Vergehungen [...]zubauen und ſie zu verhüten, ehe ſie geſchehen, [...]bunden iſt.“ Kurz, der Vf. will alles Leidenſch[...]liche, alle Härte und alle körperlichen Züchtigu[...] durchaus aus der Erziehung verbannt wiſſen; [...] wiewohl dieſe Grundſätze nicht ſo neu ſind als [...] Vf. dafür zu halten ſcheint, da vielmehr die g[...] neuere Erziehung dieſelbe Tendenz hat; ſo [...] ſich doch Rec. keiner Schrift zu erinnern, wo d[...] Grundſätze ſo allumfaſſend, ſo überzeugend und [...]dringlich abgehandelt und gegen alle wirkliche[...] mögliche Einwendungen aufbrauſender und [...]ſchaftlicher Erzieher von beiderley Geſchlecht [...]theidigt worden wären.

Was der Ausdruck *Makrothymia* auf dem [...] für eine Beziehung zu der Abſicht und dem In[...] des Buches habe, iſt uns dunkel geblieben. Der [...]trag des Vf., das geſteht der beſcheidene Mann [...] ein, iſt nicht immer der flieſsendſte und deutlic[...] S. 31. ſcheint *oder* im Anfang eines Satzes für [...] zu ſtehen. S. 168. wird wohl *Leichtſinn* mit e[...] *lichten Sinn* verwechſelt, wenn es heiſst, der Le[...]ſinn ſey unentbehrlich bey widrigen Verhäng[...] und wenn dieſer daher gewiſſermaſsen in Schu[...]nommen wird.

* * *

Berlin, b. Matzdorf: *Die Lebensrettungen F[...]richs der Zweyten im ſiebenjährigen Kriege [...]ſonders der Hochverrath des Barons von Wark[...] aus Originalurkunden dargeſtellt* von C. D. K[...] Mit dem Bildniſſe Friedrichs II. Zweyte ver[...] und ſehr vermehrte Auflage. 1797. 220 S. 8. [...]gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 33.) [...] Verbeſſerungen beſtehen in Berichtigungen, [...] Vermehrungen in neuen zu dieſer Auflage hi[...]gekommenen Actenſtücken.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Februar 1798.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Unger: *Geschichte der Europäischen Staaten*, von *Karl Ludewig Woltmann*. Erster Band. etc.

Ebendasselbe Buch unter dem Titel: *Geschichte Frankreichs*.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Geschichte der Revolution füllt ein Drittheil des Werks. Wenn auch andere Geschichtschrei-[ber] natürlich und mit Recht über die neuesten (ihnen [b]ekanntesten, dem Leser wichtigsten) Zeiten beson-[de]rs ausführlich waren; wie viel weniger ist dieses [de]m zu verargen, welcher unerhörte, und solche Din-[ge] zu erzählen hat, worüber die Angabe des wahren [Ge]sichtspunkts für den jungen Leser so interessant ist; [Be]gebenheiten, welche freylich die Wirkung aller [vorh]in beschriebenen, aber auch eben so sicher der [unz]weifelhafte Anfang einer Reihe noch grösserer [si]nd! Wir sind demnach weit entfernt, mit dem Vf. über die Besorgniss zu hadern, dieses oder jenes De-[ta]il in eine so kurze Staatengeschichte aufzunehmen; wenn sich auch nicht immer die *Nothwendigkeit* be-weisen liesse. Schon genug, wenn der Geschicht-[sch]reiber seines hohen Berufes, Richter der Zeit und [de]r Thaten zu seyn, standhaft eingedenk, weder durch [da]s Jubelgeschrey betäubt, noch durch das Aechzen [de]r fallenden Opfer, zu sehr erweicht wird, sondern [we]nn er immer die Besonnenheit behält, ohne die er [sei]nem Amte nicht vorstehen könnte. Dazu gehört [ein]e nicht gemeine Seele; sie muss die Begebenheiten, [gan]z fassen, vollkommen durchschauen, und mit [eine]m so unbestochenem, als ungetrübtem Blicke ihr Gemälde entwerfen. In der Darstellung des Vf. wird [m]an der Menge für oder wider die Sache parteyischer Menschen, der eine dieses, der andere jenes tadeln, [di]e Nachwelt aber (insofern wir nach bisher bekann-[te]n Datis schliessen dürfen) urtheilen, es war im Gan-[ze]n so, und nicht anders. Hieraus wird auch erklär-[li]ch, was anfangs ausserordentlich auffällt, wie der [V]f. die Erzählung eben unter den schlimmsten *omini-bus*, bey dem Aufkommen des Schreckensystems, hat [a]bbrechen mögen. Die letzte Zeile „und die bey-spiellose Tyranney von Robespierre begann" schien [ei]n strafendes Epigramm, eine fürchterliche Grab-schrift des vierjährigen Werks: (sehet die Frucht eurer Heldentugenden und Greuel! Statt Ludewigs des Gu-[t]en Caligula Robespierre): und so schaudervoll auch für uns die Erinnerung jener Tage ist, wo *trucidatis tot insignibus viris, ad postremum* Robespierre in Malesherbes und in den anderen Senatoren *virtutem ipsam exscindere concupivit*; gleichwohl schien es uns nicht billiger, hiemit zu endigen, als wenn eine Schilderung des Ebenbildes Gottes mit der Elephantiasis aufhören sollte. Aber nein; es mag dem Vf. etwas menschliches begegnet seyn: das Schauspiel wurde auf einmal in Frankreich zu gräslich, auf dem Kriegsschauplatze und in den leitenden Cabinettern zu unbegreiflich oder zu revoltirend, und das Urtheil für den Zuschauer ist noch zu delicat: aber nicht für immer wird dieses Werk hier geendiget bleiben; wir werden die Ungeheuer fallen sehen, und mächtige Männer werden nach ausgespielter Rolle unrücksichtlich beurtheilt werden.

Es ist in dieser Abtheilung eine solche Reichhaltigkeit, und in der Mannichfaltigkeit des Gemäldes eine solche Einheit, dass Proben der Behandlungsart eben so schwer zu wählen, als die abgerissenen Stellen in ihrem ganzen Werthe zu fühlen wären.

S. 300. „Dass man den Vorschlag der Aufhebung „des Feudalsystems mit Acclamation annahm, gereicht „der Nat. Vers. zur Ehre, nicht zum Vorwurf; denn „die Vernunft hatte ihre Debatten schon längst ge-„schlossen, dass ein System, welches nur in Zeiten „der Barbarey nützlich seyn konnte, eine Bürde für „diejenigen Nationen sey, welche dem XVIII Jahr-„hundert seinen Charakter geben." (Wowider sich dennoch sagen liesse, dass die *Manier* der Auflösung so uralter, so tief in das gesellschaftliche System verwebter, durch alle Gesetze zu wesentlichen Theilen des Privateigenthums gewordener Verhältnisse, kältere Ueberlegung und Auseinandersetzung erfoderte. Die von vielen Theilhabern in verehrungswürdiger Absicht begangene Orgie jener berühmten Nacht vom 4 Aug. war aufmerksamen Schätzern eine sehr beunruhigende Probe, wohin Beredsamkeit, wohin Vorstellungen, die man an einige herrschende Ideen zu knüpfen wüsste, eine so reizbare Versammlung in anderen Zeiten führen dürften.) S. 309. „Der neue Staat „brauchte warlich nicht, Gesellschaften deshalb um „sich zu dulden, weil der alte sie aufgenommen hat-„te, *und das menschliche Geschlecht würde durch seine „sogenannten wohlthätigen Institute zu Grunde gehn, „wenn jede Gesellschaft, die ihm ehemals Vortheil brach-„te, deshalb nachher auf seine Kosten unterhalten wer-„den sollte.*" (Es ist auch in diesem Gedanken, unsers Erachtens, mehr Schein, als Wahrheit. Dass ein, durch Zeitumstände unbrauchbar gewordenes Institut aufgehoben werden möge, diese Wahrheit darf wohl nicht erst bewiesen werden; von derselben ist

ist hier auch nicht die Frage, sondern davon, ob eine der bisherigen Grundfesten der Gesellschaft, auf welcher die Moralität des Volkes vorzüglich ruhete, nicht besser gereiniget, und etwa erneuert, als hinweggerissen worden wäre? ob mit der zahlreichen, aus vielen sehr ehrwürdigen Individuen bestehenden, Menschenclasse, welche (im Vertrauen auf den Schirm der bis auf jenen Augenblick als heilig anerkannten Gesetze) sich den Arbeiten dieses Institutes, mit ihrer ganzen Lebensmühe und nicht ohne eigenen Aufwand von Jugend auf gewidmet hatte, nach den Regeln der Billigkeit und Menschlichkeit, ja einer wahren Politik, verfahren worden ist? u. dgl. mehr. Wir bemerken diese Bedenklichkeiten, um den talentvollen Vf. zu veranlassen, solche Hauptfragen von mehr als einer Seite zu betrachten, und mehr auf das ruhige Urtheil einer unbefangenen Nachwelt zu sehen, als der, allem Neuen zujauchzenden Menge durch die Illusion eines blendenden Gedankens in ihren Vorurtheilen zu schmeicheln. Mehr als eine Stelle macht uns glaubend, dass diese Warnung nicht so ganz überflüssig ist.)? Sehr richtiges Urtheil über die Jacobiner S. 317. Wie wahr die Bemerkung S. 320: „Nichts reisst so hin zu „grossen Handlungen und Munterkeit in jedem Ge„schäft, als ein Enthusiasm, der uns mit dem Glau„ben täuscht, dass wir nun einzig auf das Gebot der „Vernunft hören." Schilderung Mirabeau's S 321, wovon wir nur das Ende anführen können S. 322: „Er war zu gross, auf der einen Seite nicht schlecht, „auf der andern nicht gut genug für die strenge Mo„narchie, und es fehlte ihm zu sehr an Selbstbeherr„schung und Reinheit des Lebens, um als Bürger „eines Freystaates ruhmvoll zu handeln; für Zeiten „der Revolution war er geschaffen und vom Schicksal „erzogen." Warum la Fayette gefallen, S. 335: „Kei„ner Partey zugethan, urtheilte er über jede nach „ihrem gegenwärtigen Betragen. Aus dieser Ursache, „und weil er keinem Grundsatze treu blieb, als die„sem, nie unedel zu handeln, sank er immer tiefer „von seiner bisherigen Höhe herab." Was S. 347 und weiterhin von der Leitung vorkommt, die ein jetzt verstorbener Staatsminister den Unterhandlungen gegeben habe, die endlich der Krieg abbrach, ist ästhetisch schön, historisch aber durchaus unrichtig: der Vf. konnte diesen Zug der geheimen Geschichte unserer Zeit freylich nicht wohl wissen; der unterschriebene Name des alten Ministers und die Thatsache, dass er (ehemals) meistens that, was er wollte, musste täuschen. In Wahrheit wurde derselbe um nichts mehr gefragt, und er missbilligte so unverholen, was vorging, dass er von seinen Gegnern eben darum für unfähig zu längerer Geschäftsleitung erklärt wurde: er war dies aber so wenig, dass er bis auf den letzten Augenblick richtig sah; man hat wichtige Zeugnisse hierüber; und dieses Factum ist um so merkwürdiger, weil es ein neuer Beweis ist, dass auch der Geist eines mehr als achtzigjährigen Greises nicht altert, wenn er, wie dieser that, immer fortstudirt, und mit seinem Zeitalter fortlebt. S. 353 f. Charakterisirung Dumouriez's und Roland's; eben so S. 355 f. der Gironde. Bemerkung ihres Grundfehlers: „Sie freuten sich einzeln zu sehr ihrer Kraft und „Fähigkeit, und vergassen zu oft der Welt um sich „her, wegen ergötzender Beschauung ihrer eigenen „Grösse; sie legten dem blossen *Geist* eine viel zu be„deutende Gewalt über die Masse eines Volkes, über „die Cabalen der Bosheit, bey." Pethion S. 357. Der König ist durchgehends mit Wahrheit und in Ansehung seines sittlichen Charakters so sorgfältig geschildert, dass nichts unterbleibt, was ihm bey der Nachwelt Gerechtigkeit versichern mag; vergl. auch S. 363, 367. Traurige Wahrheit S. 371: „An die „Stelle der Freyheit war Sklaverey getreten, indem „man zu einer noch höhern Freyheit hinauf strebte." Entsetzen durchdringt bey der Beschreibung des To[illegible]des der Prinzessinn Lamballe S. 391 f. Urtheil [illegible] den Nationalconvent S. 396: „Verbrechen aller [illegible] „wider das bürgerliche Leben und edler Enthu[illegible] „für das höchste Glück desselben umgeben seinen [illegible]„sprung. Als er sein Ende erreicht, weiss man [illegible] „ob man die Trümmer, mit welchen er sein Va[illegible]„land bedeckte, über die Trophäen, die er erric[illegible]„te, oder diese über jene vergessen soll." (Man [illegible] aber (mehr als jemals, in der Geschichte dieser Re[illegible]lution) die Hülle der schönen Phraseologie abstrei[illegible] um den Charakter der Sprechenden und Handeln[illegible] bloss aus den Thatsachen, diese aber nach keinem [illegible]dern Maassstabe als nach ihrem Einflusse auf das G[illegible] des französischen und der ihm zugewandten Vö[illegible] zu beurtheilen. Wenn Habsucht, Ehrgeiz und [illegible]re Formen der Selbstsucht zum Vorschein käme[illegible] würden diese Männer bald nichts ausserord[illegible]res haben als ihre Lage, und die Kühnheit, [illegible]mit sie sich dieselbe geschaffen haben. Wo[illegible]ger für die Menschheit würden sie nicht ersche[illegible] Billig S. 403: „Es war ein Glück für Maynz, [illegible] „die geistreichsten Männer, welche zurück gebli[illegible] „waren, sich an die Spitze der Revolution stellten, [illegible] „sie unvermeidlich geworden war. Die Sprache, [illegible]„che sie nun führten, konnte von der einmal über[illegible]„menen Pflicht nicht getrennt werden; und wenn [illegible] „nicht bloss von der Klugheit, sondern auch [illegible] „Schwärmerey für Freyheit eingehaucht wurde, [illegible] „war dies gerade talentvollen Seelen leicht zu [illegible]„zeihen." (Ausgenommen von dem Fürsten, der [illegible] in das Land gerufen, und wohl bezahlt hatte, [illegible] die Jugend in ganz andern Dingen zu unterricht[illegible] Doch, die Zeit ist gekommen, da ein Theil eben d[illegible]ser Männer die Grossmuth gegen Feinde, den rei[illegible] Eifer für das Wohl der Stadt und die erhabene De[illegible]kungsart beweisen kann, die sie von der vorigen Re[illegible]gierung foderten.) Noch einmal vom Nationalconvent S. 405. Buzot, *Barbaroux*, Louvet, Isnar[illegible] S. 406; Robespierre und Marat 407; Collot d'Herbo[illegible] *Camille de Moulins*, 408; Danton, 409; Vergniau[illegible] 410; Sieyes, 411. Die grosse Scene der Anklage Ro[illegible]bespierre's durch Louvet, 417 ff. Die unglei[illegible] grössere: Ludewig an den Schranken, 422 ff. u[illegible] alles hierauf erfolgte bis 434. *Manibus date lilia p[illegible]nis!* Pache, (an dem sich so mancher betrog), 44[illegible]

Richtige Anmerkung über die Denkungsart in Belgien, S. 443 f. Hierauf der Fall der Gironde, die Suspension der Freyheit, die Niedertretung der Rechte des Menschen.

Dem ganzen Buche ist noch eine *Einleitung über die Disciplin der Staatengeschichte* vorangeschickt. In derselben ist ein, alles Beyfalles würdiger Plan entworfen, wie und in welcher Ordnung der Vf. die europäische Staatengeschichte behandeln wolle. Er ist ungemein umfassend; er erfodert eine Arbeit des Geistes, die fast schreckt, wenn man sie bedenkt; aber wenn der Vf. diesen Plan spät im Auge behält, so wird er ihn vollenden; seine erste Hauptarbeit berechtiget zu grosen Erwartungen. So gut sie indessen im Ganzen ausgefallen ist, so wenig wird er, auf diesen Lorbeeren schlafen zu dürfen, glauben. Es wird ihm nicht entgehen, dass die Grösse und Merkwürdigkeit des in diesem Werk behandelten Gegenstandes, dass die allgemein verbreitete Kenntniss der vornehmsten Thatsachen und der bisherige Abgang des Schriftstellers, der sie, mit lebhaftem Geiste, in bündiger Kürze zusammengereihet, dargestellt hätte, ihm einen Beyfall versichern, den der Vf. nicht weniger der Materie als ihrer Bearbeitung zuzuschreiben hat. In anderen historischen Arbeiten wird er sich vor zwey Abwegen hüten: dass er die Genauigkeit historischer Wahrheit nie philosophischen Formeln aufopfere (welche aus der Geschichte überhaupt besser wegblieben), und dass er den Hauptzweck, nützlich zu seyn, über der Begierde zu gefallen nie vergesse. Wir werden bald sehen, ob er den rechten Weg einschlägt: das Studium der Geschichte aus den Quellen lässt sich nicht verbergen: wer sie wohl kennt, wird sich nicht leicht enthalten, sie anzuführen, und über die Natur und über den Sinn einzelner Stellen sich manchmal Betrachtungen entfallen zu lassen. Das wird ihn dann auch vor zu groser Eile bewahren; denn so wie eine Geschichte aus den Quellen die erste, ja die einige möglichst wahre, ist, so kann ihre Abfassung unmöglich die schnellste seyn. Aber der Vf. wird die ächte Manier gewiss ergreifen; es ist zu weit unter ihm, nur aus bekannten Büchern zu nehmen, und ihnen eine philosophisch ästhetische Einkleidung zu geben. Er wird sich überhaupt gewiss um so weniger vernachlässigen, da er die vorzügliche Anlage hat, vortrefflich zu seyn.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Köhler: *Handbuch der kaufmännischen Rechenkunst.* Zum Gebrauch für Lehrer und Lernende, von *Andr. Wagner*, Privatlehrer der Arithm. 1794. 278 mit Anh. 27 S. 8. (15 gr.)

Der Vf. setzt bey Benutzung dieses Buchs voraus, dass man schon einige Kenntniss im mechanischen Verfahren der bekannten Rechnungsarten habe; doch hat er sie sämtlich mit kritisirenden Anmerkungen versehn. Die in der ersten Abtheilung über gewisse Vortheile beym Multipliciren und Dividiren sind nicht von groser Bedeutung, indess zeichnet sich die über den besondern Fall, wenn der Divisor nahe an 10, oder eine Potenz von 10 hinreicht, aus. Der Vf. rechtfertigt das vorgeschriebene Benehmen durch einen mit Buchstabenformeln geführten Beweis, der freylich nicht für Anfänger ist, aber Freunden der höhern Rechenkunst angenehm seyn muss; und immer zugleich darlegt, dass der Vf. mehr als bloss triviale Erörterungen liebe, und Algebra verstehe.

Seine Methode, Brüche zu behandeln, welche er in der zweyten Abtheilung vorträgt, hat uns am wenigsten gefallen wollen. Er vertieft sich dabey in Spitzfindigkeiten und Specialvorschriften, welche gar nicht räthlich sind, und vermittelst etlicher viel einfacherer Sätze hätten umgangen werden können.

In der Lehre von der *Regel de Tri* wird gar wenig auf die Zusammenordnung nach geometrischen Verhältnissen angetragen; und sehr oft bloss gerechnet, ohne Beyfügung der nöthigen Erläuterungen. Selbst, wo dergleichen vorkommen, belehren sie selten mit Deutlichkeit.

In der Lehre von *Kettensätzen* wird, (wo man es nicht suchen sollte) *Decimalrechnung* empfohlen, auch die Uebersicht der Hauptwendungen, welche man dabey kennen muss, sogleich gegeben; zudem wird eine Tabelle mitgetheilt, welche den sächsischen Thaler in Decimalen von Groschen zu Groschen mit den dazwischen liegenden Pfennigen, enthält; wie auch noch weiter die Ausdrücke anderer oft vorkommender Brüche ebenfalls in Decimalen meistens mit 5 bis 6 Ziffern. Diese Arbeit ist sehr verdienstlich, und wir wünschen nur, dass viele Arithmetiker den Rathschlägen des Vf. ein folgsames Gehör schenken mögen.

Ueber die Berechnung einfacher Posten, und die der *Agio's*, und des *Disconto* folgen hierauf viele praktische Zurechtweisungen, zum Theil auch Ausführungen mit Buchstabensätzen. Aber eine genügende Deutlichkeit vermissen wir dennoch auch in diesen Abschnitten. Durch Zusammenstellungen in Proportionssätzen erläutert der Vf. durchaus nichts, nach guter moderner Weise.

In der Lehre von Reduction der *Münzsorten* hat der Vf. hauptsächlich jungen Kaufleuten zu *Leipzig* oder in der Nähe nützliche Auskunft zu geben gesucht. Die Auseinandersetzungen über Wechselreductionen (im folg. Abschnitt) zeugen von vielem Fleiss, schwierige Fälle auszusondern; die Darstellung mit Buchstabenformeln S. 231 tritt aber sehr unvorbereitet ein, und ist gar nicht für angehende Rechner.

Sehr ungern haben wir gesehen, dass der Vf. den Gebrauch der Logarithmen bey kaufmännischen Rechnungen S. 238 herunter setzen will. Seine Erinnerungen sind sehr einseitig. Die Bemerkung über die Vermeidung von Specialregeln S. 239 (unten) und dass man doch Anfänger nicht so sehr damit belästigen solle, ist sehr gut angebracht.

Von Gewinn- und Verlustrechnungen, Arbitragen und Commissionen wird im letzten Abschnitt mit vielen Beyspielen gehandelt.

In dem *Anhang* wird über die sogenannte *Eilferprobe*, die in der That nicht die Aufmerksamkeit verdienet, welche ihr manche gewidmet wissen wollen, einiges vorgebracht, das in gewöhnlichen Rechenbüchern doch nicht zu finden seyn dürfte. Hierauf folgen mercantilische Aufgaben zur Uebung; und am Schluss ist noch eine Tabelle angehängt, Frankfurter Carolins in Leipziger Wechselgeld mit Disconto zu verwandeln. Im Ganzen ist viel Fleiss auf dieses Handbuch gewendet; auch Lehrer der Arithmetik werden manches daraus erlernen, was sie bey ihrem Unterricht benutzen und anwenden können, wenn es gleich von dem Vf. selbst in diesem Buche nicht immer musterhaft vorgetragen worden ist.

Berlin, b. Hayn: *Lehrbuch der Arithmetik, enthaltend die Gründe der Rechnungsarten im gemeinen Leben, wie auch die Lehre von den Wurzeln und Logarithmen.* 1794. 136 S. 8. (10 gr.)

Der Vf., der sich unter der Vorrede *Wagenführ* unterschreibt, erklärt, dass er dieses Buch zunächst für die Jugend, die er in den Anfangsgründen der Arithmetik unterrichten müsse, geschrieben habe, um sich dadurch des zeitspieligen Dictirens zu überheben. Es soll also keine Anweisung zum Selbstunterricht in dieser Wissenschaft, sondern nur ein Leitfaden seyn, dem der Lehrer bey seinem Unterricht bequem folgen könne, und der die hieher gehörigen Rechnungsarten mit möglichster Deutlichkeit und Kürze erkläre. Die weitere Ausführung, so wie die Erläuterung durch mehrere Beyspiele (einige wenige werden auch hier gegeben) ist dem Lehrer überlassen. Noch erinnert der Vf. dass er kein Gelehrter von Profession sey, und entschuldigt dadurch die etwanigen Mängel im Ausdruck. Indessen bedarf er einer Nachsicht in dieser Rücksicht nur selten; mehr Lob aber verdient er in Ansehung der Behandlung der Sachen selbst, von denen er sich, wie man hieraus sieht, eine gründliche Kenntniss erworben hat. Unter der ungeheuern Menge von Rechenbüchern giebt es wenige, die mit gleicher Kürze so viel Richtigkeit verbinden. Doch ist eben diese Kürze auch Ursache, dass manches nicht so vollständig entwickelt ist, als es der Genauigkeit wegen wohl seyn sollte; z. B. der Begriff eines Bruchs, der hier durch *eine Menge gleicher Theile der Einheit* definirt wird; die Multiplication und Division der Brüche; der Begriff der Verhältnisse; der Unterschied zwischen der sogenannten geraden und verkehrten Regel de Tri, so wie überhaupt das, was von diesen Rechnungsarten gesagt wird, zwar nicht unrichtig, aber doch nicht hinreichend ist, ihre Beschaffenheit vollkommen darzustellen. Bey der Interessenrechnung durch Hülfe der Logarithmen ist der Fall, wo die Anzahl der Jahre, oder der Exponent gesucht wird, übergangen, wozu doch die Logarithmen gerade am wenigsten entbehrt werden können. Dieser Mangel [illegible] lässt sich beym mündlichen Unterricht leicht ersetzen, und nach dem, was der Vf. hier geleistet hat, [illegible] sich von ihm erwarten, dass er ihm in seiner [illegible] gewiss abhelfe, und sich überhaupt durch gründlichen Unterricht in einer Sache, bey der ein [illegible] dankenloser Mechanismus so gemein ist, der [illegible] anvertrauten Jugend recht nützlich beweise.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Tübingen*, b. Schramm: *Scholia in librum II. Elementorum Euclidis*, praeside *C. F. Pfleiderer* proposita a Candidatis Magisterii Philos. 1797. 42 S. 8. Unter diesem Titel trägt Hr. Prof. *Pfleiderer* schätzbare Erläuterungen über das 2te Buch von Euclids Elementen vor. Es wird darin mit vieler Gelehrsamkeit gezeigt, theils auf wie verschiedene Arten die Sätze Euclids ausgedrückt werden können, und von den angesehensten Geometern ausgedrückt worden seyen; theils werden verschiedene Beweisarten für dieselbe angeführt und geprüft, und der Zusammenhang der Sätze anschaulich gemacht; theils manche Folgerungen, insbesondere auch in Rücksicht auf Rechtecke und überhaupt Parallelogramme von gleichem Umfang daraus gezogen; theils umgekehrte Sätze erwiesen; theils endlich die Gründe für Verwerfung oder Beybehaltung einzelner Sätze an dieser oder jener Stelle, und ihrer Beweise, kritisch untersucht. Nach den 6 ersten Sätzen sind hier gleich der 11te und 14te als Anwendungen des 5ten und 6ten, und dann noch der 7te und 8te Satz erläutert, dass mithin jetzt noch die 9, 10, 12, 13 übrig sind. Der 1ste Lehrsatz, von welchem die nächstfolgende, wie auch hier gezeigt wird, nur unmittelbare Folgerungen, oder bloss besondere Fälle sind, könnte noch allgemeiner so ausgedrückt werden, dass statt der vorkommenden Summe von allen Abschnitten einer Linie der Ueberschuss der Summe einiger dieser Abschnitte über die Summe der übrigen gesetzt würde, wenn man sagte: wenn von zwey Linien A und B die eine, nämlich B der Ueberschuss einer dritten C über eine vierte D ist, und die Linien C und D in beliebig viele Abschnitte getheilt werden; so ist das Rechteck aus beiden Linien A und B gleich dem Ueberschuss der Rechtecke aus der ganzen Linie A und jedem der Abschnitte, in die C getheilt ist, über die Summe der Rechtecke aus der Linie A und jedem der Abschnitte, in die D getheilt ist, und hieraus liessen sich dann einige der folgenden Sätze noch unmittelbarer herleiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

RASTADT, b. Sprinzing: *Liste des hohen Gesandtschafts-Personals bey dem Reichs-Friedens-Congress zu Rastadt.* — Zehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Gedruckt den 31 Jänner 1798. 4. (Zwey Bogen ohne Seitenzahl.) —

Ebendaselbst: *Liste de. M. M. les Ambassadeurs et Envoyés, arrivés à Rastadt* pour le Congrès de l'Empire. 8. (Janv. 10. 1798.) 1 Bogen.

Die Aufmerksamkeit des grössern, und insbesondere auch des literarischen Publicums, ist jetzt auf den Reichsfriedens-Congress in Rastadt gerichtet, welcher auch den Künsten und Wissenschaften Frieden und Einigung bringen, so wie er in politischer Hinsicht die neu entstandenen Bündnisse und Verhältnisse auf dem festen Lande befestigen soll. Vorzüglich concentrirt sich diese Neugierde, vor der Bekanntwerdung der Resultate von den Verhandlungen, auf das Personale. Zeitungs-Blätter aller Art, wie z. B. die *Hamburger Neue*, die Mainzer *National-Zeitung* u. s. w. haben durch biographische Anekdoten und Bruchstücke den Heisshunger ihrer Leser zu stillen gesucht, und Hr. *Posselt* entwirft in seiner *neuesten Weltkunde*, Charakteristiken der vorzüglichsten Geschäftsmänner, von welchen die des Grafen *Metternich*, des Freyherrn *Albini* und der französischen Gesandten *Treilhard* und *Bonnier*, schon im Jänner 1798 abgedruckt waren. Weniger für das Ausland, als für den gesellschaftlichen Gebrauch am Friedensorte selbst, wurde, sobald die Deputation beysammen war, eine Liste der Gesandschaften mit Anzeige der neu numerirten Wohnungen abgedruckt. Wie gross das Bedürfniss und die Nachfrage darnach war, mag man daraus abnehmen, dass diese trockene Nomenclatur des Congress-Personale vom 1 December, 1797 bis Ende Jänners 1798, in *zehn* verschiedenen Auflagen in deutscher Sprache, und sogar auch *einmal* in französischer, von dem betriebsamen Hn. Hofbuchdrucker *Sprinzing* fortgesetzt und erweitert wurden. Mangel an Tact, an Unterstützung und an zweckdienlichen Bekanntschaften verunstalteten indess diese Versuche durch mancherley Mängel — und wenn durch Erinnerungen die älteren Fehler verbessert wurden, so kamen gewöhnlich eben so viel neue hinzu. Gegen die Ordnung und die Reihen-Folge der Gesandtschaften liefen insbesondere so viele officielle Reclamationen ein, dass kein anderer Maasstab, als die Zeit der Ankunft, angenommen werden konnte. Noch in der zehnten Auflage blieb Schweden, Cisalpinien u. s. w. unter der allgemeinen Rubrik von Particulargesandten, und was die Unvollständigkeit deutlich beweist, das Buonapartesche Gefolge und die Cobenzlische Gesandtschaft wurde ganz ausgelassen.

Das *hohe* Gesandtschafts-Personale, *der daselbstige* Congress, das *dahiesige* Schloss geben überdem dieser Liste ein sehr altfränkisches, so wie der *Römer-Hof* statt der *päbstliche Stul*, der willkührliche Gebrauch und die Wiederholung des Excellenz Titels, u. s. w. ein höchst undiplomatisches Gewand. In der französischen Uebersetzung artet es sogar in das Groteske aus, wo z. B. die *Cancellistes*, die *Consultants du Magistrat* (Rathsconsulenten), *Conseiller du Directoire*, (Kreisdirectorialgesandte v. Dohm), *l'ambassadeur du Prince de Linange* etc. aufgeführt, die Wild- und Rheingrafen durch *Comtes sauvages* übersetzt oder die Ligurischen Gesandten wie im Congressblatt, als *Lykurgische* angekündigt sind. Von irgend einer biographischen oder sonst zweckmässigen Erläuterung findet man gar keine Spur, daher denn auch z. B. die Nürnbergische Oberpostamts-Zeitung den bey der Badenschen Gesandschaft angestellten Hofrath *Posselt* mit seinem Neffen, dem Schriftsteller, verwechselt und auf des letztern Zeitung sich als auf ein officielles Blatt berufet.

Und doch hätte ein Verzeichniss, in welchem jede Hauptgesandtschaft wenigstens einen als Staatsmann, als Unterhändler oder als Schriftsteller bekannt gewordenes Mitglied zählet, und in welchem Generale, und Staats-Minister, Professoren und praktische Geschäftsmänner, oder, wie Hr. *Posselt* bey Veranlassung der sich in Rastadt zu Schau ausstellenden Riesinn sagt, so viele *grosse und kleine Männer* sich an einander reihen, wohl eine vollständige genaue systematische Zusammentragung verdient.

Wir glauben daher unsern Lesern, ob es gleich eine Abweichung vom Hauptzweck des Instituts ist, — einen Dienst zu erweisen, wenn wir in möglichster Kürze ein höchst mühsam verfertigtes Verzeichniss dieser Art liefern, das mit dem oben angeführten nichts als den Namen gemein hat, und auch in der weitesten Ferne eine anschauliche Kenntniss des Personale giebt. Es ist nämlich nicht nach zwey Hauptrubriken, sondern nach *sechs* Classen staatsrechtlich so geordnet, dass unter einer vollständigen Uebersicht zugleich der Zweck und die Legitimität des Aufenthalts daraus erhellet. Bey den *Particular-Abgeordneten* ist der Tag der Vollmachts-Uebergabe an das Reichs-Deputations-Directorium, oder der sogenannten *Legitimation*, so wie bey den übrigen die Zeit der Ankunft, angedeutet, woraus man die suc-

ſucceſſive Bildung des Congreſſes abnehmen kann. Neben einigen kurzen Notizen hat Rec. vorzüglich die vorherigen Anſtellungen ſowohl bey dem Reichstage in Regensburg, als bey dem Congreſſe in Hildesheim, oder in Baſel und Paris bemerklich gemacht, um zu zeigen, wie viel und was für neueſte Geſchäfts-Routine zugleich mit nach Raſtadt geführt wurde. Ein anderer Rückblick iſt die Qualität des Schriftſtellers, welche auf dem Verzeichniſſe mit dem Anfangs-Buchſtaben des Autor-Titels bezeichnet iſt. Die Wohnung iſt aber nur allein bey dem Schloſſe angegeben, als ein Wink, wie viele dieſes herrliche Markgräfliche Gebäude faſst, und zu der Unterkunft der Geſandtſchaften beyträgt. —

Verzeichniſs des in Raſtadt ſich befindenden Geſandtſchafts-Perſonals bey dem Reichs-Friedens-Congreſſe.

I. *Paciſcirende Theile.*

1) *Kaiſer und Reich.*

A. Kaiſerliche Majeſtät, als Reichsoberhaupt.

Dieſe Geſandtſchaft wohnt im Schloſſe.

Hr. Franz Georg Karl, des h. r. R. Graf von *Metternich-Winneburg* und *Beilſtein*, kaiſerl. wirklich geheimer Rath, Kämmerer, Ritter des goldenen Vlieſses, des königlich ungariſchen St. Stephanordens Groſskreuz, kaiſerlicher Botſchafter und Bevollmächtigter zum R. F. Congreſſe.

Hr. Botſchaftsrath *Schraut* (bey der K. Geſandtſchaft in Berlin.)

Hr. Botſchafts-Secretär von *Blenl* (ehedem Feldkriegscanzleydirector) (wird noch vergeblich erwartet.)

Hr. Botſchaftspubliciſt, auch fürſtl. ſtrasburg. Hofrath von *Blum*, (als Schriftſteller bekannt.)

Drey geheime Reichshofkanzleyofficialen-und Botſchaftskanzelliſten, *B. Marx*, *J. Ph. Dilg*, *L. Schwarzhuber*.

Hr. geh. R. H. Kanzleyrolliſt *Schönner*.

2) *Reichsdeputation.*

a) *Kur-Mainz.*

Wohnen im Schloſs.

Hr. Directorialgeſandte Reichsfreyherr von *Albini*, Kur-Mainz. Hofkanzler, Staats- und Conferenzminiſter.

Hr. Hof- und Regierungsrath Freyherr von *Münch*.
Hr. Hofrath v. *Zurweſten*.
Hr. Hofrath *Nau* (iſt nach Mainz zurückgegangen.)
Hr. Legationsſecretär *Otto*.
} Als Legationsſecretäre.

Hr. Kammerſecretär *Länger*, als Legationsregiſtrator.

Hr. geheimer Kanaliſt *Krämer*.
Hr. Regierungskanzliſt *Kilian*.
} Als Legationskanzliſten.

b) *Kur-Sachſen.*

Hr. Conferenzminiſter und wirklicher geheimer Rath, Graf von *Löben*.

Hr. Hof- und Juſtizrath, auch Kanzleydirector *Günther*, (der Völkerrechts-Schriftſteller.)

Hr. geheimer Secretär *Schmidt*, als Legationsſecretär.

Herren geheime Kanzliſten *Nagel*, *Wolf* und *Geisler*.

Zur Geſandtſchaft gehören ferner:

Hr. Kammerherr Graf von *Einſiedel*.

Hr. Kammerherr Graf von *Schulenburg* — *Kloſterrode*.

Hr. Hof- und Juſtizrath *Senft von Pilſach*, genannt *Lasky*.

Hr. Lieutenant Graf von *Löben*, Sohn des Miniſters.

c) *Oeſtreich.*

Wohnen im Schloſs.

Hr. Graf von und zu *Lehrbach*, k. k. Kämmerer, wirklicher Geheimerrath, auch des Maltheſer- und königl. ungariſchen St. Stephansordens Groſskreuz.

Hr. Legationsrath von *Tenkphäus*.

Hr. Legationsſecretär *Schiellek*.

— — — *Einiſch*.

d) *Bayern.*

Hr. *Maximilian* Reichsgraf von *Preyſing*, wirklicher Geheimerrath und Capitular des St. Georgiordens.

Hr. *Karl* Reichsgraf von *Preyſing*, Kämmerer, Hof- und Hofkammerrath; des Maltheſerordens Ehrenritter, als Geſandtſchaftscavalier.

Es ſind beygegeben.

Für die Bayeriſch-Oberpfälziſch- und Neuburgiſche Lande: Herr Reviſions- und Legationsrath von *Branka*.

Für die Kurpfälziſchen Lande:

Hr. Regierungsrath und Profeſſor des Staatsrechts zu Heidelberg, *Zentner* (A)

Hr. Regierungsrath von *Schlimmer*.

Kurfürſtl. wirklicher Rath und Geheimerſecretär, Hr. *Heeſer*.

Hr. v. *Pallhauſen*, Geheimer Regiſtrator.

Hr. Secretär *Mayers*.

Hr. v. *Mieg* Secretär.

Hr. Bauſecretär *Holzer*.

Für die Jülich- und Bergiſche Lande:

Freyherr von *Hompeſch*, kurpfälziſcher geheimer Rath.

Hr. *Schenk*, Jülich- und Bergiſcher Militärökonomierath (A)

Hr. Geheimerſecretär *Robens*.

Wegen Bergen-Op-Zoom und den übrigen Niederländiſchen Herrſchaften:

Hr. von George, Kurpfalzbayriſcher wirklicher Geheimerrath.

Anmerkung. Der Hr. Hofgerichtsrath *Reichert* und deſſen Sohn muſste auf franzöſiſches Verlangen von der Geſandtſchaft abtreten.

e) *Wirt-*

f) *Würzburg.*

Der Domherr Hr. Graf v. *Stadion*, Bevollm.
Hr. Baron v. *Ritter* } Gesandtschaftscavaliers.
Hr. Baron v. *Reigersberg*. }
Hr. Hofrath und Professor *Samhaber*, Legationsrath (A)
Hr. Hofrath und Legationssecretär *Oehninger*.
Hr. geheimer Kanzley- und Legationsregistrator *Düring*.

g) *Herzogthum Bremen* (*Hannover*.)

Hr. Baron von *Reden*, Kurbraunschweig-Lüneburgischer Plenipotentiarius, geh. Kriegsrath, und an den k. preussischen Hof ernannter Minister, wegen des Herzogthums Bremen, (war auch in Hildesheim.)
Hr. Hof- und Kanzleyrath und Professor von *Martens* (A)
Hr. von *Schwarzkopf*, Ministreresident bey dem Kur- und Oberrheinischen Kreise (A)
Hr. Baron v. *Bothmer*, Kammerjunker, Gesandtschaftscavalier.
Hr. Legationssecretär *La Grange*.
Hr. *Wagner*, Legationskanzlist.

g) *Hessen-Darmstadt*.
(Alternirt mit Baden.)

Hr. Staatsminister Freyherr von *Gatzert* (A)
Hr. Regierungsrath *Lichtenberg*, Legationssecretär.
Hr. Secretär *Bast*. (A)
— — — *Haberkorn*.

Zur Gesandtschaft treten hinzu.
Hr. Regierungsrath *Strecker*, als Particular-Abgeordneter Bevollmächtigter in den Angelegenheiten des Hessen-Darmstädtischen Hofes.
Hr. Regierungsrath *Kappler*, (war in Basel.)

h) *Baden*.
(Alternirt mit Hessen-Darmstadt.)

Hr. Staatsminister Freyherr von *Edelsheim*. Erster Subdelegirter.
Hr. Geheimerrath *Meier*. Zweyter Subdelegirter.
Hr. Hofrath und geheimer Secretär *Posselt*, Secr. als Legationssecretär. (*Oheim* des Schriftstellers.)
Hr. *Müller*, Secretär und geheimer Kanzlist.

i) *Reichsstadt Augsburg*.

Hr. Geheimerrath von *Pflummern*, (aus Biberach.)
Hr. Rathsconsulent *Schmidt*.
Hr. Gesandtschaftssecretär *Lang*.
Hr. Kanzlist *Deißler*.

k) *Reichsstadt Frankfurt*.

Hr. Schöff und Kreisgesandter v. *Günderrode*.
Hr. Schöff Dr. *Schweizer*.
Hr. Hofrath *Hofmann*, als Legationssecretär (A)
Hr. Kanzlist *J. Z. Ravenstein*, (aus Wetzlar.)

3) *Französische Republik*.

Bürger Napol. *Buonaparte*, Präsident der Gesandtschaft, und erster bevollmächtigter Minister. (Seit dem 2 Decemb. in Paris abwesend.)
Bürger *Joh. Baptist. Treilhard*, zweyter bevollmächtigter Minister.

3) *Französische Republik*.

Bürger *Bonnier d'Arco*, dritter bevollmächtigter Minister (A)
Bürger *Rosenstiel*, Secretär der Gesandschaft.
Bürger *Fauvelet-Bourrière* und *Camille Perret*, Legationssecretäre des G. *Buonaparte*.
Die Bürger *Marmont*, *Junot*, *Durock*, *Lavallet*, *Sulkowsky* (von der polnischen Familie dieses Namens) Adjutanten des Generals *Buonaparte*.
Bürger *Berteillot*, Privatsecretär des Ministers *Treilhard*.
Bürger *Bilger*, Privatsecretär des Ministers *Bonnier*.

II. *Legitimirte Particularabgeordnete*.

1. Aus dem Kur-Collegio.

a) *Kur-Trier*, legitimirt seit dem 5 Decb. 1797.

Hr. Domdechant und geheimer Rath, Graf von *Kesselstadt*.
Hr. Hofrath *Radermacher* (negocirte in Paris.)
Hr. Hofrath *Sontag*.
Hr. Secretär *Reifferscheid*.

b) *Kur-Köln und Hoch- und Deutschmeister*, legitimirt dem 5 Decemb. 1797 für das Deutschmeisterthum und den 12 Decemb. interimistisch für die Kur.

Der regierende Hr. Reichsgraf von *Erbach-Schönberg*, Hr. zu Breuberg, etc. des deutschen Ordens Ritter, Commenthur und Statthalter zu Mergentheim.
Hr. Geheimerrath und residirender Minister am k. k. Hof, Gottfried von *Ulrich*.
Hr. Hof- und Regierungsrath auch Hof- und Appellationsgerichts-Comissär *Buchem* nebst dem Kanzlisten *Hermens*.
Hr. Hof- und Regierungsrath *Kibli*.
Hr. Legationssecretär *A. Handel*.
Hr. Legationskanzlist, *F. Hörner*.
Hr. Regierungsrath *Weber*, Privatsecretär bey dem Reichsgrafen von *Erbach*.

c) *Preussen*, *qua Kur-Brandenburg*, legitimirt seit dem 20 December. 1797 bey der Reichsdeputation und durch besondere Vollmachten bey der französischen Gesandtschaft.

Hr. Graf *Schlitz* genannt von *Görtz*, wirklicher geheimer Staats- und Kriegsminister, *grand-maitre de la garderobe*, Reichstagsgesandter, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens, als erster Bevollmächtigter.
Hr. Freyherr von *Jacobi-Klöst*, ausserord. Gesandter und bevollmächtigter Minister am Grossbritannischen Hofe, als zweyter Bevollmächtigter.
Hr. von *Dohm*, Gesandter am Niederrheinisch-Westphälischen Kreise und bevollmächtigter Minister am Kur-Kölnischen Hofe, als dritter Bevollmächtigter (war Condirectorialis, beym Congresse in Hildesheim. A)
Hr. Graf von *Bernstorff*, Kammerherr und Legationsrath.
Hr. Graf von *Finkenstein*, Legationsrath (Enkel des Cabinetsministers.)
Hr. von *Jordan* (nach Lissabon als Legationssecretär bestimmt.)

c) Preu-

c) *Preufsen, qua Kur-Brandenburg.*	Hr. von *Montalay*, Rath- und Lehenprobft in Wien, als Legationsfecretär.
	Hr. geheimer Archivar *Lang* aus Baireuth, als Legationsfecretär (A)
	Hr. geheimer Secretär *Bever* aus Anfpach, als Legationsfecretär.
	Hr. Hofrath *Höffelein* aus Stuttgard, (unter dem Schutze der Gefandtfchaft.)
	Hr. Secretär *Horn*.

Anmerkung. Die fünf übrigen Kurhöfe fitzen in der Deputation.

(*Der Befchlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göfchen: *Predigten mit Hinficht auf herrfchende Fehler und Bedürfniffe unfers Zeitalters.* 1797. 320 S. 8.

Unter der grofsen Menge von Predigten, die mit jeder Meffe zum Vorfchein kommen, zeichnen fich die vor uns liegenden auf eine vortheilhafte Weife aus. Sie find dem gegenwärtigen Zeitalter ganz angemeffen, und es ift in denfelben auf *jetzt* herrfchende Fehler, oder vergeffene Wahrheiten durchgängig Rückficht genommen worden. Der Vf. hatte fich anfänglich vorgenommen, fich in der Vorrede über die Popularität, die er feinen Predigten zu geben verfucht hat, ausführlich zu erklären. Da aber neuerlich ein vortrefflicher Auffatz über die *Popularität* von *Garve* erfchienen ift, fo begnügt er fich nur ein paar Worte für Prediger an Stadtgemeinden beyzufügen. Rec. mufs den hier aufgeftellten Grundfätzen feinen Beyfall geben, und freuet fich, dafs ihnen der Vf. durchgängig treu geblieben ift. Damit die Lefer einigermafsen wiffen, was fie in diefer Sammlung zu fuchen haben, fo wollen wir den Inhalt diefer *zwölf* Predigten kürzlich anzeigen: I. *Was eine Gemeinde von einem Lehrer des Chriftenthums in Anfehung des öffentlichen Unterrichts verlangen darf.* Eine Antrittspredigt, (wie Rec. weifs, in einer Stadt, und vor einem aufgeklärten Auditorium gehalten,) über 1 Kor. 3, 11—13. Da fich der Vf. in diefer Predigt ziemlich ausführlich über die Foderungen erklärt hat, welche man an den Prediger in Anfehung des Inhalts feiner Kanzelvorträge machen kann; fo wird es dem Rec. erlaubt feyn, einige Augenblicke dabey zu verweilen. Eine chriftliche Gemeinde darf von ihrem Prediger erwarten: 1) *dafs er keinen andern Grund lege, als der von Chrifto gelegt ift.* — Aber die Zuhörer dürfen diefe Foderung nicht übertreiben. Sie dürfen nicht verlangen, dafs er fich an die *Ausdrücke* und *Vorftellungsarten* der heiligen Schrift aufs genauefte binde, und dafs er menfchliche Zufätze und Deutungen, welche vielleicht in ihren Augen einen hohen Werth haben, zu der Lehre Jefu rechne. Dies wird mit paffenden Beyfpielen erläutert, und mit einleuchtenden Gründen belegt. 2) Die Zuhörer dürfen fodern, *dafs der Lehrer auf den von Jefu gelegten Grund fortbaue*, d. h. dafs er die Lehren unfers Heilandes, welche oftmals in der Schrift nur kurz, nur gelegentlich, angeführt werden, weiter entwickle; die Folgen, welche fich daraus auf eine natürliche Weife ergeben, darftelle; die Beweife, welche aus andern Stellen der heiligen Schrift und einem vernünftigen Nachdenken, oder aus der Gefchichte und Erfahrung geführt werden können, fammle und vorlege. Diefes wird fehr gut ausgeführt, und auf den gegenwärtigen Fall angewendet. 3) Können Zuhörer von ihrem Lehrer verlangen, *dafs fich fein auf Jefu Lehre gegründeter Unterricht durch die Erfahrung als heilfam beweife.* — Von den übrigen Predigten führen wir nur die Hauptfätze an. II. *Von der ungegründeten Klage, dafs man nicht Zeit habe, etwas für die Ausbildung feines Geiftes zu thun.* Am 2ten Sonnt. nach Trin. über das Ev. Luc. 14, 16—24. III. *Wer erhält das Geftändnifs, vor Gott gefündiget zu haben, wahren Werth?* Eine Bufstagspredigt über Luc. 15, 18. 19. IV. *Was giebt es in unferm Zeitalter für Verfuchungen, das Bekenntnifs des Chriftenthums zu unterlaffen?* Eine Bufstagspredigt über Heb. 4, 14. V. *Wie viel bey unfern Wohlthaten darauf ankomme, dafs wir fie zur rechten Zeit und auf die rechte Art austheilen.* Ueber das Ev. am Sonnt. Lätare, Joh. 6, 1—15. VI. *Von der ftrafbaren Gleichgültigkeit gegen Anderer Leben.* Eine Katechismuspredigt über das 5te Gebot. VII. *Wodurch fich ein chriftliches Volk auszeichnen müffe.* Eine Bufstagspredigt, über 1 Pet. 2, 9. VIII. *Von der verkehrten Sinnesart vieler Menfchen, Kleinigkeiten als wichtige Dinge, und wichtige Dinge als Kleinigkeiten zu behandeln.* Eine Paffionspredigt über Joh. 19, 17—22. IX. *Von der weifen Benutzung des Gegenwärtigen.* Ueber das Evangelium am 15ten Sonnt. nach Trin. Matth. 6, 24—34. X. *Was ift von den Aeufserungen der Menfchenliebe bey denen zu halten, die kein Beftreben zeigen, ihre Angehörigen glücklich zu machen?* Ueber Gal. 6, 10. XI. *Eine Ermahnung, die Belehrungen nicht zu überfehen, welche uns Gott durch die Zeitbegebenheiten ertheilet.* Eine Bufstagspredigt über Hebr. 3, 7. 8. XII. *Wie forgfältig wir uns zu hüten haben, dafs wir die Aufklärung unfers Zeitalters nicht verdächtig machen.* Am Reformationsfeft über Röm. 14, 16. Diefe Hauptfätze find gut ausgeführt, und es kommen bisweilen freymüthige, aber mit der nöthigen Behutfamkeit vorgetragene Aeufserungen vor, z. B. in der Reformationspredigt. — Der Vf. diefer Predigten hätte fich nicht fchämen dürfen, feinen Namen auf den Titel zu fetzen; denn fie machen feinen Einfichten in jedem Betracht Ehre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

Rastadt, b. Sprinzing: *Liste des hohen Gesandschafts-Personals, bey dem Reichs-Friedens-Congress zu Rastadt* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

(II. *Legitimirte Particularabgeordnete.*)

2. Aus dem Fürstenrathe.

a. Geistliche Fürsten *).

a. *Speier*, legitimirt seit dem 5 Dec. 1797.	Freyherr von *Hompesch*, der Domstifter Speier und Eichstädt, und des Ritterstifts Odenheim Capitular. (Sohn des kurpfälzischen dirigenden Ministers in Jülich und Berg). Hr. Hof- und Regierungsrath *Oehl*, Gesandschaftsrath. Hr. *Dolhofen*, geheimer Kanzlist, als Secretär.
b. *Hochstift Strasburg*, legitimirt seit dem 20 Jänner 1798.	Hr. Reichsgraf von *Truchsess-Würzach*, Domprobst. Hr. Max. Reichsgraf von *Königsegg-Rothenfels*, Domcapitular von Köln und Strasburg; erster Bevollmächtigter. Hr. Anselm *Marschall*, Abt von Maurus Münster, zweyter Bevollmächtigter. Hr. Hartmann von *Eggs*, Pfarrer zu Benfelden, geistl. Rath, dritter Bevollmächtigter. Hr. *Mez*, fürstl. Legationsrath und Domcapit. Consulent. Hr. *Winum*, Secretär.
c. *Trient*, legitimirt seit dem 4 Jänner 1798.	Hr. Geheimerrath von *Zwakh*.
d. *Hochstift Basel*, legitimirt seit dem 18 Dec. 1797.	Freyherr von *Ligerz*, Domherr zu Basel. Erster Abgeordneter. Hr. von *Billieux* v. Ehrenfeld, Geheimerrath. Zweyter Abgeordneter. Hr. *Schumacher*, Hofrath und Conferenzsecretär. Dritter Abgeordneter.
e. *Lüttich*, legitimirt seit dem 10 Dec. 1797.	Hr. Staatsminister und Grosskanzler, Graf von *Méan* und *Beaurieux*, des Domstifts Lüttich Capitular. (Bruder des Fürstbischofs). Hr. Freyherr v. *Othée*, Geheimerrath und Gesandter beym niederrheinischen und westphälisch. Kreise. Zweyter Abgeordneter. Hr. von *Gretzmüllern*, Legationssecretär.
f. *Johannitermeister zu Heitersheim*, legitimirt seit dem 15 Dec. 1797.	Freyherr von *Pfirt*, Maltheserordens Grossbailli und Commenthur zu Hohenrhein in der Schweiz. Freyherr von *Truchsess*, Maltheserordens Grosskreuz und Commenthur zu Halle in Schwaben. Hr. Alb. J. von *Ittner*, Geheimerrath und Hofkanzler zu Heitersheim. Hr. Chevalier *Dubray*, Legationsrath (in Frankreich geboren). Hr. *Bumüller*, Legationssecretär.

Anm. Das übrige in der *zehnten* Liste bey Sprinzing hinzugefügte Personale gehört nicht hieher.

g. *Prior und Kapitel der gefürsteten Abteyen Stablo und Malmedy*, legitimirt seit dem 12 Jänner 1798.	Hr. Geheimerrath, Baron von *Othée*. (Siehe Lüttich).
h. Aus dem rheinischen Prälatencollegio. Gefürstete Aebtissinn zu Essen und Thorn, und sodann das Kapitel zu Thorn insbesondere, (legitimirt seit dem 15 Dec. 1797).	Hr. Hofrath *van den Schoor*, Hofrath und Obervoigt.

b. *Weltliche Reichsstände.*

Anm. Man wird unter den altfürstlichen Häusern Braunschweig-Wolfenbüttel, die Sachsen-Ernestinischen und etwa Oldenburg vermissen; diese haben aber so wie die fehlenden Neufürstlichen Correspondenten (s. Nr. V.).

A) *Meklenburg-Schwerin* legitimirt den 9 Jänner 1798.	Hr. geheime Rath und Staatsminister, Graf von *Bassewitz*, (in Hildesheim anwesend). Hr. Hofrath *Gumpelzhaimer*, (aus Regensburg) (A)
B) *Würtemberg*, legitimirt den 4 Dec. von Seiten des seitdem verstorbenen und den 24sten von Seiten des jetztregierenden Herzogs.	Hr. geheime Rath v. *Mandelslohe*. Erster Bevollmächtigter. Hr. Regierungsrath *Wekherlin*. Zweyter Bevollmächtigter. Hr. Legationscommissär *Parrot*, (aus Mümpelgard). Hr. Legationssecretär *Volz*.

c) *Hessen*

*) Bis jetzt fehlen noch Particularabgeordnete von Salzburg, Constanz, Hildesheim und Paderborn, von Passau, Regensburg und Freysing, und von Fulda. Von Prälaten sind einzelne da; und für Bamberg sorgt Würzburg; das in der Deputation sitzt.

C) *Hessen - Cassel*, legitimirt den 3 Februar 1798.	Hr. Staatsminister Freyh. *Waitz* von *Eschen*. (Negociirte in Basel und Paris). Hr. Kriegsrath *Kopp*, Legationssecretär. (Ehedem in Paris). NB. Die *Hessen - Rheinfels - Rotenburgschen* Angelegenheiten besorgt Hr. Kanzleydirector v. *Langen* (ohne legitimirt zu seyn).
D) *Dänemark wegen Holstein*, (legitimirt den 5 Jänner 1798).	Hr. *Niels* von *Rosenkranz*, Kammerherr und Gesandter in Berlin. Hr. Legationsrath, Professor v. *Eggers*, aus Copenhagen (A). Hr. Regierungsassessor, Baron von *Eyben*, als Legationssecretär, (Sohn des Kanzlers in Glückstadt, war auch in Hildesheim).
E) *Aremberg*, legitimirt den 3 Febr. 1798.	Hr. Geheimerrath v. *Zwanziger* Löwenstein - Werthheimischer und Castellscher Abgeordneter bey der fränkisch. Kreisversammlung (Negociirte in Paris). Hr. Legationsrath v. *Zwanziger*, sein Sohn.
F) *Hohenzollern - Sigmaringen*.	Der regierende Fürst von Hohenzollern - Sigmaringen, *Anton Aloys* in Person (am 1 Febr. abgereiset). Hr. Hofrath *Gessler*, als Abgeordneter, (legitimirt am 29 Jänner 1798.)
G) *Salm - Salm*, legitimirt den 9 Dec. 1797.	Hr. Geheimerrath und Kanzleydirector von *Noel*. (Negociirte in Paris). Hr. Legationssecretär *Noel*.
H) *Salm - Kyrburg*, legitimirt den 20 Dec. 1797.	Hr. Geheimerrath von *Zwackh*. Hr. Legationssecretär D. *Dambmann*.
I) *Nassau*, Gesamthaus, legitimirt den 8 Dec. 1797.	Hr. Regierungspräsident, Freyherr von *Kruse*, (in Nassau - Usingenschen Diensten). Hr. Legationssecretär von *Neurath* (Sohn des Kammergerichtsassessors). Insbesondere für Nassau - Hadamar und Dillenburg — Hr. Geheimerrath von *Passavant-Passenburg*. Hr. Domänenrath *Tollius* (A). Hr. Legationssecretär v. *Schenk*. (Negociirte unter seinem Oheim in Paris).
K) *Fürstenberg*, legitimirt den 23 Dec.	Hr. geheime Rath *Kleyser* von *Gleysheim*. Hr. Hof - und Regierungsrath *Merlet* (wiederum abgereiset). Hr. Rath von *Held*, als Legationssecretär.
L) *Thurn und Taxis*, legitimirt den 5 Dec.	Hr. geheime Rath und Reichs-Oberpostamtsdirector, Freyherr von *Vrints-Berberich*, aus Frankfurt. Hr. Legationssecretär *Braun*. Hr. Kanzlist *Pittweyer*.
M) *Wetterauisches Grafencollegium*, legitimirt den 5 Dec.	Der regierende Hr. Reichsgraf zu *Solms - Laubach* (Reichshofrath in Wien). Hr. Gesandschaftssecretär *Meister*.

Von einzelnen Mitgliedern des wetterauischen Grafencollegiums.	
a) *Solms*, leg. 20 Dec.	Hr. Geheimerrath von *Zwackh*. (Siehe Trient).
b) *Sayn-Wittgenstein-Berleburg*.	Der regierende Fürst, *Christian Heinrich* in Person.
c) *Wild - und Rheingrafen*, (legit. d. 20 Dec.)	(Wie Solms.)
d) *Leiningen-Guntersblum*.	Die regierende Fürstinn. Der Erbprinz *Emich Karl* und seine Gemahlinn, geb. Gräfinn Reuss, in Person. Hr. Regierungsdirector *Lang[illegible]*, Bevollmächtigter, (legitimirt d. [illegible] Dec.) Negociirte 1795 in Basel. Hr. Ph. *Ströver*, Generalcassier.
N) *Schwäbisches Grafencollegium*, legitimirt den 5 Dec.	Der regierende Herr Reichsgraf von *Sickingen*. Hr. Gesandschaftssecretär *Bre[illegible]sand*.
Von einzelnen Mitgliedern desselben:	
a) *Fürsten und Grafen zu Oettingen*, legit. den 11 Jänner.	Hr. geheime Rath und Regierungspräsident von *Ruösch*. (Wiederum abgegangen). Hr. Geheimerrath und Kreisgesandter von *Belli*. Hr. Regierungsassessor, D. *Stra[illegible]pfer*, als Legationssecretär. Hr. Baron von *Falkenstein*, als Legationssecretär.
b) *Graf von der Leyen und Hohen-Geroldseck*, legit. den 29 Dec. 1797.	Die Herren Räthe *Seybert* und *Brixius*.
O) *Aus dem fränkischen Grafencollegio*.	
Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, legitimirt den 21 Januar.	Hr. Geheimerrath und Kreisgesandter von *Zwanziger*. (S. *Aremberg*). Hr. Legationsrath von *Zwanziger*.
Hohenlohe - Waldenburg Bartenstein, legitimirt den 8 Dec.	Hr. Geheimerrath *Duvasier*.
P) *Westphälisches Grafencollegium*. α. *Katholischen Theils*.	Hr. Clemens Graf von *Metternich-Winneburg*. (Aeltester Sohn des kaiserl. Bevollmächtigten). Legit. d. 28 Dec. Hr. Kur - Cölln. Geheimerrath und Kanzleydirector Freyherr von *Hertwich*. Hr. Registrator *Morenhoffen*.
β. *Protestantischen Theils*, legitimirt d. 28 Dec.	Hr. Reichsgraf von *Solms-Laubach*. (Siehe wetterauische Grafen[illegible])
Von einzelnen Mitgliedern:	
a) *Fürst von Wied-Runkel*.	Hr. Regierungsrath *Klam*, legitimirt d. 10 Dec.

b) *Fürst*

b) *Fürst von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.* — Hr. Geheimerrath von *Zwackh*, leg. 20 Dec. (S. Trient).
Hr. Legationssecretär Dr. *Dambmann*.

c) *Fürst von Ligne.* — Hr. Rath *Claus* (nicht legitimirt).

8. Aus dem Reichsstädtischen Collegio.

a) *Lübeck*, (legitimirt den 19. Dec.) — Hr. Senator *Rodde*.
Hr. Legationssecretär *Carstens*.

b) *Bremen*, (legitimirt den 17. Dec.) — Hr. Senator von *Gröning*.
Hr. Legationssecretär *Pape*.

c) *Hamburg*. (legitimirt 19. Dec.) — Hr. Syndicus D. *Doormann*.
Hr. Legationssecretär *Schade*.

Diese drey Reichsstädte haben ihre Herren Abgeordneten auch insgesammt am 5. Jänner 1798 für die *Hanse* legitimirt. Letztere drey waren sämmtlich bey dem Congresse in Hildesheim.

d) *Heilbronn*. — Hr. Senator *Schreiber*.
Hr. Consulent *Fluchsland*. legitimirt den 26. Decemb.
Hr. *Orth*.
Hr. *Schreiber*.

III. *Von auswärtigen Mächten.*

1) *König von Ungarn und Böhmen.* — Hr. *Ludwig* Graf von *Cobenzel*, Bothschafter am russisch-kaiserlichen Hofe und wirklicher kaiserl. geheimer Rath (kam im Anfang des Decembers an — unterzeichnete den Frieden von Campo Formio).
Hr. Major von *Murray* (als Courier).
Hr. Legationsrath *Hoppé* (ehedem bey dem Grafen Mercy in Paris).
Hr. Bothschaftssecretär *Butz*.

2) *Schweden.* (Kam am frühesten in der [illegible] Novembers an.) — Hr. Generalmajor und Kammerherr Graf von *Fersen* (mit dem Bothschafterdiplom).
Hr. Comitialgesandter von *Bildt*, als bevollmächtigter Minister.
Hr. von *Schörbing* als Bothschaftssecretär (aus Regensburg).

[illegible]) *Cisalpinische Republik.* ([illegible] December angekommen.) — Bürger (ehedem Graf) *Melzi d'Erile*, Mitglied des gran Consiglio, bevollmächtigter Minister.
Bürger *Capa*, Legationssecretär.

[illegible] *Batavische Republik.* ([illegible] December 1797 angekommen.) — Bürger *Carl Ludwig Buch* (Landschaftseinnehmer in Bentheim.)

[illegible] *Schweizerische Eydgenossenschaft.* ([illegible]it Credentialen an die [illegible]iserliche, die königlich-[illegible]ussische und an die [illegible]nzösische Gesandschaft, wie auch an den Herrn [illegible]rkgrafen von Baden ver[illegible]en — Angekommen im [illegible]nner 1798.) — Hr. *Pestalozzi*, Mitglied des täglichen Raths zu Zürich.
Hr. von *Tscharner*, des souveränen und des geheimen Raths zu Bern Mitglied. Auch Professor.
Hr. *Meyer von Knonau*, aus dem Canton Zürich als Gesandtschaftssecretär.
Hr. von *Haller* aus Bern als Gesandtschaftssecretär. (Enkel des grossen Gelehrten. — Reisete im Februar wiederum ab.)

6) *Der päbstliche Stul zu Rom.* (Im Jänner 1798.) — Hr. Graf von *Turiozzi* (war als Bothschaftssecretär nach Paris bestimmt).

7) *Ligurische Republik.* (Anf. Februars 1798.) (Der in allen Ausgaben der gedruckten Liste als Ligurischer Gesandte benannte Bürger *Bertuccioni* kam nie nach Rastadt, sondern hält sich *in* Paris mit Aufträgen jetzt auf. *) — Bürger *Boccardi*, bevollmächtigter Minister bey der französischen Republik.
Louis Boccardi, sein Bruder, als Legationssecretär.

8) *Graubündten.* (Seit dem Decemb. auf der Hin- und Herreise zwischen Kur, Paris und Rastadt.) — a) Hr. *Planta*.
b) Hr. *Sprecher*.
c) Hr. *G. A. Vieli* (Abgeordnete.

IV. *Von Mittelbaren und Corporibus.*

1) *Würtembergische Landstände.* — Hr. Regierungsrath und Landschaftsconsulent *Georgi*. (Mit Einwilligung des regierenden Herzogs hier angestellt — Decemb. 1797.)
Hr. *Gutscher*, bey der Landschaft Registrator.

2) Evangelischer Kirchenrath und geistliche Güteradministration in der Pfalz (December 1797.) — Hr. Hofrath *Höffelin* (s. Kurbrandenburg).

3) Landständischer Consess im Breisgau. (Jänner 1798.) — Der Prälat der Abtey Schuttern, *Placidus*, kaiserl. wirkl. geh. Rath.

A) Insbesondere von der Ritterschaft. — Graf von *Hennin*.
Baron von *Andlau*.

B) von der Universität zu Freyburg. — Hr. Regierungsrath von *Jellenz* (wiederum abgereiset.)
Hr. Prorector Prof. *Martens*.
Hr. Appellationsrath Prof. *Petzeck*.
Hr. Syndicus D. *Leiner*.

C) von der gefürsteten Abtey St. Blasii. — Hr. Hofrath v. *Schlichtinsfeld*.

4) Vom Duc de Looz et Coswaaren (jetzt nach Hessen emigrirt). — Hr. Hofrath und Generalintendant *Franz Jos. Pithon* (überreichte am 12. December 1797 seine Vollmacht bey dem Reichsdeputationsdirectorium.)
Hr. *Rhebeck*, als Legationssecretär.

5) Vom Duc de Croy. (Jänner 1798.) — Der kurcöllnische geheime Rath Hr. v. *Hertwich* (s. oben westphälische Grafen).

V. *Correspondenten und Geschäftsträger, so nicht bey der Deputation legitimirt, sondern an einzelne Canzleyen angewiesen worden.*

Sachsen-Weimar. (Jänner 1798.) — Hr. Legationsrath *Weylandt* (A).

Braunschweig-Wolfenbüttel. (December 1797.) — Hr. Hofrath und Prof. *Häberlin* aus Helmstädt (welches in öffentlichen Blättern von Braunschweig aus widersprochen worden) (A)

Reichsstadt Reutlingen. — Hr. Rath von *Schellhas*.

Reichsstadt Esslingen. — Hr. Canzleyregistrator von *Neuendorf*.

*) Eben so wenig ist der in der Sprinzingschen Liste als anwesend bemerkte Hr. Ritterhauptmann v. *Kerpen* bis jetzt in Rastadt angekommen.

VI. *Hochfürstlich badensche Polizeycommission.*

Cammerherr und Obervoigt von *Drais* (A)
Oberstlieutenant von *Rabenau.*
Major von *Harrant.*

VII. *Als Reisende.*

Hr. *Georg Wilhelm*, Erbgraf zu *Löwenstein-Wertheim.*
Zwey Grafen von *Montjoye* (Frohberg).
Lord *Fife* (aus Schottland).
Hr. v. *Berlepsch.*
Graf von *Degenfeld-Schemburg*, vorher österreichischer Regierungsrath.
Bürger *Rivals*, französischer Gesandter in Cassel.
Regierender Fürst v. *Reuss-Lobenstein.*
Vernon, Officier in englischen Diensten.
Cammerherr von *Uechtritz* aus Stutgard.
Königl. dänischer Gesandte von *Wächter.*
Graf *Hermann von Hohenzollern-Hechingen*, Nachfolger des Fürsten.
Hr. Baron von *Wiesenhütten* aus Frankfurt.
Hr. Justizrath v. d. *Busche* aus dem Hannöverischen.
Cit. *Valabré* aus Strasburg.

An Damen:

Regierende Fürstinn und Erbprinzess von *Leiningen-Guntersblum.*
Gräfinn v. *Löben* aus Dresden.
Frau v. *Reden* aus Hannover.
Fr. v. *Jacobi.*
Fr. v. *Dohm.*
Fr. v. *Kleysser* aus Donau-Eschingen.
Fr. v. *Schwarzkopf* aus Frankfurt.
Fr. v. *Martens* aus Göttingen.

PAEDAGOGIK.

AMSTERDAM, b. de Vries: *Preisverhandelingen over de naturlike Opvoeding der Kinderen in de twee eerste Jaaren van hun Leven.* 1797. 219 S. 8.

Es hatte die batavische Gesellschaft zum Nutzen des Publicums die Preisfrage aufgegeben: „*worin bestehet die beste körperliche Erziehung der Kinder von ihrer Geburt an bis sie zwey Jahre alt sind?*" Die Abhandlung des Hn. *G. Bakker*, Doctors der Medicin zu Enkhuisen, erhielt den ersten Preis, und die von dem Hn. *J. Vitringa Coulon*, ausübendem Arzt in Leeuwarden, den zweyten. Beide haben die hieher gehörigen Schriften von *Ballexerd*, *van Doeveren*, *Rosenstein*, *Desessarts*, *Camper*, *Bikker* und andere mehr genutzt. Beide haben das, was man zum Besten der jungen Kinder gleich von ihrer Geburt an in Ansehung ihrer Wartung, Kleidung, Nahrung, Bewegung und bey den gewöhnlichen Krankheiten thun soll, hauptsächlich für gemeine Frauen und Kinderwärterinnen deutlich zu machen gesucht; und ihre Arbeit entspricht diesem Endzweck ganz gut. Hr. *Coulon* hat seinen Unterricht in einem Gespräche zwischen ein paar Aeltern und einem Arzt ertheilet. Beide haben die Einimpfung der Blattern angelegentlich empfohlen und die Vorurtheile dagegen gründlich widerlegt. Hr. *C.* redet von noch mehr Kinderkrankheiten als Hr. *Bakker.* Dieser aber redet mit mehr Bestimmtheit davon und ist auch in der Heilung derselben ausführlicher, als jener. Beide sind zur Beförderung des Schlafs noch für ein gelindes Wiegen, und Hr. *B.* empfiehlt hierzu mit guten Gründen eine Art von Hängematten. Beide haben unsern *Campe* nicht gelesen, und stimmen doch mehrentheils mit ihm überein.

Nun noch etwas ausgezeichnetes von beiden. Hr. *B.* läfst nach den ersten zwey oder drey Tagen nach der Geburt auch im Winter kein Leinenzeug wärmen. Die Kinder sollen an eine gewisse Zeit an der Brust zu trinken, gewöhnt werden. Wenn eine Mutter ihr Kind nicht selbst stillen kann, so schickt sich für die Natur eines Kindes keine Nahrung besser, als Kuhmilch mit Wasser vermischt ungekocht und nur ein wenig gewärmt. Nach einigen Tagen thut man ein wenig Semmel dazu, und läfst die Milch immer kälter werden, bis sie endlich ganz kalt ist. Zur Veränderung kann man ihnen auch manchmal ein wenig Reis oder Grütze in Wasser gekocht und mit Milch vermischt geben. Die Betten in der Wiege sollen nicht mit Federn, sondern mit Pferdehaaren oder Heu gefüllt werden. Man soll bey Magenkrankheiten keine innerlichen Purgiermittel brauchen, sondern vielmehr Klystiere. Gegen die Würmer wird ein Loth Wurmsaamen, ein [illegible] Loth Schwefelblumen und so vieles Honig, als er[illegible] fodert wird, jenes zusammen zu bringen, empfohlen. Hierauf wird eine Abführung durch Rhabarber und Honig verordnet, und diese Mittel, wobey auch des Morgens nüchtern ein Uebergufs von Knoblauch mit Milch und Zucker getrunken wird, werden einige Tage wiederholt. Hr. *C.* trägt einen weitläuftigen Unterricht für die Geburtshelferinnen vor, und man merkt, dafs er die Schriften d[illegible]scher Aerzte kennt. Gegen die Würmer will [illegible] auch hauptsächlich Wurmsaamen mit Honig [illegible]chen, und zu gleicher Zeit verbindet er damit [illegible]führende und stärkende Mittel. Er giefst nämlich ein Nösel Honigwasser über vier Loth Wurmsaamen, zwey Loth Orange Schaalen, ein halbes Loth Rhabarber und ein Loth Feilspäne von Stahl, läfst es einige Tage bey gelinder Wärme ziehen, und giebt dem Kinde des Morgens einen Löffel voll. Es ist lobenswerth, dafs beide Aerzte oft die Nothwendigkeit zeigen, so bald als möglich bey Kunstverständigen Rath zu holen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Februar 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Vossischen Buchh.: *Religion, eine Angelegenheit des Menschen.* 1797. 189 S. kl. 8. (10 gr.)

Man würde aus der philosophischen Popularität, aus dem ruhigen Gedankenflusse, aus der sanften Wärme des Ausdrucks, aus der Verwandtschaft vieler Ideen und ihrer Darstellungsart mit den Ideen in *den vertrauten Briefen, die Religion betreffend*, den ehrwürdigen *Spalding* als Vf. dieser wenigen, aber an Gehalt reichen Bogen errathen, wenn ihn auch das Gerücht nicht so bald bekannt gemacht hätte. Wahrscheinlich ist diese kleine Schrift des 84jährigen Greises, worin noch so viel Munterkeit des Geistes und eine so vertraute Bekanntschaft mit dem Bedürfnisse des Zeitalters sichtbar ist, schon in recht vielen Händen. Dies darf uns indess nicht hindern, einige vorzüglich charakteristische Stellen auszuheben, und dadurch auch andre aufmerksam zu machen. „Ungezweifelt ist jedesmal dasjenige," heisst es S. 8 f. „wofür wir uns am ernstlichsten interessiren, in dem Maasse vernunftmässiger und achtungswürdiger, als es weniger Vergebliches in den Bestrebungen, weniger Mangelhaftes in der Befriedigung, weniger Vergängliches in dem Besitze bey sich führt, sondern sicher, genugthuend und dauerhaft ist. Dies fehlt aber, vermöge aller Erfahrungen, zu sehr bey willkürlich geschaffenen Bedürfnissen des äusserlichen Lebens, wie viel Gewicht ihnen auch die Einbildungskraft oder die Nachahmungssucht beylegen mag. Das einzige Feste und Zuverlässige muss also der bedachtsame Mensch in sich selbst, in der unveränderlichen Beschaffenheit und Einrichtung seines Wesens aufsuchen und vor allen Dingen, zur richtigen Leitung seines Sorgens und Strebens, im wahren Ernste sich selbst fragen: „was bin ich, als Mensch? Wohin geht meine ganze, ohne meine Willkür mir zugegebene Bezweckung? Was habe ich, nach den eben so unverkennbaren als unauslöschlichen Anlagen und Fähigkeiten dieser meiner Natur zu thun? Was habe ich dabey zu erwarten?" — Was uns dann aber bey der genauen Beobachtung unserer wesentlichen von der menschlichen Natur untrennbaren Anlagen als das Nächste aufstösst und bewusst wird ist der *Trieb zum Wohlseyn*; sodann aber etwas, das sein Ansehen und seine Obermacht mit noch stärkerer Kraft behauptet — *das grosse Grundgefühl der Moralität*, des ewig nicht zu verwirrenden Unterschiedes zwischen dem was *Recht* und *Unrecht* ist. Hieraus ergiebt sich dann „dass es uns als Menschen vor allen andern um Gründung, Befestigung und Erhöhung unserer moralischen Güte, und in der Uebereinstimmung mit dieser, um Selbsterhaltung und angenehmen Genuss des Lebens zu thun seyn soll. — Hier ist uns das eigentliche Feld unserer Geschäftigkeit geöffnet, unser obliegendes Tagewerk angewiesen. — Je näher unmittelbarer und natürlicher hieraus wieder ein weiteres Interesse erwächset, das eben jenem Hauptzwecke unsrer menschlichen Anlage zu statten kommt; je mehr irgend etwas dazu dient, unsere Gesinnung zu berichtigen, uns zu erheben und in dem einzigen wahren Sinn glücklicher zu machen: desto mehr ist es unserer anhänglichen Achtung werth, und desto mehr ehren wir auch wieder uns selbst durch den darauf gewandten ernstlichen Fleiss." (S. 29. 30.) — Das ist denn nun der Fall mit der „*Religion*, mit der *Anerkennung eines höchst vollkommenen Weltregierers in seiner Beziehung auf uns.* — Gotteserkenntniss und Gottesverehrung muss nothwendig dem denkenden Menschen interessant werden — — sobald er die verschiedenen Seiten kennen lernt, von welchen eine reine religiöse Denkart dem moralischen Gefühl mehr Wirksamkeit und Erleichterung, dem Verlangen nach Glückseligkeit mehr Aufmunterung und Sicherheit, also dem ganzen, einzig würdigen Zwecke der Menschheit mehr Unterstützung und Hülfe giebt." (S. 35.) — Auf eine vortreffliche, eindringende, herzerhebende Weise wird denn nun die Verbindung der Religion mit den grossen ursprünglichen Grundtrieben der menschlichen Natur gezeigt; wohin wir aber bey den engen Grenzen einer Recension dem Vf. nicht im Einzelnen folgen können, so gern wir auch die Hauptgedanken in der schönen Sprache des Vf. aushöben. So müssen wir auch übergehen, was sehr wahr und beredt von der ernsthaften Aufmerksamkeit und der ehrenvollen Achtung gesagt wird, welche der *Religion des Christenthums*, wie sie ursprünglich von Jesu für die Allgemeinheit der Menschen gelehrt ist, gebührt. S. 67 ff. — Woher kommt aber das Missverhältniss zwischen der Achtungswürdigkeit der Religion; und die gewöhnlich gegen dieselbe bewiesene Denkart und Verfahrungsweise? Darauf antwortet der Vf. S. 75 ff. „So unverantwortlich es schon immer ist, die auf Gott sich beziehenden Gedanken und Eindrücke, als etwas sehr Entbehrliches anzusehen, und sie keiner ernstlichen Theilnehmung des Herzens würdig zu achten, so hat man doch daran nicht genug gehabt, sondern auch, um so viel als möglich wirklichen Hass dagegen zu erregen, hier und da die weit empörendere Beschuldigung hinzugethan,

gethan, „dafs Religion überhaupt und an fich, alle und jede Religion ohne Ausnahme, der Menfchheit durchaus fchädlich fey, und ihre Glückfeligkeit ftöre." „Und S. 80. es foll," wie man vorgiebt, „die mit Empfindung geglaubte Beziehung auf die Gottheit lauter trübe niederdrückende Betäubung und kriechende Aengftlichkeit in den Gemüthern verurfachen, und keinen Antheil an irgend einigem Genufs irdifcher Freuden verftatten." S. 65. „Eine ernfthafte Richtung des Gemüths auf Gott," heifst es ferner, „und auf das, was noch künftig aus uns werden foll, feffelt die Seele mit ihrer ganzen Aufmerkfamkeit fo fehr an das Ueberirdifche, und an eine andere Welt, dafs fie dadurch den Menfchen viel zu fehr von der gegenwärtigen abzieht, und zu den Befchäftigungen und Pflichten, die er fich felbft und andern fchuldig ift, untauglich macht." S. 87. „Endlich wird noch der Religion zur Laft gelegt, „dafs fie mit der ihr zuerkannten Wichtigkeit an fo vielen Ketzerverfolgungen und Glaubenskriegen, an fo vielem dadurch vergoffenen Menfchenblute, und über die Erde verbreiteten Jammer, Urfache fey."" Das, was zur Widerlegung diefer Einwürfe gefagt wird, ift gewifs für jeden, der nicht vor allen Unterfuchungen über Religion, entfchloffen ift, fie zu verwerfen, höchft überzeugend; und die Beurtheilung des Benehmens der verfchiedenen Claffen von Ungläubigen fowohl, als von undenkenden Senfualiften, und von kaltfinnigen, forglofen Gläubigen, ift fo treffend, mit fo viel Rückficht auf die herrfchenden Gefinnungen in der Welt und den herrfchenden Ton in unferer neueften Literatur abgefafst, dafs fie gewifs für jeden äufserft anziehend feyn wird. Von S. 142. an ift von den Abwegen die Rede, auf welche manche bey der Achtung für die Religion gerathen können, wobey indeffen „eine gewiffe verworfene Gattung von Menfchen nicht mit in Anfchlag kommt, weil fie in eine ganz andere Claffe, als in die der Verirrten gehört, nämlich die Heuchler, diefe Peft für die Religion. Denn Bekehrung von planmäfsigen Heuchlern ift wohl das vergeblichfte Unternehmen von der Welt." Man verwechfelt aber oftmals die Mittel zur Religion mit ihr felbft. Das gefchieht nicht nur von denen, die ihre Religiöfität in die Beobachtung äufserlicher Andachtsübungen fetzen, fondern auch von folchen, die auf ausgebreitete Kenntnifs von religiöfen Gegenftänden einen gröfsern Werth legen, als ihr zukommt. Nicht weniger nöthig ift Vermeidung der Einfeitigkeit im Urtheil über die Aechtheit und den Werth religiöfer Empfindungen anderer." Der wärmften Beherzigung werth ift endlich, was der Vf. in dem letzten Abfchnitt von der Art fagt, „wie vom Anfang an die religiöfen Begriffe und Lehren in die jugendlichen Seelen gebracht, und nachher auch darin unterhalten werden, und wie diefes gefchehen follte? Möchte man endlich zur allgemeinen Ueberzeugung kommen, dafs nur nach der hier vorgezeichneten Methode aufrichtige Achtung für die Religion und merklicher Einflufs derfelben auf Sittlichkeit und Glückfeligkeit befördert werden kann." S. 158. Sätze und Formeln, die auf das Gebiet der Auctorität als nothwendige Bedingungen der höchften Glückfeligkeit, in beträchtlicher Menge zu glauben, im Gedächtniffe zu behalten und zu bekennen, vorgelegt und eingefchärft werden, ohne zugleich eine klare Einficht ihrer nahen natürlichen Beziehung auf die unmittelbaren menfchlichen Grundtriebe zu verfchaffen, — die können unmöglich auf das Herz und die Empfindung den Eindruck machen, durch welchen allein hier der grofse Zweck zu erreichen ift."

BERLIN, (ohne Anzeige des Verlegers): *Wahre Chriftus Religion*, wie fie fich jetzt, auch ohne Glauben an Wunder und Weiffagungen, an dem Gewiffen der Chriften und Nichtchriften rechtfertigt und nie in der Menfchenwelt vergehen kann; mit Anmerkungen herausgegeben von *Johann Ernft Schmidt*, Prediger zu Kruffow in der Uckermark. Nebft einem Schreiben des Hn. D. *Semmler*, über wahre Chriftusreligion, chriftliche Kirche und fymbolifche Bücher etc. an den Herausgeber diefer Schrift. 1794. XVI u. 320 S. 8. (20 gr.)

Die Veranlaffung zu diefer Schrift war *das Gefpräch zwifchen Jefu und einem Ausländer*, von *Semmler*, in deffen Beantwortung der Schrift des Wolfenbüttelfchen Fragmentiften: vom Zwecke Jefu und feiner Jünger. Hr. *S.* fand es für würdig, daffelbe noch einmal abdrucken zu laffen und mit einem Commentar zu begleiten, um es allgemein bekannter und gemeinnütziger zu machen. Diefer Commentar ift nun freylich etwas weitläuftig gerathen, und von [illegible] Declamation nicht ganz frey, befonders S. 83 u. f. wo der Vf. fich lange bey der unermefslichen Gröfse des Reichs Gottes aufhält, und dazu auch alle unvernünftige und leblofe Gefchöpfe rechnet, da doch nur von dem moralifchen Reiche die Rede ift, und bey dem, was der Ausländer fagt, wo der Vf. glaubt auch allezeit etwas beyfügen zu müffen, wo es doch oft gar nicht nöthig ift. Auch kann Rec. nicht in allem dem Vf. beyftimmen, als S. 69. wo er das Wachsthum im inwendigen Menfchen zur Gründung geiftiger Vollkommenheit aus der Erkenntnifs der Wahrheit und diefe aus finnlichen Vorftellungen und Neigungen herleitet. (Kant, deffen Philofophie Hr. S. mit vieler Sorgfalt ftudiert haben will, fagt gerade das Gegentheil.) S. 66. wo der Vf. meynt, dafs der Menfch gleich nach feiner Geburt dümmer wie das Thier fey, (fchwächer wohl und unbehülflicher, aber nicht dümmer,) und S. 120., wo der Vf. meynt, dafs die natürliche Religion nur für eine idealifche aber nicht die wirkliche Menfchenwelt paffe. (Alfo *extra ecclefiam nulla falus* und die tugendhaften Heiden haben diefe mehr als natürliche Religion gehabt?) Aufserdem hat aber Hr. *S.* fein Thema gut ausgeführt und befonders einige Materien fehr lichtvoll dargeftellt, als S. 122. wie man die Gefchichte Jefu aus der moralifchen Seite zu betrachten habe, S. 150. von Jefu als dem Sohne Gottes, S. 159. von der allmäh-

liges

ligen Verbreitung der Wahrheit, S. 180. von der Vergebung der Sünden. Das Resultat ist: hier ist mehr als Naturalismus oder als blosse philosophische Religion (in Absicht auf locale den Zeiten angemessene Darstellung, aber nicht den Geist der Lehre.) In dem angehängten Schreiben, das allerdings noch verdiente, dem Publicum mitgetheilt zu werden, lebt ganz der Geist Semmlers, und sein Grundsatz von dem Unterschiede der moralischen und kirchlichen Religion ist auch hier kurz und kräftig dargestellt. Was der Vf. dabey über den Unterschied von Geist und Buchstaben, Lehre und Lehrform der christlichen Religion und über den Werth der symbolischen Bücher gesagt hat, verdient sehr beherzigt zu werden.

OEKONOMIE.

Tübingen, b. Cotta: *Taschenkalender auf das Jahr 1797. Für Pferdeliebhaber, Reiter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte grosser Marställe.* Herausgegeben von *F. M. F. Freyherrn Bouwinghausen von Wallmerode* etc. mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dem Herausgeber scheint es nach und nach an Materialien zu gebrechen. Man wird auch bey einer richtigen Vergleichung wahrnehmen, dass der diesjährige Kalender seinen Vorgängern, was den innern Gehalt betrifft, ziemlich weit nachsteht. Die 12 Monatskupfer sind Nachstiche von den 16 illuminirten Kupfern, die der Maler Pforr zu Frankfurt zu Hünersdorfs im J. 1790 zu Marburg herausgekommenen *Anleitung zu der natürlichsten Art Pferde abzurichten,* das folgende Jahr herausgab. Dass diese Kupfer dadurch, dass sie in einem so viel kleinern Formate erscheinen, um vieles verlieren würden, war vorauszusehen; indessen hätte in mancher Hinsicht auch wieder nachgeholfen werden können. Das Pferd in Schulbewegungen ist weit schwerer zu zeichnen, als in seinem Naturstande, weil man hier nicht bloss das Charakteristische des Thieres, sondern vielmehr das Kunstrichtige im Auge zu haben pflegt. Pforr ist unstreitig einer unsrer besten Thier- und besonders Pferdemaler und hat, was die Pferde betrifft, gewiss alles geleistet, was man mit Billigkeit von ihm erwarten konnte; auch hat dieses die gute Aufnahme der Kupfer erwiesen; nicht so sehr aber hat es ihm mit der Art, seine Reiter auf die Pferde zu setzen, immer glücken wollen, und man könnte gegen die mehresten etwas erinnern. Besonders auffallend ist hierbey das 12te Kupfer, das ein linkstraversirendes Pferd vorstellt, wo der Reiter ganz rechts gekehrt ist, da er doch links gewendet seyn muss. Diese und verschiedene andre Fehler hätten bey dem Nachstiche leicht abgeändert werden können, wenn nur einige Aufmerksamkeit darauf verwendet worden wäre. Der *Biographie* des Hn. Stallmeister Plön zu Berlin ist dessen wohlgetroffenes Bildniss in Kupfer beygefügt. Unter der Rubrik: *Pferdekenntniss* und *Wartung* wird von dem natürlichen und künstlichen Getränke der Pferde gehandelt. Dass reines Wasser dem gesunden Pferde am zuträglichsten, fliessendes Wasser aber besser, wie stehendes oder Brunnenwasser ist; auch was sonst noch hierüber gesagt ist, sind sehr bekannte Dinge. Unter der Ueberschrift: *Pferdezucht* findet man Nachrichten von dem hannöverischen Landgestüt zu Zelle und dessen Aufnahme. Ein kurzer, aber interessanter Aufsatz, aus *Viborgs* Sammlung von Abhandlungen entlehnt. Wenn die Angaben in der beygefügten Tabelle richtig sind, so hat diese Stuterey einen zwar langsamen, aber desto wohlthätigern Fortgang gehabt. Im J. 1736 wurde mit 14 Beschäler der Anfang gemacht. Durch sie wurden 460 Stuten bedeckt und hiervon fielen 155 Fohlen. Diese Landbeschäler wurden von Jahr zu Jahr vermehrt, bis 1785 (so weit geht nur die Berechnung) ihre Zahl zu 86 Stück angewachsen war. Mit diesen wurden 6055 Stuten bedeckt und 2029 Fohlen geboren. Unter dem Artikel *Thierarzneykunst* werden einige Nachrichten von der königl. dänischen Thierarzneyschule zu Koppenhagen gegeben. Ebenfalls aus Viborgs Sammlung von Abhandlungen. Der Artikel *Reitkunst* liefert diesmal *nichts*. Dafür soll die Erklärung der Monatskupfer, die aus dem Werke, worauf diese Kupfer sich beziehen, gehoben ist, gelten. Der Artikel *Fuhrwesen und Equipagen* enthält die Beschreibung der englischen Stoge-Cooches (die Abbildung davon giebt das Titelkupfer). Dieses ist eine Landkutsche, gewöhnlich mit 8 auch 12 Rädern. Sie kann 16 bis 20 — und manche noch grössere 24—28 Personen fassen, die auf 2 Bänken an einem Tische sitzen. Bey verschiedenen sind auch kleine Schenken angebracht, wo die Reisenden zu Essen und zu Trinken haben können. In 24 Stunden reiset man gewöhnlich 76 englische Meilen. Wie viel Pferde erfoderlich sind dieses Gebäude wegzuziehen, ist nicht angegeben. In dem *Allerley von Pferden* findet sich nichts besonders. Das Verzeichniss der jetzt lebenden Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte etc. auch der neu herausgekommenen Schriften über Pferdewissenschaft, ist fortgesetzt.

Nürnberg, b. Stein: *Der Förster, oder neue Beyträge zum Forstwesen,* von *F. Heldenberg.* Erstes Heft. 1797. 172 S. kl. 8. mit 1 Kupf. (12 gr.)

In dieser periodischen Schrift, welche in brochirten Heften von 8—10 Bogen herauskommen wird, verspricht der Vf. nur solche Abhandlungen, Aufsätze, Bemerkungen und Anzeigen aufzunehmen, wodurch die Forstwissenschaft im ausgedehntesten Verstande, mit bisher ganz oder grösstentheils unbenannten Aufschlüssen, neuen Entdeckungen und Beobachtungen, oder genauern Berichtigungen und nähern Erklärungen des bereits Bekannten, ergänzt oder wenigstens bereichert werden kann. Gegenwärtiges Heft enthält eigentlich 6 Aufsätze, unter welchen der erste die Gründe für den periodischen Wachsthum der Pflanzen in Bezug auf die Nadelholzgattungen insbesondere enthält.

Der ungenannte Vf. statuirt den Pflanzen Schlaf der Nadelbäume aus dem Phänomen, das uns das Holz zeigt, vermöge dessen der Saft im Frühjahr und späterhin im Sommer abermals in ihm aufsteigt. Rec. bemerkt hier, dass dies Phänomen, welches man seines Orts gewöhnlich ausdrückt, dadurch, dass man sagt *der Baum geht*, oder wo seine Rinde abzuschälen ist, nicht nur an Nadelbäumen, sondern auch von Eichen und mehrern Laubhölzern und Sträuchern zu bemerken seye. Er glaubt aber deswegen nicht, dass die Bäume von einer solchen Periode zur andern schlafen, sondern ist der Meynung, der Baum entzieht das erstemal im Frühjahr, wo seine Lebenskraft durch die Wärme excitirt wird, dem Boden so viel Säfte als dieser fahren zu lassen vermag, und der Boden sucht diesen Abgang wieder zu ersetzen. Hat er nun auf diesem Wege so viel neue Säfte, dass das Einsaugungsvermögen der Wurzeln über die Cohäsionskräfte der saftigen und festen Theile des Bodens das Uebergewicht gewinnen kann, so tritt die zweyte Saftperiode ein, wo der Baum abermals geht, das ist: wo seine Rinde von ihm geschält werden kann.

Das zweyte Stück enthält *Anschläge über zwey zum Verkauf bestimmte Forstreviere.* Dabey bemerkt Rec. einmal, da der Wirtemberger Spitz nur alle 20 Jahre auf einmal abgestocket werden, und dieser Fall für ihn nach 16 Jahren eintreten soll, dass der Käufer, der ihn nach dem, was er bis dahin zu hoffen hat, sogleich baar bezahlen soll, die 16jährige Zinse verliert. Auch kommen jene 105¾ Klafter ganz in Anschlag, auf welche das Oberholz bis dorthin zuwächst; so dass also die hier angeführte Reduction, so wie der 3jährige Zuwachs ganz wegfallen. Das nämliche versteht sich auch von dem untern Lochwald.

Das dritte Stück verdiente wegen des ganz eigenen seiner Materie eine vollständigere Ausführung, als dieses Orts gegeben werden kann. Der Vf. beantwortet nämlich die Frage: *wie ist dem Holzmangel aller Art, und für alle Zeiten am sichersten auszuweichen?* dadurch, dass er sagt, man verkaufe sämmtliche Domänenwaldungen im Staat an Privatpersonen, so werden diese das Forstwesen gerade so bestellen, wie sie übrigens den Feldbau treiben. Die Sache, so unausführbar sie auch anfänglich scheint, verdient immer eine nähere Untersuchung, und Rec. ist für den Staat, in welchem er lebt, überzeugt, dass die Vorschläge des Vf. allerdings in demselben mit Nutzen angewendet werden können, so sehr sie auch anderwärts Modificationen leiden mögen.

Nr. IV u. V. beleuchten einige forstwirthschaftliche Bedenken des Hn. Prof. Schranks, und Nr. V. behandelt die Kennzeichen, den Nutzen und die Cultur des unächten Acacienbaums in bündiger Kürze. Das erste Heft schliesst die neueste Forstliteratur; und es ist nicht zu zweifeln, dass diese Zeitschrift, wenn sie in der Folge so gut gewählte Artikel ferner liefern sollte, ihre Abnehmer finden werde.

Marburg, in der akadem. Buchh.: F. L. v. Witzleben Beyträge zur Holzcultur. 1797. 182 S. 8. (8 gr.)

Unter diesem Titel liess ein mit T. L. K. unterschriebener Vf. einige in dem Reichsanzeiger Nr. 187. 190. 193. des Jahr 1796 und einige in dem von Wildungschen Forst- und Jagd-Kalender 1795 und 1797 eingerückte forstliche Aufsätze zusammendrucken, um dieselbe gemeinnütziger zu machen. Der erste, Nr. 100. von dem nürnbergischen Pfleger zu Reicheneck, Hr. *v. Scheurl*, enthält einige in Frage gestellte Bedenklichkeiten wegen des Culturprocesses in dem Nürnberger oder Reichswald.

Auf diese antwortet der hochfürstl. hessencasselsche Oberjägermeister *v. Witzleben* in den angezeigten Blättern des Reichsanzeigers; und setzt dieses mit einer Gründlichkeit auseinander, die diesem im theoretischen als praktischen Fache rühmlichst bekannten Forstmanne, zur Ehre gereicht, und ihm des Danks des forstlichen Publicums vergewissert. Man findet nämlich hier den Culturprocess auf gewisse, dem Locale anpassende, Maximen reducirt, die gewisse Anhaltpunkte abgeben, an welche man sich in Anwendung der nöthigen Modificationen hiebey zu halten hat, um die Absicht auf dem sichersten und nächsten Wege zu erreichen.

Nicht minder gründlich und deswegen um so schätzbarer ist auch der hier beygedruckte Aufsatz dieses Forstmanns über die in den oranien-nassauischen Fürstenthümern errichteten Magazine einheimischer Holzsamen, und das demselben angehängte Räsonnement. Diese Einrichtung, wobey mit Beseitigung aller cameralistisch-nützlichen Nebenzwecke der Samen auf herrschaftliche Kosten gesammelt, in Magazine vertheilt, und aus denselben den Unterthanen bloss gegen Ersatz der Sammlungskosten gereicht, und unter Anleitung forstlicher Personen verwendet wird, ist zur Cultur ausgelichteter und verödeter Waldungen, sehr zweckmässig, und verdient deswegen überall nachgeahmt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Februar 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

Zürich, b. Vf.: *Versuch eines Handbuchs der Schweizerischen Staatskunde*, von *Jo. Caspar Fäsi*, Prof. der Geschichte und Erdbeschr. in Zürich. 1796. 329 S. 8.

Es ist dem Rec. kein Buch bekannt, das über diesen Gegenstand, bey solcher Kürze, so viel enthielte, es so richtig darstellte, und mit einer Menge Thatsachen so viel Urtheil und Fingerzeige vereinigte. Der Vf. ist ein Sohn des durch seine schweizerische Erdbeschreibung berühmten 1790 verstorbnen *Joh. Conrad Fäsi*. Er selbst hat mehrere Schriften herausgegeben, die wir nach und nach anzeigen werden. Aus allen erhellet Fleiss, gesundes Urtheil, und eine eigenthümliche Mässigung, welche ihn in diesen parteysüchtigen Zeiten eines besondern Zutrauens würdig macht. Rec. erwartet viel von ihm, und freut sich zu sehen, dass, nachdem Berufsarbeiten oder der Tod andere Kenner des schweizerischen Staatsrechtes der Bearbeitung desselben entzogen, ein Jüngling von altem Fleiss sie mit neuem Geiste übernimmt.

Ein Verzeichniss der Kapitel wäre unnütz; man weiss was in eine Staatskunde gehört, und es fehlt nichts. Dafür wollen wir einige Resultate ausheben, darauf einiges neu oder besonders gut behandelte bemerken und endlich einige, leicht zu verbessernde Versehen anzeigen.

Die Grösse des Flächeninhaltes der Schweiz nimmt Hr. F. mit *Waser* auf 955 Quadrat Meilen an (S. 47.); die Bevölkerung, nach neueren Zählungen, auf zwey Millionen (S. 48—52.), also für eine Quadrat Meile 2005 (S. 53.), und er zeigt, dass die Volksmenge zwar auch hier in Städten abnimmt, auf dem Lande aber beträchtlich wächst (S. 54.) 200,000 Menschen nähren sich mit Schaaf-, Baumwolle-, und Seidenmanufacturen (S. 62.). Für eine Million Gulden führt man Käse und Butter aus (S. 74.). Hingegen werden 300,000 Centner Salz eingebracht, und Getreide, nebst Kartoffeln, reicht kaum für zwey Drittheile der Einwohner hin (S. 75.). Doch „zeigt die Menge des circulirenden Geldes, die Niedrigkeit der Zinsen, der hohe Preis der Güter, der immer steigende Arbeitslohn, selbst der zunehmende Aufwand und die wachsende Bevölkerung, dass die Summe des Nationalreichthums sich vermehrt (S. 79.).“

Billig zeichnet Hr. F. unter Ereignissen, welche einen bessern Geist der Zeiten bezeichnen, den seit einigen Jahren von Katholischen und Reformirten gemeinschaftlich gefeyerten Bettag aus (S. 92.). Wir fügen bey, dass Basel, nicht nur als die eidgenössische Garnison dort lag, die Martinskirche, wo die Reformation zuerst geprediget worden, zu katholischen Gottesdienste überliess, sondern dass dieser auch nach dem Abzuge derselben fortgesetzt worden, bis er, auf Ansinnen der französischen Gesandtschaft, am Ende 1797 wieder abgestellt wurde. S. 97. schildert der Vf. die Folgen der in der Schweiz bekanntlich früh, weit, und immer allgemeiner betriebenen Cultur der Wissenschaften: „beynahe gänzliche Erlöschung des Religionshasses, (der vier bürgerliche „Kriege hervorgebracht hatte), verbesserte Erziehung „und Gesetzgebung, Milderung der Regierungen, „weniger blinde Ergebenheit gegen Rom.“

„Die Mannschaft, welche man ohne Nachtheil „der Landwirthschaft missen, und einige Jahre lang „besolden könnte,“ schätzt er auf 113,800 Mann (S. 274. ff.), und schliesst hieraus, dass die Schweiz im Stande ist, sich selbst wohl zu vertheidigen. (Es versteht sich, dass die Cantone und in jedem die Obrigkeit mit ihren Angehörigen vollkommen einig sey. Unter dieser Voraussetzung, die aber unumgänglich nothwendig ist, und deren Abgang schlechterdings verderblich wäre, glaubt auch Rec., dem die Schweiz ebenfalls bekannt ist, dass dieses Volk besser widerstehen würde, als ein mittelmässig angeführtes, gleich grosses Heer von Linientruppen. Daher es auch wohl niemand angreifen wird, ohne vorher einer Partey sicher zu seyn. Dieses zu verhindern, ist das vornehmste Problem der eidgenössischen Politik.) Ueber die Zeughäuser (S. 278. ff.) empfiehlt Rec. zu fleissiger Betrachtung den *Avis aux Suisses sur leur artillerie* 1794 und eben desselben Verfassers *Correspondence militaire*, Bâle 1795. Beide Schriften enthalten Bemerkungen die sehr zu beherzigen sind. (Bey diesem Anlass erlaubt sich Rec., Regierungen welche Kriegsschulen haben, auf den, ihm bekannten, aber aus eigenen Gründen öffentlich nicht nennbaren, Vf. dieser beiden Schriften als einen in jeder Rücksicht trefflichen Mann und Lehrer, der jetzt brodlos ist, aufmerksam zu machen, und wird, auf Anfrage, nähere Auskunft über ihn geben.) Aber, es ist Zeit, einzulenken.

So gedrängt die Kürze dieses Lehrbuches ist, so unterlässt doch der patriotische Vf. nicht, über Unvollkommenheiten Winke zu ertheilen, und auch ganz frey seine Gedanken zu sagen. So S. 17. über die Vernachlässigung der Direction des Adda- in dem Valtellin (er hätte dasselbe von dem Rhonestrom im Lande

Lande Wallis, der freylich schon schwerer zu bezwingen ist, bemerken können); S. 21. über das, was zum Besten der italienischen Schweiz mit dem *Laghetto von Chiavenna*, den Seen von *Lugano* und *Locarno* so leicht geschehen könnte. Er beurtheilt wie er soll, nämlich indem er die Vortheile und Nachtheile abwägt, das Glück der demokratisch regierenden und der den Aristokratien untergeordneten Landleute (S. 60.): dass auch diese ganz uneingeschränkte Landeigenthümer seyn, und der scheinbare Nachtheil der Verfassung durch desto trefflichere Polizey-, Armen-, und Krankenanstalten und ungestörte Ruhe grösstentheils, wo nicht ganz, ersetzt werde. Dieser Meynung ist auch Rec. so, dass, wenn auch einige Veränderungen in ihrer Verfassung in diesem Augenblick geschehen müssten, er sie gleichwohl für nichts weniger als *nothwendig* zu ihrem Glück, wohl aber als nöthige Maassregeln zu Vereinigung aller Gemüther für gemeinschaftliche Vertheidigung betrachtet. S. 62. giebt Hr. *F.* nicht undeutlich zu verstehen, was er von dem Fabrikwesen hält, wo es den Landbau verdrängt. S. 95. verurtheilt er nach der Wahrheit die enge Denkungsart der kleinen Enkel der grossen Reformatoren, welche im XVI und XVII Jahrhundert dem Geiste neue Fesseln schmiedeten, die nicht leichter als die vorigen waren. S. 123. hätten wir finden mögen, dass ein Canton oder eine patriotische Gesellschaft die, in ihrer Art zum Theil einzigen, und unersetzlichen, Zurlaubenschen Manuscripte gekauft, und so dem Vaterlande gesichert habe. S. 145. klagt Hr. *F.* bescheiden, doch unverholen, über die, in Ansehung historischer und politischer Schriften allzu beschränkte, Pressfreyheit. Wenn man ihre Schicksale selbst in der mächtigen französischen Republik bedenkt, so wird man freylich geneigter, als je, zu entschuldigen, wenn schweizerische Obrigkeiten, welche einer etwa verstimmten öffentlichen Meynung weniger Gewalt entgegen zu setzen haben, auf alles wachsam sind, was auf selbige wirken kann. Doch lässt Rec. sich nicht nehmen, dass Wahrheit und Recht von der Pressfreyheit am Ende nichts, wohl aber Usurpationen ihre Entlarvung, zu befürchten haben, und er wäre immer für die Beschränkung der Censurgesetze auf das Verbot solcher Dinge, die der öffentlichen Sicherheit unmittelbar nachtheilig sind. Wir können nicht umhin, den Anfang des Kapitels von dem Einflusse der Wissenschaften S. 148. abzuschreiben: *„Unwissenheit „ist die Mutter vieler Verwirrungen in jedem Staate;* „dem Unwissenden kann ein schlauer Ränkemacher „oder Heuchler alles weiss machen und ihn zu sei„nem blinden Werkzeuge brauchen," u. s. f. Der Vf. nimmt die Stifter der helvetischen Freyheit mit vollem Fuge wider die Vergleichung in Schutz, die man zwischen ihrem Werk und der französischen Revolution hat anstellen wollen; er bemerkt ihre Ehrfurcht selbst für feindliches Eigenthum, und die Grossmuth derer, welche Zug und Glaris wirklich politische Freyheit (nicht um Millionen verkauften, sondern) schenkten (S. 154—157.). In bündiger Kürze stellt er die wahren Verhältnisse des Abbts von St. Gallen zum Reiche und der Schweiz dar (S. 219.), worüber man so schädliche Vorurtheile hat verbreiten wollen. S. 259. gedenkt er der wahrhaft königlichen Aufopferung *Berns* zur Zeit der Fruchtsperre 1790: die Republik gab ihren Bürgern und Landleuten das gesammelte Korn zu solchen Preisen, dass sie bey 900,000 Franken daran verlor. (Es existirt ein Verzeichniss der Wohlthaten, welche sie dem Land in diesem Jahrhunderte hat zufliessen lassen. Die Bekanntmachung desselben würde in diesem Augenblick nicht eine Pralerey, aber ein Commentar der Schmähworte seyn, mit welchen der *Ami des loix* u. a. über diese angeblich *tyrannische Oligarchie* so verschwenderisch sind.) Die Missbräuche der Verwaltung in den gemeinen Herrschaften hat Hr. *F.* S. 229. u. a. [illegible] zu schonend berührt. Das verhehlt er nicht, [illegible] die schweizerischen Gesetze „nirgends ganz deutlich „fasslich und den Zeiten angemessen, ja den Richtern selbst nicht immer ganz bekannt sind" (S. 242.) [illegible] freylich werden der Länder wenige seyn, die sich des Gegentheiles mit vollem Rechte rühmen können. Er rügt auch mehrmals den üblen Gebrauch, Sportelgelder zum Haupteinkommen der Richter zu machen S. 263. Wir wollen nur anzeigen, dass gewisse Artikel (Mineralien S. 34., Landwirthschaft S. 64., Kunstproducte S. 68., alles, was Literatur und schöne Künste betrifft S. 129—148., die wohl analysirten Staatsgrundgesetze S. 166—180., die Beschreibung [illegible] Münzen S. 206., Maasse S. 293. und Gewichte S. [illegible] nebst vielen, die wir ungenannt lassen,) theils [illegible] Reichhaltigkeit, theils durch eingestreute Bemerkungen besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Fehler betreffen Kleinigkeiten. S. [illegible] Tobias Meyer unrichtig *Matthias* genannt. [illegible] 22. nicht gesagt worden, wie Raynal's Monument vom Blitz getroffen und hierauf vollends niedergerissen wurde, ist keine zuzurechnende Lücke; [illegible] Factum ist neuer. S. 46. ist wohl zu gewagt [illegible] nommen, dass das alte Noricum und Helvetien [illegible] geredet. Es ist unbedeutend, doch der Genauigkeit wegen anzumerken, dass Studierende von Schaffhausen 2 (nicht 3) Jahre auf einer deutschen Universität seyn müssen (S. 101.) und dass für Ungarn auch [illegible] Genf Stipendia sind oder waren (S. 102.). Es gehört zum Gemälde unserer Zeit, dass, nachdem Hr. F. [illegible] 328. verbessert hatte, was er S. 102. von des, du[rch] Kaiser Joseph vorgenommenen Aufhebung des Collegii *Helvetici* gesagt, wir nun die Verbesserung [illegible] die Anzeige berichtigen müssen, dass eben dieses Collegium durch Bonaparte ohne weiters aufgehoben worden ist. Durch ein Versehen ist S. 186. ge[sagt], es sey Zürich den seit 1500 mit Frankreich geschlossenen Bündnissen bis 1777 nicht beygetreten; da d[och] dieser Canton 1614 dem Bunde von 1602 förmlich beytrat, und bekannter Maassen bey dem von 16[illegible] eine wichtige Rolle spielte. Bey diesem Anlass w[ol]len wir erinnern, dass in einer schweizerischen Staatskunde auch die Analyse des Bundes von 1777 (der [illegible] 285. nicht einmal erwähnt wird,) an ihrer Stelle [illegible]

w[illegible]

wesen wäre. S. 196. ist der französische Resident im Lande Wallis vergessen; Wickham war nicht Ambassadeur, sondern Minister; Degelmann eben dieses, nicht Resident, und Cronthal (in Bündten) ist Geschäftsträger, nicht Minister. Es ist nicht ausgemacht, dass die Trennung Unterwaldens 1250 vorging (S. 198.); man weiss die Epoche gar nicht. S. 200., in der Note, ist die Castlaney Bouveret in der Feder geblieben.

Diese Bemerkungen sind hinreichend, unsere Aufmerksamkeit und Unparteylichkeit zu beweisen. Desto unverdächtiger wird den Lesern das Resultat unseres Urtheils seyn, dass dieses Buch in jeder Hinsicht eines der besten ist, welche je über diesen Gegenstand geschrieben worden. In einer solchen Kürze ist es wohl ungezweifelt das beste. Wir werden bey Anzeige der *Bibliothek* des Vf. die Mühe bemerken, die er sich giebt, diesem Handbuch die möglichste Vollkommenheit immer mehr zu verschaffen.

PHILOLOGIE.

Paris, b. Laran: *Vie de Julius Agricola par Tacite.* Traduction nouvelle par Des*** 1797. 172 S. 12. (12 gr.)

„Anhaltend arbeitete ich zwey Jahre an dieser Uebersetzung sagt der Vf. in der Vorrede, fünfmal habe ich ihr eine völlig neue Gestalt gegeben, öfter noch mit bessernder Hand abgeschrieben, Männer von gebildetem Geschmacke übten ihre unerbittliche Kritik an derselben, frühere Uebersetzungen nützten mir durch ihre Vorzüge so wie durch ihre Fehler; nach dem glücklichen Worte des treffenden Ausdrucks suchte ich zuweilen Monate lang, band mich streng an wörtliche Uebertragung, so hartnäckig auch unsere Sprache widerstrebt. Und bey allem diesen Bemühen wird man doch nur selten sagen: so hat Tacitus sich ausgedrückt; hoffentlich sagt man aber bey einzelnen Stellen: der Mann dringt in den Geist seines Originals."

So tiefes Gefühl der Schwierigkeiten, nebst dem offenherzigen Geständnisse des eigenen Unvermögens die Uebersetzung die volle Kraft des Originals zu geben, die Anklage gegen seine Muttersprache, alles scheint völlig der Natur des Franzosen zuwider zu seyn, erweckt aber eben hiedurch ein äusserst günstiges Vorurtheil für den Vf. Auch wird man durch dieses Vorurtheil nicht betrogen, keiner Schwierigkeit des Textes wird mit einer hübschen Phrase von eigener Erfindung ausgewichen; nur selten däucht es der wahre Sinn des Tacitus verfehlt, oder durch angeflickte Partikeln geschwächt zu seyn. Bey weitem in den meisten Fällen lässt sich weder gegen Wahrheit noch Ausdruck etwas erinnern. Hat er aber auch den reinen scharf begrenzten mit möglichst wenigen Worten hingestellten Begriff des Römers lebendig zu erhalten gewusst? Dies wohl nur zuweilen. Er gab, so viel seine Sprache, fast dürfte man sagen, so viel die neuern Sprachen erlauben. Vielleicht werden ihm ohnehin seine Landsleute einige Gewaltthätigkeiten an der Muttersprache kaum verzeihen. Er wählt z. B. Participial-Constructionen, um sich desto näher an den Text zu schmiegen, S. 25. *Non sane alias exercitatior magisque in ambiguo Britannia fuit; trucidati veterani, incensae coloniae, intercepti exercitus etc.* Der Uebersetzer giebt: *Jamais la Bretagne ne fut plus agitée qu'alors, ni moins assurée pour nous. Nos vétérans égorgés, nos colonies embrâsées, nos armées interceptées etc.* In andern Stellen setzt er, um der Stärke des Ausdrucks nicht zu schaden, ganz gegen die Gebundenheit seiner Sprache, den Accusativ an die Spitze der Periode. S. 27. *La célébrité même, il ne la recherchа, ni par des vertus d'ostentation, ni par intrigues.* Bey aller dieser Bemühung fasst doch die Uebersetzung gedoppelt so viel Raum als der Text. Um das, was der Lateiner mit Kraft und Schönheit gesagt hatte, wenigstens gleich schön auszudrücken, brauchte der Franzose eine Menge von Phrasen: jenem war ein einziges passend hingestelltes Wort ausdrucksvoll geworden. Die deutsche Uebersetzung eines Meisters (es lohnte der Mühe einen solchen Versuch zu machen) würde gewiss mehr als alle Demonstrationen den Vorzug der deutschen Sprache in Ansehung der Kürze und des Nachdrucks beweisen. Diese Kürze abgerechnet, behält die vorliegende französische den Vorzug vor allen Versuchen den Tacitus in neuerm Gewande auftreten zu lassen. Der Stellen sind viele, wo der Alte im getreuen schönen Bilde vor Augen schwebt; jede Seite würde Beweise liefern. Ein Paar als Probe. Tacitus erzählt c. 2. zwey Römer mussten ihre Lobschrift auf den Paetus Thrasea und Priscus Helvidius mit dem Leben bezahlen, sogar die Lobschrift wurde auf öffentlichem Markte verbrannt: *scilicet illo igne vocem populi romani, et libertatem senatus, et conscientiam generis humani aboleri arbitrabantur. — Ils pensoient donc que dans ces flammes s'anéantiroient aussi, et la voix du peuple romain, et la liberté du sénat, et la conviction du genre humain.* Schöner noch ist die Stelle des dritten Kapitels übergetragen, wo Tacitus die Wohlthat unter einem Nerva und Trajan zu leben anschaulich macht, zugleich aber auch die Klage erhebt: *cependant par la nature de la foiblesse humaine, l'effet des remedes est plus tardif que le mal: et, comme c'est avec lenteur que les corps croissent et dans un instant qu'ils perissent, de même on étouffe bien plus aisément le genie et l'émulation qu'on ne parvient à les ranimer: car la paresse aussi a un charme qui nous pénètre insensiblement, et l'inaction, d'abord insupportable, finit par se faire aimer.* — Gleich darauf kommt eine Stelle, welche zugleich das richtige Gefühl des Uebersetzers und sein Unvermögen beweist, mit gleicher Stärke in die Seele des Römers zu sprechen. „Nur wir, eine kleine Zahl, haben nicht bloss die andern, sondern uns selbst überlebt, *exemptis e media vita tot annis, quibus juvenes ad senectutem, senes prope ad ipsos exactae aetatis terminos per silentium venimus. — Puisqu'il faut bien retrancher de la durée de notre vie tant d'années*

nées pendant lesquelles nous sommes parvenus en silence, jeunes à la vieillesse, vieux aux derniers momens de notre existence. Tacitus will nicht sagen, dass man diese Jahre aus dem Leben abschneiden soll, sie sind schon abgeschnitten, zur Null gemacht, durch das unwillkürliche Schweigen in einer solchen Reihe von Jahren. — Ein einziges Flickwörtchen schwächt zuweilen den Vortrag, z. B. c. 9. liefert Tacitus das Bild seines Schwiegervaters: *ubi officio satisfactum, nulla ulterius potestatis persona: tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat. — Avait-il satisfait à ses fonctions? on ne retrouvoit plus en lui le personnage revêtu du pouvoir: sur tout il se gardoit de l'humeur sombre, de l'arrogance, de l'avidité etc.* Weiter unten: *statim ad spem consulatus revocatus est — il fut revoqué par l'espérence du consulat*, ist sicher unrichtig ausgedrückt. Der Gedanke sagt nicht, man machte ihm Hoffnung zum Consulat; sondern, seine Zurückberufung wurde von jederman als ein Zeichen angenommen, dass man ihm das Consulat bestimmt habe," *à l'espérance.* Ein kleiner Nebenzug verursacht noch öfter eine falsche Wendung. S. 53. *Paulinus egregius cetera, arroganter in deditos consuluit — grand homme d'ailleurs, mais arrogant envers ceux qui s'étoient rendus.* Hier ist nicht die Frage, ob Paulinus ein grosser Mann war oder nicht, sondern dass er in der Provinz seine Sache trefflich machte, den einzigen Punkt ausgenommen. Es würde zweckwidrig seyn ähnliche Fälle zu häufen; sie schaden dem Verdienste dieser mit Glück und Einsicht verfertigten Uebersetzung nicht. Aber auf einen groben Druckfehler wollen wir aufmerksam machen. S. 99. steht *villes* statt *mines.* — Das Original steht dieser Uebersetzung zur Seite getreu und mit Sorgfalt abgedruckt. In einigen Anmerkungen am Ende des Buchs giebt Hr. *D.* theils von einigen Schwierigkeiten des Textes, theils von einzelnen Stellen seiner eignen Uebersetzung Rechenschaft. Man sieht daraus, dass er die Stelle des 12 c. *scilicet extrema et plana terrarum etc.* so wenig als die übrigen Ausleger verstanden hat; ob sie gleich nach dem damaligen System der Erdkunde deutlich genug ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort (wahrscheinlich *Tübingen*): *Einige Wünsche, die Würtembergische Geistlichkeit betreffend*, gewidmet dem Petitionscomité des Würtembergischen Landtags. Im April 1797. 32 S. 8. Zwischen dem 14 und 18 Jahre werden die der Theologie bestimmten jungen Würtemberger in ehemaligen Klöstern unterrichtet. 20 bis 30 Zöglinge haben hier, für 2 Jahre lang nur 2 Lehrer, in den 2 folgenden abermals andere zwey. Sehr begreiflich ists, dass diese selbst nicht in allem unterrichtet genug seyn können, worin künftige Religionslehrer, die also überhaupt gebildete Menschen seyn und durch Ueberlegenheit an Geistesübung und Kenntnissen sich zu dem vielsagenden Namen: Lehrer dessen, was Menschen, als Menschen wichtig ist, legitimiren sollen, vorbereitet werden müssten. Philologie wird zwar zur Hauptsache gemacht, aber selten auf eine Verstand und Geschmack bildende Art. Sie wird von beiden Lehrern als Hauptfach gefodert. Wer kann nun von ihnen, höchstseltene Ausnahmen abgerechnet, mit Recht erwarten, dass sie auch für Mathematik, Physik, Geschichte etc. Vorkenntnisse, Geschmack und Zeit, um mit dem brauchbarsten der neueren Entdeckungen und Berichtigungen bekannt zu bleiben, in einem solchen Grade haben werden, dass nicht allzuviel, was mehr des Verlernens als des Lernens werth ist, in die ersten Eindrücke — und was hängt nicht alles von diesen ab! — übergehen müsste. Ausser diesen Mängeln für das intellectuelle haben jene 4 Klöster noch ganz Klosterform und daher in vielen Punkten etwas Klösterlichsteifes; denn wie leicht verbildet auf viele Jahre hinaus das Aeusserliche und das Ererbte auch die Gewohnheiten und Einrichtungen bey Männern, die an einem andern Ort ihre ganze Liberalität zeigen würden. Dispensationen führen, so lange die übrige Klosterform da ist, zur Regellosigkeit. Wo die ganze Lage auf eine alte Regel hindeutet, da bewirken partielle Ausnahmen nichts als Verachtung der Regel. Das erlaubte zum Verbot gemacht, führt Connivenz herbey und diese — ist der Tod des Gehorsams und des Gesetzes. — Die 4 Klöster liegen entweder ganz isolirt oder bey kleinen Städtchen. Durch Zutritt in Häuser von Lebensart sich auch nur in etwas zu bilden, ist schon durch diese Situation unmöglich gemacht. Blödigkeit oder Rohheit sind die Folgen davon. Jünglinge, w[illegible] keinen Umgang als mit sich untereinander haben können, [illegible] auf einander wohl zur intellectuellen Bildung Einfluss [illegible] Aber wie zur gesellschaftlichen? Soll der künftige Vo[illegible] die Jahre, in denen das Gemüth für den Anblick der [illegible] wie sie sind, die meiste Empfänglichkeit hat, auch un[illegible] ten in der Zelle verleben? — Der deutlich und [illegible] tragene Vorschlag des Vfs., alle diese Inconvenienzen [illegible] ben und alles Gute der Klosterschulen beyzubehalten, [illegible] äusserst einfach: Vereinigung der 4 Institute in Eines [illegible] setzung desselben in die, ohnehin solcher Unterstützung [illegible] dürftige, zweyte Residenzstadt, Ludwigsburg. Als[illegible] nen alle zur Bildung des Gelehrten und des Menschen [illegible] liche Fächer unter 8 Lehrer vertheilt, alsdann kann aus [illegible] heiteren Gebäude aller claustralische Rost verbannt seyn, [illegible] doch die Genauigkeit in der Aufsicht über zusammen[illegible] Zöglinge, welche in diesen Jahren die grösste Wohlthat ist, [illegible] zuheben. Den ökonomischen Nutzen, welcher bald nach [illegible] ersten Ausgaben entstehen müsste, würde das Kirchengut [illegible] len; ein mitten im Lande gelegener Ort würde auch den [illegible] viele Kosten und Sorgen ersparen. — Aber, sagt viel[illegible] mancher aus der jetzigen Generation, *wir* sind doch auch in [illegible] sen Klöstern erwachsen, wir, nunmehrige! — — — W[illegible] aber haben diese würdige Männer das, was sie jetzt sind [illegible] nen klösterlichen, haben sie es jenen pädagogischen De[illegible] und Lücken zu danken? Nur diese wünscht der Vf., [illegible] Freymüthigkeit und Sachkenntniss auch in einigen kurz [illegible] hängten Wünschen gewiss Gehör verdient, abgeändert. [illegible] welcher von allen dort Erzogenen, wird nicht zugeben, [illegible] er, wo nicht in gelehrten, doch in menschenbildenden Fä[illegible] entweder noch jetzt die dort gebliebenen Lücken, besonde[illegible] Mathematik, Naturgeschichte, Physik, welche für die Fähig[illegible] ten jener Jahre so angemessen wären, mit Bedauren fühle, [illegible] wenn dies je neben seinen folgenden Geschäften möglich [illegible] nur mit doppelter Mühe ausgefüllt habe! Ohne Vervielfältig[illegible] oder Vereinigung der Lehrer aber lässt sich diesen Defe[illegible] sicher nicht abhelfen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, im Verlage der Waisenhausbuchh.: *Briefe an christliche Religionslehrer*, von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Consistorialrath und Professor der Theologie. *Erste Sammlung.* Ueber populäre und praktische Theologie. 1796. 286 S. *Zweyte Sammlung.* 1797. 362 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[D]er würdige Vf., der sich durch sein Handbuch der populären und praktischen Theologie um an- ...hende Religionslehrer ein grosses Verdienst erwor- ...en hat, hat nach seiner eignen Angabe in der Zu- ...chrift an den Hn. D. *Nüsselt*, in diesen Briefen die ...bsicht: manchem durch sein Handbuch veranlass- ...n Missverstand, manchem daran genommenen An- ...s durch bescheidne und freymüthige Erklärungen ...einzelne Materien abzuhelfen. „Die erste Samm- ...," sagt er, „beschäftigt sich fast allein mit Präli- ...aruntersuchungen, von denen gleichwohl sehr ...l abhängt, wenn man nicht beynah bey jedem ein- ...nen Lehrpunkt der christlichen Religion, immer ...der von vorn anfangen will. Ich habe dabey zu- ...ich auf einige, wie mich dünkt, ungerechte An- ...e, welche neuerlich von Seiten kritischer Philo- ...hen und Theologen auf die sogenannte neuere ...eologie gemacht sind, Rücksicht zu nehmen, für ...zlich gehalten, nicht sowohl um mich zu verthei- ...en, als vielmehr der Einseitigkeit und Anmasfung ...beugen zu helfen, welche eine weniger erwünsch- ...wenn gleich nicht unerwartete Folge neu ent- ...nder Systeme zu seyn pflegt. Dass ich dadurch ...er ungerecht noch undankbar gegen die Verdien- ...der kritischen Philosophie und ihre weise Be- ...ung in der Theologie seyn wollte, wird der In- ...t meiner Briefe am besten beweisen." Wir wollen ...ht entscheiden, ob der Vf. die einzelnen Angriffe, ...von kritischen Philosophen und Theologen auf ...Handbuch sind gemacht worden, und die er ab- ...hren will, auch in der That abgewehrt habe. Ist ...es, welches sie selbst erklären mögen, nicht ge- ...hen, so scheint uns die Schuld daran zu liegen, ...s Hr. N. Gegnern von sehr verschiedenen Meynun- ..., ob sie sich gleich alle zur Schule desselben Mei- ...s bekennen, zu antworten unternimmt. Rec. der ...Kampfe zwischen der neuern Theologie vor Kan- ...., und der sogenannten kantischen oder kritischen ...eologie mit Ruhe zusieht, weil er gute Hoffnung ..., dass am Ende beide Parteyen gewinnen, und ...h nähern werden, kann nicht leugnen, dass ihm ...der Hand eben so viel, wo nicht mehr, Schwankendes und Inconsequentes auf Seiten derer zu seyn scheint, die zu rasch das berühmte Werk: *Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft*, zur Norm ihrer Behauptungen angenommen haben. Nach des Rec. Einsicht ist die Tendenz dieses scharfsinnigen Werkes unverkennbar diese: Unter der Voraussetzung, dass die ganze Bibel Urkunde einer geglaubten göttlichen Offenbarung, und der Glaube daran dem Volke heilsam sey, und folglich erhalten werden müsse, — die Lehren, Vorschriften, Erzählungen u. s. w. der Bibel so zu erklären, dass sie sich mit den Grundsätzen einer geläuterten Philosophie und Sittenlehre vertragen. Wobey Kant noch annimmt, dass das ältere kirchliche System wirklich so, wie es war, in jenen heiligen Urkunden enthalten sey, und diesem mit bewundernswürdigem Scharfsinn einen Sinn unterlegt, der mit den Resultaten seiner Nachforschungen übereinstimmt. — Nun sollten doch aber nicht einige von denen, die sich kantische Theologen nennen, thun, als wenn der Sinn, den Kant nach seinen Voraussetzungen sehr wohl in die Lehren u. s. w. der Schrift legen kann, wirklich darin enthalten wäre, und als wenn man das hergebrachte kirchliche System deswegen beybehalten und vertheidigen müsste, weil ihm eine sehr sublime, philosophische Deutung könne gegeben werden; es sollten nicht andere fodern, dass man in biblischer und kirchlicher Sprache dem Volke, wenn auch noch so scharfsinnige Philosopheme als Christenthum vorzutragen habe; und dabey Fragen umgehen, die sie freylich nicht befriedigend zu beantworten wissen mögen; ob sich nämlich eine ausserordentliche göttliche Offenbarung historisch erweisen lasse, und in wiefern die Bibel Urkunde derselben sey? Es sollten sich nicht andere das Ansehen geben, als müsse man deswegen, weil der Glaube an eine ausserordentliche göttliche Offenbarung und eine heilige Urkunde desselben zur festern Vereinigung einer Religionsgesellschaft heilsam sey, auch durchaus eine göttliche Offenbarung und heilige Bücher annehmen, und als dürfe man in diesen Büchern nicht mit Hülfe der theoretischen Vernunft d. h. mit Hülfe von Sprach- und Geschichtskenntnissen und einer hinlänglichen Einsicht in die Religions- und Sittenlehre, das Locale und Temporale von dem Allgemeingültigen scheiden, weil man so das Ansehen der heiligen Urkunde schwäche; und dann doch mit Hülfe der praktischen Vernunft, d. i. immer wieder mit Kenntniss der aus unserer Natur entwickelten sittlichen Gebote und der darauf gegründeten Religionswissenschaft, den Aeusserungen, Lehrsätzen und Vorschriften der heiligen Schriftsteller einen ganz andern Sinn unterlegen, als diese

diese mit ihren Worten verbanden. Es sollte nicht ein anderer Theil jener Theologen mit einer ganz verschiedenen Wendung die Miene annehmen, als wenn er das Daseyn einer ausserordentlichen Offenbarung keinesweges bezweifle, und den Glauben an geschehene Wunder zur Bestätigung derselben vertheidige, und doch sich merken lassen, man wolle nur dadurch andere Vertheidiger einer göttlichen Offenbarung, die unter dem Namen Rationalisten bekannt sind, in Verlegenheit setzen, und sie zu dem Geständniss zwingen, es lasse sich das höhere Ansehn Jesu und der heiligen Schriftsteller nicht behaupten, sondern man habe sich bloss an die Lehren und Aussprüche der Vernunft zu halten. Es sollten endlich nicht andere von dem Glauben an Offenbarung und dem Offenbarungsglauben zur scheinbaren Vertheidigung des Christenthums sprechen, und unter Offenbarung Etwas aus uns selbst Erzeugtes, worüber noch jedermann Erfahrungen machen könne, verstehen; da nach dem Sprachgebrauch und der Dogmatik, Offenbarung allemal etwas Gegebenes, was nur gewissen Personen innerhalb eines gewissen Zeitraums zu Theil ward, anzeiget. Wer mit der neuesten theologischen Literatur bekannt ist, der wird es gefühlt haben, dass man aus den Aeusserungen mehrerer kritischer Theologen nicht recht abnehmen könne, was ihre ernstliche Meynung von Offenbarungen, von Wundern, von Aufstellung eines Systems der christlichen Lehre nach Principien der praktischen Vernunft, von manchem sehr orthodox klingenden Satze u. s. w. sey. So ist es auch mit den Vorwürfen, welche sie denen machen, die nicht nach ihren Principien Untersuchungen über Offenbarung und heilige Urkunden anstellen. Man weiss kaum, ob sie manche Beschuldigung im Ernst, oder nur um die historisch-kritischen Theologen, wie wir sie nennen wollen, in Verlegenheit zu setzen, oder nur um der kirchlichen Theologie ein Compliment zu machen, vorbringen. Manche der Beschuldigungen, gegen welche sich Hr. *N.* vertheidigt, sind nach des Rec. Meynung ganz von dieser Art. — Gingen beide, die philosophisch-kritischen und die historisch-kritischen Theologen mit der Sprache gerade heraus, so würden sie sich nach des Rec. Meynung geschwinder dahin vereinigen, wohin es nach längern Kampfe doch kommen wird: Wir glauben beide nicht, dass die Bibel in dem Sinne eine göttliche Offenbarung sey, oder auch enthalte, als man dieses nach den kirchlichen System behauptet. Aber wir finden es beide nöthig den Glauben, als beruhe das Christenthum auf einer ausserordentlichen göttlichen Offenbarung, nicht zu schnell und unvorsichtig zu zerstören. Wir nehmen beide an, dass nichts in der Urkunde der für göttlich gehaltenen Offenbarung für allgemein gültige Lehre dürfe angenommen werden, als was mit den Grundsätzen der Vernunft übereinstimmt; aber wir historischen Theologen geben uns Mühe, aus dem Sprachgebrauch, der Darstellungs- und Vorstellungsart und der Geschichte der alten Welt das Temporelle und Locale von dem Allgemeingültigen zu sondern, und dem Volke nur

dieses als göttliche Lehre und Vorschrift vorzu[…] wobey es uns, welches wir nicht leugnen kö[…] bis itzt noch an sichern Principien der Sond[…] fehlet, nicht sowohl dessen, was zur allgem[…] Religion und Sittenlehre, als dessen, was zur […]lichen gehört, wenn wir sie noch als eine p[…] darstellen wollen. Wir kritischen Theologen fü[…] den Glauben an eine göttliche Offenbarung an[…] kunde, der in vieler Rücksicht sehr heilsam ist, […] ein solches Verfahren zu untergraben; lassen […] Bibel wie sie ist, und legen den, der Vernu[…] stössigen Stellen einen andern, einen mor[…] Sinn unter. Freylich müssen die Verständigen […] dem Volke am Ende auch einsehen, dass wir […] getrauen einen übernatürlichen Ursprung de[…] zu behaupten; aber dann wenn sie zu dieser E[…] gelangen, wird dieses für ihre Moralität nich[…] schädlich seyn. Erklärten sich beide Partey[…] diese Weise gegen einander, so würden die […] über die sie sich noch weiter zu vergleichen […] leichter ausgemittelt seyn, und wo sie noch mi[…] der stritten, von bestimmten Sätzen ausge[…] werden. Wie die Sache jetzt liegt, kann m[…] eine lange Weile vergeblich kämpfen; wie w[…] sicher glauben, dass Hr. *N.* den meisten kr[…] Theologen sehr wenig passend geantwortet zu […] scheinen wird. — Doch wir gehen, ohne u[…] darauf einzulassen, zur nähern Anzeige des […] dieser Briefe fort. Die Präliminaruntersuchu[…] ersten Sammlung betreffen erstlich die Frage: […] „Darf, sobald eine Offenbarung, oder wenn […] ber will, eine durch Christus unter göttlich[…] rität gelehrte positive Religion, als Thatsa[…] nommen wird, der Inhalt derselben einer […] Musterung unterworfen, nur das was darin da[…] mal des Populären und Praktischen an sich trä[…] Material des christlichen Volksunterrichts an[…] das Uebrige, ohne es zu leugnen, oder zu be[…] gleichwohl ohne Gefahr übergangen werden? […] wird durch eine solche eigenmächtige Sonder[…] alles schwankend und ungewiss, die heilige U[…] entheiligt, und die Vernunft des Menschen zu[…] terinn der höchsten göttlichen Vernunft erh[…] Der Vf. erinnert zur Beantwortung dieser Frag[…] die Offenbarung nicht mit ihrer Urkunde, […] Bibel verwechselt werden dürfe (5ter Br.) und b[…] dieses aus der Geschichte des Entstehens u[…] Sammlung der neutestamentischen Schriften (6[…] aus der Mischung heterogener Gegenstände, […] in der Urkunde vorkommen und in gar keiner […] Verbindung mit der Religion stehen, aus dem […]thümlichen der Sprache, in welcher vieles sey, […] ohne gelehrte Kenntnisse gar nicht verstanden we[…] könne. (7ter Br.) Woraus dann am Ende des […] Briefs die Schlussfolge gezogen wird, es kön[…] der heiligen Urkunde der Offenbarung nicht alle […] alle bestimmt seyn. An welchen Merkmalen soll […] denn aber, mit dieser Frage wird die Untersuch[…] im 8ten Br. fortgesetzt, das Wesentliche von […] Ausserwesentlichen unterscheiden? Die Angab[…]

cher Merkmale ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Man muss zuerst (9ter Br.) mit sich einig werden, was ganz unleugbar und selbst allgemein eingestanden, zu dem Wesentlichen des Zweckes der Lehre Jesu gehört. Dahin gehört 1) die Hervorbringung einer sittlich vollkommenen Denk- und Handlungsweise durch moralischen Unterricht, 2) die beständige Verbindung der Religion als Bestimmungsgrund mit dem moralischen Unterrichte 3) die beständige Vergegenwärtigung der sichern Erwartungen des Menschen nach dem Tode. „Der christliche Lehrer, der seiner Pflicht und seinem Berufe eine Gnüge leisten, und mit Jesu zu gleichem Zwecke wirken will, muss folglich 1) seine Zuhörer über das Wesen des sittlichen Guten nach der Anweisung Jesu belehren und zur Liebe dafür gewinnen; er muss 2) das sittlich Gute als Gottes Willen, und die Uebung desselben als die einzige Gott gefällige Verehrung, jedes Böse als Sünde, als Verletzung der Pflicht gegen Gott darstellen, und zu dem Ende Gott als das vollkommenste moralische oder heiligste Wesen kennen lehren, und dabey überall 3) den Menschen auf seine Bestimmung für diese, und seine Hoffnungen in jener Welt aufmerksam machen." — Von dem Zwecke Jesu sind die *Mittel* zu unterscheiden, deren er sich zur Erreichung desselben bediente. Ueber diese Mittel, oder über die Hülfslehren und Hülfsbegriffe, welche Jesus gebrauchte, sind die Meynungen getheilter. Nach des Vf. Meynung sind die Hülfslehren nicht für alle Zeiten gleich nothwendig und wesentlich. Er ist der Meynung, dass in den Schriften des N. T. vieles *herablassend* gesagt sey. (11ter Br.) Der 12te Br. enthält sodann einen Versuch, die Absonderung der Hauptlehren von den Hülfslehren, oder des Allgemeingültigen im N. T. von dem Localen und Temporellen auf gewisse feste Grundsätze zurück zu bringen. — Wir haben den ganzen Ideengang des Vf. angegeben, ohne denselben durch unsere Bemerkungen zu unterbrechen, wir können aber nicht leugnen, dass uns in der ganzen Untersuchung noch einige Unbestimmtheit der Begriffe zu herrschen scheine, und legen deswegen unsere Gedanken dem Vf. zur Prüfung vor. Durch die Untersuchung, was zum Wesentlichen des Zwecks der Lehre Jesu gehöre, und was folglich auch Zweck des christlichen Lehrers seyn müsse, werden die einzelnen Lehren, welche nach des Vf. Meynung populär und praktisch sind oder nicht sind, noch nicht bestimmt. Soll das durch den Versuch ersetzt werden: das Allgemeingültige in der Lehre Jesu von dem Temporellen und Localen, das Ausserwesentliche von dem Wesentlichen nach festen Grundsätzen zu unterscheiden? Fast scheint es uns so! Aber mit welchem Rechte? Sind die Begriffe des *Allgemeingültigen* und des *Praktischen* mit einander zu verwechseln? — Kann nicht manches im N. T. populär und praktisch seyn, was vielleicht nicht zu den Allgemeingültigen oder Hauptlehren Jesu gehört, als z. B. die Lehre von Jesu allgemeinen Weltgerichte, von den Wirkungen des Satans u. a. m. Kann nicht umgekehrt manches ganz eigentlich zur Lehre Jesu gehören, und doch nicht populär und praktisch, wenigstens nicht für unsere Zeiten seyn, wie so manches was Jesus von seiner eignen Person lehret? — Sodann wollen wir zugeben — ob sich gleich noch immer grosse Schwierigkeiten finden würden — dass nach des Vf. Grundsätzen die eigentlichen Lehren Jesu von dem Temporellen und Localen zu scheiden seyen; — aber sollte hier die Untersuchung nicht noch einen Schritt weiter gehen, und die Frage im Voraus beantwortet werden: ob die *eigentliche* Lehre Jesu eine *allgemeingültige* Lehre, ob das, was in ihr ausser der *allgemeinen* Religionslehre enthalten ist, für alle Menschen gültig sey? Ob Jesus überhaupt eine *allgemeine Religionslehre* habe geben wollen? Würden diese Fragen bejaht, dann wären die Scheidungsgrundsätze des Vf. erst recht brauchbar: müssten sie verneint werden, so müsste man weiter fragen: was ist überhaupt Religion? und so einen Maasstab suchen, nach dem man beurtheilen könnte, was von dem Unterrichte Jesu alle Menschen angehe. — Im 13ten Br. wird eine andere Präliminaruntersuchung angestellt: was eigentlich *Populär* und *Praktisch* sey. Sie wird schon im 2ten Br. eingeleitet, dort aber wieder abgebrochen. *Populär* nennt der Vf. eine Wahrheit, wenn sie der Fassungskraft derer, denen man sie vorträgt, angemessen ist; was der Religionslehrer vorträgt, muss von denen verstanden werden können, die er unterrichtet. *Praktisch* heissen Religionswahrheiten, wenn sie geschickt sind, den Menschen zu bessern, und dadurch wahrhaft ruhig und glücklich zu machen. „Ist nun, heisst es S. 157 *Theologie* der Inbegriff systematisch geordneter Religionswahrheiten, so wird man ihr das Prädicat einer praktischen geben können, wenn sie die Wahrheiten, und *die* Vorstellungs- oder Behandlungsarten derselben aushebt, welche vorzüglich geschickt sind, den Willen zu lenken und den letzten Zweck aller Religion — *innere Sittlichkeit oder Heiligkeit des Willens* — zu befördern. Sobald diese Wahrheiten Theile eines Ganzen seyn sollen, welche harmonisch zusammen hängen, so versteht es sich von selbst, dass nichts zu ihnen gehören könne, was dem übrigen widersprechen, oder durch andere Lehren als unwahr oder unlauter dargestellt würde, möchte sich auch noch so viel Wirkung davon auf den Willen erwarten lassen. Nicht also *alles*, was den Menschen zum Handeln selbst zum Guthandeln zu bestimmen fähig ist, sondern nur das, was *harmonisch* mit den ersten Grundsätzen der Religions- und Sittenlehre, harmonisch mit ihrem ganzen Inhalte, diesen Zweck erfüllt, darf eine Stelle in einer praktischen Theologie finden." — Um in dieser Demonstration Consequenz und Bestimmtheit zu finden, sieht sich Rec. genöthigt, sie ohngefähr auf diese Weise zu ändern: ist nun Theologie nach der gewöhnlichen Vorstellung, der Inbegriff systematisch geordneter *Kirchenlehren*, so wird man ihr das Prädicat einer praktischen geben können, wenn man diejenigen Wahrheiten u. s. w. aushebt, und zu einem Ganzen vereinigt, welche vorzüglich geschickt sind u. s. w. Denn aus einer Theologie, welche der Inbegriff systematisch geordneter, *wirklicher* Religions-

 wahr-

wahrheiten ist, braucht nichts ausgehoben zu werden. Eigentliche Religionswahrheiten müssen alle praktisch oder geschickt seyn, den letzten Zweck der Religion: Sittlichkeit oder Heiligkeit des Willens zu befördern; es darf nichts darinnen vorkommen, was nicht *harmonisch mit den ersten Grundsätzen der Religions- und Sittenlehre* wäre. Ueberhaupt scheint es aber Rec. als ob Hr. *N.* mit Unrecht den Bestimmungsgrund des Praktischen und Populären in dem Objecte suchte, da er doch in den Subjecten zu suchen ist. Objectiv müssen alle Religionswahrheiten populär und praktisch seyn, subjectiv aber müssen wir zugeben, dass manche die Fassungskraft ungebildeter Menschen übersteigen, und auf die Lenkung ihres Willens keinen Einfluss haben. Freylich könnte sonach ein Handbuch der populären und praktischen Theologie eigentlich nichts anders seyn, als eine Anleitung zur Kenntniss der Religionswahrheiten, welche der Fassungskraft und den moralischen Bedürfnissen des grossen Haufens, wie er bey uns gewöhnlich ist, angemessen, und welche ihm daher von Predigern vorzutragen sind. — Der Vf. zeigt in der Folge aus der Geschichte, wie gross jederzeit die Vortheile einer solchen Auswahl der Religionswahrheiten im Vortrage der Lehren gewesen sey, welche nach der Fassungskraft und den Bedürfnissen der Menschen auf einer gewissen Stufe der Bildung gemacht ward. — Die dritte Präliminaruntersuchung betrifft die *Lehrweisheit*, welche nur Reformatoren ohne Menschenkenntniss mit dem Namen der Furchtsamkeit und Heucheley beschimpfen können. Zur Lehrweisheit rechnet der Vf. 1) seinen Unterricht an die einmal vorhandenen Ideen seiner Zuhörer anzuschliessen, 2) dieser vorhandenen Ideen so lange zu schonen, als sie ohne Schaden nicht angegriffen werden können, und manche bessere Idee so lange zurück zu halten, bis sie in die vorige Ideenreihe der Schüler einpasst. Rec. ist hierin mit dem Vf. vollkommen einverstanden. So auch fast durchgehends mit der bis zum Schluss der ersten Sammlung fortlaufenden Anwendung der vorgetragenen Theorie von der christlichen Lehrweisheit, auf den Gebrauch der verschiedenen Beweisarten der Religion. Der Vf. redet insbesondere davon, ob man gegenwärtig das Wunderbare als Beweis des Göttlichen entbehren könne, und ist mehr dafür, die Aufmerksamkeit von dem Wunderbaren abzulenken. Freylich kommt hier auf die Erklärung des Göttlichen sehr viel an. Ist das Christenthum eine ausserordentliche Offenbarung, im dogmatischen Sinne des Worts, so bedarf sie auch einer solchen Beglaubigung, als Wunder sind.

(*Der Beschluss folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Hilscher: *E. Sibly* M. D. *Medicinischer Spiegel.* Oder *über die Befruchtung des weiblichen Menschen, den Ursprung der Krankheiten und Ursachen des Lebens und des Todes.* Aus dem Englischen übersetzt mit 2 Kupf. 1796. 254 S.

Als Dr. *Sibly* in Form von Büchern und Magazinen mit Kupfern und Holzschnitten geziert, dem wohl[...] benden Engländer vordemonstrirte, Adam sey ein [...]maphrodit, und durchsichtig gewesen, und ihm [...] Solar- und Lunartinctur im Posaunenton an[...] dachte Rec. nicht ohne Nationalstolz: das dürfte [...] deinem Vaterlande doch nur ein Marktschreyer [...] Pöbel sagen! Jetzt aber da er einen Theil dieses [...]sinns sogar übersetzt vor sich hat, würde er [...] Verstand seiner Landsleute verzweifeln, wenn [...] nicht für ungerecht hielt, die Sünde eines Uebersetzers, den es vermuthlich hungerte, dem deutschen P[...]cum zur Last zu legen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Breslau*, b. Korn: *Briefwechsel zwischen dem Hn. Prorector Schummel und dem Prediger Müller über das Krankenhauss Allerheiligen. Breslaus Bürgern gewidmet.* 1797. Mit patriotischem Vergnügen sieht man hier abermals den Entwurf zu einem neuen Tempel der Menschlichkeit und Liebe veranstalten, dessen Aufbauung, oder vielmehr Verbesserung gewiss den lauten, und gerechten Beyfall eines jeden wahren Menschenfreundes erhalten wird, der bedenkt, dass gute medicinische Polizeyanstalten, in Ansehung der Verpflegung armer hülfloser Kranken überhaupt, eines der ersten und vorzüglichsten Augenmerke einer jeden grossen und volkreichen Stadt seyn sollte. Leider! blieben alle bisherigen Bemühungen, dem schlechten und elenden Krankenhospitale *Allerheiligen* zu Breslau eine andere, und neue Form zu geben, nur fromme, vergebliche Wünsche! —

Das Geschrey der Elenden nach Hülfe und die ungewöhnlich starke Mortalität in diesem Spital bewogen endlich die Commission der königl. Kriegs- und Domänenkammer daselbst, [...] Mängel desselben etwas genauer zu untersuchen, und nunm[...] gewann, besonders aber durch den rühmlichen Eifer der bei[...] auf dem Titel genannten biederen und edlen Männer, die [...] Sache bald eine neue und erwünschte Gestalt! — Die Wohl[...]tigkeit, und Herzlichkeit der Breslauer Bürger wurde lebend[...] gute Menschen in der Stadt und ausserhalb derselben fanden [...] bereitwillig, selbst grosse Summen aufzuopfern, um dem [...] Hospital eine andere und bessere Anordnung zu verschaffen. Es soll bis auf den Grund abgerissen, und vorzüglich, wie [...] scheint, ganz nach dem Modelle des Krankenhauses zu Ba[...]berg, (das unstreitig eines der schönsten und prachtvollsten [...] Deutschland ist), — angeordnet, und aufgebauet werden.

Die Vorsicht segne das lobenswerthe Bestreben der Breslauer Einwohner, und ihr edler Vorsatz werde ein musterhaftes Beyspiel der Nachahmung für mehrere grosse Städte uns[...] deutschen Vaterlandes! — —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, im Verlage der Waisenhausbuchh.: *Briefe an christliche Religionslehrer*, von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir können bey der Anzeige der zweyten Sammlung kürzer seyn. Die Briefform, und der Wechsel der Personen, an welche die Briefe gerichtet sind, erlaubt dem Vf. sein Hauptthema auf einige Zeit zu verlassen, und über andere Gegenstände seine Meynung mitzutheilen. So enthält der 1ste Br. sehr fruchtbare Gedanken, *über die zweckmässige Einrichtung der Prüfungen zum Predigtamte.* Möchte man sie in recht vielen Consistorien beherzigen! Die Idee des Vf. die angehenden Prediger Katechisationen halten zu lassen, und dadurch zu prüfen, ob sie eigne Begriffe haben, und populär zu seyn verstehen, ist schon seit mehrern Jahren durch das Leipziger Consistorium realisirt, wo die designirten Prediger in der dasigen Freyschule unter der Aufsicht eines Consistorialassessors katechisiren müssen. — Der 2te Br. enthält *Rathschläge, an einen jungen thätigen Prediger, seine Thätigkeit und sein Studieren gehörig zu ordnen.* Br. 3 und 4. *Wie erweckt und erhält man Interesse an der Religion?* — Voll Weltkenntniss und heilsamer Winke für Prediger. Vorzüglich hat uns gefallen, was der Vf. über die auf den Kanzeln so gewöhnlichen Vergleichungen der christlichen Religion mit dem Judaismus und Ethnicismus saget. Br. 5—8. *Ueber den Gebrauch der Bibel im Unterricht des Volkes.* Rec. würde das meiste in diesem reichhaltigen Briefen unterschreiben. Die Kantischen Ideen von der moralischen Interpretation sind nach seiner Meynung sehr richtig aufgefasst, und die — wohlverstandene — moralische Interpretation beym Gebrauche der heil. Schrift zu ascetischen Zwecken mit Recht empfohlen. Im 7ten Br. aber wünschte Rec. eine Stelle näher bestimmt, und durch einige Beyspiele erläutert, damit sie nicht für Anfänger verführerisch werde, und bey den oftmals schlecht begriffenen Grenzen zwischen moralischer und allegorischer Deutung einen sehr schlechten Geschmack im Predigen zurückbringe. Das Volk," heisst es S. 109 ff. "wird wie die Kinder durch Bildung und Dichtung weit mehr angezogen, als durch philosophische Präcision und schulgerechte Auslegung. Dies wussten die ältesten Lehrer der Menschheit, und darum wählten sie eben diese Mittel — Symbole, Parabeln, Apologen, und kleideten die Lehren der Religion und der Moral in diese gefällige Hülle. — — Halten Sie es nicht für verlorne Zeit, zuweilen in den Schriften der Allegoristen und Mystikern zu blättern. Unter vielen Schlacken werden Sie auch oft ein reines Gold finden, und vieles von ihrer Manier lernen können, so manche Keime religiöser und moralischer Wahrheiten, welche dem Auge des Schriftgelehrten entgingen, aus biblischen Erzählungen zu entwickeln." — Rec. getraute sich nicht, diesen Rath jungen Predigern zu geben, wenn er nicht sehr gewiss von ihren richtigen Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnissen, und ihrem ganz gereinigten Geschmack überzeugt wäre. — Br. 9—11. *Behandlung der Lehre von dem Daseyn Gottes im populären und praktischen Unterrichte.* Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet das, was vom Gebrauch der Vorstellung Gottes unter dem Symbole eines Vaters gesagt wird. — Die zweyte Hälfte der Briefe dieser Sammlung beschäftigt sich ganz mit der *öffentlichen* Behandlung *der Lehre von der durch Christum gestifteten Erlösung.* Diese Briefe sind dem Rec. wie aus der Seele geschrieben. Sie haben ihm um desto mehr Freude gemacht, da er die vorgeschlagene Methode stets bey seiner Amtsführung beobachtet, dabey seine eigene Ruhe erhalten, und, wie er hofft, auch Nutzen gestiftet hat. Wir können hier nur die Hauptpunkte der ganzen Abhandlung angeben, empfehlen sie aber jedem Religionslehrer zum sorgfältigen Studio. — Nach einer kurzen Einleitung, wie nothwendig es für den praktischen Religionslehrer sey, sich die Lehre von der Erlösung, welche sich nicht aus dem Volksunterricht verbannen läst, deutlich und richtig zu denken, stellt der Vf. zuerst in einem sehr gut geschriebenen Gespräche die verschiedenen Meynungen über diese Lehre dar; die Meynungen der strengen Vertheidiger des kirchlichen Systems; der christlichen Rationalisten; der Freunde von der Herrnhutischen Brüdergemeine; der kritischen Theologen. Hierauf wirft er folgende drey Fragen auf, und beantwortet dieselben. 1) Zu welchen allgemeinen Resultaten führt die unparteyische Betrachtung aller vom Anfang bis auf diesen Augenblick über den Begriff der Erlösung geführten Streitigkeiten? (Die Resultate betreffen entweder das *Historische* oder das *Exegetische* oder das *Dogmatische.*) 2) Welcher Lehrtropus möchte unter allen darüber angenommenen, dem Bedürfniss unsrer jetzigen Zuhörer der angemessenste, und daher im populären und praktischen Unterricht vorzüglich zu befolgen seyn? (Es ist hier eine doppelte Classe von Zuhörern zu unterscheiden, die *Ungeübten*, und die *Geübtern.* Bey jenen muss man sich der grössten Simplicität befleissi-

fleissigen, und vor allem nur gewisse Hauptsätze recht anschaulich zu machen suchen. Solche Sätze werden angeführt. Bey den Geübtern ist auf die historische Interpretation des N. T. und die Zweifel der Vernunft Rücksicht zu nehmen). 3) Was räth dem öffentlichen Religionslehrer die christliche Weisheit, wenn ein Theil seiner Zuhörer, oder auch einzelne Mitglieder seiner Gemeine schon einen festen Begriff von der Erlösung angenommen haben, gesetzt auch er stimmte mit seinen eignen Ueberzeugungen nicht überein? — Was der Vf. hier über die Erforschung der in der Gemeine herrschenden religiösen Denkart; über die Vermeidung einer polemisirenden Dogmatik; über die Billigkeit gegen alle Parteyen; über das Benehmen am Krankenbette und bey der Abendmahlsfeyer in Ansehung offenbar schädlicher Begriffe von der Vergebung der Sünde; und über die Abendmahlsfeyer selbst sagt, zeigt von soviel Bekanntschaft mit der Denkungsart des grossen Haufens, von so reifer Ueberlegung, wie demselben beyzukommen, und seine Erkenntniss mit Bewahrung seiner Moralität zu erweitern sey, ist so voll von weisen Rathschlägen: wie man heilsame Veränderungen im öffentlichen Unterrichte vorzunehmen habe; dass jeder angehende Religionslehrer, der Nutzen stiften will, gewiss in diesen Briefen die dienlichste Belehrung, und, wenn er nicht ganz zum öffentlichen Lehrer verdorben ist, den sichersten Leitfaden durch ein gefürchtetes Labyrinth, finden wird. — Der letzte Brief enthält noch eine Warnung nicht wegen der Wirksamkeit des Mysticismus der wahren Aufklärung in der Religion den Weg versperren zu wollen. Zum Schluss etwas von den Mitteln, die Religion zu erhalten, nach der Beschaffenheit unsers Zeitalters. Wir können uns nicht enthalten, noch eine sehr schöne Stelle, die ein Wort zu seiner Zeit enthält, hier aus zuzeichnen: „Ich kann nicht oft genug darauf zurück kommen; dass in der Verkehrtheit so vieler Lehrer, in ihrer Entfernung von dem wahren Geiste der Religion, der Hauptgrund liegt, warum ihr Stand so vielen harten Urtheilen ausgesetzt war, und warum selbst in frühern und spätern Jahrhunderten, so viel Verfolgungen über sie ergiengen. Es kann Zeiten geben, wo man die Religion selbst in ihnen hasst, und wo möglich jeden Gedanken an die *Macht über uns* von der Erde vertilgen möchte, weil man zittern muss, wenn man an das Daseyn einer solchen Macht denkt. Wir haben sie ja selbst erlebt diese Zeiten. Aber auch unter solchen Stürmen würde der Stand der Religionslehrer sich fester gehalten haben, wenn sie nichts hätten seyn wollen, als Lehrer des Friedens, der Ordnung, Gesetzmässigkeit, der Sittlichkeit, der Ehrfurcht gegen Gott; wenn sie keine andere Achtung verlangt hätten, als die, welche Einsicht, Rechtschaffenheit und Heiligkeit des Wandels selbst dem Tugendhasser abzwingt; wenn sie keine andern Vorrechte begehrt hätten, als ungestört wohlthun zu können. Auch ist es kein Unglück für das Ganze, wenn dies endlich, wärs auch durch bittere Erfahrungen, gelernt wird. Unsere protestantischen Prediger haben solche Erfahrungen noch nicht gemacht. Mögen sie dies dankbar erkennen, und ja nicht verfehlen, aus so warnenden Beyspielen Nutzen für sich zu ziehen. Denn viele von ihnen kleidet es immer sehr übel, wenn sie vom Pfaffenthum reden, dem uns die Reformation entrissen habe. Man sieht an ihnen die Wirkungen dieser Reformation noch viel zu wenig."

Auf Ostern verspricht der Vf. den letzten Theil dieser Briefe, worin er besonders die Lehre von der menschlichen Besserung, von den Motiven der Sittlichkeit, und von den Hülfs- und Uebungsmitteln der christlichen Tugend erörtern, und hiebey zugleich das meiste von dem ausführen will, was er ehemals in einem dritten Theil zu J. Wesleys Leben zu bearbeiten gesonnen war.

Leipzig, b. Crusius: *Museum für Prediger.* Herausgegeben von *Johann Rudolph Gottlieb Beyer,* Pfarrer an der Bonifaciuskirche zu Sömmerda im Erfurtischen. *Ersten Bandes. Erstes Stück.* 1797. 22 Bog. gr. 8. (18 gr.)

Dieses *Museum* soll theils als eine Fortsetzung des nun geendigten *Allgemeinen Magazins für Prediger,* theils aber auch als ein neues Werk angesehen werden. Der Plan ist folgender. 1) Das Museum wird auch wieder *Vorarbeiten zu Predigten,* theils in kurzen Entwürfen, theils in Winken und Fingerzeigen zur Erfindung und Ausarbeitung einzelner Hauptsätze enthalten, doch soll weniger Raum als im Magazin dazu bestimmt werden. Die in diesem 1sten St. befindlichen *Entwürfe* sind vom Hn. Domprediger *Förster* in Naumburg, und werden bis zu einem vollständigen Jahrgange fortgesetzt werden. Damit man aber unter mehrern Materien und Arbeiten die Wahl habe, so werden im 2ten St. eine Anzahl Entwürfe ebenfalls von Trinitatissonntage an folgen, die Hr. Prediger *Troschel* (J. E. T.) in Berlin eingesandt hat. 2) Eine *Hauptrubrik* im Museo werden *Aufsätze* und *Abhandlungen* über wichtige Gegenstände der Theologie und der Religion, Erörterungen über Fragen und Aufgaben die den wissenschaftlichen und theologischen Theil sowohl, als auch die praktische und moralische Seite betreffen, ausmachen. Doch werden auch Erinnerungen und Belehrungen über kleinere Gegenstände, die mit Hauptsachen in Verbindung stehen, nicht ausgeschlossen. 3) Auch *Nachrichten* vom kirchlichen Zustande des protestantischen und katholischen Deutschlandes, auch wohl zuweilen des Auslandes, von Veränderungen und Verbesserungen in der Liturgie, nebst andern das Kirchen- und Schulwesen betreffenden Vorfällen, werden im Museum ihren Platz finden, besonders wenn sie zugleich belehrend abgefasst sind. 4) *Recensionen* von neuen theologischen Schriften werden zwar *nicht* geliefert werden, aber *Bemerkungen* über den Geist und Inhalt gewisser Schriften, *Erläuterungen* über einzelne Stellen, *Anzeigen* und *Erörterungen* auffallender oder sonst des weitern Nachdenkens würdiger Gedanken sollen auch einen Platz in diesem *M.* finden. Uebrigens werden zwey Stücke wie

wie das gegenwärtige einen Band ausmachen, welcher mit dem *Bildnisse* eines um die Theologie und Religion verdienten Mannes gezieret seyn, und einige Notizen von dessen Leben und Schriften enthalten wird. — So weit der Plan dieses *M.*, wie er in der Vorrede angegeben worden; nun zur Ausführung selbst.

Den Anfang macht eine *Revision der vorzüglichsten Fehler bey Vorträgen über die Lebensgeschichte Jesu*, von *F. E. A. Heidenreich*, Diak. zu Merseburg. Diese Abhandlung holt weit aus und ist sehr weitschweifig, welches besonders auffällt bey der Anzeige des *ersten Fehlers: man trägt zu selten die Beweise und namentlich die fasslichen Beweise für die Glaubwürdigkeit der Lebensbeschreibung Jesu vor.* Rec. ist nicht für besondere Beweisführungen dieser Glaubwürdigkeit auf der Kanzel. Soll man sich oberflächlich verhalten, wozu würde das nützen? Und sollte man sich in tiefere Untersuchungen einlassen, wer würde sie anhören wollen? Mit den angerathenen Betrachtungen über die Fragen: *konnten* und *wollten* die Jünger Jesu die Wahrheit sagen, würde man auch nicht viel weiter kommen, ganz anderer Rücksichten über die Sache selbst zu geschweigen, auf welche der einsichtsvolle Herausgeber schon in einer unten gesetzten Anmerkung hinwinkt. *Zweyter Fehler: beym Nachdenken über die Lebensbeschreibung Jesu, und bey Vorträgen über dieselben, giebt man der Phantasie oft einen zu weiten Spielraum.* Die Sache selbst ist richtig, wie auch der Vf. durch sein eigenes Beyspiel solches bestätiget, findet aber in unsern Zeiten aus mehrern Gründen ungleich weniger als sonst statt. *Dritter Fehler: man folgt sclavisch nur zu häufig dem Geiste der Kleinigkeit, der das wenigere Wichtige zu der fälschlich angenommenen Würde des vorzüglich Wichtigen erhebt.* So manches gegen diese Ueberschrift zu erinnern seyn möchte, so verschiedenes Nützliche ist doch in der Ausführung selbst enthalten. *Vierter Fehler: man geht nicht sorgfältig genug der periodischen Ausbildung des Geistes Jesu nach*, zu deren Beförderung auch das öftere Besuchen der Synagogen, der Hauptfeste zu Jerusalem u. s. f. zu rechnen sey. *Fünfter Fehler: man macht das wahrhaft Grosse und Eigene in Anlegung und Hinausführung des Plans Jesu nicht anschaulich genug. Sechster Fehler: man fasset die Tendenz des Charakters Jesu auf den Geist seiner Lehre nicht scharf genug ins Auge. Siebenter Fehler: man betrachtet vorzüglich merkwürdige, besonders wundervolle Begebenheiten immer noch viel zu einseitig.* In Ansehung der verschiedenen Erklärungen, welche gegen die kirchliche Genugthuungslehre in neuern Zeiten gemacht werden, ist folgende S. 40 stehende Anmerkung zu lesen: „Man sehe: *Löffler* über die kirchliche Genugthuungslehre; *Oertel* Abhandlungen zum Brief an die Römer; *Rochow* Berichtigungen, welche in der Apol. A. C. p. 96, und Form. Conc. p. 207 seq. Edit. Rech. *schon ihre Widerlegung* finden." — Wenn es S. 42 heisst: gewiss, wenn *Sokrates* als ein Weiser lebte und starb, so lebte und starb *Jesus* als ein *Gott*; so möchte man wohl fragen, wie denn ein Gott zu sterben pflege? — *Achter Fehler: man setzt das in den Handlungen und Reden Jesu so unverkennbar liegende Aesthetische nicht fleissig und bündig genug aus einander. Neunter Fehler: man verfährt beym Anmahnen zur Nachfolge Jesu zu oberflächlich. Zehnter Fehler: man nimmt auf das Charakteristische der in der Lebensgeschichte Jesu vorkommenden Personen, nicht oft und treffend genug Rücksicht.* Der Hauptcharakter dieser Abhandlungen liegt offenbar darin, dass neue Meynungen mit dem alten System amalgamiret, und dieses dadurch gehoben werden solle. Da fällt Rec. aber immer der Ausspruch Jesu ein: niemand flicket ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappe reisset doch wieder vom Kleid, und der Riss wird ärger. — Der Herausgeber giebt durch gar wenige aber scharfsinnige Anmerkungen berichtigende und weiter weisende Winke. Die 2te Abhandlung betrifft die Frage: *darf und soll der Prediger auf der Kanzel polemisiren?* War der vorhergehende Satz etwas langweilig, so ist dieser desto launiger und unterhaltender. Das Resultat davon ist S. 81 befindlich: „So hoffe ich seinen (des klugen Tellers) Sinn getroffen zu haben, dass die Kanzel der Tummelplatz wider speculative Abweichungen nicht seyn darf, und am wenigsten wider ausgestorbene Meynungen; auch nicht wider solche, mit denen wir noch nicht so recht aufs Reine sind, und bey denen man übrigens ein guter Christ und Staatsbürger seyn kann. Wir gestehen keinem Fürsten eine Tyranney über unser Gewissen zu, und eben so wenig können wir sie einem Prediger zugestehen. *Ventiliren* mögen wir, wenn es mit weiser Mässigung geschieht, nicht aber verfolgen und verdammen." Der Vf. hat sich *J. M. S.* unterschrieben. 3tens folgen *kurze Nachrichten aus Franken*, im October 1795 eingeschickt. Kein Ländchen oder Städtchen fast dieses Kreises geht leer aus, und die oft schnell und grell abwechselnden Farben von Licht und Dunkel geben dieser literarischen Karte ein so buntscheckiges Ansehen, als die geographische kaum hat. Gesangbücher, Katechismen und andere Kirchen- und Schulanstalten werden der Reihe nach angegeben und geschildert. 4tens stehet ein *Brief an den Kandidaten Z. einen liturgischen Modefehler betreffend*, welcher kein anderer ist, als der *Bückling* des auf die Kanzel oder gar vor den Altar tretenden Predigers. Mit Recht sagt der Vf.: aber ist denn auch die ganze Sache der Rede werth? Auch kommen diejenigen Prediger, und das mit mehreren Rechte übel weg, welche die Zuhörer oder die Communicanten mit *Sie* anreden. Ein Ceremonienmeister müsste in der That dem das Abendmahl ausspendenden Prediger zur Seite stehen, um diesem zu sagen, ob er dem hervorkommenden Communicanten mit *Du*, *Er*, *Ihr* oder *Sie* anreden solle. Wenn die Aufklärung in nichts anderm als solchen Kleinigkeiten sich äusert, da steht's in der That übel. Am besten bleibt man bey Vornehmen und Geringen bey der gewöhnlichen Formel. Die nun 5tens kommenden *Entwürfe zu Predigten* sind so, wie man sie vom Hn. Domprediger *Förster* erwarten kann. Die etwas hervorstechenden *Hauptsätze* sind: *über die Unempfind-*

ƒündlichkeit, die fehr gewöhnlich, fehr häfslich und fchädlich, und drittens endlich fehr ftrafbar fey; *über das immer mehr überhand nehmende unfittliche Betragen der Jugend; woher es wohl kommen mag, dafs man jetzt die Kirchen feltener als ehemals befuche;* über den Gedanken: *Gott läfst Gnade für Recht ergehen; von der Aufmerkfamkeit auf die Vorboten zukünftiger unangenehmer Ereigniſſe. Von dem Schaden, den der Widerftand gegen wahre und ächte Aufklärung in der Religion von jeher bewirkt hat, und noch bewirken mufs.* Die Ausführung hätten wir freylich oft anders gewünfcht, doch auf ein weiteres können wir uns hier nicht einlaffen. Das 6tens hinzugefügte *Trauungsformular* eines vor einer franzöfifchen Municipalität vorher zufammen gegebenen Ehepaars hat uns gröfstentheils wohlgefallen. Es ift vom Pfarrer *Mäder* zu Mühlhaufen in der Schweiz. In dem endlich noch hinzugefügten *Schreiben* kommt manches, artige liturgifche Veränderungen betreffendes vor. — Dem Herausgeber wünfchen wir ftets gute Materialien in das nicht übel angelegte Fachwerk feines Mufeum.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

MADRID: *Almanak mercantil ó Guia de comerciantes para el año de 1797. Par Don Diego Maria Gallard.* 40 Bog. 8.

S. 1 bis 228 enthält den allgemeinen Zolltarif von ein- und ausgehenden Waaren. Bis S. 257 was beym ausländifchen und insbefondere beym amerikanifchen Handel zu beobachten ift. Hierauf folgen bis S. 508 Nachrichten von den einheimifchen Handlungsplätzen, vom Perfonale derfelben, von Handlungscompagnien, Banken, Wechfeln, Fabriken, Handwerken, Magazinen; von Münzen, Maafs und Gewicht u. f. w. Amerikanifcher Etat bis S. 514. Einige ausländifche Handlungsplätze bis S. 534. Reductionstafeln von Münzen, Maafs und Gewicht, machen, nebft dem neuen franzöfifchen Kalender, den Befchlufs. Der Almanach exiftirt fchon feit verfchiedenen Jahren, und, bey einer Vergleichung der älteren mit dem neueften, hat Rec. in letztem fchätzbare merkliche Vorzüge gefunden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Gera*, b. Rothe: *Specimine indicis Xenophontei praemiſſo* quatuor oratiunculas — habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruth. Prof. Eloqu. 1798. 12 S. 4. Seit lange hat man vergebens gehofft, dafs die vor vier und dreyfsig Jahren zu Leipzig veranftaltete Edition der Xenophontifchen Werke die verfprochene Zugabe erhalten würde, welche den Vorwurf eines übereilten, planlofen Abdrucks mildern, und Erneſti's öffentliche Empfehlung einleuchtender machen könnte. Mehrere Bearbeitungen einzelner Xenophontifchen Schriften traten unterdeffen ans Licht: aber jene Ausgabe blieb unvollendet, und fchien allmählich in Vergeffenheit zu gerathen. Jetzt erfahren wir mit Gewifsheit, dafs der Editor derfelben, der vor einigen Jahren verftorbene Conrector *Thieme* in Leipzig, wirklich den Willen gehabt, die gefammelten Anmerkungen feiner Vorgänger, vorzüglich die kritifchen, nebft einem philologifchen und hiftorifchen Index, in einem befondern Bande folgen zu laffen; dafs er alsdann feinen Plan blofs auf die Regifter eingefchränkt, und endlich, der Arbeit müde, den ganzen Apparat feinem ehemaligen Schüler, dem Hn. Prof. *Sturz* in Gera, zur Verarbeitung und Herausgabe überlaffen habe. In gefchicktere Hände hätte diefes Gefchäft fchwerlich gegeben werden können. Denn gerade der emfige, auch bey den trockenften und kleinlichften Gegenftänden unermüdliche Fleifs, den Hr. *St.* fchon durch einige Beyträge zur neuen Fabricifchen Bibliothek bewiefen, gerade die gründliche, aus den Quellen der Alten felbft, nicht von der Oberfläche ihrer Commentatoren gefchöpfte Sprachkenntnifs, welche er durch feine Abhandlungen über den Alexandrinifchen Dialekt und die bekannten Sammlungen der Fragmente von Hellanicus, Pherecydes und Agefilaus bewährt hat, gehören dazu, um bey einer folchen Arbeit die Foderungen der Verftändigen zu befriedigen. Und in welchem Grad Hr. *St.* dies zu leiften im Stande fey, zeigt die gegenwärtige Probefchrift, welche blofs das Zeitwort *ἄγειν* behandelt. Alle Bedeutungen diefes Wortes, welche in Xenophons Schriften vorkommen, werden hier, wohlgeordnet und mit Angabe der Stellen, aufgeführt; dunkle Stellen bald aus dem Zufammenhange, bald durch Parallelen, bald mittelft der Autorität der Grammatiker erläutert; hie und da auch neuere Commentatoren citirt, welche feltnere Wortbedeutungen umftändlicher entwickelt haben; ferner werden die hauptfächlichften Abweichungen der Lesart in verfchiedenen Ausgaben bemerkt, und am Schlufs auch die Wörter angegeben, mit denen jenes *ἄγειν* von den Abfchreibern gewöhnlich verwechfelt worden ift. (Unverkennbar ift der Gewinn, der aus einem *fo* abgefafsten Index nicht blofs für die Lectüre der Xenophontifchen Schriften, fondern für das griechifche Sprachftudium überhaupt entfpringt. Wenn indefs unfere Erinnerungen nicht zu fpät kommen, (da, diefer Schrift zufolge, das ganze Werk noch in diefem Jahre vollendet ans Licht treten foll): fo möchten wir wohl dem würdigen Herausgeber folgende drey Punkte zur Erwägung empfehlen: 1) ob es nicht beffer fey, alle blofs kritifchen Bemerkungen von dem Index zu fondern, diefem nur die exegetifchen vorzubehalten, und jene (wie auch *Thieme* anfangs zu thun gefonnen war) nach der Ordnung der Xenophontifchen Schriften in ununterbrochener Reihe und mit Zuziehung auch der neueften kritifchen Hülfsmittel, z. B. der *drey Gailifchen* Ausgaben, mitzutheilen. Nicht leicht wird jemand, der die kritifchen Bemerkungen braucht, fie mühfam aus dem Index zufammenlefen; und Hn. *St.* felbft ift hier der Raum beengt, die aufgeführten Varietäten der Lesart zu prüfen oder mit *erwiefenen* Urtheilen zu begleiten. 2) Möchten wir Hn. *St.*, zum Beften der Käufer, die möglichfte Kürze empfehlen, vorzüglich bey Citaten, bey Anführung der Meynung von anderen Gelehrten u. f. w. Wir getrauen uns an mehreren Stellen den hier in zwey Zeilen ausgedrückten Sinn in drey, vier Worte zufammen zu faffen. 3) Wird es, unferes Bedünkens, den Gebrauch diefes Index ungemein erleichtern, wenn die Bedeutungen der Worte nicht, wie hier in der Probefchrift, in fortlaufender Folge fortlaufen, fondern wenn die Hauptbedeutungen in neuen Zeilen abgefetzt, und die ihnen untergeordneten durch Curfivfchrift mehr herausgehoben werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. März 1798.

LITERARGESCHICHTE.

AMSTERDAM, b. Peter den Hengst: *Jan Hendrik van Swinden Lykrede op Pieter Nieuwland* d. 24. Nov. 1794. uitgesproken te Amsterdam in de Matschappy *Felix meritis*. 1795. 172 S. 8.

Pieter Nieuwland war den 5. Nov. 1764 zu Diemermeer, einem Dorfe bey Amsterdam, geboren. Sein Vater war von Profession ein Zimmermann, dabey ein Liebhaber von Büchern und in der Mathematik ziemlich erfahren. Er hatte diesen seinen einzigen Sohn bis in sein eilftes Jahr selbst unterrichtet. Der Vater hielt sich zur lutherischen Kirche, seine Mutter war ein Glied der baptistischen Gemeinde, und dieser ihr Sohn bekannte sich zu der reformirten Lehre. Er starb an einer Entzündung im Halse, wozu ein Fieber gekommen war, den 14. Nov. 1794, dreyssig Jahre alt, zu Leyden als Professor der Naturkunde, höhern Mathematik, der bürgerlichen und Kriegsbaukunst, der Hydraulik und Astronomie. *Nieuwland* hatte von seiner Kindheit bis an seinen Tod vorzügliche Beweise von ausserordentlichen Seelenkräften gegeben. Hier sind einige Beyspiele! Seine Mutter konnte ihm in seinem dritten Jahre nichts Besseres zu seiner Unterhaltung geben, als die Kupferstiche von *Jan Luiken*. Sie las einmal die funfzig sechsfüssige Verse, die zur Auslegung der Bilder dienen, laut her, ohne sie zu wiederholen, und auch nicht in der Absicht, dass sie ihr Kind lernen sollte. Einige Zeit darauf gerieth sie in nicht geringes Erstaunen, da sie hörte, dass ihr Sohn bey dem Anblick dieser Bilder diese funfzig Verse völlig genau hersagte. Ehe er sieben Jahr alt war, hatte er bereits mehr als funfzig Bücher gelesen, und zwar so, dass er Auszüge daraus machte und dieses manchmal in Versen. Hier ist auch eine Probe seines Verstandes in seinem achten Jahre. Der grösste Rechenmeister unserer Zeit, der Hr. *Aenéae* in Amsterdam, fragte ihn, ob er wohl den körperlichen Inhalt von einer hölzernen Statue des Mercurius, welche auf einem Uhrwerk stand, angeben könne. Der junge Nieuwland antwortete: „Ja! Unter der Bedingung, „wenn ich ein Stückchen von eben dem Holz habe, „woraus dieses Bild gemacht worden ist: ich will „alsdann einen Kubikzoll daraus verfertigen und das „Gewicht desselben mit der Statue vergleichen."

Gedichte, welche die lebhafteste Einbildungskraft beweisen, und die er in seinem zehnten Jahre in dem ländlichen Hause seines Vaters unter Spatzierengehen und Belustigungen gemacht hatte, sind von seinen Bewundern schon damals in poetische Sammlungen aufgenommen worden.

Ein solches seltsames Genie dringt durch die engen Grenzen, die es einschliesst. Die Hn. *Bernhardus de Bosch* und *Jeronimo de Bosch*, zwey vornehme und reiche Herren in Amsterdam, waren die wohlthätigen Beförderer zur Entwicklung der kostbaren Geisteskräfte des jungen Zimmermannssohns. In dessen eilften Jahre nahm ihn jener in sein Haus, und dieser in täglichen Unterricht, welches über vier Jahre gedauert hat. Hier lernte er vollkommen Lateinisch und Griechisch, nachdem er durch das Lesen der besten Schriftsteller und zwar zuerst aus dem Cornelius Nepos und Terenz sich die Sprachlehre selbst gemacht hatte; ohne eine vorher zu sehen. Hier erwarb er sich den guten Geschmack und zierliche Ordnung: hier hatte er bereits angefangen, ein Kritiker zu seyn, ehe er in seinem dreyzehnten Jahre, nämlich 1777 das Athenäum in Amsterdam, die alte Literatur unter den Hn. *Tollius* fortzusetzen, besuchte. In diesem Zeitraum, der bis 1784 dauerte, genoss er noch ferner den Unterricht von dem Hn. *de Bosch*, und studierte unter *Wyttenbach* Philosophie und Mathematik. Im Jahre 1783 vertheidigte er unter dem Vorsitz desselben seine *dissertatio de Musonio*, dessen Schriften er kritisch behandelt hatte, und davon er noch Fragmente herausgeben wollte. In eben dem Jahre übersetzte er auch die zwey Abhandlungen seiner berühmten Lehrer *Wyttenbachs* und *de Bosch*, von den Gedanken der Alten über den Zustand der Seele nach den Tode, welche von der *Teilerschen* theologischen Gesellschaft den Preis erhalten hatten.

Nieuwland hat sich nur von Sept. 1784 bis 1785 auf der Universität zu Leyden als Student aufgehalten, und hat hernach in Amsterdam unter der Leitung des Hn. Prof. *van Swinden* mit dem grössten Fleisse die Naturlehre und alle Theile der Mathematik studiert. Er hatte eigentlich keine Lehrer in diesen Wissenschaften nöthig. Es war ihm eigen, dass er eine Verbindung zwischen verschiedenen Wissenschaften machen und die Grundsätze übersehen konnte. Kaum hatte er über die Scheidekunst nachgedacht, so machte er sich die Grundsätze des unglücklich gewordenen *Lavoisier* so eigen, dass er sie bey allen Erscheinungen anwenden konnte. Er konnte ein Buch ungemein geschwind durchlesen und den ganzen Inhalt davon angeben und behalten.

Nieuwland liebte drey Gattungen von Wissenschaften und zeichnete sich vorzüglich darin aus: die Dichtkunst, die reine Mathematik und Naturlehre. Hiezu kam noch in spätern Jahren die Astronomie.

nomie. Unter feinen herausgegebnen Gedichten macht ihn fein *Orion* in Holland unfterblich. Niemand war gefchickter, als er, griechifche Verfe in holländifche zu überfetzen. In fpätern Jahren konnte er nicht viele Zeit auf die Dichtkunft wenden, demunerachtet fuchte er oft Erheiterung darin. Unter den kleinen in feiner Jugend aufgefetzten Abhandlungen zeichnen fich folgende zwey befonders aus: *der verhältnifsmäfsige Werth der verfchiedenen Zweige der Wiffenfchaften und Künfte*. und: *die beften Mittel, nicht Gelehrfamkeit, fondern einen gefunden Verftand und guten Gefchmack allgemein zu machen*.

Nieuwland fuchte alle Theile der reinen Mathematik vollkommen zu machen, die mancherley Fehler zu verbeffern, die Sachen mehr zu erläutern und zu verbinden, und fie befonders in der Naturlehre und Aftronomie in Anwendung zu bringen. Durch die zwey folgenden eben fo fchweren, als nützlichen Arbeiten, hat er fich den bleibendften und gröfsten Ruhm erworben. Es hatte *Cornelius Douwes* den Seefahrern eine gemächliche Methode vorgelegt, auch aufser dem Augenblick des Mittags, der nur einzig ift, andere Zeiten des Tags zu gebrauchen, die *Breite* des Orts zu erfahren, wo fie fich befinden. Man fand die Breite durch zwey aufser den Mittag genommenen Sonnenhöhen. Es blieb aber die Sache unvollkommen. *Douwes* liefs noch manches zurück. Die Engländer bedienten fich feiner Methode, ohne fie zu verbeffern. *Nieuwland* nahm die Erfindung aufs neue vor, beftimmte mit der gröfsten Genauigkeit die vortheilhafteften Zeiten, die möglichen Fehler und die nützlichften Umftände. Er fchrieb in dem Anfange des Jahrs 1789 eine Abhandlung davon, und fchickte fie nach *Paris* an den Hn. *de la Lande*, der fie fehr billigte. Da *Nieuwland* im Jahre 1792 fich zwey Monate lang in *Gotha* bey dem Hn. Major *von Zach* aufhielt, fprachen diefe zwey Gelehrte oft miteinander über diefe Art, die *Breite* zu finden und berechneten die Beobachtungen, die fie mit einem Sextant und artificiellen Horizont gemacht hatten. Bey diefer Methode hatte man fich auf den Beweis, den *Pemberton* ehemals gegeben, gegründet und den Lehrfatz des *Douwes* auf den, welchen *Maupertuis* vorgetragen hatte, zurück gebracht. Die Abhandlung, welche durch jene Beobachtungen erweitert worden, hatte Hr. *von Zach* in das erfte Supplement zu *Bodens* aftronomifchen Jahrbüchern (Berl. 1793) mit Nieuwlands Namen einrücken laffen.

Ein neues Verdienft des fel. Mannes um die Sternkunde war folgendes. Es hatte *Newton* von der wechfelfeitigen Anziehung der himmlifchen Körper zuerft gefprochen, und aus der Mathematik die Gefetze diefer Anziehungskraft erläutert. *D'Alembert*, *Euler*, *Clairaut* machten das vollkommener, was *Newton* nicht völlig deutlich gemacht hatte. Sie befchrieben den Lauf des Monds, die wechfelfeitigen Wirkungen der Planeten, die Störungen, die daraus in ihren Bahnen und in der Zeit ihres Umlaufs gefchehen müffen, wie auch die Gefetze, nach welchen diefe Störungen erfolgen. Es blieb aber demunerachtet noch übrig, einige Unordnungen in den Erfcheinungen der Planeten und die langfame Veränderung zu erklären, die bey der Beugung der Ekliptik auf den Aequator ftatt hat. *La Place* machte auch hievon genaue Berechnungen. Alle diefe grofsen Männer haben hiebey die Wahrheit angenommen, die fie aber nur aus Beobachtungen kannten, dafs die Axen der Planeten nicht fenkrecht auf ihren Laufbahnen ftehen, fondern fich nach denfelben mit einer Beugung neigen. Die Axe der Erde, z. B. macht mit der Fläche der Laufbahn derfelben, das ift, mit der Ekliptik einen Winkel von beynahe fechs und fechzig und einen halben Grad, aus welcher Beugung allein die Jahrszeiten entftehen, da wir, wenn die Axe fenkrecht ftünde, eine beftändige Jahrszeit und ftets Nacht und Tag gleich haben würden. Wovon rührt aber diefe Beugung her? Die Urfache ift allen vorigen grofsen Aftronomen unbekannt geblieben. *Du Sejour* fagte in feinem *Traité analytique des mouvemens apparens des corps celeftes. Tom. II. p.* 343. dafs es fehr wahrfcheinlich fey, dafs diefe Erfcheinung von einer *phyfifchen* Urfache abhange; allein er wagt es nicht diefe Urfache anzugeben. *Nieuwland* wagte es glücklich. Er legte Grundfätze vor, woraus er den Schlufs machte, dafs auch diefe Erfcheinung in einer genauen Verbindung mit dem ganzen Syftem der Anziehungskraft ftünde. Er brachte die vorgelegte Grundfätze in Rechnung, und nach der Berechnung kam genau der Winkel heraus, der bey jener Beugung wirklich ftatt hat. Befcheiden und furchtfam machte *Nieuwland* feine Erfindung, dem berühmten *Damen*, Prof. in Leyden bekannt, welcher einige Einwürfe dagegen machte, die aber *Nieuwland* entkräftete und die Berechnung noch genauer machte. Hr. *von Zach* überfchickte den Auffatz davon nach *Paris* an den Hn. *de la Place*, und liefs auch denfelben zur Beurtheilung aller Gelehrten in das Supplement der Bodenfchen aftronomifchen Jahrbücher 1793 einrücken.

Nieuwland war ein fehr ausgezeichneter Gelehrter; er genofs aber auch fehr fchöne Früchte feines Fleifses in mannichfaltigen Beförderungen. Er wurde in feinem zwey und zwanzigften Jahre ein Mitglied der Commiffion, welche das Amfterdammer Admiralitätscollegium angeordnet hatte, die Meeres Länge zu beftimmen und die Seekarten zu verbeffern. Nieuwland arbeitete acht Jahre dabey, und übernahm die Bearbeitung des Seekalenders und die Verfertigung der nöthigen Tabellen. Ueberhaupt war ihm die mathematifche Arbeit hiebey aufgetragen; doch half er beftändig feinen beiden andern Collegen, dem Hn. *van Swinden* und *van Keulen* in ihren angewiefenen Fächern mit folchem Fleifs, dafs in der herausgegebenen Abhandlung *über die Meeres Länge und den* 3 *gedruckten Beyfugen* das Mehrfte von ihm ift. In dem zweyten Druck der Erklärung des *Seealmanachs* hat man ihm das meifte, befonders die Erklärung der Gleichmachung der Zeit, der Art, den Gang der Uhr zu beftimmen und die Berechnung der Abweichungen des Monds zu verdanken.

Gleich

Gleich in dem ersten Jahre dieser Verrichtungen schien es, als wenn *Nieuwlands* Bestimmung verändert werden sollte. Er wurde von den Utrechtschen Landständen im Jahre 1787 nach den Weggang des Prof. *Hennert* zum Nachfolger desselben erwählt. Gewisse Umstände machten aber den Ruf rückgängig. Dagegen wurde er von dem Amsterdammer Magistrat zum Lector in der Mathematik, Stern- und Schifffahrtskunst berufen. In diesem Amte schrieb er das reichhaltige, schöne und nützliche Buch: *Zeevaardkunde door Pieter Nieuwland*, welches 1793 Georg Hulst van Keulen in Amsterdam herausgab. Es ist dieses nur der erste Theil der Schifffahrtskunst, und es ist sehr zu wünschen, dass Hr. *van Swinden* aus den nachgelassenen und von ihm ererbten Aufsätzen seines verewigten Freundes das Brauchbarste aussuchen und mit seinen eignen Gedanken diese Schrift endigen möge.

Nieuwland wollte nicht nur ein Theoretiker, sondern auch ein Praktiker in der Astronomie seyn. Der Hr. Major *von Zach*, bey dem er 1792 nach dem Tode seiner Gattinn die Ruhe seines Gemüths wieder herstellen wollte, und der ihm den rechten Gebrauch des *Sextanten* empfohlen hatte, war darin sein wohlwollender Führer und Beförderer. Dieser sein zärtlicher Freund hat auch alle seine Beobachtungen und Berechnungen in den erwähnten Supplementen zu *Bodens* astronomischen Jahrbüchern gemeinnützig gemacht. Im Jahre 1789 wurde *Nieuwland* zum Mitglied einer gelehrten Gesellschaft erwählt, welche chemische Untersuchungen anstellte. Kaum war er darin aufgenommen, so hatte er sich völlig mit der Theorie der Chemie bekannt gemacht. Davon ist seine Abhandlung ein Beweis, die er in der Gesellschaft, welche den Sinnspruch: *Felix meritis* führt, den 24. May 1791 vorlas und die in dem *Niewen algemeenen Magazyn* 1. *Deel* S. 389. gedruckt worden ist. Zu gleicher Zeit war er im Stande, die schönen Entdeckungen, welche die Gesellschaft gemacht hatte, durchzugehen, sie gemeinschaftlich zu bearbeiten und mit gehöriger Deutlichkeit in französischer Sprache herauszugeben. Es sind von dieser Arbeit drey Stücke vorhanden, welche den Titel führen: *Recherches Physico-Chymiques*. Das erste Stück erschien 1792 und wurde in dem *Journal de Physique* nachgedruckt. Das zweyte 1793. Das dritte 1794. Es stehen auch einige Briefe von ihm über die Scheidekunst in dem *Letterboden*.

Der frühzeitige und fleissige Gelehrte hat sich auch als ein Mitglied der so eben genannten gelehrten Gesellschaft *Felix meritis* in dem Departement der Naturlehre höchstthätig erwiesen. Er wurde den 25. Januar 1788 ein titular und den 15. März 1791 ein honorar Mitglied derselben. Hierin hat er folgende Abhandlungen geliefert: 1) *Over de nieuwste Ontdekkingen in de Sterrekunde en de Voortgangen, die deeze Weetenschap in de laatste Jaaren gemaakt had.* 1788. Dieses ist ein Auszug aus der lateinischen Rede, die er in Utrecht halten wollte, da er an Hennerts Stelle daselbst Professor werden sollte. 2) *Over de Gedaante des Aardbools.* 1789. 3) *Over den Loop der Kometen en de Onzekerheid der terugkomst van de toen verwagte Komeet.* 1790. 4) *Over den Aart der Wiskunde.* 1790. Hier hat er hauptsächlich den Gedanken entwickelt, dass man die Mathematik als eine vollkommene und schöne Sprache ansehen könne. 5) *Over de periodike Vermeerdering en Vermindering van het Licht van zekere vaste Sterren, voral van de Ster Algol.* 1790. 6) *Over de Oplossing der klootsche Driehoeken door Middel van een nieuw Werktuig, namentlyk door den Passer van le Guin.* 1791. (Es hatte der Hr. *le Guin* dem Admiralitätscollegio von Holland einen Zirkel zugeschickt, den man am besten bey trigonometrischen Rechnungen brauchen könnte, und wodurch man besonders bey der Berechnung der Länge den scheinbaren Abstand von dem wahren herleiten könnte. Die Admiralität trug Nieuwlanden auf den Gebrauch dieses Werkzeugs zu untersuchen, und er fand, dass dieses Instrument in der Trigonometrie sehr gut zu gebrauchen sey.) 7) *Over de betrekkelyke Waarde der Weetenschappen.* 1791. 8) *Over het Stelsel van Lavoisier.* 1792. 9) *Over de Selenotopographie van Schröder.* 1793. 10) *Over het geen men Cultuur, aufklärung of Verlichting noemt.* 1793.

Es hatte sich Nieuwland nun seit 6 Jahren mit der Mathematik, Stern- und Seefahrtskunde beschäftigt, und nach seinem Beruf an der Verbesserung der Seekarten gearbeitet, die Naturlehre und Scheidekunst aber nur nebenher und zur Erholung getrieben. Im Jul. 1793 wurde er auf die Landesuniversität *Leyden*, als Professor der Naturlehre, Astronomie und höhern Mathematik an die Stelle des berühmten *Damen* berufen, und die Admiralität von Amsterdam bat ihn auch von Leyden aus die Seefahrtsfachen nach wie vor fortzusetzen, welches er auch bis an seinen Tod treulich gethan hat. Die grösste Veränderung in seinem Studieren, die sein neues Amt hervorbrachte, betraf die Naturlehre. Den mathematischen Theil derselben hatte er bereits ganz in seiner Gewalt. Es gehören aber auch gute Experimente und viele Beobachtungen dazu. Der neue Professor sparte keine Zeit und Mühe, auch hierin so vollkommen zu werden, als möglich, und er würde es geworden seyn, wenn er länger gelebt hätte. Er wurde aus der Mitte seiner ruhmreichen und nützlichen Laufbahn, dreyssig Jahre alt, der menschlichen Gesellschaft entzogen. Die Menge seiner Arbeiten und mannichfaltigen Schriften sind redende Beweise seines ganz vorzüglichen Genies.

Seine äusserliche Gestalt konnte man nicht unter die ansehnlichen rechnen: er hatte auch nicht darauf gedacht, die Manieren der feinen Welt anzunehmen; aber jedermann fand seinen Umgang sehr angenehm, weil seine Unterhaltungen so viele Mannichfaltigkeit hatten, und er nur erscheinen wollte, wie er war. Das, was man an ihm sogleich wahrnahm, war unverstellte Bescheidenheit und die liebenswürdigste Sittsamkeit. Er war ein reiner Verehrer Gottes durch Gesinnungen und Thaten — — ein unvergesslicher Mann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) GOTHA, b. Ettinger: *Encyklopädie der reinen Mathematik und praktischen Geometrie, ihre Geschichte und Literatur in alphabetischer Ordnung.* Herausgegeben von G. E. Rosenthal. Vierter Band. 1796. 535 S. 4. (mit Kupfern.)

2) Ebendaselbst: *Encyklopädie der Kriegswissenschaften*, von G. E. Rosenthal. Vierter Band. 1797. 374 S. 4. (mit Kupfern.)

Von der Einrichtung und Beschaffenheit beider Werke ist bey der Anzeige der ersten Bände (1796. III, 353.) das nöthige gesagt worden. Diese beiden sind den vorhergehenden in aller Absicht so ähnlich, dass es kaum nöthig ist, mehr als die Erscheinung derselben anzuzeigen. Man müsste sehr ungerecht seyn, wenn man nicht dem Vf. zugestehen wollte, dass er die Sachen mit grosser Emsigkeit zusammengetragen habe, und dass das Werk alles leiste, was man von einer blossen *Sammlung* erwarten kann. Wer daher schon mit den Gegenständen selbst bekannt ist, wird es mit Nutzen gebrauchen können; wer sich aber freylich erst daraus unterrichten wollte, würde in den meisten Fällen wenig Befriedigung finden. Denn der Vf. hat seine Materialien gar zu wenig verarbeitet; was er über einen Gegenstand hat finden können, das hat er meistens wörtlich wieder abdrucken lassen, ohne Einleitung, Verbindung und Erklärung der verschiedenen Theile. Daher herrscht in einem und ebendemselben Artikel oft eine verschiedene Sprache, und — was in Rechnungen besonders verdriesslich ist — verschiedene Bezeichnung derselben oder ähnlicher Dinge. Eben daraus entspringt eine grosse Weitläuftigkeit in vielen Artikeln, ohne immer mit Vollständigkeit verbunden zu seyn, und Wiederholungen sind dabey nicht zu vermeiden. So wird unter dem Artikel *Ebene Fläche*, da wo von der Neigung zweyer gegen einander die Rede ist, zu Anfang der Begriff der Neigung gehörig angegeben, und dann folgen eine Menge Sätze, die nicht blos von der Lage der Ebenen, sondern auch der Linien gegen Ebenen handeln, und unter andern auch die schon zu Anfange gegebene Erklärung fast wörtlich wiederholen. Auch hat der Vf. die Gewohnheit beybehalten, denselben Artikel unter seinem Hauptworte, seinem Beyworte, seinen lateinischen Benennungen aufzuführen, wodurch das Werk unnützer Weise aufgeschwellt wird. Es rückt zwar jetzt ziemlich schnell fort, und dieser Band begreift in der reinen Mathematik die Buchstaben E und F, und in der Kriegswissenschaft die Artikel von Cl bis Fa; indessen hat er doch alle Ursache, ein an sich schon so voluminöses Werk so viel als möglich zusammen zu ziehen. Bisweilen ist das Hauptwort schlecht gewählt, oder Sachen darunter geordnet, die man nicht darunter suchen würde. So sind z. B. in der Kriegswissenschaft mehrere Artikel *Ergreift*, das Bajonet, das Gewehr etc., wo das, was hier gesagt wird, unter den Artikel *Commando* oder *Exerciren* gehört, und unter dem Artikel *Einmaleins* findet man Vielfache der Ludolph-von-Kölnischen Zahl, und einige Theile derselben. Ohne Noth werden bey dem Artikel *Diversion* eine Menge von Beyspielen aus der alten und neuen Geschichte angeführt, denn sie erläutern nichts, und die Sache ist an sich klar; eine geschickte Diversion zu machen wird man aber aus noch so vielen Beyspielen nicht lernen. Hiezu kommt noch, dass die beiden ersten Beyspiele vom Coriolan, der die Felder der Patricier verschonen, und die der Plebejer verheeren, und vom Hannibal, der die Güter des Fabius unberührt liess, nicht einmal recht hieher passen. Am wenigsten können wir einsehen, warum in der Kriegswissenschaft *griechische* Wörter eigene Artikel ausmachen, z. B. *Dory*, *Entaxis*, da das historische, was von diesen Gegenständen beyzubringen war, füglich bey den deutschen Benennungen Platz finden konnte; oder warum sind andere griechische Worte, als ασπις, εγχος. nicht auch aufgenommen worden? Dies scheint keinen ordentlichen Plan zu verrathen. Ja der Vf. ist darüber selbst in einen lächerlichen Fehler gefallen, indem er einen besondern Artikel aus *Enolkein* macht, und mit vieler Zuversicht aus dem Homer und Thucydides beweisen will, was die Griechen darunter verstanden hätten; wäre es nicht in einem alphabetischen Wörterbuch, so würde man es in der That für einen blossen Schreib- oder Druckfehler halten. — Zu jedem Bande sind wieder zwanzig Kupfertafeln geliefert; doch ist in der reinen Mathematik der Text den Figuren schon weit zuvor geeilt, so dass der letzte Band vor der Hand nicht ganz zu gebrauchen ist; in der Kriegswissenschaft gilt das nur von einigen Artikeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Weimar*, in Comm. der Hoffmannischen Buchh.: *Nachtrag zur Lehre über geometrische und ökonomische Zertheilung der Felder*, von *Johann Andreas Kirchner*, mit einer Kupfertafel. 1797. 30 S. gr. 8. (3 gr.) — Die Leser der von uns Nr. 122. der A. L. Z. v. J. mit Beyfall angezeigten Kirchnerischen Schrift, werden diesen Nachtrag mit Dank erkennen, da Hr. K. in ihm die so vielen Schwierigkeiten unterworfene Zertheilung solcher Feld- und Ackerstücke, die nicht in ihren Theilen einerley Form mit der ganzen Figur, sondern sehr aus- und einwärts gehende Winkel, oder zu beiden Seiten ungleiche Krümmungen haben, hier richtig und fasslich vorgezeichnet, und nächst diesem die aus §. 16 und 3[illegible] nicht ohne Beschwerde abzuleitende Theorie, über die ganz verschiedene Vertheilung eines Stücks Feldes seiner Breite nach und wiederum seinem Inhalte nach, näher entwickelt, und angehenden Feldmessern ihr an sich schweres Kunstgeschäfte in solchem Fall möglichst erleichtert hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, in d. Raspesch. Buchh.: *Magazin für die Geographie, Staatenkunde und Geschichte*, herausgegeben von *J. C. Fabri*, Prof. der Philosophie. 1797. *Zweyter Band*. 372 S. *Ditter Band*. 347 S. 8.

Der erste Band dieser brauchbaren Sammlung, wodurch manche nützliche Kenntnisse, besonders im geographischen und statistischen Fache, verbreitet werden, ist in der A. L. Z. 1797. Nr. 232. angezeigt und der Plan des Herausgebers angegeben worden. Durch die gegenwärtige Fortsetzung werden dem Geographen und Statistiker mehrere zum Theil interessante Nachrichten, unter folgenden Hauptabschnitten geliefert:

Der Iste Abschnitt enthält unter der Rubrik: *Preussischer Staat*, 1) eine Fortsetzung der, im ersten Bande befindlichen, historisch-topographischen Nachrichten von den, in der Altmark gelegenen, *Arneburgischen*, *Tangermündischen* und *Stendalischen* Kreisen; von den Parochien *Diestorff* und *Mehmke*; ingleichen von den Vogteyen *Steimbke*, *Rohrberg* und *Mezdorff*, als Besitzungen der Grafen von Schönburg. Die Beschreibung der, in diesen Landen befindlichen Ortschaften, ist besonders in Hinsicht der Bevölkerung und des ökonomischen Zustandes mit vieler Genauigkeit bearbeitet; doch würde es dem Statistiker angenehm gewesen seyn, auch von der politischen Verfassung, von der Cultur, von den Manufacturen u. dgl. m. etwas mehr Nachrichten zu erhalten. 2) Anzahl der in der königl. preussischen Stadt *Culmbach* nebst der Veste *Plassenburg* im J. 1796 gezählten Häuser und Einwohner. Sie bestehet in 438 Wohnungen und 3395 Menschen aus dem Civil- und Militärstande. 3) Anzahl der im Fürstenthum Halberstadt und der Grafschaft Hohenstein 1796 erfolgten Geburten, Copulationen und Todesfälle, nebst einigen Anmerkungen über das Verhältniss der unehelichen Geburten in dieser Provinz und in einigen andern Ländern. Zur Berichtigung und Ergänzung der Landkarten und Geographien füget Hr. F. noch ein Verzeichniss der Ortschaften und Häuser bey, die vom J. 1740—1786, während der Regierungsperiode König Friedrichs II. im Fürstenthum Halberstadt erbauet worden. Die Anzahl der neuerbauten Häuser beläuft sich auf 1990, welche zusammen von 8051 Personen bezogen wurden.

IIter Abschnitt. *Herzogthum Meklenburg*. Aeltere und neuere Abtheilungen der Herzoglich Meklenburg-Schwerinischen- und Strelitzischen Lande, die Anzahl der Einwohner, ihre körperliche Beschaffenheit, Sprache des gemeinen Mannes, Verfassung und Classen der ländlichen Einwohner, Zustand der Leibeigenen, Landwirthschaft, Stadtgewerbe, in Hinsicht der Fabriken und Manufacturen, — dies sind die reichhaltigen Gegenstände, dieses vortrefflichen Aufsatzes, für dessen Mittheilung der Vf. auf den lebhaftesten Dank des deutschen Statistikers Anspruch machen kann. Die voranstehende ältere und neuere Abtheilung dieses Herzogthums, dessen Flächeninhalt auf 257, nach andern Berechnungen aber nur auf 217⅜ Quadrat Meilen bestimmt wird, liefert eine kurze Uebersicht aller und jeden Bestandtheile, die zu dem Schwerinischen- und Strelitzischen Landesantheil gehörig sind. Die Volksmenge bestand im J. 1758 mit Inbegriff der Stadt Rostok in 161,738 Seelen, dermalen aber soll sie sich auf 360,000 Einwohner belaufen. Zum Beweise dieser Angabe, werden Geburts-, Copulations-, und Todenlisten vom J. 1785 bis 1795 — mitgetheilet und mit lehrreichen Anmerkungen begleitet, welche das Verhältniss der jährlich Gebohrnen zu der Zahl der Verstorbenen, ausmitteln, und woraus S. 167. das Resultat gezogen wird, dass die Volksmenge in beiden Antheilen, mit Ausnahme der hier wohnenden Juden, in 369,219 Seelen bestehe und mithin auf 1 Quadrat Meile 1591 Menschen zu rechnen sind. In einem Zeitraum von 10 Jahren waren 3895 mehr Knaben als Mädchen gebohren; und nach der mittlern Berechnung erfolgte bey der 65sten Geburt ein Zwillingspaar. Drillinge giebt es hier mehr als in vielen andern deutschen Provinzen. Von dem Menschenverlust, durch Blattern, Epidemien, Wochenbetten und verschiedene Unglücksfälle, finden sich S. 128. ff. ausführliche Verzeichnisse mit manchen treffenden Bemerkungen. Der politische Zustand des Landmanns ist freylich in Hinsicht der fortdauernden Leibeigenschaft in den Meklenburgischen Landen, eben nicht der glücklichste. Doch ist dieser Zustand nicht mehr so drückend wie vormals, und überhaupt viel besser als in andern Ländern, wo Leibeigenschaft eingeführet ist. Sehr oft erhalten hier die Leibeigenen ihre Freyheit um 20 Rthlr., zuweilen auch ganz unentgeltlich. An ihrem, durch Fleiss und Sparsamkeit erworbenen, Vermögen hat der Gutsherr, nach ihrem Tode, keinen Antheil, sondern es fällt an die nächsten Verwandten oder Testamentserben. Auch hat man in neueren Zeiten, zur Beförderung der Cultur und Bevölkerung des Landes, die Einrichtung getroffen, dass denen, die aus ihren eignen Mitteln Häuser bauen wollen, nicht nur die

die Stelle darzu, sondern auch so viel Land, als zu einigen Scheffeln Ausfaat nöthig ist, für einen jährlichen Erbzins zu 1 Rthlr. über gegeben wird. — In den Meklenburg-Schwerinischen Landen befinden sich 9566, in Meklenburg Strelitz aber nur 2402 Häuser. Nach S. 191. bemerkt man einen Unterschied in der Bevölkerung des platten Landes, in Rücksicht der Verschiedenheit des Bodens, so dass auf 1 Quadrat Meile in *Kleyboden* an 1268, im *Sandboden* aber nur 507 Menschen gezählet werden. Mit grosser Genauigkeit wird (S. 197. ff.) die Land- und Stadtwirthschaft im Meklenburgischen beschrieben. Getreidebau und Viehzucht sind die Hauptquellen des Wohlstandes der hiesigen Unterthanen, und man gewinnt in diesem Lande so viel Getreide, dass jährlich im Durchschnitt 15000 auch in manchen Jahren 25 bis 30000 Lasten (deren jede aus 96 Scheffeln bestehet) ausgeführet werden können. Nicht weniger vortheilhaft sind die übrigen Naturproducte, deren S. 202. ff. Erwähnung geschiehet. Auch fängt man an auf die Vermehrung der Holzungen aufmerksam zu werden, und nur allein in den Waldungen der Stadt *Waren* hat man 223 Scheffel Eicheln und 700 Scheffel Tannenäpfel ausgesäet. Die Pferde, besonders aber die Rindviehzucht, ist in den Meklenburgischen Landen ein wichtiger Zweig der Oekonomie. Ehedem hat letztere zwar durch häufige Viehseuchen mehrmals gelitten; aber durch die 1780 veranstaltete Einimpfung ist dieses Uebel fast ganz getilget. Die Butter macht hier ein so einträgliches Product aus, dass jährlich dafür mit Inbegriff des Käsedebits, bey 300000 Rthlr. fremdes Geld ins Land kommen. Zu den übrigen Gewerben auf dem platten Lande gehören 43 Pech- und Theerbrennereyen, 12 Kalk- und 103 Ziegelbrennereyen und 553 Kornmühlen. Nicht so vortheilhaft ist die Schilderung der Stadtwirthschaft. Denn, ausser den gewöhnlichen Handwerkern, giebt es im Meklenburgischen wenig Manufacturen und Fabriken, wodurch der Nationalreichthum befördert werden könnte. Fast alle gewonnenen Producte werden roh und unbearbeitet ausgeführt, und mit grosem Gewinn bringt sie der Ausländer verarbeitet wieder ins Land. In neuern Zeiten hat man die Aufnahme der inländischen Handwerker, besonders der Wollenarbeiter, durch einen, auf die ausgehende Wolle gelegten, Impost zu befördern gesucht, um von dessen Ertrag die Wollfabrikanten zu unterstützen. Allein dem Mangel und der Vertheurung der Wolle wurde dadurch nicht abgeholfen. Der Vf. bringt daher die Anlegung mehrerer Wollenmagazine in Vorschlag, aus welchen die Arbeiter für billige Preise Wolle zu ihren Werkstühlen erhalten könnten. Dermalen beschäftigen die Wollmanufacturen in 22 Meklenburgischen Städten, 1980 Personen, die im J. 1796, 37292 Stein Wolle verarbeiteten. Eben so ausführlich sind von S. 244—304. die Nachrichten von den übrigen Gewerbsarten, Handwerkern und Künsten, welche in alphabetischer Ordnung, mit Bemerkung der Zahl, der in jeder Stadt befindlichen Fabrikanten, Professionisten und Künstler (zusammen 8574) namhaft gemacht werden. Dieser für die Meklenburgische Landeskunde sehr schätzbare Aufsatz soll fortgesetzt werden.

IIIter Abschnitt. *Reichsstadt Nürnberg*. Bericht der Vorsteher des Nürnberger Handelsstandes, im Namen der gesammten Nürnbergischen Kaufleute, an einen hochlöblichen Rath dieser Reichsstadt. 1794. — Die dasige Kaufmannschaft hatte, während des französischen Kriegs, das Schicksal, dass verschiedene Waarenversendungen an den Grenzdistricten von den k. k. Truppen unter dem Vorwand, als ob Nürnberg mit Kriegscontreband Waaren nach Frankreich handele, weggenommen und confiscirt wurden. Dieser Unfall veranlasste die Kaufmannschaft zu der gegenwärtigen Vorstellung, worin der Verfall der Nürnbergischen Handlung geschildert und viele Handelsartikel genannt werden, die jetzt ganz darniederliegen und dadurch das Herabsinken des grösten Theils der producirenden Bürgerclasse bewirken. Man behauptet darin mit gutem Grunde, dass der Handel mit neutralen Staaten überhaupt keiner Einschränkung unterworfen sey, und dass diese Beschränkung noch viel weniger auf Tücher und messingene Knöpfe, die doch keine eigentliche Kriegsbedürfnisse ausmachen und dennoch bisher confiscirt wurden, angewendet werden könne.

IVter Abschnitt. *Reichsstadt Bremen*. Fabrik-Manufactur- und Handels Etat, vom J. 1796. Enthält ein Verzeichniss der daselbst befindlichen Fabriken und Kaufleute, welches der auswärtigen Kaufmannschaft brauchbar seyn kann.

Der *dritte Band* dieses Magazins besteht aus folgenden *acht Abschnitten*: Iter Abschnitt. *Oestreichischer Staat*. Mannschaftsbetrag der Gespannschaften, königl. Freystädte und übrigen Gerichtsbarkeiten des Königreichs Ungarn, zu den auf dem Landtage des J. 1696 versprochenen 50000 Mann Subsidientruppen; Vertheilung der auf eben dem Landtage bewilligten 20000 Ochsen, 10000 Pferde und Getreide-Lieferungen. Ausser diesen, zur Unterstützung der Kriegsoperationen gegen die Franzosen, gelieferten Subsidien, werden in den beygefügten Anmerkungen noch mehrere freywillige Beyträge angeführt, welche im Durchschnitt sich jährlich auf 2½ Millionen Gulden belaufen, und so wohl von dem Reichthum als von den patriotischen Gesinnungen der ungarischen Nation einen sprechenden Beweis abgeben. — Handelsberichte aus *Syrmien* und Ungarn, mit einem Verzeichnisse der von Nov. 1795—96 über Semlin aus der Türkey in die k. k. Erbstaaten eingeführten Waaren. — Nachrichten von der Münz- und Bergstadt *Nagy-Banga* im Sathwarer Comitate des Königreichs Ungarn. — Ausführliche Beschreibung des Passes *Kofel* oder *Cofalo* in Tyrol, dessen in den politischen Blättern zum öftern gedacht worden, weshalb eine Schilderung dieses sonderbaren Felsengebäudes für manche Leser interessant seyn kann. — Vermischte Nachrichten von der k. k. Hauptstadt Wien besonders in Hinsicht des dasigen Kranken- und Waisenhauses. — Resultate

late der auf der k. k. Sternwarte bemerkten meteorologischen Beobachtungen, im J. 1796.

IIter Abschnitt. *Von den Bayerischen und Oberpfälzischen Eisenbergwerken, im J. 1796.* Dieser Auffatz stehet zwar schon in einem Münchner Taschenkalender; er verdienet aber dennoch allgemeiner bekannt zu werden, zumal da dergleichen Almanache selten ausser den Grenzen von Bayern circuliren. Man findet hier eine genaue Anzeige aller und jeder, in diesen Landen befindlichen, Eisenbergwerke, in Hinsicht der Lage, Geschichte und des Ertrags; und man kann schon daraus, dass sie 5000 Menschen beschäftigen und 244,000 fl. in Umlauf bringen, auf ihre Wichtigkeit schliessen. An Gusswaaren werden jährlich bey 1000, an geschmiedeten Eisen 2400 Centner verfertiget. Der Hochofen allein liefert wöchentlich 130—140 Centner. Zum Beschluss folget noch ein Verzeichniss der Preise von den dortigen Eisenwaaren.

IIIter Abschnitt. *Preussischer Staat. Fürstenthum Bayreuth. Versuch einer historischen Beschreibung der Herrschaft Thurnau und Buchau.* Ein zwar nützlicher, aber noch immer sehr mangelhafter, Beytrag zur Kenntniss dieser, noch wenig bekannten, Herrschaften. Sie begreifen, 57, in die 4 Aemter Thurnau, Buchau, Cassendorf, und Wiesentfels vertheilte, Ortschaften, von welchen hier einige topographische und historische Nachrichten mitgetheilet werden. Der Markflecken Thurnau, als der Residenzort der Grafen von Giech, gehörte vormals dem Dynasten-Geschlechte der *Fortschen von Thurnau*, und fiel nach dessen Aussterben 1564 dem Giechischen und Künsbergischen Geschlechte anheim. Diese Angabe stimmt aber mit der Entwickelung der Brandenburgischen Landeshoheit über Thurnau (im Staatsarchiv der königl. preussischen Fürstenthümer. 2 B. S. 384.) nicht überein; denn daselbst liefet man, dass dieser Ort vom Stifte Bamberg, als ein eröffnetes Lehn eingezogen und nachher den Fortschischen Tochtermännern von Giech und Künsberg käuflich überlassen worden. In übrigen liefert der Vf. über die Geschichte und Genealogie der ältern Besitzer dieser Lande einzelne Bruchstücke, die zu einer künftigen planmässigern Bearbeitung der Bayreuthischen Geschichte benutzet werden können. Das, ohnweit Würgau gelegene Schloss Giech (Giechburg) hat man bisher irrig für den Stammsitz der jetzigen Reichsgrafen von Giech ausgegeben; es gehörte aber einer alten Grafen Familie dieses Namens, die schon (im 12ten Jahrhundert) mit dem Reginbodo ausstarb, dessen Tochter Chunitza, nicht (wie es S. 85. heisst) an Graf *Bartholden* von Blasenberg, sondern dessen Sohn *Poppo* vermählt war. Auch kamen ihre Güter nicht an ihren Gemahl, sondern sie vermachte selbige, weil sie von ihm geschieden wurde, besage einer noch ungedruckten Urkunde vom J. 1142 dem Stifte Bamberg. — Producte, Zustand der Einwohner, Auszüge aus Kirchenlisten, Gewerbe, Finanzwesen (die Einkünfte schätzt man auf 33000 Gulden Fränkisch) Polizeyanstalten und Schulen machen den Beschluss dieser Beschreibung, die, als ein blosser Versuch, nicht nach der Strenge der Kritik beurtheilet werden darf. — Die darauf folgende *topographischen Bruchstücke* betreffen die Pfarrey *Bussbach* mit den dahin gehörigen Ortschaften.

IVter Abschnitt. *Frankreich. Corsica in physischer, politischer und topographischer Hinsicht.* Diese vortreffliche und mit vieler Kenntniss geschriebene Abhandlung rührt vom Hn. Candidat *Bratring* in Neubuskow in der Mark Brandenburg her, und verdienet den Dank eines jeden Freundes der Länderkunde. Der Vf. liefert zuförderst, in 4 Abschnitten von den, über Corsica vorhandenen, historischen und geographischen Schriften und Landkarten ein systematisch geordnetes Verzeichniss, dessen Werth sich besonders dadurch erhebt, dass die angezeigten Werke meistens mit kritischen und literarischen Anmerkungen versehen sind. Von der eigentlichen Beschreibung dieser Insel findet man hier nur die zwey ersten Kapitel, welche von der Lage, Länge und Breite nach Graden, ingleichen von der Grösse und Ausdehnung derselben, handeln, und die Verschiedenheit der Angaben bemerklich machen. In Ansehnung des Flächeninhalts, hält der Vf. die, auf die neuesten und wichtigsten Berechnungen sich gründende, Angabe Neckers für die glaubwürdigste. Nach ihm nimmt Corsica einen Raum von 540 Französischen Quadrat Meilen ein, welche, wenn man 25 Französische für 15 Deutsche rechnet, 324 geographische Quadrat Meilen ausmachen. Der versprochenen Fortsetzung dieses Aufsatzes sehen wir mit Verlangen entgegen.

Vter Abschnitt. *Nordamerikanische Freystaaten.* Enthält den, in Deutschland noch wenig bekannten Freundschafts- und Friedensvertrag zwischen der Nordamerikanischen Republik und einigen Indianerstämmen, von 3ten Augst. 1795. — Handelsnachrichten von diesem Freystaate, in Absicht der Ausfuhre von 1795—96. — Etwas zur Geschichte des, am 5ten Septr. 1796 mit Algier abgeschlossenen Friedensvertrags.

VIter Abschnitt. *Bemerkungen eines Reisenden von der Grafschaft Mansfeld*, im J. 1795. Es bestehen selbige aus historischen Nachrichten von den Ortschaften Volkstädt, Siersleben und Hettstädt, ingleichen von dem gräflichen Schlosse zu Eisleben, von der dasigen Kirche zu St. Annen (mit Beyfügung einiger Urkunden) und von dem Catharinenstifte in der Altstadt.

VIIter Abschnitt. *Vermischte Nachrichten.* Unter dieser Rubrik finden sich 1) geographische Bemerkungen über den Canton Ortenau, als Berichtigungen und Ergänzungen des geographisch-statistisch-topographischen Lexikons von Schwaben.; 2) Verbesserungen und Nachträge in Ansehung der Grafschaft *Ruppin*, zur Büschingischen Topographie der Mark Brandenburg. Ihr Flächeninhalt wird mit 32½ Quadrat Meilen angegeben, und die Zahl der Einwohner belief sich im J. 1791 auf 41707 Seelen. Diesen Bevölkerungszustand bestätigen die beygefügten Ortstabellen, woraus man zugleich wahrnimmt, dass in einem Zeitraum von 30 Jahren, die Population auf dem flachen

flachen Lande sich um 7068 Seelen vermehrt habe. 3) Topographische Bruchstücke, von dem Fürstenthum Würzburg. Sie betreffen nur die 2 Dorfer Himmelstadt und Escherndorf, die besonders in Hinsicht ihres ökonomischen Zustandes beschrieben werden. 4) Nachlese und Berichtigungen zu den im 2ten Bande dieses Magazins befindlichen Nachrichten von den Meklenburgischen Landen. 5) Nachtrag zur Beschreibung von Thurnau, in Ansehung des Aufwandes auf Staatskleidungen von dem Landvolke in dem Gräflich Giechischen. 6) Volkszahl der Französischen Republik in J. II. und V. nebst der Vertheilung der Personen-Luxus- und Mobilien-Steuer, von 60 Million Livers.

Tübingen, b. Cotta: *Taschenbuch auf das Jahr 1798 für Natur und Gartenfreunde, mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern.* 212 S.

Auch dieses niedliche Taschenbüchlein nimmt an Werth zu, und liefert wiederum das diesjährige gute und interessante Stücke. — *Wahrscheinliche Witterung des Jahres 1798 nach Höslins Witterungsbeobachtungen.* Diese Witterungsverkündigungen bewähren sich unter vielen dergleichen am allermeisten. Sie sind nach dem Maasstab genommen, dass immer nach 19 Jahren die Witterung im Zeitraum von 8 bis höchstens 14 Tagen in den merkwürdigsten Begebenheiten übereinstimmt. — *Ueber die Cultur der Ananaspflanzen*, von einem praktischen Gärtner. — *Von der Pflanzung und Behandlung des Spargels, nach den besten Schriftstellern und aus eigenen Erfahrungen.* Von M. Steeb. — *Aechtes Mittel zur Vertilgung der schädlichen Erdflöhe auf den Pflanzenländern* von *Christ.* — *Erprobtes Mittel, die sogenannten Nelkenläuse zu vertreiben*, von Wendland. — *Mittel, Pflanzen, die sich nicht gut durch Setzlinge, Einleger in die Erde oder auf Art der Nelken eingeschnittene Einleger vermehren lassen, in Vermehrung zu bringen*, von demselben Vf. *Aussaat in Eyerschalen* von D. Römer. *Behandlung des drehenden Süssklee (Hedysarum gyrans) dadurch derselbe zur Blüthe gebracht, auch der Same reif wird.* — *Ideal einer Obstgartenanlage nach verschiedener Rücksicht der Lage und der Absicht des Besitzers*, von *Christ.* Es enthalt zweckmässige Regeln, und einen Auszug der anzupflanzenden besten und nützlichsten Sorten aller Arten so wohl Tafel- als wirthschaftlichen Obstes, zu freystehenden und Spalierbaumen etc. nebst einem Kupferblatt. — *Beschreibung des Gartens von Hohenheim*, dritte Fortsetzung. — Sie hat 9. überaus feine Kupfer und das Titelkupfer hat ebenfalls darauf Bezug. — *Beschreibungen der schönen Gegenden und Spaziergänge bey Zürich*, in Briefen an einen Freund. *Ein Conservatorium der Engländer nach neuestem Geschmack.* — Das Gebäude unterscheidet sich von dem Orangeriehaus, als in welchem die Pflanzen in Kübeln oder Töpfen auf Gestellen aufbewahret werden, dadurch, dass der Boden des Conf., der mit Pflanzen-Erde bereitet ist, in Beete und Rabatten eingetheilet wird. Hiezu eine Kupfertafel. — *Ueber einige Pflanzen, deren Wartung den Liebhabern Freude machen und ihre Gärten verschönern wird.* Fortsetzung. — *Erhöhete Nelkenzucht* v. D. Hedwig. *Neueste Gartenberichte aus England* (Auszüge aus Briefen eines sachkundigen Mannes.) — *Erfindungen und Vorschläge zu Gartengebäuden*, mit 4. schönen Kupfern von Klinsky und Touret. — *Garten-Miscellen.* — Sie enthalten sehr gute und angenehme Sachen und der Schluss S. 204. eine überaus artige und gerechte Anwendung: *quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris.* — *Gartenliteratur.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Nürnberg und Altdorf*, b. Monath und Kussler: *Sammlung elektrischer Spielwerke für junge Elektriker.* Siebente Lieferung. Mit 7 Kupfertafeln. 1796. 4 Bogen. 8. (8 gr.) Es ist freylich kein Theil der Physik, wo es so viel zu spielen gäbe und wo so viel gespielt würde, als die Elektricität; indess kann Rec. sich doch kaum vorstellen, dass Spiele, wie die hier beschriebenen, viele Liebhaber finden sollten, da der Apparat in Vergleich mit der dadurch zu erreichenden Wirkung meistens viel zu umständlich ist. Um ein paar erleuchtete Ziffern zu erhalten, oder einen Deckel aufzuschlagen, oder ein Bischen Baumwolle zu entzünden, lohnt es doch wahrlich der Mühe nicht, so viel Umstände zu machen, als hier zu den sogenannten *vier Species*, dem *Wahrsager*, und den *Schattenuhren* erfodert werden. — Wenn wir etwas auszeichnen sollten, so wäre es die *Blitztafel.* Statt der zerbrechlichen und kostbaren Glastafeln zu Spielen mit dem elektrischen Lichte wird hier vorgeschlagen, in einem grossen hölzernen Rahmen reinen Taffet auszuspannen, und ihn auf einer Seite mit Bernsteinlack zu bestreichen, doch so, dass rings herum ein drey Zoll breiter Rand unlakirt bleibt. Wenn dieser Anstrich trocken geworden ist, muss man ihn noch zweymal wiederholen, und dann feine Messing- oder Kupferfeilspäne dünne darauf streuen. Die überflüssigen Späne werden durch Klopfen in den Rahmen heruntergebracht. Ist alles trocken geworden, so muss man noch durch Reiben mit der Hand, oder einem Stückchen Tuch und durch Bürsten so viel von den Feilspänen wegbringen, dass sie nicht ununterbrochen zusammenhängen, sondern in kleinen Zwischenräumen von einander abstehen, in denen das elektrische Licht beym Durchströmen sichtbar wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, in der Curtschen Buchh.: *Johann Christian Reil*, d. A. D. Lehrer's der Heilkunde zu Halle etc. *über die Erkenntniss und Cur der Fieber.* Erster Theil. *Allgemeine Fieberlehre.* 1797. 580 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dies ist nicht die Arbeit eines leeren Kopfs, der sich in Theorieen und subtilen Hypothesen verliert, oder durch gar zu vieles Erklären gerade am wenigsten erklärt; sondern es ist das Werk eines Mannes, der durch viele neue fruchtbare Ideen einen ächt philosophischen Geist verräth; der erst nach erworbener grosser Erfahrung sich ein System zu machen sucht; der noch vieles zu erklären übrig läst, und mit lobenswürdiger Bescheidenheit gesteht, wo er Lücken findet, und wo wir zu kurzsichtig sind, sie auszufüllen; dessen schon bekannte Verdienste um die Wissenschaft durch dieses Werk sehr erhöhet werden. Er verdient es, dass die Leser auch durch das Studium dieser Schrift nähere Bekanntschaft mit ihm machen.

Man würde es sich ehedem zur Schande gerechnet haben, was jetzt dem Vf. zur Ehre gereicht, offenherzig zu gestehen, dass wir von vielen Erscheinungen im Fieber, z. E. von der nächsten Ursache und Entstehungsart des Frostes, und tausend andern Dingen, gar keine Erkenntniss haben; so wie er uns überhaupt in dem ganzen Werke mehr Beweise von unsrer Unwissenheit, als von grossen Fortschritten giebt, die wir in der Pathologie gemacht haben. Diese Beweise würden noch stärker seyn, wenn er das neue Werk von *G. Fordyce* (*on a simple fever.* 1794. 8.) genützt hätte. Bey Krankheiten, die sich auf die Mischung organischer Körper beziehen, können wir keine wissenschaftliche Kenntniss haben, müssen daher alle Hypothesen verbannen, und eine geläuterte Empirie einführen, uns an Erscheinungen und Gesetze halten; obgleich die Existenz kranker Mischungen aus der Erfahrung bewiesen werden kann. Unsre Erkenntniss dieser Art Krankheiten sey ganz empirisch. (Aber müssen wir denn schon aufhören, sie empirisch zu beobachten, und ist die Klage des Vf. gegründet, dass man zu viel beobachte und zu wenig denke?) Krankheit, sagt Hr. *R.*, ist nicht das Gegentheil der Gesundheit, sondern beide sind nur verschiedene Arten der Existenz eines lebendigen Körpers. Was er aber zum Beweise dieses Satzes angiebt, zeigt nur, dass der kranke thierische Körper nicht aufhöre thierischer Körper zu seyn, und der Satz ist nur neu vorgetragen. Lebenskraft sey als Grundkraft theils unerwiesen, theils als solche nicht unbedingt veränderlich. Wir kennen die Natur des Fiebers nicht, und die Behandlung desselben sey bloss nackte Empirie; sie von einem Reize seiner Fiebermaterie, fehlerhaften Lebenskraft, vermehrter Reaction der Organe etc. herzuleiten, seyen bloss Worte, die nichts erklären, und viele dieser Angaben falsch. Auch unsre Erkenntniss der Wirkung der Arzneyen sey empirisch, und von blutreinigenden etc. Mitteln sprechen, sey sinnlose Traduction aus der todten Natur in die lebendige. Daher sey auch die Curart der Fieber empirisch. Wir theilen bloss die Ideen des Vf. mit, und müssen die Beweise die Leser selbst nachlesen lassen. Die epidemische Constitution durch Thermometer, Hygrometer etc. erforschen, sey eben so fruchtlos gewesen, als jetzt die Resultate der Beobachtungen mit dem Eudiometer schwankend sind. „*Ein Fieber* sey eine „widernatürliche Veränderung der thierischen Kräfte „eines Organs, ohne eine sichtbare mit derselben in „Verbindung stehende Verletzung der Structur des„selben, nämlich eine Erhöhung der Reizbarkeit, „wobey das Wirkungsvermögen unverletzt oder ge„schwächt ist, verbunden mit einer erhöheten Reiz„barkeit derjenigen Nerven und Gefäfse, die dem „fiebernden Organe zunächst angehören." Wahrscheinlich findet man diese Erklärung für unser Zeitalter, wo man so oft von Reiz, Reizbarkeit, Reizfähigkeit etc. reden hört, so sehr passend, als man in den vorigen Zeiten, wo man noch allein an Humoralpathologie hing, ein Fieber aus muriatischer oder andrer Schärfe der Säfte erklärt wurde. Der Vf. setzt selbst hinzu, dass es hiebey auf Convenienz und Sprachgebrauch der Aerzte sehr ankomme, und weicht durch diese Definition der Verlegenheit aus, den Sitz in den Gefäsen allein oder in den Nerven anzunehmen, ob er gleich über das Mitleiden von beiden in einem Fieber weiter philosophiert; er tritt dadurch der Humoralpathologie so wenig zu nahe als der Nervenpathologie, und bestätigt stillschweigend die von *Hufeland* etc. glücklich angenommene Verbindung von beiden. Die nächste Ursache des Fiebers sey Krankheit der thierischen Kräfte unmittelbar in den fiebernden Organen. Der Vf. bedient sich dabey oft des Ausdrucks von kranker Mischung der fiebernden Organe, gesteht aber sogleich darauf, dass wir von dieser kranken Mischung gar keinen Begriff haben (aber oft neuer Worte bedürfen). Ungleich praktisch nützlicher ist das, was Hr. *R.* von den verschiednen Fieberreize §. 38. bis zu Ende des gan-

zen Kapitels sagt, besonders von ansteckenden Giften und ihren Wirkungen, vom Fieberstoffe als einer Materie, und wo er den Begriff von allem diesem mit der gröfsten Scharfsichtigkeit sehr glücklich entwickelt, so dafs wir uns kaum das Vergnügen abschlagen können, ganze §§. daraus abzuschreiben. Es war uns jedoch neu, dafs S. 63. bey dem Hannattan in Afrika alle Kranke plötzlich gesund werden sollen, und unerwartet, dafs der Vf. ganz treuherzig annimmt, der Vollmond errege die Anfälle des Wahnsinns, der Kolik, des Steins etc. Es thut einem leid, wenn man findet, dafs ein so hell sehender Kopf, zuweilen zu Aufführung seines Gebäudes, auch verlegne oder unbrauchbare Materialien in die Hände bekommt, und z. E. bey Gelegenheit des Einflusses der Gestirne, sich auf die unzuverläfsigen Angaben von *Balfour* etc. beruft (die wir ehedem A. L. Z. 1796. Nr. 156. untersucht haben) oder sogar auf das alte: *Luna vetus vetulas* etc. zurückkommt. Vielleicht verdiente *Herschels* grofser Gedanke von wahrscheinlicher Abnahme des Sonnenlichts die Aufmerksamkeit der Aerzte mehr. Das ansteckende Gift sey nach seiner Wirkung auf unsre Sinnorgane eine milde thierische Materie ohne alle kaustische Schärfe. Man sieht überhaupt den Vf. die pneumatische Theorie weniger anwenden als es Mode ist, und wenn er vom oxydirten Stickgas etc. gar nicht redet, so mufs man hoffen, dafs das Exempel eines so scharfsinnigen Forschers immer mehrere reizen werde, sich von der Ebbe und Fluth dieser Mode nicht fortreifsen zu lassen, sondern zu begreifen, dafs, obgleich der Vf. von Mischungen der thierischen Materie und chemischen Processen redet etc., diese chemischen Gesetze eben so wenig allzeit auf den thierischen Körper anwendbar bleiben, als der thierische Körper den ehemals angenommenen hydraulischen Gesetzen gehorcht, oder die Iatromathematiker ihre Theorieen haben erhalten können, wenn sie fanden, dafs z. E. der *Musc. masseter* oder *deltoideus*, ganz wider die Gesetze der Mechanik vom Hebel, dem fixen Punkte so nahe angebracht sind.

Die Stoffe die im febrilischen Urin sichtbar sind, seyen nicht die Krankheitsmaterie, sondern Producte des Fiebers, und ihr Abgang hebe nicht das Fieber. Die Abmagerung erfolge, weil der Kranke immer Kohlensäure aushauche, und keinen Kohlenstoff wieder zu sich nehme. Den Typus der Fieber leitet der Vf. von der veränderten Lebenskraft her, und diese stehe mit dem Laufe des Mondes im Verhältnisse; jedoch wissen wir die letzte Ursache des Typus nicht. Bey den Heilkräften der Natur, welche Stahl der Seele zuschreibt, macht der Vf. vortrefflich den Einwurf: warum heilt die Seele des Arztes ihren Körper nicht besser, als die Seele des Bauern den ihrigen heilt, da die erste doch mit ihrer natürlichen Anlage zu diesem Geschäfte noch das Studium dieser Wissenschaft verbindet? Warum heilet die Seele der wilden und dummen Menschen ihren Körper oft besser, als die Seele des Klugen? Es würde jedoch dem Vf. wohl nicht so gar leicht zu beweisen werden, dafs die Zoophyten keine Seele haben, wie er bey dieser Gelegenheit annimmt. Wenn durch Fieber zuweilen Krankheiten gehoben werden, so geschehe dies nicht durch Ausleerungen feindseliger Stoffe, sondern durch ihren Einflufs auf die Modification der thierischen Kräfte.

So wie zu einer Krise nicht immer eine sichtbare Ausleerung irgend einer groben Materie nothwendig ist, so seyen die meisten Metastasen, als Wanderungen der Krankheitsstoffe angesehen, Hypothesen ohne Grund. Nach diesen allgemeinen Grundsätzen kommt der Vf. nun der Eintheilung des Fiebers näher, und nimmt 3 Gattungen desselben an: *Synocha*, wo die Lebenskräfte, wenigstens die Reizbarkeit, erhöhet, und das Wirkungsvermögen der kranken Organe nicht geschwächt ist; *Typhus*, wo nur die eine Aeufserung der Lebenskraft, ihre Reizbarkeit, erhohet, das Wirkungsvermögen aber geschwächt ist; *Lähmung*, wenn beide Aeufserungen der Lebenskraft in den kranken Organen gestört oder geschwächt sind. Viele werden hier den Einwurf, welcher dem Vf. von einem andern Arzte gemacht war S. 229, nicht ganz ungegründet finden, dafs die angenommene letzte Gattung mehr als Product des Fiebers angesehen werden müsse; und die Frage des Vf.: wohin sollen die brandigen und warzigten Pocken kommen? hat uns am wenigsten befriedigt, da jene sehr zwanglos unter *Typhus* gebracht werden können. Es hat wenigstens der Sprachgebrauch die Lähmung bisher immer als Wirkung einer andern Ursache bezeichnet, und auf der andern Seite, wenn man diese neue Idee bey einigen S. 269. aufgeführten Krankheiten auch noch so richtig findet, doch wohl nicht leicht eine *Amaurosis* unter Fiebern mit aufgestellt. Der Vf. sagt nachher S. 233. selbst, dafs ein Fieber, das als *Synocha* anfängt, in der Folge Lähmung werden kann; bringet Brand, in welchen alle Entzündungen übergehen können S. 266. unter Lähmung; sagt S. 533. dafs die Lähmungen gewöhnlich mit dem *Typhus* verwickelt sind, oder sich ihm in seiner letzten Periode zugesellen.

Höchst interessant ist das Schema, nach welchen die Arten der Fieber abgehandelt werden können. S. 244. Bey den genannten drey Gattungen finden sich nun fast eben dieselben Krankheiten unter *Synocha* aufgeführet, welche unter *Typhus* stehen; unter den Krämpfen auch Ruhr, Keichhusten; unter Gemeingefühl, Kolik, Zahnschmerz. Vortrefflich ist der Gedanke von Lähmung der Saugadern bey den Wassersuchten nach Entzündungen, und bey geschwollenen Füfsen nach hitzigen Fiebern, die Lähmung der Hautarterien bey dem Zurücktreten des Scharlachs, bey dem plötzlichen Einfallen des Gesichts in Pocken; auch gehören ohne Zweifel die passiven Blutflüsse dahin; aber eben diese, so wie viele der vorhergehenden Zufälle nicht überhaupt mehr unter Apyrexien? Wenn unter Lähmung auch Brand S. 266 aufgestellt ist, so scheint dieses höchstens nur auf trocknen Brand,

Brand

Brand der Alten, den man hier gar nicht genannt findet, anwendbar.

Wenn der Vf. darauf zur Curmethode der Fieber übergeht, so nennt er die entzündliche Verdickung des Bluts, Fäulniss, Galle, katarrhalische und rheumatische Schärfe, Miasma und Ansteckungen, *wankende ehemalige Grundpfeiler der Arzneykunde*, und legt wieder über unsere Unwissenheit ein sehr demüthigendes Geständniss ab; wo jedoch der denkende Arzt nach gewissen Gesetzen und Regeln verfähret, da findet er auch wieder Trost von S. 278 an, und wir bedauern es sehr, dass uns der Raum fehlt, aus dem ungleich wichtigern praktischen Theil desselben viel auszuzeichnen, wo der Vf. im philosophischen Raisonnement eine Stärke zeigt, die ihm selbst bey Aerzten von der längsten Erfahrung den grössten Beyfall verspricht, besonders im 13ten Kap. Es gebe Fieber, wo wir bloss Zuschauer seyn müssen, Mittel, wodurch wir unmittelbar auf die nächste Ursache des Fiebers wirken, und die erhöhete Reizbarkeit abstumpfen. Hierauf beruhe die Stärke der Curmethode nach Brownischen Grundsätzen, wobey die Kranken schneller genesen, die daher Prüfung verdiene, und keine Ausklatschung ohne Gründe; sie dürfe nur nicht überall, sondern nach gewissen Regeln angewandt werden, die hier sehr genau bestimmt werden, z. E. dass die *Synocha* schon ganz andere Mittel erfodere als der *Typhus* etc. Unter den allgemeinen Mitteln werden Blutlassen, Erregung des Erbrechens, des Laxirens, Vermehrung der Transpiration, der Ausleerung des Urins, Bäder und Kothmachende Mittel untersucht, ihre Anzeigen, so wie ihre Wirkungsart, angegeben. Das Blutlassen solle man nicht auf gewisse Tage einschränken (wobey das undeutsche: *die Regeln der Frauenzimmer*, anstatt der Reinigung, wohl dem Leser missfallen wird). Wie Brechmittel weiter als auf den Magen wirken; auf Saugadern, Blutgefässe. Alles, was im Magen ist, sagt Hr. *R.*, leeren die Brechmittel aus, aber alle diese Dinge sind als äusere Dinge weder Krankheiten, noch nächste Ursache derselben, sie sind Producte der entfernten Ursache der Krankheiten, die der Magen in den meisten Fällen fortschaffen wird, wenn man ihm seine gesunden Kräfte wieder geben kann. (Aber auch Gifte, die vorher mit unter jene Dinge gerechnet waren?) Bey der sogenannten Ausleerung der Galle erinnert der Vf. nach seiner schon bekannten Idee, dass sie eben so Product einer Krankheit sey, welche durchgehends von einer zu reizbaren und thätigen Leber herrühret. Die Ausleerung der Galle helfe nichts, wenn die Krankheit bleibt, durch welche sie erzeugt wird. Die Gallsucht erfodere beruhigende Mittel. Die sogenannten Gallenfieber seyen zuweilen gelinde Leberentzündungen. Den ansteckenden Stoff leeren diese Mittel nicht aus, oder verhüten die Ansteckung so wenig, wie bey der Inoculation, weil dazu nur kurze Zeit erfodert wird. (Bey der sogenannten Turgescenz nach oben würde vielleicht für unerfahrne ein Wink über *Melaena*. über Blutbrechen, wobey sich fast alle die angegebenen Zeichen auch befinden, nicht überflüssig gewesen seyn.) So sey auch bey den Schleimfiebern der Schleim ein Product einer zu reizbaren Beschaffenheit der Schleimdrüsen, daher es nicht genug sey, denselben durch Laxiermittel fortzuschaffen. Ueber die antigastrische Methode. Von der Ausdünstungsmaterie wissen wir wenig. Bey Erkältungen sey wahrscheinlich der Reiz der Kälte, und nicht die zurückgehaltene Transpirationsmaterie (auch nicht die von *Weikard* angenommene?) die Ursache der Krankheit, der Katarrhe und Rheumatismen etc., so wie der Hauptzweck der Ausdünstung nicht Ausleerung feindlicher Stoffe, sondern Erhaltung des Gleichgewichts der thierischen Wärme, als eine nothwendige Bedingung der Wirksamkeit der Lebenskraft ist. Zuweilen scheint die Bescheidenheit den Vf. zu weit zu führen; er sagt z. E. ob die kothmachenden Mittel auch auf die Saugadern wirken, sey unbekannt; wie soll man denn die Strangurie von spanischen Fliegen anders erklären?, da die Wirkung eben so erfolgt, als wenn sie verschluckt sind. Das laue Bad wirke auf eine uns unbekannte Art, vielleicht auf die Temperatur der Reizbarkeit, die es mässige und rectificire. Was der Vf. zur Empfehlung warmer Bäder im *Typhus* bloss aus richtiger Theorie vorzubringen scheinet, *Brandis* aber schon aus der Erfahrung bewiesen hat; das kann auch Rec. aus der seinigen bestätigen, und die Leser nicht aufmerksam genug darauf machen. In einem besondern Kap. über die Richtung der thierischen Wärme suchet der Vf. die Anwendung der Kälte und Wärme auf den menschlichen Körper auf richtige Grundsätze zurück zu bringen. Er kennet ein Exempel eines phrenitischen Menschen, der des Nachts aus dem Hause lief, und in einen Brunnen fiel, in welchem er bis an den Hals im Wasser stand. Des Morgens wurde er geheilt von der Phrenesie und vom Gefässfieber aus dem Brunnen gezogen.

Allgemeine Lebensordnung in Fiebern. Die Säuren können schwerlich wirkliche Reinigung der Luft bewirken, und die mineralischen, in dieser Absicht (von den Engländern) empfohlen, seyen kaustisch, und reizen die Lunge. Dabey geht der Vf. über die Meynung von *Mittchill*, *Fourcroy*, die Luft zu verbessern, so wie von *Herz* und *Selle* über die Heilsamkeit der Lazerethluft, leise weg. In der Speiseordnung ist Hr. *R.* nicht sehr streng, und erlaubt unter gewissen Bedingungen Fleischspeisen im *Typhus*. — Methode, die Fieberkranken zu untersuchen. — Hier findet sich in einer gedrängten Kürze das wichtigste, worauf ein genauer Beobachter aufmerksam seyn muss. Genauere Bestimmung der *Synocha* und der Heilart, wobey Wiederholungen unvermeidlich waren, die aber zugleich zu grösserer Aufklärung dienen. Eine Quente von Sydenhams Laudanum auf einmal zu nehmen, ist hier wohl ein Druckfehler. Wenn der Vf. sich so oft auf *Jacksons* Autorität verlässt, so scheint er zu vergessen, in welchem Klima dieser seine Beobachtungen gesammelt, und wie selten daraus allgemeine Resultate auch für das unsrige geltend seyn können. Bey der Gelegenheitsursache des

des *Typhus*, wo Hr. R. auch Kummer, Sorge etc. sehr richtig mit angiebt, erinnert er eben so treffend an das Problematische des schnellen Todes, den zuweilen ein brandiger, oft kleiner und unedler, Theil hervorbringt. Die Regeln über die Cur des Typhus, über die Anwendung und Wirkung des Mohnsafts etc. sind, selbst für einen sehr erfahrnen Arzt noch so lehrreich, dass wir uns nur mit Mühe des Abschreibens enthalten; wer sich damit bekannt macht, wird zugleich desto richtiger über *Brown* urtheilen können. Der Mohnsaft, meynt Hr. *A.*, passe vorzüglich beym *Typhus* des Seelenorgans, wobey die Leser nicht vergessen dürfen, dass er in dem vorhergehenden die Fieber auf gewisse Organe eingeschränket, und z. E. Gefässfieber, fiebernde Organe sagt. Wenn er das Quecksilber, als eins der vorzüglichsten Heilmittel bey vielen Arten des Typhus empfiehlt; so wird vielen Lesern das von *Rusch* im gelben Fieber gegebene: *Ten and Ten* einfallen, aber auch mancher, ungeachtet der hier genau angegebenen Anzeigen, die eigne entscheidende Erfahrung des Vf. darüber zu erfahren, besonders aber den Zeitpunkt etc. genauer bestimmt zu sehen, wünschen, wo es eigentlich passt, weil man die deutschen Aerzte noch immer furchtsamer oder wenigstens behutsamer damit umgehen sieht, als die englischen, und dasselbe doch, ohne allen Zweifel, eins der grösten Mittel ist, die wir besitzen. Hr. *R.* klagt S. 508 selbst über Mangel der Zeichen. Bey der Gicht, wogegen er auch Zutrauen zum Quecksilber zu hegen scheint, hat Rec. Ursache, sich dringend dagegen zu erklären, und aus der Erfahrung davor zu warnen. Anzeigen für die Anwendung der Rinde. Zuletzt setzt der Vf. seine Begriffe von *Lähmung* noch deutlicher aus einander; es sey eine Verminderung oder gänzliche Zerstörung der Lebenskräfte eines Organs durch eine Verletzung seines innern Zustandes. Der *Typhus* sey zuweilen Wirkung der *Synocha;* so sey auch Lähmung nicht protopathisch, sondern Wirkung des Fiebers, wodurch denn das oben wider diese Eintheilung von Fiebern erinnerte mag berichtiget werden. Begriff von Fieberschwäche, von unterdrückten Kräften, vom Faulfieber, das von einer wirklichen Fäulniss des Bluts nicht entstehen könne; denn diese ziehe augenblicklich den allgemeinen Tod nach sich, weil ohne Blut kein thierisch-chemischer Process, keine Lebenshandlung in irgend einem Organe möglich ist; aber wohl sey Verminderung der Lebenskraft des Bluts gedenkbar; wenigstens dürfe man nicht das Faulfieber zu einer eignen Gattung erheben, sondern es gehöre zu der Gattung von Lähmungen. Einige Phänomene der speciellen Lähmung werden hier beschrieben, wobey die Wirkung der sogenannten antiparalytischen Mittel sehr sinnreich erklärt wird, S. 544. Wo Hr. *R.* vom Mangel der Anzeigen für Mittel klagt, wo die reizenden schaden können, und die schwächenden auch, setzt er hinzu: die *Sydenhame* und *Browne* haben von jeher sich den Rang streitig zu machen gesucht. Es scheinet ihm jedoch hier die grosse Erfahrung von *White* entfallen zu seyn, sonst würde er sich darauf besser, als auf die viel unzuverlässigern Erscheinungen beym Galvanismus S. 546 bezogen, auch den Moschus nicht ganz vergessen haben. Den Beschluss macht eine kleine Anzahl Formeln zu Arzneyen und Nahrungsmitteln, wo wir jedoch den im Werke selbst S. 451 zu 2 Loth in 24 Stunden empfohlnen Salpeter nicht wieder finden, und daher einen Druckfehler vermuthen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Cadiz: La Tauromaquia ó Arte de torear.* Por *Josef Delgado (alias Illo).* 1796. 58 S. 8. Der Vf. wundert sich, dass Spanien über die Kunst mit Stieren zu fechten noch kein Buch aufzuweisen hatte, da doch die Neigung zu diesem Schauspiel im Lande so allgemein ist, und die Nation so sehr charakterisirt. Er glaubt, dass diese Neigung den Spaniern angeboren, und die Kunst eben so alt seyn müsse, als Stiere in Spanien vorhanden sind; er rühmt die spanischen Stiere als die stärksten und tapfersten, und dass die Passion, mit ihnen zu kämpfen, den Spaniern, als einer so tapfern Nation, ganz angemessen sey; Carl V, Philipp IV, den König Sebastian von Portugal, den berühmten Pizarro u. a. m. führt er als bekannte Stierkämpfer an. Er selbst, als erfahrner Stierfechter, rühmt seine Kunst als die angenehmste und edelste, und freut sich, dass die Neigung zu derselben gegenwärtig den höchsten Grad erreicht hat. Feige, oder neidisch nennt er diejenigen, welche diese Neigung für barbarisch halten; man dürfe nur Zuschauer seyn, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Dass zuweilen ein Stierfechter umkommt, sey kein Argument, sonst müsse man alle Spiele und Vergnügungen, wobey man zufällig unglücklich werden könne, auch das Reiten und Schwimmen, wo die Gelegenheit zum Unglück viel häufiger ist, verwerfen; bey den öftern Stiergefechten finde man am Schlusse des Jahres selten, dass ein Fechter verwundet oder getödtet worden sey. Sollte man nicht glauben, dass eine Stierfechterseele ihre ganz eigne Logik habe? Von Humanität ist wenigstens in dieser Deduction keine Spur zu finden.

Von der Kunst selbst enthält die erste Abtheilung das Fechten zu Fuss, und die zweyte das Fechten zu Pferde; den Beschluss macht ein alphabetisches Verzeichniss der bey der Tauromachie üblichen Wörter und Ausdrücke, an der Zahl 118.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. März 1798.

PHYSIK.

BERLIN, b. Hartmann: *Grundriss der Naturlehre.* Ein Leitfaden bey Vorlesungen. Entworfen von Dr. *David Ludwig Bourguet* Professor der Chemie beym königl. Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin. Mit zwey Kupfertafeln. 1798. 326 S. 8.

Der Auftrag, welchen der Vf. erhielt, der ersten Classe des *Friedrich Wilhelm Gymnasiums* die Experimental-Naturlehre mit besonderer Rücksicht auf die Chemie vorzutragen, vermochte ihn, da keines der bisher bekannten Lehrbücher, seiner Meynung nach die nöthige Kürze mit Fasslichkeit verbindet, und zugleich eine Uebersicht der ganzen Chemie gewährt, gegenwärtigen Grundriss abzufassen. Da er übrigens eingestehet, dass ein solches Werk nicht füglich etwas anders als Compilation seyn könne, da er seine vorzüglichsten Gewährsmänner *Gren* und *Klügel* nennt, so würde es unbillig seyn, wenn Rec. durch Vergleichung zeigen wollte, *wie viel* der Vf. diesen Männern zu verdanken hat. Auch das Missverhältniss in Ansehung der Ausführlichkeit bey den verschiedenen Materien entschuldigt er durch den besondern Zweck, den er vor Augen hatte, Rec. will daher *seine* Bemerkungen nur auf einige Punkte einschränken, welche unter keiner der angeführten Rücksichten begriffen sind.

Die Definition des Begriffes Natur, wird vom Vf. so gestellt: S. 1. *Natur ist der Inbegriff alles dessen was wahrgenommen werden kann.* Rec. würde ihn so fassen, Natur ist Verknüpfung der Dinge nach einem allgemeinen Gesetze, oder Natur ist das Beständige in den Erscheinungen, welche letzte Definition sich ganz auf die erste zurückführen läst. Ueberdem da *Wahrnehmung* nur durch die Sinne möglich ist, so würde die *Definition des Körpers: es sey ein Ding, welches durch die Sinne wahrgenommen wird,* mit der vom Vf. gegebenen Definition der Natur, in nichts verschieden seyn. *Naturgeschichte* und *Naturbeschreibung* (S. 4.) sind nicht synonym, indem die erste sich mit der Kenntniss der natürlichen Dinge *wie sie waren*, die letzte mit der Kenntniss der natürlichen Dinge *wie sie jetzt sind* beschäftigt. S. 11. §. 7. Sagt der Vf. es lässt sich nicht beweisen, dass die Theilung der Materie Grenzen habe, er hätte hinzu setzen müssen, *wohl aber dass sie keine habe*, indem die Materie den Raum stetig erfüllt. S. 13. §. 12. Wird gesagt, je nachdem die Richtung des bewegten Punktes *während des ganzen Weges* dieselbe bleibt, oder sich ändert, ist die Bahn *gradlinigt* oder *krummlinigt:* allein bey der krummlinigten Bewegung, ändert der bewegte Punkt, *seine Richtung* beständig. S. 20. §. 30. stehet: ein Punkt der durch eine stetig wirkende Kraft bewegt wird, muss jeder andern, *in einer andern Richtung* wirkenden widerstehen, ihr Wirken vermindern oder vernichten, ist A = B so heben sie einander auf. Dieses ist doch nur dann wahr, wenn die Richtungen der Kräfte entgegengesetzt sind, nicht aber wenn *sie einen Winkel* einschliessen. Unter den einfachen Substanzen wird die *Australerde* S. 24. aufgeführt, sie wird noch einmal S. 128. bey Gelegenheit der Erden genannt, und doch kannte der Vf. Klaproths Zerlegung derselben. S. 138. Nur *Wärmestoff*, *Lichtstoff*, *Sauerstoff*, *Wasserstoff*, *Stickstoff*, *Kohlenstoff* sollen wirklich *Grundstoffe* d. i. *unzerlegbar*, Schwefel, Phosphor, die übrigen Radicale der Säuren, die Metalle und Erden nur *unzerlegt* seyn, allein einmal lässt sich *a priori* hierüber nichts bestimmen, zweytens ist auch nach dem Vf. der *Kohlenstoff* eine Zusammensetzung aus einem eigenthümlichen Substrat und dem Lichtstoff (S. 116.), ob übrigens die schwarze Farbe die eigenthümliche des *reinen* Kohlenstoffs sey, ist für Rec. noch nicht entschieden. Die Richtung der Schwere geht eigentlich nicht durch den Mittelpunkt der Schwere (S. 24. §. 37.) dieses würde nur der Fall seyn, wenn die Erde eine vollkommene Kugel wäre. S. 25. §. 40. würde Rec. bey der Definition des flüssigen Körpers hinzusetzen, dessen Grundmassen durch jede noch so geringe Kraft sich *nach jeder beliebigen Richtung* verschieben lassen. — Die Gasarten müssten nicht *expansible* sondern *expandirte* Körper genannt werden; die Basis einer jeden Luftart ist expansibel. Nicht nur bey denjenigen Flüssigkeiten welche der Vf. rein expansibel nennt, sondern bey allen Gasarten, und mehreren tropfbaren Flüssigkeiten, (als Naphta) sind die *repulsiven* Kräfte grösser als die *attractiven*, und nur der Druck der Atmosphäre ist es, dem sie (§. 50. S. 27.) ihren Aggregatzustand verdanken. — Die Rechnung §. 64. ist schon im 32 §. angestellt worden. — Nicht allein wegen vergrösserter Fliehkraft, sondern auch wegen der Richtung, nach welcher die Kräfte auf einander wirken, ist die Schwerkraft unter dem Aequator geringer §. 72. S. 35. Der 95 §. S. 45. muss so gefasst werden: *wenn am Hebel der ersten Art gleich grosse Kräfte in gleicher Entfernung vom Ruhepunkte angebracht sind, so bleibt der Hebel in Ruhe, und auf die Unterlage drückt ein Gewicht, welches der Summe der Kräfte gleich ist.* S. 77. §. 135. wird gesagt, der gemeine Heber bestehet *aus einer gekrümmten Röhre,* billig hätte der Vf. hinzusetzen müssen,

müssen, *von* der ein Schenkel länger ist, als der andere. Die Behauptung des Vf. S. 109. §. 205., dass der Lichtstoff keine ursprüngliche sondern eine abgeleitete expansible Flüssigkeit sey, die aus einer eigenthümlichen Basis *dem Lichtstoff*, und dem *Wärmestoff* der diesem Expansibilität ertheile, bestehet, ist so wenig erwiesen, als dass die Bestandtheile *aller* Laugensalze Stickstoff und Wasserstoff S. 124. seyen. Ungeachtet *van Mons* es behauptet, so fehlen doch noch immer entscheidende Versuche über diesen Gegenstand. Nur dann wenn die entzündlichen *Körper keinen Kohlenstoff enthalten*, ist das S. 114. §. 110. Gesagte richtig, dass er das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft zersetze, und das Stickgas *rein* zurücklasse. Der unangenehme Geruch scheint dem Wasserstoffgas nicht eigenthümlich zu seyn, sondern von fremdartigen Bestandtheilen, häufig von Phosphor herzurühren. — Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. einen Grund angegeben hätte, warum er die *Kohlensäure den vegetabilischen Säuren* beyzählt. Die *Ameisensäure* ist so wenig von der *Essigsäure* verschieden, dass sie kaum eine besondere Erwähnung verdient, wohl aber zeigen die *Kampfersäure* und *Korksäure* neuern Versuchen zufolge, so viele Eigenthümlichkeiten, dass sie nicht hätten übergangen werden sollen. Unter den zu dem Kieselgeschlecht gehörigen Fossilien findet Rec. die Bestandtheile des *Grammits* so angegeben 35 Kieselerde, 33 Kalkerde, 33 Titankalk, eine Spur Braunstein, hier ist offenbar eine Verwechslung mit dem *Titanit* vorgegangen, der Grammit hingegen bestehet aus fast gleichen Theilen Kieselerde und Kalkerde. So hätten auch die Bestandtheile des orientalischen Granats des Katzenauges, Smaragds so wie des Halbopals nach *Klaproths* Analyse, angegeben werden sollen. Auch haben wir eine neuere Analyse des *Topas* von *Vauquelin*, der zufolge er aus 31 Kiesel - 68 Alaunerde bestehet. Unter den thierischen Substanzen S. 193. hätte billig die *Benzoesäure*, welche *Vauquelin* in so beträchtlicher Menge im Pferdeharne fand, aufgeführt werden müssen. Die Krystalle des *phosphorsauren Natron*. S. 196. sind kein neutralisirtes Salz sondern enthalten einen Ueberschuss von Alkali. Bey völliger Neutralisirung schiesst dieses Salz nicht in Krystallen an. Nach Rec. Ueberzeugung sind *Eyweisstoff* und Faserstoff zwey sehr verschiedene Substanzen. Von fast allen Stoffen des Thierreichs findet statt, dass sie sich nur in Ansehung der *quantitativen* Verhältnisse ihrer Bestandtheile (S. 124.) unterscheiden. Statt des Schleifens der Diamanten, S. 216. zu erwähnen, welches keinesweges in die Naturlehre gehört, würde Rec. die merkwürdigen Versuche über das Verbrennen des Diamants in Sauerstoffgas angeführt haben. Nur durch *das Schmelzen* nicht, durch *blosse Hitze* wird das *salzsaure Silber* zu *Hornsilber*. Beym Eisen S. 240. hätte müssen angeführt werden, dass es nur zwey Grade der Oxidation eingehet, und entweder 27 Procent oder 48 Procent Oxygen annimmt, und dass die verschiedenen Eisenkalke, nur *Gemenge* aus diesen sind.

HAMBURG, b. Bachmann und Gundermann: *Grundriss der Experimental-Naturlehre in seinem chemischen Theile nach der neueren Theorie* sowohl zum Leitfaden akademischer Vorlesungen, als auch zum Gebrauch für die Schulen entworfen von *Joh. Gottl. Fr. Schrader* Dr. und ausserord. Prof. der Phil. zu Kiel. Mit 66 Figuren. 1797. 18 Bogen 8.

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass mehrere würdige Schulmänner gegen ihn den Wunsch geäussert hätten, ein Lehrbuch zu besitzen, welches nicht allein die eigentliche Experimental-Physik mit Beziehung auf die neuern in dieser Wissenschaft gemachten grossen Fortschritte und Entdeckungen, sondern zugleich eine Beyspielsammlung zur Erläuterung der vorgetragenen Wahrheiten, und hie und da eine kurze Beschreibung der vorzüglichsten Handgriffe bey den Versuchen enthielte. Diesen Wunsch hätte er gesucht durch dieses Lehrbuch zu erfüllen, und zugleich darauf gesehen, dass der Preis desselben nicht so hoch werden möchte. In der letztern Absicht sind dem Buche keine Kupfertafeln beygefügt, sondern die nothwendigsten Figuren in Holzschnitten zwischen dem Text selbst gedruckt. Uebrigens bemerkt noch der Vf. dass er vorzüglich *Lichtenbergen* und *Gren*, gefolgt sey; und bey solchen Führern lässt sich schon etwas Gutes erwarten. In der That gehört dieses Lehrbuch zu den bessern dieser Classe, die Sachen sind meistens deutlich und ordentlich vorgetragen, und die Absicht, die dadurch erreicht werden sollte, ist wenigstens grösstentheils erreicht worden. Von der andern Seite aber müssen wir auch gestehen, dass wir nichts vorzügliches oder auszeichnendes darin gefunden, oder eine einzige neue Idee oder neue Ansicht der Sachen wahrgenommen haben. Es hat, so wohl in Rücksicht der äussern als innern Einrichtung und Beschaffenheit, die grösste Aehnlichkeit mit dem *Achard'schen* Lehrbuch, das nach denselben Mustern verfertigt ist: nur folgt dieses noch der ältern Gren'schen Theorie von Phlogiston, das gegenwärtige mehr der neuesten; dort werden die Versuche weitläuftiger beschrieben, und die Sachen meistens umständlicher abgehandelt, die hier kürzer angezeigt und mehr zusammengezogen werden. Gleich der erste Paragraph ist in beiden fast wörtlich gleich.

Achard.	*Schrader.*
„Unter dem Worte *Natur* „verstehet man die Vereinigung oder den Inbegriff aller „Eigenschaften eines vorhandenen Dinges.“.	„Unter dem Wort *Natur*, „verstehet man den Inbegriff „aller Eigenschaften eines vorhandenen Dinges.“

Beide bestimmen hier den Begriff des Worts *Natur* zu einseitig; es hat noch mehrere Bedeutungen, und beide sind in den gewöhnlichen Fehler gefallen, aus der Etymologie des Worts *Naturlehre* den Begriff dieser Wissenschaft herzuleiten, den sie daher viel zu weit angeben. Es heisst hier §. 3. (und die Achard'sche Erklärung stimmt ganz damit überein) „*die Natur-*

„turlehre ist diejenige Wissenschaft, die uns die Natur „oder Eigenschaften der Körper kennen lehrt." Nach dieser Definition gehörte auch die Physiologie, Anatomie, und ein grosser Theil der Naturgeschichte in die Physik, denn zu der Natur eines Körpers gehört unstreitig die Beschaffenheit oder der Bau desselben, und Pflanzen und Thiere sind Körper. Auch hat der Vf. sich sehr wohl gehütet, die verschiedenen Theile der Wissenschaft aus seiner gegebenen Definition abzuleiten, sondern sie werden nachher der Reihe nach abgehandelt, ohne dass man weiss, wie man dazu kömmt. Eine systematische Darstellung derselben würde die beste Prüfung seiner Definition gewesen seyn. — Der Zusatz zu den angeführten Paragraphen, dass die Untersuchung *unkörperlicher* Wesen der Gegenstand einer ganz andern Wissenschaft sey, war ganz unnütz, denn es versteht sich von selbst, dass eine Wissenschaft, die von *Körpern* handelt, nicht auch von *unkörperlichen* Wesen handeln kann. — Den Zustand, in den die Körper bey physikalischen *Versuchen* geflissentlich gesetzt werden, *gezwungen* zu nennen, (§. 9.) heisst entweder dieses Wort in einer ganz ungewöhnlichen Bedeutung nehmen, oder etwas, das vielleicht kaum von einem und dem andern Versuche gelten möchte, auf alle ausdehnen. — In der Geschichte der Wissenschaft §. 16. wird *Copernikus* ein *Danziger Rathsherr* genannt, was er niemals gewesen ist; er war aus *Thorn* gebürtig und Domherr zu Frauenburg. Vielleicht hat der Vf. sich mit *Hevelius* geirrt; dieser ist Rathsherr in Danzig gewesen. — Im 80 §. wird eine Erklärung von der beschleunigten Bewegung fallender Körper gegeben, die, so viel uns bekannt ist, *Gren* in der ersten Auflage seines Handbuchs der Naturlehre zuerst aufgestellt, und die ihm auch *Achard* nachgeschrieben hat, die aber unrichtig ist. *Gren* hat sie schon in der zweyten Auflage verbessert, hier aber kommt sie wieder vor. Soll nämlich das, was hier ein *Augenblick* heisst, so viel als ein unendlich kleines Zeittheilchen seyn, so fällt der Körper darin mit gleichförmiger Geschwindigkeit, und man kann sie nicht während desselben noch um 1 zunehmen lassen; ist es aber ein *endlicher* Zeitraum, so ist es eine ganz willkührliche Annahme, dass während desselben die Schwere ihre Wirkung nur *einmal* äussere, und seine Geschwindigkeit gerade noch um 1 vermehren soll, wie es die Folge nothwendig machte. — Daraus, dass der Wärmestoff die Ursache der *Flüssigkeit* der Körper ist, (§. 175.) folgt noch nicht, dass er *elastisch* seyn müsse. — Kann nicht das Wasser eine Menge fester Körper flüssig machen, ohne dass es eine merkliche Elasticität hat? — Eben so wenig lässt es sich erweisen, dass es ohne den Widerstand der Luft keine *tropfbaren* Flüssigkeiten geben könnte; es gehört ja hiezu nichts weiter, als eine gewisse Stärke des Zusammenhangs zwischen den Theilen der Flüssigkeit: nun muss es doch zwischen dem Zustande der Festigkeit und dem der luftförmigen Flüssigkeit eines Körpers unzählige Grade der Stärke des Zusammenhangs geben. Wenn der äussere Druck der Luft auch eine grössere Menge von Wärmestoff nothwendig macht, um einen Körper in den Zustand einer luftförmigen Flüssigkeit zu versetzen, so folgt ja nicht, dass ohne diesen Druck schon die kleinste Quantität von Wärmestoff dazu hinreichend wäre. Ja, wenn sich die Menge des Wärmestoffs wie der Druck der Luft verhalten sollte, so müsste, wenn dieser = 0 würde, jener auch gleich Null werden, das heisst, die Körper müssten alsdann ohne allen Wärmestoff luftförmig werden. — Und ist nicht eben in dem Pulshammer, den der Vf. zum Beweise seiner Behauptung anführt, das Wasser in tropfbarer Gestalt vorhanden? Noch mehr: ist nicht das Quecksilber im Toricellischen Vacuum tropfbar? — Mit Unrecht wird §. 184. die Luft zu den guten Leitern der Wärme gerechnet. Dass uns in einer kalten Luft (und besonders wenn sie bewegt ist) friert, kommt von dem grossen Unterschied zwischen der Temperatur unsers Körpers und des umgebenden Mittels her; wo also auch schon bey einem geringen Leitungsvermögen des letztern dem erstern eine Menge Wärmestoff entzogen werden muss. Eine Koffekanne in *warmes* Wasser gesetzt muss freylich länger warm bleiben, als in der Luft, weil diese eine *viel geringere Temperatur* hat; wer möchte aber hieraus den Schluss ziehen, dass das Wasser eine geringere Leitungsfähigkeit besitze? Nach den neuesten Versuchen von Thomson gehört die stagnirende Luft zu den schlechtesten Wärmeleitern. — Ueberhaupt scheint uns der ganze Abschnitt *von der Wärme* zu kurz behandelt zu seyn. Wir finden hier nichts von der Strahlung der Wärme, nichts von der Entstehung derselben durch Reiben, nichts von der thierischen Wärme; und warum die Ueberschrift: „vom Wärmestoff *und Feuer*" heisst, da von dem letztern, den ersten §. ausgenommen, in dem ganzen Abschnitte nichts vorkommt, sehen wir nicht ein. — Es ist ihm überdem ein besonderer Abschnitt gewidmet. In diesem heisst es unter andern, dass der Weingeist, Kampfer und die ätherischen Oele für sich allein brennen, Baumöl und Talg aber erst durch Beyhülfe des Dochtes. Allein es ist ja etwas Bekanntes, dass man Oel oder Fett nur gehörig erhitzen darf, so brennen sie ebenfalls für sich allein; und der Docht in den Lichtern und Lampen soll nichts anders bewirken, als dass *nur wenig* Talg oder Oel auf einmal bis zu dem Grade der Verbrennung erhitzt werde, und den Process der Verbrennung auf eine bequeme Weise einleiten. — Diese Bemerkungen, dergleichen sich noch mehrere machen liessen, mögen zum Beweise dienen, dass wir das Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen haben, und dass es nicht von Mängeln frey ist, die der Vf. bey den Führern, die er gewählt, hätte vermeiden können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *Almanach und Taschenbuch für Gartenfreunde* von *W. G. Becker.* 1798. 400 S. 12.

Diese sich sehr empfehlende Zeitschrift wird immer interessanter und reichhaltiger an nützlichen und angeneh-

genehmen Materien, die in die Gartenkunst einschlagen, und sie vervollkommnen. Der schöne elegante Druck, das treffliche Papier und die Feinheit der Kupfer erheben sie zur Zeit bey ihrem mannichfaltigen Interesse über alle ihres gleichen. Auch die Garten-Literatur, die weit umfassend wird, und die darin enthaltene bescheidene und einsichtsvolle Beurtheilung der von Zeit zu Zeit herauskommenden Gartenschriften macht dem geschickten Vf. Ehre. Die kurze Anzeige des Inhalts und der bekannten Verfasser wird hinreichen, den Werth dieses Taschenbuchs zu würdigen. I. *Theorie der Gartenkunst.* Vom Hn. Ob. Appellationsrath von *Ramdohr.* II. *Ueber Gartenanlagen und Verschönerung natürlicher Gegenden.* Von *W. G. Becker.* III. *Beschreibung des Naturgartens des Hn. Grafen von Wizay in Hedervar auf der Insel Schütt in Ungarn.* Von Hn. *Petri.* IV. Beschreibung des ländlichen Gartens zu Naro in *Ungarn, zwey Stunden von Raab*, von Hn. *Petri.* V. *Charakteristische Schilderungen mehrerer Gärten in verschiedenen Ländern.* Aus dem Coup d'oeil sur Beloeil gezogen. Von *W. G. Becker.* VI. *Ueber eine Anlage in der Villa Borghese zu Rom, bey Gelegenheit eines Tafelaufsatzes, an den Herausgeber* von Hn. *Krauss.* VII. *Nachtrag zu dem Aufsatze über die Villa Borghese.* Von ebendemselben. VIII. *Entwurf zu einem Nationalgarten.* IX. *Verzeichniss derer Pflanzen, welche im Kurfürstlichen Orangegarten zu Dresden bey dem Hn. Hofgärtner Seidel vom Junius 1796 bis zum Junius 1797 zum erstenmal geblühet haben.* X. *Verzeichniss derer Pflanzen, welche im Kurfürstlichen grossen Garten zu Dresden bey dem Hn. Hofg. Hübler vom Junius 1796 bis zum Junius 1797 zum erstenmal geblühet haben.* XI. *Verzeichniss einiger Pflanzen, welche im Jahr 1796 in dem Gräflichen Mittrowskyschen Garten zu Brünn unter der Pflege des Hn. Schott geblühet haben.* XII. Auszug aus einem *Schreiben des Hn. Redowsky in Memel* nebst *einem Verzeichniss von Pflanzen, die bis zu Ende des Augusts 1796 in dem Garten des Hn. Bremer geblühet haben.* XIII. *Botanische Bemerkungen vom Hn. Hofcommissär Börner in Dresden.* XIV. *Ueber die botanisch-praktische Gärtnerey.* XV. *Erprobte Verfahrungsart, Pflanzen aus einem wärmern Klima nach und nach an ein kälteres zu gewöhnen.* Von *Petri.* XVI. *Weitere Beobachtungen über den Anbau und die bessere Benutzung des essbaren Cypergrasses oder der Erdmandel (Cyperus esculentus)* vom Hn. Hofgärtner *Schweyckert* zu Carlsruhe in Baden. XVII. *Beschreibung der Trichosanthes anguinea.* Vom Hn. Hofgärtner *Hübler* in Dresden. XVIII. *Beschreibung eines unbekannten Schwamms*, vom Hn. *Petri.* XIX. *Von der im vorigen Taschenbuche beschriebenen Pflanze aus der Familie der kürbisartigen Gewächse.* XX. *Verzeichniss einiger Pflanzen die zu Einfassungen dienen.* XXI. *Gedanken zur Einrichtung einer Holzsammlung.* In Beziehung auf die im vorigen Taschenbuche beschriebene neue Methode des Hn. Hausmarschalls Freyherrn zu Racknitz, vom Hn. Architekt *Pansse* in Dresden, mit einem Kupfer. XXII. *Muster zu Denkmälern.* Mit einem Kupfer. XXIII. *Kurze Nachrichten.* XXIV. *Gartenliteratur.* XXV. *Gartenprospecte.* XXVI. *Erklärung der Kupferblätter.* XXVII. *An Gärtner und Gartenfreunde.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hannover*, b. Gebrüd. Hahn: *Ueber verschiedene Höhenmessungen, zwey entdeckte grosse Magnetfelsen und andere merkwürdige Gegenstände des Brockengebirges*, von *Christian Friedrich Schröder.* 1796. 100 S. gr. 8. Diese Schrift soll als die erste Fortsetzung der von dem Vf. vor einigen Jahren herausgegebenen Abhandlung vom Brocken, von der erheblicher Hindernisse wegen der versprochene zweyte Theil nicht erscheinen wird, dienen. Sie ist in der Form eines Briefes an den bekannten Harz-Beschreiber, Hn. *Lasius*, abgefasst. Einer ihrer Hauptzwecke ist, einige Irrthümer in des erstern Beobachtungen über die Harz-Gebirge zu berichtigen. Ins besondere ergiesst der Vf. seinen Eifer gegen die aus Barometer-Messungen berechneten Höhen der Stadt Wernigerode, des Brockens, u. s. w., welche er durchaus für zu niedrig hält und dieses mit dem Gefälle der Holtemme, eines kleinen von Wernigerode aus, durch das Fürstenthum Halberstadt fliessenden und Mühlen treibenden Flusses, beweisen will, auch bewiesen haben würde, wenn er das Gefälle dieses Flusses bey den Mühlen, nicht blofs nach einer von ihm angenommenen Mittelzahl, sondern durch wirkliche Messungen, bestimmet und angegeben hätte. Wenn er mit einer solchen Genauigkeit, wie man es erwarten konnte, gegen die Barometer-Messungen, von denen er kein Freund ist, gestritten hätte: so würde ihm dies mehr Ehre gebracht haben, als die leidenschaftlichen Aeusserungen gegen Männer, von welchen dergleichen Messungen auf dem Harz-Gebirge angestellt worden sind. Nach Hn. S. Rechnung ist der Gipfel des Brockens wenigstens 4000 Rheinl. Fuss über die Meeres-Fläche erhaben. Uebrigens ist zwar die Schreibart des Vf. gedehnt und streitsüchtig, mit unter auch vom Egoismus der Eigenliebe nicht frey: allein seine Schrift enthält dennoch manche merkwürdige und unterhaltende Nachrichten, die gedrängter erzählt, sich angenehm lesen lassen würden; wie auch nützliche Winke für diejenigen, welche den Brocken bereisen wollen. Für den Physiker und Mineralogen sind insbesondere die sorgfältigen Beobachtungen über die magnetischen Wirkungen der beiden Granit-Klippen, die Schnarcher genannt, lesenswerth. Nicht allein die ganzen Klippen, sondern auch abgeschlagene Stücke, äusserten solche Wirkungen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 7. März 1798.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1800, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten,* herausgegeben von *Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1797. 252 S. 8.

Hr. *B.* sucht seinem Jahrbuch sowohl in Absicht auf die von ihm darin berechneten Tafeln, als auch in der Auswahl der darin aufgenommenen Aufsätze immer mehr Vollkommenheit zu geben, und Rec. glaubt, dass eine Vergleichung des hier anzuzeigenden Jahrgangs mit einigen seiner Vorgänger dies Urtheil sicher rechtfertigen werde. Voran steht, wie gewöhnlich, die Zeit- und Festrechnung auf das Jahr 1800, wobey von neuern Völkern besonders auch der Calender der Juden, und der Türken — nicht aber der französische angeführt wird. Auch diesen letzten namentlich anzuführen, möchte künftig nicht nur um deswillen um so räthlicher seyn, weil doch viel mehrere Leser den unter uns gewöhnlichen Calender mit dem französischen, als mit dem Türkischen zu vergleichen Veranlassung haben dürften, sondern auch, weil wirklich nach einer Aeusserung Hn. Lalandes in dem zugleich ausgegebenen Supplementbande es zwischen der französischen Regierung und ihren Astronomen noch nicht ganz entschieden ausgemacht zu seyn scheint, ob es in Ansehung der Schaltjahre bey dem ersten Decret des Nationalconvents sein unwiderrufliches Verbleiben haben solle, oder nicht, und mithin fortgehende Nachrichten darüber erwünscht seyn müssen. Für uns Uebrige wird das Jahr 1800, ungeachtet es 4 Jahre nach dem letzten Schaltjahre folgt, doch ein gemeines Jahr von 365 Tagen seyn, weil nämlich nach der bekannten Gregorianischen Einrichtung die Schalttage immer dreymal hintereinander bey dem Ende eines Jahrhunderts, namentlich bey 1700, 1800, 1900 wegfallen, und nur beym 4ten Jahrhundert bleiben. Hiedurch wird also der Unterschied zwischen dem Julianischen und Gregorianischen Calender, der von 1700 an 11 Tage betrug, von 1800 bis 1900 12 Tage ausmachen. Das eigentliche Jahrbuch hat Hr. B. dadurch noch mehr vervollkommnet, dass er der stündlichen Zunahme der geraden Aufsteigung des Monds von 12 bis 1 Uhr des Nachts nach Berliner Zeit eine eigene Rubrik widmete, bey Planeten auch heliocentrische Länge und Breite angab, und die Erscheinungen Mercurs von 3 zu 3 Tagen ansetzte. Diese Angaben waren für praktische Astronomen wirklich wünschenswerth, wenn auch gleich darüber die Anzeige einiger minder interessanten Erscheinungen wegfallen musste, und z. B. bey dem Mond, und eben so bey den Planeten, statt des sonst erwähnten Auf- *und* Untergangs nur *der sichtbare* Auf- *oder* Untergang angeführt werden konnte. Diesmal ist auch wieder die Erklärung von der Einrichtung und dem Gebrauch des astronomischen Jahrbuchs beygefügt, die seit 1791 weggeblieben war. Es ist sehr zu billigen, dass diese Erklärung, die doch der Hauptsache nach immer die nämliche bleibt, nicht mehr wie ehedem alle Jahr, sondern nur von Zeit zu Zeit wieder abgedruckt, und dadurch der Raum für neue Abhandlungen gespart wird. Alle 10 Jahre einmal, dächte Rec. wäre genug, und eben so könnte es mit der Tafel mit der Aufschrift: wie viel die Himmelskörper unter andern Polhöhen früher oder später als zu Berlin aufgehen, gehalten werden. Einzelne Aenderungen im Jahrbuche lassen sich ja immer dazwischen hinein kürzlich anzeigen. Aus den angehängten Aufsätzen und Abhandlungen zeichnen wir folgendes aus. Aus einer Handschrift des sel. Lambert kommen Bemerkungen über den 1759 zurückgekommenen Kometen vor. Dieser Komet ist von 1456 bis 1759 5mal beobachtet worden, woraus sich 4 dem ersten Anschein nach noch ziemlich ungleiche Perioden von 75 J. 77 T.; 76 J. 52 T.; 74 J. 323 T. und 76 J. 178 T. ergeben. Lambert macht nun die Bemerkung, dass, wenn man noch viele vorhergehende Erscheinungen des Kometen wüsste, sich leicht *eine mittlere* Periode würde bestimmen lassen, von welcher die einzeln gefundenen Perioden weit weniger, als unter sich abweichen würden. In Ermanglung solcher frühern Beobachtungen bringt er aber doch durch eine einfache, auf die bisherigen Erscheinungen gegründete Zeichnung eine mittlere Periode von 75 Jahren 218 Tagen heraus, bey welcher Voraussetzung dann die Abweichungen der einzelnen Perioden von derselben nicht nur an sich weniger beträchtlich werden, sondern auch nach einem ziemlich einfachen Gesetze fortschreiten. Hiernach findet Lambert, dass der nächste *wahre* Durchmesser des Kometen durch das Perihelium gegen die Mitte Octobers 1833 zu erwarten sey. Ein kleiner Rechnungsfehler ist es übrigens, wenn S. 121 für 1759 bey dem mittlern Durchgang die Anzahl der Tage zu 52 angesetzt wird, und daher in der danebenstehenden Gleichung + 8 steht. Wenn man zu dem nächstvorhergehenden mittlern Durchgang 75 J. + 249 T. addirt, so kommen vielmehr 61 T. heraus, und damit in die Gleichung — 1. Eigentlich

lich ſollten freylich wieder 60 Tage herauskommen, und die Gleichung auſser b nichts enthalten. Dies geſchieht auch wirklich, wenn man ganz genau rechnet, und das Julianiſche Jahr überall zu 365,25 Tagen ſetzt. Noch bemerkt Lambert, daſs die von Saturn herrührende Ungleichheiten in dem Lauf des Kometen ziemlich genau nach 7, ſo wie die von Jupiter herrührenden Ungleichheiten ziemlich genau nach 8 Perioden des Kometen wiederkehren.

Olbers über den 1533 von Appian beobachteten Kometen berichtigt einen in den von Downes berechneten Elementen deſſelben vorkommenden Fehler, giebt dann aber noch andere, von dieſen gänzlich verſchiedene Elemente an, welche die freylich ſehr groben Beobachtungen Appians gleich gut darſtellen, und macht aus dieſer Veranlaſſung überhaupt die Bemerkung, daſs, wenn man die Zwiſchenzeiten zwiſchen den Beobachtungen unendlich klein, mithin das Stück der Kometenbahn zwiſchen den Beobachtungen als geradlinicht und gleichförmig durchlaufen annehme, das Kometenproblem immer auf eine Gleichung des 6ten Grads führe, die wenigſtens 2 reelle Werthe haben müſſe. Hr. Prof. *Klügel* trägt die Parallaxenrechnung mit Rückſicht auf die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde, die er ſchon im Jahrbuche für 1790 gelehrt hatte, dadurch noch genauer vor, daſs er auch die 2te Potenzen der dabey vorkommenden kleinen Winkel mitnimmt. Von *Beitler* kommt eine neue Berechnung der von ihm beobachteten Sonnenfinſterniſs vom 3. April 1791 vor. Er findet daraus den Unterſchied der Mittagkreiſe zwiſchen Paris und Mietau 1 St. 25′ 28″,6. *Trembley* liefert Bemerkungen über die Theorie von der Fortrückung der Aphelien bey den Planeten. La Grange hatte dieſen Gegenſtand in den *Berlin. Mém.* von 1786 geometriſch behandelt, und einfache und kurze Auflöſungen des Problems gegeben. Trembley zeigt nun, daſs, wenn man auf ähnliche Art wie la Grange bloſs den Theil der perturbirenden Kräfte, welcher eigentlich auf dies ſpecielle Problem Einfluſs hat, in Betracht zieht, auch die Rechnung mit gleicher Kürze auf die nämlichen Reſultate führe, und daſs auch die bey der geometriſchen Behandlung zu Grunde gelegten Sätze nur unter einer andern Einkleidung das nämliche enthalten, was die bey der Rechnung zu Grunde gelegten Sätze. Von *Schröter* kommen mehrere ſehr intereſſante Beobachtungen vor. Hier nur einiges davon. Schr. fand nach mehrern Beobachtungen dunkler oder heller Stellen auf Saturn ſeine Umdrehungszeit zu 11 St. 51 M.; etwas mehr als 12 St.; 11 St. 40′,5, alſo von Herſchels Angabe, nach welcher ſie 10 St. 16 M. wäre, ſehr verſchieden. Er hält aber ſelbſt dieſe Beobachtung nicht für hinreichend zu einer ſichern Folgerung über die Rotationsperiode. Auch Schr. fand die Herſchelſche Beobachtung über die Umdrehung des 5ten alten Saturnstrabanten in eben der Zeit, in welcher er ſeinen ſynodiſchen Umlauf vollendet, vollkommen beſtätigt, und auſserdem zeigten ihm ſeine Beobachtungen auch bey dem 1ſten, 2ten und 3ten Saturnstrabanten, und bey dem 4ten Jupiterstrabanten genau das nämliche Phänomen: mithin wäre jetzt das Geſetz, daſs ſich die Trabanten während eines ſynodiſchen Umlaufs einmal um ihre Axe drehen, unſern Mond mitgerechnet, bereits an 6 Trabanten beſtätigt. Auch in dem 3ten, und ſelbſt in dem 2ten Jupiterstrabanten hat Schr. Flecken wahrgenommen, die ihm aber zu vergänglich zu ſeyn ſcheinen, als daſs ſich der Trabanten Umdrehungszeit daraus herleiten lieſse. Ferner hat Schr. den Durchmeſſer der 5 alten Saturnstrabanten zu beſtimmen geſucht, und findet für den 1ſten und 2ten 105 geogr. Meilen, für den 3ten 256, für den 4ten 618, und für den 5ten 388. Nach dieſer Beſtimmung darf uns wohl nicht wundern, daſs ſo kleine Körper in einer ſolchen Entfernung ſo ſchwer zu Geſicht kommen. Auch die Durchmeſſer der Jupiterstrabanten hat er gemeſſen, und findet ſie ſämmtlich kleiner, als man bisher, wahrſcheinlich durch die Irradiation irregeführt, angenommen hatte. Von den Hn. *Triesnecker*, *v. Utenhove*, *Koch*, *Derfflinger* und *Olbers* kommen verſchiedene merkwürdige Beobachtungen vor. Von *Bode* auſser den Nachrichten von den zu Berlin im Jahr 1796 angeſtellten Beobachtungen, und von dem 1797 entdeckten Kometen, welcher ſehr nahe an der Erde vorbey ging, und deswegen eine ſo ſchnelle ſcheinbare Bewegung hatte, eine Tafel, die halbe Dauer der Culmination des Monds zu finden, und eine Abhandlung über vermuthete Verrückungen der Erdpole und Veränderungen in der Neigung der Erdaxe. Bekanntlich haben manche Naturforſcher und Geologen auffallende Erſcheinungen auf der Erdoberfläche aus einer angenommenen Verrückung der Erdpole, oder Veränderung der Neigung der Erdaxe zu erklären verſucht. B. zeigt nun das Unhaltbare und Ungegründete einer ſolchen Hypotheſe, indem er theils die Gröſse der Kraft in Erwägung zieht, welche zu einer ſolchen Wirkung erfoderlich wäre, theils die weitern Folgen betrachtet, welche ein ſolches Ereigniſs haben müſste. Die Erdkugel hat ſich nun einmal vermöge der natürlichen Miſchung der Materien von verſchiedener ſpecifiſcher Schwere auf jeder Seite ihrer Laufbahn ins Gleichgewicht geſetzt. Was könnte nun, ſo lange unſer Sonnenſyſtem das nämliche bleibt, dieſes Gleichgewicht ſtören? Etwa Veränderungen auf der Erde ſelbſt? Allein hierüber kann uns wenigſtens unſere Erfahrung nichts befriedigendes lehren. Denn wie wenig iſt es nicht, was der Menſch vom Innern der Erde weiſs? Geſetzt, die Höhe des Erdrückens über der Oberfläche des Meers betrage 6000 Fuſs — und nur wenige Gegenden erreichen dieſe Höhe — und die Tiefe der Oceane ſey eben ſo groſs; ſo beträgt dies zuſammen nur etwa den 50ſten Theil einer Linie bey einem einfüſsigen Erdglobus, oder den 5ten Theil eines mäſsigen Sandkorns. Würden alſo, wenn ſich auch in dieſer Kugelſchaale Gebirge auf Gebirge wälzten, und Oceane und Länder ihre Stellen wechſelten, ſolche Kataſtrophen, ſo gefährlich ſie auch für die gerade zu der Zeit lebenden Menſchen ſeyn möchten, die Lage der

Erd-

Erdpole und der Axe zu verändern vermögen? Wohl so wenig, als ein Erdglobus von einem Fuss im Durchmesser merklich aus dem Gleichgewicht kommt, wenn ein Insect das Papier zernagt, womit die Kugel überzogen ist. Oder werden Kometen das Gleichgewicht der Erde stören können? Allein nach allem, was wir von diesen Körpern wissen, scheinen sie eine nur äusserst geringe specifische Schwere und Masse, folglich nur eine geringe Anziehungskraft zu haben. Mehrere derselben sind auch in neuern Zeiten der Erde sehr nahe gekommen, und nie hat man auch nur in der Atmosphäre ausserordentliche von ihnen herrührende Wirkungen wahrnehmen können. Viel weniger wankten bey ihrer Annäherung die Pole und Axe der Erde, was unsere heutigen Astronomen gewiss bemerkt hätten. Ferner müssten so beträchtliche Veränderungen auch bedeutende Folgen haben. Auch diese zeigen sich eben so wenig. Zwar glaubte man schon manchmal aus den in Deutschland, in Sibirien und anderwärts gefundenen Elephantenknochen, und Ueberresten von südlichen Pflanzen auf solche Aenderungen schliessen zu dürfen. Allein bey näherer Erwägung aller Umstände zeigt sich bald, dass die vorgeschlagene Hypothese diese Erscheinungen gar nicht erklaren würde. Denn hätten die Pole wirklich ihren Ort geändert; so müssten sie, damit Deutschland und das nordliche Siberien *zugleich* in die heisse Zone hätten kommen können, in der Gegend von Californien und Madagascar gelegen haben. Dann würde es aber eben so viel Schwierigkeit haben, zu erklären, wie die ostindischen und afrikanischen Elephanten in diesen unter dieser Voraussetzung damals weit kältern Ländern hätten leben, oder dahin kommen können. Oder, wären zwar die Pole am nämlichen Ort, wie jetzt, gewesen, es hätte aber die Erdaxe eine geringere Neigung gegen die Erdbahn gehabt; so wäre zwar die Sonne über einer viel grössern Anzahl von Ländern als jetzo des Sommers senkrecht gestanden, aber sie wäre auch des Winters über den Horizont eben dieser Länder weit weniger hoch, oder auch gar nicht heraufgestiegen; der länger daurende rauhere Winter hätte mithin wieder zerstört, was der Sommer erzeugt hätte. Doch würde eine solche Aenderung der Neigung der Erdaxe — die aber, wie man sieht, nichts von dem erklärt, was man durch sie erklären will — sich noch eher denken lassen, als eine Ortsveränderung der Pole: denn bey dieser müsste eine ganz neue Axe, ein neuer Aequator entstehen, und die sphäroidische Gestalt der Erde sich gänzlich umändern, dadurch aber die furchtbarsten Revolutionen entstehen, und die Rudera einer vorher vorhandenen Bevölkerung viel zu tief in dem Schooss der Erde begraben werden, als dass sie ein Gegenstand der Nachforschungen des kommenden Geschlechts seyn könnten. Nicht astronomische, sondern physische und chemische Ursachen haben ohne Zweifel die Aenderung in der Temperatur der verschiedenen Erdstriche, wenn wirklich eine Statt gefunden hat, bewirkt. Diesen letzten Gedanken hat besonders auch Hr. Oberbergrath *v. Humboldt* in einem Schreiben an Hn. B. scharfsinnig entwickelt, und die anfänglich grössere Wärme des Nordens aus dem bey Erhärtung des daselbst vorzüglich angehäuften festen Landes entbundenen Wärmestoff erklärt. Diese bisherigen Bemerkungen Hn. *B's*. haben nun Rec. ganzen Beyfall, und er hielt es für nützlich sie bey mehrern Lesern in Erinnerung zu bringen; eben so freymüthig aber muss er gestehen, dass ihm die von Hn. *B.* vorgeschlagene Hypothese einer dritten Bewegung der Erde, kraft der sie sich *jährlich* um die Pole der Ekliptik drehen soll, nicht ganz behagen will. B. glaubt daraus zu erklären, wie die Erde bey ihrem jährlichen Umlauf von Westen nach Osten der Sonne nach und nach *alle Theile ihrer Oberfläche* zukehre, und wie sich der Parallelismus der Erdaxe beständig erhalte, beruft sich auch dabey auf die Analogie des Mondes. Allein bey dem Mond schliesst man ja eben daraus, dass er der Erde *immer einerley Seite* zukehrt, er müsse sich, während seines Umlaufs um die Erde, zugleich einmal um seine Axe drehen, und den Parallelismus der Erdaxe begreift Rec. nach der alten, allgemein angenommenen, und bisher auch von Hn. *B.* vorgetragenen Erklärung, dass er bloss eine Folge der einmal angenommenen Stellung der Erdaxe sey, die sich ohne eine neue Ursache nicht ändern könne, weit leichter als bey dieser neuen Erklärung, oder vielmehr bey der alten Erklärung begreift er ihn, bey der neuen aber nicht. Von dem geschickten und unermüdet fleissigen Rechner Hn. Pr. *Würm* zu Nürtingen kommt eine Berechnung der geographischen Länge verschiedener (17) Oerter aus der beobachteten Bedeckung von 1 und 2 ♉ im Stier den 14. März 1796 vor. Darunter kommen als neu bestimmte, oder doch noch nicht häufig genug untersuchte Oerter vor Tübingen, Dillingen, und — die Vaterstadt Hn. Wurms, Nürtingen, in welcher er selbst beobachtete. Bey der Berechnung bediente er sich der Gerstnerschen im Jahrbuche für 1798 vorkommenden Methode, die er, besonders in dem Fall, wenn mehrere Beobachtungen zu vergleichen sind, vor allen übrigen Rechnungsarten, namentlich auch der ältern Gerstnerschen als beträchtlich kürzer empfiehlt. Von Hn. *v. Zach* ist auch dieses Jahrbuch wieder mit einer Menge wichtiger astronomischer Nachrichten bereichert. Wir bemerken nur einige der interessantesten. Hr. *la Place* hat seine schon 1787 gemachte merkwürdige Entdeckung von der aus den Gesetzen der allgemeinen Schwere herrührenden mittlern Bewegung des Mondes nun noch mehr vervollkommnet, indem er auch bey der Fortrückung der Erdferne des Monds, und bey der der Mondsknoten eine ähnliche Seculargleichung fand, eine Entdeckung, die eine ganz neue Revolution in der Mondtheorie bewirkt. Hr. la Place beschäftigt sich jetzt neue Mondstafeln zu verfertigen. Hr. *Herschel* hat einen sehr kleinen Stern im Schwan gerade hinter dem Körper eines Kometen gesehen. Er schliesst daraus, Kometen haben entweder keinen, oder höchstens einen unendlich kleinen dichten Körper. Ungeachtet nun Hr. *Maskelyne*

an dieser Erscheinung zweifelt (wirklich ist sie auch so sonderbar, dass Rec. ebenfalls gesteht, sich nicht alles Zweifelns enthalten zu können. Sollte nicht eine optische Täuschung, ein Vulcan oder etwas dergleichen dabey denkbar seyn?) so findet sich doch in dem Tagebuche eines Hn. *Bryant* von 1744 eine ähnliche Beobachtung. Die zuversichtliche Erwartung der Rückkehr der Kometen würde freylich dadurch umgestossen werden.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Franz le Vaillant's Naturgeschichte der afrikanischen Vögel.* Aus dem französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *Johann Matthäus Bechstein. Erster Heft.* Mit sechs Kupfertafeln. 1797. 4.

Diese Ueberfetzung und Nachbildung wird in Deutschland, wo es der unbegüterten oder minder reichen Kenner und Liebhaber der Natur so viele giebt, willkommen seyn, da sie ein classisches Werk um einen gegen das Original beträchtlich verminderten Preis (für jedes Heft illuminirt 1 Rthlr. 12 gr. Pränum. 1 Rthlr. 20 gr. Verkaufspreis gegen 5 Rthlr. für jedes Heft des Originals) erhalten, ohne dabey etwas mehr zu verlieren, als die feinste, bloss für Kunstluxus bemerkbare, Ausführung der Abbildungen, die hier gar nicht in Anschlag kommt, und für den Naturfreund völlig entbehrlich ist. Die Copien leisten in der That alles, was man nur bey dieser Wohlfeilheit billig verlangen kann; und Rec. fand sie im Wesentlichen von denen des Originals gar nicht verschieden, wenn sie auch gleich nicht, wie jene, mit Farben gedruckt, sondern nur illuminirt sind. Die schwarzen Exemplare werden etwas wohlfeiler ausgegeben, der Unterschied ist aber nicht so gross, dass nicht dafür die lebendigern gemalten Exemplare lieber sollten gewählt werden. Hn. *Bechstein's* Anmerkungen verdienen allen Dank, sie mögen bestätigend oder berichtigend seyn.

LEIPZIG, b. Supprian: *Interessante Schilderungen der merkwürdigsten Säugthiere.* Ein neues Spiel und Lesebuch als ein Geschenk zu angenehmer Selbstbeschäftigung für wissbegierige Kinder, von einem Kinderfreunde. Mit Kupfern und Karten. (18 kleine Abbildungen und 87 Spielkarten.) 1797. 154 S. 8. (16 gr.)

Nachdem die Karten den spielenden Kindern zugefallen, wird einer unter ihnen der Lehrer der andern, und hat das Recht die übrigen nach gewissen Gesetzen zu examiniren. Die, welche zu antworten wissen, bekommen Belohnungen. Doch ist dem Lehrer freygelassen, zuweilen, wenn er selbst nicht fort kann, ins Buch zu sehen, mit dem eigentlich die spielenden Kinder vorher bekannt und vertraut seyn sollen. Da die Beschreibung übrigens nicht in Beziehung auf ihre Bestimmung zu tadeln ist, so ist das Schriftchen brauchbar. Die Kupfer sind etwas schlecht, und scheinen für die summarische Vorstellungsart der Kinder berechnet, was nicht gut ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Berlin: Bekenntniss meiner Religionsüberzeugungen, nebst einigen Gelegenheitsreden.* 1797. 98 S. 8. (6 gr.) — Der Titel sollte eigentlich heissen: einige Gelegenheitsreden, nebst dem Glaubensbekenntniss eines jungen Frauenzimmers bey ihrer Confirmation; denn das ist der Inhalt dieser wenigen Bogen. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, er habe die geistlichen Reden, die er hier mittheilt, aus Freundes Händen empfangen; ohne seine Vermittelung würden sie wohl nie in's Publicum gekommen seyn; und er glaube durch die Mittheilung derselben Lesern von gebildetem Geschmack und geläuterten Religionskenntnissen ein angenehmes Geschenk gemacht zu haben. Hierin wird sich der Herausgeber nicht geirrt haben; denn auch nach des Rec. Ueberzeugung waren diese Reden nebst dem Glaubensbekenntnisse der öffentlichen Bekanntmachung vollkommen werth. Wir wollen den Inhalt kürzlich anzeigen: I. *Gedächtnissrede Friedrich des Grossen* (auf Friedr. d. Grossen), *gehalten vor einer vermischten Militär- und Civilgemeinde;* den 24. Sept. 1786. — Eine vortreffliche, musterhafte Rede! Mit hinreissender Beredsamkeit schildert der Vf. den Charakter des grossen Monarchen, lässt ihm überall nur gerechtes Lob widerfahren, ohne seine Mängel, die er jedoch mit Behutsamkeit berührt, zu verschweigen. Der Hauptsatz ist: *Friedrich, der Grösste unter den Grossen! — und doch Mensch.* II. *Bekenntniss meiner Religionsüberzeugungen.* Mit einigen, hinten angehängten Veränderungen, den 5. Jun. 1789 öffentlich abgelegt von einer jungen Dame. — Der Herausgeber vermuthet, der Lehrer des jungen Fräuleins habe diese Rede zwar nicht gemacht, sie aber doch durchgesehen und verbessert. Das ist wahrscheinlich. Denn ein solcher Aufsatz ist von einem jungen Frauenzimmer von etwa 15 Jahren, kaum zu erwarten. III. *Abschiedsrede eines Feldpredigers von seinem Regiment;* gehalten vor einer vermischten Militär- und Civilgemeinde; über 2 Pe. 1, 13. Diese Predigt muss einen ausserordentlichen Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben. Nach der Vorrede war der Vf. Feldprediger eines preussischen Reiterregiments, wurde aber *wider seinen Willen*, von diesem Posten abgerufen, und ist nun Prediger einer Dorfgemeinde, wo er weit weniger Besoldung hat, als bey seiner vorigen Stelle. — Also eine Pöstenzpfarre! Nach der hier abgedruckten Abschiedspredigt zu urtheilen, muss der Mann ein vortrefflicher Redner seyn, der ein besseres Schicksal verdient hätte. IV. *Eine Traurede.* Von dem Vf. der erst angezeigten Abschiedspredigt. Sie ist sehr zweckmässig, und enthält lehrreiche Gedanken über Eheschliessungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. März 1798.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Lange: *Sammlung astronomischer Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten*, herausgegeben von *J. E. Bode*. Dritter Supplementband zu dessen astronomischen Jahrbüchern. 1797. 252 S. 8.

Dieser Supplementband hat seinen reichhaltigen Inhalt vorzüglich der Güte des Hn. Obristwachmeisters *von Zach* zu danken, dessen Bemerkungen, eigene Beobachtungen, und Correspondenznachrichten bey weitem den grössten Theil dieses Bandes anfüllen. Unter 25 in demselben vorkommenden Artikeln sind 20 zum Theil grössere Aufsätze von Hn. *v. Z.* mitgetheilt. Hier nur einiges davon. Unter den Planetenbeobachtungen waren besonders noch die des Gegenscheins des Planeten Mars, und der untern Zusammenkunft der Venus mit der Sonne wichtig. Jene stellte Hr. *v. Z.* im Jun. 1796, diese im Aug. 1796 mit der ihm eigenen Sorgfalt an. Aus der ersten ergab sich, dass *la Landes* Marstafeln manchmal noch um eine Minute von dem Himmel abweichen, welches bey keinem der übrigen Planeten, selbst bey dem Mond nicht mehr, der Fall der Tafeln ist. Viel besser stimmten die Triesneckerschen Marstafeln. Bey dieser Gelegenheit berechnete Hr. *v. Z.* die Störungen des Mars durch die Erde und Jupiter aufs neue nach Clairauts Theorie, und giebt hier Tafeln dafür, so wie für die Secularzunahme der Mittelpunktsgleichung des Mars. Aus der Beobachtung der Conjunction der Venus hingegen ergab sich, dass die la Landeschen Venustafeln sehr gut übereinstimmen, und besonders eine gute Bestimmung des Apheliums enthalten. Auch für die Venus liefert Hr. *v. Z.* Tafeln, ihre Störungen durch die Erde und Jupiter zu berechnen. Sonst beobachtete Hr. *v. Z.* auch noch den Gegenschein Jupiters und Saturns 1796, und den des Uranus 1797, und fand bey Jupiter und Uranus die schönste Uebereinstimmung der Tafeln, nicht eben so hingegen bey Saturn. Noch andere Zachische Beobachtungen sind die der geocentrischen Zusammenkunft des Jupiters mit dem Mars; Sternbedeckungen vom Mond; Beobachtungen Saturns nach der Opposition, und in der Gegend seiner Quadratur; Beobachtungen des Mercurs, Venus, Mars und Jupiters; Beobachtung der Frühlingsnachtgleiche 1797, und der Sonnenfinsterniss den 24 Jun. 1797. Aus dieser blossen Hererzählung sieht man hinreichend, wie trefflich dieser thätige Astronom seine so vorzügliche Sternwarte zu benutzen weiss. Im Thüringer Walde, und im Hennebergischen hat Hr. v. Z. wieder mehrere geographische Ortsbestimmungen, vermittelst Hadleyscher Sextanten, und Chronometer gemacht. Das Verdienst, das er sich dadurch erwirbt, ist gedoppelt, da er bey solchen Gelegenheiten häufig junge Männer, die sich in der praktischen Astronomie üben wollen, mitzunehmen pflegt. Diesmal war Hr. Dr. *Burckhardt* aus Leipzig, und Hr. van *Beck Calkoen* aus Amsterdam bey ihm. Aus Veranlassung dieses letzten macht Hr. v. Z. die Bemerkung, die wir unsern Lesern mit dem Wunsch mittheilen, dass sie doch etwa am rechten Orte Sensation machen möchte, dass *in ganz Holland von keinem Ort, keiner Stadt, keiner Universität, keinem Hafen, keiner Küste, die wahre Länge und Breite bekannt sey!* Selbst von Amsterdam ist die Länge auf $7\frac{1}{2}$ Min. also $\frac{1}{8}$ Grad ungewiss! Die holländischen Seekarten, auch die neusten, sind daher meistens gar nicht graduirt! Je einfacher die Beobachtungsmethoden werden, desto mehr darf man doch wohl auch hoffen, dass sich Beobachter und Beobachtungen vervielfältigen werden. Besonders auch für die Bestimmung der Längen lassen sich in Zukunft häufigere Beobachtungen erwarten, da Hr. v. Z. in einem schönen, ebenfalls hier eingerückten Aufsatz augenscheinlich erwiesen hat, dass sich vermittelst Hadleyscher Sextanten Monds- und Sonnendistanzen hinreichend genau nehmen, und daraus die Längen der Oerter genauer noch als durch Verfinsterungen der Jupiterstrabanten bestimmen lassen. Diese fast täglich mögliche Beobachtungsmethode kann nicht genug empfohlen werden. Auch von Philadelphia und Cambridge in Nordamerika, so wie von Vilna und Grodno in Litthauen giebt Hr. v. Z. genauere Längenbestimmungen, als man bisher hatte. Von Hn. *Flaugergues* zu Viviers kommen verschiedene astronomische Beobachtungen und Formeln vor. Vom Hn. Grafen von *Brühl* eine Beschreibung von der Hemmung in Hn. *Mudges* erstem Zeithalter und Beweis eines Verfahrens, um die wahre Grösse der Winkel zu erhalten, die mit einem nicht merklich fehlerhaft eingetheilten Kreisinstrument beobachtet worden sind. Hr. Insp. *Köhler* zu Dresden theilt verschiedene astronomische Beobachtungen mit, nämlich die der Sonnenfinsterniss am 31 Jan. 1794 zu Dresden; Mondsdistanzen, und Mittagssonnenhöhen zu Hubertsburg und Wittenberg; verschiedene andere Mittagshöhen, und Sternbedeckungen; Beobachtung der Mondsfinsterniss den 4ten Febr. 1795; Bedeckung Jupiters vom Monde den 23 Sept. 1795; Jupiters-Trabantenverfinsterungen; und Beobachtungen des Planeten Mars in der Nähe des Periheliums. Von Hn. *Duc la Chapelle* zu Montauban kommen vor: Beobachtung der Bedeckung Jupiters

ters vom Mond; Sternbedeckungen; Beobachtungen des Mercurs, und des Mars in seiner Opposition; Bedeckung des Saturns vom Monde den 10 Jan. 1797. Ebenderselbe giebt gelegentlich Nachricht von merkwürdigen Versuchen des Hn. *Prevost* über die Ausdünstungen riechender Körper, und eine Art, sie dem Auge bemerkbar zu machen. Man giesst nämlich wenige Tropfen Wassers auf die Fläche eines Tellers oder Spiegelglases, und vertheilt sie darauf sehr gleich, und legt alsdann den riechenden Körper z. B. ein Stück Kampfer in die Mitte. Unter andern Wirkungen entfernet sich das Wasser augenblicklich, auf eine beträchtliche Entfernung im Umkreise, und der Raum zwischen beiden wird vollkommen trocken. Je stärker der Geruch ist, desto gröſser wird der getrocknete Zwischenraum. Hr. *v. Roumofskj* giebt Nachricht von seinen beobachteten Sternbedeckungen, von seinen Berechnungen der in Amerika 1791 beobachteten ringförmigen Finsternifs, und von dem Zustand der Astronomie in Rufsland. Die letztverstorbene Kaiserinn zeigte in Unterredungen mit Hn. v. R. viele Einsichten darin; jetzt muſs man vor der Hand wegen viel wichtigerer Beschäftigungen sich mit den Instrumenten und Anstalten begnügen, die da sind. Auch in Siebenbürgen beschäftigt sich der dortige Bischoff Graf von *Batthyán* mit Astronomie, beobachtet selbst, will in seiner Cathedralkirche einen Gnomon errichten lassen, einen Spiegelsextanten und Chronometer kaufen, und zur Verfertigung einer bessern Landkarte von Siebenbürgen mitwirken. Zu Kremsmünster ist an die Stelle des seel. Filxmillners P. *Derfinger* getreten. Von diesem, und eben so von Hn. Canonicus *David* zu Prag kommen mehrere interessante Beobachtungen von Jupiters-Trabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen, Bedeckungen Jupiters und Saturns vom Monde, Mondsdistanzen, Oppositionen des Mars und Saturns, und der Sonnenfinsternifs vom 24 Jun. 1797. Auch in Deutschland verbreiten sich immer mehr astronomische Kenntnisse. Hr. P. *Fridl aus Salmannsweil* in Schwaben berichtet, daſs in dieser Abtey eine Sternwarte errichtet, und ein Mauerquadrant angeschafft, auch verschiedene andere Instrumente, ein Teleskop, Pendeluhr und beweglicher Quadrant bereits vorhanden seyen. Auch zu Kaisersheim sollte eine Sternwarte erbaut werden, wenn es anders die Folgen des Kriegs nicht hindern. Noch mehr läſst sich von den Bemühungen des fürstlich augsburgischen Landgeometers Hn. *Ammans* erwarten, dessen Verdienste in der A. L. Z. bey der Anzeige der von ihm herausgegebenen geographischen Ortsbestimmungen im östlichen Schwaben bereits gerühmt worden sind. Er fährt mit dem nachahmungswürdigsten Eifer fort, seine Instrumentensammlung zu vermehren, und vermittelst derselben genaue Ortsbestimmungen in Schwaben zu machen. Er hat jetzo von seinem Landesherrn den Auftrag, das ganze Hochstift Augsburg aufzunehmen und zu mappiren, und zwar so groſs, daſs jede Karte in Länge und Breite gerade eine Minute der Erdoberfläche enthalten, und jeder Zoll Decimalmaaſs des augsburgischen Fuſses 300 Schuh vorstellen soll. Mitten unter dem Kriegsgetümmel *so lang es nur immer* thunlich war, maſs Hr. A. auf dem Lechfelde bey Augsburg eine Grundlinie von 14000 Fuſs, die er auf 40000 Fuſs zu verlängern wünscht, aber seitdem an ihrer Fortsetzung gehindert wurde. Seine Triangelreihe hat er nun mit den Bohnenbergerschen vereinigt, und so ist jetzt der Grund zu einer vorzüglichen Karte von Schwaben gelegt, an welcher Hr. Prof. *Bohnenberger* bereits den Anfang gemacht, und ein sehr schönes Blatt von einem Theil des Schwarzwalds dem Publicum vorgelegt hat. Aus la Landes Correspondenz mit Hr. v. Zach kommen sehr viele Nachrichten vor. Im Jahr 1796 schien die Gradmessung in Frankreich aus Mangel an Geld einigemal ins Stecken zu gerathen. Doch that die Regierung alles mögliche für die Wissenschaften. Den Bogen zwischen dem Dünkircher Thurm und dem Pariser Observatorio findet de Lambre 125511 Toisen, mithin nur 4 Toisen weniger als Cassini und la Caille. Sonst kommt in diesem Bande noch vor: eine Sammlung der Beobachtungen der Sonnenfinsternifs vom 24 Jun. 1797 von Hn. v. Z., eine umständliche Anzeige von Olbers Abhandlung über die bequemste Methode die Bahn eines Kometen zu berechnen, von *Bode*; von ebendemselben ein Auszug aus Maskelynes astronomischen Beobachtungen in den Jahren 1793 und 1794; Anfragen des Hn. du Bocage an Hn. Beauchamp wegen der geographischen Lage verschiedener Städte in der Gegend des schwarzen und kaspischen Meers; Beschreibung der Einrichtung und Aufstellung des Herschelschen 40füſsigen Reflectors, und noch einige andere astronomische Nachrichten, worunter wohl Orianis Berichte von Buonaparte, und der [illegible] erfahrnen Behandlung die meisten Leser interessiren dürfte. Auf besondern Befehl des Directoriums, wozu, wie es scheint, auch la Lande mitgewirkt hatte, nahm er nicht nur Oriani sehr gütig auf, und [illegible]te ihn auf der Sternwarte, sondern liefs auch auf seine Fürsprache allen Gelehrten, die ihre Besoldungen nicht mehr erhielten, dieselbe sogleich wieder auszahlen. Er selbst will der Sternwarte zu Mayland eine Pendeluhr schenken, die beste, die zu haben seyn, wenn sie auch 200 Louisd'or koste, und wirklich hat bereits auf Orianis Ersuchen Hr. v. Zach zu dieser Absicht eine aus England verschrieben. Welch ein Contrast zwischen einem solchen Betragen, und dem auch in diesem Supplementband gelegentlich erzählten Verfahren der Franzosen, das der gute Mayer und Lowitz im siebenjährigen Krieg erfahren muſste! Diesem wurden seine selbst geschnitzten Kunststücke, etliche 100 Rthlr. werth verbrannt: jenem zum Verdruſs wurde in der untern Etage der Sternwarte ein Pulvermagazin angelegt, an dem er mit der Laterne immer vorbey muſste, ja der Koch eines bey ihm einquartirten Officiers brach sogar die Seitenwände seines Hauses ab, um dabey zu kochen. Mayer starb aus Aerger über die Franzosen! Von Buonaparte rühmt Oriani seine Thätigkeit, die Bestimmtheit seiner Gespräche, und einen äuſserst richtigen Blick in Allem. Kurz vor dem groſsen Treffen zu Arcole sprach er mit Oriani von

der

der Algebra, ihrer Anwendung auf die Geometrie, und den Verdiensten verschiedener französischer und fremder Schriftsteller, als ein sehr unterrichteter Mann; es schien, er hätte keine andere Beschäftigung, als das Studium der Mathematik. Eben so passend sprach er über Naturgeschichte und schöne Künste, zur Bewunderung von Männern, welche diese Gegenstände zu ihrer ausschliessenden Beschäftigung machen.

GESCHICHTE.

Halle, b. Ruff: *K. E. Mangelsdorffs* Profess. der Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst auf der Universität zu Königsberg, *kleiner Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt.* — Ein Lesebuch zum allerunbedenklichsten Schul- und Familiengebrauch für Kinder von zwölf bis funfzehn Jahren, ein dem angegebenen Zwecke gemäss bearbeiteter Auszug aus desselben Verfassers grösseren gleichnamigen Buche. 1797. 396 S. 8. — Nebst fünf chronolog. Tafeln. (1 Thlr. 4 gr.)

Ein guter Gedanke, aus dem weitläufigern Erzählungsbuche der alten Geschichte einen Auszug zu liefern, welcher auf Schulen als Compendium gebraucht werden kann, nichts Anstössiges gegen herrschende Religions- und politische Begriffe enthält, und durch den fasslichen, muntern, belehrenden Vortrag in dem Schüler Anhänglichkeit für das Studium der Geschichte und bey zweckmässiger Erläuterung des Lehrers mannichfaltigen Nutzen zur Entwicklung des Verstandes und Nachdenkens bewirken muss. Rec. empfiehlt also mit inniger Ueberzeugung diese mit kluger Auswahl, mit bessernder Abänderung verfertigte Arbeit, und darf versichern, dass unsere Nation kein vorzüglicheres für diesen Endzweck besitzt. Auch der Verleger hat durch besseres Papier das Seinige zur Empfehlung des Buchs beygetragen, da das nun geendigte grössere Werk in diesem Stücke sehr vernachlässiget war. Weil wir mit Zuverlässigkeit einer zweyten Auflage entgegen sehen, so bitten wir den Vf. dringend, kleine hin und wieder unterlaufende Unrichtigkeiten mit aller der Sorgfalt, welche man dem Publicum und vorzüglich der Jugend schuldig ist, wegzuwischen, und wollen ihn hiezu auf einige derselben aufmerksam machen. S. 129 „Babylonien wird eine Provinz des persischen Reichs, nachdem Krösus zur Rettung desselben ganz Kleinasien vergeblich aufgeboten hatte.“ Aus welcher Quelle weiss doch wohl Hr. *M.*, dass dem Könige von Lydien das Wohl des entfernten babylonischen Reichs so sehr am Herzen lag? 132 *Hars* statt *Pars* ist bloss Druckfehler. 136 Der Apis der Aegyptier heisst auch hier noch immer das *heilige Stück Rindvieh.* 164 „3000 Griechen waren in dem Treffen des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder geblieben.“ Dies nicht; der Verlust der Griechen im Treffen selbst war äusserst unbedeutend; aber ungefähr 3000 waren während der langen Zeit zu Grunde gegangen, welche die Zehntausende brauchten, um die Küsten von Europa wieder zu erreichen. 176 „Porsenna nahm die Citadelle von Rom weg.“ Die Citadelle ist ja wohl das Capitolium; dahin kam Porsenna nicht. 192 „Alexandria an einem Arm des Nils.“ Ist unrichtig. 196 „Die Gymnosophisten sind griechischen Ursprungs.“ Ihr Name ist es, wollte der Vf. sagen. 199 „Die Gallier, welche in Griechenland einbrachen, kamen von jenseit der Karpathen her.“ Nein, sie standen an der Grenze Thraciens, und gingen über die Gebirge nach Macedonien. 204 „Von den Seleuciden reissen sich loss Gross- und Kleinarmenien.“ Warum denn nicht auch, Medien, Assyrien etc.? 226 Der Flecken *Cannae*, berühmt durch der Römer Niederlage, wird hier zum erstenmale zur Festung. 234 „Die Römer fischten mit goldenen Angeln.“ Soll bedeuten, sie wussten allen Vortheil auf ihre Seite zu lenken.

Züllichau, b. Frommann: *Handbuch der brandenburgischen Geschichte*, von *Gottfried Traugott Gallus*, Prediger zu Hagenberg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe. Vierter und letzter Band. 1797. 1 Alph. 9 Bog. 8.

Bloss der Titel belehrt uns, dass das der letzte Band, der doch nur bis zum Absterben Königs Friedrichs, folglich bis ins J. 1713, geht, seyn soll. Weder eine Vorrede noch sonst etwas meldet die Ursache. Es ist sehr zu wünschen, dass der Vf. von seinem Vorhaben abstehen und die Brandenburg-preussische Geschichte bis auf die neueste Zeit fort führen möchte. Denn er bleibt sich in diesem Bande nicht nur gleich, sondern er scheint auch sein historisches Talent noch mehr geltend gemacht zu haben, vornehmlich in Ansehung einer anständigen Freymüthigkeit im Urtheilen: es müsste denn seyn, dass hiezu seine aus dem Preussischen (wo damals noch Presszwang herrschte) bewirkte Versetzung ins Bückeburgische das Meiste beygetragen habe. Er schreibt, seiner Absicht gemäss, unterhaltend und anziehend, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben: nur bisweilen verläfst er den ruhigen Ton des Geschichtschreibers, und verfällt in Declamation. Die Schilderung der Sitten, sowohl der Herrscher als der Beherrschten, von Zeitraum zu Zeitraum war auch in diesem Bande sein Hauptaugenmerk, und sie ist ihm gut gelungen.

Die schlimme Regierung des Kurfürsten Johann Siegmund, mit der dieser Band beginnt, wird ganz der Wahrheit gemäss geschildert. Gewöhnlich wird sie hoch gerühmt, wegen der damals bewerkstelligten Vergrösserung der brandenburgischen Staaten durch das Herzogthum Preussen und durch Stücke der clevischen Verlassenschaft: aber man vergisst darüber die Hauptsache, dass nämlich das Volk dabey nicht glücklich und der Wohlstand des Landes nicht befördert worden ist, dass die Landesschulden sich vermehrten, dass J. S. zwar viel weise Gesetze gab, aber ihnen nicht Nachdruck ertheilte. „Der Adel „schwelgte, die Geistlichkeit zankte, der Bürger soff,

„der Bauer darbte." S. 10 bis 44 ist eine kurze Geschichte Preussens eingeschaltet. S. 72 ist er nicht mit dem zufrieden, was Hr. OCR. *Hering* zu Breslau in seiner historischen Nachricht von dem ersten Anfang der evangelischen reformirten Kirche in Brandenburg (Kap. 2) von der Religionsänderung des Kurfürsten Joh. Siegmunds erzählt, und urtheilt, dass sie nämlich nicht durch Politik, sondern vom Geist der Wahrheit bewirkt worden sey.

Bey der unglücklichen Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm, (so wie nachher bey der schlechten Regierung Friedrichs III), dachte Rec. aufs neue nach über die Unbilligkeit der Geschichtschreiber und des Publicums überhaupt, bey Beurtheilung schwacher Regenten. Man überhäuft sie gewöhnlich mit Vorwürfen, ohne zu bedenken, dass doch die Schuld nicht immer an bösem Willen, sondern oft in angeborner Schwäche liege.

Die Regierungsgeschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelms ist vorzüglich gut und unparteyisch abgefasst. Seine Regententugenden, die ihm mit Recht den Beynamen des Grossen erwarben, werden erhoben und gehörig dargestellt, aber auch seine Fehler keineswegs verschwiegen oder bemäntelt. Freylich hatte Hr. G. hier an *Schröckh* (in dessen Allgemeinen Biographie Th. 3) einen trefflichen Vorgänger, de[illegible] er auch, wie wir sehen, benutzt hat, ihm aber do[illegible] nicht ohne Prüfung gefolget ist. Er ist z. B. streng[illegible] in Beurtheilung der Fehler dieses Fürsten, als [illegible] *Schröckh*. — Ueber die in dieser Regierungsgeschich[illegible] te S. 214 vorkommende Note von der Herleitung de[illegible] Wortes *Accise* wird *du Fresne* in seinem Glossar unt[illegible] den Wörtern *Assidere* und *Assisa* den Vf. eines Besse[illegible] belehren.

Auch die Regierungsgeschichte des ersten Kön[illegible] von Preussen ist trefflich ausgearbeitet und, so wie d[illegible] ganze Buch, lehrreich, indem Laster und Sittenlo[illegible] keit von dem Vf. scharf gegeisselt werden, er mag [illegible] antreffen, wo er will. „Weiber und Günstlinge [illegible] „teten Friedrichen, und warfen ihn, wie einen Sp[illegible] „ball hin und her; an seinem Hofe wohnte die Kab[illegible] „die Hinterlist, die Schmeicheley; Laster jeder [illegible] „hatten da ihren Sitz aufgeschlagen. — Friedrich w[illegible] „te gross seyn: da er aber keinen Geschmack, [illegible] „Gefühl und keine Einsicht für das wahre Grosse [illegible] „sass; so suchte er die Augen durch Schein zu bl[illegible] „den, so suchte er grosse Höfe im Pomp nachzuä[illegible] „und den Schatten statt des Körpers zu greifen. [illegible] „schwamm im Vergnügen, da das Land in Thrä[illegible] „zerfloss; er schwelgte, unterdessen dass Tau[illegible] „des elendesten Hungertodes starben."

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Frankfurt am Main*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Juristisch-mathematische Abhandlung über Anatocismus und Interusurium.* Zu Erlangung der höchsten Würde in der Rechtsgelahrtheit der hochlöblichen Juristenfacultät zu Giesen als Probeschrift vorgelegt von *C. Zimmermann.* 1797. 47 S. 4. Zuerst setzt der Vf. die Rechnung der Zinsen von Zinsen auseinander, und erläutert sie mit mehreren Beyspielen; alsdann giebt er die juridischen Begriffe von Anatocismus, nebst ähnlichen Fällen, wo aber doch kein eigentlicher unerlaubter Anatocismus Statt findet, an, hierauf geht er die verschiedenen vorgeschlagenen Berechnungsarten bey dem Interusurium durch, und vertheidigt, wie billig, die Leibnitzische, zeigt auch in Beyspielen den Zusammenhang dieser Lehre mit verschiedenen in der juridischen Praxis vorkommenden Fällen, und handelt noch endlich die Lehre von zusammengesetzter Rabatrechnung ab. Die Hauptsache der Rechnungsformeln fand Rec. ganz richtig, welches um so natürlicher ist, da der Vf. sie grösstentheils ganz mit den nämlichen Bezeichnungen aus bewährten Büchern, besonders aus *Florencourts* Abhandlungen aus der juridischen und politischen Rechenkunst entlehnt hat, wie man sich leicht durch Vergleichung von Zimmermann. §. 2—5, 20, 28, 42. 45, 62. 63, 93, 94, 95 mit Florencourts 14. 15, 18, 20, 24, 19, 50, 33, 34, 42 überzeugen kann. Diese Uebereinstimmung geht soweit, dass selbst ein bey Florencourt vorkommender kleiner Fehler in seinem §. 34. (da nämlich für $p = 0$, $\varrho = 1$ gesetzt wird, statt dass für $\frac{1}{p} = 0$ $\varrho = 1$ ist, weil man nämlich hat $\varrho = \frac{p+1}{p} = 1 + \frac{1}{p}$) von Z. §. 94. und eben so [illegible] reren Stellen wiederholt wird. Unrichtig ist auch die [illegible] rung der Tafel §. 78. Sie enthält nicht, wie es hier heisst, [illegible] tenzen des Logarithmen des Bruchs $\frac{m+1}{m}$, sondern vi[illegible] des Bruchs $\frac{m}{m+1}$. Eben diese Unrichtigkeit findet sich §. [illegible] An mehreren andern Stellen ist wenigstens der Ausdruck ni[illegible] gut gewählt, wenn auch die Sache richtig ist. Auch wer[illegible] wohl die meisten Juristen mit vielen der hier aufgestellten [illegible] griffe nicht zufrieden seyn. Sie werdens z. B. nicht gelten [illegible] sen, dass der Tutor dem Pupillen Zinsen aus Zinsen, als sol[illegible] zu verrechnen schuldig sey, sondern behaupten, was er zu v[illegible] rechnen habe, komme nicht als Zins, sondern als Rücks[illegible] der Rechnung in Betracht, aus welchem Zinse zu rechnen ni[illegible] verboten sey. Freylich möchte hiebey, wie auch Florenco[illegible] erinnert, manches auf einen Wortstreit hinauslaufen. Auch [illegible] es wohl nicht so unbegreiflich, als der Vf. meynt, warum ei[illegible] ge Juristen auch dies für unerlaubt halten, geringere Zi[illegible] anzunehmen, als das Gesetz erlaubt, sich aber diese wie[illegible] verzinsen zu lassen; denn es könnte ja auf diese Art der V[illegible] trag nach mehreren Jahren doch sehr zum Schaden des Schu[illegible] ners ausschlagen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curt: *Archiv für die Physiologie*, von D. *Joh. Christ. Reil*, Prof. in Halle. *Erster Band.* 1796. *Erstes Stück.* 188 S. *Zweytes Stück.* 192 S. *Drittes Stück.* 208 S. *Zweyter Band.* Mit neun Kupfertafeln. 1797. 551 S. 8.

Die Erscheinung einer Zeitschrift für die Physiologie befriedigt ein sehr fühlbares Bedürfniss unserer Zeit. „Es ist in der That sonderbar, sagt der verdienstvolle, als scharfsinniger Physiolog schon berühmte, Herausgeber dieses Archivs in der Zuschrift an die Herren *Gren* und *Jakob*, dass unter allen Wissenschaften die Physiologie, wenn ich die Anatomie von ihr ausnehme, verhältnissmäsig fast die geringsten Fortschritte gemacht hat, und gröstentheils nichts anders als einen Wust theils ungegründeter, theils sinnloser Hypothesen enthält." Der Grund davon scheint ihm nicht bloss objectiv, sonder auch subjectiv zu seyn, und in dem Mangel an einem vorgezeichneten zweckmäsigen Plane und an richtigen Regeln, nach welchen man in der Physiologie untersuchen muss, zu liegen. Hauptsächlich dringt er darauf, den Grund thierischer Erscheinungen nicht in einem übersinnlichen Substrate zu suchen. Die Erfahrung überzeugt uns von dem Daseyn der Vorstellungen, allein den absoluten Grund derselben werden wir nie finden. Wir beobachten, dass viele thierische Erscheinungen, mit Vorstellungen in Verbindung stehen; haben aber keinen Grund, auch andere Erscheinungen die ohne Vorstellungen wahrgenommen werden, von ihnen oder ihrem übersinnlichen und unerwiesenen Substrat abzuleiten. Dem Grund thierischer Erscheinungen, die mit Vorstellungen keine Gemeinschaft haben, und von der Art sind die meisten, müssen wir in dem Beweglichen im Raume weiter nachforschen. (Allein wem drängen, bey der Betrachtung dieses Plans, sich nicht bedeutende Zweifel vor? Wo ist die Grenze zwischen Vorstellungen und thierischen Erscheinungen, die mit Vorstellungen keine Gemeinschaft haben? Wo ist der Beweis, dass der absolute Grund aller thierischen Erscheinungen, mit dem der Vorstellungen nicht einer und derselbe sey, dass mithin von dem einen gilt, was Hr. *Reil* von dem andern sagt, wir werden ihn nie finden? — Gleichwohl eröffnet die Bahn, welche Hr. R. bricht, die erfreulichsten Aussichten, und gewiss gelangen wir auf ihr weiter, als wir bisher waren. Führt sie uns auch nicht zur Erkenntniss des absoluten Grundes des Lebens, so verschafft sie uns doch ohne Zweifel eine genauere Bekanntschaft mit den Gesetzen, nach welchen es, bey der Verschiedenheit des organischen Stoffs, verschiedentlich modificirt erscheint.)

Den Anfang macht eine Abhandlung des Herausgebers *von der Lebenskraft*, die, in Verbindung mit einigen zu Halle herausgekommenen Dissertationen (nämlich *Gautier de irritabilitatis notione, natura et morbis.* 1793, *Hübner de coenaesthesi*, 1794, *Zollikofer de sensu externo.* 1794, und *Büttner de functionibus organo animae peculiaribus*, 1794), eine vollständige Uebersicht des Reilschen Systems giebt. Der Grundsatz dieses Systems ist, wie sich schon aus dem Obigen ergiebt, mit Hn. *Reil's* Worten folgender: „Ich werde den Grund aller Erscheinungen thierischer Körper, die nicht Vorstellungen sind, oder nicht mit Vorstellungen als Ursache oder Wirkung in Verbindung stehen, in der thierischen Materie, in der ursprünglichen Verschiedenheit ihrer Grundstoffe und in der Mischung und Form derselben suchen." Es ist hier, der Beschränktheit des Raums wegen, der Ort so wenig für eine vollständige Darstellung dieses Systems, als für eine nähere Prüfung desselben, und wir müssen uns, was die letzte anbetrifft, hier auf solche Schriften beziehen, in welchen bereits der Anfang dazu gemacht ist, nämlich auf Hn. *Köllner's Prüfung der neuesten Bemühungen und Untersuchungen in der Bestimmung der organischen Kräfte* (*Reil's Archiv* B. 2. H. 2.), auf Hn. *Roose's Grundzüge der Lehre von der Lebenskraft*, und auf das *Journal der Erfindungen etc.* St. 25. Eine Prüfung der in diesen Schriften vorgetragenen Gründe, wie man sie von Hn. *Reil* hoffen und erwarten kann, wird gewiss lehrreich und nützlich ausfallen, und ist durch die Bemühungen der Herren *Cappel* und *Schmid*, einige derselben zu entkräften, mit welchen Hr. *Reil* selbst schwerlich sehr zufrieden seyn dürfte, noch keinesweges überflüssig gemacht. — Die *Recensionen* übergehen wir hier, wie bey den folgenden Heften.

Zweytes Heft. Ueber Nervenkraft und ihre Wirkungsart. Ein Aufsatz, den unsere Leser schon aus der Anzeige von Hn. *Treviranus physiologischen Fragmenten* kennen. — *Chemische Untersuchung des Gehirns verschiedener Thiere* von *Fourcroy*, übersetzt aus den *Annales de chimie* T. XVI. Janv. 1793. p. 282. — *Ueber das organische Naturreich* aus *Fourcroy's philosophie chimique.* — *Parmentier* und *Deyeux Abhandlung über das Blut* aus dem *Journ. de physique etc.* T. I. P. 1. 372. et 435. —

Drittes Heft. Fortsetzung der übersetzten *Abhandlung über das Blut.* — *Zergliederung* (Zerlegung) *der Thränen und des Nasenschleims*, nebst neuen Bemerkungen über einige Krankheiten, die von diesen Feuchtigkeiten herrühren von **Fourcroy** und **Vauquelin**, übersetzt aus den *Annales de chimie* T. X. Aout 1791. p. 111. Bey Gelegenheit der Erzählung von den Veränderungen, welche diese Feuchtigkeiten durch die Beymischung der oxygenirten Salzsäure erleiden, merkt der Herausgeber an, dass vielleicht öfter durch ähnliche Mischungsveränderungen Verdickungen der gerinnbaren Säfte entstehen. Wie oft, sagt er, mögen wir verdünnende und auflösende Mittel ohne Grund geben, wenn die verdickten Säfte erst nach ihrer Abscheidung durch den Beytritt des Sauerstoffs entstehen. — *Chemische Untersuchung der Leber des Rochen* von **Vauquelin**, ausgezogen aus den *Annales de chimie* T. X. p. 193. — *Ueber einen muthmasslich neuen Sinn bey Fledermäusen* aus dem *Giornale fisico-medico di* **Brugnatelli** T. I. p. 197. — *Eine anatomisch-physiologische Beobachtung* aus dem *Giorn. fis. med.* Febbr. 1794. p. 173. — *Ueber die Wirkungsart der Reize und der thierischen Organe* von D. v. **Madai**. Nach Reilschen Grundsätzen. Der zu früh verstorbene Vf. betrachtet die Erscheinungen der organischen Natur als Wirkungen der gemeinen physischen Kräfte. Er glaubt, dass die Actionen belebter Körper und ihrer einzelnen Organe Wirkungen einer in ihnen zu derselben Zeit vor sich gehenden Mischungsveränderung sind. Der Uebergang der vorigen Phänomene zu den gegenwärtigen erscheint uns als Wirkung, als Action des Organs. Diese Mischungsveränderungen, als nächste Ursachen der Actionen eines Organs, geschehen unmittelbar in dem Organ, und in denjenigen Theilen desselben, die wirken. Allein sie werden erregt durch eine ausser ihnen befindliche Ursache, die wir Reiz nennen. —

Zweyter Band. Erstes Heft. Versuche mit dem thierischen Magnetismus von Hn. Dr. **Pezold**. Zwey und zwanzig dem Anscheine nach *bona fide* beobachtete und beschriebene, zum Theil nicht wenig auffallende, Versuche, über die Rec. sich kein Urtheil anmasst. — *Ueber den Zweck der Eustachischen Röhre* von Hn. **Köllner**. Der Vf. glaubt, man nehme noch jetzt in der Physiologie an, die Eustachische Röhre befördere das Hören dadurch, dass Schallstralen vermittelst derselben zur Paukenhöhle gelangten, da doch bekanntlich **Sömmerring**, **Blumenbach**, **Hildebrandt** u. A. dieser Meynung schon längst nicht mehr beystimmten. Er widerlegt diese Meynung unter andern dadurch, dass er annimmt, es sey diese Eustachische Röhre mit einem Kläppchen versehen, welches sich nach dem Innern des Mundes zu öffne, und durch die eindringenden Schallstralen angedrückt werde, so, dass das Eindringen derselben in die Röhre selbst dadurch verhindert werde. Allein wenn es auch eine solche Klappe gäbe, so würde sie durch das Andringen der Schallstralen, die ja bekanntlich keine Bewegung der Luftmasse sind, keinesweges angedrückt werden können. Er lehrt, die Eustachische Röhre diene zur Ausführung und Ableitung der überflüssigen Schallstralen, welche in unsere Gehörorgane gebracht werden. Allein es dringt ja keine Luft durch das äussere Ohr in die Pauke, sondern nur bis zum Paukenfelle, und die diesem und dem innern Ohre mitgetheilte zitternde Bewegung lässt sich nicht ableiten. — **Home** *über die Muskelbewegung* aus den *Philosophical transact.* f. th. y. 1795. P. 1. p. 1. nebst berichtigenden Bemerkungen von Hn. **Klügel**. — *Versuche über die Nerven, besonders über ihre Wiedererzeugung, und über das Rückenmark lebendiger Thiere* von **Cruykshank** aus den *Philos. transact.* f. 1797. P. 1. p. 177. — *Versuche über die Reproduction der Nerven* von **Haighton** gleichfalls aus den *Philos. transact.* l. c. p. 190. — **Home** *Vorlesung über die Muskelbewegung.* Ebendaher 1795. P. 1. p. 202. — Ein Schreiben von **Joseph Mangili** an **Scarpa** *über das Nervensystem des Blutigels, des Regenwurms und anderer Würmer*, aus dem Lateinischen (Ticini 1795.). — *Zerlegung derjenigen Flüssigkeit, die durch den Bauchstich aus der Bauchhöhle ausgeleert wird.* Sie habe viele Aehnlichkeit mit andern serösen thierischen Flüssigkeiten, aber die Eigenschaft eigenthümlich, dass sie sich fast ganz in Eyweissstoff verändere. —

Zweytes Heft. Einige Bemerkungen über die Natur des Urins von **Gärtner**; eine Uebersetzung der zu Tübingen 1796 erschienenen Dissertation: *Observata quaedam circa urinae naturam.* — *Bemerkungen über die Structur der Augen der Vögel* von **P. Schmidt**, aus den *Philos. trasact.* f. the y. 1795. P. 2. p. 263. — *Ueber die nächste Ursache der Krankheiten* von **Reil**. Sie ist ihm eine veränderte Form oder Mischung der thierischen Materie und zwar unmittelbar in dem Organ, das leidet. — *Einige Eigenheiten in der Zergliederung* (in dem Baue) *des Wallfisches* von **Abernethy**, aus den *Philos. transact.* f. 1796. P. 1. p. 27. — *Prüfung der neuesten Bemühungen und Untersuchungen in der Bestimmung der organischen Kräfte nach Grundsätzen der kritischen Philosophie* von Dr. J. **Köllner**. Eine mit Scharfsinn, Sachkenntniss und bescheidener Freymüthigkeit abgefasste Abhandlung.

Drittes Heft. Beschluss der *Köllnerschen Prüfung etc.* — *Einige Bemerkungen über die Erzeugungsart des Känguruhs, nebst einer Beschreibung der Zeugungstheile desselben* von **Home**; aus den *philos. transact.* f. 1795. P. 2. p. 1. — *Ueber die Muskelbewegung* von demselben. Ebendaher 1796. P. 1. p. 1. — *Ueber die Wiedererzeugung der Nerven* von **Meyer**. Gegen **Arneman**. — *Die Falte, der gelbe Fleck und die durchsichtige Stelle in der Netzhaut des Auges* von **Reil**. Hr. R. stimmt der Meynung des Herren **Michaelis** und **Autenrieth** bey, dass der Mangel der gelben Farbe in der Netzhaut solcher Augen, die nicht gesehen haben und nicht haben sehen können, ein Beweis sey, dass das Licht nicht durch eine blosse mechanische Berührung, sondern durch eine anderweitige Veränderung in der Netzhaut selbst den Act des Sehens hervorbringe. — *Ein Brief über das System der Evolution* von **Fontana**, aus dem Italienischen

nischen (Firenze, 1792.). — *Einige Bemerkungen über die Entstehung der Hydatiden* von Dr. *Veit*. — Jedem Bande ist ein Register angehängt.

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung dieser Zeitschrift entgegen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt u. Leipzig: *Ueber den Werth und die Vorzüge geistlicher Staaten und Regierungen in Deutschland* von *Karl Moriz Fabritius*. Allen Reichspatrioten und Unterthanen geistlicher Länder gewidmet. 1797. XIV. und 196 S. 8. (14 gr.)

Das allgemeine Gerücht: dass, bey Beendigung des unglücklichen Kampfes zwischen den Beherrschern Deutschlands und der französischen Nation, die mehresten geistlichen Staaten zur Ausgleichung würden dienen müssen, veranlasste diese Schrift. Der Vf. bemüht sich, zu zeigen, dass die Bischöfe eben so gut im rechtlichen Besitze ihrer Würde und Landeshoheit seyen, als die weltlichen Reichsstände; und die Verfassung der geistlichen Staaten besser, als die der meisten weltlichen sey. Ton und Inhalt stellen sie als eine Parteyschrift dar, welche vermuthlich die bekannte Auffoderung an die geistlichen Stände, sich gegen die angebliche mächtige Confoderation der protestantischen Fürsten enger mit dem Reichsoberhaupte zu verbinden, unterstützen sollte.

Schon in der Vorrede äussert sich der Vf. gegen Preussens, das er zwar weder hier, noch in der Schrift selbst genannt, aber deutlich genug bezeichnet hat, angebliche Politik und Eroberungssucht mit ausschweifender Bitterkeit. „Gegen einen conqueranten Staat," sagt der Vf. in der Vorrede S. VIII., „sollte die ganze Menschheit aufstehen, und nicht eher aufhören zu streiten, zu vertilgen, zu vernichten, bis nichts mehr zu vertilgen und zu vernichten übrig blieb." Die Schrift selbst theilt er in 2 Bücher. Das 1ste handelt von dem *Ursprunge der Bischöfe; deren Reichsstandschaft und Landeshoheit*; dem 2ten hat er folgende Ueberschrift gegeben: *Natur und Wesen der geistlichen Staaten. Werth und Vorzüge geistlicher Regierungen vor den weltlichen. Beantwortung einer äusserst wichtigen Frage.* Der Vf. geht in dem ersten Buche bis in die frühesten Zeiten des Christenthums zurück, um zu zeigen, wie Bischöfe schon im ersten Jahrhunderte entstanden, und wie sie späterhin zu der richterlichen und gesetzgebenden Gewalt gekommen sind; und bemüht sich, sie gegen die vorzüglich in neuern Zeiten der Kirche überhaupt, und den Bischöfen insbesondere, so häufig gemachten Vorwürfe, als ob sie zur Auflösung der Bande des Staats und Schwächung der kaiserlichen Macht gewirkt hätten, zu rechtfertigen. Natürlich wird hier auch Gibbons erwähnt, dessen Einfluss auf das Urtheil seiner Zeitgenossen nicht zu verkennen ist. Der Vf. spricht diesem trefflichen Geschichtschreiber, der doch die meisten Thatsachen mit dem Urtheile gleichzeitiger und unverdächtiger Schriftsteller belegt, Glaubwürdigkeit, und, mit einem angeführten englischen Kritiker, sogar Schönheit der Schreibart ab. Wurde Gibbon wirklich, wie der Vf. behauptet, durch feindselige Gesinnungen gegen das Christenthum und die Bischöfe, zu allzuharten Urtheilen verleitet: so hat er doch gewiss unverkennbare Verdienste um das wichtige Studium der Kirchengeschichte, welches aber freylich allen denen, die nicht kalt prüfen, sondern ein bestehendes System auf Kosten der Vernunft und Wahrheit vertheidigen wollen, ein Stein des Anstoses seyn muss.

Unser Vf. verwechselt offenbar Christenthum mit Dogmenlehre, Religion mit Kirche. S. 36. sagt er: „das Interesse des Staats war mit dem Interesse der „*Religion* so innig verwebt, dass sich eins vom andern nicht mehr trennen liess." Nach Rec. Ueberzeugung ist das immer der Fall; aber er will auch nicht bezweifeln, dass damals (zu Constantins Zeiten) das Interesse der *Kirche* mit dem Interesse des Staats so genau verwebt war. Wenn aber die damaligen Bischöfe oft „eine nützliche Mittelmacht zwischen Volk und Souverain waren:" sind es darum auch die heutigen noch; oder können sie es seyn, da sie selbst Landesherren geworden sind? Was der Vf. unter Christenthum verstehe, davon mag folgende Stelle zeugen: S. 42. „man mag von diesem (dem Athanasianischen) „Glaubensbekenntniss denken, was „man will! es hat allgemeine Beystimmung und gesetzmässiges Ansehen erhalten, und alle, die sich „nach der Vorschrift dieses Symbols zum Christenthum bekennen, sind verpflichtet, sich nach den „Lehrsätzen desselben zu bequemen. Können sie sich „von der Wahrheit und Gottgeziemendheit seines Inhalts nicht überzeugen: so haben sie das Recht aus „der, auf dieses Symbol verpflichtenden, Kirche „zu treten, und — Schande dem Manne, der Christum mit dem Munde bekennet und im Herzen leugnet!" Rec. enthält sich, hierüber Bemerkungen zu machen, die sich ohnehin jedem Leser, der das Athanasianische Glaubensbekenntniss mit Aufmerksamkeit gelesen hat, aufdringen werden.

In dem Eingange des zweyten Buches werden die geistlichen Staaten als „eingeschränkte Wahlmonarchien" vorgestellt, „wo die Fürsten alle Macht haben: Gutes, nur keine: Böses zu thun;" und S. 109. wird etwas dreiste behauptet: „dass alle benachbarten Unterthanen weltlicher Fürsten das Loos bischöflicher Unterthanen beneiden; — dass die Bauern „in den bischöflichen Ländern im Durchschnitt genommen, gemächlicher wohnen, besser leben, und „überhaupt munterer und zufriedener sind, als die „Bauern unter der Regierung weltlicher Fürsten." Zu Begründung der Meynung: dass man durch die Wahl sicherer, als durch den Zufall der Geburt einen guten Regenten zu erhalten hoffen dürfe, erwartete Rec. zwar nicht hier viel Neues zu finden; aber die mehrmals aufgestellten und hier wiederholten Gründe würden, nach dessen Gefühle, mehr Eindruck gemacht haben, wenn der Vf. weniger declamirt, und das Bild der Erziehung eines künftigen geistlichen Fürsten und eines Erb- oder Kronprinzen nicht

mit feiner einfeitigen, parteyifchen Feder verzeichnet hätte. Aufser der Habfucht, die nach den Gütern der Geiftlichkeit trachtet, fagt der Vf., hatten die Feinde derfelben noch einen Grund, fie ihnen zu entreifsen: „der fundirte Klerus war in Verbindung „mit dem begüterten Adel von jeher die Klippe, wo„ran jede willkürliche Gewalt fcheiterte." Diefes veranlafst ihn, dem Adel, befonders dem unmittelbaren, eine Lobrede zu halten. Der Vf. äufsert fich dann über Aufklärung; über Republikaner ohne republikanifche Tugenden, wobey er eben fo viel Wahres, als über die, mit behutfamer Hand zu heilenden, Gebrechen in den geiftlichen Staaten fagt. Seicht und oberflächlich hat Rec. hingegen fein Urtheil über den Vorzug des Adels bey den Dikafterien, und über die Oberämter, gefunden. Der Vorzüge der geiftlichen Staaten zählt der Vf. fechs: 1) dafs in der Regel nur Männer zur Regierung kommen, die Gefchäftskenntniffe haben; 2) die durch Domkapitel eingefchränkte Regierungs - Gewalt; 3) dafs kein Conquerantengeift fie befeelen könne, fondern ihr eigenes Intereffe Erhaltung der deutfchen Reichsverfaffung erfodere; 4) dem Fürften die Macht, Böfes zu thun, fehle; 5) die Dienfte in denfelben vorzüglicher feyen; 6) die Neuzuwählenden durch Capitulationen befchränkt, und dadurch die Mifsbräuche verhindert werden können; wobey er überall Hn. v. *Mofer* durch Auszüge aus feiner bekannten Schrift: *über die Regierung der geiftlichen Staaten*, reden läfst. Hierauf wirft er die Frage auf: *Erfodert es Deutfchlands und der auswärtigen Mächte Intereffe, dafs die geiftlichen Staaten nothwendig fäcularifiret werden müffen?* Bemerkt: dafs Länder und deffen Bewohner nicht, wie Weiden mit ihren Heerden, verkauft oder vertaufcht werden können; dafs die Unterthanen fich diefe Anmaafsung fchwerlich würden gefallen laffen; und fodert dann alle auf, das einzige Mittel, was ihnen übrig bleibe, zu ergreifen: In Maffe aufzuftehen, und fich an den Kaifer und deffen Armee anzufchliefsen. Die Beantwortung jener Frage enthält, ftatt einer gründlichen, kaltblütigen Unterfuchung, wieder mit Bitterkeit und Declamation angefüllte Ausfälle auf Preufsen. Rec. ift nicht nur ein Freund der Freymüthigkeit; fondern kann auch einem Vf., der feiner vaterländifchen Regierung ergeben ift, gegen diejenigen, welche fie, feiner Meynung nach, zu ftürzen drohen, viel überfehen. Der Vf., welcher andere immer in die Schranken der Gerechtigkeit und Mäfsigung zurückweift, überfchreitet fie aber zu fehr, als dafs ihn das warme Gefühl, das fich gegen alles Unrecht empört, entfchuldigen könnte. Rec., der in das Gefchrey gegen die geiftlichen Staaten nicht mit einftimmen wird, fo lange man ihn nicht überzeugt: dafs die *mehreften* weltlichen mit mehr Gerechtigkeit und Menfchlichkeit regiert werden; der hiernächft jenes Gefühl mit dem Vf. theilt und gewifs jede Politik, welche mit der Gerechtigkeit unverträglich ift, eben fo fehr verabfcheut, beklagt es um fo mehr, je mehr er diefen Grundfätzen Eingang wünfcht, wenn die, welche fie vortragen, felbft durch einfeitige Darftellungen den Eindruck fchwächen, den fie machen follten und wollten. Auffallend ift es, wie fich feit Kurzem die Sachen fo geändert haben, dafs nun die geiftlichen Staaten zum Theil von *der* Hand Hülfe und Schutz gegen ihre gänzliche Auflöfung fuchen, gegen welche fie noch vor wenigen Monaten fich, aus Furcht vor diefer Auflöfung, verbanden.

• • •

LEIPZIG, b. Crufius: *Ueberfetzung und Erklärung der gewöhnlichen Epifteln und Evangelien zu allen bey uns üblichen Sonn- und Fefttagen*, mit Benutzung und Anführung der vorzüglichern ältern, befonders neuern Bibelausleger ausgearbeitet und mit kurzen, aus diefen Abfchnitten hergeleiteten praktifchen Sätzen begleitet von M. *Traugott Aug. Seyffarth.* 7ter Heft. 1797. 300 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. No. 3[illegible] 1796. No. 146. 1798. No. 3.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Jena*, gedr. b. Göpferdt: *Conr. Dietr. Mart. Stahl* phil. D. diff. mathematica *doctrinam de dignitatibus nova methodo* exhibens (refp. *Georg Horn* Naffov.) 32 S, 8. Zuerft bemerkt der Vf. die Erklärung der Potenz, als eine Menge gleicher Factoren, fey zu eingefchränkt, weil fie nur auf ganze und bejahte Exponenten gehe. Nun giebt er folgende Erklärung: jede Dignität gründe fich auf ein Verhältnifs 1:a, fo dafs jede Zahl b eine Dignität von a fey, deren Grad die Zahl anzeigt, welche ausfagt, wie die Verhältniffe 1:b aus der 1:a durch Zufammenfetzung oder Theilung oder beides zugleich hergeleitet werde. Eben fo ift $c = a^{-n}$, von $1:c = n\,(1:\frac{1}{a}) = -n\,(1:a)$. Des Vf. neue Erklärung beruht darauf. Zwifchen 2 Zahlen ftellt er fich einen Raum vor, der von der kleinern zur gröfsern durchlaufen wird, und als diefes Raumes Maafs fieht er das geometrifche Verhältnifs beider an. Nun wird der Grad der Potenz einer Zahl a beftimmt durch die Menge der Schritte oder Theile derfelben, deren jede dem Schritte von 1:a gleich ift. Nach der entgegengefetzten Richtung werden negative Schritte gezählt. Nun werden diefer Erklärung gemäfs die Aufgaben durchgegangen von der Multiplication und Divifion der Potenzen, und von ihrer Erhebung zu einem neuen Grade. Darauf folgen Sätze von irrationellen Potenzen oder mit gebrochenen Exponenten. Die ganze Abhandlung ift in einer trefflichen Ordnung und mit vieler Deutlichkeit gefchrieben, und ift ein rühmlicher Beweifs von des Vf. fyftematifchen Geift und feiner Entwickelungsgabe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Göttingisches Journal der Naturwissenschaften*, herausgegeben von *Joh. Friedr. Gmelin. Ersten Bandes erstes Heft.* 1797. 159 S. und drey Kupfertafeln. *Zweytes Heft.* 1797. 159 S. 8.

Der Zweck, den sich der Herausgeber bey dieser Zeitschrift vorgesetzt hat, ist der, vollständige Annalen für das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften zu liefern, und alle neue in dieses Fach einschlagende Beobachtungen zu umfassen. Um nur Wichtiges und Neues zu liefern, bindet sich dieses Journal an keine Zeit, sondern die Erscheinung desselben wird jedesmal von der Menge des Vorraths abhängen. Gegenwärtiges erstes Heft enthält sieben Abhandlungen. Die erste derselben ist von Hn. Prof. *Wildenow*, und enthält *eine Beschreibung zweyer neuen Pflanzengattungen Schradera* und *Rotlera* S. 1 bis 9. Beide gehören zur *natürlichen* Ordnung der Euphorbien. Wegen der eigenthümlichen Gestalt ihres Pistills, und dem abweichenden Bau der männlichen, von dem, der weiblichen Blume eignen sich beide hinlänglich um zwey neue Gattungen aus ihnen zu bilden. Die erstere dieser Pflanzen gehört zur XXI. Classe des Linnéischen Systems, der *Charakter essentialis* von der *männlichen* Blume ist folgender: *Calyx tetraphyllus, Corolla nulla, Stamina duodecim*; von der weiblichen: *Calyx pentaphyllus persistens, Corolla nulla, Stigmata tria multifida, Capsula trilocularis monosperma.* Es werden von dieser Gattung drey Arten aufgeführt: Schradera *scandens*, *lucida* und *dioica*. Die zweyte Gattung *Rotlera* gehört zu Linnés XXII. Gattung. Ihr *Charakter essentialis* ist bey der männlichen Blume: *Calyx tryphyllus, Corolla nulla.* Bey der weiblichen: *Calyx monophyllus, quadrifidus, Stylus unicus, Stigmata quatuor filiformia glandulosa, Capsula quadrilocularis.* Von dieser Gattung ist bis jetzt nur eine Species bekannt. Von beiden Pflanzen sind Abbildungen geliefert. Den Ausdruck *Flos magnitudine auctus* würde Rec. nicht brauchen, sondern ihn lieber mit dem *Flos multo amplior* vertauschen. Die zweyte Abhandlung: *über die neue Chemie* S. 10—86. rührt vom Herausgeber her. Weit entfernt die Verdienste zu verkennen, welche die neuern Chemiker sich um die Naturwissenschaft erworben haben, führt Hr. *Gmelin* zwar nicht eigne, sondern von andern Chemikern angestellte Versuche an, die mehreren Sätzen der neuern Chemie entgegenstehen, um zu einer genauern Prüfung der noch streitigen Punkte zu ermuntern. So bemerkt er, dass nicht in allen Fällen es die Basis der Lebensluft sey, mit welcher das Metall sich vereinige, um einen kalkförmigen Zustand anzunehmen, dass unter gewissen Umständen die Metalle Wasser, Luftsäure, Stickgas einzusaugen scheinen; er führt hiebey *Lavoisier's* Bemerkung an, der aus *dem für sich bereiteten* Quecksilberkalke eine Spur von Stickgas und Luftsäure erhielt; *Maret's* Versuche, der aus der Mennige mit $\frac{1}{8}$ Kohlensäure verunreinigte Lebensluft, andrer die aus Eisenrost Kohlensäure entbanden, so wie *Westrumb* aus verschiedenen Metallkalken Wasser erhielt. Noch mehr stunden *van Mamm's* Versuche, der durch den elektrischen Schlag Metalle in Salpetergas und gemeiner Luft, *Charles* der gleichfalls durch Elektricität sie im luftleeren Raume und in brennbarer Luft verkalkte, und *Morozzo's* Erfahrungen, der in mit Kohlensäure und Salpetergas angefüllten Gefäsen, bey starker Hitze Quecksilber und Bley verkalkte. Lassen sich nun Zweifel gegen den Satz, dass jede Verkalkung der Metalle in der Verbindung der Basis der Lebensluft mit dem Metalle bestehe, erregen, so würden die Beweise für die Zersetzung des Wassers durch eiserne Nägel gleichfalls schwankend. Scheint nicht Elektricität bey jeder Wassererzeugung wirksam zu seyn? Wie wirkt sie, als *Kraft* oder als *Stoff*, der einer chemischen Vereinigung mit andern, einer Zersetzung, so wie einer neuen Bindung, sowohl des Ganzen als der Theile empfänglich ist? Entzieht er den beiden luftförmigen Stoffen etwas, oder giebt er ihnen etwas? u. s. w. alle diese Fragen müssten (bemerkt der Vf.), vorher beantwortet werden, ehe man mit *entscheidender Zuversicht* schliessen könne; *das Wasser entstehe aus der innigern Vereinigung jener beiden luftförmigen Stoffe.* So wären dann zugleich auch alle die Anwendungen, die man von dieser Theorie zur Erklärung so mancher Erscheinungen in der thierischen Oekonomie und dem Pflanzenreiche gemacht, unzuverläsig. (Rec. ist überzeugt, dass wenn auch alle die Sätze der neuern Chemie noch zu einer grössern Evidenz als der bisherigen erhoben werden könnten, unsre neuere Physiologen, die zu voreilig mehrere Lehren der Chemie zur Erklärung so vieler Processe in organischen Körpern angewendet haben, manchen Schritt werden zurück thun müssen, indem die Gesetze, welche die organische Natur bey ihren Operationen befolgt, sich sehr von denen, welchen die todte Materie unterworfen ist, unterscheiden.) Auch dem Satze *Lavoisiers*, dass die Wärme bey dem Verbrennen blos aus der Lebensluft komme, in welcher das

das Verbrennen vorgenommen wird, werden mehrere Versuche andrer Chemisten entgegengesetzt, welche denselben einzuschränken scheinen, die aber Rec. übergehen muss, um diese Anzeige nicht über die ihm vergönnten Grenzen zu erweitern. Hr. *Gmelin* würde sich kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erwerben, wenn er diese neue Zeitschrift dazu nutzte, um manche der noch zweifelhaften Sätze dadurch ins Klare zu bringen, dass diejenigen Versuche, welche entscheiden müssten, mit *der nöthigen Genauigkeit* unternommen, und ihre Resultate im Verfolg dieses Journals bekannt gemacht würden. So würde Rec. folgenden Versuch des Hn. *Bonvoisin*, ohne ihn durch Wiederholung zu bestätigen, nicht angeführt haben. Dieser schüttete in eine Glasphiole gelben Präcipitat, in einen grösern Kolben Samen von einigen Gewächsen, schmolz dann beide zusammen und wog das Ganze auf das Genaueste. Nachdem er diese Vorrichtung einige Zeit der Sonne ausgesetzt, der Präcipitat schwarz geworden, und der Samen gekeimt hatte, bemerkte er *eine beträchtliche Gewichtszunahme*, welche Hr. G. dem *verkörperten Lichte* zuzuschreiben nicht ungeneigt ist. (? ?) — Die übrigen in dem ersten Hefte enthaltenen Aufsätze *P. S. Pallas physische und topographische Schilderung Tauriens* S. 86—135. *P. E. Abilgaard Beschreibung eines neuen Blutigels* S. 135—136. *J. C. Fabricius Beschreibung des schädlichen Zucker- und Baumwollenwurms in Westindien* S. 137—143. *Ol. Efstlund entomologische Bemerkungen zur Fauna suecica* S. 144—148. *Holocentrus Lentiginosus, beschrieben von M. Vahl* S. 149—156. übergeht Rec., da sie Auszüge aus andern Schriften sind.

Die erste der im *zweyten Hefte* befindlichen Abhandlungen, handelt von dem *Wismuth und seiner Verbindung mit andern Metallen* S. 1—32. Der Herausgeber hat Wismuth mit Kupfer, Zinn, Bley, Zinn und Bley in verschiedenen Verhältnissen zusammengeschmolzen. Auch bey einem beträchtlichen Uebergewicht von Kupfer, zeigte das Gemisch viel Sprödigkeit, das Kupfer wurde übrigens weit leichtflüssiger, ohne Glanz und Farbe merklich zu ändern, eine solche Verbindung könnte daher immer in technischer Rücksicht, bey Arbeiten die nicht mehr unter den Hammer und wenig unter den Meisel kommen, nützlich seyn. Zinn mit Wismuth in verschiedenen Verhältnissen versetzt, gab ein sprödes Metall. Bley verlor durch einen Zusatz von Wismuth nicht so sehr von seiner Geschmeidigkeit als Kupfer und Zinn u. s. w. Alle diese Versuche sind schon von andern Chemisten angestellt worden, und gegenwärtige Arbeit ist nur als eine Bestätigung jener frühern Versuche anzusehen. Die zweyte Abhandlung S. 32—49. von Hn. *Fulda* betrifft die *Feuerkugeln*. Aus funfzig von verschiedenen Naturforschern über diese Erscheinungen angestellten Beobachtungen, zieht der Vf. folgende Resultate. Sie ereignen sich unter jedem Himmelsstrich, zu jeder Jahrszeit und Tagszeit, erscheinen grösstentheils bey heiterm Himmel, bey den mehresten war eine meistentheils sehr schnelle Bewegung sichtbar, so bewegte sich die 1758 beobachtete in einer Secunde sieben deutsche Meilen. Sie bewegen sich sowohl von, als nach allen Weltgegenden hin, ohne immer der Richtung des Windes zu folgen. Sie flogen fast alle gegen die Erde hernieder. Ihre Gestalt war bald vollkommen Kugel-, bald Spindelförmig, ihre Länge öfters 7 bis 8 Grad am Himmel. Ihre scheinbare Grösse war sehr verschieden, übertraf aber die des Mondes einigemal, nur einige dreheten sich sichtbar um ihre Axe. Sie verbreiteten mehrentheils ein sehr lebhaftes blendendes, seltner ein mattes Licht, ihr wahrer Durchmesser war sehr beträchtlich, von der von *Rittenhouse* 1779 zu Philadelphia beobachteten, fast eine halbe deutsche Meile. Sie scheinen in sehr verschiednen, doch die mehresten in sehr beträchtlichen Höhen entstanden zu seyn, ihre Dauer war sehr verschieden. Viele sprühten Funken aus, und die meisten sah man sich in mehrere bald grösere bald kleinere Stücke zertheilen, ehe sie verschwanden, wobey bald ein donnerähnliches Geräusch, bald ein plötzlicher Knall vernommen wurde, zugleich wurden mehrere derselben nach diesem Platzen in Rauch aufgelöst. Nach dieser Zerstörung wurde in einigen Fällen ein Schwefelgeruch wahrgenommen, auch wollte man nach Erscheinung dieser Meteore schlackenartige Massen entweder wirklich niederfallen gesehen, oder sie nachher auf der Oberfläche der Erde entdeckt haben. *Die dritte Abhandlung* von *Joh. Fabbroni: Versuch eines Magazins für Beobachtungen und Erfahrungen über [illegible]liche Stoffe* S. 49—138. leidet keinen Auszug. In *der vierten Abhandlung* S. 138—142. theilt Hr. [illegible]bergrath *Karsten eine äussere? Beschreibung (äussern Kennzeichen) des Melanits und Augits* [illegible] Ersterer findet sich bey *Frascati* in Italien im [illegible] eingewachsen. Er ist *dunkelschwarz*, kommt in [illegible]*seitigen Säulen* vor mit *drey Flächen zugespitzt*, welche *auf den abwechselnden Seitenkanten aufgesetzt* sind. Zuweilen sind die Kanten an diesen Säulen abgestumpft. Er ist *äusserlich starkglänzend, inwendig glänzend* von *Fettglanz*. Der *Bruch* ist *vollkommen* [illegible] *ziemlich kleinmuschlicht*. Er ist ganz *undurchsichtig*, *hart*, aber nicht in hohem Grade, sehr *spröde*. eigen[illegible] *Gewicht* 3,6919. Der *Augit* ist bis jetzt im *Fuldischen*, hauptsächlich aber in *Böhmen*, und in der Grafschaft *Glaz* gefunden worden. Er hat eine sehr *dunkel lauchgrüne*, sich ins *grünlicht-schwarze* und *grünlicht-schwarze* verlaufende Farbe. Er kommt *grob eingesprengt* und *krystallisirt* vor; letzteres in *sechsseitigen Säulen, welche breitgedrückt, mit ungleichen Flächenwinkeln versehen*, und *mit vier Flächen zugespitzt* sind, *welche auf den schmälern Seitenflächen ruhen*, seltner sind *die Enden zugeschärft* und die *schärfern Seitenkannten abgestumpft*. *Aeusserer Glanz*. An den *äussern* (ist wohl ein Druckfehler und soll heissen *frischen*) *Stücken starkglänzend, inwendig desgleichen* und zwar *Glasglanz*. Parallel mit der Axe der Säulen ist der *Bruch blättrich*, und zwar *geradblätterich*; aber höchstens *von zweifachem Durchgange*, der Queer-

bruc

bruch muschlicht. Er ist undurchsichtig oder schwach an den Kanten durchscheinend, ist *hart und nicht sonderlich schwer* 3,2916. Die übrigen Blätter dieses Heftes füllen Auszüge aus *G. Shaw's Thiergeschichte von Neuholland* und *M. Vahl Anmerkungen über einige Vögel.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Predigten von G. W. C. Starke.* 1797. 10 Bog. 8.

Dieser Predigten sind VII. folgenden Inhalts: I. *Ueber das Wesentliche aller Religion*, Text Matth. VII, 21. II. *Aerntedankfestpredigt* (Aerntepredigt) T. Pf. XXXIV, 2. III. *Von der Wahrhaftigkeit*, T. Eph. IV, 25. IV. *Ueber das Zurückblicken auf die vergangnen Zeiten*, T. Pf. CIII, 2. V. *Ueber das Verhalten in Tagen der Gesundheit*, T. Joh. IX, 4. VI. *Ueber einige Vortheile der irdischen Leiden*, T. 2 Cor. IV, 17. VII. *Von der Unsterblichkeit der Seele*, T. 1 Joh. II, 17. Von dem Vf. der Scenen aus dem häuslichen Leben liess sich auch in diesem Fache nichts Gemeines erwarten. Mit der in seinen anderweiten Schriften geschätzten Gabe, seine Leser zu rühren und auf eine eben so sanfte, als gleichwohl eindringliche Weise fürs Gute zu erwärmen, findet man hier fast überall eine richtige Behandlung von Gegenständen der Moral und Religion, Deutlichkeit und Gründlichkeit der Erläuterungen und Beweise, vornehmlich aber eine ungemeine Anschaulichkeit in der Darstellung (namentlich solcher Bilder, die für die Empfindung fruchtbar sind) vereinigt. Zur Bekräftigung dieses Urtheils mögen folgende nicht mühsam ausgesuchte Stellen dienen: aus der 3ten Predigt über die Wahrhaftigkeit, das sogleich nach der Angabe des Thema eingeflochtene Gebet S. 59. 60.: „lass heiligster Vater, o lass dein „Reich kommen, lass die Zeiten sich nähern, in wel„chen Vernunft, Religion und Pflicht, und nicht der „Eigennutz herrscht, in welchen deine Kinder auf „der Erde nicht erst durch Verwirrungen, durch Zer„störungen und fürchterliches Wehe vor Unrecht und „Unredlichkeit gewarnt werden. Lass die Zeiten „sich nähern, in welchen sich alle aus Einsicht des „Verstandes, mit Willigkeit des Herzens unter deine „ewigen Gesetze beugen, weil sie die besten sind. „Gieb dass alle Völker, alle Regierungen der Völker „und ihre Rathgeber, alle Herrscher der Erde, alle „grosse(n) und kleine(n) Gesellschaften, alle Bürger, „alle Nachbarn gerecht und liebevoll, ehrlich und „wahrhaftig mit einander umgehn, dass alle Menschen „die Lügen ablegen und die Wahrheit reden, weil „sie unter einander Glieder sind. Amen." — Ingleichen aus der schönen unterhaltenden und von trefflicher Kenntniss und moralischer Würdigung des Menschen zeugenden Selbstprüfung von S. 92. an in der 4ten Predigt folgende Stelle S. 94.: „täusche ich mich „selbst durch den Wahn, wie weich, wie leicht zu „bewegen mein Herz sey, und flieht diese Missbilli„gung meiner Unvollkommenheiten ohne Erfolg über „meine Seele dahin, wie eine Wolke, die eine Zeit„lang den Himmel trübt, aber keinen Regen schenkt?" Endlich noch folgendes herrliche den Geist des Schriftstellers vorzüglich charakterisirende Bruchstück aus der letzten Predigt S. 154. 55. „wie gern glaube ich „dem Paulus! Gerade so, wie mit dem Korne, sagt „er, ist's mit dem Menschen. Ich trete an ein offe„nes Grab, und schaue ernsthaft in dies enge Bett, „denn es ist freylich etwas Ernstliches begraben zu „werden. — — — Wie gesagt, ich bin sehr ernst„haft dabey: denn es war der Leib eines Menschen, „wie ich bin sehr ernsthaft dabey: denn es war der „Leib eines Menschen, wie ich bin, der verscharrt „wird, und dieser Leib verwest; aber ich zittere nicht, „ich denke an das Samenkorn des Paulus, und über„lege, dass die äussere Zerstörung nöthig war, da„mit der Mensch vollendet werde. Ich stelle mir vor, „wie der Mensch nun erhöht und vollkommner „wird, ich stelle mir vor seine erhabnere Geschäftig„keit, seine hellern Einsichten, seine geläuterten Ge„fühle, seine deutlichere Kenntniss Gottes und der „Schöpfung und der Fügungen des Ewigen; ich stelle „mir vor die unaussprechlichen Freuden, welche er „mit seinen Lieben, die er wieder findet, und mit „unzähligen Guten geniesst, und schaue ruhig auf das „neue Grab, und gehe zurück an meine Geschäfte mit „dem Gedanken: Hoffnung der Unsterblichkeit, wohl „mir dass ich dich habe: Hoffnung der Unsterblichkeit, „dich kann ich nicht verlieren. Haus und Gut und „Vaterland und das Leben kann mir geraubt werden; „aber du nicht Hoffnung der Unsterblichkeit! Bis „dies Herz nicht mehr schlägt bin ich der Zuversicht: „die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Wil„len Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." — Beynahe ist der Hang darstellend und rührend zu sprechen, in diesen Vorträgen etwas zu überwiegend, und der Vf. fällt offenbar zuweilen aus der, obgleich traulichen, doch ernsten Sprache, sittlicher und religiöser Volksbelehrung, in den Ton des Romans. Hiezu kommt noch, dass in den Schilderungen eine gewisse Einförmigkeit herrscht, indem die meisten derselben sich unter einen ziemlich engen Kreis verwandter oder sehr ähnlicher Gegenstände befassen lassen; was freylich dann am meisten auffällt, wenn man mehrere dieser Predigten hinter einander liest. Die von dem Vf. geäusserten Gefühle und versuchten Rührungen des Gefühls sind nicht selten, was in einer Predigt nicht Statt haben sollte, zu individuell, um auf allgemeine Theilnehmung Anspruch machen zu können. Wie viele gute und gar nicht gefühllose, ja was mehr sagen will, wie viele leichtsinnige und noch unsittliche Menschen werden z. B. nicht mit ihm sympathisiren können, wenn er in der That zu auffallend oft von *Thränen* des Dankes, der Freude, der Wehmuth spricht. Unstreitig würde auch seine Beredsamkeit noch mehr Eindruck machen, wenn Exclamationen, wie z. B. S. 89. „Wohlan denn man bedenkt so selten den Segen der Gesundheit! wohlan denn wer gesund ist etc." und S. 109. „in welcher mir Gott unaussprechlich viel Gutes, *ach!* und Vollkommenheit geben will etc." sparsamer darin angebracht wären;

wären; so wie die gute Declamation durch nichts mehr leidet als durch zu häufiges Accentuiren; so wie Kraft und Schönheit der Rede selbst durch nichts mehr gestört wird, als durch zu häufige Exclamationen. Auch nicht immer mit gehöriger Auswahl angebrachte Epitheta, z. B. S. 122. „nach dem grofsen Gesetze der *besetigenden* Vollkommenheit handeln" gegen die überspannte Schilderung der bey weitem nicht immer vorkommenden Folgen der Unwahrhaftigkeit und gegen das eckelhafte daselbst S. 73. gebrauchte! Bild: „Menschenblut wird vergossen, als wär' es *unreines* Wasser" gegen die übel angebrachte Wiederholung S. 78. „der Reiche in seiner Fülle, der Dürftige bey seinem schwarzen Brodte," — gegen die lose Verbindung der Exordien mit den Themen in der ersten und dritten Predigt — und die mangelnde logische Verbindung wenigstens Klarheit im Thema und der Eintheilung in der ersten, dritten und fünften Predigt ihre gegründeten Erinnerungen haben, die jedoch Rec. nicht hindern, mit der wärmsten Erkenntlichkeit für das, was er geleistet hat, von dem Vf. zu scheiden.

* * *

NÜRNBERG, in der Rave'schen Buchh.: *Die Gottheit Christi. Ist sie wohl aus Seinen eigenen Reden, die Er vor und nach seiner Verherrlichung führte, klar und deutlich zu erweisen?* von H. S. B. (engel). 1796. 55 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 225.)

FRANKFURT a. M., in der Andreäischen Buchh.: *Gedichte*, von *Eulogius Schneider*. 3te Aufl. 1796. 164 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 382.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Pest, Presburg u. Leipzig*, b. Landerer: *De forensibus Judicum et Medicorum Relationibus* in vicem introductionis in Medicinam forensem differit *Franciscus Schraud*, Med. Prof. Pest 1797. 75 S. 8. — Der Vf. gehört zu den thätigern Aerzten Ungarns, welche ihre Praxis benutzen, um die Theorie zu bereichern, welche mit der neuern Literatur und den neuen Entdeckungen in der Medicin fortgehen und nach Kräften auch von Zeit zu Zeit die Resultate ihres Nachdenkens und ihrer Wahrnehmugen bekannt machen, und welche deshalb in ihrem localen Verhältnifs betrachtet, unstreitiges Lob verdienen, wenn sie auch wenig neues zu der allgemeinen Literatur liefern sollten. Da Hr. *S.* kürzlich von der Regierung den ehrenvollen Auftrag hatte, in Verbindung mit dem königl. ungrischen Hofrath Sigmund *v. Lovász* die Anstalten gegen die im J. 1796 in Syrmien ausgebrochene Pest zu leiten: so hat man von ihm ein brauchbares Werk über die Geschichte dieser Pest, ja auch vorhergehender Pestseuchen nebst Prüfung aller bisher bekannten Mittel, und der Art ihrer Anwendung zu erwarten. Dieses Werk hat nicht nur den Beyfall der Wiener berühmten zu Censoren desselben von höchsten Orten bestätigten Aerzte des Hofraths *Frank* und des D. *Plenk* erhalten; sondern es hat auch die menschenfreundliche Regierung, die mit den vom Hn. *S.* in Syrmien gemachten Anstalten und deren Erfolge sehr zufrieden war, denselben neuerlich wegen der im Tarnopolarkreise sich äussernden Pestanzeigen mit angemessenen Reisegeldern und Zusicherung einer anständigen Belohnung dahin bestimmt.

Doch nun zum Inhalte dieser Schrift. Das Thema ist für jeden Criminalisten sehr wichtig: von der Beschaffenheit des sogenannten *Visum Repertum* hängt oft Tod oder Leben eines Menschen ab; die Bestimmtheit oder Unbestimmtheit, die Bündigkeit und Zuverläfsigkeit desselben hat auf das Gewissen und die Ueberzeugung des Richters den gröfsern Einfluss: und der Richter als Laye in der Medicin muss sich um so mehr auf den Arzt verlassen, als er sich selbst ohne Vermessenheit kein competentes Urtheil in solchen Fällen zutrauen kann. Rec., der mehrere ungrische Criminalprocesse gesehen hat, weifs, dafs die Mangelhaftigkeit derselben, und die Unzuverläfsigkeit, mit der man nach allem durchgelesenen Actenwust urtheilt, sehr oft von schwankenden medicinischen Zeugnissen herrühre, und der Vf. hat also eine in jeder Rücksicht für sein Vaterland nützliche Schrift geliefert. Gerichtlich werden Aerzte gebraucht a) zur Untersuchung solcher körperlicher Schwächen, die für die Person selbst gesetzlicher Weise gewisse einschränkende Folgen wirken, oder andern schädlich seyn können. b) Zur Untersuchung von Verwundungen, Verstümmelungen oder Todschlägen. Sehr richtig bemerkt der Vf. S. 10. dafs die Aerzte von Rechtswegen dem ganzen gerichtlichen Verfahren beywohnen sollten, um sich über Ursache, nächste Veranlassung, Umstände und unmittelbare Folgen eines solchen Umstandes zu orientiren, und so desto zuverläfsiger bestimmen zu können, wie und was auf den Körper gewirkt habe, und ob der Thäter auch bey Verübung dieser oder jener That wirklich bey vollem Gebrauch der Vernunft gewesen sey. Der Vf. belehrt ferner die gewöhnlichen Juristen eines bessern, welche glauben, mit einem *Viso Reperto* sey alles gethan und nur darauf habe sich der Arzt zu beschränken; denn in einem Sectionsberichte seyen die Erzählung des Gefundenen, und das Urtheil über die Tödtlichkeit, d. h. *judicium medicum* himmelweit unterschieden. S. 23 folg. wird erwiesen, dafs bey Gegenständen von dieser Wichtigkeit, wo möglich, immer ein Arzt, von dem man allemal längeres und tieferes Studium des menschlichen Körpers voraussetzt, doch nebenbey auch ein Chirurgus und nach Befund der Sache eine Hebamme beygezogen werde. Allemal soll wenigstens das *judicium medicum* von einem Arzt aufgesetzt werden: und es sollte auch hierin die Appellation gelten. Hievon nimmt der Vf. S. 34. Gelegenheit, die mancherley Grade der Tödtlichkeit zu bestimmen und erwähnt auch das Crevische Mittel, durch Metallreiz das Daseyn einer Lebenskraft zu erforschen. Faulende Cadaver könnten durch dephlogistisirte Salzsäure in wichtigen Fällen zur Section vorbereitet, und der Gesundheit unschädlich gemacht werden, weil man öfters die Ursachen des Todes verwechseln könne; endlich wird besonders auf Bestimmtheit über jenen Punkt gedrungen, ob die Verletzung durch sich selbst, oder durch eingetretene Umstände tödtlich gewesen sey. — Man sieht aus allem diesem, dafs der Vf. mit voller Sachkenntnifs und vieler Wärme für Menschenwohl geschrieben habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. März 1798.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, in der Weygandschen Buchh.: *Mercier über die Einsamkeit* und ihren Einfluss auf Geist und Herz, nach *Zimmermann;* Ein Buch f. d. reifere Jugend beyderley Geschlechts. Uebersetzt u. mit psycholog. Reflexionen begleitet vom Prof. *Heydenreich* in Leipzig. 1797. 310 S. 8. (20 gr.)

Das Eigenthümliche des berühmten Werkes über die Einsamkeit hat Tissot im Leben Zimmermanns vortrefflich aus dem Temperament, dem Charakter und den Schicksalen des Vfs. entwickelt. Eben derselbe fällt über die Merciersche Bearbeitung des Zimmermannischen Werkes folgendes Urtheil: „der Uebersetzer hat die ganze Geschichte der Einsiedler weggelassen; und gewiss hätten auch einige Leser das Hineingehen in das Einzelne des Lebens derselben etwas zu lang gefunden, aber wie kann man eine vollständige Geschichte des Menschen haben, ohne Kenntniss der geistlichen Orden, der Beyspiele des grössten Muthes, der unerhörtesten, mit der grössten Heiterkeit ertragenen Entsagungen und grosser Seelen- und Körperstärke zu haben? Ist es nicht in der Geschichte der Einsiedler, in der man die Ursachen erforschen kann, welche zur Einsamkeit bestimmen, in der man die Menschen kennen lernen kann, welchen sie vortheilhaft ist, die Umstände, unter welchen sie nützlich oder schädlich ist, die Wirkungen, welche sie hervorbringt, alle ihre Vortheile und Nachtheile? Musste das gänzliche Weglassen dieses Theils das Werk nicht entstellen? Auch aus den andern Theilen ist vieles weggelassen worden, selbst sehr viel wichtiges; aber das, was geblieben ist, hat doch noch viel Interesse, ob es gleich nur auseinandergerissene Stücke eines sehr schönen Gebäudes sind.“ Die Schonung für noch herrschende Vorurtheile und vermuthlich auch die Rücksicht auf die Censur, vor welcher Zimmermanns kecke Aufdeckung alles religiösen Wahns damals keine Gnade gefunden haben würde, bewog Hn. Mercier diejenigen Bemerkungen und Erzählungen von Anachoreten und Klösterbewohnern aufzuopfern. Wenn dadurch und durch die Wegschneidung oder Abkürzung so vieles andern das originelle Werk allerdings verstümmelt worden ist: so muss man doch auf der andern Seite bekennen, dass es ein Gewinn ist, dass hier der polemische Ton, die üppigen Auswüchse, die zu schneidende Kraftsprache vertilgt worden. Es ist nun ein geistreiches Lesebuch daraus entstanden, ungefähr von dem Umfang, wie es sich auf die Toilette schickt, für welche weder Zimmermanns grosses Werk noch Garvens neueste vortreffliche Schrift über Gesellschaft und Einsamkeit ganz geeignet zu seyn scheint. Der Prof. Heydenreich hat seiner Uebersetzung des epitomirten Zimmermanns einige psychologische Bemerkungen über die Einsamkeit S. 299 bis 310. angehängt. Man nennt, urtheilt der Vf. derselben, den Menschen *einsam*, wenn ihn die Gegenwart anderer *Menschen* nicht in der freyen Verfolgung des Gangs oder Spiels seiner Vorstellungen hindert, wenn er unabhängig von jeder von *Menschen* herrührender Stöhrung seine Bestrebungen und Gefühle seiner Natur und Lage gemäss entwickeln kann. Abwesenheit der Menschen versetzt uns in Einsamkeit, wir mögen übrigens von einer noch so grossen Menge belebter und lebloser Gegenstände der Natur umgeben seyn. Diese machen nämlich keine so starken Eindrücke auf uns als Wesen unsers Geschlechts, deren Anblick in uns, kraft eines Instincts und eines Mitgefühls für alles was Mensch heisst, das grösste Interesse hervorbringt, die Freyheit unsers Geistes stört, uns nöthigt bey ihm zu verweilen und unsere Aufmerksamkeit und Phantasie eine Zeitlang auf ihn zu heften.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Maurer: *M. Joh. Fried. Aug. Kinderling*, zw. Pred. z. Calbe a. d. Saale, *über die Reinigkeit der deutschen Sprache und die Beförderungsmittel derselben mit einer Musterung der fremden Wörter und andern Wörterverzeichnissen.* Eine Abhandlung, welche von der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin den zweyten Preis erhalten hat. Berlin 1795. 442 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man muss die Akademie loben, dass sie dieser Abhandlung einen Preis ertheilt, man kann sie nicht tadeln, dass sie ihr nur den zweyten Preis ertheilt hat. Sprachgelehrsamkeit von keinesweges gemeiner Art und ein fast eiserner Fleiss mit guter Beurtheilung verbunden scheinen allenthalben hervor, und wenn man auch dem Vf. in vielen einzelnen Behauptungen nicht Recht geben kann, und von mancher Bemerkung nicht wohl einsieht, warum sie hieher gezogen ist, so liest man doch auch diese nicht ungern.

Hr. K. theilt sein Werk in den allgemeinen Theil S. 3—66. und in den besondern bis zu Ende des Buchs, vornehmlich bis S. 106.; denn den übrigen Raum

Raum nehmen die Wörterverzeichnisse ein. Seine Schrift steht also der Campischen an Anzahl der Seiten nach, wie sie ihr an gründlicher Beantwortung der Hauptfrage nachsteht, ungeachtet Hr. K. ganz methodisch (d. i. nach seiner Uebersetzung dieses — von Hn. C. mit Stillschweigen übergangenen — Worts, kunstmäsig, wissenschaftlich, regelmäsig) verfährt, und in der Hauptsache so ziemlich mit Hn. C. einig, obgleich etwas gemäsigter und duldsamer ist, folglich auch die Sache mit nicht so grosem Eifer und Enthusiasm betreibt, welcher indess bey denen die sich eingeschlichnen Missbräuchen entgegensetzen auch bey einiger Ueberspannung zu entschuldigen ist.

Im ersten Theil beweiset Hr. K. gleich anfänglich, dass vollkommene Reinigkeit einer jetzt lebenden Sprache nicht möglich sey, geht aber dabey so weit, dass er behauptet, es würde in der menschlichen Ursprache schon eine Verletzung der höchstmöglichen Reinigkeit gewesen seyn, wenn man einem Vogel von seinem Laute und seiner Singart einen ähnlich lautenden Namen gegeben hätte, (wobey der Kukuk und die Turteltaube in Gefahr gerathen, nirgends einen einheimischen Namen zu haben). Dann ist freylich vollkommene Reinigkeit ein Unding. Dass aber deshalb eine Sprache nothwendig arm seyn müsse, lässt sich wohl so geradehin mit Hn. K. nicht bejahen. Eingeschränkte Reinigkeit, fährt er fort, ist zwar nicht unumgänglich nothwendig, aber doch sehr nützlich. Mit der Reinigung der Sprache muss (S. 8.) allemal Bereicherung, und mit derselben, „wenn man anders nach bestimmten Gesetzen verfährt," Verschönerung der Sprache, Zuwachs an Kraft, Nachdruck, Bestimmtheit, Deutlichkeit, Kürze und Wohlklang verbunden seyn. Viel gesagt und viel gefodert! Leider behaupten die Einmischer fremder Wörter in sehr vielen Fallen das Gegentheil, und sind in einzelnen Fällen nur zu schwer zu widerlegen. In der gebildetern deutschen Sprache, besonders der Büchersprache, ist eine gewisse begränzte Reinigkeit leichter, als in vielen andern Sprachen, behauptet Hr. K. weiter. Er holt hiebey, wie Rec. glaubt, zu weit aus, wenn er dafür streitet, die deutsche Sprache sey eine Stammsprache, und nicht von einer Stammsprache abgeleitet. Dies könnte seine Richtigkeit haben, und es könnten doch dabey in neuern Zeiten aus Sprachen, die keine Stammsprachen sind, viele Wörter, sogar aus der dritten und vierten Hand, aufgenommen seyn, welche in der Stammsprache nicht konnten ausgedrückt werden. Sogar konnte die deutsche Sprache, wie jede andere, ihre eigenthümlichen Benennungen gewisser Dinge fahren, und in Vergessenheit kommen lassen, und fremde dafür annehmen, wie dies z. B. mit der *Nase* gar wohl der Fall gewesen seyn kann, die so gut als Mund und Stirn ehemals einen unlateinischen Namen haben mochten. Noch mehr ist das Volk, welches eine Stammsprache hat, in die Nothwendigkeit gesetzt, die Erzeugnisse, die es von seinen Nachbarn erhält, mit fremden Namen zu benennen, wie dies Hr. K. von dem Weine eingesteht, von den *Lettern* aber und dem Worte *schreiben* es mit Schottel nicht zugeben zu wollen scheint, wie er denn auch das mittellateinische Wort *charaxare* lieber von dem Deutschen *kratzen*, als vom Griechischen χαράσσειν ableitet. Ueberhaupt aber kömmt es bey der Beurtheilung der Reinigkeit einer Sprache nicht darauf an, ob eine Sprache in ältern Zeiten, sondern nur, ob sie in neuern etwas von andern aufgenommen hat, welches das fremde Geprage zu sichtbar an sich trägt. Wenn ein Deutscher keine fremde Sprache kann, so merkt er Wörtern, wie *Genie*, *Lectüre*, *Autorität*, *Collegium*, *Hospital*, *Regent*, *Genuin*, *Laviren*, den fremden Ursprung an, und fühlt bey ihnen eine Unbehaglichkeit, die er bey *Regel*, *Siegel*, *recht*, *regieren*, *Preis* (*pretium*), *Form*, ja selbst *Natur*, *Figur*, *Partey*, *Lilie*, *Linie* und *Maschine* nicht empfindet. Unstreitig geht es also zu weit, wenn man Wörter verbannen will, denen niemand mehr ihren fremden Ursprung anmerkt, und andere dafür zu erfinden, die noch erst bekannt, ja oft noch erst verständlich werden sollen, da jene beides längst gewesen sind. Da die Frage der Akademie einzig und allein die Einmischung fremder Wörter betraf, so hätte Herr K. sich nicht über anderweitige Barbarismen und Solöcismen ausbreiten, sondern bey jenen allein stehen bleiben sollen. Was er also z. B. von veralteten Wörtern sagt, wäre recht gut, wenn es nur eigentlich mehr hieher gehörte. Von S. 43. an nähert er sich mehr seinem eigentlichen Zwecke, verliert sich aber doch dabey von Zeit zu Zeit in Nebenuntersuchungen. Ueber neugebildete Wörter sagt er viel heilsames, und dies, dass man, um fremde Wörter zu verbannen, an deren Stelle mehrentheils neugebildete schaffen muss, keinesweges zweckwidrig. Er empfiehlt Durchforschung der Kunstsprache, in welcher für vieles, was man nur mit ausländischen Wörtern benennen zu können glaubte, reine deutsche Benennungen vorhanden sind; allein gerade hier vergisst er Beyspiele beyzufügen, deren sich ihm doch verschiedene sehr lehrreiche aufdringen mussten. Bey der unmittelbar hernach von ihm empfohlnen Beobachtung der Kindersprache hat er sich dieser Unterlassungssünde nicht schuldig gemacht. Wenn er aber erwähnt, eines seiner Kinder habe die *Jalousie* vor einem Fenster einen *Fensterschirm* genannt, so würde er sich irren, wenn er das Kind für den Erfinder dieses Worts hielte, welches in vielen Gegenden, wo man *Jalousie* kaum kennt, täglich gebraucht wird, und dem Kinde durch das Gesinde bekannt geworden seyn konnte. Eben dieses Kind nannte einen holzernen Buchhalter eine *Buchsperre*, welches man kaum von einer kindischen Erfindungskraft erwarten sollte. Dass man die Verständlichkeit neugebildeter Wörter bey Kindern erproben solle, ist ein beyfallswürdiger Vorschlag, der jedoch auch auf manche erwachsene Kinder des männlichen und weiblichen Geschlechts, nach Molieres Beyspiel, welcher aus seinen Theaterstücken seiner alten Magd vorlas, um ihre Verständlichkeit —

und

und die Natürlichkeit des Witzes — zu prüfen, auszudehnen seyn möchte. Die Auffsuchung und richtige Bestimmung synonymischer Wörter vermehrt ebenfalls den Sprachschatz. Ein solches Onomastikon, nach dem Beyspiel Pollux, haben schon andere gewünscht, und Hr. K. erinnert richtig, dass man in dasselbe alle Wörter, gute und schlechte (folglich auch den ganzen Vorrath einzelner Landschaften, und besonders der Volkssprache) aufnehmen müsse, wo sich denn Ausdrücke in Menge finden werden, um manchen eingeschlichenen Fremdling wieder zu verdrängen.

In der Musterung der fremden im deutschen gebräuchlich gewordnen Wörter wird bemerkt, 1) andere europäische Sprachen hätten weit mehrere Wörter, besonders aus dem lateinischen entlehnt (wobey doch einigermafsen immer in Betrachtung zu ziehen ist, in wiefern man in denselben den entlehnten Wörtern das Fremdartige mehr oder weniger anmerkt, als im deutschen; 2) grösstentheils wären es fremde Sachen, die man mit ausländischen Namen benenne (leider immer noch kleinentheils); 3) viele fremde Wörter könnten mit deutschen verwechselt werden, nur dass die deutschen noch nicht so gangbar sind, als die fremden; 4) viel fremdscheinende Wörter sind zwar zunächst aus einer fremden Sprache genommen, aber zum Theil ehemals aus der deutschen entstanden, folglich nicht als Raub, sondern als Eigenthum anzusehen. (Hier kann Rec. nicht beystimmen. Von unendlich vielen Wörtern bildet man es sich nur ein, dass sie ursprünglich deutsch sind; z. B. *Perle, Partisane, Poltron, radotiren, Rang, Ranzion, abandonniren, bivouacquiren, affröse, Aggraffe, Armee, Allarm, Kabinett, Kumpan etc.* Aber wenn auch der deutsche Ursprung erwiesen ist, so hört so etwas, nachdem es auswärts in der Form oder in der Bedeutung geändert ist, nicht auf, fremde zu seyn, wovon *Bill* und in anderer Rücksicht *Berline* zu Beyspielen dienen können.) 5) Viele wären wirklich nicht fremden Ursprungs, z. B. *Vater.* (Besser: viele wenn sie auch fremden Ursprungs sind, sind dennoch schon in uralten Zeiten aufgenommen; *Vater* mag tausendmal, wie andere Verwandschaftsnamen, von *Pater; Ohr*, wie andere Benennungen der Glieder, von *auris* herkommen; man braucht sie jetzt nicht als fremde zu verstofsen.) 6) Die meisten fremden Wörter wären lateinisch; lateinisch aber wäre aus dem Tuscischen, und dieses mit dem Deutschen nahe verwandt. (Dies sagt noch weniger, als das nächst vorhergehende.)

Jetzt zu Hn. *K's.* Verzeichnissen! Er hat die Sprachen nach dem ABC geordnet, fängt also unter den morgenländischen mit der *Aegyptischen*, unter den abendländischen mit der *Dänischen* an, und schliesst bey jenen mit der *Virginischen*, bey diesen mit der *Ungarischen.* Unstreitig war die alphabetische Rangordnung der Sprachen hier die unschicklichste unter allen. Allein ein zweyter Uebelstand, den man hiebey wahrzunehmen sich nicht entbrechen kann, besteht darin, dass so vieles einer unrechten Sprachquelle zugeeignet ist. Am auffallendsten ist dies bey den griechischen Wörtern, die wir mehrentheils nur mittelbar aus dem Lateinischen erhalten haben. (Leitet doch Hr. K. selbst das Wort *Domback* aus dem Englischen her, das doch wohl eher aus dem Malayischen *Tombago*, Kupfer, kömmt. Doch vielleicht nimmt er an, es habe von einem Engländer, Namens *Domback*, seine Benennung, welches aber erweislich falsch ist. Allein alsdenn müsste er auch jenes andere Metall, welches Hr. Adelung *Bindspeck*, andere *Pinschbeck* und noch andere *Pinscheback* schreiben, unter die aus dem Englischen hergekommenen Wörter gesetzt haben, weil *Pinchbeck* oder *Pinschbeck* ein Engländer war, oder, wenn er, wie einige behaupten, in Deutschland geboren ist, doch in England lebte.) Man sieht hier also Wörter wie *Achat, Alabaster, Almosen, Analogie, Anis, Anker, ären* für *ackern* (von ἀρό..), *aromatisch, Athem* (von ἀτμή; warum nicht noch eher von ἀτμός?), *Bibel, Camel, Camelott, Chaos, Charpie, Schimare, Clericus, Dattel, Diamant, Engel, Epistel, Erzbischof, Fanol, Glosse, Greffire, Gummi, Historie, Hor* oder *Uhr, Hummer, Ideal, impfen* (von ἐμφυτεύω), *Ingber, Kannte* (von κάνθος, wie *Canton*), *Kalch, Kerker, Kümmel* (wobey doch erinnert wird, dass es eigentlich Hebräisch sey), *Laye, Lampe, Leyer, Marone, Marter* und *Märtyrer, Metall, Mispel, Mite* (d. i. Milbe von Μίδας), *Mohr* (von μαῦρος), *Münze (ein Kraut), Musikant, Nerve, Orgel, Pflaster, Quitte, Senf, spenden, Stil* (welches von στίζω kommen soll), *Taxe, Teufel, Tiger, Ton* u. s. w. als aus dem Griechischen herkommend angeführt, die wir doch mehrentheils aus dem Lateinischen, zum Theil auch aus andern Sprachen haben. Dagegen fehlt manches unmittelbar aus dem Griechischen entlehnte oder neuzusammengesetzte ziemlich bekannte Wort, z. B. *Aerostat, Chrysalide, Daktyliothek etc.*

Da es hauptsächlich darauf ankam, ob diese Wörter entbehrlich oder unentbehrlich, durch ursprünglich deutsche ersetzlich oder nicht ersetzlich sind, so hätte Hr. *K.* viel Mühe sparen können, wenn er sie alle in ein einziges Register gebracht hätte. Dadurch wäre auch dem Leser viel Mühe erspart worden. Jetzt will jemand wissen, was Hr. K. für einen Ausdruck für *Magazin* vorschlage, er sucht das Wort also unter den Französischen, findet es nicht; geht zum Italienischen, und findet es nicht; endlich erblickt er es S. 106. unter den Wörtern „aus ungewissen Afrikanischen und Amerikanischen Sprachen", mit der Uebersetzung *Zeughaus, Vorrathshaus*; (aber wenn nun von einem theologischen *Magazin* oder von einem *Magazin* in einer Berline die Rede ist?) Rec. ging es mit Worte *Rocambole* so, das er endlich unter den *dänischen Wörtern* fand, ungeachtet er sehr zweifelt, dass der Name aus Dännemark stammt, ob die Pflanze gleich daselbst zu Hause seyn soll.

In Ansehung der Uebersetzung der fremden Wörter hat sich Herr *K.* kürzer gefasst, als Hr. *Campe*, nimmt es sich aber nicht übel, viele Wörter ohne Er-

klärung und Ueberſetzung hinzuſetzen, und von andern zwar eine Erklärung, aber keine Ueberſetzung zu geben. Am allerwenigſten iſt das ſeine Sorge, ob die Ueberſetzungen für alle Fälle paſſen. Hier ſind einige *Artikel* zur Probe!

Artikel, Hauptſtück, Hauptpunkt.

Apanage. Dafür fehlt uns noch ein bequemes und kurzes Wort. In den geringern Ständen iſt das Wort *Auszug* gebräuchlich, aber nicht in den höhern, ob es gleich bequem genug wäre (woran Rec. doch ſehr zweifelt). Man könnte *herrſchaftlicher Auszug ſagen.* (Von *apanagirt* wird nichts erwähnt.)

Adreſſe, ein ſehr vieldeutiges Wort: Behendigkeit, Klugheit, Verſchlagenheit, Geſchicklichkeit etc. auch die Ueberſchrift oder Aufſchrift eines Briefes, die Geſchäftskenntniſs, die Nachweiſung u. ſ. w.

Abonnement, Meldung, Verſprechung, Gutſprechung.

Ravelin, ein Auſsenwerk einer Feſtung.

Reuſſiren, glücklich ſeyn, ſeinen Zweck erhalten.

S. die Ital. Wörter. — Und in den Italieniſchen Wörtern ſteht denn: *Reüſſiren*, glücklich ſeyn, ſeinen Zweck erhalten von *riuscire*, Lat. *exire*. *Reüſſite*, glücklicher Fortgang.

Die *Grotte* (ſteht ebenfalls unter den Italieniſchen Wörtern), eigentlich Griechiſch, von κρυπτη. Das Wort *Grottier* wird mehrentheils aus dem Franzöſiſchem hergenommen.

Marqueur, ein Bezeichner. Hier fehlt ein bequemes Wort.

Matratze, von Materas oder Matelas, und dem urſprünglich deutſchen Worte Matte, könnte durch *Haarkuſſen*, *Haarbette* überſetzt werden.

Miniatur, Mahlerey im Kleinen mit Saftfarben, die *Punktmalerey*, doch wollte ich lieber ein ganz deutſches Wort haben, etwa *Feinmalerey*.

Das iſt wahr, daſs Hr. K. viele hundert Wörter mehr angeführt, ja ſogar überſetzt hat, als Hr. *Campe;* allein dafür geht der letztere auch viel genauer, und iſt ausführlicher.

Zuletzt folgt noch *Verſuch eines Verzeichniſſes neuer (guter und ſchlechter) Wörter der Proſaiſten und Dichter, gröſstentheils des achtzehnten Jahrhunderts*, S. 349—440., und bis S. 442. *Verzeichniſs einiger neu ſcheinender Wörter, die aber alt ſind.* Mehrentheils Zuſätze zu Hn *Adelungs* Wörterbuch, die man, wie das ganze Buch, mit Dank annimmt, wenn ſie gleich nicht alle unmittelbar hieher gehören.

Was Rec. über einzelne Stellen noch zu erinnern hätte, würde ihn zu weit führen. Nur auf eine einzige Stelle, die durch einen Druckfehler verunſtaltet zu ſeyn ſcheint, will er noch aufmerkſam machen. S. 79. wird von den *vortreflichen Anmerkungen des Willeram und Junius* zum *Cod. arg.* oder Ulphilas geſprochen. Vermuthlich ſoll es heiſsen *des Junius zum Willeram und zum Cod. arg.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Leo: *Kurze und gründliche Anleitung alle Arten zahmes Federvieh mit Nutzen zu erziehen und zu mäſten.* Von *J. M. Beyer* Landwirth, Ehrenmitglied der Königl. Grosbritanniſchen und Kurfürſtl. Braunſchw. Lüneburgiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft zu Zelle. 1796. 74 S. 8. (5 gr.) Ganz mit dem Vf. einverſtanden: „daſs viele unſe„rer Oekonomen noch nicht zu beurtheilen wiſſen, welch ein „wichtiger und nothwendiger Artikel das Federvieh aller Art, „in einer wohl eingerichteten Wirthſchaft ſey? daſs *gründ„liche* Belehrung von Erziehung, Pflege und Benutzung des „Hausgefieders immer noch, bey alle dem was davon zerſtreut „geſchrieben worden, wahres Bedürfniſs ſey!" erwartete Rec. auf ſo wenigen Seiten zwar nicht eine hinlängliche und vollſtändige, doch aber eine in gedrängter Kürze richtige Anweiſung hievon zu finden, zumal da Hr B. nach ſeinen Worten S. 6. „dieſe Kenntniſs allen Fräuleins, Kammerjungfern, Aus„geberinnen und Hünermüttern recht deutlich zu beſchreiben," ſich in dieſen Bogen vorgenommen hatte. Aber dieſe Erwartung wurde dermaſsen getäuſcht, daſs wir auch nicht einen Abſchnitt, ja keine Seite auszuzeichnen wüſsten, welche, wenn ſie nützliche Belehrung gewähren ſollte, nicht ganz umgearbeitet werden müſste.

Wer glaubt, daſs eines *Mannes* Hand in unſern Tagen ſchreiben könne, was S. 11. und S. 20. zu leſen iſt? „Man muſs „einer Henne, die brüten will zu Hülfe kommen — ihr Eyer „unterlegen, und dabey iſt ein Vortheil, den man in Acht neh„men muſs. Man muſs die Eyer in eine Schürze nehmen, „nicht mit den Händen hineinlegen, ſondern ſie müſſen aus der „Schürze nach einander ins Neſt fallen, doch ſo daſs ſie nicht „zerbrechen, dieſes hat den Vortheil, daſs die Küchlein mit „einander zugleich ausgebrütet werden:" und S. 20. über das Eyerweglegen der Hüner.

„Eine alte Hüner-Mutter, die ich auch deswegen um Rath „fragte, gab mir folgenden im Grunde ſehr abergläubiſchen „Rath, nämlich? ich ſollte die Hüner die erſten 12 Tage im „Jahre hindurch in einem Reifen füttern, nämlich ich ſollte einen „Reif auf die Erde legen, und das Futter hineinſchütten, da„mit dieſes in dem magiſchen Kreiſs aufgezehret würde, und „ſo würde mir keine Henne ihre Eyer vertragen: ich habe es „nicht verſucht, aber dennoch bin ich von andern der Wahr„heit verſichert worden."

Wohl Beweiſes genug, daſs Hr. B. mit ſeinem Gegenſtande zu unbekannt, nicht gewuſst: daſs Hüner nur dann Eyer wegtragen, wenn man die ihnen angewieſenen Neſter zu rein ausplündert, nicht 3 bis 4 Eyer ſtets darinnen liegen läſst: daſs eine Weiber-Schürze, oder wie auch ſonſt die Thorheit lehrte, eine Männer-Mütze nie mitwirken kann, wenn Küchlein zugleich auskriechen ſollen; dieſes letzte aber allezeit erfolgt, wenn man der Bruthenne alle Eyer aus dem Neſte, darauf ſie ſich ſetzen wollte, wegnimmt, weil ſie auf dieſen ſchon Stunden- oder Tagelang gebrütet hatte, und ganz neugelegte aus dem Vorrathe oder von andern Neſten, wählet, und ohne alle Poſſen in das Brutneſt legt; die Bruthenne täglich ſatt füttert, wenn ſie vom Neſte gehet; wodurch ihr volle Kraft zum Brüten bleibet. Alter und Entkräftung der Bruthennen bewirken das einzelne, periodiſche und in dieſem Falle allezeit äuſſerſt ſchwächliche Auskommen der Jungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Heerbrandt: *System der Nosologie im Umrisse*, von D. *Wilhelm Gottfried Ploucquet*, der Medicin Professor in Tübingen. 1797. 284 S. 8. (1 Rthlr.)

Es war ein glücklicher Einfall, dass Hr. P. den Wunsch erfüllete, den man ihm nicht nur öffentlich, im Journale der Erfindungen etc. geäussert, sondern den auch mancher anderer stillschweigend gehegt hatte, sein nosologisches System in deutscher Sprache zu liefern. Jetzt kann ein jeder Leser nach Gutdünken seine eigne wer weiss wie gelehrt ausgesonnene, griechische, lateinische, oder des Vf. Terminologie hinzusetzen, ohne erst in die Nothwendigkeit zu gerathen, das Glossarium des Vf. oder Wörterbücher nachzuschlagen. Ohne Zweifel hatte vorher die gar zu gelehrte Gestalt des Werks, und die neu erfundene Benennung die Leser abgeschreckt. Die jetzige Generation der Aerzte ist der aus dem Anfange und der Mitte dieses Jahrhunderts so unähnlich in Absicht gründlicher Sprachkenntnisse, dass man beynahe aus der Unkunde des Griechischen und aus dem lateinischen Stile das Alter eines Arztes berechnen kann. Es dürfte also den würdigen P. die Kälte nicht befremden, womit sein lateinisches System aufgenommen wurde. Und wenn einem Arzte, der sich so gerne bey seiner Lectüre bequem und leicht macht, bey allem gewöhnlich auf der Oberfläche bleibt, dem die todten Sprachen weniger als die lebendigen interessiren, nun einmal einfiel, sich eine gründliche nosologische Kenntniss zu erwerben, so konnte man wohl erwarten, dass er am wenigsten in Hn. P. gelehrten Werke sich Raths erholen würde. Und aus welcher Quelle sollte gar der Wundarzt, der noch weniger eine schulgerechte oder gelehrte Erziehung gehabt hat, und doch gerne in der Medicin pfuschert, bey einem solchen Einfalle, schöpfen? Jetzt ist also die neue Arbeit von Hn. P. ein sehr nützliches und allgemein brauchbares Werk geworden. Der Vf. hat sie zwar unter dem bescheidenen Titel von Umrisse vorzüglich zum akademischen Vortrage bestimmt; aber selbst andere, welche nicht so glücklich sind, einen Commentar darüber zu hören, werden ihn schon sehr instructiv finden; da nicht nur jeder Name des Geschlechts von Krankheiten, der Gattungen etc. bedeutend, treffend und fasslich ist, sondern auch die wesentlichen Charaktere ausdrückt, so wie es der Vf. in der lesenswürdigen Einleitung selbst als ein Erforderniss eines nosologischen Systems anführt, um die unzähligen Krankheiten einer chaotischen Verworrenheit zu entreissen, die bisher leider! noch immer herrschet. Dass der Vf. die Literatur, welche der lateinischen Ausgabe beygefügt war, hier weggelassen hat, ist ein Verdienst mehr. Denn wenn man gleich nur mit vorsichtiger Prüfung die vielen heutiges Tages erscheinenden Beobachtungen als rein zuverlässig oder glaubwürdig, zum Belege der verschiedenen Gattungen von Krankheiten, annehmen darf, so kann man der erstaunenswürdigen Belesenheit des Vf. auf der andern Seite wieder zutrauen, dass er keine zweydeutige oder verdächtige gewählt — aber auch nicht leicht eine wichtige Ursache von Krankheiten übersehen habe, so wie dies letztere auch beym aufmerksamen Lesen dieses Umrisses deutlich wird. Es würde ohnehin für einen, der sich genauer aus andern Schriftstellern belehren will, und schon des Vf. grosses Werk, die *Biblioth. med. pr.* besitzet, hier eine überflüssige Wiederholung geworden seyn. Dem Vf. dieser *Biblioth. med. pr.* musste es übrigens nicht sehr schwer werden, jetzt diesen Umriss zu entwerfen, und das dort gesammlete systematisch zu ordnen. Man siehet es ihm auch zuweilen an, dass jenes Werk ihm zum Grunde des gegenwärtigen gedienet, und man siehet es gerne, ob er gleich nicht immer den billigen Scepticismus bewiesen, wenn es darauf ankam, die von einigen Schriftstellern angenommene Aetiologie als richtig auch anzunehmen.

Wir dürfen hier von diesem Umrisse nur wieder einen Umriss machen, ohne in ein Detail hinein gehen zu können. Der Vf. hat alles unter 7 Classen gebracht. I) Krankheiten der Kräfte; dahin er Schwäche, Reizungen, Beunruhigungen des Nervensystems, Fieber, Entzündungen; Fehler der zur Bewegung gehörenden Werkzeuge; Krankheiten des Empfindungsvermögens; Krankheiten der äussern, der innern Sinne, des Gemüths; Krankheiten Schlaf und Wachen betreffend rechnet. II) Krankheiten des Umlaufs des Blutes und der Säfte. Störungen, Unordnungen, Verstopfungen, Ergiessungen, Ausfluss des Serum und der Lymphe, Wasserergiessungen in Hölen des Körpers, Ergiessungen von andern Säften. III) Krankheiten des Athemholens, wo auch Niesen, Lachen, Weinen, Fehler der Sprache aufgeführt sind. IV) Krankheiten des Nahrungsgeschäfts. V) Krankheiten die Ausleerungen betreffend. VI) Krankheiten des Zeugungsgeschäftes etc. VII) Veränderungen der in die Sinne fallenden Eigenschaften. Es ist schwer, eine Krankheit unter eine gewisse Classe zu bringen, die nicht eben so wohl in eine andre gehört hätte, und man wird eben so wenig mit irgend einem andern Systemati-

stematiker, als hier mit Hn. P. durchgehends einerley Meynung hegen können. Man wird hier z. E. die Ruhr eher in der 5ten Classe als in der ersten suchen, da sie nicht immer ursprünglich entzündlicher Art ist; man wird nicht leicht die Lienterie, den *fluxus coeliacus*, *hepaticus* blofs als Modificationen der Diarrhöe abfertigen; nicht das Weinen, Lachen, die Fehler der Sprache, das Stottern unter die Krankheiten des Athemholens setzen; oder einen Tanzkrampf noch der Tarantel zuschreiben; man wird die *Convulsio cerealis* ganz weglassen, wenn sie nicht etwa unter *toxica* mit begriffen seyn soll; man wird viele Krankheiten, die hier in der 4ten Classe aufgestellt sind, als zum Empfindungsvermögen gehörig, schon in der 2ten Classe suchen; man wird sich nicht quälen, neue griechische Benennungen zu ersinnen, wo wirklich schon gut griechische, treffende Namen da sind; und so nicht leicht *Dyscatabrosis* für *Dysphagia* setzen, oder *Ischuria* durch *Urischesis* verdrängen.

Doch man verträgt sich leicht über die verschiedenen Classen, Ordnungen, Gattungen und Abtheilungen, so bald die Aufzählung von den mannichfaltigen Ursachen der Krankheiten so vollständig geschiehet wie hier, vorzüglich bey Narrheit, Blindheit, Engbrüstigkeit, und der Gewinn für den Pathologen so sichtbar ist.

Leipzig, b. Heinsius: *Wilhelm Falconer's — Beobachtungen über den Puls zur Berichtigung der Anzeigen desselben bey Krankheiten und insbesondere bey Fiebern.* Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Beylage begleitet von *Kausch.* 1797. 178 S. 8.

Hr. K. der hier als Uebersetzer und Commentator Beyfall verdienet, beklagt sich, dass noch so wenig geleistet worden, dem Normalpulse eines gesunden Menschen eine festere Grundlage zu verschaffen. (Er hätte hinzusetzen können, dass selbst die Chineser, die wir übrigen Europäer, seit *Cleyers* Zeiten, fast für unsere Lehrer erkläret, und wegen ihrer hohen Kenntnifs bewundert haben, grade am unerträglichsten unwissend sind, und, nach den neuesten Nachrichten der englischen Gesandschaft, ihre Untersuchung des Pulses in Gauckeley ausartet, indem sie z. E. am Kopfe einen ganz andern Puls zu finden glauben, als am Fuse etc.) *Falconer* hat hier den Puls mehr physiologisch als pathologisch untersucht. Wenn er sich auf *Hippocrates* Beobachtungen berufet, so wird er von dem Uebers. aus unserm *C. Sprengel* gehörig zurecht gewiesen. Da *schnell* und *langsam* auch bey dem Pulse relative Begriffe sind, so bedürfe es vor aller Untersuchung erst eines Normalpulses. Der Puls der Weiber sey bedeutend schneller als bey den Männern. Temperament, Länge des Körpers, vorzüglich die Lebenslänge und Jahre, machen hier einen grofsen Unterschied. Bey Neugebornen sey der Puls gewöhnlich 130, 140. Bey dieser Gelegenheit werden verschiedene interessante Tabellen, auch aus andern, *Floyer*, *Haller*, *Senac*, *Robinson* etc. beygebracht. Die langsamsten Pulse hat der Vf. bey Frauenzimmern angetroffen, 24, 36. Zuletzt nimmt er 75 Schläge in einer Minute als die Normalzahl an. Der Puls einer gesunden Person werde gegen das Alter von 45 Jahren bis 60 hin, nach und nach langsamer, nachher wieder schneller, jedoch verlasse er sich selbst auf diese Beobachtung nicht. Zeit des Tages. Da sey der Puls kurz vor dem Mittagsessen so langsam, als er des Morgens beym Erwachen zu seyn pflegt. Nach Ruhe, nach Bewegung des Körpers, des Geistes, verändere er sich. Im Schlafe fand er, wider die Meynung einiger Schriftsteller, den Puls langsamer, bey dem ersten Erwachen nicht über 61—63; wenn nämlich kein Anlafs zu Bewegungen desselben gegeben war. Jede Bewegung oder Anstrengung, auch nur im Stehn, im Sprechen, beschleunige den Puls; im Liegen werde er langsamer; in der wagerechten und sitzenden Lage einerley. Die Kälte, in dem Grade dafs sie die Lebenskräfte nur nicht überwältige, beschleunige den Puls. Das Lächerliche von *Floyers* Tabelle, der nach dem Grade der Breite den Puls schneller werden läfst, dem *Haller* sogar Beyfall gab, wird zum Theil aus neuern Beobachtern bewiesen. Bey den Nahrungsmitteln stehe der Puls in keinem Verhältnisse mit der Menge derselben; nach einigen wenigen Stücken trocknen Brodes habe er den Puls eben so viel schneller beobachtet, als nach einer mäfsigen Mahlzeit, jedoch dauere diese Schnelligkeit alsdenn kürzer. Die Untersuchung des Pulses im Bade, die wir von dem Vf. als Arzte bey einer [illegible] Mineralquelle sehr lehrreich erwarteten, ist [illegible] dürftig ausgefallen. In Krankheiten müsse man [illegible] mer wissen, in welchem Verhältnisse der Puls [illegible] dem natürlichen stehe. Der Uebersetzer erinnert hier bey sehr richtig, auch mit der Gleichheit, Härte und Stärke müsse man bekannt seyn, die Schnelligkeit allein verleite zu Irrthümern, und den von ihm zum Beweise erzählten Fällen wird gewifs jeder praktischer Arzt ähnliche hinzusetzen können. Hr. K. bringt zuletzt Beobachtungen bey, die er an seinem eignen, und andrer Pulse gemacht hat, und von *Falconers* wenig abweichen. Das Tobacksrauchen beschleunige den Puls um 7, 8 Schläge. „Ich bin nicht „so geschickt, sagt er, den *pulsus verminosus* von „einem andern ungleichen Pulse zu unterscheiden; „allein wenn ich einen ungleichen Puls finde, und „das Auge nebst der Gesichtsfarbe und dem Alter des „mit als Wurmanzeigen übereinstimmen, dann habe „ich gewifs hinreichenden Grund diesen Weg zu betreten. Ob nun der Puls schnell oder langsam „schlägt, dies ist mir dann ziemlich gleich etc. Das „Wurmauge, die polycholische Farbe, der ne[illegible]„se Habitus, der hypochondrische Charakter leiten „den Erfahrnen weiter." Einen grofsen Theil des Buchs nehmen Tabellen ein, wo ein Puls mit dem angenommenen Normalpulse jedes mal verglichen ist, wenn jener langsamer oder geschwinder im natürlichen Zustande gefunden wird.

Leipzig,

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemisten*, von D. *Johann Bartholmä Trommsdorf*, Professor der Chemie auf der Universität zu Erfurt etc. *Vierten Bandes zweytes Stück.* 1797.

Diese nützliche Zeitschrift erhält sich in ihrem guten Gehalte, und das gegenwärtige Stück ist wieder nicht bloss für Apotheker, sondern auch für andere Chemiker lehrreich und interessant. Für die Apotheker, als solche, sind vorzüglich die ersten Aufsätze bestimmt: ein (vielleicht manchem Leser zu trivial scheinender) Commentar über die Einleitung zur pharmaceutischen Experimentalchemie des Herausgebers, von ihm selbst; (da hier auch pharmaceutische *Pflichtenlehre* und *Klugheitslehre* vorkommen, so ist wohl der Titel: *Experimentalchemie*, zu enge und hätte statt seiner lieber: *Pharmacie*, gesetzt werden sollen;) ein pharmaceutisches Gespräch, in welchem ein Apotheker geschildert wird, der seine schändlichen Verfälschungen mit dem gefühllosesten Phlegma erzählt; und eine Nachricht von einer pharmaceutischen Gesellschaft in Berlin, mit dem *(cui bono?)* angehängten Rescript des Obercollegii medici, welches dieselbe für unnöthig erklärte, und seine Autorität ihr abschlug; (wenn man in den Gesetzen dieser Gesellschaft liest: „Karten zu spielen ist der Gesellschaft erlaubt, doch nicht höher, als einen Pfennig Einsatz: wer höher spielen will, findet unten eine Tabagie" — so erregt dieses von den Beschäftigungen der Gesellschaft keinen sehr vortheilhaften Begriff.) Aus den *chemischen Abhandlungen* ziehen wir das Wichtigere aus. Ueber die *Metallkalke*, die Stufenfolge der Oxydation, welche der Vf. bestimmt: 1) Metall, 2) ganz unvollkommner Metallkalk, 3) unvollkommner Metallkalk, 4) halbglasartiger Metallkalk, 5) glasartiger Metallkalk, 6) vollkommener Metallkalk, 7) Metallsäure, scheint in so fern nicht ganz richtig, weil die Verglasung eines Metallkalks und die Oxydation eines Metalls *res mere diversae* sind, und ein Metallkalk in verschiedenen Stufen der Oxydation verglaset werden kann, wie wir vorzüglich am Eisen sehen, das nach Maassgabe seiner Oxydation Gläser von verschiedenen Farben giebt. Das aus der Goldauflösung durch Eisenvitriol niedergeschlagene niederfallende Gold hält der Vf. für ganz unvollkommen verkalkt: Rec. hat jedoch, wenn er recht frische Eisenauflösung nahm, mehrmals vollkommen glänzende Goldblättchen unter dem braunen Niederschlage gesehn. Der weisse Arsenik ist doch wohl als ein *vollkommener* Metallkalk anzusehen, da er sogar schon einige Eigenschaften von Säure zeigt. Beschreibung eines sehr vortheilhaften *Ofens* für den praktischen Scheidekünstler vom Hn. BC. *Westrumb*. Er ist cylindrisch, und so beschaffen, dass er ohne Kapelle zum Schmelzen, und zum Destilliren im freyen Feuer, und mit eingesetzter Kapelle zum Destilliren aus dem Sandbade gebraucht werden kann, auch mit einer beweglichen Kuppel und Zugröhre, die man aufsetzen und weglassen kann. Geübten Chemikern nicht neu, aber in einem solchen Journale ist die Beschreibung mit der Abbildung doch gewiss manchem Leser nützlich. Beschreibung eines *Apparats* zur Bereitung des *Wasserstoffgas* von Hn. *Juch*. Er besteht aus einer Retorte A, in welche man Eisenfeile schüttet; und einer zweyten B, in welche man Wasser giesst. Beide sind von Kupfer: aus B geht eine eingeschraubte Röhre in A, aus A geht eine S—röhre aus: B erhitzt man zum Rothglühen, in A lässt man das Wasser sieden. Ohne der Erfahrung des Vf. von der Brauchbarkeit dieses Apparats widersprechen zu wollen, kann Rec. versichern, dass er seine dicke eiserne Röhre, in die er beym jedesmaligen Gebrauche blanke Eisendrathstangen steckt, schon vielemale gebraucht, und dennoch die Röhre noch hinlängliche Dicke und Festigkeit hat, auch dass er damit eine grosse Menge, 20, 30 und mehrere Maasse nach der Menge des Wassers, Gas erhält. Eine solche Röhre ist doch nicht so kostbar als eine kupferne Retorte, die am Ende durch das öftere Glühen auch zerstört wird; die Röhre lässt sich leichter und stärker glühen, weil man sie *durch* glühende Kohlen leitet, und die Wasserdämpfe kommen im Durchgange durch dieselbe doch gewiss mehr in Berührung mit dem locker darin steckenden Eisendrathe als mit der am Boden der Retorte liegenden Eisenfeile. Ueber die Entstehung eines *ätherischen Oels*, aus dem kohligtöllichten Wasserstoffgas und dem zündenden Salzdunst, vom *Herausgeber*. Er fand die Erfahrung der holländischen Chemisten bestätigt, und erhielt jedesmal ein weisses, halbdurchsichtiges Oel, schwerer als Wasser und von angenehmen Geruche. *Dorse* hat beobachtet, dass ein Gemeng aus gleichen Theilen Schwefel und Eisenfeile mit gewässerter Salpetersäure übergossen, anfangs salpeterhalbsaures Gas und nachher *Ammoniakgas* gab. Als er rauchende Salpetersäure im pneumatischen Apparate mit Wasser mischte, erhielt er salpeterhalbsaures Gas, oxydirtes Stickgas und reines Stickgas. Hr. Apoth. *Bucholz* macht unter andern auf den starken Gehalt des fabrikmässig bereiteten *Mineralkalis* an Pflanzenkali aufmerksam. Vom Hn. *Drechsler* ist eine mit vielem Fleisse ausgearbeitete sehr genaue Tabelle, welche die Grane, Drachmen und Unzen in Decimaltheilen des deutschen Apothekerpfundes bestimmen: (Lavoisiers Tabelle geht auf französisches Gewicht.) Chemische Untersuchung des *gepfefferten Fleischschwammes (Agaricus piperatus)*, vom Hn. *Hugo Kind*. Sie ist mit Kenntniss und Sorgfalt angestellt, und zeigt in zwey Medicinalpfunden desselben 6 Drachmen, 2 Scrupell, und 10 Gran Eyweissstoff, 1 Unze, 3 Dr. 8 Gr. Gummi, 1 Dr. 1 Scr. Harz, 2 Unzen Faserstoff, 10 Unzen, 4 Dr. 2 Scr. 2 Gr. Wasser und scharfen Stoff. Beide Vf. sind im Institute des Herausgebers und machen ihm Ehre. Chemische Untersuchung des *Mundspeichels*, von Hn. *Juch*. Er gab durch Destillation viel riechendes *Wasser*: der zähe Schaum, den er dabey gab, verrieth *Schleim*: durch hinlängliche Abdampfung zeigten sich Krystalle von *Kochsalz*; Alkohol schlug *Eyweissstoff* nieder: bey der Verbrennung des trocknen Rückstandes von der Abdampfung aller Feuchtigkeit entstand sich berlinerblausaures Ammoniak (Rec. schliesst dieses daraus, dass Papier mit

Eisenvitriolauflösung gefärbt, durch die Dämpfe eine blaue Farbe erhielt. Der Vf. schliesst daraus bloss auf Berlinerblausäure; allein blosse Berlinerblausäure schlägt das Eisen aus dem Vitriole nicht nieder; wenn die Farbe nur blaugrün gewesen wäre, so könnte es auch blosses Ammoniak gewesen seyn. Auf jeden Fall hätte aber der Phosphor, obwohl er ein Grundstoff der Berlinerblausäure ist, nicht als *nächster* Grundstoff des Speichels neben jenen aufgeführt werden sollen; und unrichtig heisst Oel ein entfernter Bestandtheil des Speichels; es ist weder nächster noch entfernter, sondern nur Product bey der trocknen Destillation. Die Abwesenheit der Kalkerde, obwohl auch Rec. sie keineswegs zu den nächsten Grundstoffen des Speichels rechnet, folgt aus Versuch 10. wohl nicht; denn verdünnte Schwefelsäure kann zu einer Auflösung von Kalkerde in Salzsäure gegossen werden, ohne sie zu treiben, wenn des Wassers genug ist, um den entstehenden Selenit aufzulösen; auch schlägt aus unzersetzten thierischen Säften, wenn sie gleich Kalkerde enthalten, z. B. aus Harn, verdünnte Schwefelsäure keine Kalkerde nieder. Eben so wenig möchte sich beweisen lassen, dass der Speichel feiner und reiner gemischt sey, als das Blutwasser. *Naturhistorische Abhandlungen.* N. G. des *Moschus*, vom Hn. Dr. Dürr. Eine brauchbare Compilation, ohne eigne Beobachtungen. Den Beschluss des Stücks machen, wie in den vorigen ein *Repertorium* der neuesten Entdeckungen, literarische Anzeigen und Auszüge aus Briefen. Hr. *A.* meldet, dass er das *phosphorsaure Quecksilber* aus Quecksilbersalpeter und Knochenerde bereite. Hr. *Juch*, dass Hr. OSR. *Hermbstädt* die schönste Schwefelmilch aus reiner Schwefelleber fälle, die er aus *Tartarus vitriolatus* und Kohle bereite, und die Pottasche mit Kohlensäure sättige, indem er sie in ein Zimmer, wo geathmet wird, zerfliessen lasse. Beyde Processe kann auch Rec. aus Erfahrung empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Gera*, b. Rothe: *Bemerkungen über eine zweydeutige Handlung Jesu.* Von *Joseph Grulich*, Pf. zu Niebra in d. Weidaischen Inspection. 55 S. 8. Ein Versuch, jenem zweymaligen, gewaltsamen Verjagen der Viehhändler und Wechsler aus dem Tempel, welches uns von Matth. 21, 12. Mark. 11, 15. Luk. 19, 45. Joh. 2, 15. (allzu unvollständig und unpragmatisch) beschrieben wird, das gehässige zu benehmen, und eine rechtfertigende Veranlassung für dieses Betragen Jesu auszufinden. Der Vf. entwickelt, theils aus historischen Spuren theils aus denkbaren Muthmassungen zu diesem Zweck folgende Combinationen.

Die Verkäufer des Opferviehs und die Wechsler, welche sich bey dem Tempel zu Jerusalem, das Geschäft machten, gegen gemeine Münze das schwerere, zu Bezahlung der Tempelsteuer nöthige Geld den Festbesuchern zu überlassen und damit zu agiotieren, mögen, wie der Vf. vermuthet, gewöhnlich einen Platz *ausser* dem Tempel gehabt haben. Nur am frequentesten Feste des Passa zogen sie sich, denkt er, näher herbey und schlichen sich in den *Heidenvorhof* des Tempels mit ihrer Krämerey und Mäcklerey so ein, dass, wenn wirklich Heiden und Proselyten diesen, schon von Salomo 1 Kön. 8, 41—43 ihrer Andacht gewidmeten, Platz benutzen wollten, sie auf die anstössigste Art in der Nähe des blöckenden und brüllenden Opferviehes und der geräuschvollen Wechslertische sich aufhalten und sehen mussten, dass man sie und ihre Annäherung zu Jehova nicht achte. Jesus, der sich *auch aus den Heidenproselyten* als Messias eine Heerde erwerben (Joh. 10, 16) und gleich als in einer entlegeneren Provinz seines Reichs auch unter ihnen zu regieren übernehmen wollte (Luc. 19, 12. 15), war mit Recht über dieses öffentliche Zurückstossen derselben im Eifer, und wollte laut missbilligen, dass das *für alle Völker* zur Anbetung bestimmte Gotteshaus durch Schachern und Wuchern entehrt und seiner wohlthätigen Zwecke beraubt werde. Der Wink, welcher bey Mark. 11, 17 in den Worten: mein Haus soll ein Bethaus heissen *für alle Völker*, liegt, ist für diese Vermuthung der Absicht Jesu allerdings merkwürdig. Dass der allgemeinere Ausdruck *Tempel* in diesen Stellen von den Vorhöfen (aber gerade vom *Heidenvorhof?*) zu verstehen sey, hat nämlich Surenhuis in βιβλ. καταλλαγ. S. 266 gezeigt. Auf alle Fälle muss gerade am Osterfest jener Vieh- und Wechselhandel am grössten und also auch am meisten störend gewesen seyn. Jesus nun peitscht das Vieh weg, stösst die Wechslertische um und handelt dabey — freylich nicht nach dem, was eine ländische Polizey gestatten würde, wohl aber nach dem, welche nach den Begriffen der Juden ein Prophet (u lote bey offenbaren Verletzungen gottesdienstlicher sich herausnehmen durfte, seinen entflammten Eifer nicht mit Worten, sondern auch durch (symbolische) Handlungen und ein rasches Durchgreifen zu äussern. Er that dies den *beiden* Passafesten, welche er ganz zu Jerusalem zubr. Vom zweyten Passafest nämlich sucht der Vf. zu zeigen, dass es nicht ganz zu Jerusalem zugebracht und also diesmal das ärgerliche Eindrängen der Viehkäufer in den Heidenvorhof nicht selbst angetroffen habe. Joh. 6, 4. Gemildert wird das Verfahren, wenn man Joh. 2, 15 das παντας mit Hn. *Gr.* auf die Thiere „Schaafe sowohl als Ochsen" einschränkt, die Verkäufer und Wechsler aber bloss durch das Heroische in dem Anblick und der Handlungsweise des Eifernden weggeschreckt denkt. Auch wird, wie den Rec. dünkt, das Ganze zusammenhängender, wenn man den 18 Vers nicht als eine Frage: wodurch sich Jesus zu diesem Betragen *legitimire?* versteht, sondern übersetzt: Was willst du uns dadurch *andeuten*, dass du dieses thust? Jesus antwortete: er wolle ihnen andeuten, dass, wenn sie nur wollten, ihre jetzige Tempelverfassung in kurzem aufgehoben und etwas besseres an deren Stelle gesetzt werden könnte. τι σημειον δεικνυεις ἡμιν, ὁτι ταυτα ποιεις, *quid indicas nobis ostendis sic agenda? i. e. quid indicas nobis hoc actu?* — Was die Juden ihren *Zeloten* zugestanden, ist bekannt. Auf dieses Zelotenrecht wird die Handlung Joh. 2, 17 ausdrücklich bezogen.

Sollte der Vf., dessen Forschbegierde Lob verdient, künftig ähnliche Arbeiten unternehmen, so würden sie durch eine kürzer gefasste Darstellung in jeder Rücksicht gewinnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG: *Blätter vermischten Inhalts.* Zweyter Band. 560 S. Dritter Band. 532 S. Vierter Band. 544 S. Fünfter Band. 543 S. Sechster Band. 598. S. von 1788 bis 1797.

Des ersten Bandes dieser periodischen Schrift ist Erwähnung geschehn A. L. Z. 1788 Nr. 311ª. Da e jetzt ihr Ende erreicht hat, können wir uns nicht nthalten, des vielen Guten und Angenehmen, welhes sie in einem Zeitraume von zehn Jahren zunächst er Provinz, für welche sie bestimmt war, mitgeeilt hat, vor dem grössern ublicum, weitere Melung zu thun, zumal da man wenige Aufsätze finden ird, die so provinciell wären, dass sie nicht den utschen Patrioten und den Liebhaber unterhalter Lectüre anziehn könnten.

Unter den Beyträgen, welche ein allgemeineres teresse bezwecken, sind verschiedene von ausgechnetem Gehalt. Selten, und man dürfte vielicht behaupten, bisher noch gar nicht ist eine Lehre r neuern Philosophie mit so ächter Popularität und einem so natürlichen Dialog, wie in dem *Gespräch er Sittlichkeit und Pflicht* (5. B. 4. H.) vorgetragen orden. — Leichte Sprache und eine angenehme bhaftigkeit beseelen den Vorschlag in dem Aufsatze *Gänsekopf* B. 3. S. 237. eben so sehr als die treffnde Satire auf die Sitte guter und böser Seelen vorglich in kleinen Städten, uns alles zu erzählen, as sie unter dem Geschwätze der Menschen über ns vernommen haben. Unter den Menschen leben rnen, heisst, sich vor den Menschen hüten lernen, hrt Hr. *Müller* in seinem Emmerich, der überhaupt o manches lehrt, durch dessen Ausübung unbefanger Frohsinn und Adel der Seele leicht verloren gehn önnten. Allein der Vf. dieses Aufsatzes liess sich on ihm bethören, wiewohl er lange des Heiden Epiurs Verfahren beobachtet und, wenn ihm jemand twas Böses hinterbrachte, so ein andrer von ihm get haben sollte, geantwortet hatte: „lieber Freund, er Mann kennt meine Fehler bey weitem nicht alle; onst hätte er mehr Böses von mir gesagt." Nur uälte es ihn, dass er doch so manches von Sagen nd Urtheilen über ihn nicht erfuhr; er zog deshalb ie Geschichte zu Rathe. „Noch sieht der Reisende ey Ortygia, die grosse, in Gestalt eines menschlihen Ohrs gehauene Felsengrotte, welche so angegt war, dass jeder darin entstehende, auch leiseste, Schall sich an einem gewissen Orte, wie in einem Brennpunkte vereinigte. Dieser Ort hiess das Trommelfell, und demselben gerade gegenüber hatte Dionys eine Höle bauen lassen, die an ein kleines Zimmer stiess. Zu diesem heimlichen Zimmer wusste der König allein den Zugang, und durchaus unbekannt war's also, dass und wann Dionys sich an der Grotte befinde. Die Grotte, hiess es, sey zum Vergnügen des Publicums angelegt. Auch richtete es der dienstfertige Hofmarschall leicht in's Werk, dass hier Klubb und Assembleen gehalten wurden. Da erschien nun der sicilianische Adel und Unadel in buntem Gemische. Hatte dann der wohlthätige syrakuser Wein den Unterschied der Stände wunderbar verschwemmet und der erfroheten Gesellschaft den Mund geöffnet, so ergoss sich das Gespräch frey über tausend Reichs- und Stadtneuigkeiten. Hier kannegiesserte man über politische Gegenstände und meynte, der letzte Frieden mit Karthago hätte wohl unter ehrenvolleren Bedingungen für Sicilien geschlossen werden können. Dort ärgerte man sich darüber, dass der König Sophistenschwärme in's Land rufe und seinen Plato wegschicke. Hier wurden die Liebesangelegenheiten Seiner Majestät gemustert. Laidions Blicke, sagte man laut, regierten jetzt das Land. Dort kritisirte man, o weh! des Königs Verse, und der Dichter Philoxen las das letzte Stück der atheniensischen Literaturzeitung vor, wo dem gekrönten Versemann ohne Barmherzigkeit der Stab gebrochen war. — Bald lernte Dionys seine Feinde kennen und entfernte sie. Besonders vergab er es nie dem bösen Philoxen, dass er die Literaturzeitung las. Freylich war die Folge, dass Dionys — allein blieb. Aber Dionys war auch *ein König*, und ein *Tyrann* dazu. *Ich*, so rief ich, als ich's las, ich möchte wohl, dass unser ganzes Städtchen ein solches Ohr wäre. Welche Wollust, an dem Trommelfelle, als dem Brennpunkte des Stadtgeredes zu sitzen und unaufhörlich zu horchen!" Die Löwenköpfe des Pallastes von St. Marco zu Venedig bringen den Vf. auf den Vorschlag, dass der bedeutende Gänsekopf an irgend einem öffentlichen Orte des Städtchens befestigt würde, und sodurch die berühmte Schnatteröffnung alles, was einjeder von jedem hörte, freundlich aufnähme. An einer reichen Zettelausbeute wäre nicht zu zweifeln.

Eine originelle Laune, welche sehr nützliche Lehren nicht ohne Wärme des Herzens und mit überzeugenden Gründen so lachend giebt, dass man sich schämt, ihnen nicht längst nachgekommen zu seyn, herrscht in den Aufsätzen *Hoffnung* B. 2. S. 349. *über Krankenbesuche*: B. 3. S. 1. *wann ist's am besten sein Testament zu machen?* S. 81. Vorzüglich der zweyte über das lästige und für die Wiederherstellung

lung des Kranken nachtheilige, welches überhäufte Besuche mit sich führen, ist reich an lebendiger Schilderung. „Ich lag kürzlich eingepackt in Schafwolle, in der Lage des berühmten Reisenden *Lemuel Gulliver*, wie ihn die Herren in Lilliput an den Erdboden gefesselt hatten, kein Glied des Leibes und kein Ohr am Kopf regend; als mein Schlafzimmer von acht Schuhen im Gevierte auf einmal mit einem Halbdutzend theilnehmender Besucher angefüllt war. Wie viel Raum auf einen jeden fiel, würde ich bald ausrechnen können, wenn ich genau die Masse meiner eigenen Lage wüsste." In die Krankenstube versetzt hört man nun das vielfache Geschwätze, welches sich von Zunge zu Zunge ergiesst, vorzüglich die Rathschläge über den Kranken. Wunderbare Träume, welche bey diesem die Wirkung dieses Getöses waren, führen folgende Anekdoten herbey. „Ich hatte auf der Universität einen lieben würdigen Freund; *(denn ich bin auch gewesen, wo allein ächte Weisheit zu Kauf ist, und wer es nicht glauben will, dem kann ich es mit meiner Matrikel beweisen, eine Art des Beweises, die so untrüglich, als bisweilen die einzige ist, welche man liefern kann!* — solche Züge verdienen keinen Platz in einem solchen Aufsatze.) Dieser mein Freund lag an einer Brustkrankheit tödtlich danieder. Der Mann lebet noch in Hollstein, und wenn ihm dieser Aufsatz zu Gesicht kommen sollte: so wird er die Güte haben, mir die Wahrheit der Geschichte öffentlich zu bezeugen. Ich nebst drey andern Bekannten leisteten ihm Gesellschaft, und brachten ihn mit der gewöhnlichen frohen Laune und einem Dutzend Pfeiffen Toback in einen Zustand der Ruhe, welche der herzukommende Arzt für die ewige Ruhe auszugeben geneigt schien. Weil unser Kranker anfangs sehr unruhig war, und viel hustete, so sorgten wir dafür, dass nicht ein Lüftchen durch eine Ritze der Thüre oder Fenster zu ihm dringen konnte, und heizten den Ofen, dass er glühete. Der Medicus riss die Fenster auf, warf die Tabackspfeifen zur Erde, und liess das Feuer aus dem Ofen nehmen. Die Brust des Kranken fing an sich zu heben; er hustete und seufzete laut: ach und o. Nun, mein Herr, waren die ersten Worte des Arztes, danken Sie Gott, dass Ihnen durch meine Anordnung, durch die wohlthätige Luft, das Leben gefristet wird. Mein Freund dankte ihm keinesweges, dass er ihn aus einer Empfindung der Seligen gebracht hatte, und zürnete gar heftig. Denn er habe im Traum eine Art Kanaster geraucht, dergleichen auf dieser Welt nicht zu finden sey.

Eben so lehrreich, als die Laune in diesen Aufsätzen, wird der leise Anstrich von Satire, durch welchen sich einige andre auszeichnen, z. B. über häusliche Glückseligkeit. B. 3. S. 55 und 155. unpartheyische Prüfung einiger Volksmeynungen, welche von etlichen für Aberglauben gehalten werden. B. 2. S. 321. Wenn der Vf. des *Gänsekopfes* in seinem Witze mehr Erfindung, der Urheber der oben angeführten Aufsätze mehr Talent verrieth, charakteristische Züge aus dem Leben aufzugreifen: so haben die kaumgenannten dagegen eine unbeschreibliche Einfalt und das überraschende des Naiven. Diese Mannichfaltigkeit der Satire ist kein unbedeutender Vorzug dieser periodischen Schrift, welche dennoch nie gegen die Güte des Herzens gefehlt hat. Man könnte, mit so leiser Berührung der Localität, wie hier geschehn ist, ein satirisches Blatt schreiben, welches von entschiedenem Nutzen für eine bestimmte Gegend wäre, und doch dem ganzen deutschen Publicum angehörte. Die Thorheiten der Deutschen sind sich fast an allen Oertern einander gleich, sobald man nicht vergisst, innerhalb welches Standes man sich gerade befindet. Bey andern Völkern sind die Stände durch die Verfassungen gleichfalls geschieden; bey keinem so durch Anmassungen der Thorheit, wie bey uns. Dazu kommt noch, dass ein grosser Theil unsrer Narrheiten aus der Nachahmung andrer Nationen entsteht; mit herrschender Gewalt geht diese über das ganze Volk.

Um diesem Reichthume der Lehre durch Scherz und Satire in dieser periodischen Schrift keinen Reiz der Mannichfaltigkeit abgehn zu lassen, verschafft der Hr. Hofmedicus *Gramberg* im fünften Heft des fünften Bandes dem Leser eine befriedigende Kenntniss von dem berühmten Gedichte, *Rollenhagens Froschmäusler*. Die literärischen Notizen werden dem Literator sich durch den Fleiss, womit sie gesammelt sind, eben so sehr empfehlen, als die Darstellung des Inhalts dieses vortrefflichen Gedichts und die kleine Mittheilung der schönsten Stellen einem jeden, welcher diese Blätter in die Hand nimmt, willkommen seyn müssen. Solche hohe Einfalt und deutsche Kraft in Sprache, Scherz und tadelnder Lehre wird dem gemeinen Mann, für welchen solche Provincialblätter vorzüglich mit bestimmt werden, durch Mark und Gebein dringen. Vielleicht war es nie mehr Bedürfniss, als gerade jetzt, solche alte Gedichte, wie dieser Froschmäusler ist, zur möglichsten Wirkung auf alle Classen unsrer Nation zu verhelfen. Es herrscht in ihnen ein deutscher Stolz, der mit Ehrfurcht erfüllt; in wenigen Zeilen rufen sie oft zur Selbstständigkeit auf, lehren den Deutschen, was ihm ziemt,

> Indem sich nun bewegt das Land,
> Zittert als ein' baufällig Wand,
> Wenn grosse Donnerwett'r aufstehen,
> Oder Lastwag'n vorübergehen. S. 388.

Unsre beiden popularsten Dichter, *Göthe* und *Bürger*, haben sich deshalb an diesen alten Quellen unsers Nationalismus mit Freude gestärkt. Dass der letzte gesonnen war, den *Froschmäusler* von neuem in das Publicum einzuführen, erfahren wir durch den gegenwärtigen reichhaltigen Aufsatz. „Wie wär' es, sagt er in einem Brief an den Vf. desselben, wenn man mit dem Werke wie mit alten Tressen verführe, und es rein ausbrennte? Das würde gleichsam eine Art von Uebersetzung aus der alten fehlerhaften unvollkommenen Sprache in eine neue richtigere und vollkomm-

kommnere seyn." Geist und Inhalt aber blieben, so viel als möglich, unverändert." Eine Probe seiner Bearbeitung dieses Gedichts ist hier gleichfalls geliefert. Nach ihr zu urtheilen, wäre durch eine solche Umarbeitung zu viel und zu wenig geschehn. Von Rollenhagens Manier und Geist wäre zu viel verwischt worden, als dass man, um sie kennen zu lernen, nicht zur alten Quelle hätte zurückkehren müssen; und es wäre ihm nicht genug genommen, um ihn dem gegenwärtigen Geschmack ganz angemessen zu machen. Was für einen solchen Zweck bey Werken der Art geschehen muss, hat *Göthe* in seinem *Reineke der Fuchs*, meisterhaft gezeigt.

Es liess sich erwarten, dass in diesen Blättern vermischten Inhalts oft die Rede von der Erziehung seyn werde. Im Allgemeinen lässt sich über die verschiedenen Aufsätze, in welchen hier dieser Gegenstand, über den man sich nie aussprechen wird, berührt worden ist, nichts besseres sagen, als folgende Worte aus einem derselben: „über Erziehung zu schreiben ist schwer. Die allgemeinen Grundregeln derselben sind jedem bekannt; man kann also nicht viel neues darüber sagen, wie doch mancher verlangt. Indessen sehe ich doch gern, dass oft davon geschrieben wird. Mancher hält die wichtigsten Dinge für unbedeutend. Wenn er aber sieht, dass bald dieser, bald jener ernsthaft darüber nachdenkt: so wird er am Ende selbst aufmerksam." Die Abhandlung, aus welcher diese Worte genommen sind, *Allerley aus den Papieren des Magisters P** besonders über Unterricht und Erziehung* B. 2. S. 95. ist mit groser Deutlichkeit geschrieben, wie einige andre. Zwey Aufsätze vom Hn. Pastor *Langreuter: soll ich am Geburtstage meiner Tochter einen Kinderball geben?* B. 3. S. 341. *Noch etwas über Kinderbälle?* S. 425. haben so viel Anspruchslosigkeit und verrathen so viel Wärme des Vfs. bey kaltem Verstande, so viel Glauben an die Güte der menschlichen Natur bey so viel Kunde von derselben, dass eine Mutter sich schnell ein mütterliches Herz absprechen, wenn das Lesen derselben keinen wohlthätigen Eindruck auf sie macht. Wortreicher und weniger anspruchslos redet Hr. Prof. *Ricklefs über die Verbindung der Privaterziehung mit der öffentlichen.* B. 6. S. 81., wiewohl er richtig bestimmt hat, was man von dem Unterricht auf einem gutgeordneten Gymnasium für die Bildung der Jünglinge erwarten dürfe, und dass die vornehmste Ursache, warum die Erwartung so häufig nicht erfüllt werde, in dem Mangel eines Zusammenhangs der Privaterziehung mit der öffentlichen liegt. Da der Vf. ohne Anspielungen und ohne Bitterkeit spricht: so ist folgende Stelle wirklich auffallend: „sollte sogar jemand Feindschaft deshalb auf mich werfen, nun! so möge er es — wenn er kann. Mich tröstet leicht das Bewusstseyn, etwas gesagt zu haben, das dem Staate und der Menschheit heilsam ist, und setzt mich über die Unannehmlichkeiten hinweg, die mir etwan aus einem Grolle erwachsen könnten, den ich gewiss nicht verdiene." In dem Aufsatz *etwas über weibliche Erziehung.* B. 4. S. 449. sind einige helle Blicke auf die Culturgeschichte der Deutschen geworfen, um zu beleuchten, in wiefern Bildung des weiblichen Geschlechts in den verschiedenen Zeitaltern möglich war. Zwey Aufsätze, welche vorzüglich in Hinsicht auf die Erziehung der Landjugend und die Bildung ihrer Lehrer geschrieben sind: *ein Vorschlag zur bessern Einrichtung der niedern, insonderheit der Landschulen.* B. 4. S. 353. vom Pastor *Kuhlmann* zu Osternburg; und *über Schulmeisterseminare, vorzüglich in Rücksicht auf Oldenburg.* B. 5. S. 148. vom Pastor *Kuhlmann* in Wardenburg, sind von denkenden Köpfen abgefasst, welche ohne Umschweif den Gegenstand selbst berühren, und schon durch die Art des Vortrags verrathen, wie sehr sie geschickt sind, zur Ausführung ihrer Vorschläge sehr thätig mitzuwirken.

Zu den vorzüglichsten Stücken dieses Journals gehören die Denkmale, welche verdienstvollen, auch im übrigen Deutschland bekannten, Oldenburgern geweiht sind. Rec. konnte beym Anblick derselben sich des Wunsches nicht enthalten, dass in allen Gegenden unsers Vaterlandes den Ruhm verehrter Männer, so wie es hier geschehn ist, den folgenden Geschlechtern überliefert würde. Nicht zu gedenken, wie viel Aufklärung über Deutschland aus einer solchen Sitte für den Historiker und Statistiker entspringen könnte; nicht zu erinnern, wie der Nachwelt es dadurch viel eher möglich würde, der allgemeinen Geschichte unsers Vaterlandes einige Vollkommenheit zu geben: wer wollte auf einem solchen Gottesacker voll deutscher geweihter Grabmäler nicht mit Rührung verweilen? wie wollte der Deutsche im Süden sich hier nicht des nördlichen Bruders freuen? Durch den *Nekrolog* von *Schlichtegroll* ist ein Anfang der Art gemacht. Allein wenn derselbe nicht zu einiger Vollendung gelangen kann, ohne eine lebhaftere Unterstützung aus allen Gegenden, so ist wiederum der nachtheilige Umstand, dass eine Schrift der Art nicht das Andenken verdienstvoller Männer in dem Kreise, wo sie wirkten, so verbreiten kann, als durch periodische Blätter geschehen würde, die ihre bestimmte Provinz hätten. Auch verdient so mancher ein Denkmal, der sich auch nicht den geringsten auswärtigen Namen erwarb. Eine Sammlung der Denkschriften auf verehrte Männer aus Provincialblättern, deren sich alle Gegenden erfreuten, müsste dann ein begeisterndes Nationalwerk werden. Aus dieser Zeitschrift hat *Schlichtegrolls* Nekrolog die Blätter aufgenommen, welche Hr. v. *Halem* seinem Freunde *Widersprecher* mit gerührtem Herzen widmete. Ein edler Sinn, welcher sich auch durch die zärtlichste Freundschaft in seinem Urtheile nicht wird bestechen lassen, spricht so vernehmbar aus ihnen, dass ein Dritter in das Lob dessen, welchem das Denkmal geweiht ist, so einstimmen wird: er war ein Freund des Urhebers dieses Denkmales. Mit einem bewundernswürdigen Fleiss in Zusammensuchung literarischer Notizen hat Hr. Hofmedicus *Gramberg* die Lebensgeschichte des gräflich-oldenburgischen Leibarztes, *Anton Günther Billich* geschrieben. B. 6. S. 429. 465. Dieser gelehrte Freund *Conrings*

und

und geachtete medicinische Schriftsteller verdiente freylich ein Denkmal, an welchem literarische Gelehrsamkeit sichtbar war; doch möchte man fast behaupten, dass der Aufwand derselben hier zu gross sey, wenn nicht in den Anmerkungen sich so manches fände, worüber sich nicht nur der Forscher in der medicinischen Literarhistorie freuen wird, sondern welches durch Erscheinungen unsrer Tage besonders unterhaltend ist. So heisst es in einer Anmerkung über das System des Anführers der Methodiker, *Thessalus* von Tralles in Lydien: „das System des Schotten, *Browne*, von Sthenie und Asthenie, indirecter und directer Schwäche, Incitabilität u. s. w., welches in unsern Tagen so viel Aufsehen gemacht, und so viele Anhänger und Vertheidiger, auch Gegner, gefunden hat, scheint in vieler Hinsicht von jenem Thessalischen Geist umweht, und vielleicht aus ihm geschöpft zu seyn." S. 477. 78. Von demselben Vf. ist der Versuch einer Biographie über *Johan Michael Herbart* B. 2. S. 373., ein glückliches Bemühn, den Werth dieses herrlichen Mannes von allen Seiten darzustellen. *Herbart* war Rector der oldenburgischen Schule von 1734—68, ein Mann, welcher nur durch kleinere Schriften seinem Zeitalter bekannt wurde, aber mit den grossen Schriftstellern dieser herrlichen Epoche unsrer Literatur enthusiastisch fortging, und in der Denkart seines Kreises selbst Epoche machte. „Er war, heisst es S. 394., ein heller Kopf, ein Selbstdenker, der Wahrheit suchte und annahm, wo er sie fand, aber nie anderer Meynungen nachbetete. Mit guter Beurtheilung verband er Geschmack und Witz. Er ging mit der Zeit fort, und war einer der ersten, der in dem ehemals berühmten *Gottsched* zwar den guten Sprachforscher, aber auch den geschmacklosen Mann erkannte, und sich hingegen für die bessern Schriftsteller erklärte. *Klopstock* fand, seit der ersten Erscheinung seines Messias, in ihm einen grossen Bewunderer, und warmen Vertheidiger; mit Entzücken pries und las er ihn seinen Freunden." Mit einem ähnlichen literarischen Fleisse, wie in den kaum angeführten Biographieen, und mit Kritik hat *L. W. C. von Halem* Nachrichten über *Johann Lys* B. 5. S. 500. geliefert. Oldenburg war der Geburtsort dieses berühmten Künstlers, eines Malers aus der niederländischen Schule. Der Vf. rückt zuerst die Notizen aus Sandrart und Houbraken ganz ein, fügt dann die Zusätze und Abweichungen ihrer Nachfolger hinzu, ferner was sich über die von Johann Lys vorkommende Gemälde auffinden liess, und giebt zuletzt ein Verzeichniss der nach seinen Gemälden verfertigten Kupferstiche. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatze sagt der Vf., welcher die Aufsicht über die Bibliothek hat, die der Herzog von Oldenburg von den Erben des sel. *Brandes* in Hannover kaufte, in seinem Bibliothekarseifer folgendes: „Kenner (denn von denen, die eine solche Bibliothek noch nicht von dem *Romanenmisthaufen des Bücherverleihers* zu unterscheiden wissen, ist hier nicht die Rede) Kenner werden aus dieser einzigen Probe *) schon auf den hohen Werth der ganzen Sammlung schliessen können, womit Se. Herzogl. Durchlaucht unsere Stadt beglückt haben, und zu der den hiesigen Literatoren der freye Zutritt vergönnt worden ist."

Unter den naturhistorischen und medicinischen Abhandlungen sind verschiedene, welche ohne Zweifel auch für den Kenner der Wissenschaften, welchen sie angehören, Werth haben, so wie sie unleugbar für das Publicum, welchem sie zunächst geweiht wurden, von ausgezeichnetem Nutzen sind. Von dem Hn. Hofmedicus *Gramberg*, der überhaupt für dieses patriotische Institut besonders thätig gewesen ist, findet man (ausser einer Abhandlung: Warnungen vor dem Gebrauch des Arseniks im 5ten B.) einen Aufsatz *über Hauscuren und Hausmittel in hiesigen Gegenden*, welche in sechs Fortsetzungen sich durch drey Bände dieser Blätter erstreckt, und nur von einem Arzt geschrieben werden konnte, der lange und reiche Erfahrungen über diesen Gegenstand gemacht hatte. Im zweyten Bande ist ein *Versuch über die Feldmäuse und Mittel dagegen*, vom Hn. Advocat *Erdmann*, voll Urtheil und fleissiger Belesenheit. Zwey Aufsätze eines scharfsinnigen Physikers, des Leibarztes [illegible] *wag* sind reichhaltig und gedrängt: *vom kalten Brande* B. 2. S. 181. *Vom Bley und dessen giftigen Eigenschaften* B. 6. S. 113. Ueberaus verständlich geschrieben und um so belehrender dünkt uns der *Versuch* [illegible] *Naturlehre fürs Haus und fürs gemeine Leben*, vom Hn. Prinzeninstructor *Kruse* B. 6. S. 177 und [illegible] Dieser handelt über Wärme und Kälte.

(Der Beschluss folgt.)

* * *

WIEN, b. Hörling: *Leitfaden der in den K. K. Erblanden vorgeschriebenen deutschen Vorlesungen über die Pastoraltheologie.* Herausgegeben von Fran[z] *Giftschütz.* 3te verbesserte Aufl. 1796. 466 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 178[illegible] Nr. 221.)

LEIPZIG, b. Reinicke u. Hinrichs: *Vom Ursprung des Gregoriusfestes.* Eine Schulschrift von [illegible] *S. T. Mücke.* Neue Aufl. 1797. 36 S. 8. (3 gr.) (S. Rec. d. A. L. Z. 1793. Nr. 200.)

*) Dies bezieht sich darauf, dass alle in dem Werk *Idée generale d'une collection complette d'Estampes* in der ersten Cla[sse] aufgeführten, zum Theil sehr kostbaren und sehr seltnen Gallerieen, Cabinette und Sammlungen sich sämmtlich, und viele darunter in den ersten und schönsten Abdrücken in der oldenburgischen Bibliothek befinden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG: *Blätter vermischten Inhalts* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Historische und statistische Aufsätze jeder Art über die Gegend, welche die eigentliche Sphäre dieser periodischen Schrift waren, schmücken diese Blätter schon durch die Namen ihrer Urheber, die auf manche Weise der gelehrten Welt bekannt geworden sind. Z. B. *v. Oeder*, *v. Halem*, *Möser*, *Gramberg*, *Hutzenbecher*, *Wiarda*. Die bekannte Geschichte Oldenburgs durch *v. Halem* verdankt ihren Ursprung diesen Blättern. Eben derselbe hat in der *Beschreibung seiner kleinen Reisen in der dortigen Gegend*. B. 5. S. 129. B. 6. S. 409. 496. eine angenehme Gabe seines Talents zu leichter Unterhaltung geschenkt. Da diese periodische Schrift nie durch den Buchhandel in das größere Publicum gekommen ist, würden wir es uns nicht verzeihn, folgendes nicht ausgehoben zu haben (der Reisende unterhielt sich mit seinen Begleiterinnen über die 700jährige Fabel vom oldenburgischen Horn): „... in diesem Augenblick hielt unser Fuhrmann am Sandkrug an. Wir traten in die Hütte, und ich fragte die Wirthinn, ob sie nicht einen Dreyfuss habe und eine Lampe? Sie gab mir beides. Von wem hat sie das bekommen, gute Frau? — Van een oolt Mann, he heet *Gleim*, he schall wiss Verse maken. — Sehen Sie, da meine Damen, sagte ich, den Ursprung einer Fabel, über deren Deutung nach 700 Jahren die Gelehrten sich den Kopf zerbrechen, und, wie gewöhnlich, tausend alberne Hypothesen bilden werden. Vor wenigen Jahren kam nämlich der alte Dichter *Gleim*, dessen Kriegslieder, wie ich hoffe, nach 700 Jahren noch werden gelesen werden, in den Sandkrug und foderte einen Dreyfuss, um den Kessel mit Wasser zum Kochen darauf zu setzen. Wir haben keinen Dreyfuss, war die Antwort: Reicht mir dann den Blasebalg, damit ich das Feuer anflamme. — Wir haben keinen Blasebalg. — Gebt mir ein Lämpchen, damit ich — Herr! unterbrach ihn der Wirth, wir haben kein andres Lämpchen, als was dort unterm Boden hängt, und was Sie wohl nicht anrühren wollen. — Armseliges Volk! seufzte der Barde, und zog seine Strasse. Nach wenigen Wochen kam er denselbigen Weg zurück, und brachte den Leuten einen Dreyfuss, einen Blasebalg und eine Lampe zum Geschenk. Der Spass des alten Mannes ward bekannt. Reisende fragten in der Folge den Wirth nach den geschenkten Sachen, und dieser zeigte sie wie jetzt vor, mit der Bemerkung, dass sie von einem Dichter herrührten. Dies wird den Wirth bewegen, solche Stücke als Heiligthümer zu bewahren. Der Blasebalg wird vergehen, vielleicht auch die Lampe; aber der Dreyfuss erhält sich, und die Jahrhunderte werden eine Fabel darüber ausgiessen." Von einer andern Hand findet man in diesen Reisebriefen einen interessanten Aufsatz über ein mechanisches Genie im Oldenburgischen, den Künstler *Uhlhorn* zu Bockhorn, der sich ganz selbst bildete. Wir würden ihn hier mittheilen, wenn er nicht zu viel Raum einnähme, und jede Nachricht in ihm nicht zu merkwürdig wäre, als dass man einen Auszug davon machen dürfte.

Beyträge zur Geschichte der oldenburgischen Rechte hat der verstorbene *Widersprecher* geliefert. Der *Versuch einer Geschichte aller bey uns vorkommenden Arten der Gütergemeinschaft*. B. 2. S. 261. 509. Die Abhandlung *über die Absindung von geschlossenen Stellen und über das Erbrecht der Kinder*. B. 4. S. 273. sind wichtige Aufsätze für das deutsche Privatrecht und den gelehrten Forscher, zu welchen die Abhandlung eines Ungenannten *über Absindung von geschlossnen Stellen und Erbrecht der Kinder nach Verschiedenheit des Vermögens* B. 5. S. 25. als ein trefflicher Nachtrag eines hellen Kopfs und kundigen Mannes hinzugefügt werden muss.

Von der weitern Kritik dieser reichhaltigen Blätter durch die Besorgniss zurückgehalten, zu weitläuftig zu seyn, wollen wir nur noch folgende drey Beyträge zu denselben anführen: *Lebensweisheit aus den Griechen und Römern*, vom Prof. *Ricklefs*. B. 5. S. 434. *Die Hölen zu Muggendorf im Bayreutschen*, beschrieben vom Advocat *Gramberg*. B. 5. S. 487. *Eine Rede über die allgemeinsten Ursachen, welche in Staaten den Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken*, vom Hn. *Herbart*. B. 6. S. 60. In jener Beschreibung merkwürdiger Hölen wird man Züge einer lebhaften Phantasie und ein glückliches Talent zu Schilderungen mit eben dem Vergnügen wahrnehmen, wie den denkenden Kopf und die lichtvollen Ideen in dieser Rede, und wird wünschen, dass jene durch einen Ausdruck, der über den Gedanken erhaben ist, und diese durch ein zu grosses Ceremoniel, womit die Ideen eingeführt werden, nicht bisweilen das Vergnügen störten, welches sie gewähren.

In Verbindung mit diesen Blättern vermischten Inhalts muss folgende Schrift angezeigt werden.

Gedruckt auf Kosten der Butjadinger: *Vertheidigung der Butjadinger gegen einen in die oldenburgischen Blätter vermischten Inhalts eingerückten Aufsatz*, von *Gerhard Anton Ibbeken*, Prediger zu Blexen an der Weser in Butjadingen, auf Verlangen seiner Landsleute. 1796. 140 S. 8.

Der verstorbene Etatsrath *Hunrichs* in Oldenburg, bekannt durch seine praktische Anleitung zum Deich-, Siehl- und Schlengengraben und durch Anmerkungen zu dem oldenburgischen Deichbande von *Münnich*, hatte zu einer Zeit, wo ein beträchtlicher Theil des Herzogthums Oldenburg, das Butjadingerland, in den schrecklichsten Verfall gerathen war, sich bemüht, die Ursachen desselben und Mittel aufzufinden, wodurch ihm abgeholfen werden könnte. Ein Aufsatz von ihm, welcher daher entstand, ward von den Herausgebern der Blätter vermischten Inhalts in das zweyte Heft des sechsten Bandes eingerückt. Der Vf. glaubte sich durch die Geschichte der Butjadinger berechtigt anzunehmen, dass ihr ursprünglicher Charakter, ein gewisser Nationalstolz mit Arbeitsamkeit und Sparsamkeit verknüpft, durch den Ueberfluss, in welchem sie späterhin leben konnten, in einen Hang zum Wohlleben und Grofsthun übergegangen wäre. Stolz, Faulheit und Verschwendung, der allerschlimmste Charakter eines Landwirths, hätten dann auch bey den Butjadingern das Unglück herbeygeführt, unter welchem sie erlagen. Die vorzüglichsten Mittel dagegen sind deshalb auch auf die Verbesserung des Charakters derselben berechnet.

Jeder Unbefangne, welcher höret, dass die ausserordentlichsten unglücklichen Ereignisse das Volk, von welchem die Rede ist, eine Reihe von Jahren hindurch bestürmten, wird sich freylich wundern, dass der Vf. auf diese zunächst liegende Ursache eines schrecklichen Verfalls keine Rücksicht nahm; aber voll Achtung für den Scharfsinn, welcher unverkennbar in dem Aufsatz herrscht, es leicht begreiflich finden, wie man jetzt, da jenes Land sich ausserordentlich erholt hat, und sich die Sitten seiner Einwohner gebessert haben sollen, viel weniger daran denkt, den vornehmsten Grund trauriger Zeit in dem Charakter der letzten aufzusuchen. Merkwürdig sind in dieser Hinsicht zwey Aufsätze, zur Vertheidigung der Butjadinger geschrieben. B. 6. S. 197 und 273. Besonders ist der letzte reich an guten Bemerkungen. Dagegen wird es zu den sonderbarsten Erscheinungen in der Schriftstellerwelt gerechnet werden, dass die Herausgeber der Blätter vermischten Inhalts, weil sie das Urtheil eines verstorbenen patriotischen Mannes bekannt machten, mit einer Schrift, wie die gegenwärtige ist, angegriffen, oder vielmehr heftig bedroht werden konnten. Dem Vf. ward das Geschäft aufgetragen, sein Vaterland zu vertheidigen, und die gegen seine Landesleute vorgebrachte Beschuldigungen in ihrer Blöfse darzustellen. Er wagt gehässige Zweifel über die Aechtheit der Handschrift, aus welcher der Aufsatz abgedruckt ist; er vermuthet, dass die Publicirung desselben aus bösen Absichten veranstaltet worden sey, wegen eines Planes zum Verderben des guten Volks der Butjadinger. „Wenn *Hunrichs* wirklich der Verfasser eines solchen Aufsatzes gewesen seyn sollte: so müste er sich nothwendig ein gar zu fürchterliches Gewebe von Bosheit denken, worin selbst dieser Mann soll verflochten gewesen seyn." Er bedient sich sogar einmal folgender Worte: *„Seine gutmüthigen Landsleute hegten den Verdacht, als wenn bey der Herausgabe die Absicht gewesen sey, das durch traurige Schicksale von seinem Wohlstande herabgesunkene Völkchen denen verhasst zu machen, die zu seinem Wiederaufkommen allein etwas beytragen könnten; und so dem Entkräfteten, aus Muthwillen noch einen Stofs zu geben, um seinen völligen Untergang zu bewirken, oder zu beschleunigen."* Wenn man solche beleidigende Vermuthungen und Besorgnisse ins Publicum zu bringen wagt: so vertraut man ohne Zweifel auf die Milde einer festen Regierung, unter welcher man lebt, und widerlegt sich dadurch selbst am besten.

Der Vf. mag sich über den schonenden Geist der Herausgeber freuen, welche ihn ohne Empfindlichkeit nur mit einigen treffenden Bemerkungen über sein sonderbares Beginnen straften. B. 6. S. 294—315. Psychologisch kann man sich, da der Vf. sich selbst als einen kaltblütigen funfzigjährigen, *„nicht als einen brausenden Jünglingskopf mit grau werdenden Haaren"* schildert, und als ein Mann von Verstand und Talent selbst an einigen Stellen dieser Schrift erscheint, den Ursprung derselben wohl nicht anders erklären, als dass er begeistert von der Aufforderung, seine Landsleute zu vertheidigen, sich den Feind so giftig und furchtbar, wie nur irgend möglich, vorstellte, um desto mehr Ehre einzuärnten. Diese Stimmung der Seele trug auch wohl dazu bey, dass die Schrift in einem unerträglich gespannten, gezierten Ton abgefasst ist. Auf ächt hierarchische Weise spricht der Vf. von *seinem* Volke; er wünscht der Mann zu seyn, der, wie der Dichter sagt, *regit dictis animos et pectora mulcet!* Hier sehn Sie, sagt er S. 20., das Resultat meiner reiflichen Ueberlegungen! Luther ging einst seinen *Elephanten*-Schritt fort, ohne sich durch seines Melanchthons Bedenklichkeiten stören zu lassen. *Parva si licet componere magnis*, so ists hier der nämliche Fall." Etwas gezierteres möchte wohl selten geschrieben werden, als folgende Stelle: „wenn Jemand, dem ich nichts zu leide gethan, mit der Quart über dem Arm auf mich losrennt, und ich, weil ich diesen Stofs nicht niederpariren kann, ihn mit der forcirten Terze weghebe, so kann diese vielleicht dem Angreifer ins Haarwachs gehen, allein darum bleibe ich doch stets der Vertheidiger, weil der Andere mich zuerst ohne Ursach angriff. Sollte dies nicht der Fall seyn bey meinen vorläufigen Bemerkungen?" — Wir wünschen, dass dem Hn. Prediger, wenn er die forcirte Terze künftig einmal zur Vertheidigung brauchen sollte, dieselbe besser, als im gegenwärtigen Falle, gelingen möge.

RASTADT.

RASTADT, b. Sprinzing: *Rastadter Congress-Calender* 1798, mit einem Plane von der Stadt Rastadt und einer Ansicht des Schlosses. 94 S. Taschenformat. (1 fl. 12 kr.)

Dass der Friedenscongress zu Rastadt bey einiger Verlängerung, gleich dem Reichstage zu Regensburg, eine ihm eigenthümliche Staatsliteratur bekommen würde, liess sich wohl nicht anders erwarten. Das dringenste Bedürfniss dieser Art war ein Congresscalender, dessen Form und Inhalt sowohl für den Gebrauch am Congressorte selbst, als auch für die allgemein gespannte Aufmerksamkeit des auswärtigen Publicums, unter den verschiedenen Hauptgesichtspunkten befriedigend sey. Das hier angezeigte Taschenbuch ist zwar ein Erstling, welcher aber bis jetzt noch die später erschienenen Versuche dieser Art sowohl an Reichhaltigkeit, als an Gemeinnützigkeit übertrifft. Eine kurze Darstellung des Inhalts wird dieses Lob rechtfertigen.

Voran eine Zusammenstellung des vierfachen Zeitcalenders für Christen, Juden, Türken und für Franzosen. — Der erste Abschnitt ist eine *Beschreibung der Stadt und der umliegenden Gegend*, welche die auf dem Titelblatt angezeigten beiden Plane auf das beste erläutern. Der Hauptcharakter der Darstellung ist Wahrhaftigkeit, entblösst von allen Charlatanerien und Uebertreibungen. So gesteht der Vf. ganz offenherzig, und beynahe mit Entstellung des im Ganzen schönen Umrisses, dass die Gegend *flach, sandig* und *sumpfigt* sey. Rec. findet vielmehr, dass sie malerisch-gemischt und mit manchen gepriesenen Gegenden der Schweiz und von Deutschland sich vergleichen lasse. — In Ansehung der Gassenbeleuchtung wählt er mit Recht den Ausdruck, dass solche seit dem Anfange des Congresses *etwas* vor sich gehe. So gesteht er auch, dass das Wasser *sehr schlecht* sey, welches bey den häufigen Unpässlichkeiten im Gesandschaftspersonale sich nur zu sehr bewährt. Von gleicher Aufrichtigkeit zeugt S. 8. das sonderbare Beyspiel der *Intoleranz*: — Die Bemerkung, S. 5. dass die *türkischen* Seltenheiten des Markgrafen Ludwig im Jahr 1797 vom Schlosse geflüchtet worden, und dass, nach Entfernung des Hofes von Rastadt, alles darin *muthlos, unthätig, düster* und *leer* wurde, beweist die seltene Resignation eines Schriftstellers, der seine Puppe nicht bloss von der *glänzenden* Aussenseite dem Publicum feil bietet. Für die feinern Berechnungen des Statistikers hebt Rec. noch aus, dass vor 109 Jahren die Stadt ein Raub der Flammen wurde, dass sie jetzt 538 modellmäsig gebaute Häuser zählt, dass das gesandtschaftliche Personale, mit Einschluss der Livree, 519 und das der durch den Congress herbeygelockten Fremden 288 Köpfe, dass endlich die Anzahl sämmtlicher Einwohner 5000 Seelen, so wie die monatliche Hausmiethe etwa 20,000 Gulden beträgt. Von den Gegenden ist das Lustschloss zur *Favorite*, die Stadt *Baaden* und das Murythal kurz skizzirt worden.

Der zweyte Abschnitt giebt unter dem bescheidenen Titel: *Blick auf den Friedenscongress*, eine allgemeine Nachricht von den Friedensverhandlungen seit Buonaparte's erstem Briefe aus Klagenfurt an den Erzherzog Karl, und von S. 23. die Hauptpunkte des Inhalts der zehn ersten Sitzungen der Reichsfriedensdeputation vom 9. December 1797 bis zum 30. Januar 1798.

Der dritte Abschnitt: *Geschichte des ersten Rastadter Friedens* betitelt, ist ein deutscher Auszug aus dem französischen Werke — *Vie du Marechal Duc de Villars, écrite par lui même, publ. par Anquetil* (nach der Ausgabe von 1784) von dem man schon im Rastadter Congressblatte, Nr. 21. 22 und 27. aus derselben Feder Bruchstücke las. Es schwindelt gewiss dem Vergleichenden, wenn er dort das Resultat der Verhandlung sich um ein Fürstenthum in Flandern für die Prinzessinn Ursini, und um das Marquisat Viaduna für den Marquis de St. Croix drehen sieht, dahingegen es jetzt bey der Festsetzung der *ersten Grundlage*, um die Abtretung des *ganzen linken Rheinufers* zu thun ist. Die Abfassung des Friedensinstruments erfoderte 1714 *sechs Tage*, und die Vorlesung allein dreyzehn Stunden, und wie viel Zeit wird sie im Jahre 1798 erfodern?

In der *vierten* und *fünften* Numer ist eine *chronologische Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse des Kriegs gegen Frankreich*, seit dem 19. August 1792 bis zum 11. October 1797, zu Wasser und zu Lande, und sodann das Datum der *Europäischen Friedensschlüsse seit dem Westphälischen*, mit dem summarischen Inhalte des letzten, insbesondre auch das Tagebuch der dreyzehn Friedensschlüsse enthalten, welche seit dem 9. Februar 1795 mit der französischen Republik geschlossen worden.

Der *sechste* und letzte Abschnitt umfasst das Congresspersonale, so wie solches besonders bey dem Hofbuchdrucker *Sprinzing* nach und nach in eilf deutschen Ausgaben abgedruckt worden (vergl. A. L. Z. d. J. Nr. 65 u. 66.).

Als Vf. dieses Taschenbuchs, des Congressblattes, und mehrerer anonymischer Schriften wird zu Rastadt ein Hr. *Schreiber* genannt, der in Baden die Aesthetik lehrte, sich aber jetzt bloss mit der Literatur beschäftigen soll.

BASEL, b. Decker: *Manuel du Congrès de Rastadt* 1798. 110 S. Taschenformat.

Schwerlich wird der Zeitgenosse in einem Handbuche des Rastadter Friedenscongresses, noch dazu in französischer Sprache, einen so umständlichen Abriss der deutschen Staatsverfassung und des deutschen Staatsrechts suchen, so wie er hier einen Hauptbestandtheil des vorliegenden Taschenbuchs auf 64 S. unter dem Titel: *precis de la Constitution germanique*, ausmacht. Die goldene Bulle und die erste Wahlcapitulation ist das entfernte Ziel, von welchen der ungenannte Vf. ausgeht, und erst von S. 58. an bezieht sich die Erzählung insbesondre auf die Reichsdeputationen. Indess ist auch dabey S. 63. die Aufführung der königlich schwedischen Gesandtschaft in reichsständischer Qualität nicht ganz richtig, weil

folche als fouveräne Botfchaft (*Ambaffade*) nach Raftadt kam, und nur als folche dort nicht anerkannt wurde, wegen Vorpommern fich aber gar nicht legitimirt hat. Diefes hätte S. 83. bemerkt, und das Perfonalverzeichnifs diefer Botfchaft nicht unter den Particularabgeordneten, fondern S. 108. unter die *puiffances etrangères* geftellt werden follen.

Der Vf. macht diefen *précis* im Eingange als einen Commentar zu der Lifte des *Ambaffadeurs*, *Miniftres*, *Envoyés et Deputés*, *raffemblés à Raftadt*, geltend, welche die andre Hälfte des Tafchenbuchs von S. 68—110. einnimmt. Allein alsdann hätte, z. B. ein Verzeichnifs aller Reichsgrafen weit eher, als das Verzeichnifs der Reichsftände S. 110. darin aufgenommen werden müffen, weil folche bey dem Congreffe mehr Particularabgeordnete, als diefe, haben. Ueberdem wäre diefe Abficht weit beffer durch die Anführung der Hauptpunkte über das *notorifch nächfte* Intereffe einer jeden Gefandtfchaft bey den Friedensverhandlungen erfüllt worden. So hätte, z. B. bey der Gefandtfchaft der *fchwäbifchen Grafencurie* das dreyfache Intereffe, nämlich die obfervanzmäfsige Befetzung der Domftifter *Cölln* und *Strasburg* aus ihrer Mitte, die Betheiligungen der Grafenhäufer *Oettingen*, *Leyen* und *Sickingen* auf dem linken Rheinufer, und endlich die Wiedereinfetzung der angeblich aus Frankreich emigrirten Mitglieder diefer Grafen Curie, fo bey der Gefandfchaft von *Trient* die Abreifsung des Marquifats *Caftellaro* an die Cisalpinifche Republik und der Erfatz der Kriegsfchäden bemerkt werden können.

An fich ift diefes Namenverzeichnifs eines der vollftändigften und richtigften, welche bisher im Drucke erfchienen find. Das Gefolge des Generals *Buonaparte* und die gräflich *Cobentzelfche* Gefandtfchaft S. 70 u. 82. find zuerft darin richtig angegeben. Die Ausdehnung S. 68. 86 u. 88. auf die *Privat*fecretäre derer *v. Metternich*, *v. Exbach* und *v. Dohm*, geht fogar über die Eingefchränktheit der Rubrik hinaus, welche nicht auf alle unter dem Schutze der Gefandtfchaften geftellte Perfonen fich ausdehnt; indefs find auch hier mehrere Lücken und Fehler. Der S. 105. angeführte reichsritterfchaftliche Gefandte von *Kerpen* ift eben fo wenig, als der Ligurifche, *Bertuccioni* (S. 109.) bis jetzt, (2. Febr.) in Raftadt angekommen. Der Graf *Turiozzi*, S. 108. ift nicht päbftlicher Plenipotentiaire, fondern blofs Beobachter. Bey *Baden* (S. 80.) hätte der Hr. geheime Rath *Mayer* als Mitbevollmächtigter angegeben werden müffen, und S. 97. ift es eine fehr *uneigentliche* Bezeichnung des heffendarmftädtifchen Particularabgeordneten *Strecker*, wenn folcher, als *pour les affaires perfonnelles du Landgrave* anwefend, aufgeführt wird. Ein Druckfehler, den man auf fchönem Velinpapier am wenigften verzeiht, fällt S. 99. bey dem naffau-oranifchen Domänenrath *Dollius* in die Augen, welcher in der gelehrten Welt unter der Orthographie *v. Tollius* längft bekannt ift. — Die *während* dem Abdrucke vorgegangenen Veränderungen können jedoch ohne Unbilligkeit nicht zur Laft gelegt werden. So ift z. B. die *Miffion du Corps helvètique* S. 108. am 10. Febr. ganz von Raftadt abgegangen, und die von *Bayern* S. 74. feit dem 17. Febr. ganz verändert. Dem Grafen *Preyfing* folgte ein Graf *Morawizky*, dem Botfchaftscavalier *Karl Preyfing*, ein Kammerherr *Defiré la Rofée*, und dem Legationsrath *v. Branka*, der als ingolftädtfcher Lehrer und Schriftfteller rühmlichft bekannte Regierungsrath *v. Krenner*. Bey *Kurmainz* S. 71. ging der Hofrath *Nau* zur Rettung feines Eigenthums unter fchleuniger Refignation feines Amts in die Stadt Mainz zurück, und nun verfieht der Hofrath von *zur Weften*, ein Schwager des Minifters von Albini, deffen Gefchäfte. Für die weftphälifche Grafencurie katholifchen Antheils hat fich neben dem jüngern Grafen *von Metternich* noch der kurcöllnifche Geheimerath *v. Hartwich* legitimirt. Endlich z. B. ift zu der herzoglich bremifchen Gefandtfchaft S. 77. noch der Juftizrath Freyherr *von dem Buf-fche* hinzugekommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Hemmerde: *Wanderungen in einige Gegenden von Göttingen, im Sommer 1792. 1797.* 103 S. 8. — Einem götting'fchen Studenten fällt es ein mit einigen Freunden zu Fufs in einem Halbzirkel um die Stadt zu ziehen, und befonders die Schlofsruinen, Hanftein, Gleichen, Pleffe und Hardenberg zu befuchen. Dagegen ift freylich nichts zu erinnern, da durch diefe in den Pfingftferien angeftellte Wanderung — Collegia nicht verfäumt wurden. Aber für fich felbft und für andre hätte diefer Mufenfohn doch etwas Nützlichers vornehmen können, als die nur für feine jugendlichen Gefährten allenfalls erbauliche Befchreibung diefer Excurfion drucken zu laffen, die felbft für folche Lefer, welche, wie Rec. die romantifchen Berggegenden um Göttingen kennen und lieben, kein Intereffe hat. Langweilige Erwähnung der unbedeutendften Begegniffe, flache, alltägliche, zum Ueberdrufs wiederholte Schilderungen von Ausfichten und Naturfcenen, deren Befchreibung kaum dem geübteften und talentvollften gelingt, verbrauchte, kraftlofe fentimentalifche Brocken und füfsliche Schwärmerey, und einige Seiten trockner hiftorifcher Nachrichten von den benannten Bergfchlöffern, machen den Inhalt diefer Bogen aus — dem der Vf. durch eine befcheidne Aeufserung im Vorbericht umfonft eine Folie unterzulegen fucht. Er könnte, als angehender Schriftfteller, doch nur auf die gefoderte Nachficht der Lefer Anfpruch machen, wenn fich in feinem fchwachen Verfuch auch nur eine wahre und männliche Empfindung entdecken liefse, die der Anblick jener deutfchen Bergfchlöffer beym Verweilen unter den Trümmern diefer Denkmäler finftrer Jahrhunderte mannichfaltig weckt; oder, man auch nur einen aus ihrer Gefchichte hervorgehobenen und darftellend ausgezeichneten Zug fände, wozu felbft die angeführten dürren Chroniknachrichten Stoff darbieten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. März 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer: *Neue Miscellaneen artistischen Inhalts für Künstler und Kunstliebhaber. Fortsetzung des neuen Museums für Künstler etc.* Herausgegeben von *Johann Georg Meusel.* — 2tes und 3tes Stück. 1796. 4tes 5tes 6tes und 7tes Stück. 1797. 8. Jedes Heft von 8 Bogen.

Der hauptsächliche Inhalt gegenwärtiger sechs Stücke, dieser sich in ihrem Werth erhaltenden Zeitschrift, ist folgender.

2tes Stück. Ueber bildende Kunst der Alten, die Ursachen ihrer Schönheit und ihre Anwendung auf den Geist des Jahrhunderts. Eine Vorlesung in der Kasselschen Gesellschaft der Alterthümer, gehalten von (dem neuerlich verstorbenen), Prof. *Engelschall* daselbst. Energie des Geistes, edlere Bestimmung der bildenden Kunst, vertraute Bekanntschaft mit der schönen Natur, werden in diesem kurzen gut geschriebenen Aufsatz, als Grund der Vollendung der Werke griechischer Kunst angegeben und diesem nach wird der Weg vorgezeichnet, auf welchem der Künstler unserer Zeit, dieser Vollendung nachstreben müsse. — Verzeichniss der Originale und Copien von Abdrücken des *Lucas Dammetz* (*von Leyden* genannt), aus der Kupferstichsammlung des Grafen von Kollowrath. 274 Stücke dieser schätzbaren Sammlung werden hier beschrieben. — Das Schicksal der Künste. Ein Fragment, von einem deutschen Künstler, der Rubrik wenig entsprechende Aphorismen, zur Berichtigung allgemeiner Ideen über Kunstgegenstände. — Kunstnachrichten von einer Reise durch Schwaben und einen kleinen Theil der Schweiz von *C. L. Junker*, — manche interessante Notizen enthaltend. — Nachrichten von tyrolischen Künstlern u. s. w.

3tes Stück. Von den Künsten überhaupt und von den schönen insbesondere, nach Hn. *Kant* von *F. Grillo*. - *J. H. Tischbein.* Ein Bruchstück aus der angekündigten Biographie dieses verdienstvollen Künstlers, von dem verstorbenen Prof. *Engelschall*. Der Vf. hat in diesem lesenswerthen Fragment, die frühe Entwicklung des Genies und die weitern Fortschritte der Ausbildung des Künstlers, so viel ihm von seinen Jugendjahren zur Wissenschaft kam, dargestellt. — *Wilhelm Böttner* und *Joh. August Nahl*. Die Nachrichten von dem Leben und den Kunstwerken dieser beiden geschickten hessischen Künstler, sind von ihnen selbst aufgesetzt. — Biographie *Peter Brandels*, eines im Anfang dieses Jahrhunderts lebenden böhmischen Geschicht- und Portraitmalers. — Einige kurze Auffätze von *A. F. B. Brückmann*, Arzt in Braunschweig, über verschiedene artistische Gegenstände. — Verzeichniss der Materien, aus welchen die Alten, Statuen, Bildnisse und halberhobene Arbeiten gemacht haben. Eine in diesem Stück fortgesetzte und im folgenden, beendigte Abhandlung. — *Cleinow*, über den Einfluss des Lichtes auf die Farben — über das Portrait — und über den griechischen Künstler *Lysippus*.

4tes Stück. Ueber die alte und die neue Kunst. Ein Künstler-Gespräch, worin einige gute Bemerkungen mit vielen Trivialen gemischt sind. — Ueber die radirten Landschaften des (verstorbenen). Hn. v. *Hagedorn*. Hier ist mit Recht mehr Werth auf diese Arbeiten gesetzt, als der bescheidne liebenswürdige Mann selbst darauf zu setzen pflegte, der sie bloss Versuche in der Kunst nannte. — Ueber die sechszehn berühmten chinesischen Schlachtstücke. Einige Missionaire in China entwarfen die Zeichnungen dazu; sie wurden in den Jahren 1765 bis 1774 zu Paris unter *Cochin's* Aufsicht gestochen, und stellen die kriegerischen Thaten des verstorbenen Kaisers *Kien-Long* dar. Die hier von diesen sowohl in Ansehung der dargestellten Gegenstände als auch in Ansehung der Composition und der Ausführung schätzbaren und äusserst seltnen Blättern gegebenen Nachrichten, werden Kunstliebhabern angenehm seyn. Nur wenig Abdrücke dieser merkwürdigen Stiche behielt der König von Frankreich für die königl. Bibliothek. Einige andere, von den Künstlern selbst heimlich gemachte Abdrücke, wurden zerstreut. — Die Platten erhielt der Kaiser von China, wo sie wohl auf immer für die Kunst verloren seyn mögen. Der ungenannte Vf. dieser Beschreibung, hat das seltne Glück, eine gewiss einzige vollständige Sammlung, nicht allein von den Originalabdrücken, sondern auch von abweichenden Probeabdrücken, von Abdrücken *avant la lettre*, und von den Hellmann'schen kleinern Nachstichen, in 54 Blättern, zu besitzen. Eine noch genauer detaillirte Beschreibung von den historischen Darstellungen und der artistischen Behandlung der Hauptblätter, als diese bloss allgemeine Notiz davon liefert, würde nicht unwillkommen seyn: wozu Rec. den Vf. derselben hiedurch auffodern möchte. — *J. E. Nilsons* Würdigung. Von *Junker*. Es war eine schwere Aufgabe, einen der vornehmsten Beförderer des sogenannten Augsburger Geschmacks (der freylich doch nur Zögling der geschmackverderblichen Augsburger Schule zu nennen ist), ohne Sophisterey zu vertheidigen. Die groben Fehler Nilsons, besonders in Ueberladung seiner Portraits mit geschmack-

schmacklosen kleinlichen Schnörkeleyen und Nebenwerken, bemäntelt der Vf. nicht, lässt aber den relativen Vorzügen des fleissigen Künstlers, in Behandlung, Zeichnung, Beleuchtung, Gewändern und Aehnlichkeit mehrerer seiner vielen Portraits von berühmten Personen, Gerechtigkeit widerfahren, — wobey er hie und da nur zu wort- und lobreich wird. — Ueber fünf geschobene Blätter nach *Fügers* Gemälden. Des Triumph des grossen deutschen Künstlers, sein *Germanicus*, dieses in jeder Eigenschaft eines grossen Kunstwerks mit den besten englischen Blättern rivalisirende Blatt, von *Pichler* gestochen, ist nicht unter den hier beschriebenen Stücken. — Ueber verschiedene ältere und neuere deutsche Kunstwerke und Künstler, folgen hier Nachrichten: besonders wird ein sächsischer mechanischer Künstler *J. G. Greiner* in Verfertigung der Harmonica gerühmt. — Mancherley kürzere Nachrichten.

Drey Viertheile des *5ten Stücks*, füllen Kunstnachrichten aus der Schweiz, vom Jahr 1794 bis 1796. Es ist eine Fortsetzung der vom Rec. schon in einem frühern Stück dieser Zeitschrift, ausgezeichneten, mit Geschmack, Sachkenntniss und Darstellungsgabe, von einem Ungenannten (mit A zu B—l unterzeichnet), gegebenen schätzbaren und reichhaltigen Notizen über Producte schweizerischer Kunst und über die Künstler selbst. Auffallend merkwürdig ist die grosse Anzahl trefflicher Künstler in der Schweiz, und der Reichthum der vorzüglichsten Kunstwerke, die ein dreyjähriger Zeitraum in diesem Lande hervorgebracht hat — aber auffallend und für die Cultur des Kunstgeschmacks erniedrigend ist es auch, wie wenig bekannt und genossen dieser Reichthum in mehrern Gegenden Deutschlandes und besonders in dessen nördlichen Theil, mit geringer Ausnahme, noch ist. Statt dass die reichen, sich so nennenden, Kunstliebhaber, mit einigen Kosten, sich den vielfachen Genuss dieser, in täuschender Nachbildung der schönen und erhabnen Natur, vortrefflichen Kunstwerke verschaffen könnten, und dazu alle Mittel in Händen haben, begnügt sich der frivole Geschmack der meisten mit den buntgefärbten französischen und (seit einiger Zeit eben so colorirten) englischen Blättern. Zu vielen tausenden werden diese grösstentheils kindischen Spielereyen der Kunst für geringe den Rahm und das Glas, worin sie gewöhnlich schon gefasst sind, oft noch nicht bezahlende Preise, in öffentlichen Auctionen verkauft — und mit dieser wohlfeilen Tapete, die Zimmer behängt. Ist es zu verwundern, dass die ächte Kunst auf solchen Steppen und Heiden, noch immer nach Brod geht und dass hier der Künstler mit dem Handwerker in einem Range steht? — — Beschreibungen von alten Gemälden, Nachrichten von Künstlern (unter andern von der Bemmelschen Künstlerfamilie in Nürnberg) und andere vermischte Notizen, machen den übrigen Inhalt dieses Heftes aus, vor welchem, ein nach einem alten enkaustischen Gemälde, von *Schmidt* in zart punctirter Manier geätzter Petrus-Kopf steht.

6tes Stück. Ueber Kunst, nach Hn. *Kant* von *F. Grillo*. — Einige Grundsätze der schönen Architectur — und von den Säulenordnungen: zwey Aufsätze von *Cleinow* — Nachrichten von *Joh. Hartmann* Landschaftmaler in Biel. Von diesem sehr fleissigen und geschickten Künstler, besitzt Rec. eine schon vor 16 Jahren für seine Sammlung verfertigte Zeichnung, in *Gouache*, die in der lebendigen und warmen Darstellung der Natur, und in geistvoller Behandlung der einzelnen Parthien, seinen neuesten Arbeiten nicht allein nicht nachsteht, sondern mehrern derselben selbst noch vorzuziehen ist. Rec. wünscht, dass der etwas harte Ton und die manchmal grellen Farben-Contraste, einiger dieser letzten Landschaftzeichnungen, dem trefflichen Künstler nicht eigen werden mögen. — Beschreibung der von *Watt* und *Boulton* erfundenen und 1793 in Holland errichteten Dampf- oder Stoom-Maschine. Der Mechanismus dieser wirksamen Maschine ist hier beschrieben. — Es folgen Nachrichten von verschiedenen ältern und neuern Kunstwerken. Die der Wiener Gallerie, zum Nachtheil gereichenden Nachrichten S. 825., sollte doch der dortige Gallerie-Inspector Hr. *Rosa* nicht unwiderlegt lassen, wenn er sie anders, wie Rec. nicht zweifeln will, mit gutem Gewissen widerlegen kann. — Die Schilderung Christus, aus einer alten (wohl nicht ächten) Handschrift, S. 828. erinnert Rec. lebhaft, an eines der vortrefflichsten und seltensten Miniatur-Gemälde von *Petiteau*, nach *Jean de Boulogne*, welches er unlängst in Paris in den Händen des bekannten Basreliefmalers *Sauvage*, der es ihm für 100 Carolin anbot, sah. Fast möchte Rec. behaupten, dass der Künstler den herrlichen Kopf, nach dieser Beschreibung der Gestalt Christus, die im Original in der Pariser National-Bibliothek befindlich seyn soll, entworfen habe; so genau trifft er damit in allen Zügen überein.

7tes Stück. Kraft und Werth der Schönheit. Aphoristische, grösstentheils entlehnte Sätze, die von der classischen Belesenheit des Sammlers zeugen. — Ueber Historische- und Landschaft-Malerey. Vergleichung der Eigenschaften beider Hauptarten der Malerey. — Von der Luftperspective von *Cleinow*. — Ueber eine Marmor-Gruppe des Bildhauer *Canova* in Rom, Venus und Adonis. Der Genius der alten Kunst ist in diesem seit dem letzten Jahrzehend berühmt gewordenen römischen Künstler wieder erwacht: das beweiset auch diese Nachricht von einer seiner letzten Arbeiten, welche freylich sehr lobrednerisch klingt, und mit einem, den Italienern eignen, Schwulst abgefasst ist. Man lasse doch das Werk seinen Meister loben, und vermindere nicht muthwillig den Eindruck des Kunstwerks, durch solche bombastische Declamationen! — Geschichte der Kunst. Ein Fragment der Kunstgeschichte des Jahrs 1794. Aus dem literarischen Nachlasse des verstorbenen *Engelschall*: ein Aufsatz, welcher schmerzhaft an den frühen Verlust dieses um die schöne Literatur verdienten Mannes erinnert.

Wüns-

Würzburg, b. d. Expedition der gel. Anzeigen: *Bonnavita Blank's*, Exprovinzials des Minoriten-Ordens, Dr. und Prof. der Phil. und Naturgesch. und Directors des Hochfürstl. mosaischen Kunstcabinetts z. Würzburg. — *Musiv-Gemälde oder Mosaische Kunstarbeiten, in dem Hochfürstl. Kunst-Cabinette zu Würzburg, von ihm selbst beschrieben und mit einer Vorrede herausgegeben* von *A. M. Köl*, Dr. u. Prof. der Phil. zu Würzburg. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 1796. 318 S. 8.

Es ist allgemein anerkannt, was der Vorredner zu diesem Werke rühmt, dass Würzburg in diesem Jahrhundert einige Regenten gehabt hat, welche thätige Beförderer der Wissenschaften und des Gemeinwohles überhaupt waren. Davon zeugen mehrere sichtbare Spuren, welche sie im Lande, besonders aber in der Hauptstadt, von ihrem Daseyn, in Stiftung oder Verbesserungen mannichfaltiger literarischen sowohl als anderer öffentlichen Anstalten, zurück liessen. Franz Ludwig der letzt verstorbene Fürstbischof zeichnete sich hierin besonders aus. Ihm verdankt die Akademie Würzburg ihre verbesserte Einrichtungen, und die Stadt manche treffliche Polizey-Anstalten. — Auch der verdiente Vf. des gegenwärtigen Werks Hr. *Blank*, ward von ihm bey der Universität angestellt. Die kurze Skizze seines Lebens und besonders seiner Ausbildung zu einem vorzüglichen und in seiner Art einzigen Künstler, ist in der Vorrede des Prof. *Köl* enthalten. Sein Genie entwickelte sich beym frühen Studium der Naturgeschichte und der Mathematik und bey seinen vielen Wanderungen in den Alpen der Schweiz, wo er in dem Frauenkloster zu Paradies bey Schaffhausen als Pfarrer stand. Mit dem Malen fing er an, verliess aber bald diese Versuche, um selbstständig zu einer Erfindung überzugehen, welche er bis zu einem vorzüglichen Grad der Vollendung brachte. Diese Erfindung ist die, nach der Analogie sogenannte, *Moos-Mosaik* oder die Zusammensetzung von Musiv-Gemälden aus Natur-Producten. Er führte nämlich Gemälde, statt mit Farben, mit Auftragen von verschiedenen Arten Moos aus, und brachte hiermit nicht allein Landschaften sondern auch Seeprospecte, Seestürme, feuerspeyende Berge, Ruinen, Gebäude aller Art u. s. w. der Natur höchst täuschend nachgeahmt, zu Stande. Dann setzte er, auf einem flachen Grunde, Vögel in ihren natürlichen Stellungen, durch Auftragen der einem jeden eignen Federn mit eben so glücklichen Erfolg zusammen, und formirte die Nebenwerke hiezu, Bäume, Gebirgstücke u. dgl. ebenfalls aus natürlichen Körpern ohne alle Farben. Aber auch hierbey blieb der Künstler noch nicht stehen. Er ging zur Nachbildung von Säugthieren über, indem er diese durch Auftragen der ihnen eignen Haare, darstellte. Er setzte ferner Landschaften, Tag- und Nachtstücke, auch sogar Portraits theils aus Federn theils aus Holzarten, Flachs, Blumenblättchen, Saamenkörnchen, aus dem Staube von Schmetterlingsflügeln und aus den zartesten Geweben und Gespinnsten von Insecten zusammen. — Bewunderungswürdig in der That ist der ausharrende Fleiss dieses Künstlers in der mechanischen Composition aller dieser Werke, aber viel mehr noch, sein Genie und sein viel umfassender Erfindungsgeist, wenn man bedenkt, dass der mechanische Theil seiner Arbeiten es bey weitem nicht allein ist, welcher hiebey in Betracht kommt, sondern dass ein vorzüglicher Grad von vielfachen wissenschaftlichen Vorkenntnissen in den Operationen der Natur und der nachahmenden Kunst, dazu gehört, alle solche Werke in der Vollkommenheit auszuführen, wie solches von Augenzeugen und Kennern versichert wird. — Herr B. ward 1789 nach Würzburg berufen, und entschloss sich, auf Zureden, seine zahlreiche Sammlung eigner Kunstarbeiten in dem Saal des dortigen Minoriten-Klosters öffentlich aufzustellen, zu deren Ansicht jedermann freyen Zutritt hatte. — 1794 kaufte der verstorbene Fürst Bischof, diese ganze Sammlung, für eine sehr mässige Summe, welche, wie der Vorredner sagt, dem Künstler von manchem Liebhaber schon für ein einzelnes Stück geboten war. Dieses gutwillig dargebrachte Opfer, zeugt eben so sehr von der Uneigennützigkeit des Künstlers, als von — der kleinlichen Sparsamkeit des Fürsten und von dem geringen Grad der Belohnung, den im Allgemeinen die Kunst in Deutschland findet, wo der Künstler nur noch gar zu oft mit dem Handwerker und Trödler verwechselt wird. — Die Sammlung ward nun in ein Nebengebäude des Residenz Schlosses versetzt und Hr. *B.* zum Director dieses musivischen Kunstcabinetts und zum Professor der Philosophie und Naturgeschichte ernannt.

Für die gegenwärtige Beschreibung dieser in ihrer Art gewiss einzigen Sammlung von Kunstwerken ist man dem Vf. Dank schuldig. Sie ist sehr genau und in Ansehung der Stücke darstellend. Merkwürdig ist in diesem gegebnen Detail der einzelnen Gemälde der Aufwand des Fleisses und die zweckmässige und sinnreiche Wahl des Stoffes zu den dargestellten Gegenständen. In Hinsicht dieses Verdienstes will Rec. nicht über den Vortrag der Beschreibungen rechten, welche freylich einfacher, körnigter, weniger weitschweifig und mit mehr Geschmack hätten gegeben werden können. Am auffallendsten ist in den Notizen von den einzelnen Stücken, das Lob der Darstellung dieses und jenes Gegenstandes, womit dem Anschauer der Gemälde nichts gedient seyn kann, das wohl gar den vortheilhaften ersten Eindruck, welchen die Stücke machen müssen, schwächt, und worüber jeder andere Leser lächelt. Folgendes ist die allgemeine Anzeige des Inhalts des Buchs und des Gehaltes der Sammlung selbst; welche in vier schön decorirten Sälen des Würzburger Schlosses aufgestellt ist.

Der erste Saal enthält die Landschaften mit den aus ihren eignen Federn aufgetragnen Vögeln. Es sind 107 Stücke, von 1 bis 3 Schuh gros. Die lateinischen Namen der aus den drey Naturreichen genommenen Stoffe sind beygefügt. Die grosse Mannichfaltigkeit von Vögelarten, in den ihnen einzeln eig-

eignen Acten und Stellungen, und die Verschiedenheit der Nebenwerke, ist merkwürdig.

Im zweyten Saal befindet sich die Sammlung der Kryptogamen und der andern Materialien, aus den drey Naturreichen, welche zu den mosaischen Kunstwerken genommen wurden. Der Vf. sammelte sie entweder selbst auf seinen Reisen, oder verschaffte sie sich durch seine ausgebreitete Correspondenz aus den entferntesten Theilen von Europa, so wie aus Amerika. Diese Stoffe sind auf 241 hinter Glas gefassten Tafeln von 1 Schuh in Quadrat, gefasst. Von der trefflichen Sammlung der Moosarten, verspricht der Vf. eine genauere Beschreibung zu liefern. Auch sind in diesem Saal noch drey grosse Schweizer Prospecte aus Pflanzentheilen, Insecten-Gespinsten u. dgl. zusammengesetzt. Vielleicht hätte diese Sammlung zweckmässiger ihren Platz im ersten Saal finden können, weil sie als Vorbereitung zur Betrachtung der musiv Gemälde anzusehen ist. Im dritten Saal sieht man die Landschaften, ohne aufgelegte Thiere, und andere Naturgemälde. Fast unübersehlich ist die Zusammensetzung dieser Stücke, aus den verschiedensten vegetabilischen und animalischen Stoffen. Es sind zusammen 39 Gemälde; darunter ist das Portrait des jetzigen Fürst Bischofs, von Federn, in Basreliefmanier wie Marmor bearbeitet.

Der vierte Saal enthält die Landschaften mit aufgelegten Säugthieren und noch eine Vögelsammlung zusammen 15 Stücke.

Der Vf. giebt hierauf eine systematische Uebersicht der in dieser Sammlung befindlichen Vögel, nach der Linneischen Ordnung. — Die folgenden Namen der Vögel und Säugthiere sind deutsch, lateinisch, französisch und englisch angegeben — und endlich ist noch die wohlgeordnete Werkstätte des Künstlers beschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Schrambl: *Rede bey der feyerlichen Wiedereröffnung des K. K. Theresianums* gehalten von *Franz Grafen v. Saurau*, Sr. Maj. Finanz-Minister und Hofkammer-Präsidenten, dieses Hauses ernanntem Protector, den 11 Dec. 1797. 1 Bogen. Diese Rede ist in mehr als einer Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung an Oesterreichs politischem und literarischem Horizonte. Was kann nicht Oesterreich von einem Minister erwarten, der so viel Geist, Geschmack, Beredsamkeit besitzt, als diese Rede verräth! der, wie man aus Privatnachrichten weiss, seinen Horaz immer in der Tasche trägt (auch diese Rede ist mit einem Verse aus dem Horaz geschlossen) und dabey nicht nur die Geschäfte der obersten und geheimen Polizey und des vielumfassenden Finanzwesens leitet, sondern auch durch seine Bemühungen bey Entdeckung und Bestrafung mancherley antimonarchischer Complotte, und bey Organisirung des Aufgebots sich das nähere Zutrauen des Monarchen in höherem Grade erworben hat. Von einem solchen Mann ist jedes Wort, besonders öffentlich gesprochen, höchst wichtig und vielbedeutend.

Der Hauptzweck der Bildung des Adels im Theresianum soll nach dieser Rede dahin gehen, um ächte Staatsbeamte zu bilden, deren der Monarch sich zu bedienen hoffe, um die Menschen beglückenden Entwürfe auszuführen, deren sein fürstliches Herz voll ist; Beamte, die jenen Uebeln entgegenstreben würden, welche der Aberwitz und die Irrthümer unserer Zeit über einen angesehenen Theil Europas ausgebreitet haben: welche deutsche Sitte, die verscheuchte deutsche Redlichkeit zurückrufen, und die Schmach, welche durch Abhängigkeit von fremden Gaukeleyen über Deutschland wieder verbreitet ist, mit der wachsenden Grösse des Erzhauses tilgen helfen würden. Ueber Eifergeist erhaben, habe der Monarch der neuen Anstalt nicht den Namen *Franciscanum* gegeben, sondern den Namen *Theresianum* gelassen; habe einen durch persönlichen Charakter und Gelehrsamkeit gleich schätzungswerthen Mann zum Vorsteher, und zu Lehrern und Aufsehern verdiente in dem weiten Gebiete der Wissenschaften ruhmvoll bekannte Namen (z. B. de Luca, Haschka, Scherer etc.) erkohren. Der Redner selbst verdanke seine Erziehung und Bildung *einzig* dem Theresianum, und preise sich doppelt glücklich, das Werkzeug zu seyn, dessen Se. Majestät sich zu Wiederherstellung dieser Stiftung zu bedienen geruhte.

Rec. warf sich bey Durchlesung dieser vortrefflichen Rede folgende drey Fragen auf: Ist es wohl dem Geiste der Zeit angemessen, und verspricht es einen guten Erfolg, die Erziehung des Adels von der Erziehung der Bürgerlichen durch eigene Institute gleichsam zu isoliren? Ist es überhaupt gut, die Erziehung Convicts- und Klostermässig einzurichten, [illegible] Herz der jungen Leute von der Individualität des [illegible]chen Umgangs zurück, und in die Falten der kalten [illegible]schen Moral zusammen zu ziehen? Ist es endlich rathsam, die Erziehung des Adels in die Hände der Geistlichkeit [illegible]geben? Nie hat sich deutlicher, als bey Erscheinung der [illegible]zischen Schrift an den neuen König von Preussen (S. A. L. Z. 1798. Nr. 1.) ein doppeltes System zur Sicherung der Monarchieen gegen Neuerungen veroffenbart. Ein System hierzu ist nöthig; dieses ist unleugbar; planlose Regierungen eilen vollends nur dem in der That drohenden Verderben zu. Das eine System giebt dem Geiste der Zeit nach, und lenkt ihn zugleich unvermerkt, indem es alle billigen Foderungen ächter Aufklärung befriedigt, und so die Aufklärung selbst für die Erhaltung der ruhigen monarchischen Regierungsform, die so verwaltet bey rechtlichen Leuten den Vorzug vor den Stürmen der Demokratie immer behält, interessirt. Das andere System stellt sich dem Geist der Zeit gerade in den Weg, behauptet den *Status quo*, und braucht alle Mittel der Macht über Geist und Leib, um denselben beyzubehalten. Rec. wünschte aufrichtig, dass, da in solchen Fällen Experimente gar zu kostbar sind, und es weit vorzuziehen wäre, wenn die streitigen Fragen über den wahrscheinlichen Erfolg durch theoretische Discussionen vorläufig berichtigt würden, ohne dass sich dabey Uebermacht und Leidenschaften in Gegenwehr setzten: auch jene drey Fragen in der Rede aufgenommen, und nach ihrer doppelten Seite die Folge dieses gegenseitigen Systems gründlich geprüft worden wären.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, auf Kosten des Vf.: *Bibliothek der schweizerischen Staatskunde, Erdbeschreibung und Literatur*, von *J. C. Füsi*, Prof. der Gesch. und Erdbeschr. 1796. In 3 Bänden 1120 S. 8.

Diese periodische Schrift ist eigentlich Materialiensammlung zu einer vollkommnern Staatskunde der Schweiz, Ergänzung und Berichtigung des neulich (A. L. Z. d. J. N. 68.) angezeigten Handbuches desselben Verfassers. Hieraus ist schon abzunehmen, dass sie, ohne die Geschichte auszuschliessen, sie, zumal insofern es weniger auf Entdeckung unbekannter als auf blosse Darstellung der schon verbreiteten Begebenheiten ankäme, zu keinem Hauptgegenstande macht, und überhaupt nichts praktisch nützliches, wohl aber das nur ästhetisch Schöne, auser ihrem Wege liegt. Endlich sind die meisten Aufsätze so geschrieben, dass man sieht, es war den Verfassern um die Vervollkommnung der vaterländischen Einrichtungen eben so sehr als um die Vervollkommnung ihrer Kunde, zu thun. Indessen ergiesst sich dieser Geist nie in Declamationen, so sehr er auch das Ganze belebt.

Nach dem kurzen Vorbericht folgt ein Aufsatz über einen höchstwichtigen *Gegenstand der öffentlichen Erziehung*, 9—12. In diesem wird sehr gut gezeigt, wie nöthig und wie sehr möglich es ist, jedem Bürger und Landmanne von den Rechten und Pflichten, die er verfassungsmässig hat, einen deutlichen Begriff einzuprägen. Dieses ist in kleinen Republiken, von denen hier eigentlich die Rede ist, zumal unwidersprechlich, und, wenn die repräsentirende Form jedem unmittelbarern Einfluss als ehemals auf die Verwaltung gewähren soll, unumgänglich: diejenige Verfassung, wo dieses gar nicht möglich oder vollends unerlaubt wäre, würde überhaupt einen schlechten Begriff von sich erregen. *Bevölkerungszustand der Zürchischen Landvogtey Eglisau*, von *Rutschmann*, Wundarzt und Untervoigt in Hüntwaagen, 13—36; 87—112. Die Volksmenge nimmt zu; der Wohlstand nicht eben so. Hiebey äussert der Vf. Besorgniss und gewissermassen Missbilligung in Ansehung des erstern; der Herausgeber berichtiget ihn durch Angabe mehr als eines Mittels zu Emporbringung des letztern; worin Rec. ihm Recht giebt: so lange noch ganze Zweige des Landbaues und Arbeitfleisses unbenutzt, und in allen Theilen der Welt vortreffliche Landstrecken unbebaut liegen, sind Klagen über zu grosse Volksmenge voreilig. Nur mehr Spielraum lasse man den menschlichen Fähigkeiten. Uebrigens sind Arbeiten wie diese, sehr schätzbar: nur ihre Menge und Genauigkeit wird über die allgemeine Staatskunde des Landes die fehlenden Aufschlüsse liefern. *Bevölkerung von Glaris*, 37—40. Alle vorigen und selbst des Herausgebers Angaben werden durch richtigere Tabellen verbessert: 28000 (nicht bloss 16 oder 22000) Menschen. Was muss es um statistische Schätzungen weitläuftiger Staaten seyn, wenn man in diesem Winkel der Erde je den 5ten oder 6ten Einwohner hat übersehen können! *Ueber Vevay und die umliegende Gegend*, 41—56; 1105—1111. Der erste Aufsatz liesst sich mit Vergnügen, und man glaubt sich unterrichtet: aber wie misstrauisch gegen Reisebeschreibungen macht der zweyte, welcher so viel wesentliches daran zu berichtigen findet, dass man erstaunt, wie viel selbst ein so vernünftiger Mann missverstehen und übersehen konnte. Die Wahrnehmungen des Rec. sind ganz dem Berichtiger günstig. *Zusätze und Berichtigungen zu Norrmanns Darstellung des Schweizerlandes*; von Hn. *Füsi* selbst; 57—86; 210—234. Eine der nützlichsten Arbeiten: Es hatte Hr. N. nicht nur alle in irgend aufzufindenden Büchern zerstreute Materialien gesammelt, kritisch verglichen und mit einer Genauigkeit geordnet, welche von einem Ausländer kaum zu erwarten war; sondern auch handschriftliche Bemerkungen über die gedruckten Angaben zu bekommen gesucht. Man darf sich nicht wundern, wenn so viele Sorgfalt gleichwohl unzureichend erfunden wird: So wenige kennen ganz ihr eigenes Land; so wenige bemühen sich um kritische Forschung; und so mannichfaltige Kenntnisse erfodert die Geographie und Statistik der Schweiz, wo Natur und Menschen gleichsam gewetteifert haben, in einen möglichst kleinen Raum die gröste Zahl von Varietäten zusammenzudrängen. Hr. F. giebt sich die verdienstliche Mühe, überall herumzuschreiben, um jeden Artikel des Normannischen Werks an den Orten selbst mit den Gegenständen vergleichen zu lassen. Die hier vorkommenden Bemerkungen betreffen den Canton Zürich; sie rechtfertigen die Mühe. Die *Anzeigen neuer Bücher* übergehen wir, wie gewöhnlich, um nicht Recensionen zu recensiren: Es herrscht Freymüthigkeit in denselben, und, wo ein Missgriff begegnet ist, findet auch die Antikritik ihren Platz. *Ueber Wallis*; 112—131; von dem obigen Vf., der über Vevay schrieb. Er beschäftiget sich vornämlich mit den *Cretins*, welche Abartung der Menschheit er für eine dem Unterwallis eigenthümliche Krankheit hält, wovon der Urstoff in dem Geblüte liege. Nach des Rec. Meynung eine unzureichende Lösung; in-

dem ſie die Frage zurückläſst, woher dieſe Anlage eben in dieſem Lande? wovon alſo aufs neue ein localer Grund wird geſucht werden müſſen, und Rec. bleibt noch immer in der Idee, daſs er in der ungeheuren Hitze, welche, wo die Thäler nordwärts hin geſchloſſen ſind, niemals Kühlung zuläſst, vielleicht in Verbindung mit dem Waſſer iſt. In den höchſten Thälern des Obernwallis lebt man mehr auf den Bergen, die Unreinlichkeit iſt nicht in gleichem Grade; Kropfe aber ſind in dieſen hohen Gegenden überhaupt keine Seltenheit; nur ihr Maaſs und was im *Cretin* damit ſonſt verbunden iſt, zeichnet dieſen aus. *Ueber die Verfaſſung des Thurgaues;* 132—156; aus einem ſchon vor vierzig Jahren geſchriebenen, ungedruckten Werk des Geographen *J. Conrad Fäſi*, Vaters des Herausgebers. Actenmäſsig, und ſo beſchaffen, daſs man den übrigen, unbekannten Reichthum dieſer fleiſsigen Arbeit, wenigſtens in fruchtbarem Auszuge, mit Nutzen und Vergnügen genieſsen würde. Es iſt zu hoffen, daſs der Sohn auch nicht unterlaſſen wird, was zu ſeiner Zeit der Vater nicht ſo wagen durfte, den Unterſchied zwiſchen den Geſetzen und der Praxis freymüthig darzuſtellen. Eine gute Abhandlung über die *Volksmenge der Grafſchaft Baden*, 157 ff.; mit einer Tabelle, von Pfarrer *Stamm* zu Birmiſtorf. 23,750 Menſchen. *Zuſätze zu Haller's Bibliothek der Schweizergeſchichte*, 160—168. Ein eben ſo nützliches Unternehmen als die Berichtigungen von Normann. Diesmal eine Nachleſe zu dem 621 Art. des IV. Bandes: *memorandor. Urbis Bernae elegiaca deſcriptio*, von *Heinrich Lupulus*, und aus deſſelben Zeit; genau, doch nicht viel neues. *Leben des rheinauiſchen Pater Moriz van der Meer Hohenbaum*, von *Ildephons Fuchs*, Archiv. 185—209; nebſt einem in Kupfer geſtochenen Porträt deſſelben, das dem erſten, (wie Steinbrüchel's Bild dem 2ten und *Joh. Conrad Fäſi's* dem dritten Bande) vorgeſetzt iſt. Den Auswärtigen iſt *P. Moriz* durch die gelehrte Arbeit in *Zapf's monumentis anecd.* bekannt. Er war ein Diplomatiker von unermüdetem Fleiſse; ſo, daſs, da er 1795 in ſeinem 78 Jahre ſtarb, der Greis noch zwey Stunden vor ſeinem Tode, ſich an ſein Schreibepult ſetzen lieſs, und arbeitend geſtorben wäre, wenn die ſchon ſtarrende Hand ihm den Federzug nicht verſagt hätte. Wir verbinden hiemit das *Leben* ſeines Freundes und Mitarbeiters *P. Baſilius Germann* von demſelben VI. 281—315. Beiden hat *P. Ildephons* Verzeichniſſe der Arbeiten dieſer Religioſen beygefügt, und er findet ſich zu einer Beſchreibung von Mangold's Chronik von Conſtanz veranlaſſet, welche Haller's Artikel über dieſelbe ſehr gut berichtiget. Uebrigens kann man das Leben dieſer Männer nicht leſen, ohne zu fühlen, daſs ihre Arbeiten die einförmige Stille und die Unterſtützung des Inſtitutes erfoderten, worin ſie ihre Tage zugebracht. Für gelehrte Arbeiten, zumal von der Art, wobey mehr Fleiſs und Bücher als Weltkenntniſs erfodert werden, (obwohl auch dieſe ein ſpät eintretender mitbringen könnte) iſt beſonders, nicht die Secularisation der Klöſter, wohl aber gar ſehr zu bedauern, daſs die Fonds dieſer, doch eigentlich literariſchen Inſtitute auf ganz andere Dinge verwendet (oft verſchleudert) werden, ohne daſs je eines dazu eingerichtet würde, für Unternehmer ſolcher Werke und den Abdruck derſelben eine ſtille Freyſtätte und Mittel darzubieten. *Ueber die* (zu wenig bekannte) *Verbindung der bündneriſchen mit der ſchweizeriſchen Republik*, 234—247; 316—337; womit zu verbinden *Ueberſicht der politiſchen Begebenheiten in Bünden* 1795, 649—660; 878—883; *erneuerte und vermehrte Staatsgrundgeſetze Bündtens*, 1001—1067. Die erſte und dritte Abhandlung liefern mehrere bisher ungedruckte oder nur in fliegenden Blättern herumgehende Urkunden: als, den ewigen Bund zwiſchen Zürich, Glaris und den X Gerichten 1590; zwiſchen Wallis und Rhätien 1600; Urkunden über das Project einer allgemeinern, engern Verbindung 1701, (welches alles, ſelbſt den Auszügen ſchon bekannter Staatsacten genugſam zeigt, daſs nach dem Geiſt voriger Zeiten beide Bundesrepubliken gegen auswärtige Mächte ſich gemeinſam vertheidigen ſollten, und wenn in Sachen des Veltelins dieſe gemeinſchaftliche Sorge und Mitwirkung unterblieb, die Schuld weniger an den Alten liegt, als Zeichen einer Zeit iſt, wo Schwäche und Parteygeiſt das [illegible] ternde Werk mehr und mehr untergraben, [illegible] tern und auflöſen); der ewige Bund 1544, der [illegible] brief *(contra ambitum)* 1570; die Landesre[illegible] 1684, 1694 und 1794. Die ältern Grundgeſetze fin[illegible] det man vollſtändiger in der 1767 zu Chur und Zür[illegible] herausgekommenen Sammlung. Die neueſte Landes[illegible] reform iſt ausführlicher, und ihre Abſicht [illegible] offenbar, ernſtlicher demokratiſch: aber wir [illegible] ten uns aller Bemerkungen, weil über die V[illegible] in dieſem Lande ſeit 1794 allzu viele zu machen [illegible] ren, die nicht in ein gelehrtes Journal gehören [illegible] begnügt ſich Vereinigung aller Parteyen zu Be[illegible] tung der Freyheit und Verfaſſung zu wünſchen [illegible] denn die eine allerdings nie vergeſſen darf, daſs Bündten urſprünglich demokratiſch iſt und kein Bürger dieſes zu ändern verſuchen ſoll; die andere aber, daſs Dinge, welche im Widerſpruche mit veralteten Geſetzen, mißbrauchsweiſe, aber mit einer gewiſſen maſsen zur Sitte gewordenen Allgemeinheit und Publicität, geſchehen ſeyn mögen, jetzt auf einmal an einigen, die zum Theil ſelber ſie gemiſsbilliget hatten, mit Härte zu ahnden, einen ſchweren Verdacht erregt; daſs Parteygeiſt das Werk verunſtalte, für welches reiner Patriotiſmus ſonſt bald alle einnehmen würde. *Leben* des als Philologe, Pädagoge und Bürger verdienten Canonicus *J. J. Steinbrüchel*, 371—388. Eine maleriſch angenehme und geologiſch merkwürdige *Beſchreibung des* bündneriſchen *Thals Ferrera*, eines der einſamſten bewohnten Winkel am Alpgebirge; 389—399. Abdruck eines *Fundamentalgeſetzes der Verfaſſung von Bern* v. 1384; 400—404; über deſſen Sinn und politiſchen Werth [illegible] *Müller* II., 404—409 einen kurzen Commentar gab. *Bevölkerung des Cantons Schafhauſen*, 409—414. Das Reſultat iſt 26000 Seelen; aber gleichwie ſie im Ganzen unſtreitig zugenommen, ſo evident und faſt unbegreiflich groſs war

ihre

ihre Abnahme in der Stadt in diesem Jahrhunderte über ein Drittheil! Wir erwarten, dass in einem folgenden Stück diese Sonderbarkeit aufgeklärt werde: der Geist der Zunftregierung kann der Bevölkerung (wenn er es wäre! *Müller* II, 282) doch wohl nicht in *solchem* Grade nachtheilig seyn; wo wäre sonst Zürich, wo sie um 75 Jahre älter ist? Schafhausen hat wenige Fabriken; aber dieses selbst verdient Erklärung, da die Lage viel günstiger ist als die von St. Gallen und Winterthur. Die Regierung war nichts weniger als tyrannisch; die Sittenlosigkeit eher geringer als größer denn anderswo; keine bedeutende Emigration; keine ungesunde Luft. Ueberhaupt (aber *so* stark nicht) haben die Städte in Vergleichung des Landes seit einiger Zeit (in verschiedenen Cantons auch an Wohlstand) abgenommen, und hiedurch ist die Veränderung, welche jetzt vorgehet, bereitet worden. Die Beleuchtung der Ursachen und des Ganges dieses Phänomens ist eine sehr interessante Aufgabe für den philosophischen Geschichtforscher. Wichtige *Vorschläge zu Verbesserung der Erziehungsanstalten*, 415—432; 465—481; und zwar besonders für den Landmann, für die sogenannten niedern Classen und die Kaufleute. Anfangs liess man jenen so ganz bey dem Feldbaue und den Handwerker bey seiner mechanischen Arbeit, dass eigentlich nur besonders in theologischer Rücksicht das sechzehende Jahrhundert Landschulen und sogenannte deutsche Schulen errichtete; und sie sind noch so schlecht als ihr erstes unvollkommenes Institut es mit sich brachte. Die Wichtigkeit der Reform muss jedem Eidgenossen einleuchten, der die Gewalt von den sonst höheren Ständen [illegible] Volk unwiderstehlich übergehen sieht. Was [illegible] daraus werden, wenn es nicht gebildet ist? [illegible] keine Humanität die Kraft der Charaktere mildert? wenn keine richtigen Begriffe gegen demagogische List waffnen? Vergeblich würde man sich die Möglichkeit einbilden, durch Entziehung des Unterrichts neue Ideen überall ausser seinem Gesichtskreise zu halten. Liest sie der Dorfschulze nicht aus den Zeitungen vor? Und nichts ist gefährlicher als die [illegible] Begriffe. Dieses ist genug, um auf diesen und solche, praktisch ausgedachte Vorschläge aufmerksam zu machen. *Zwey Gutachten über Brandassecuranzcassen im Canton Bern*, auszugsweise, 452—462. *Edle Handlung eines Zürcher Landmannes*, welcher in der Theurung der Kriegesjahre den Armen in seinem Kirchspiele wöchentlich Mehl austheilen liess, ohne dass sein Name bekannt wurde (wie er denn auch hier verschwiegen wird), 486 ff. *Bevölkerung von Appenzell ausser Rhoden*, 492—497: 39,414 Seelen. Auch hier nahm sie (obwohl keine Stadt dort ist) hinter der Sitter zu, in vielen Kirchspielen vor der Sitter merklich ab; eben wie die Zahl der Ehen im letzten Decennium am unbeträchtlichsten war. Doch dieses lässt sich daraus erklären, weil dieses Land, (zumal gewisse Gegenden) besonders vom Fabrikwesen lebt, welches durch Anstalten der vorigen und noch mehr durch die Ereignisse unter der jetzigen französischen Regierung sehr grosse Stösse erlitten hat.

Geschichte des eidgenossischen Defensionals, 492—539; 560—587. Dieses Defensional ist eine Ausgleichung, wie viele Mannschaft jeder Canton zu einem Corps von 13,400 Mann, mit 16 Stücken zu stellen hätte. Vervielfältigen, vermindern kann man die Zahl nach den Umständen; die Verhältniss bleibt. Nur müsste auch diese wenigstens alle funfzig Jahre eine Revision untergehen, weil so die Volksmenge hier steigt, dort fällt. Ohnehin versteht sich, dass alle übrigen Punkte, (so wie die Waffen und Kriegsmanier der Staaten sich ändern, mit welchen man es aufzunehmen haben möchte) von Zeit zu Zeit modificirt werden müssen. Ueberhaupt ist dieses, in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges und in den ersten Kriegen Ludewigs XIV entworfene Defensional dem Geschichtschreiber merkwürdiger als zu unseren Zeiten für den Staat wichtig. Die Darstellung ist actenmäsig. *Auszüge ungedruckter Urkunden, Freyburg im Aechtlande betreffend*, 540—546; um so schätzbarer, je mangelhafter die diplomatische Kenntniss der Geschichte dieser, doch merkwürdigen Stadt bisher ist. *Fäsch über die Vermehrung des Kornbaues im Canton Basel*, 551—558; sehr gute Vorschläge. *Ulysses von Salis* beschreibt 588—621 *die Gebirge des Bündtnerlandes im Grossen*: Eine vortreffliche Arbeit: sorgfältig, deutlich, voll mannichfaltiger Aussichten. Wenn der enge Raum zwischen dem Falkniss und dem Berge hinter Ragaz mit einem berghohen Damme verrammelt werden könnte, so würde das ganze Land diesseits der Alpen jetzt noch ein See, 605. In der ganzen Alpenmauer ist nur Eine, wahrscheinlich durch ein Erdbeben geöffnete Schlucht, wodurch man aus Deutschland fast ebenes Fusses nach Italien kommen kann; der Innstrom windet sich durch dieselbe und liesse sich wohl mit der Adda verbinden, 601—619. Sonderbare Verschiedenheit des Baues der Alpen auf der südlichen Seite, 612, 616. *Bevölkerungslisten von Neuchatel und Valangin*, 622—625: 43,856 Seelen. *Ulrich*, *Taubstummenlehrer*, 626—637; und Probe, dass der Rath von Genf, bey den schrecklichen Unruhen das Gefühl, was er einem Wohlthäter der Menschen schuldig ist, nicht verloren hat. *Patriotische Nacheiferungsgesellschaft zu Neuchâtel*, 638—643; ein Verdienst des auch sonst so schätzbaren preussischen Gesandten zu Turin, Chambrier. *Verhandlungen mit der französischen Republik, betreffend die Verwahrung der Grenze bey Basel*, 661—670. Hoher Ton und bescheidene Würde gegen einander. *H. C. Escher's geognostische Nachrichten über die Alpen* 671—695; 857—878. Diese Abhandlungen gehören in Ansehung der Neuheit der Betrachtungen und Resultate, unter die vorzüglichsten, und werden von niemanden ungelesen bleiben, wer sich von der Theorie der Erde richtige Begriffe bilden will. Man kömmt auf die sonderbarsten Erscheinungen: das Jungfrauhorn, die Wetterhörner, mit ihren 12000 Fuss hohen, mit ewigem Schnee und Eis belasteten Firsten, aus ganz bestimmten Kalksteinschichten bestehend, welche dem Anschein nach bis in ihre oberste Höhe fortsetzen! Auf nichts ist Rec. begieriger als auf die fernere Darstellung auch der zwischen Wallis und Piemont liegenden

den Kette, und am allermeisten auf die Auseinandersetzung der aus allen Angaben resultirenden Entstehungsgeschichte. *Epochen der Klösterstiftungen* 696—702; 762—768. Nichts weniger als diplomatisch, ja nicht ohne unrichtige Angaben. Sonderbar fällt jedoch auf, vom siebenten bis zum XIII Jahrhund. zwar 23, und eben so viele Stiftungen im XIII, hingegen aber auch zwischen 1601 und 1684 *zwey und dreyssig* derselben anzutreffen; im achtzehenten Jahrhundert noch zwey, deren das letzte 1734. *Leben Joh. Conrad Füsi*, des Geographen; 729—761. Geboren 1727; gestorben 1790. Sehr gut; man übersieht das thätige, und immer auf das Nützliche abzielende Leben eines Mannes, der über Vorurtheile erhaben war, deren Besiegung andere jetzt erst dem Zeitalter schuldig werden. Lobenswürdiges *Edict von Solothurn*, wodurch alle Leibeigene ohne Entgeld, schon 1785, frey gelassen, indess einigen Klöstern die übrigen zu eben diesem Zweck mit einer Aufopferung von 15000 Cronen abgekauft wurden; 767—771. *Ueber die Gewässerscheidungslinie* 772—784. Ein Theil des Hauptwalles des Mittelmeerkessels gehet durch die Schweiz, und in derselben hat der Wall vermuthlich seine höchste Höhe. Diese Art von Beobachtungen ist reich an Folgen; deren Darstellung die Grenzen der schon zu ausführlichen Recension verbieten. *Brodaustheilungen im Canton Zürich* 1794 f.: Von 171,937 Einwohnern haben 34,697 diese Unterstützung verlangt, und z. B. 1795 mit Aufopferung eines Werthes von 119,704 Gulden 26 Schill. von der Obrigkeit erhalten. Das sind die tyrannischen Oligarchen, worüber der *Ami des Loix* und der *Redacteur* schreyen! *J. Conrad Füsi Abhandlungen über die Geschichte der Schweiz, zwischen* 1500 *und* 1510., 794—855; 884—939; 979—1000; 1068—1104. Sehr schätzbares Probestück der von ihm aus *Gilg Tschudy's* und anderen urkundlichen Papieren bearbeiteten Fortsetzung der berühmten tschudischen Chronik, dieses Fundamentalwerks der Geschichte der Schweiz, deren Herausgabe im J. 1771 angekündiget, aber von der damaligen Regierung, aus übertriebener Aengstlichkeit untersagt wurde. Freylich würde der Geschichtforscher die chronologische Darstellung der Abschiede nach ihrem vollen Inhalte, und die Ausfüllung der Zwischenräume aus gleichzeitigen Chroniken, jeder *schönern* Bearbeitung vorziehen; denn es erleichtert ihm seine Arbeit, alles im Zusammenhange der Zeiten und Umstände übersehen zu können: die Farben wird jeder nach seiner Weise auftragen; den Geist wird er seinem Werk am besten einhauchen, wenn der des Alterthums, ganz ungemischt, aus dem unzerstückelten Ganzen, ihn angehaucht hat. Doch muss Rec. sagen, dass auch so hier ungemein viel zu lernen ist: Abschiede von sonst nie bekannt gewordenen Inhalte sind in ihrer einfältigen Ursprache abgedruckt, und Punkte der schw. Geschichte beleuchtet worden, die es besonders bedurften. Die Abtheilung nach Materien, die Verbindungen, die Betrachtungen, sind als Stützen zur Forthülfe des grössern Publicums anzunehmen, und man kann auch nicht sagen, dass etwas fremdartiges eingemischt worden. Der erste Abschnitt enthält die Verhandlungen mit Frankreich, der zweyte mit dem Kaiser, der dritte mit Rom und Venedig, der vierte über die Aufnahme der Städte Basel, Schafhausen und (was aber vereitelt wurde) Costanz in den Schweizerbund. Alle geben zu Betrachtungen Anlass, welche wir uns ungern versagen.

Diese Bibliothek wird fortgesetzt; sobald w[illegible] die Stücke des Jahrganges 1797 vollständig in Hä[illegible] den haben werden, soll ihre Anzeige folgen. [illegible] wäre übrigens besseres Papier zu wünschen; a[illegible] der Vf. würde es wohl weder an äusserlicher V[illegible] vollkommnung noch Fleiss der Fortsetzung fehl[illegible] lassen, wenn er (wie es zu wünschen ist) nach V[illegible] dienst unterstützt würde.

* * *

MAGDEBURG, b. Keil; *Predigten mit Hinsicht* [illegible] *den Geist und die Bedürfnisse der Zeit* [illegible] *Orts*, gehalten von *C. G. Ribbeck*. [illegible] 1797. 272 S. 2ter Th. 1798. 332 S. 8. (1 [illegible] 20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. [illegible] No. 278.)

HAMBURG, b. Wörmer: D. *Christ.* L[illegible] *lings Auszüge aus seinen Sonntags-* [illegible] *Passionspredigten, im Jahr* 1796. 19[illegible] gang. 288 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. [illegible] 1785. Suppl. No. 50. 1786. Suppl. No. [illegible] No. 164. 1794. No. 54. 1797. No. 319.)

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der Histor*[illegible] oder *Compendiöse Bibliothek des Wissenswür*[illegible] *sten aus dem Gebiete der Geschichte.* I. Th[illegible] *rie der Geschichte. IV. u. A. Geschichte der* [illegible] *mer.* V—VIII Heft. 1798. 350 S. 8. (1 Rth[illegible] (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 264. u. [illegible] 312.)

BERLIN, b. Schöne: *Biographien einiger merkwür*[illegible] *digen Berlinischen Freudenmädchen.* 3ter Th. [illegible] Auch unter dem Titel; *Raritäten von Berlin* [illegible] *Geschichten merkwürdiger Berlinischer Freudenmäd*[illegible] *chen vom Mann im grauen Rocke.* 4ter Th. 17[illegible] 306 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. [illegible] 344. 1798. No. 60.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. März 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Bern, in der Obrigkeitl. Druckerey: *Gutachten Mnhgh. hrn. der Committirten über die Verbesserung der hiesigen Criminal-Processform.* Gedruckt und Mrghrn. Räth und Bürgern auszutheilen erkennt, den 31 Jan. 1797. 252 S. ohne Inhaltsanzeige 8.

Der Canton Bern arbeitet schon mehrere Jahre an Verbesserung seines Criminalwesens. Bereits or 11 Jahren war von Abschaffung der Tortur die rage. Im J. 1791 wurde „eine Instruction zu Führung er Criminal-Processe" in der Gestalt eines Lehrbuchs gefasst. Sie blieb unbenutzt, bis im Hornung 1795 so genannter „Anzug" (eine Vorstellung? oder ei- Motion?) die Bürger von Bern und die deutschen terthanen in peinlichen Sachen auch mehrere In- tien geniessen zu lassen, zum Vorschein kam; je- Entwurf ward nun in ein schriftliches Gutachten mmengezogen. Man fand ihn aber den Absich- der Obern und der Verfassung des Berner Staats ht angemessen. Nun wollte man bestimmt, eine n für die Criminal-Richter zu Stadt und r, wie diese an sich wirklich schon beste- nd hierüber ist gegenwärtiges Gutachten der gesetzten Commission durch den Hn. Raths- ulent *Haller* (des grosen Hallers und der Maria- Enkel, Sohn des Vf. der Bibliothek Schweizer. Ge- chte), einem noch jungen aber verdienten Mann fasst worden.

ein Local-Actenstück! welches nur als sol- beurtheilt werden kann. Wir enthalten uns da- auch aller Kritik, welcher es als ein gelehrtes oduct unterworfen wäre. Dagegen, da kein Men- enfreund gleichgültig bey elenden Processformen leiben kann, wenn sie auch von weitem ihn selbst ht treffen, so wollen wir über die Sache selbst un- re offenherzige Meynung sagen. Das Gutachten gt mit einer guten theoretischen Abhandlung über Begriff und die Grundsätze einer peinlichen Pro- sordnung an; hierauf folgt eine für den Fremden zu magere Geschichte und Darstellung der gegen- wärtigen Verfassung des Berner Criminal-Justizwe- ens. Alsdann kommen die Vorschläge zu den Ver- serungen, und diese sind am Ende in 78 Fragen aufge- t. Das Ganze hat auf solche Art eine Einrichtung, welche für die Bequemlichkeit der Uebersicht und Entscheidung nicht besser seyn konnte. Dem Vf. wohl als der Commission gereicht auch vorzüg- h die Freymüthigkeit und Bescheidenheit sehr zur Ehre, womit sie Mängel anzeigen, zum Theil aber auch nur kaum andeuten. Sie gestehen S. 119. offenherzig: es begegne zuweilen, „dass Proceduren angehoben werden, die auf keine glaubwürdige oder „doch auf eine sehr unbestimmte und unwahrscheinliche Art bekannt worden sind, und wobey die Inquisition zu einer Weitläufigkeit anwächset, ohne „dass doch zuletzt aus denselben ein wirkliches Resultat herauskommt, wohl aber der Nachtheil entspringt, dass die Inquisiten lange in Gefangenschaft gewesen, an ihrer Ehre und Verdienst Schaden gelitten, und zuletzt, ob gleich losgesprochen, „dennoch unter dem Verdacht der öffentlichen Meynung des durch die Inquisition angetasteten guten „Namens leiden müssen." S. 127. „Der Missbrauch „von der Folter war in der That so unbegreiflich „gross, dass man fast gar keine andere Art von Inquisition als die peinliche Frage kannte." S. 142. „Wenn man aber schon die das Criminal-Justizwesen betreffende Erkenntnisse und Gewohnheiten in „einen eigenen Codex zusammenfassen, für die Zukunft festsetzen und mit einer guten Instruction für „die Leitung der Proceduren begleiten wollte; so „würde doch diese Arbeit zu dem vorhabenden „Zweck nicht hinlänglich seyn. Je besser und methodischer dieselbe gemacht würde; destomehr müsste die Dürftigkeit und Unvollständigkeit der vorhandenen Anstalten ins Auge fallen." etc. „Zu dem „ist aber auch die beste Processordnung nicht auszuführen möglich, oder wenigstens nie auf ihre genaue Befolgung zu zählen, wenn die Gerichtsstellen nicht mehr oder weniger derselben angepasst, „und diejenigen Personen, welche die Instruction erfüllen sollen, entweder mit zu viel andern Geschäften überladen sind, oder ihnen selbst ganz allein „überlassen, ohne Hülfe noch Aufsicht, noch Controlle stehen." Da siehet es freylich noch traurig aus, und die Criminal-Justiz, welche uns gegen Mord, Raub, Brand u. s. w. schützen solle, ist in den Händen sonst zu viel überladener, noch dazu unwissender Personen öfters selbst die allergröste Verbrecherinn, ihre Greuel hüllen sich zwar in Formalitäten, aber der Unschuldige, den sie martert, leidet mehr, als wenn er unter den Händen wirklicher Räuber und Mörder wäre. Die Processe der letzten sind doch wenigstens kürzer.

Für die auf solche Weise unleugbaren Uebel der Criminal-Justiz im Bernischen sind die hier gemachten Verbesserungs-Vorschläge zwar alle gut; wir halten sie aber nur noch nicht für hinlänglich genug, und zwar in zwey Hauptrücksichten. 1) Schon zur

Beur-

Beurtheilung: ob ein Verbrechen, was für eins begangen worden, wie die Anzeigen beschaffen seyn? und dann zur Untersuchung selbst gehören so viele Kenntnisse und Eigenschaften, dass in der That für einen Inquirenten Ehrlichkeit und ein schlichter Verstand nicht hinreichen. Noch mehr gehört aber 2) alle mögliche Menschen- und Gesetzkenntniss zur Entscheidung über Verbrechen. Wo gute Inquirenten fehlen, da sind die besten Gesetze und Instructionen beynahe unnütz; der schlimmste Missethäter entschlüpft ihrer Ungeschicklichkeit eben so leicht, als sie den Unschuldigsten leicht mit Fragen und Gefängniss martern können. Gute Inquirenten zu bilden, ist nun so schwer nicht. Bey guten Criminal-Gesetzen und Instructionen wird aus jedem nur mehr als mittelmäsigen Kopfe doch wenigstens ein erträglicher Inquirent, und da jeder District nur einen Inquirenten nöthig hat, so sollte es daran nirgends fehlen können. Nur müssen Erblichkeit, Loos, Familienverbindung u. dergl. nicht ihre Anstellung bestimmen. Weder Verträge, noch Privilegien können auch eine Regierung binden, dass sie die Criminal-Procedur schlechten Händen anvertrauen oder lassen muss. Sie kann sie wenigstens zur Bestellung tüchtiger Amtsverweser anhalten. Woher hat nun die Klage S. 119., wovon wir oben einen Auszug gaben, anders ihren Ursprung, als dass hie und da schlechte Inquirenten sind, oder die Gerichte selbst ihre Criminal-Gerichtsbarkeit schlecht verwalten müssen? Hierüber scheint uns nicht befriedigend zu seyn, dass nach S. 144. diese Rechte und Gerichtsbarkeiten auf Titeln und Verträgen beruhen, welche die hohen gnädigen Herrn heilig zu halten gewohnt sind, und die ohne Einwilligung des Nutzniessers nicht geschwächt noch modificirt werden sollen; der weitere Zusatz, dass sie hiezu bisher durch keinen Missbrauch oder Nachläsigkeit Anlass gegeben haben, rechtfertiget die Schonung der Titel und Verträge in einem so wichtigen Fache als die Verwaltung der peinlichen Gerichtsbarkeit ist, nicht. Denn ohne Missbrauch, d. h. ohne Vorsatz und ohne Nachläsigkeit kann man aus Unwissenheit und Unverstand „Proceduren unternehmen, wo am Ende nichts herauskommt, als dass ein Unschuldiger gepeiniget worden ist.“ Dass auch diese Gerichtsstellen sich die landesherrlich vorgeschriebene Processform so wohl als auch die einzuführende Criminalgesetze gefallen lassen müssen, ist wohl wahr. Allein das Gutachten erkennt selbst an einem andern Ort, und es ist unleugbar, dass die besten Criminalgesetze in schlechten Händen unnütz, wenigstens unzureichend, sind. Mithin anstatt hier einen Schleier über die Gebrechen der peinlichen Gerechtigkeits-Stellen zu ziehen, hätten wir gewünscht, den Rath zu finden, dass schlechte Inquirenten aller Titel und Verträge ungeachtet entfernt werden sollen.

Ganze Criminal-Gerichte abzuändern, und sie mit lauter fähigen Männern zu besetzen, gehet freylich so leicht nicht an. Allein, warum bedient man sich in der Schweiz nicht auch des so einfachen Mittels, dessen man sich anderer Orten, wo die Criminal-Gesetze nicht deutlich, vollständig und bestimmt genug, die Gerichte hingegen mit ungelehrten Leuten besetzt sind, mit so augenscheinlichem Nutzen bedient? Warum fragt man nicht unparteyische Rechtsgelehrte um Rath? Selbst Souverains, die keine eigene aus Gelehrten bestehende Criminal-Gerichte haben, thun dies, und schon lange, ehe man sich eine französische Revolution träumte, ehe man noch den an sich noch so unbestimmten Satz: die drey Staats-Gewalten müssten getrennt seyn, mit so viel Aufwand von Worten und Blut predigte; ist solcher in den souverainsten Staaten in wirklicher Ausübung. Sie haben entweder sachverständige Gerichte, oder lassen Sachverständige um Rath fragen, und in keinem wohlgeordneten Staate setzet die Regierung eine härtere Strafe an, als diese Sachverständigen anrathen, wohl aber kann sie mildern. Dergleichen Bemerkungen haben wir ungern in gegenwärtigem Gutachten vermisst, und dass sie nicht unnöthig seyn, mag hier nur eine kurze Darstellung der peinlichen Gerichtsverfassung in Bern selbst beweisen. Der Herr Grosweibel allda ist der Inquirent in der Hauptstadt und dem dazu gehörigen ansehnlichen Bezirke von vier Landgerichten. Er hat zwar noch den Gerichtsschreiber und in allen Capitalfällen aus den Herrn Räthen einen Oberexaminator zur Beyhülfe. Allein noch neben diesen Verrichtungen ist er das Haupt aller Weibel, hat die Sicherheitspolizey zu verwalten, und ist zugleich Präses des Stadtgerichts, in welchen Eigenschaften er mit einer Menge streitiger und nicht streitiger Civil-Sachen überladen, und gehalten ist, alle Morgen den Versammlungen vom Rath oder Rath und Bürgern beyzuwohnen. Denke man sich den arbeitsamsten tüchtigsten Mann; wird er allen diesen Verrichtungen gewachsen seyn? Ausser dem wird seine Ernennung durchs Loos entschieden, und läst sich wohl bey den grossen ökonomischen und politischen Vortheilen dieses Postens, erwarten, dass sich immer Leute zum Loos melden werden, welche ihn ganz ausfüllen?

Zur Untersuchung der Criminal-Proceduren ist in Bern eine eigene Commission, diese bestehet aber aus zwey Heimlichen, die auch sonst die Hände voll zu thun haben, und aus einem Raths-Gliede, aber gerad allemal dem jüngsten!!!

Das Urtheil selbst wird so dann vom Rath, von „Räth und Bürgern“ aber nur dann gefällt, wenn es Bürger aus Bern oder aus den dahin gehörigen vier Landgerichten betrifft. Dieses letztere Collegium bestehet aus 200 Mitgliedern, und stellt zugleich den Souverain von Bern vor!

Gegenwärtiges Gutachten giebt nun bey manchen Gebrechen kaum einen Fingerzeig, bey andern hingegen thut es, jedoch mit aller möglichen Schonung, vortrefliche Vorschläge, und zwar öfters auf zwey, dreyerley Art. Wir wünschen, dass die Krisis, worin sich gegenwärtig auch der Stand Bern befindet, die Absicht gegenwärtiger Blätter nicht vereitle.

eitle, sondern vielmehr befördere, und zwar ohne unselige Revolutions-Ausbrüche.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Deroy, *Oeuvres de Félix Nogaret. L'Aristenete françois.* Tom. I. 19. und 228 S. Tom. II. 244 S. De l'imprimerie de Cosson à Versailles. 1797. 12. (19½ gr.)

Frankreich besass vorher schon mehrere Uebersetzungen und freye Bearbeitungen des griechischen Sophisten. Hr. *Nogaret* kennt derselben drey, eine verstümmelte Nachahmung vom J. 1695, deren Verfasser ein Capuziner war, eine andere von 1752, das Werk eines Rechtsgelehrten, und die Arbeit des eben so geschickten, als liebenswürdigen Literators *Berenger*, dessen Erzählungen in Aristänetischer Manier im Manuel des boudoirs (3 Bde in 16.) eingerückt sind. Rec. hatte niemals Gelegenheit, die beiden ersten Werke kennen zu lernen; auch scheinen sie in Frankreich selten zu seyn. Er kann daher ihren Werth so wenig beurtheilen, als er anzugeben vermag, welches derselben von *Alain René le Sage* neuerlich Wort für Wort abgeschrieben wurde, da sich Hr. *Nog.* darüber, nach Vorr. S. 11. und Th. II. S. 237. widersprechend äussert. Dagegen besitzt der Rec. eine Uebersetzung des Sophisten unter folgendem Titel: *Lettres d'Aristenete, aux quelles on a ajouté les lettres choisies d'Alciphron traduites du Grec. Londres* 1789, worin der ganze Schriftsteller ohne irgend eine bedeutende Auslassung oder Verkürzung enthalten ist. Es kann daher Hr. *Nog.* nicht behaupten, dass er der erste sey, der den Aristänet in französischer Sprache ganz übertragen habe. In seinen Augen war Berenger allein ein gefährlicher Nebenbuhler. Der Grund, warum die Versuche von 1695 und 1752 verunglückten, wird S. 12. also angegeben: *c'est que la luxurie n'est pas la volupté; c'est que Thémis est gauche, quand elle veut s'égayer.*

Was nun die Arbeit des Hn. *Nog.* selbst betrifft, so sind wir, wenn er doch den Aristänet übersetzen wollte, damit vollkommen einverstanden; dass er weder in der Sache, noch im Ausdruck sich mit Aengstlichkeit an das Original hielt. Ein Schriftsteller, wie dieser, darf dem heutigen Publicum, und noch dazu französischen Lesern, in keiner buchstäblichen Uebersetzung vorgelegt werden. Nur einige der interessantesten Erzählungen, die der geschmackvolle Verfasser wohl zu unterscheiden wusste, und mit einem Sternchen bezeichnete, konnten mit Genauigkeit übertragen werden. Solche, vor denen ein doppeltes Sternchen steht, sind freye Bearbeitungen mit Zusätzen und Verschönerungen. Ein dreyfaches Sternchen kündigt eine, in der Manier des Griechen selbsterfundene Erzählung an. Wir wollen unsern Lesern von jeder Gattung insbesondere Nachricht geben.

Die Zahl der eigentlich übersetzten erotischen Erzählungen ist nicht sehr gross, und selbst manche, die von dem Vf. dafür ausgegeben werden, können doch nur für Nachahmungen gelten. Einem jeden Stücke der ganzen Sammlung ist ein lateinisches Motto vorangesetzt, das der Einbildungskraft des Lesers den Inhalt der Erzählung mit wenig Worten andeuten soll. Man kann dabey den Scharfsinn und die Belesenheit des Vf. in lateinischen Dichtern und Rednern nicht verkennen, von denen er öfters mit Verehrung und Enthusiasmus spricht. Bekanntlich trägt im Originale jeder sogenannte Brief eine doppelte Ueberschrift, die aus der Inhaltsanzeige und der Adresse besteht. Diese fällt in der französischen Nachahmung ganz weg, und an die Stelle jener, die nach des Rec. Urtheil von dem Vf. selbst herkommen, und nicht, wie der Verdeutscher Aristänets vermuthet, Zusätze eines müssigen Grammatikers sind, treten gewähltere und passendere Titel. B. I. Br. 7. (*Nogar.* I., 10.) hat die Ueberschrift: *Le futur n'y connoitra rien.* — Dass die Uebersetzungen des Vf. aus dem griechischen Originaltexte gemacht sind, hat sich Rec. nirgends überzeugen können. Mit der griechischen Sprache scheint Hr. *Nog.*, wie schon aus der verfehlten Rechtschreibung so vieler griechischen Namen erhellet, keineswegs vertraut zu seyn. Er gedenkt auch bloss einer lateinischen Uebersetzung des *Jean Corneille de Gaw*, (von der wohl kein Literator noch etwas gehört hat) und weiss nicht einmal, dass sein Landsmann, *Josias Mercier*, Verfasser des lateinischen Aristänet ist. Bisweilen geschieht es auch, dass er den Sinn der *lateinischen* Worte nicht erreicht. *Tumultuarium* stratum nactus (*Aristän.* I., 2. *Nogar.* I., 16.) heisst doch nicht: *j'y trouvai un lit en désordre.* Die Urschrift sagt: *θάλαμον αὐτοσχέδιον εὑρὼν*, und was darunter zu verstehen sey, kann dem Sprachkundigen nicht entgehen. In ähnlichem Sinne sagt *Eusthathius* (Geschichte des Ismenias und der Ismene) B. V. S. 225. *τράπεζα αὐτοσχέδιος.* Der Ton der Erzählung ist überall sehr gut getroffen.

Unterhaltender und mehr im Tone moderner Schriften sind diejenigen Stücke, worin der Vf. den Grundzügen der griechischen Erzählung folgt, und in der Ausführung sich seiner Einbildungskraft und Laune überlässt. Das Original ist hier oft so unkenntlich, dass es einer grossen Bekanntschaft mit dem Sophisten bedarf, um das vor Augen gehabte Stück zu erkennen. Indess Aristänets Personen fast gar nicht in Handlung sind, ist hier alles belebt, und überall sind Gottheiten, die sich für die Liebenden verwenden. Als Muster guter Erzählungen merken wir an: Th. I. S. 134. ff. *l'Amante abandonnée* (Arist. II., 13.) und ebendas. S. 154. ff. *l'Echange* (Arist. II., 15.) Selten geschieht es, dass der Vf. dem griechischen Costume ungetreu, und in seinem Stile etwas gedehnt wird, desto häufiger aber, dass er das Original durch Mangel an Delicatesse und durch eine ausgelassene Phantasie übertrifft, in welcher Rücksicht er jedoch seine Schuld selbst eingesteht, und dem Leser in der Vorrede eine Warnung giebt.

Unter den selbsterfundenen Erzählungen sind einige, z. B. *les philosophes, la prodigue et l'avare, Si-*

 monide

monide et Glycéris, die nicht im Geiste Aristänets gedichtet sind, und eher unter den *Contes philosophiques* des Vfs. eine Stelle verdienen möchten. Ein artiges Stück, das eine Menge Regeln für Ehelustige enthält, führt die Ueberschrift: *Sthesicore (Stesicore) avoit raison.* Es ist die Geschichte eines Mannes, der zweymal in seinem Leben auf das heftigste geliebt hatte, und nachdem der Taumel der Leidenschaft vorüber war, die Summe der angenehmen und unangenehmen Empfindungen während seiner Liebe berechnet, um einem seiner Freunde das Uebergewicht der letzten vor Augen zu legen. Der Schluss dieser Erzählung, worin ein unglücklicher Ehemann gegen jede Ehe aus Neigung declamirt, diene unsern Lesern zur Probe von der Schreibart des Vfs.: „*Les mariages d'inclination ne vaudront jamais les mariages de convenance. Deux individus sans ressources s'unissent par amour, comptant sur un attachement éternel, qui doit leur tenir lieu de tout, et qui ne leur tient lieu de rien. Ils finissent par se haïr, étonnés qu'ils sont au bout d'un terme assez court, de se voir d'un tout autre oeil que par le passé. Au contraire, les mariages de convenance ont cela d'avantageux, que chaque contractant ne fonde son bonheur que sur l'aisance de la vie. On se prend avec une espèce de certitude qu'on ne s'aimera pas, et c'est de cette persuasion que naît la félicité. S'il arrive qu'on s'aime, on jouit d'autant plus que l'on y avoit moins compté. Votre femme n'est point jolie, mais elle est bonne, mais elle est douce. Avec elle, vous n'êtes point gêné. Rentré chez vous, elle vous accueille sans vous étouffer; elle est agréable à vos amis: elle les reçoit d'une façon engageante qui les rappelle, et vous rend votre prison préférable à toute autre. L'amitié se renforce: la reconnoissance vous captive. Ce sentiment raisonné vaut mieux que tous les feux follets de l'amour. Je ne te dirai: marie-toi, que quand tu ne me parleras pas d'une femme sur le ton de l'enthousiasme.*“

Da der vor uns liegende Aristänet nur einen Theil der Schriften des Vf. ausmachen wird, so zeigen wir unsern Lesern noch die übrigen Werke an, welche in nachstehender Ordnung auf das gegenwärtige folgen werden: *Contes philosophiques* 1 Bd., *Contes en vers* 2 Bde, *Apologues et Elégies amoureuses* 1 Bd. *Pièces fugitives* 1 Bd. *Poésies sacrées* 1 Bd. *Litterature* 2 Bde. In Frankreich geschieht es öfters, dass Hr. *Noguret* mit dem durch seine Romane, Anekdoten und patriotischen Gesänge bekannten Hn. *J. B. Nougaret* verwechselt wird. Er erklärt deswegen Vorr. S. 18: „*Je ne m'appelle pas P. J. B. Nougaret: je ne marche pas accompagné de tous les Saints; je n'en ai qu'un: il se nomme Felix et me quitte jamais.*“

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Göttingen*, b. Dieterich: *Cubik-Rechnung des Bau- und Nutzholzes.* Von *Joh. Ge. Wallis*, Organisten zu Herzberg. 1794. 29 S. 8. Der Vf. lehrt in zwey Abschnitten, wie man beschlagenes Holz, und wie man rundes Holz von verschiedener Art und Gestalt zu berechnen habe. Wir können die Art, wie er die Sätze combinirt, nicht loben. Er multiplicirt ungleichartige Grössen direct, z. B. S. 7.

80 Qu. *Zoll*, ist der Inhalt der Grundfläche
mit 14 *Fuss* Länge multipl.

1120

und dividirt erst nachher mit 144; damit ein richtiger Cubik-Inhalt in Cubik-Fusen herauskomme, ohne für Anfänger die gehörige Erinnerungen beyzusetzen. Auch in seiner Anweisung, Schwellfusse zu calculiren, zeigt sich, dass ihm die Belehrung durch gehörig gestellte Proportionen, gleichgültig, oder gar unbekannt sey. Eben so zeigt derselbe in seinen weitern Angaben, wie Holz nach dem Säulen- und Riegelfuss zu berechnen sey, wenige Bekanntschaft mit den bessern Lehrmethoden der Neuern, und scheint überhaupt bloss mechanische Rechner durch etliche Beyspiele bilden zu wollen. S. 15. Wird *vermehren* und *multipliciren* für einen gleichbedeutenden Ausdruck genommen; und deshalb angegeben: „1 vermehre nicht.“ — S. 20. Wird gelehrt: „der Durchmesser einer *runden* Fläche verhalte sich zu einer Seite des Quadrats, das daraus gehauen werden könne, wie 7 zu 5.“ mag man nur Anfängern solche offenbare Unrichtigkeiten, ohne Beysatz und Legitimation so bestimmt vortragen? Das wahre Verhältniss ist 2 zu 1, 414... und daraus kann man folgern: 7 zu 4, 949..., auch alsdann für *einzelne* Fälle und eilende Rechnungen wohl zugestehen, dass die Annahme der bequemern Zahl 5 für 4, 94.. von der Wahrheit öfters nicht allzuweit abführen werde. Aber die Grundverhältnisse müssen von jedem Lehrer zuerst in den *gehörigen* Zahlen angegeben werden, ehe er der Abweichungen erwähnt; sonst wird der mathematische Lehrling bald an der Gewissheit mathematischer Wahrheiten irre werden. Aber der Vf. gedenkt freylich mit keiner Zeile der Nothwendigkeit, Decimalen in Cubikrechnung kennen zu lernen, und hat sich auch deshalb auf Brüche wenig einlassen mögen. Dass man beym Resultat gewisser Rechnungen die Brüche am letzten Abschluss nicht ganz genau zu nehmen habe, daraus folgt nichts für die Bequemlichkeit in Aufstellung der Fundamental-Verhältnisse. Tannen, welche noch Wipfel oder Spitzen haben, lehrt der Vf. als Kegel ausrechnen; aber ganz ohne gründliche Auseinandersetzung. Die Auflösung der zwey letzten Aufgaben erfordert Kenntniss von Formirung zusammengesetzter Proportionen; der Vf. gedenkt aber derselben mit keinem Wort, sondern stellt bloss Zahlen, und hie und da einen schlecht bezeichneten Satz nach der Regel de Tri hin.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. März 1798.

LITERARGESCHICHTE.

Heiligenstadt, in der kurfürstl. Buchdruckerey (und in Commission b. Schröder in Göttingen): *Eichsfeldia docta, sive Commentatio de scholis, bibliothecis et doctis Eichsfeldiacis.* Pars I. *Edidit Joannes Wolf, Nörtenae ad S. Petrum Canonicus.* 1797. 20 Bog. kl. 8.

Das zum Kurfürstenthum Mainz gehörige Ländchen *Eichsfeld*, ehedem ein Gau des alten Thüringens, war bis in die neueste Zeit herein, nicht eben in Ansehung seiner Geographie, wohl aber seiner politischen und gelehrten Geschichte, so ziemlich *Terra incognita.* Desto preiswürdiger ist das mit Glück bekrönte Bestreben des Hn. Canonicus *Wolf* zu Nörten, uns mit jener zwiefachen Geschichte in nähere Bekanntschaft zu bringen.

Schon in seiner *politischen Geschichte des Eichsfeldes mit Urkunden erläutert* (Gött. 1792. u. f. in 4.) Th. 2. S. 174—179 lieferte der Vf. ein Verzeichniss der Gelehrten jenes Landstriches, mit dem Versprechen, ihre Biographien oder nähere Nachrichten von ihnen zu einer andern Zeit und in einem besondern Werke nachzuholen. Eines Theils dieses Versprechens hat er sich nun entledigt, und in der 51 Seiten langen Vorrede giebt er Rechenschaft von dieser verdienstlichen Arbeit. Erst von den mancherley damit verknüpften Schwierigkeiten, indem noch nicht einmal Bahn gebrochen war, und mehrere Eichsfelder in auswärtigen Ländern Ehre und Glück fanden, folglich aus gar mancherley und verschiedenen Quellen, die nach einander angegeben werden, zu schöpfen war. (S. X der Vorrede ist *Fochert* gedruckt statt *Jöcher*). Hr. *W.* unternahm sogar dieses Werkes wegen eine Reise nach Erfurt, wo ihn der unvergleichliche Prälat *Placidus Muth* und andere wackere Männer nach Herzens Wunsch unterstützten. Hernach von dem verhältnissmässigen Reichthum berühmter und ansehnlicher Männer, die das Eichsfeld hervorgebracht, als Fürstbischöffe, Aebte, und andere vornehme Geistliche, Canzler, Professoren u. s. w. die alle namentlich und nach den Ländern, wo sie sich hervorthaten, aufgeführt werden.

Voraus geht eine *Dissertatio de scholis et studiis, quae fuerant in Eichsfeldia ante saeculum XIV* (S. 1—39). In den ältesten Zeiten sah es damit dort, wie überall in Deutschland, aus, roh und kahl. Erst gegen den Ausgang des 10ten Jahrhunderts findet man Spuren von Lehranstalten; im 12ten, wo überhaupt in ganz Europa eine grosse Veränderung des Studienwesens vorfiel, ging es besser. Die Canonici, die etwas mehr als ihre Horas brüllen lernen wollten, wanderten nach Bologna; und in der andern Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet man deren, die mit dem Magistertitel geziert waren; wodurch sie sich den Weg zu höhern Ehren und fettern Pfründen bahnten. Was die Klosterstudien auf dem Eichsfelde betrifft; so konnten sie nicht vor dem 12ten Jahrhundert statt finden, weil erst im J. 1108 das erste Kloster dort gestiftet wurde. Und da gieng es mit Studiren, mit Anlegen der Bibliotheken, mit Bücherschreiben und Bücherabschreiben, wie anderwärts; welches alles mit Beyspielen erläutert wird.

Nun folgt das chronologische Verzeichniss von 113 Eichsfelder Gelehrten mit kürzern und längern Biographien vom J. 1304 bis 1730. Warum gerade bis 1730, finden wir nicht bemerkt; hoffentlich werden die folgenden im zweyten Theil nachgeholt werden. Der Vf. stellt nicht bloss Schriftsteller auf, sondern auch andere Männer, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht haben; auch trifft er unter jenen keine Auswahl, sondern erwähnt eines jeden, er mag viel oder wenig, gut oder schlecht geschrieben haben. Es sind auch unter ihnen Fremde, die einen grossen oder den grössten Theil ihres Lebens im Eichsfelde zugebracht haben; hingegen auch Eichsfelder, die ausser ihrem Vaterlande lebten. Dies alles wird niemand missbilligen, auch dies nicht, dass Hr. *W.* sich der lateinischen Sprache bedient: schwerlich aber, dass er die schon vorhandenen Nachrichten giebt, wie er sie findet, und sie nicht nach seiner Weise verarbeitet. Denn daraus entsteht eine widerliche Ungleichheit; wir meynen die in Mönchslatein des Mittelalters abgefassten Notizen, die zwischen seinen gut lateinischen mit unter laufen. Daher kömmt es auch, dass er nicht überall Verzeichnisse der Schriften seiner Landsleute mittheilt, und dass der schriftstellerische Werth derselben selten oder gar nicht gewürdigt wird, wenn dies nicht schon in den abgeschriebenen Notizen geschehen ist.

Uebrigens sind freylich der auch ausser Eichsfeld berühmten Gelehrten sehr wenige. Wir können nur folgende nennen. *Joh. de Indagine* oder *von Hagen.* (Dieser Karthäuser hat bekanntlich viel geschrieben: aber es wird nicht ein einziges seiner Producte angeführt, sondern bloss ein Mönchselogium aus einer Chronik wiederholt. Wenn der Vf. sagt, Hagens Vaterland und Herkunft wären unbekannt; so sollte man doch denken, in dem Karthäuserkloster zu Erfurt, wo er Mönch war und wo noch viele seiner Werke handschriftlich liegen, hätte er es erfahren können).

können). *Albertus Kunne* von Duderstadt, Buchdrucker (der aber nicht in seinem Vaterlande, sondern gröfstentheils in Memmingen, seine Kunst ausübte. Neues von ihm findet man hier gar nicht, sondern blofs das, was *Schelhorn* in seinen Beyträgen zur Erläuterung der Geschichte von ihm beybringt, übersetzt). *Athanasius Kircher.* (Hier wieder kein Wort von seinen Schriften und von ihrem Gehalte). *Joh. Flucke* (starb 1649), der erste, der eine Specialland-karte von Eichsfeld entwarf. *Phil. Moring* (der 1612 starb. Hier hätte der Vf. nicht bey Jöcher'n stehen bleiben, sondern das von ihm angeführte Freherische *Theatrum virorum eruditorum*, S. 1121, zu Rathe ziehen sollen; denn dort würde er mehrere Nachrichten von diesem Landsmanne gefunden haben). *Joh. Westenhof* der erste Buchdrucker auf dem Eichsfelde, zu Duderstadt, seit 1668. Der Vf. wünscht zu erfahren, ob irgend eine ältere Druckschrift dieses W. existire? Ferner, dessen Vaterland und andere Umstände. *Moritz Gudenus* (starb 1680), der von der protestantischen Religion zur röm. katholischen übertrat. Eine umständliche Biographie, die vielleicht noch mehr würde gewonnen haben, wenn Hr. *W.* gewufst hätte, dafs Hr. Hofr. *Strieder* in seiner Grundlegung zu einer hessischen Gelehrtengeschichte (B. 5. S. 146—162) das Leben dieses Mannes, und zum Theil aus Handschriften, beschrieben hat. Er giebt auch ein genaueres Schriftenverzeichnifs und nähere genealogische Umstände. Hingegen können auch ein paar Kleinigkeiten in dem Striederschen Werk durch dieses verbessert werden. *Marcus Schönemann* (starb 1683). Aus dem Artikel: *Joh. Barckefeld* (starb 1685) kann die ihn betreffende Notiz in Adelung's Fortsetzung des Jöcherischen gelehrten Lexicons ergänzt und berichtigt werden. Doch führt Adelung ein Buch dieses Juristen an, das Hr. *W.* nicht hat. Endlich *Joh. Moritz Gudenus*, der bekannte Geschichtschreiber Erfurts; wo wir eben auch die Würdigung seiner schriftstellerischen Verdienste vermissen. — Mitten unter den Gelehrten erwähnt der Vf. auch, so wie es die chronologische Ordnung mit sich bringt, der Stiftung gewisser Lehranstalten, von denen jedoch noch besonders im 2ten Theil, wohin sie eigentlich auch gehören, gehandelt und zugleich von Bibliotheken u. s. w. Nachrichten ertheilt werden sollen.

Leipzig, b. Dyck: *Entwurf von Platon's Leben nebst Bemerkungen über dessen schriftstellerischen und philosophischen Charakter: aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen und mit Zusätzen über Platon, Aristoteles und Bacon* versehen von *Karl Morgenstern*, Professor der Philos. zu Halle. 1797. XVI u. 221 S. gr. 8.

Die englische Schrift, welche Hr. M. zum Theil übersetzt hat, erschien 1760 unter dem Titel: *Remarks on the Life and Writings of Plato. With Answers to the principal Objections against him; and a general View of his Dialogues* Edinburgh, printed for A. Millar, London, A. Kinkaid and J. Bell. Der ungenannte Verfasser derselben verband mit einer ausgebreiteten Belesenheit und einer vertrauten Bekanntschaft mit Platos Schriften, einen scharfen Beobachtungsgeist und gesunde Beurtheilungskraft, und war daher im Stande, für seine Zeitgenossen viel Lehrreiches über Plato zu sagen, und in vielen Punkten richtigere Ansichten von seiner Philosophie zu geben. Eine Uebersetzung dieses Buchs wäre zu jener Zeit auch für Deutschland zu wünschen gewesen; jetzt aber, da mehrere deutsche Gelehrte diesen Theil der Literatur nicht ohne Glück bearbeitet haben, dürfte es scheinen, als käme diese Uebersetzung zu spät. Den gröfsten Theil des Originals, *general View of Plato's Dialogues* hielt Hr. M. selbst nach *Tiedemanns* weit gründlichern *Argumentis* nicht einer Uebersetzung werth, und schränkte sie blofs auf die zwey übrigen Theile *Account of the Life of Plato* und *Remarks and Answers to the Objections* ein, welche doch auch nach seinem Urtheil für gar nichts Vollständiges und Vollendetes zu halten sind. Indessen würde man sich sehr irren, wenn man diese Schrift für entbehrlich und die darauf gewandte Mühe für überflüfsig halten wollte. Das Original blieb auch demungeachtet noch lesenswerth, und es hat in der Uebersetzung an Umfang zwar verloren aber an Inhalt ungemein gewonnen, da theils die Beweisstellen vollständig mit kritischem Geiste angeführt, die Angaben des Britten mit denen anderer vorzüglich deutscher Schriftsteller verglichen, und oft beide berichtiget, auch manche schätzbare Zusätze des Uebersetzers hinzugefügt worden. Zudem ist Platos Leben, Charakter und Philosophie ein so reichhaltiger und vielseitiger Gegenstand, als dafs man glauben könnte, es sey hier schon sobald [illegible] erschöpft, oder es gebe keine Nachlese mehr. Wenn auch alle Materialien zusammen sind, dann [illegible] das Ganze noch auf die bildende Kunst eines geistvollen Schriftstellers. Wir zweifeln nicht, dafs unsere Leser sich mit uns freuen werden, dafs wir ihnen ein solches Werk aus dem Schlufs der Vorrede schon vorläufig ankündigen können. „Ich selbst betrachte diese Kleinigkeiten, so wie meine übrigen auf Platon sich beziehenden Versuche, nur als Vorübungen zu den Arbeiten reiferer Jahre über das Leben, den Charakter, die Philosophie und die Schriften des ehrwürdigen Attischen Weisen."

Die Nachricht von dem Leben des Plato (S. 1—98) ist, wie wir schon erwähnt haben, keine vollständige Biographie. Der Vf. berührt die Lebensumstände bis auf seine Reisen nach Sicilien nur kurz; dann übersetzt er einen Theil aus Platos 7 Briefe, der sich auf ihn selbst und seine Reisen beziehet. Diese Stellen übersetzte Hr. M. nicht aus dem Englischen, sondern aus dem Griechischen mit Benutzung der Schlosserschen Uebersetzung. Die Vergleichung beider lehrt, dafs Hr. M. in vielen Stellen den Sinn und den Ton des Originals glücklicher getroffen hat, oft aber auch, wo er nichts besseres geben konnte, von der Schlosserschen nicht abweicht. Im Ganzen hält keine von den bisher erschienenen Uebersetzungen gröfserer und

kleine

kleinerer Stücke aus Plato eine Vergleichung mit der seinigen aus, und dieser erste kleine Versuch macht den Wunsch nach mehreren und grösseren Arbeiten dieser Art rege. In den Noten unter dem Texte kommen mehrere feine kritische Bemerkungen vor, von denen wir nur einige anführen. S. 128 d. Z. A. heisst es von Menschen, die keine Anlage für die Philosophie haben νοῦντές τε ὅσα μαθήματά ἐστι καὶ ὁ πόνος ἡλίκος, καὶ δίαιτα ἡ καθ' ἡμέραν ὡς πρέπουσα, ἢ κοσμία ὧν πράγματι. χαλεπὸν ἡγήσαντο καὶ ἀδύνατον αὐτοῖς. Durch eine leichte Veränderung der unterstrichenen Worte, welche keinen Sinn geben, verbessert Hr. M. S. 60 πρέπουσα ὡς κοσμία (sc. ἐστι), τὸ πρᾶγμα τι χαλεπόν. Auch in der Vorrede S. VII findet man einige Textesberichtigungen. — Die meisten Anmerkungen beschaftigen sich mit Berichtigung falscher Angaben des Originals; zugleich werden aber auch andere Schriftsteller zurechte gewiesen, z. B. S. 13 bezweifelt Hr. M mit Recht ob Plato Kriegsdienste gethan hat; S. 34 über Platos Garten bey der Akademie. (Wir bemerken hier noch, dass das Factum, auf welches der Britte S. 98 anspielt, und wo Hr. M. keine erläuternde Anmerkung geben konnte, weil er nicht wusste, welchen Vorfall der Vf. vor Augen gehabt habe, wahrscheinlich kein anderes ist, als dessen Plutarch in dem Leben des Demosthenes XXI. ed. Hutten 5 B. S. 286 erwähnt). — Wenn auch durch alles dieses kein neues Factum gewonnen ist; neu ist uns nur die einzige Bemerkung gewesen, dass der anonyme Biograph des Plato in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst statt des Hermogenes einen Hermippus ebenfalls Parmenidis Schüler, nennt, den Plato soll gehört haben) so ist doch die Revision des Gesammelten und die literarische Uebersicht der Schriftsteller, die von einzelnen Lebensumständen gehandelt haben, kein geringer Vortheil, den diese Anmerkungen gewähren.

Der zweyte Theil enthält Bemerkungen über Platon und Beantwortung einiger ihm gemachten Vorwürfe. Sie dringen zwar nicht allezeit tief ein, sind aber doch nicht ohne Geist und Interesse geschrieben. Der Uebersetzer fand auch hier vieles wegzuschneiden, zu berichtigen und zu verbessern, konnte aber der Kürze wegen oft auf seine vortrefflichen Commentationes verweisen. Am Ende folgen noch einige Zusätze des Hn. Uebersetzers, veranlasst durch einige Gedanken des Britten, die wir ohne Bedenken für das Durchdachteste und Interessanteste in dem ganzen Buche halten, 1) *Gedanken zu einer Vergleichung des Platon und Aristoteles*. S. 181—196. 2) *Gedanken zu einer Parallele zwischen Aristoteles und Bacon*. S. 179—209. 3) *Ueber die Mannichfaltigkeit der Platonischen Darstellungsweise und Schreibart*. S. 210—217. 4) *Ueber die Gründe, durch die Platon zur Wahl der dialogischen Form bestimmt zu seyn scheint*. S. 218—221. In den beiden Parallelen sind die Eigenheiten und Verdienste jener beiden griechischen und des brittischen Weisen treffend und unparteyisch erwogen und gegen einander gestellt. Es sind freylich nur einige Züge aus dem ganzen Gemälde herausgehoben, aber sie zeichnen die Männer doch in ihrem Verhältniss zu einander treffend. In der ersten zeigt der Vf. wie sich Plato und Aristoteles in Rücksicht auf Erfindungsgabe des Einzelnen, Anordnung des Ganzen ihrer Systeme, Verdienste um die philosophische Sprache, die Summe der Wahrheiten und Kenntnisse, die in beider Schriften enthalten sind, und endlich in Rücksicht auf die darin herrschenden Methoden der Untersuchung und die Geisteskräfte, welche dadurch geübt werden, verhalten. Noch zeichnet der Vf. als dem Plato eigenthümlich die Schönheiten seiner Darstellung und die Richtung auf das Idealische aus, und leitet daraus lehrreiche Folgerungen in Ansehung des Schicksals ihrer Philosophie her, „warum die Philosophie des Aristoteles in den Zeitaltern, wo der Sinn für das Schöne schlief, zumal in der Gestalt, wie sie durch Scholasticismus beschränkt, raffinirt und skeletisirt war, Jahrhunderte hindurch vorzüglich in akademischen Hörsälen, in Mönchszellen, und späterhin in den Museen der Gelehrten herrschte: da hingegen Platon immer, besonders aber beym Wiederaufblühn der Künste in Italien der Lieblingsschriftsteller der Dichter, geistvoller Frauen und aller der Männer war, die zartere Empfindung, wärmeres Gefühl und lebhaftere Einbildungskraft mit philosophischem Geiste verbanden.“ — In dem zweyten Anhange wird die Eigenthümlichkeit des Geistes und der Philosophie Aristoteles und Bacos, und ihr wohlthätiger Einfluss auf ihr Zeitalter eben so richtig gezeichnet. „Der englische Philosoph zeigt in seinen Werken — insofern mehr *den Geist der Erfindung*, mehr das *Talent des Erweiterns*, als er überall auf neue, unbetretene Bahnen hinweisst; der Griechische mehr den *Geist der Ordnung*, verbunden mit einem höhern *Talent des Ergründens*, insofern er überall die schon betretenen Bahnen schärfer bezeichnet, und die Provinzen selbst, durch die sie führen, genauer begrenzt; überdies jeden auf denselben ihm aufstossenden Gegenstand mit dem ihm eignen Scharfblick penetrirt, und, ein Lavoisier oder Morveau in der Scheidekunst des Intellectuellen, in seine feinsten Bestandtheile zerlegt.“ Die Leser werden schon aus diesen paar Stellen — mehr abzuschreiben erlaubt uns der Raum nicht, — sehen, wie viel Fleiss auch auf die Diction gewendet ist, der auch der Uebersetzung den Vorzug eines deutschen Originals gegeben hat.

Nürnberg, b. Bock u. Moser: *Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler*, nebst kurzen Biographien derselben. *Neunzehntes und zwanzigstes Heft*, oder *des zweyten Bandes siebentes und achtes Heft*. 1796. 1797. 8.

Die in diesen beiden Heften vorkommenden Gelehrten sind folgende. *Johann Christian Gottlieb Ackermann*, Prof. der Medicin in Altdorf. Die beygefügte Biographie ist ganz kurz und ohne Schriftenverzeichniss. *Andreas Udalrich Meyer*, regensburgischer geistlicher Rath und Hofcaplan; ein ungemein thätiger Gelehr-

Gelehrter, der schon vor mehrern Jahren, da er mit *Stertzingern* wider die Hexenfreunde zu Felde zog, das baierische Amortizationsgesetz in Schutz nahm, und die Mönche in seiner *Bona causa clericorum* in ihre Klöster zurück zu treiben suchte, nicht geringes Aufsehen machte. Er gab seine meisten Schriften pseudonymisch oder anonymisch heraus, die aber hier sämmtlich angezeigt werden. In den neuern Zeiten hat er sich besonders durch seinen *Thesaurum juris ecclesiastici* bekannt gemacht. *Placidus II. (Muth)* Abt des Benedictinerstiftes auf dem Petersberg zu Erfurt. *Roman Zirngibel*, Benedictiner zu S. Emmeran in Regensburg. Seine zahlreichen Schriften betreffen meistens die Geschichte und Rechte seines Stiftes. *Karl Sebastian von Bemmel*, ein geschickter Maler in Nürnberg, der aber schon 1766 gestorben ist. *Friederich Hildebrandt*, Professor der Medicin in Erlangen. *Justus Möser* — starb schon 1764. Vermuthlich hat sich das Bildniss dieses Gelehrten verspätet. *Johann Ludwig Klüber*, Prof. der Rechte in Erlangen. Die beygefügten Biographien sind ziemlich kurz gerathen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte und Beschreibung der französischen Niederlande des Elsasses und Lothringens.* 1794. 384 S. 8.

Auf eine seltsamere und unglücklichere Idee kann wohl nicht leicht ein statistischer Schriftsteller gerathen, als der Vf. bey diesem Werk gerieth. Er wollte bey jedem während des jetzigen Kriegs merkwürdig gewordenen Orte dieser Lande zeigen, wie weit die Heere des Kaisers, der Ansprüche auf die französischen Niederlande besitzt und diese jetzt ausführen wolle, in der Ausführung derselben wirklich gekommen wäre; und damit endlich gar nichts fehle, so sollen noch am Ende des Werks alle die Veränderungen bemerkt werden, die seitdem der Vf. schrieb, auf dem Kriegstheater vorfielen! Die Ausführung entspricht dann auch vollkommen jener Idee; nirgends ist Leben, Kraft und Energie, nirgends nur eine Spur von Auswahl, glücklicher Stellung und Verkettung, und eben so elend wie er die Begebenheiten erzählt und die Regierungspläne entwickelt hat, sind auch die geographischen und statistischen Angaben vorgetragen.

Mit einer etwa zwey Bogen starken Geschichte der französischen Niederlande fängt das Werk an. Die wahre Ueberschrift dieses ersten Abschnitts wäre gewesen „zusammengeraffte Bruchstücke zur Geschichte des Kriegs Philipps II mit seinen Niederländern, so wie zur Geschichte Ludwigs XIV gehörig." Was von der Grösse und den Ganzen der französischen Niederlande, des ehemaligen Gouvernement von Flandern und Hennegau, jetzt *Departement Norden (du Nord)* gesagt ist, könnte nicht kläglicher seyn; in Büsching befinden sich ja weit befriedigerende Angaben. „Während der Belagerung der Stadt Lille im J. 1792 wurden in kurzer Zeit 500 Häuser ein Raub der Flamme, mehr als 2000 Häuser wurden beschädigt, viele Menschen fanden unter den Trümmern der einstürzenden Häuser ihren Tod und eine ziemliche Anzahl Menschen wurden von den Bomben getödtet; es ist also leicht zu begreifen, dass diese Belagerung ein empfindlicher Schade für die Einwohner dieser Stadt war! Man verfertigt in Lilla so feinen Zwirn, dass das Pfund zu 1800 Liv. verkauft wird; das wäre, 24 Liv. auf einen Louisd'or gerechnet, nicht weniger als 360 Thaler in Gold. Die Zahl der Einwohner rechnete man ehedem auf 56000 Seelen;" *ehedem* aber hier, so wie fast überall im ganzen Buche ähnlichen Angaben *nach Büschings Angabe*. Auf diese Art und in dieser Sprache ist das ganze Buch geschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, b. Eichenberg: *Versuch über das Strafrecht*, von *J. P. A. Leisler.* 1796. 24 S. 8. Ein *Versuch*, welcher für den eigentlichen Gelehrten nichts neues enthält. Vom Zwangsrecht im Stande der Natur geht der Vf. auf das Strafrecht über, und das Resultat ist, dass im Stande der Natur jede Strafe unerlaubt, im Staate aber nur solche Strafen rechtmässig seyen, die übertragen werden können, und übertragen worden seyn. „*Nie* habe also ein Staat das Recht, die Todesstrafe über einen Menschen zu verhängen, und die auf diese Art Hingerichteten seyen auf unrechtmässige Weise ihres Lebens beraubt worden." S. 12 u. 18. — In einer Note lenkt der Vf. wieder ein, und gestehet doch dem Staate das Recht zu, Menschen zu tödten, aber nur zur Vertheidigung. Der Raum erlaubt nicht, hier eine genauere Kritik einzugehen. Auch im Stande der Natur wird sich zwar niemand beygehen lassen, seinen Nebenmenschen im eigentlichen Sinn des Worts strafen zu wollen, aber die Moral, sich bloss mit der Wiedererstattung zu begnügen, würden sich wenige gefallen lassen, und der Vf. würde bald durch die Erfahrung finden, dass sie zu seiner Sicherheit nicht zureicht. Wenn er ferner als Begriff der Strafe angiebt: „jede Gewalt, die man noch *ausser* derjenigen, welche „*zur Sicherheit bedrohter* oder Wiedererlangung entrissener *Rechte* angewendet wird, einem Verletzer zufügt," so wird man ihm einwenden, dass man keine gerechte Strafe kenne, welche dem Verbrecher ausser der Sicherheit bedrohter Rechte ein Leid zufügt. Dessen ungeachtet sind alle Kenner und Menschenfreunde auch überzeugt, dass es eine Menge zweckloser und übertriebener Strafen gebe, dass Todesstrafen nur in wenigen Fällen gerecht seyn können, und dass viele Criminalordnungen nach dem alten Schnitt schon längst eine Verbesserung bedürfen. Man muss aber rühmen, dass wir bereits Gesetzbücher haben, die vernünftiger sind, und zu diesen bessern Einsichten ist man gelangt, ohne gerade den Ideengang unsers Vf. einzuschlagen. Wenn aber auch er damit Rigoristen bekehrt, so verdient er Dank.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. März 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Allgemeine geographische Ephemeriden.* Verfasset von einer Gesellschaft Gelehrten und herausgegeben von F. von Zach, H. S. G. Obristwachtm. und Director der herz. Sternwarte Seeberg bey Gotha. *I. Bds. I, II. Stück.* 1798. Text 250 S. Intelligenzblatt 24 S. gr. 8. und 1 Karte in 4to.

Wir eilen unsern Lesern Bericht vom Anfange eines periodischen Werks abzustatten, welches einigen der weitläuftigsten und angenehmsten Wissenschaften bleibenden Vortheil, und unsrer Nation wahre Ehre bringen wird, und auf das die Erwartung aller Freunde der Länder- und Völkerkunde, der Statistik und der Astronomie wahrscheinlich nicht weniger als die unsrige gespannt ist; nämlich vom Beginn der geographischen Ephemeriden, die unter der Leitung des Hn. *v. Z.* erscheinen, und von denen wir das Januar- und Februarstück vor Augen haben. Je schneller jetzt die Geographie und die Wissenschaften, welche mit ihr in Verbindung stehn, durch die vereinte Mitwirkung aller cultivirtern Nationen, und durch den Geist der Publicität, der auch bey den Regierungen sich immer mehr entwickelt, an Vollkommenheit und Ausbreitung gewinnt; desto weniger bleibt es dem Einzelnen möglich, auch nur die Hauptwerke, welche jährlich in diesem Fach erscheinen, sich zu verschaffen und sie gehörig zu benutzen, geschweige denn die Nachrichten, welche in zahllosen Brochüren, Journalen, Zeitungen und andern fliegenden Blättern zerstreut sind, zu sammeln, zu sichten, und Resultate daraus zu ziehn. Und doch ist das der einzige Weg, um in diesen Wissenschaften mit fortzuschreiten, und ihnen die möglichste Ausbildung und Zuverläsigkeit zu verschaffen. Ein periodisches Werk, welches die Mühe des Ausziehens und Sammelns für jeden Einzelnen übernimmt, das geographisch Neue und Interessante, besonders aus grössern ausländischen Schriften, in gedrängten Auszügen mittheilt, die Menge zerstreuter, oft sich widersprechender Nachrichten über einzelne Gegenstände in eignen Aufsätzen kritisch prüft und verarbeitet, neue Karten und Plane als geographische Hülfsmittel würdigt, und mittelst eines ausgebreiteten Briefwechsels uns vorläufig mit allem Merkwürdigen, was in diesen Wissenschaften geleistet wird, und mit den Männern, die ihnen ihre Thätigkeit widmen, bekannt macht; ein solches periodisches Werk wird daher von Jahr zu Jahr ein dringenderes Bedürfniss. Wir müssen uns glücklich schätzen, dass ein Mann von des Hn. *v. Z.* tiefen Einsichten, — einer der ersten jetzt lebenden Astronomen, der schon lange mit den Astronomen des Auslands in freundschaftlichem Verkehr stand, und nun durch sie mit allen ausgezeichneten Geographen Europas in Verbindung tritt, — dieses Bedürfniss lebhaft genug zu Herzen genommen hat, um sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, welches diesem Mangel abhelfen, und durch die vereinte Bemühung von Gelehrten aller Nationen jene Foderungen nach Möglichkeit erfüllen soll; und wir glauben alle, welche Liebe und Intresse zu den geographischen, statistischen und astronomischen Wissenschaften haben, feyerlich auffodern zu müssen, sich thätig für dieses Unternehmen zu interessiren, welches, so weit wir den Herausgeber zu kennen glauben, von seiner Seite mit gänzlicher Uneigennützigkeit, aus reiner Liebe zu der Wissenschaft, angefangen ist. Es wäre in der That für uns Deutsche wenig rühmlich, wenn ein solches Unternehmen keine bessere Unterstützung fände, als die ähnlichen periodischen Werke der Hn. Zimmermann und Bruns, die wegen Mangel an Interessenten sich nicht lange halten konnten, aber freylich auch nicht so gut wie die Ephemeriden berechnet und eingerichtet waren. Besonders möchten wir die geographischen Ephemeriden den Lesezirkeln empfehlen, für die sie sich durch das allgemeine Interesse der geographischen und statistischen Artikel und durch die anziehenden Anekdoten und Notizen in den Correspondenznachrichten recht eigentlich schicken.

Den Anfang des ersten Stücks macht eine gut geschriebne *Einleitung*, in der man den feurigen Eifer des Herausgebers für sein Unternehmen und für die bezweckte Vervollkommnung der geographischen Wissenschaften (den besten Bürgen für die Güte der Ausführung) nicht verkennen kann. Der Herausgeber entwirft in derselben den Plan dieser Zeitschrift, so wie wir ihn im Wesentlichen angegeben haben, und macht besonders auf einen astronomischen Gesichtspunkt bey ihr aufmerksam, zu dem keiner der vorigen Herausgeber ähnlicher periodischer Werke sich erhoben hat (auch konnte er nur von einem so thätigen und geschickten Astronomen als Hr. *v. Z.* gefasst werden) und der für die mathematische Geographie und das Landkartenwesen nicht wenig verspricht. Eine solche geographische Zeitschrift ist nämlich recht dazu geeignet, zugleich zu einer *Niederlage für alle astronomische Ortsbestimmungen*, und für alles, was darauf Bezug hat (Beobachtungen, Methoden, Notizen u. s. w.) und zu einem *Vereinigungs-*

gungspunkt zwischen allen Astronomen und allen Sternwarten Europas zu dienen, mit denen der Herausgeber zu dem Ende einen regelmäſsigen Briefwechsel unterhält, und denen er vermittelst desselben die correspondirenden Beobachtungen andrer Astronomen, die sie zu ihren Ortbestimmungen oder zu anderm Behuf bedürfen, in der möglichst kürzesten Zeit und mit den wenigsten Umständen zu verschaffen sich anheischig macht; eine für Astronomen so wichtige Sache, daſs, wie wir aus der Correspondenznachricht sehn, selbst Ausländer, die noch kein Deutsch verstehn, sich für die Ephemeriden lebhaft interessiren. Der Herausgeber hofft dadurch eine Menge einzelner Beobachtungen, die für die Geographie von Wichtigkeit seyn könnten, von der Vergessenheit zu retten, und ladet die Astronomen, Geographen und Landkartenzeichner ein, über astronomische Bedürfnisse, über zweifelhafte Ortsbestimmungen u. dgl. m. bey ihm Anfrage zu halten, (wobey es sich denn wohl von selbst versteht, daſs diese nicht im Geiste der Anfragen in einem unsrer öffentlichen Blätter seyn werden, wo sich Männer oft über Sachen, die jedem Primaner bekannt seyn müssen, gar kenntnisreich und geistvoll zum Ergötzen aller Welt befragen und beantworten.) Doch darf der Leser, der auch nicht Astronom ist, doch nicht etwa fürchten, hier nur eine ihm unverständliche Sammlung astronomischer Beobachtungen zu erhalten; denn so viel wir aus den beiden ersten Stücken, welche vor uns liegen, urtheilen können, werden hier nur die Resultate derselben, völlig berechnet mitgetheilt; (daher fodert häufig eine einzige Zeile Rechnungen von halben Tagen.) Die geographischen Ephemeriden von dieser Seite betrachtet, sind etwas ganz Neues und Einzig, und können für das Landkartenwesen Epoche machen. Um ihre Wichtigkeit von dieser Seite recht einleuchtend zu machen, entwirft der Herausgeber einen kurzen, anziehenden Abriſs der *Geschichte des Landkartenwesens, der Ländervermessungen und der Längenberechnungen*, von den ersten Atlanten an, die bis auf uns gekommen sind (*Agathodämons* 27 Karten zu Ptolemäus Geographie und die *Peutingerschen Tafeln*) bis zur groſsen *Cassinischen* Triangularkarte von Frankreich, (woran ein ganzes Jahrhundert lang gearbeitet, und die erst 1796 vollendet worden, aber doch in einzelnen Theilen noch so unvollkommen ist, daſs *Pasumont, Ingenieur Geographe* eine seinen *Voyages physiques dans les Pyrenées*, Paris 1797 beygefügte, nach bloſsem Augenmaſs entworfne Karte eines Theils der Pyreneen, der Cassinischen bey weitem vorzieht) und von den Längenberechnungen des *Ptolemäus* aus Mondfinsternissen, *Kepplers* aus Sonnenfinsternissen und *Cassinis* aus den Verfinsterungen der Jupiterstrabanten an, deren jährlich etwa 1300 vorfallen, bis auf die neusten Methoden durch Sternbedeckungen und Chronometer, wobey alles sehr faſslich vorgetragen, und durch wenig bekannte Notizen gewürzt wird. Dieser Abriſs füllt den gröſsten Theil der Einleitung, und wir ziehn aus ihm ein paar Notizen aus: *Marinus* und *Ptolemäus* Angaben weichen in der Lage des Landes der Serer um 48° in der Länge von einander ab; *Gassendi* entdeckte in der Länge des mittelländischen Meers auf allen damaligen Karten einen Fehler von 18°, und Cassini muſste auf seinem Planisphär die Länge des Caps um 3° und die von Siam um 23° verändern. Ja noch im Jahr 1797 fand *Beauchamp* die Breite des östlichsten Theils des schwarzen Meers nicht einmal halb so groſs als sie auf unsern besten Karten angegeben wird, und nach *La Landes* Behauptung kennen wir bis jetzt auf der Erde höchstens 4 Oerter, deren Längenunterschied bis auf 2 Secunden in Zeit zuverlässig ist. — „Die Astronomen der gröſsten Seemacht, die englischen, haben in den Längenberechnungen unter allen gerade am wenigsten geleistet. — „Hätte der französische Admiral Graf *d'Orvilliers* nach der Seeschlacht von Ouëssant 1778 einen *Chronometer* an Bord gehabt, der ihn über seine wahre Länge würde unterrichtet haben, so hätte er eine englische Flotte, die mit 20 Millionen aus Indien zurückkam, wegnehmen können; so aber hatte er bey seiner ganzen Flotte einen Fehler von 25 bis 30 Meilen in der Länge, und wurde dadurch verführt, umzukehren, und in Brest einzulaufen.“ — „Wir geloben, so schlieſst die Einleitung, ohne Unterlaſs und mit dem äuſsersten Fleiſs uns zu bestreben, unsern Arbeiten denjenigen Grad von Vollständigkeit, Gründlichkeit und Brauchbarkeit zu geben, welchen nur immer zu erreichen, unsre Zeit, Verhältnisse, Umstände und Kräfte zulassen werden;“ ein Versprechen, welches im Munde eines Mannes, wie der Hr. *v. Z.*, nicht wenig hoffen läſst.

Doch unsre Leser werden begierig seyn zu erfahren, in wie weit schon jetzt diese Hoffnung erfüllt, und der viel versprechende Plan realisirt ist, und ob nicht vielleicht auch hier, wie bey so vielen neu entstehenden periodischen Werken, der Plan das Beste ist. Rec. hat in dieser Hinsicht die beiden ersten Stücke mit Aufmerksamkeit geprüft, und ihm scheint es, als hätten wir alle Ursach mit der Ausführung zufrieden zu seyn, und unsre Erwartungen nicht herabzustimmen. — Die Aufsätze jedes Monatsstücks sind unter vier Rubriken vertheilt: *Abhandlungen*, *Bücherrecensionen*, *Kartenrecensionen* und *Correspondenznachrichten*, und angehängt ist eine *Intelligenzbeylage*, welche bloſs zu *merkantilischen* Nachrichten über geographische Werke und Karten bestimmt ist.

Der *Abhandlungen* finden wir in den beiden vor uns liegenden Stücken vier. 1) *Beytrag zur geographischen Längenbestimmung aus Sternbedeckungen und Sonnenfinsternissen für* 43 *Orte aus* 153 *Beobachtungen*, berechnet von *Franz de Paula Triesnecker*, Prof. der Astronomie und Vorsteher der Sternwarte in Wien. Wer die Beschwerlichkeit der parallaktischen Rechnungen kennt, mittelst derer man aus solchen Beobachtungen die Längenbestimmungen herleitet, muſs den ausdaurenden Fleiſs und den astronomischen Eifer bewundern, dessen Frucht dieser wichtige Aufsatz ist (und wer von solchen Rechnungen keinen Begriff hat, mag auf ihre Mühseligkeit daraus schlieſsen,

ſen, daſs die Aſtronomen vor der Mitte dieſes Jahrhunderts ſich an ſie, wenigſtens zu dieſem Behuf, faſt nie wagten, ſo daſs ſelbſt die beiden merkwürdigſten Totalverfinſterungen der Sonne dieſes Jahrhunderts im J. 1715 und 1724 erſt im vorigen Jahre von La Lande berechnet worden ſind). In den Schriften der pariſer Akademie füllt häufig eine Längenberechnung für einen oder für ein paar Orte, ganze Abhandlungen; und hier erhalten wir in einem kleinen Raume ſehr compendiös zuſammengeſtellt, die Reſultate von 153 ſolchen Berechnungen, die noch den groſsen Vorzug haben, daſs ſie alle nach den neuſten Beſtimmungen und nach einerley Annahmen geführt ſind, welches allerdings, wie der Herausgeber bemerkt, noch ohne Beyſpiel iſt. Die berechneten Beobachtungen fallen insgeſammt in der Zeit zwiſchen den beiden Sonnenfinſterniſſen vom 3. April 1791 und vom 24. Jul. 1797, einſchlieſslich beider, und ſind dem wiener Aſtronomen zum Theil von Hn. v. Z. geliefert worden, der durch ſeinen ausgebreiteten Briefwechſel bloſs von der letztern Sonnenfinſterniſs in Zeit von 6 Wochen 18 Beobachtungen zuſammenbrachte. Bey jeder Finſterniſs und Bedeckung ſtehn nebeneinander in einem Täfelchen, für alle Beobachtungen: 1) die Zeit der Eintritte und Austritte, 2) die daraus hergeleitete Zeit der Zuſammenkunft, 3) der nach Cagnolis Formeln berechnete Längenunterſchied von Paris, und darauf folgt zuletzt noch die Vergleichung zwiſchen der Länge und Breite des Mondes, wie ſie ſich einmal aus der Beobachtung, das andremal aus den Tafeln ergiebt, ſammt dem jedesmaligen Fehler der Mondstafeln. Die Abhandlung läuft durch beide Hefte durch, und wird im dritten mit einer Zuſammenſtellung aller berechneten Längen Ort für Ort, und den daraus flieſsenden Reſultaten für Geographie und Aſtronomie beſchloſſen werden: ſie berichtigt die zweifelhafte Länge von 34 Städten und beſtimmt die Länge von 9 in dieſer Hinſicht noch ganz unbekannten Orten. Die Bemerkungen, welche Hr. *Tr.* über Sternbedeckungen, und was man dabey eine *gute Beobachtung* nennen kann, ſeiner Abhandlung vorſetzt, zeigen den vielerfahrnen Aſtronomen, und ſind für die praktiſche Aſtronomie wichtig. Die beſten Beobachtungen ſind die Eintritte am dunkeln Mondrande, wenn die Lichtgrenze noch weit genug entfernt iſt. Austritte werden oft verfehlt, und am bequemſten mit terreſtriſchen Oculareinſatz beobachtet. — 2) *Statiſtiſche Nachrichten von China, ausgezogen aus Sir George Stauntons Reiſebeſchreibung der engliſchen Geſandtſchaft des Grafen Macartney nach China im J. 1793.* Sie eröffnen das zweyte Heft, ſind nur ein Vorläufer einer umſtändlichen Anzeige dieſer merkwürdigen Reiſebeſchreibung, und enthalten die Tabellen über Gröſse, Bevölkerung, Einkünfte und Kriegsmacht des chineſiſchen Reichs, welche dem engliſchen Werke angehängt, und hier auf deutſches Maaſs und Gewicht reducirt ſind. Hiezu gehört ein ſehr netter verkleinerter *Nachſtich der Karte über die jetzige Ausdehnung des chineſiſchen Reichs*, den wir ohne Bedenken dem Original vorziehn, da auf ihn ſo manche geographiſche Unrichtigkeit, nach Anleitung von Gatterers Geographie verbeſſert, manches ergänzt, und die nördliche Grenze nach den ruſſiſchen Karten genauer dargeſtellt, auch der Stich faſt ſo ſchön als der von *Carry's* berühmtem kleinen Atlas von England iſt. Werden alle Karten und Kupfer zu dieſem Werke ſo ausgeführt (und der Herausgeber verſpricht oft dergleichen zu liefern, z. B. zum dritten Heft die gänzlich veränderte Karte des ſchwarzen Meers, nach Beauchamps Beobachtungen); ſo müſſen ſie den geographiſchen Ephemeriden auch bey den Ausländern zur Zierde gereichen. (Sollte aber wohl *Balk*, Badachſchan und die groſse Bucharey zum Reiche China gehören. Wenigſtens iſt der chineſiſche General Tſcho-foni, der 1759 die kleine Bucharey dem chineſiſchen Scepter unterwarf, nur bis Kaſchgar, und nicht weiter vorgedrungen.) Einige mit *J. Fr. H.* unterzeichnete gründlich gelehrte Anmerkungen zeigen unter andern die Unſchicklichkeit des auf der engliſchen Karte gebrauchten Namens der chineſiſchen oder groſsen Tatarey; eines Landes, welches keineswegs der Sitz der Tataren, ſondern das Land der Mongolen und Tunguſen iſt. Staunton giebt dem chineſiſchen Reiche, ſo wie dem ruſſiſchen eine Ausdehnung von 4 Millionen engliſchen, d. i. 312500 geographiſche Quadratmeilen. Allein dieſe Angabe iſt nur ſehr ungefähr zu verſtehn. Von Ruſsland bemerkt der Vf. ſelbſt, daſs es 336000 geographiſche Quadratmeilen umfaſst, und das chineſiſche Reich enthält nach dem netten Kärtchen bey dieſem Hefte (warum prüfte nicht ſchon der Vf. nach ihr die vage Angabe des Engländers) ohne die tributären Staaten im jenſeitigen Indien und ohne Corea (und die darf man wohl eben ſo wenig hieher, als die ciſalpiniſchen und bataviſchen Republiken zu Frankreich rechnen) höchſtens 270000 geogr. Quadratm., iſt alſo beträchtlich kleiner als das ruſſiſche Reich. Auch geht der Vf. etwas zu weit, wenn er, um das chineſiſche Reich im Vergleich mit dem ruſſiſchen zu heben, ausſagt, daſs dieſes voll Wüſten und Steppen iſt, jenes aber dagegen nichts als bewohnbare, gröſstentheils ſtark bevölkerte Länder enthalte. Liegt doch die waſſerleere Wüſte Cobi ihrem ganzen Umfang nach im chineſiſchen Reiche; ſind doch die Weiden, auf denen die mongoliſchen Horden umherziehn, gröſstentheils ähnliche Steppen, wie die ruſſiſchen, und giebt es doch in China ſelbſt noch groſse Wüſten, die von wilden Nationen bewohnt werden. Dem eigentlichen China giebt Staunton bald 75000, bald 81125 geogr. Quadratm., und dieſe Angaben ſollen auf Meſſungen beruhen. Natürlich iſt darunter keine andre als die der franzöſiſchen Miſſionärs zu verſtehn; und nach deren Karten iſt dieſe Angabe viel zu groſs. Eher ſtimmt mit ihnen Templemanns Angabe zu 69062 geogr. Quadratm. überein. Dieſes erregt wenig Zutrauen zu der Kritik, mit der die Engländer ihre ſtatiſtiſchen Angaben über China geſammelt und geſichtet haben, und macht uns eben nicht geneigt, der von einem chineſiſchen Mandarin ihnen

ihnen mitgetheilten Bevölkerungsliste Chinas Glauben beyzumessen, nach der in diesem Lande 333 Millionen Menschen, folglich im Durchschnitt auf einer Quadratmeile noch einmal so viel als in Deutschland leben sollen (dass nach S. 140. China 1471 mal stärker als Island bevölkert seyn soll, ist ein Druckfehler, wahrscheinlich statt 247 mal). Nach derselben Angabe soll Pekin (eine Stadt, die nur wenig mehr als zweymal so gross als London, und ganz mit hölzernen Häusern von einem Stockwerk angefüllt ist) 3 Millionen Einwohner enthalten; welches ganz unglaublich ist, und auch den Vf. bestimmt, die Bevölkerungsangaben als viel zu übertrieben zu verwerfen. Eher möchte es mit der Million Infanteristen und den 800,000 Kavalleristen, welche der Kaiser unterhalten soll, oder mit der Staatseinnahme von 420 Millionen Thaler seine Richtigkeit haben. Auf ihrer ganzen langen Reise durch China haben die Engländer nur eines einzigen Orts, des Lustschlosses Zhe-holl, Breite bestimmt, und sonst keine astronomische Beobachtung gemacht, obgleich sie eine Menge astronomischer Instrumente und Chronometer mit an Bord hatten. — 3) *Kurze Uebersicht der Fortschritte Russlands in der Geographie seines eignen Reichs, nebst einer Anzeige des seit den letzten Jahren bey dem dortigen Bergcadettencorps ausgegebenen russischen Atlasses.* Diese Abhandlung, die im folgenden Hefte wird fortgesetzt werden, enthält eine interessante Erzählung der Verdienste, welche sich Peter der Grosse und Katharina die Zweyte, um die Erdkunde Russlands durch akademische und nautische Entdeckungsreisen, die sie veranstalteten, und durch Vermessungen erworben haben, dergleichen Katharina 1777 für das ganze Reich befahl, und einer beym dirigirenden Senat dazu besonders niedergesetzten Grenzcommission übertrug. Möchte doch (wird jeder Freund der Erdkunde mit dem Herausgeber wünschen) Kaiser Paul den Mathematikern der Petersburger Akademie eine astronomisch-trigonometrische Triangularaufnahme des ganzen Reichs mit Spiegelsextanten und Chronometern auftragen, und dadurch diesen Vermessungen eine eben so sichre Grundlage als Cassini seinem Atlas von Frankreich verschaffen, woraus für die ganze Erdkunde wichtige Vortheile entspringen würden. — 4) *Theehandel der europäischen Nationen in Canton.* Eine kurze Geschichte des Theetrinkens macht den Anfang dieses Aufsatzes, in welchem man die Hand des Statistikers nicht verkennen kann, der uns Deutsche durch seine Notizen in der beliebten Kalenderform, zuerst mit Ostindien, einem Lande, von dem man noch vor zwanzig Jahren gar wenig wusste, genauer bekannt gemacht hat. Der Thee, der den Chinesen ursprünglich als Heilmittel gegen das Fieber und gegen Kopf- und Magenbeschwerden diente, scheint auch nach Europa zuerst als Medicament gekommen zu seyn, fand aber, wenigstens in Dordrecht, anfangs (um 1670) so wenig Beyfall, dass man ihn als *Heuwasser* verspottete. In England kostete 1666 ein Pfund Thee 3 Pfund Sterl.; 1695 verkaufte die englische ostindische Compagnie nur 50000 Pf., aber schon 1721 betrug die ganze jährliche Theeausfuhr nach Europa 4 Millionen Pfund, und jetzt ist sie bis auf 30 Millionen Pfund gestiegen, wovon die Engländer allein 20 bis 24 Millionen auf 18 bis 25 Schiffen nach Europa bringen. Die Holländer führten bisher jährlich 4 bis 5 Millionen, und die Amerikaner 1½ Mill. Pfund Thee aus. In den J. 1788 und 1791 liefen auch preussische Schiffe das erstemal mit 500000, das andremal mit 750000 Pfund Thee aus Canton aus. Da in England bey weitem mehr Thee, als im ganzen übrigen Europa getrunken wird, so machte das J. 1784, worin Pitt den Contrebandehandel mit Thee dadurch zerstörte, dass er den Theezoll bis auf 12½ pro Cent verminderte (im jetzigen Kriege ist er wieder bis auf 20 und für die feinern Sorten auf 30 pro Cent erhöht worden) eine Epoche im europäischen Theehandel. Die englische Theeausfuhr ist seitdem auf das dreyfache bis vierfache gestiegen, und die Theeausfuhr der übrigen Nationen hat nach eben dem Verhältniss abgenommen. Nach den Notizen, welche *Staunton* in seiner chinesischen Reisebeschreibung über den Handel der Europäer in Canton bekannt gemacht hat, und die ein neues Licht über diesen Handel verbreiten, [illegible] kaufte die englisch-ostindische Compagnie in den [illegible]zehntehalb Jahren von 1784 bis 97 217 Millionen Pfund Thee für 37,647,230 Pf. St., wovon der Zoll [illegible] der Krone 4,832,189 Pf. St. eintrug. Die Compagnie führt jährlich im Durchschnitt für 1,600,000 Pf. St. Thee und andre chinesische Waaren aus, die in London wenigstens 3 Millionen Pf. Sterl. werth [illegible] Mill., wie hier steht, sind ein offenbarer Druckfehler). Nach ihren ostindischen Besitzungen führt [illegible] überdem für 330000 Pf. St. chinesische Waaren. [illegible]gegen führt sie in China ein an brittischen Producten Wollenwaaren, Zinn, Bley etc. für 1 Mill., und [illegible] ostindischen Waaren, besonders Opium für 0500[illegible] Pf. St., so dass also die englische ostindische Compagnie in diesem Handel jetzt die Bilanz für sich hat. Die übrigen europäischen Nationen verlieren dagegen im chinesischen Handel jährlich 2,400,000 Rthlr. baar Geld (ihre Einfuhr beträgt 200000, ihre Ausfuhr 600000 Pf. St.); ein Verlust, der bey der zehnmal grössern Silberzufuhr aus dem spanischen Amerika offenbar viel zu unbedeutend ist, als dass er auf den immer steigenden Goldpreis einigen Einfluss haben könnte. Die letzte brittische Gesandschaft an den Kaiser von China, sagt der Vf., hat zwar ihren Zweck nicht erreicht, auch in den nördlichen Seehäfen des Reichs handeln zu dürfen, allein diese und andere Vortheile erlangt die ostindische Gesellschaft gewiss durch eine andere Gesandtschaft, die der [illegible] Kienlong um 1796 erwartete, oder durch die Eroberung von Malacca und die den Holländern jetzt gesperrte Fahrt nach China."

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. März 1798.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Industrie Comptoir: *Allgemeine geographische Ephemeriden etc.* von *F. von Zach, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Bücher-Recensionen* enthalten dem Plane der Ephemeriden gemäss nicht bloss Beurtheilungen des Werths der angezeigten geographischen, statistischen, itinerarischen und astronomischen Werke, sondern auch unterrichtende Auszüge, dergleichen in diese beiden Heften viere enthalten sind. Sie fangen gewöhnlich mit kleinen lebhaft geschriebnen Schilderungen des jetzigen Zustandes des Landes und des Volkes an, wovon das beurtheilte Werk handelt. Von den angezeigten Werken werden zwey durch die geographischen Ephemeriden der deutschen Lesewelt zuerst bekannt gemacht: 1) *Bourgoing Tableau de l'Espagne moderne*, eine neue, so eben erschienene und sehr bereicherte Ausgabe der allgemein gelesenen Reisebeschreibung des ehemaligen französischen Gesandten in Spanien, der seitdem eine dritte Reise nach Madrit, auf einem andern Wege als die beiden vorigen gemacht, und interessante Nachrichten über den neuesten Zustand Spaniens gesammelt hat. Sollte der Rec. nicht der vorigen Ausgabe zu viel Lob beylegen; (wir wenigstens würden Townsends Reise und Bowles Werk den Vorzug ertheilen) und sollte er sich den Dank der Leser nicht mehr verdient haben, wenn er gleich jetzt die fürs künftige versprochnen merkwürdigen Zusätze, welche die neue Auflage enthält, und auf die wir begierig sind, hier im Auszuge mitgetheilt hätte, statt sich bey der Abwägung einiger vager und irriger Angaben über Volksmengen und bey manchem rednerischen Schmuck zu verweilen? Nach B. Vermuthung ist es der geheime Plan der spanischen Regierung, die *Grandes* zu erniedrigen, und von allen Aemtern, mit welchen einige Macht verbunden ist, vorzüglich in entlegnen Provinzen, ganz zu entfernen, und daraus erklärt er es, warum in Spanien so viele aus den niedrigsten Ständen zu den höchsten Staatsämtern gelangen, wie z. B. der ehemalige Staatssecretair Graf von Florida Blanca, die Brüder Galvez, die anfangs Mauleseltreiber waren, und selbst der Friedensfürst. 2) *Proceedings of the Association for promoting the Discovery of the interior parts of Africa. Vol. 2. Part 1. London* 1797. eine grosse Novität und bis jetzt noch, eine literarische Seltenheit, wovon Hr. *Hofr. Blumenbach* im zweyten Heft einen Auszug mittheilt. Dieses nur wenig Bogen starke erste Stück des zweyten Bandes enthält, die Berichte des Dr. *Laidley's* in Gambia über die Schicksale und Entdeckungen zweyer Reisenden, die vom *Gambia* aus nach *Tombuctu* vorzudringen suchten; des Majors *Houghton*, (der aber nicht viel weiter gekommen ist, als schon die Franzosen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, indem er auf der Reise von *Bambuc* nach *Genné*, der Hauptstadt des Reichs Bambarra, unter einem Baum in der Wüste an der Ruhr starb; ein Tod, den er sich durch seine unglücklichen Handelsspeculationen, die er zugleich ausführen wollte, zugezogen haben soll) und des schottischen Wundarztes *Mungo Park*, der, als der Bericht des Doctors geschrieben wurde, noch unterwegs war, jetzt aber schon in London ist, und von dessen Entdeckungen wir wahrscheinlich in einem der nächsten Hefte etwas Authentisches erfahren werden. — Noch enthalten diese Hefte 3) eine sehr genügende Darstellung des Inhalts von *La Places Exposition du Systême du Monde*, einem Werk, „woraus nicht nur der Liebhaber der Sternkunde den reinsten, edelsten Genuss sich versprechen darf; sondern worin auch der Eingeweihte in der Kunst in manchen kühnen Pinselstrichen die Meisterhand, die den schönen Umriss entwarf, bewundern muss;" und 4) von *Friebe's Schrift über Russlands Handel Industrie und Producte.*

In *den Karten-Recensionen* sollen alle gute, besonders ausländische, Karten und Plane, die seit dem J. 1796 erschienen, angezeigt und kritisch beurtheilt werden. Die vor uns liegenden Recensionen sind gründlich, und rügen die astronomischen und geographischen Mängel mit Strenge, wie das nothwendig geschehn muss, wenn dadurch, (besonders in so manchem unserer deutschen Kartenzeichner) der Geist grösserer Genauigkeit erweckt werden soll. Bis auf die *Haasische* gedruckte Karte vom Rückzug der Moreauschen Armee, sind die übrigen beurtheilten Landkarten und Atlanten insgesammt sehr kostbare englische, von denen sonst wohl nur wenige in Deutschland Nachricht erhalten hätten; z. B. *Beauforts* treffliche Karte von Irland, *Andrews* viel versprechender historischer Atlas von England, und *Will. Fadens* elende, aber prächtige, Karte von Spanien und Portugal.

Die Correspondenz-Nachrichten sind für die gewöhnliche Lesewelt unstreitig der anziehendste Theil der geographischen Ephemeriden, und schwerlich wird sie ein Gelehrter aus der Hand legen, ohne darin beyher auch für sein Fach etwas Interessantes gefunden zu haben. Dem Literator sind sie aber ganz unent-

unentbehrlich. Wir finden hier nicht nur Auszüge aus den Briefen deutscher Astronomen und Geographen, voll wichtiger, unbekannter Nachrichten; sondern auch das Geographische und Astronomische aus dem sachreichen Briefwechsel des Ritter *Banks* mit Hn. Hofr. *Blumenbach* in Göttingen, so wir *La Landes* in Paris und *Orianis* in Mayland, mit dem Herausgeber. So lang unsere Anzeige auch schon geworden ist, so können wir uns doch nicht enthalten, unsern Lesern auch aus diesem anekdotenvollen Theil der geographischen Ephemeriden etwas zur Probe vorzulegen. Hr. Hofr. *Blumenbach* theilt im ersten Heft eine umständliche Nachricht über unsern Landsmann *Friedrich Hornemann*, den einzigen Sohne einer würdigen Predigerwittwe zu Hildesheim mit, der, ausgerüstet mit einer athletischen Constitution, einer ungemeinen Anstelligkeit und Kunstfertigkeit in mechanischen Dingen, sehr zweckmäfsigen kenntnissen und einer seltnen Festigkeit des Charakters, vom einem unwiderstehlichen Hang zu einer Afrikanischen Entdeckungsreise getrieben, jetzt auf dem Wege ist, um mit Neger-Caravanen von *Cairo* über *Caschna* nach *Tombuctu* zu dringen. Im zweyten Hefte erhalten wir durch ihn die wichtige und jeden Astronomen erfreuende Nachricht, (und also auch diese machen die Ephemeriden zuerst in Deutschland bekannt), *dass Herschel* mit seinem Riesentelescop vier *neue Uranus-Monde entdeckt hat*, so dafs wir nun 6 Trabanten dieses fernen Planeten kennen. Sie sind der feinste Gegenstand, den er bis jetzt am Himmel gesehn hat, und schwerlich durch irgend ein anderes Instrument auf unserer Erde erkennbar. Genauere Nachrichten über den Abstand und die Umlaufszeiten dieser Monde werden wir im nächsten Hefte erhalten; vorläufig bestimmt der Herausgeber beides nach *Wurms* Ideal über die Anordnung der Trabanten-Systeme, nach welchem Uranus 8 Monde hätte. Durch das nächste Heft wird also dieses Ideal bestätigt oder umgeworfen werden. — *La Landes* Correspondenz ist voller anziehender Notizen über französische Gelehrte oder Unternehmungen. Ein zweyter fleifsiger Correspondent, den sich der Herausgeber in Paris verschafft hat, ist Hr. Doctor *Burckhardt*, der sich ein paar Jahre auf der Gothaer Sternwarte aufgehalten hat, und nun auf Betrieb des Hn. v. Z. bey La Lande wohnt, um unter seiner Leitung sich in der praktischen Astronomie noch weiter zu vervollkommnen. Würde sein Brief nicht noch mehr gefallen, wenn manches Geringfügige darin nicht mit gedruckt worden wäre? *La Grange*, der durch eine Heyrath mit *La Monniers* Tochter im Besitz der berühmten Instrumente dieses Astronomen gekommen ist, hat den grofsen Mauerquadranten der Nationalsternwarte für 10,000 Liv. verkauft; ein Kauf, der doch nur durch *Buonapartes* Vermittelung zu Stande kam. „Die *Lissabonner astronomische Ephemeriden* enthalten leider nichts als kahles Kalenderwesen, und nicht eine einzige Beobachtung, obgleich in Lissabon vorzügliche engliche Instrumente sind. Allein es fehlt da an Köpfen.“ *Piazzi*, Astronom in Palermo, wird in Sicilien eine Gradmessung vornehmen, wozu er vortreffliche Instrumente besitzt. Er und *Mechain* haben sich krank observirt. „In der National-Druckerey wurde der Druck unserer *Connaissances des temps* suspendirt, allein ich (La Lande) gieng zu unserm Director *Barras*; er empfing mich auf eine Art, welche mir bewies, wie sehr er unsere Wissenschaft schätzt, behielt mich zu Mittage, und als ich nach Hause kam, war die Wirkung meines Besuchs schon sichtbar; denn sehr angenehm wurde ich sogleich mit dem Correcturbogen aus der National-Druckerey überrascht; welche Zuvorkommung! sie macht mich recht stolz.“ Aber wie ist folgendes zu verstehn: „*Paucton*, dem ich im Jahr 1780 seine *Metrologie* machen liefs, und der sie jetzt verbessern und eine neue Auflage veranstalten wollte, hat nichts als dummes Zeug über das Maafs- und Gewicht-System geschrieben; er darf sich nicht mehr im National-Institut sehn lassen.“ — (Der zweyte Band von *Hevels machina coelestis* findet sich auch auf der *Hallischen* Universitätsbibliothek, und wenn wir nicht irren, auf der Königl. Bibliothek in *Berlin.*) — „Der *türkische Bothschafter* beträgt sich sehr artig gegen mich, weil er die Astronomie sehr liebt. Er wohnt fleifsig unserm *Lycée* bey, wo er einen eignen Sopha hat; wenn er mich gewahr wird, mufs ich mich sogleich neben ihn setzen. Sein Dollmetscher Codrika hat eine meiner Schriften ins Griechische übersetzt. Die Türken sind zu mathematischen Wissenschaften nicht unaufgelegt. Sie haben in Constantinopel eine mathematische Schule angelegt, die 4 Professoren und 50 Zöglinge hat, und es werden jetzt in Constantinopel *logarithmische Tafeln mit türkischen Typen* gedruckt.“ — In einem im ersten Hefte abgedruckten Brief eines reisenden Engländers aus *Salonichi* vom sten Aug. 1797 heifst es: „Unter mehrere alte Reiche, welche jetzt ihrem Zertrümmern zueilen, gehört auch das *türkische*; und selbst unsere Tage werden in Osten eben so grofse Veränderungen erleben, als in Westen.“

Die Correspondenz mit deutschen Astronomen betrifft neue Ortsbestimmungen, und einige grofse Unternehmungen zu Länder- und Karten-Aufnahmen. Canonicus *David* führt fort die Breite vieler böhmischer Städte durch seine Beobachtungen mit einem Spiegelsextanten zu berichtigen; Prof. *Bohnenberger* nimmt Wirtemberg astronomisch-trigonometrisch auf, und hat schon das erste Blatt seiner meisterhaften Karte Wirtembergs bekannt gemacht; Prof. *Tralles* in Bern schickt sich an zu einer Aufnahme der Schweiz und einer damit verbundenen Gradmessung, und Calculator *Goldbach* zu Leipzig, ein eben so geschickter und eifriger Liebhaber der Sternkunde, erwartet einen ganzen zwölfzolligen Spiegelkreis nach Borda's Manier von Troughton aus London, zu Beobachtungen in Sachsen. In Halle besitzt Hr. Postsecretair *Pistor* eine kleine Sternwarte, die mit einem 10 zolligen Troughtonschen Spiegelsextanten, zwey Pendeluhren, einem vorzüglichen Ramsdenschen Fernrohr etc. versehen ist, und deren

Breite er auf 51° 28′ 50″ bestimmt hat. Die Universitätssternwarte liegt gegen 7″ nördlicher. Möchte doch dieser junge Mann, von dessen Eifer, Geschicklichkeit und glücklichen Lage, sich die praktische Astronomie viel zu versprechen hat, sich noch im Besitz eines Chronometers sehn. Sicher würden wir durch ihn eine Menge wichtiger Ortsbestimmungen in Gegenden, wo es daran noch völlig mangelt, erhalten.

GESCHICHTE.

Warschau, im Jahr 1773, 1793 u. 1795: *Polens Ende*, historisch, statistisch und geographisch beschrieben von SIRISA. Oeffentlich bekannt gemacht. 1797. 548 S. gr. 8.

Der Titel dieses Werks scheint die Geschichte einer der wichtigsten politischen Begebenheiten unsers Jahrhunderts zu versprechen, und die dabey bemerkten Jahrzahlen berechtigen zu der Hoffnung, dass ein Augenzeuge, vielleicht ein Theilnehmer jener merkwürdigen Ereignisse, hier über die Schicksale Polens in den letzten zwölf Jahren seiner Existenz neue und interessante Nachrichten geben werde; aber der erste flüchtige Blick in das Buch vernichtet diesen vortheilhaften Begriff, und man sieht bald, dass der Titel und das Werk selbst nur eine sehr weit hergeholte Beziehung auf einander haben.

Der Vf. verspricht zwar in dem Vorbericht, „den „Liebhabern der Geschichte und Erdbeschreibung et- „was möglichst vollständiges zu liefern," und hat in dieser Absicht „dieses Werk, als die Beschreibung je- „ner wichtigen und merkwürdigen Begebenheiten von „*Polens* Ende, öffentlich erscheinen lassen," aber die *darin* enthaltne Geschichte ist auf 32 Seiten eben so mager als einseitig abgehandelt, und den Rest des dicken Bandes füllt eine weitläuftige, durch manche Wiederholungen unnöthig ausgedehnte Beschreibung der Provinzen, Städte und Dörfer, welche den theilenden Mächten in den Jahren 1793 und 1795 zugefallen sind. Was der Vf. eigentlich 1773 mag geschrieben haben, läfst sich nicht errathen; in diesem Buche ist es nicht enthalten, denn die Geschichte fängt mit 1791, und die Erdbeschreibung mit der Theilung von 1793 an.

Ein elender allegorischer Kupferstich, wo ein seiner meisten Aeste beraubter Baumstamm, der ein Lateinisches P bildet, auf gelben, blauen und grünen Schildern die Numern der Provinzen trägt, welcher die drey Adler, die ihm den Oelzweig bringen, sich bemächtigt haben, indess der von einem Pfeil durchbohrte polnische Adler stirbt, und Krone, Schwerdt und Scepter zerbrochen herabfallen, und durch eine weitläuftige Beschreibung erklärt, in welcher der Vf. sich viel auf diese Erfindung zu gute thut. Dann hebt die Geschichte mit einer Unglück bringenden Weissagung König Johann Kasimirs an, welche endlich jetzt erfüllt worden ist, da „die „Constitution von 1791, welche von der Nation „ohne Zuziehung der benachbarten Mächte" (auch nicht Preussens?) „*eigenmächtig* entworfen und „angenommen wurde, — — — und die Verbreitung „des französischen Demokratismus und Jacobinismus „in Polen nochmalige Gelegenheit gab, dass die an- „grenzenden verbundenen Mächte, zu Sicherheit ih- „rer eignen Länder für nöthig hielten," u. s. w. So wahr, so unparteyisch, in diesem Geist und in diesem Ton erzählt nun der Vf., was er etwa von den Begebenheiten der letzten Jahre noch aus den Zeitungen behalten haben mag, und es ist in der That zu loben, dass er sich so kurz gefasst und sein Werk nicht durch alle damals erschienene Manifeste und Deductionen noch um einige Alphabethe vermehrt hat. Wir sehen hier, wie Madalinsky sein Heer ganz nach Sansculotten Art den Eid der Freyheit und Unabhängigkeit (von fremden Völkern) schwören liess, (S. 17.); wie die *Rebellion* der polnischen *Nation* ausbrach (Ebend.); wie die Russen auf ihrem Zuge nach Warschau die unbewaffneten Einwohner so schonend als möglich behandelten, (S. 30.); wie sehr Suwarow ein Menschenfreund war, (S. 31.); wie nach Kosciusko's Niederlage alle Freunde der Revolution ihre gerechte Strafe bekamen, S. 33., u. dgl. m. Rechnungsfehler, wie S. 20. vergl. mit S. 26., wo die Anzahl von 30,000 Polen zehnmal so stark seyn soll, als 7322 Russen, und Irrthümer, wie S. 22., wo dasselbe Heer bald auf 22000, bald auf 10000 Mann angegeben wird, muss man diesem Geschichtschreiber nicht übel nehmen. Er weiss dagegen seinen Vortrag durch ein unaufhörliches Spiel mit den Worten: Französisch, Freyheit, Demokratie, Jacobiner, etc. nachdrücklich zu würzen, und er hebt sich gegen das Ende, indem er mit folgender Tirade, die als Probe seiner Schreibart dienen mag, schliesst: „Dem Men- „schenfreunde, und dem Manne, welcher Empfin- „dungen moralischen Gefühls aus dem gehörigen Ge- „sichtspuncte betrachtet, und seine Handlungen nach „dieser Richtschnur einzurichten sucht, thut es be- „sonders wohl, wenn er zuweilen bey besondern Be- „arbeitungen in müssigen Stunden auf einen Gegen- „stand stösst, dessen äusseres Gepräge Biedersinn, und „dessen Handlungen edle Charakterzüge darstellen. „Mit besonderer Aufmerksamkeit spähet er in jeder „Geschichte nach dergleichen Scenen, und findet er „eine, dann verweilt er gern dabey, und sucht sich „jeden Umstand davon soviel möglich zu vergegen- „wärtigen, um sich darüber freuen zu können." —

Auf diese *historische Bearbeitung* von Polens Ende folgen nun drey Abtheilungen, von denen die Erste auf 234 Seiten den Preussischen, die Zweyte auf 166 S. den Russischen, und die Dritte auf 100 S. den österreichschen Antheil an dem ehemaligen Polen beschreibt. Man sieht schon aus der Seitenzahl, welche Abtheilung am vollständigsten oder weitläuftigsten bearbeitet ist. Jede derselben zerfällt wieder in zwey Theile, den Statistischen und den Geographischen. Die Nachrichten von der Volksmenge und den Einkünften wären ganz interessant, wenn man nur den Zeitpunct dieser Angaben erführe; davon ist

ist aber eben so wenig gesagt; als von der Beschaffenheit des Bodens, der Nahrung, dem Handel, den Producten etc. Bey den Flüssen ist nicht einmal bemerkt, ob sie schiffbar sind; wenn der Vf. von Bergen und Wäldern spricht, giebt er blosse Namen, und überhaupt enthält der äusserst trockne statistische Artikel dieser drey grosen Länderbezirke fast nichts als ein Namenregister, das aus ältern Geographieen, Staatscalendern, Steuercadastern, und neuern Vermessungen zusammengetragen zu seyn scheint, in welchem man aber, da nirgends die Quellen angezeigt sind, unmöglich das Gute, welches daraus zu nehmen wäre, von dem Schlechten unterscheiden kann. Bey dem preussischen Antheil hindert die Verwechslung der neuen Kammerdepartements und Land- oder Steuerräthlichen Kreise, über deren Einrichtung übrigens gar keine Aufklärung gegeben wird, mit der alten Eintheilung in Woiwodschaften und Powiats, völlig die klare Uebersicht des Ganzen, um so mehr, da der neuen Abtheilungen in der geographischen Beschreibung gar keine Erwähnung geschieht. Diese ist als Namenliste wieder sehr umständlich; wie gut aber der Vf. Büschings Hülfe zu benutzen gewusst habe, mag folgende Vergleichung bey dem Artikel Danzig, dem vollständigsten im ganzen Buche, beweisen;

Sirisa.	*Büsching.*
—— Die beiden Flüsse Radaune und Mottau gehen durch die Stadt, auf *jener* ist eine grosse Mühle, und *dieser* fliesst zwischen der Alt- und Neustadt in zwey Armen, die sich beym Ausgang aus der Stadt wieder vereinigen, und so wie der erstere Fluss in die Weichsel fallen. Die Stadt selbst ist gross, nach alter Art schön, aber unregelmässig gebauet, hat gegen 8000 Häuser, mehrentheils enge Strassen, woran die sogenannten Beyschläge schuld sind, die in Gallerien oder Altänen vor den Häusern bestehen, auf welche man vermittelst einiger Stufen steigt, und über dieselben in die Häuser geht; unter denselben sind grösstentheils gut gewölbte Keller. ——— Die Festungswerke sind ansehnlich, sonderlich gegen Abend und *Mitternacht*, wo die Stadt von Bergen oder Hügeln umgeben ist, die höher sind als die Stadtthürme, und unter welchen der Bischofsberg und Hagelsberg die vornehmsten sind.... Auf dem letzten hat in alten Zeiten ein Schloss gestanden, das, so wie der Berg, von einem Namens Hagel benennet worden, der wegen seiner Tyranney in demselben erschlagen, und sein Schloss eingeäschert ist. Es ist auch daselbst ein herrschaftliches Erbbegräbniss gewesen, wovon die Urnen-Statue oder Fürstinnen-Säule ein offenbarer Beweis ist, die man daselbst ums Jahr 1664 gefunden. Nahe dabey zeiget man nicht nur den Ort, wo die Russen etc.	—— Die 2 kleinen Flüsse Radaune und Mottau gehen durch die Stadt, und dieser fliesset zwischen der Alt- und Neustadt in 2 Armen, die sich beym Ausgange aus der Stadt wieder vereinigen, und so, wie die Radaune in die Weichsel fallen. Sie ist gross, volkreich und nach alter und Hansestädtischer Art schön, hat aber mehrentheils enge Strassen, woran die sogenannten Beyschläge viel schuld sind, die in Galerien oder Altänen vor den Häusern bestehen, auf welche man vermittelst einiger Stufen steigt und über dieselbe in die Häuser gehet. Unter denselben sind mehrentheils gute gewölbte Keller. ——— Die Vestungswerke sind ansehnlich, sonderlich gegen *Mittag* und Abend, wo die Stadt von Bergen oder Hügeln umgeben ist, die höher sind als die Stadtthürme, und unter welchen der Bischoffs- und Hagelsberg die vornehmsten. Auf dem letzteren hat in alten Zeiten ein Schloss gestanden, das, so wie der Berg, von einem Namens Hagel benennet worden, der wegen seiner Tyranney in demselben erschlagen und sein Schloss eingeäschert worden ist. Es ist auch daselbst ein herrschaftliches Erbbegräbniss gewesen, wovon die Urnen-Statue, oder Fürstinnen Säule ein offenbarer Beweis ist, die man daselbst ums Jahr 1664 gefunden. Nahe dabey zeigt man nicht nur den Ort, wo die Russen etc. ——

Die Veränderung des Worts Mittag in Mitternacht bey Gelegenheit der Vestungswerke ist ein Schreibfehler; denn bekannter Maassen hat Danzig an der Mitternachtseite keine Hügel. S. 210. sind die Dörfer Praust und Ohna auf die Halbinsel Hela verlegt, da sie doch beide gegen Mittag von Danzig nahe bey der Vorstadt Sanct Albrecht liegen. — Die Auszüge aus den Chroniken der Städte sind ohne alle Kritik eingerückt; bey Posen heisst es S. 97. ff. „Als der Herzog von Böhmen Prebislaw einen Einfall in Polen machte, plünderte er die Stadt und legte sie ganz in die Asche etc. Die Jahrzahl dieser wichtigen Begebenheit ist vergessen. Bey manchen Orten, die der Vf. wahrscheinlich selbst besucht hat, wird der Geograph plötzlich zum Reisebeschreiber, z. B. S. 261. bey dem Garten von Bialystok, welcher ihm ausserordentlich gut gefallen haben muss, und wo man ihm aus seinem Gasthofe bis an die Windmühle Schritt vor Schritt folgen kann.

Diese Proben mögen genug seyn, von einer so unförmlichen, schlecht geordneten Masse eine Idee zu geben. Man sieht noch am Ende, dass der Titel und die so genannte Geschichte von Polens Theilung dazu dienen sollen, das Ganze auf eine seltsame Weise zusammen zu halten; denn S. 547. nimmt der Vf. den S. 40. abgerissnen Faden plötzlich wieder auf, um noch zu guter letzt mit den Worten: *Polens Ende* zu spielen, und uns zu sagen, dass „auf solche Art „das grosse Geschäft der gänzlichen Theilung des „polnischen Reichs vollbracht wurde, – —— und „auf eine so bewundernswürdige Art selbst der Nahme Polen auf ewige Zeiten erreichen musste sein „*Ende*.“

Die Karte, welche der Vf. selbst entworfen hat, deutet durch ihre Illumination die verschiednen Besitznehmungen der theilenden Mächte an; die drey Prospecte von Czenstochow, Kaminieck und dem Krakauer Schlosse sind ganz schlecht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs* vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel. Vierter Band. Oder: *Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode* bis zu der Einführung der Concordienformel. Von Dr. G. J. *Plank*, Consistorialrath und Prof. der Theologie. Erster Band. 728 S. 8.

Mit dem gegenwärtigen Bande dieses Werks gewinnt der Stoff desselben einen andern Charakter. In den vorhergehenden Theilen findet man auch die Geschichte des äussern Ganges, welchen die Reformation in Deutschland nahm; aber von diesem an sind die vielfachen theologischen Streitigkeiten, unter welchen sich unsre Dogmatik in dem angegebenen Zeitraum vollends ausbildete, der einzige Gegenstand der Forschung. Die Manier, in welcher der Vf. bisher gearbeitet hatte, ist indessen nicht verändert werden, und man gesteht sich gern, dass die liebenswürdige Eigenthümlichkeit derselben nie mehr willkommen seyn konnte, als bey dieser Fortsetzung. Bisher führte der verschiedenartige Stoff bisweilen Parthieen herbey, welche so sehr die Theilnahme erregten, dass man wünschte, in dem reinen Genusse, welchen die Darstellung derselben gewähren musste, nicht durch den Anblick des Schriftstellers in seiner Werkstäte gestört zu werden, dass man ganz den Charakter des Geschicht*schreibers* statt der Manier des Geschicht*forschers* foderte. Die Geschichte der theologischen Streitigkeiten aber verträgt nur die letzte, und wir wüsten nicht, dass diese jemals ein Historiker anziehender, als der Vf. dieses Werks, mit heiliger Unschuld des Herzens und einer Gründlichkeit geschmückt habe, welche nie von anspruchloser Anmuth verlassen ist. So gern man ihm zuriefe, dass man ihm auf sein Wort alles glauben wolle, betrachtet man doch seine weitläuftige Darlegung der Gründe und der Zeugnisse für sein Urtheil, seine Erzählung, mit innigem Vergnügen, und sein grösster Triumph besteht offenbar darin, dass er uns zwingt, ihm unser volles Vertrauen nicht auf Kosten der nothwendigen eigenen Prüfung bey einem so wichtigen Gegenstand der Geschichte zu schenken. So erscheint er dem Leser als ein Geist, welcher durchaus keiner Partey, keinem Zeitalter angehört. Wenn die fast revolutionäre Wendung, welche das theologische Studium in dieser Zeit der Revolutionen genommen, eine grosse Verachtung gegen die Theologen hervorgebracht hat, welche in der Fortsetzung dieses Werks auftreten: so hat der Vf. desselben sich nicht nur gehütet, in dieselbe einzustimmen, sondern ist auch glücklich vor der Klippe vorbey gekommen, dass er jene Männer nicht zu sehr in Schutz nahm, und sich scheute, ihre Blössen aufzudecken. Eben so blickt nirgends eine Vorliebe für irgend ein System, irgend eine theologische Idee hervor, nirgends eine Spur, irgend eine Art oder Unart der Theologen unserer Zeit zu vertheidigen oder zu bekämpfen. Ohnedies bewahrte vor einer auffallenden Parteylichkeit einer solchen Weise den Vf. schon sein feiner historischer Takt. Wenn sich wahrhaftig eindringende Lehren aus der Geschichte für unsere Tage ergeben: so müsste die Erzählung einer Begebenheit sehr verunglückt seyn, wenn sie sich dem Leser nicht von selbst darbieten würden.

Sobald der Vf. nur eine Art von Stoff vor sich hatte, nämlich die theologischen Streitigkeiten, bot sich ihm, wie er selbst scharfsinnig bemerkt, eine doppelte Manier der Bearbeitung an. Er konnte entweder die Geschichte dieser Streitigkeiten blos als eine Geschichte der Wissenschaft betrachten, den Gegenstand des Kampfs nach allen seinen Veränderungen darstellen, ohne die Kämpfer auf den Schauplatz zu führen; oder er konnte zugleich alle die äussern Verhältnisse beschreiben, welche auf den wissenschaftlichen Charakter des Streites Einfluss hatten, und unter ihnen war dann die persönliche Individualität der Kämpfer die Hauptsache. Wenn man dem Vf. auch die Behauptung zugiebt, dass sich, je sorgsamer und genauer das theologisch-wissenschaftliche abgesondert werde, desto deutlicher die Reihe der damit vorgenommenen Veränderungen vor das Auge des Lesers bringen lasse: so leuchtet doch auf der andern Seite ein, dass ohne die Erforschung der Seelen und der Umstände, aus und unter welchen die theologischen Meynungen hervorkamen, man in den Geist derselben nie ganz eindringen werde; denn dies ist nur dann möglich, wenn man, nach seinem eigenen Ausdruck, alles mitnimmt, was zur Geschichte des Streits gehört. Besonders aber wird man sich freuen, dass er sich für die zweyte Manier bestimmte, weil unter allen Schriftstellern, welche bisher über diesen Theil unserer Geschichte geschrieben haben, keiner so gut wie er die psychologische Entwicklung versteht.

Je verwickelter nun die Materie durch den Entſchluſs des Vf. wurde, nicht nur die ſtreitigen Meynungen, ſondern auch die Kämpfer darzuſtellen; deſto nöthiger ward es, zuerſt den Leſer hinlänglich nach allen Seiten hin zu orientiren: nicht nur der Geiſt und Umfang des Lehrbegriffs, über welchen, ſondern auch der Schauplatz, auf welchem der Streit vor ſich gehn ſollte, muſsten mit groſser Klarheit geſchildert werden. Auf eine befriedigende Weiſe iſt dies in den drey erſten Kapiteln des erſten Buchs geſchehn. Zuerſt wird der Zuſtand beſchrieben, in welchem ſich die lutheriſche Theologie bey dem Anfange der beſtimmten Periode befand, dann die Lage, in welcher die proteſtantiſchen Theologen nach mehreren Hinſichten waren, und die Darſtellung ihres Verhältniſſes gegen die Stammmutter aller ihrer Kirchen, gegen die wittenbergiſche Univerſität, führt endlich zu einer Schilderung dieſer Univerſität in den letzten Lebensjahren Luthers.

In der Periode der Bildungsgeſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, welche die frühern Bände dieſes Werks begriffen, bildete ſich derſelbe eigentlich nur nach den Seiten aus, welche ihn von dem katholiſchen Lehrſyſtem unterſchieden; hingegen von der Zeit an, mit welcher dieſer Theil beginnt, ſucht er in ſich ſelbſt eine beſtimmte Form ohne Rückſichten nach auſsen zu gewinnen. Die alte Theologie haſste man freylich noch; aber man fürchtete ſie nicht mehr. „Luther ſelbſt war in Augenblicken, in denen ſich ſein Geiſt nicht zu ſehr vom Alter niedergedrückt fühlte, am gewiſſeſten davon überzeugt, daſs es dem Irrthum niemals mehr gelingen werde, die von ihm an das Licht gebrachte Wahrheit wieder zu unterdrücken; ja in den letzten Tagen ſeines Lebens äuſserte er zuweilen über den baldigen gänzlichen Umſturz des Pabſtthums Hoffnungen, die der Erfolg wenigſtens nicht als Weiſſagungen legitimirte." Ganz anders war das Verhältniſs der lutheriſchen Theologie gegen die Lehre der ſchweizeriſchen Reformatoren, und eben Luther fürchtete ſo ſehr ihren Einfluſs, als er ſie haſste. Die Ruhe, welche er auf die wittenbergiſche Concordie folgen ſah, blieb offenbar deshalb ſo lange ungeſtört, weil die meiſten lutheriſchen Theologen, wenn ſie ſich auch den Schweizern nicht näherten, doch die Streitfragen, über welche man ſo wüthend die Lanze gebrochen hatte, jetzt viel gleichgültiger als ehemals betrachteten. Dieſe Stimmung verrieth ſich auffallend in der Aufnahme, welche Luthers heftige Schrift, das ſogenannte kurze Bekenntniſs vom Abendmahl, bey den Theologen fand. Durch ihr gänzliches Schweigen über dieſelbe gaben ſie zu erkennen, wie unangenehm es ihnen war, daſs der unſelige Streit wieder erneuert wurde. Niemand litt mehr dabey, als Melanchthon, welchen ſein alter Freund ſelbſt im Verdacht hatte, daſs er nur auf ſeinen Tod warte, um ſich öffentlich zur ſchweizeriſchen Lehre vom Abendmahl zu bekennen. Vortrefflich hat der Vf. den liebenswürdigſten der Theologen damaliger Zeit wider die oft wiederholte Beſchuldigung, daſs er ſeine Meynung über die Nachtmahlslehre völlig geändert habe, hier vertheidigt, und hat ſelbſt diejenigen Leſer, welchen es an ſich gleichgültig iſt, wie Melanchthon über dieſelbe dachte, für dieſe Vertheidigung zu intereſſiren gewuſst, indem er die Bemerkung vorausſandte, daſs ohne eine Rechtfertigung des edeln Mannes in dieſem Punkte man den Verdacht der unwürdigſten Verſtellung und der unmännlichſten Verleugnung ſeiner Ueberzeugungen auf ihm liegen laſſen müſste.

Wenn das Verhältniſs der lutheriſchen Theologie zu dem ſchweizeriſchen Syſtem jetzt weniger beſtimmt war, als es ſchon geweſen: ſo war die Lage der proteſtantiſchen Geiſtlichen in Hinſicht auf den Staat und die Laien noch ungleich ſchwankender. Die Grundſätze, welche ehemals über das Verhältniſs zwiſchen den geiſtlichen und den weltlichen Perſonen galten, waren durchaus nicht mehr anwendbar; aber auch das Reſultat, welches ſich aus Luthers Lehre über dieſen Punkt ergab, nämlich, „daſs zwar jeder Prediger den Beruf zu ſeinem Amte von der Kirche, aber die zu ſeinem Amte gehörigen Rechte von Gott ſelbſt, wenn ſchon in einer gewiſſen Hinſicht durch Uebertragung der Kirche, bekommen habe," reichte keineswegs hin, um beſtimmte Regeln aus ihm abzuleiten. Nur ſo viel lernte man bald aus der Erfahrung, daſs durch daſſelbe ein Verhältniſs zwiſchen den Geiſtlichen und Laien begründet werden konnte, wodurch ein eben ſo drückendes hierarchiſches Joch, wie in der alten Kirche, wieder ſich aufbringen lieſse. Unter den Namen des Amts der Schlüſſel, welches ihnen übertragen ſey, maſsten ſich die neuen Diener der Kirche die willkührliche Ausübung des Bannrechtes an. Ehemals war dieſes nur in den Händen der Biſchöfe geweſen; jetzt glaubte jeder lutheriſche Dorfpfarrer es zu beſitzen.

Mancherley Umſtände wirkten freylich der geiſtlichen Herrſchſucht entgegen, welche wieder empor zu kommen drohte; aber ſie hatten im Drange der Zeit ihren Grund, und verloren, ſo wie dieſer aufhörte, ihre entgegenwirkende Kraft. Daher war es ein Glück, daſs Luther ſelbſt, das Orakel der Proteſtanten bey allen kirchlichen Einrichtungen, die Nothwendigkeit fühlte, die Amtsrechte der Prediger einzuſchränken, und ſich einigermaſsen über ſeine Lehre, daſs dieſelben ſich von Gott herſchrieben, edelmüthig hinwegſetzte. Er führte nämlich gleichſam als einen Mittelweg die Idee ein, daſs man das Bannrecht, welches ſich die einzelnen Prediger beylegten, als ein Geſellſchaftsrecht der Kirche betrachten ſolle, indem man es den Collegien übertrüge, die man auf ſeinen Rath unter dem Namen von Conſiſtorien zur Führung der Oberaufſicht über das ganze Kirchenweſen um dieſe Zeit in mehrern Ländern niederſetzte. Von dieſer Einrichtung waren keine übeln Folgen andrer Art zu fürchten, daſs nämlich die weltliche Macht ſich einer zu groſsen Gewalt über die religiöſen Angelegenheiten und den geiſtlichen Stand anmaſste, wohl aber von dem Geiſte des luth

rifchen

rischen Systems überhaupt, nach welchem sie die Oberaufsicht über die Kirche hatte. Als man dem Uebel der alten katholischen Lehre entgegenarbeitete, welches die Kirche auf den Ruinen des Staats erhöht hatte, vergaſs man auf die nachtheiligen Folgen zu schauen, welche damit verknüpft waren, daſs nun der Landesherr nicht nur ohne, sondern sogar wider den Rath seiner Theologen entscheiden konnte, was reine Lehre sey, und seiner Willkühr gemäſs Maasregeln zum Schutze der Orthodoxie ergreifen durfte. Ein groſser Theil der Bewegungen, die mit den theologischen Streitigkeiten verknüpft waren, welche der Gegenstand der Fortsetzung dieses Werks sind, schrieb sich von dieser Unachtsamkeit her. So lange Luther lebte, so lange er, die Kirche und Universität von Wittenberg, der Mittelpunkt für die Glaubenseinigkeit der Protestanten waren, bey welchen jede Obrigkeit bey streitigen Fällen anfragte, zeigte sich freylich die Schädlichkeit derselben nicht in ihrem ganzen Umfange.

Das alte Ansehn, in welchem Wittenberg als die Wiege der Reformation stand; das groſse Uebergewicht an Geist und Gelehrsamkeit, welches man seinen Theologen ohne Widerspruch zugestehn muſste; der Umstand, daſs die Prediger der neuen Kirche fast alle in Wittenberg gebildet waren, und daſs es für die Obrigkeiten äusserst bequem und beruhigend war, bey irgend einem Orakel sogleich die Entscheidung schwieriger Fälle finden zu können, alle diese Ursachen erklären leicht die ausserordentliche Rolle, welche diese Universität jetzt spielte. Allein desto eher lieſs sich auch vermuthen, daſs ein Keim der Zwietracht auf ihr und in den Geistern ihrer Lehrer eine Wurzel fassen könne, deren Zweige sich durch die ganze lutherische Kirche erstreckten.

Das Kapitel, in welchem der Zustand Wittenbergs geschildert wird, ist vielleicht der schönste Theil dieses Bandes. Wenn schon die bisher mitgetheilten Bemerkungen ein Licht geben, ohne welches die Geschichte der folgenden Streitigkeiten ein Chaos seyn würde, welches Widerwillen erregt: so wird hier durch die Bemerkung, daſs schon einige Jahre vor Luthers Tode sein Ansehn auf der Universität in eben dem Grade gesunken sey, als Melanchthons Einfluſs stieg, und durch die angeführten Gründe, warum dies eine Partey in Wittenberg so sehr übel nahm, auf eine meisterhafte Weise die Quelle beleuchtet, aus welcher die ersten von den folgenden theologischen Streitigkeiten hervorgingen.

Zuerst werden mit lebendigen Farben die Zeichen geschildert, an welchen das Sinken des Einflusses von Luther bemerkt wurde, so ungern man es sich selbst gestand, so gern man es in Wittenberg vor dem übrigen protestantischen Deutschland verbergen wollte: dann findet man die Ursachen entwickelt, warum das Ansehn des verehrten Mannes verringert erschien. „Er hatte länger als zwanzig Jahre hindurch die erste Rolle auf der Universität gespielt, und sich dadurch ein Uebergewicht erworben, durch das alle seine Collegen in eine wahre Abhängigkeit von ihm hinabgedrückt worden waren. Aber dies Uebergewicht ertrug man ohne Unwillen und diese Abhängigkeit fand man nicht beschwerlich, so lange Luthers Geist in der Fülle seiner Kraft noch lebendig war. Die Bewunderung dieser Kraft, womit er ein Werk, zu dem vielleicht keiner seiner Zeitgenossen Stärke genug gehabt hätte, unternommen und fortgeführt, und das Erstaunen über die unermeſslichen Wirkungen, die sich in dem Zeitraum dieser zwanzig Jahre schon über ganz Europa davon verbreitet hatten, lieſs in der Seele der Menschen, die in irgend einer Verbindung mit ihm standen, weder Miſsgunst noch Eifersucht über ihn aufkommen. Man war vielmehr stolz darauf: nur in irgend einer Verbindung mit dem Manne zu stehen, dessen Namen in jedem Munde, und dessen Ruf durch alle Länder erschollen war. Es läſst sich leicht glauben, daſs Luthers Geist auch mit gröſserer Kraft auf die Menschen in seiner Nähe und zunächst auf seine Collegen wirken mochte. Diese fühlten zugleich am lebhaftesten, wie vortheilhaft sein groſserer Einfluſs für die Universität wurde, und wuſsten am besten, wie er dazu gekommen war, nämlich nur dadurch, weil er überall voran stand, wo gehandelt, sich immer an die Spitze stellte, wo etwas gewagt werden muſste, und von jeder Arbeit, von jeder Gefahr, von jedem Kampf, der zu bestehen war, immer auch den gröſsten Theil übernahm. Aber was noch ungleich mehr austrug — dieser erste Mann in ihrem Kreise war auch in der schönern Zeit seines Lebens so guter Mensch, so thätig für jeden einzelnen, dem er helfen und dienen konnte, so warmer Freund seiner Freunde, und bey seiner Gesundheit, bey seiner verdachtlosen Offenheit, bey seiner Gutherzigkeit so leicht zum Freund zu bekommen, daſs man sich in keinem Verhältniſs von seinem Uebergewicht gedrückt fühlen konnte. Dies trug ja wohl am meisten aus; denn sobald sich dies verändert hatte, so wurde auch alles in Wittenberg anders."

„Leider! muſs man sagen, daſs sich zuerst *dies* veränderte! Von den Arbeiten und Sorgen des geschäftigsten und unruhigsten Lebens erschöpft war Luther fast etwas vor der Zeit vom Alter übereilt worden: und der alte Luther war nicht mehr so leicht zu ertragen! Das Alter hatte zwar seinen Geist nicht niedergedrückt; aber es hatte sein Herz ausgetrocknet und kalt gemacht; er war mürrisch und finster, verschlossen und argwöhnisch geworden! u. s. w."

Ein schönes Gegenstück zu diesem Gemälde des alten Luther ist die Schilderung Melanchthons, welchen der Vf., wir dürfen nicht sagen mit *Vorliebe*, weil man mit diesem Worte schon den Gedanken an Parteylichkeit verbinden könnte, aber mit wahrer Liebe sein ganzes Werk hindurch behandelt hat. Sie gründet sich auf eine Verwandtschaft der Geister. Aechte Bescheidenheit, welche sich in der Resignation zeigt, daſs man sich in seinem Selbstgefühl irren könne; eine Vielseitigkeit des Urtheils, die ohne ein mildes Feuer des Geistes und Herzens nicht möglich ist; eine Kühnheit der Meynung, wo es endlich gilt,

aber

aber entblöfst von der Keckheit, die sich selbst gefällt; diese Züge in Melanchthons Charakter, durch eine harmonische Ausbildung seiner ganzen Natur und durch eine ausgebreitete Gelehrsamkeit veredelt, scheinen auch bey dem Vf. dieses Werks besonders charakteristisch zu seyn.

„Zu eben der Zeit, sagt er von seinem Liebling, kehrte sich alles in Wittenberg, was sich von Luthern abwandte, gegen Melanchthon hin; und diesem allein fiel alles zu, was Luther von der freywilligen Achtung seiner Mitbürger und Collegen besessen hatte. Melanchthon hatte bisher immer in allen öffentlichen Angelegenheiten der Kirche und der Universität nach Luthern und meistens neben Luthern das wichtigste gethan. Er hatte für die letzte im Besondern vielleicht mehr als Luther gethan, und mehr als dieser zu ihrem Flor und zu ihrer Aufnahme beygetragen. Sein Name wurde auswärts mit eben so vielem und zum Theil mit gröfserm Ruhme, als Luthers Name genannt, wenn schon sein Ruf vielleicht nicht so weit verbreitet war. Aber in dem kleinern Zirkel, in welchem er lebte, war er nie mit einem Menschen in nähere Berührung gekommen, den er sich nicht durch einen grofsen oder kleinen Dienst verpflichtet, den er nicht durch seine Demuth und Bescheidenheit gewonnen oder beschämt, und dem er nicht Zutrauen oder Zuneigung, wenigstens auf Augenblicke, abgezwungen hätte. Dadurch hätte Melanchthon schon längst den *wahren* ersten Platz in der Achtung wie in der Liebe seiner Collegen und Mitbürger erwerben können, wenn er sich nicht auch hierin, wie in allen andern, selbst Luthern nachgesetzt, sich bey jeder Gelegenheit mit der aufrichtigsten Ehrfurcht unter ihn hinabgestellt, und auch damit auf die Richtung der öffentlichen Meynung eingewirkt hätte. Nun aber war es ihm auch desto weniger möglich, ihre Richtung wieder umzulenken, da sie sich einmal selbst von Luthern abgewandt hatte. Es kam nämlich noch ein besonderer Umstand hinzu, der sie am stärksten zu ihm hinzog. Ganz Wittenberg wufste, dafs Melanchthon der wärmste und treuste, wie der thätigste und wichtigste, von allen Freunden Luthers gewesen war. Ganz Wittenberg wufste, dafs er alle seine Arbeiten und Beschwerden, alle seine Sorgen und Gefahren meistens mehr als zur Hälfte mit ihm getheilt hatte. Aber nun war auch ganz Wittenberg Zeuge, dafs er von den Wunderlichkeiten des veränderten alten Mannes am meisten litt, und doch dabey die gröfste Geduld mit ihm hatte, dafs er von seinen Launen, von seiner Reizbarkeit, von seinem Argwohn am meisten ertragen mufste, und doch dabey allen seinen übrigen Freunden noch das Beyspiel der dankbar-kindlichsten Hochachtung Luthers und der zartesten Schonung seiner Schwächen gab. Dieser Anblick zog vollends die Neigung aller bessern Menschen in ihrem Kreise mit einer Gewalt zu ihm hin, der sich seine Bescheidenheit kaum noch entziehn konnte. Man hielt sich verpflichtet, ihn für dasjenige schadlos zu halten, was ihn dies Betragen, wie man glaubte, kosten müfste, und man glaubte es nicht besser thun zu können, als wenn man ihn jetzt schon sehen liefs, wie gern man ihm einst die ganz erste Stelle, die Luther bisher auf der Universität behauptet hatte, einräumen würde, und jetzt schon einräumen zu dürfen wünschte."

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Kircher: *Hinsicht auf die Arzneywissenschaft in Beziehung auf den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem Veterinar-Einrichtungen und deren nöthige Verbesserungen betrachtet werden müssen.* Von D. *J. H. Schmidt.* 1798. 60 S. 8. — Wie sehr der Vf. dieser kleinen Schrift, der sich in derselben sehr bemüht, sich als einen excentrischen Kopf zu zeigen, nur dafs er nicht, wie gewöhnlich, *über* das Centrum hinaus zu eilen, sondern *unter* demselben zu verbleiben strebt, im Stande sey, eine prüfende Uebersicht der Arzneykunde in Hinsicht auf seinen Zweck zu geben, davon mag folgende Darstellung des Brownschen Systems unsern Lesern zur Probe dienen. „*Jedoch haben manche Neuerlinge unter den Aerzten das antiphlogistische System* (der Chemie) *in die Arzneywissenschaft herübergetragen, und es daselbst benutzen wollen. Brown, ein englischer Arzt, den die Geissel der deutschen Kritik zur Ehre Deutschlands hinlänglich gezüchtigt hat, läfst die Körper lebender Menschen und Thiere, nach dem neuen Systeme der Chemie* (auf welches der Vf., wie auf alles Neue, sehr übel zu sprechen ist, denn so viel man aus dieser Schrift urtheilen kann, ist ihm Selbstdenken und blindlings am Alten kleben, ohne das Neue zu kennen und zu prüfen, einerley), *bald gesauerstofft bald gekohlenstofft werden, und daher Gesundheit oder Krankheit entstehen wie diese oder jene Modification es mit sich bringt;*(.) *So unsinnig wie die ätiologische Krankheitsentwickelung der Art ist* (an die bekanntlich *Brown* nie gedacht hat), *eben so unsinnig ist auch die darauf gegründete Heilung derselben, oder ihre Therapie. Im gesauerstofften, im sthenischen Zustande* (im gereizten, kraftvollen) *gelten alle sogenannten schwächenden Mittel;*(.) *dahin werden gerechnet,*(:) *Aderlässe, Purganzen, auflösende kühlende Salze, sogar mitunter sehr unbestimmt kühles Verhalten und Kälte überhaupt:*(.) *Im gekohlenstofften*(,) *im asthenischen*(,) *Zustande* (*beym Mangel der Reizbarkeit, bey Schwäche, bey Erschlaffung*) *gelten alle sogenannten stärkenden Mittel, Wein, Branntewein, starke Fleischbrühen, China, oftmals sogar, was zu verwundern ist, Opium.*" — Wer eine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Arzneykunde schreiben und über das Brownsche System aburtheln will, sollte doch billig die ersten Linien desselben kennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs* vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel. Vierter Band. *Oder: Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode* bis zu der Einführung der Concordienformel. Von Dr. *G. J. Planck*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Man konnte leicht voraussehn, dass mit Luthers Tode, wann nun Melanchthon den ersten Platz einnahm, sich vieles ändern werde, weil der Geist dieser beiden Männer so sehr verschieden war. Allein der milde Charakter des letzten, welcher nur sanfte Umwandlungen verstattete, hätte die Furcht vor allen heftigen Erschütterungen verbannt, wenn nicht ein Umstand hinzugekommen wäre, von dem sich schon damals Gefahr zeigte, wenn gleich nicht nach ihrer ganzen nachherigen Verderblichkeit. In Wittenberg und dessen Nähe hatte sich eine Partey gebildet, welche grösstentheils aus Männern bestand, die ihre eigne Kraftlosigkeit fühlten, aber als sklavische Nachahmer Luthers für ausserordentliche Geister gelten wollten, und nach dem Tode des grossen Mannes mit seinen Reliquien zu prangen hofften. Sie sahn gleichsam ihr ganzes Daseyn vernichtet, wenn jene Veränderung im Ansehn Luthers und Melanchthons vollendet wurde. Menschen ihrer Art würden gern auch jenen eigennützig aufgeopfert haben, wenn sie hätten hoffen können, den Melanchthon jemals so zu spielen, wie sie den Luther spielten. Eine gewisse grelle Originalität an diesem, welche sich nachmachen liess, war an jenem nicht zu entdecken: als Lutheraner konnte man etwas bedeuten, aber als Melanchthonianer konnte man nicht gelten, ohne ein Melanchthon zu werden.

Noch während Luthers Leben führte diese Partey einen tückevollen Krieg wider Melanchthon; aber sie schwur ihm den tödtlichsten Hass, als die Universität Wittenberg, welche durch jene politische Revolution, die den Zustand des ganzen Kurfürstenthums veränderte, zu ihrer Freude zerstört war, da sie keine Rolle mehr auf ihr zu spielen hoffen durften, bloss durch seine Rückkehr auf den ersten Ruf des neuen Kurfürsten Moriz von neuem zu blühen begann. In der Entfernung von Wittenberg sann sie nun auf die gehässigsten Angriffe wider Melanchthon, und die Bewegungen, welche in Sachsen durch das Interim seit dem Reichstage zu Augsburg vom Jahr 1548 entstanden, mussten die erste Gelegenheit dazu hergeben.

Mit der Erzählung dieser Bewegungen beginnt eigentlich die Geschichte der theologischen Streitigkeiten, welche der Handlung und des Lebens mehr in sich fasst, als manche Leser vermuthen mögen. „Es wird des lebendigen und des leidenschaftlichen Handelns, es wird also auch noch Verwicklung und Abwechslung genug darin vorkommen, denn auch die weitere Bildung unsers Lehrbegriffes war nicht das Werk einer ruhigen Untersuchung, oder eines kälter gewordenen gelehrten Speculationsgeistes, sondern des heftigsten Streitgeistes. Dieser Geist, der unter dem Kampf mit den Katholiken erstarkt war, brauste jetzt in den lutherischen Theologen immer noch fort, suchte sich jetzt, da er mit jenen fertig zu seyn glaubte, neue Nahrung, und schuf sich neue Materie, wurde eben dadurch auf mehrere bisher von ihm übersehene Punkte hingeleitet, und mit unter auch durch gekränkte Eigenliebe, gereizte Eitelkeit, beleidigten Stolz und durch andere noch untheologischere Motive dieser Art verleitet, sich bey der Bestimmung der Form, die er dem Lehrbegriff zu geben strebte, mehr nach der Convenienz seiner Leidenschaft als nach demjenigen zu richten, was ihm reiner Eifer für die Wahrheit hätte eingeben mögen."

Der Kaiser hatte erwartet, dass der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, welcher in so enger Verbindung mit ihm stand, und ihm so viel verdankte, zuerst das Interim unbedingt für seine Länder annehmen werde. Allein dieser liebte vielleicht die neue Lehre selbst zu sehr, um einem solchen Ansinnen sich gänzlich willfährig zu bezeigen, war wenigstens zu klug, um den Hass der Protestanten noch mehr auf sich zu laden, und indem er seine neuen Unterthanen noch stärker wider sich reizte, sich der Gefahr auszusetzen, dass er nie zum ruhigen Besitze seiner kaum gewonnenen Herrschaft gelange. Trefflich hat der Vf. den Sinn der Unterhandlungen entwickelt, welche der Kurfürst über eine beschränkte Annahme des Interim in seinen Ländern mit den Theologen und mit den Ständen derselben, so fein als unermüdet anknüpfte und fortspann. Ueberhaupt ist der so oft verkannte und verabscheute Moritz, über welchen man der heftigsten Sprache der Leidenschaft Jahrhunderte nachsprach, nie so unparteyisch, mit solchem Fleiss und mit solchem psychologischen Scharfsinne nach allen Seiten seines Charakters und Handelns beleuchtet worden, als in diesem historischen Werke.

Man hat dabey die besondere Freude, dass ein Schriftsteller, der allenthalben die liebenswürdigste Offenheit verräth, dem verworrnen Gange eines der schlausten Fürsten so gut nachzuspüren weiss, und ihn fast immer in seinem Dunkel unschuldig findet. Er hat in Beurtheilung des Kurfürsten in einem glänzenden Lichte jene Eigenschaft gezeigt, ohne welche keine historische Kritik glücken kann, dass nämlich dem Forscher alle möglichen Gründe gegenwärtig sind, nach welchen ein Mann von bedeutender Kraft und in einer wichtigen Lage kann gehandelt haben, und dass er sich gleichsam scheut, in den menschlichen Handlungen auf gewisse Extreme zu kommen, da sie fast immer ein Gewebe so tausendfacher Eindrücke und Rücksichten sind. Man sollte kaum glauben, dass dergleichen grelle Urtheile, die im täglichen Verkehr aus leicht zu erkennenden Ursachen auch den sehr gebildeten Mann wohl überraschen, so häufig bey Historikern vorkommen, bey Männern, welche durch die Kunde vom Sinne so vieler Zeitalter und Nationen, so zahlloser Individuen, vielseitige Milde des Urtheiles zuerst hätten gewinnen sollen.

Die ruhige Erforschung der urkundlichen Denkmale jener Verhandlungen des Kurfürsten mit seinen Ständen und Theologen, und der neuen Kirchenordnung, welche die Frucht derselben war, führt den Vf. dann zu dem Resultat, dass trotz den Vorschriften, die man für Sachsen aus dem Interim in Hinsicht auf den äusseren Cultus und das Cerimonienwesen aufnahm, im Zustande des sächsischen Religions- und Kirchenwesens nichts wesentliches verändert wurde. Selbst wider das irrige, welches sich den aufgenommenen Einrichtungen in der Ansicht der Katholiken angehängt hätte, verwahrte man sich auf das sorgfältigste. Mit besonderer Wärme zeigt der Vf., dass die ächt-lutherische Rechtfertigungslehre durch die neue Kirchenordnung gänzlich ungekränkt blieb.

Wenn dennoch durch diese nicht nur in, sondern auch ausser Sachsen Bewegungen entstanden, welche eine förmliche fast dreyssig Jahre fortdaurende Spaltung zwischen den Theologen der Partey nach sich zogen: so findet man ausser den allgemeinen Gründen, die in der Spannung der Lutheraner überhaupt gegen den Kaiser und gegen den Kurfürsten Moriz lagen, eine besondre Ursache in dem Umstande, dass fast alle protestantische Stände in Oberdeutschland zur *unbedingten* Annahme des Interims gezwungen waren, und die Prediger, welchen ihr Gewissen es nicht erlauben durfte, sich in eine solche neue Ordnung zu fügen, nun als Märtyrer im Reich umherirrten. Unwillen erregte es daher in einem hohen Grade ausserhalb Sachsen, dass Wittenberg, die Mutter der Reformation, und die sächsische Kirche, die vornehmste Stütze derselben, sich auf irgend eine Weise mit dem verabscheuten Interim befassten. Durch ganz andere Antriebe aber wurden die Menschen in Bewegung gesetzet, welche in Sachsen zuerst das Lärmgeschrey erhoben. Das Gefühl, wie unbedeutend sie durch Melanchthon und dessen Freunde geworden, trieb sie zu ihrem rasenden Verfahren. Mit unparteyischer Strenge sind hier die gehässigen Antriebe entwickelt, wodurch Matthias Flacius sich an die Spitze dieser Partey drängte. Alle äussere Umstände, womit dieses verknüpft war; die Art, wie er den Streit begann; die Beschuldigungen, welche er während demselben wider die wittenbergischen Theologen vorbrachte; alles dies ist hier scharfsinnig und kunstvoll zusammengestellt, um das Beyspiel der Strenge, welches der milde Vf. hier giebt, hinlänglich zu rechtfertigen. Mit gleichem Vergnügen wird man der Erzählung folgen, wie Flacius und seine Genossen gezwungen wurden, den eigentlichen Streit allmählig bloss auf die Anklage einzuschränken, dass die Wittenberger unter dem Namen von Adiaphoren Punkte nachgelassen hätten, welche durchaus nicht gleichgültig wären, ihrem innern Gehalte nach; und wie man zuletzt, als diese Anklage hinlänglich abgewiesen war, zu der Behauptung überging, dass auch wahre Adiaphora unter den jetzigen Umständen aufhörten, es zu seyn. Gern neigt man sich mit dem Vf. auch bey dieser letzten Anklage auf die Seite der wittenbergischen Theologen. Selbst wenn man zugeben wollte, dass die üblen Folgen, welche der Geist der Zeit aus der bezeigten Nachgiebigkeit ableiten konnte, durch keine guten Wirkungen derselben konnten aufgewogen werden: so durften Melanchthon und seine Collegen doch alle Schuld dadurch abweisen, dass sie das *kleinere Uebel* statt des grössern, ein Aergerniss für den rohen Verstand statt eines neuen Religionskrieges und einer wahrscheinlich drückenden Einschränkung des protestantischen Cultus gewählt hatten. An eine wahrhafte Verletzung ihres Gewissens bey den Punkten, welche sie aus dem Interim aufgenommen, konnten nur erbitterte Feinde denken.

Man wird sich von der Geschichte dieses Streites über das Interim im ersten Buche nicht trennen, ohne zu einer Partey desselben sogleich noch zurückzukehren. Mitten in der Rechtfertigung der wittenbergischen Theologen, vernimmt man plötzlich, dass eine wirkliche Blösse Melanchthon seinen Gegnern gegeben habe. „So gewiss es nämlich Melanchthon mit seinen Collegen in Sachsen selbst zu verhindern gewusst hatte, oder vielmehr, so gewiss es ihnen hier gelungen war, durch ihre Vorstellungen noch zu verhindern, dass man um des Interims willen doch nicht weiter nachgab, und bey den neuen deshalb gemachten kirchlichen Einrichtungen nicht weiter ging, als man ohne Verletzung der Wahrheit und der reinen lutherischen Lehre nachgeben und gehen konnte; so wenig lässt sich verhehlen, dass sich doch Melanchthon zuweilen auch über die Nothwendigkeit des Nachgebens etwas zweydeutig geäussert hatte. Aus einigen dieser Aeusserungen, die ihm hin und wieder entfallen waren, konnte man ohne Sophisterey herausfolgern, dass er sich wohl selbst im Nothfall hätte entschliessen können, nicht nur für sich noch etwas mehr nachzugeben, sondern auch andern dazu zu rathen, wenn man mit aller Gewalt auf mehr gedrungen hätte." — Den Predigern im Gebiet des Markgrafen Albrecht von Brandenburg hatte er gerathen, sich nicht

nicht allzu hartnäckig einer neuen Kirchenordnung widersetzen, die doch einige Missbräuche des Cultus enthält, gegen deren Wiederaufnahme er selbst gesprochen hatte.

Alle Schuld, welche deshalb auf ihm haften möchte, entstand daher, dass er den Menschen zu viel Kraft zutraute, der Gewalt der äusseren Eindrücke nicht zu unterliegen, und selbst sie verschwand fast gänzlich, da er zugleich immer die stärksten Auffoderungen ergehn liess, sich über kein Opfer zu bedenken, das der Wahrheit gebracht werden müsse. Aber es ist unmöglich, auf ihn zu zürnen, wenn man sieht, wie er sich bey der Anklage wegen einer solchen Schuld benahm. Im Gefühl, wie es nur ein ausserordentlicher, auf allen Seiten ausgebildeter, Geist haben kann, dass vielleicht eine zu grosse Liebe zum Frieden auf das Gewicht der Gründe, die ihn bestimmten, Einfluss haben könne, so genau seine Vernunft sich bewusst war, sie abgewogen zu haben, thut er durchaus auf alle Vertheidigung Verzicht, als welche aus der einfachen Darstellung seiner Bewegungsgründe sich ergab, und bittet, dass man ihm und seinen Collegen verzeihn möchte, wenn sie wider ihren Willen gefehlt hätten. Diese wahrhaft erhabene Bescheidenheit hätte auch dem bittersten Feinde die Waffen aus der Hand winden sollen.

Der Faden der Geschichte dieser Streitigkeiten oder vielmehr derjenigen, welche sich nach Entstehung der Universität Jena an sie anknüpften, ist am Ende des ersten Buches abgerissen, und wird erst beym Anfang des dritten wieder aufgenommen. Das zweyte enthält die Geschichte eines theologischen Streites, der zu eben der Zeit an einem der entferntesten Ende des Raumes, den der Protestantismus eingenommen hatte, sich entspann, und dennoch die ganze Kirche in Bewegung brachte. Der Vf. giebt zu, dass derselbe mit dem interimistischen Handel nichts zu thun hatte, fügt aber hinzu, dass die meisten Hauptpersonen in diesem auch bey dem neuen Kampfe die Hauptrolle spielten. Osiander wenigstens, dieser eigentliche Held desselben, tritt nur in ihm auf.

Alles kam bey der Beleuchtung dieses Streites, der sich durchaus ganz aus der Persönlichkeit Osianders entspann, und an die sonderbare Gestalt geknüpft wurde, welche die Lehre von der Rechtfertigung in seinem Kopf annahm, deswegen darauf an, dass sein Charakter dem Leser sogleich in dem gehörigen Gesichtspunkt erschien. „Er war ein in einem hohen Grade aufbrausender, und in einem eben so hohen Grade aufgeblasener Mann. Er hatte treffliche Kenntnisse in der classischen und in der theologischen Gelehrsamkeit; aber er schien nie durch einen andern Beweggrund zu dem Einsammeln dieser Kenntnisse angefeuert worden zu seyn, als durch das Vergnügen, das ihm der Gedanke, mehr als andere zu wissen gewährte, und der rastlose Fleiss, mit dem er sein ganzes Leben hindurch sie zu vermehren fortfuhr, hatte keine andere Triebfeder als den Wunsch, sich immer mehr über die Menschen um ihn her zu erheben, um von einer grösseren Höhe auf sie herab sehen zu können. Dieser ungezähmte Stolz des Mannes hatte auf die Form, welche die gesammelten Kenntnisse in seinem Kopf annahmen, einen eigenen Einfluss. Es genügte ihm nicht, nur mehr zu wissen, wie andere; sondern er wollte auch das, was andere wussten, anders wissen als sie, um sich auf mehr als eine Art auszuzeichnen; daher strebte er alles, was ihm vorkam, von einer Seite aufzufassen und darzustellen, die von derjenigen, von der es andere vor ihm aufgefasst hatten, am weitesten ablag. Zum Glück sicherte ihn sein natürlich-gesunder Verstand, dass er dabey nicht auf allzuviele und allzugrosse Thorheiten gerieth, auf die ihn sonst dies seltsame Streben so leicht hätte führen können; aber bey einigen Ideen und Meynungen brachte doch endlich seine Begierde, sich auszuzeichnen, auch seinen Verstand dahin, dass er sie in einer Form aufnehmen musste, die nur sie ihnen gegeben hatte. Natürlich setzte er dann auch auf diese den grössten Werth! Natürlich waren ihm unter allen seinen Meynungen keine so wichtig, als diejenige, mit denen ihm der Versuch, sie auf eine ihm eigene Art aufzustutzen, am vollständigsten gelungen war! Natürlich ergriff er nun auch jede Gelegenheit, sie geltend zu machen, und that es meistens mit einem Stolz, der allen voraus seine Verachtung ankündigte, die sich nur noch bedenken könnten, sie anzunehmen."

So viel wahres diese vorläufige Schilderung Osianders enthält, scheint es doch, dass ihm unrecht geschehe, wenn die auffallende Originalität seines Geistes einzig dem Hange seines Charakters, sich auszuzeichnen, zugeschrieben wird. Freylich lässt sich diese an ihm nicht leugnen, und eben so wenig wird man dagegen streiten, dass derselbe auf die Bildung seiner Ideen Einfluss gehabt habe; aber es spricht nichts wider die Vermuthung, welche am nächsten lag, dass die Eigenthümlichkeit seines Geistes auch ohne jenen Charakterzug zu auffallenden Behauptungen ihn getrieben hätte. Hiezu kommt noch, dass in der Natur der Lehren selbst, welchen er seine sonderbare Originalität aufdrücken wollte, für jeden kühnen und denkenden Kopf, welcher strebte, sie ganz zu ergründen, eben so wie in Luthers Ausdrücken über dieselben, ein mächtiger Verführungsgrund zu wunderbaren Hypothesen lag. Besonders war dies der Fall bey der Lehre von der Rechtfertigung, welche der berüchtigte Zankapfel zwischen Osiander und seinen Gegnern wurde: weiter unten werden wir noch Gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen. Zuletzt aber dünkt es uns fast hart, bey dem ungestümen Streben des Mannes nach Kenntnissen und eigenen Ideen gar keine Liebe für gewisse Theile der Wissenschaften zulassen zu wollen. Freylich war er nicht dazu gemacht, unverfälschte Neigung für die Wahrheit zu fühlen; aber darum konnte ein Geist von so feuriger Einbildungskraft ein hohes Interesse für gewisse Ideen empfinden, unabhängig von seiner Sucht zu glänzen.

Diese zu strenge Beurtheilung Osianders dauert in der ganzen Geschichte seiner Streitigkeiten fort;

besonders aber zeigt sie sich in der Ansicht seines rasenden Angriffes auf Melanchthon. Einzig aus dem Grunde, weil dieser zu einem solchen Angriffe durch seine Urtheile über Osiander nicht gereizt hatte, folgert der Vf. die *leider nur allzu natürliche Vermuthung*, wie er sich ausdrückt, dass die Absicht Osianders bey jenem Angriffe gewesen sey, dadurch alle die Theologen, welche über dem Interim mit Melanchthon zerfallen waren, und den bittersten Hass wider denselben trugen, mit Sicherheit auf seine Seite zu bringen. Allein dieser Vermuthung widerspricht durchaus die Offenheit, womit Osiander stets handelte, und der Umstand, dass er bey den verführerischen Verhältnissen, in welchen er lebte, sich nie einen erwiesen hinterlistigen Streich erlaubte, so sehr dergleichen unter den Theologen Sitte geworden, am meisten aber der Zug in seinem Charakter, dass er viel zu stolz war um sich je nach Hülfe umzusehn, und sich selbst stark genug glaubte, um jedem Gegner entgegentreten zu dürfen. Es lassen sich überdies sonst hinlängliche Gründe angeben, welche seinen Angriff auf Melanchthon erklären. Bey aller seiner Eitelkeit besass er doch so viel Stärke des Charakters, dass man in seinem Leben keine Spur von jener Schwäche findet, die bey viel grösseren und bescheidneren Männern gewöhnlich ist, wodurch sie nämlich verleitet werden, den Lobsprüchen, die sie von andern erhalten, Einfluss auf ihr Urtheil über diese zu verstatten: selbst Melanchthons günstiges Urtheil über seinen Geist und seine Kenntnisse bestachen Osianders Urtheil nicht. Zweytens ward dieser nie ungebärdiger in seinem Zorn, als wenn er die Nachbeterey berührte, durch welche sich die meisten Theologen dieser Zeit zu Sklaven Luthers und Melanchthons erniedrigt hatten: in seinem tödtlichen Hass wider jene ward er auch ungerecht wider diese. Drittens endlich waren alle umherschauende Vorsicht und Milde bey der Darlegung seiner Meynungen ihm so völlig fremd, dass sie ihm auch bey andern unerträglich waren, und darum erschienen ihm manche Tugenden Melanchthons als Laster. Schon dies war für ihn Bewegungsgrund genug, auf den verehrten Mann einen rasenden Angriff zu wagen.

Von ganzem Herzen unterschreiben wir dagegen, was Melanchthon selbst in einem Briefe über Osiander sagt: du weisst, wie rühmlich ich über ihn denke. Ich lege ihm Gelehrsamkeit und den Ruhm vieler Tugenden bey; aber sein Genie ist zu ungestüm, als dass es sich innerhalb der scholastischen Einzäumung halten liesse, und er folgt, wohin der Ungestüm seines Geistes wie ein Sturmwind ihn reisset!

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in der Rasp. Buchh.: *Reliquiae Houstounianae seu Plantarum in america meridionali a Gulielmo Houstoun* M. D. R. S. S. collectarum Icones manu propria aere incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca Josephi Bancks (Banks), Baroneti, R. S. P. asservatis. Juxta exemplar Londinense. Editio in germanica prima. 1794. 24 S. 8. Tab. 1—26.

Das Original ist 1781 in London (auf 12 Seiten und 26 Tafeln in 4.) gedruckt erschienen und von Baronet Banks verschenkt worden. Rec. hat diese Copie damit verglichen. Die Kupfer sind etwas [illegible] ausgefallen. Der Text ist getreuer Nachdruck.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Voss u. Comp.: *Die Spazierfahrt nach Machern, oder Taschenbuch und Wegweiser für die, welche von Leipzig aus den grossen und schönen Garten daselbst besehen wollen.* 1797. 111 S. kl. 8. Die geschmackvolle und natürlich schöne Gartenanlage zu Machern, wodurch Hr. Graf von *Lindenau* ein ehrenvolles Gedächtniss seines Namens und zugleich seines guten Geschmacks und seiner Kenntnisse gestiftet hat, verdiente nicht nur die schönen Vorstellungen der unterschiedlichen Hauptpartien dieses einladenden Naturgartens in solchen trefflichen ausgemalten Kupfern, als ein geschickter Künstler Hr. *Müller* in 14 Blättern davon geliefert, sondern auch eine solche, mit Geschmack und Kenntniss abgefasste Beschreibung, als der ungenannte Vf. dieser sogenannten Spazierfahrt gegeben hat. Beide Producte erheben sich in einem desto vortheilhaftern Lichte, wenn man sie mit den im J. 1796 in derselben Verlagshandlung erschienenen colorirten Prospecten von Machern — einer wahren Satire auf deutsche Kunst, und gröblichen Versündigung am guten Geschmack und der Landschaftsmalerey! — und mit der damit verbundenen Beschreibung der Naturscenen dieses Gartens vergleicht, welche im andern Extrem verunglückt und ins Gezierte, Schwülstige und Declamatorische verfallen ist, die dem Gegenstand der Beschreibung und der Simplicität der Natur ganz zuwider läuft. In dieser neuen Beschreibung aber führt ein selbstfühlendes Herz und gut gebildeter Geschmack die Sprache und hält gleichen Schritt mit den niedlichen gemalten Kupfern sowohl, als ihren bezeichneten Gegenständen. Jedem, der einmal dieselbige in der Natur besehen will, wird sie willkommen seyn und vieles beytragen, mit diesen Naturschönheiten, denen die Kunst meist auf eine versteckte Weise zu Hülfe gekommen, nicht nur sein Auge zu sättigen, sondern auch für Geist und Herz Nahrung zu schöpfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. März 1798.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs* vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel. Vierter Band. *Oder: Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode* bis zu der Einführung der Concordienformel. Vom Dr. *G. J. Planck, etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In den ersten Kapiteln des dritten Buches sind die Streitigkeiten erzählt, in welchen Major von Wittenberg und der alte Amsdorf die Hauptrolle spielten. Vortrefflich wird in ihnen, wie nicht oft geschehn ist, der Punkt herausgehoben, über welchen Major eigentlich befehdet wurde. Seine Gegner läugneten nicht, dass gute Werke überhaupt nothwendig wären, sondern nur, dass sie *zur Seligkeit* nothwendig wären; sie wollten die Nothwendigkeit derselben auf einem ganz andern Princip beruhen lassen. „Man sieht, dass doch ein Gegenstand da war, über den sich streiten liess, und über den man zu streiten Ursache hatte: und wer wird sich nicht gern daran halten, um den Unwillen und das Aergerniss zu mildern, zu dem man sich sonst so vielfach durch die Geschichte dieses Streites gereizt fühlt? Es mag auch um so weiser seyn, diesen Gebrauch davon zu machen, wo man kann, da man in der Geschichte der folgenden Händel selten mehr Gelegenheit dazu bekommt; wenigstens in der nächsten, die nun an die Reihe kommt, in der Geschichte der synergistischen Händel, dürfte dies schwerlich der Fall seyn!"

Die Theorie, welche Gegenstand dieses Streites wurde, war schon seit mehr als zwanzig Jahren eigenthümliche Lehre Melanchthons und seiner Schule gewesen. Durch den Drang der Umstände und durch seinen Hass gegen Erasmus war Luther zu dem reinen Augustinischen System getrieben worden, und auch Melanchthon hatte dasselbe, nur noch mit einer ungleich helleren Einsicht, in seinen Zusammenhang aufgenommen. Allein eben so unerschrocken, als er anfänglich sich für dasselbe erklärt hatte, legte er nachher seine veränderte Ueberzeugung dar, und anstatt dem Willen des Menschen ein völliges Unvermögen zum Guten beyzulegen, behauptete er nun, dass besonders bey dem Bekehrungswerk eines Menschen sein eigener Wille eben so nothwendig eine gewisse Thätigkeit äussern müsse, als es gewiss sey, dass er sie äussern könne.

Scharfsinnig hat der Vf. seine Vermuthung, dass Luther selbst in den späteren Jahren dieser Theorie nicht abgeneigt gewesen sey, fast zur Gewissheit erhoben, und eben so scharfsinnig sind die Ursachen entwickelt, warum diese Theorie unter dem Namen des Synergismus nun erst zum Zankapfel gemacht wurde. Die neue Universität zu Jena war errichtet, und Krieg mit Wittenberg sollte vom ersten Augenblick ihres Daseyns an ihre Losung und ihre Bestimmung werden. Laut ward dies angekündigt, indem Flacius auf sie berufen wurde. Der Synergismus entsprach aber als Gegenstand dieses Krieges vortrefflich jener Absicht. Ohne die Wahrheit zu verletzen, konnte man es bey ihm der Menge überzeugend darthun, dass die Wittenbergische Schule von der reinen Lehre Luthers sich verirret habe.

Allein die Aernte, welche man für Jena früh von diesem Streit hoffte, ward von Jena aus sogleich zerstöret, indem der dortige Lehrer der Theologie, Strigel, theils aus Ueberzeugung, theils aus Eifersucht gegen Flacius selbst ein eifriger Vertheidiger des Synergismus wurde. Verdruss darüber, dass von Jena aus dem Zwecke der Universität sogleich entgegengearbeitet würde, und unvorsichtige Aeusserungen Strigels, nachdem der Weimarische Hof selbst den Synergismus mit einem Anathema belegt hatte, mögen das gewaltsame Verfahren gegen ihn und den Jenaischen Pastor Hugelius entschuldigen; an den brutalen Misshandlungen, welche sie erfuhren, war der Hof wenigstens unmittelbar nicht schuld, und er fand bald Veranlassungen genug, das ganze Verfahren zu bereuen. Auch suchte er durch sein nachheriges Betragen gegen Strigel den Vorgang in Vergessenheit zu bringen.

Die Inquisition, welche Flacius in Jena auszuüben begann, nachdem es ihm gelungen war, die Theologen auf die Universität rufen zu lassen, welche bisher seine rüstigsten Gefährten im Kampf gewesen waren, besonders aber ihre Verfolgung gegen den gelehrten Juristen Dr. Wesenbeck in Jena, setzte den Hof in eine grosse Verlegenheit, weil das Ansehn seiner berüchtigten Confutations-Schrift dabey stets in Anspruch genommen werden konnte. Die Errichtung eines Consistoriums war die heilsame Frucht dieser Verlegenheit. Mit starken Farben ist dann auf eine gerechte Weise die Wuth der Jenaischen Theologen wider diese Anstalt geschildert, und die

die Art, mit welcher sie den Herzog Johann Friederich selbst behandelten, ist mit der Rücksicht beschrieben, wie sie nicht ganz wahnsinnig war, weil der Hof sich über alles scheute, eine Reihe seiner eignen Blössen aufzudecken.

Das Gewitter brach endlich über die Inquisitoren in Jena los; aber mit ihrer Entfernung war die Ruhe nicht wieder hergestellt; denn sie liessen einen grossen Anhang unter den Predigern des Landes zurück. „Nun kommt noch der häslichste und schändlichste Abschnitt in der Geschichte der Händel, die über den Synergismus im Sächsischen geführt wurden; denn nun folgt erst noch eine Reihe von Auftritten, die an gelehrter und an moralisch-theologischer Indecenz alles übertreffen, was man selbst nach den bisherigen noch fürchten oder erwarten kann. Glücklicherweise darf sich die Geschichte erlauben, an den empörendsten darunter mit schnellerem Schritt vorüber zu gehen, weil sie auf den Gang des eigentlich theologischen Streites kein anderes und weiteres Licht als die bisher erzählten werfen können.!! Um so eher wird es dem Rec. erlaubt seyn, hier sogleich vorüberzugehn. Mit der Entwicklung der Strigelischen Theorie, die nichts war, als der reine Synergismus der Wittenbergischen Schule, indem die Gegner den ganzen Augustinismus ihr entgegenstellten, und mit Bemerkungen über die Rolle, welche die Würtembergischen Theologen bey dem Streite spielten, schliesst dies Werk sanfter, gelehrter vielseitiger Forschung für den gegenwärtigen Band. Schwerer als in den vorhergehenden Jahrzehnden wird sich in den Kommenden ein Geist ausbilden, ähnlich demjenigen, welcher in ihm lebet, und darum ist die Hoffnung, durch diesen Vf. dieses Werk bald vollendet zu sehn, so viel werth.

Nach der Schilderung so vieler Vorzüge desselben wird es uns erlaubt seyn, ein paar Wünsche zu äussern, die sich uns lebhaft während dem Lesen aufdrangen. Zuerst leidet freylich die Manier des Geschichtforschers eine weniger gedrängte Schreibart, als die Darstellungen des Geschichtschreibers; allein die Wiederholung gewisser Gedanken und Gründe, kann nur äusserst selten rathsam seyn, und scheint hier zu oft vorzukommen. Nicht jedesmal, wann der Leser sich eine Idee wieder vorführen muss, so wie sie auch dem Schriftsteller wieder gegenwärtig war, darf sie von neuem ausgedrückt werden. Es ist die höchste Kunst bey der historischen Entwicklung, jeden Gedanken, der nicht verwischt werden darf, da und auf eine solche Weise hinzustellen, dass er zur gehörigen Zeit von selbst wieder vor die Seele des Lesers tritt. Der Vf. hat bisweilen aus zu grossem Streben, ganz unparteyisch zu erscheinen, diese Kunst nicht in Anwendung gebracht, oder vielmehr bisweilen ein überflüssiges gethan, wo sie wirklich ausgeübet war.

Dass die Provincialismen und ein zu verwickelter Periodenbau hin und wieder kleine Mängel dieses Buches sind, ist kaum einer Erinnerung werth; unser zweyter Wunsch geht auf folgenden Punkt. Bey der Geschichte eines solchen Systemes, wie der protestantische Lehrbegriff ist, kann man vollkommen alles geleistet haben, was die historische Entwicklung fodert, und dennoch kann der Leser, welchen der Schriftsteller immer in den richtigen Gesichtspunkt versetzte, in einem gewissen unbehaglichen Dunkel bleiben. Dies kommt daher, weil der blos historische Gesichtspunkt zu niedrig für die volle Aufklärung über die Bildung eines Religionssystemes ist. Wir müssen zugleich einen Wink erhalten, wie es in der menschlichen Natur lag, dass man auf diese Meynung gerieth, oder sich zu jener verirrte. Sonst kommen wir bey aller historischen Vollständigkeit nicht zur Anschauung. Lebhaft haben wir dieses bey der sonst vortrefflichen Geschichte der Lehre von der Rechtfertigung sowohl in diesem Bande, als in den vorhergehenden empfunden. Wir begreifen nicht ganz die Männer, welche sie erfanden, [illegible] fortbildeten, sich so heftig über sie stritten, weil [illegible] der höhere Gesichtspunkt nicht dargestellt ist, in [illegible] fern sie Bedürfniss der menschlichen Natur war. Sch[illegible] als junger schwermüthiger Mönch war Luther in [illegible] düstern Klostergängen von bangen Zweifeln über [illegible] ne Seligkeit gequälet worden, welche die The[illegible] von der Rechtfertigung veranlassten. Jene Tug[illegible] nämlich, welche der menschlichen Seele vorsch[illegible] als Pflicht, zeigt sich zugleich unerreichbar. [illegible] die Lehre der Philosophie, dass die Bestimmu[illegible] Menschen in steter Annäherung zu Idealen b[illegible] öffnet sich eine Kluft zwischen uns und unsere[illegible] welche ausserdem die Religion nur durch die [illegible] eines höchsten Wesens, durch welche wir ge[illegible] fertigt werden, auszufüllen vermag. Dass L[illegible] durch den Ton der symbolischen Worte: Ich g[illegible] eine Vergebung der Sünden! plötzlich eine Ruhe [illegible] aus welcher sein System gleichsam in einem Au[illegible] blick entsprang, war ein Beweis seines genialisch[illegible] Geistes; dass er aber dem Vermögen des mensch[illegible] chen Willens nichts mehr beylegen wollte, sonder[illegible] alles der Gnade Gottes, ein Beweis seines leide[illegible] schaftlichen Charakters. Wie jene Rechtfertig[illegible] des Menschen durch das höchste Wesen vor sich ge[illegible] dies sich zu erklären, scheint er nie ernsthaft bemüh[illegible] gewesen zu seyn. Osiander wollte es, weil er kei[illegible] Schranken des menschlichen Geistes dulden konnt[illegible] und so entstand seine Theorie über die Rechtfert[illegible] gung. Er hatte die ganz richtige Ahndung, dass un[illegible] serer sittlichen Natur damit nicht genug geschäh[illegible] dass uns Gott für gerecht und schuldlos *erklärt* [illegible] denn dadurch vermag kein Gott uns unsere Ruhe zu geben, sondern dass wir wirklich gerecht und schuldlos *gemacht* werden müssten. So lange er innerhalb der Grenzen des lutherischen Gedankenstromes sich halten wollte und musste, konnte er bey dieser Klippe nicht vorbeykommen, als durch die Hülfe eines mystischen Nebels. Er fand ihn in der *wesentlichen Gerechtigkeit*, welche dem Menschen mitgetheilet würde, dass nämlich Christus selbst durch eine gewisse

mysti-

mystische Vereinigung mit dem Menschen in ihn übergehe, in ihm lebe und webe nach seiner Kraft, seinem Wesen.

Ohne ein solches Anknüpfen der Lehren über die Rechtfertigung an die reine Beschaffenheit der menschlichen Natur wird man über die Geschichte derselben nicht völlig aufgeklärt, und ein ähnliches Dunkel schwebt hin und wieder über den sonst so lichtvollen Untersuchungen dieses geistreichen Geschichtforschers.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASSBURG: *Eulogius Schneider's*, ehemaligen Professors in Bonn etc., *Schicksale in Frankreich.* 1797. 247 S. 8.

Seitdem der Kopf dieses so angefeindeten deutschen Revolutions-Schwärmers unter *Robespierre's* Henkerbeil gefallen ist, haben sich einige Stimmen erhoben, die ihn nicht allein weniger schwarz schildern, als man, so lange er in Strasburg mit an dem Revolutions-Ruder stand, von ihm zu hören gewohnt war; sondern wovon ihn auch mehrere laut vertheidigen. Mögen einige dieser Vertheidiger zu der proscribirten Jakobinerpartey gehören, welche mit ultrarevolutionärer Heftigkeit noch immer das Wort für ihre Bundesgenossen nehmen; mögen andere bloss aus einem gutmüthigen Mitleiden und ohne andere Gründe sich zur Entschuldigung der meisten von denen zeigen, welche als Opfer des Terrorismus fielen: — Rec. hat Gelegenheit gehabt, in Paris selbst über diesen immer sehr merkwürdigen Menschen, manches unbefangnen Mannes Urtheil zu vernehmen und das Resultat davon, so wie das Resultat seiner eignen auf Thatsachen gegründeten Ueberzeugung, geht dahin: dass dieser von einem heftigen Temperament umhergetriebene, von Eigenliebe und Ehrgeiz verblendete und von Freyheitsschwärmerey irre geleitete, in seinen Thun und Grundsätzen immer schwankende, mit sich selbst nie einige Mann, allerdings strafwürdige Schuld über sich häufte, jedoch gewiss weniger verdammlich war, als so Manche, die entweder durch blindes Glück oder durch mehr Menschenkenntniss und Klugheit als er besass, damals und bisher der strafenden Gerechtigkeit entgingen, und dass er, von viel bösartigern Menschen als er selbst war, ihrer Rachgier allein aufgeopfert ward.

Die gegenwärtige Schrift giebt hierüber einigen Aufschluss. Sie enthält, mit ziemlicher Unpartheylichkeit behandelt, *S's.* Geschichte als Revolutionär in Strasburg, welche mit, grösstentheils aus *S.* eignen Schriften gesammelten, Actenstücken belegt ist. Ohne in die erwägende Zergliederung der angeführten Thatsachen eingehen zu können, scheint es dem Rec. der Mühe werth, den Inhalt dieser Schrift hier zu concentriren. 1791 kam *S.*, wie der Vf. sagt, auf des Prof. Blessig's und selbst auf des unglücklichen Maire F. Dietrich's Ruf und Empfehlung nach Strasburg, um unter dem damaligen Bischof Brendel die Stelle eines bischöflichen Vicars zu übernehmen, wodurch er sich denn zum gesetzlichen Mitwirker der Revolution constituirte. Seine öffentlichen Reden fanden lauten und allgemeinen Beyfall; sein Name ward den Namen der um die Wiedergeburt der Freyheit verdienten Helden beygesellt. Das schmeichelte der Eitelkeit des Mannes und bereitete gleich Anfangs seinem Ehrgeiz eine Schlinge, in welche er bald fallen sollte. Er wollte nun schon für mehr gelten; er drängte sich vor, suchte sich wichtig zu machen — und glaubte in dem Antheil, den er zunächst an einer damals gegen den bisher in Strasburg fast vergötterten Maire Dietrich erwachenden Jakobinerpartey nahm, den Weg zu seiner revolutionären Höhe zu finden. Er trat an die Spitze dieser Partey, welche zwar viel kleiner an Zahl als die Dietrichsche, jedoch durch Schlauheit ihrer angelegten Plane, und durch das unüberlegte Betragen der letzten, dieser bald überlegen ward. Die von *D.* verfügte Trennung der Volksgesellschaften vollendete den Sieg der Gegenpartey, wiewohl alle Staatsämter noch in den Händen der Partey des Maire waren. *S.* erhob sich nun in öffentlichen Reden, und in sarkastischen Gedichten und andern Schmähschriften mit solcher Insolenz gegen *D.*, dass selbst seine Partey ihn tadelte, und die Anhänger des Maire ihn wüthend verfolgten. Er musste sich einigemal ihren Nachstellungen mit Lebensgefahr entziehen. — Nach dem 10ten August 1792 erschienen Emissäre des Convents in Strasburg — und Dietrich verschwand (das nachherige unglückliche Schicksal dieses von mehrern Seiten achtungswerthen Mannes ist bekannt genug.) — Nachdem *S.* einige Monate die neue Stelle eines Gemeinde-Procurators zu Hagenau bekleidet hatte, ward er zum öffentlichen Ankläger des bürgerlichen Gerichts des niederrheinischen Departements in Strasburg erwählt, trat nun sogleich mit Reden und Circular Schreiben auf, und rückte in sein Journal, *Argos* genannt, Declamationen ein, worin er seine Liebe zu der neuen Ordnung der Dinge erklärte und zugleich dem ungezähmten Hange seiner leidenschaftlichen Seele, den diese Menschen patriotischen Eifer für die Sache der Freyheit und der Republik nannten, freyen Lauf liess. Das Wohl des Vaterlandes war das gemissbrauchte Losungswort — und Bürgerblut floss vom Schaffot. Drey junge Bauerbursche liess *S.* als Aufrührer zum Tode führen. Sein durch das neue Amt verschlimmerter Charakter und aufgereizte Leidenschaften leuchten aus seinen Publicationen nur zu deutlich hervor. Allen vormaligen und noch damals bestehenden Einrichtungen und Instituten, mochten sie den Strasburgern auch noch so werth seyn, kündigte er den Krieg an, und verfolgte Individuen mit hämischer Satire. Die Zahl seiner Gegner wuchs dadurch täglich und er brachte sie bald aufs äusserste. Schon am 1sten May 1793 erklärte die 8te Section in Strasburg durch einen öffentlich angeschlagnen Beschluss ihres Zutrauens für verlustig, und foderte von den Commissären des National-Convents seine Verbannung aus der Re-

Republik. In seinem gewöhnlichen hochfahrenden Ton vertheidigte sich S. in einem öffentlichen Anschlag gegen diesen Beschluss und belangte, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, seine Denuncianten vor Gericht. Er gerieth einigemal und namentlich, als er *auf Befehl* des Departements und der Commissäre die Guillotine in Procession begleitete und sie auf dem Paradeplatz errichten liess, in Lebensgefahr. Das Volk foderte seinen Kopf. Abermals suchte er sich gegen die Anschuldigungen mit dem zu diesem Verfahren erhaltenen Befehl zu vertheidigen; aber der Hass der Strassburger war schon zu tief gewurzelt, als dass seine Gründe hätten gehört werden können. — Sein Untergang ward beschlossen, als er in den Argos einen Aufsatz gegen die Volksrepräsentanten bey der Rheinarmee einrückte, worin er sie öffentlich der Verrätherey anklagte. Diese bewirkten bey ihrem schwachen Gegner einen öffentlichen Widerruf seiner Beschuldigungen; aber das Andenken dieser kühnen Anklage gegen einen *J. Just*, *Lebas*, *Lacoste* u. a. sollte mit dem Blut des Anklägers selbst getilgt werden; ihm ward Tod geschworen. Nach der feindlichen Eroberung der Weissenburger Linien zogen sich die eben genannten Repräsentanten nach Strassburg zurück und ihre Gegenwart ward bald durch die härtesten Volksbedrückungen fühlbar. Denunciationen und Arretirungen, Diebstähle unter dem Namen Requisitionen, waren in der Tagesordnung. Eine Revolutionsarmee ward organisirt, und eine Revolutions-Commission errichtet, wobey S. Just, Lebas und Monet die Hauptagenten waren. S. ward zum Richter bey dem Revolutions-Tribunal angestellt, mit einer von den Repräsentanten unterzeichneten geheimen Vollmacht, alles das uneingeschränkt vorzunehmen, was er zum Wohl der Republik nöthig achtete. Diese zu seiner künftigen Rechtfertigung wichtige Schrift, ward ihm aber bald darauf heimlich wieder entwendet, ohne dass der Leichtsinnige und Verblendete nur auf diesen Verlust achtete. — *S.* kannte seine unversöhnlichen Feinde und dennoch liess er sich täglich von ihnen missbrauchen. S. Just war in Strassburg, wie Robespierre in Paris derjenige, welcher dem Revolutions-Tribunal die Bluturtheile dictirte, und ihm seine Langsamkeit in deren Vollziehung vorwarf, *Schneider* (und hier zeigt sich sein Charakter von der gehässigsten Seite,) spottete in seinen Schriften mit hohnlächelnden Muthwillen, der von dem Blutgericht Verfolgten, aber mit einem sonderbaren Gemisch von gutmüthiger Schwäche, suchte er in andern Aufsätzen diese bereueten Auswüchse seiner satirischen Laune wieder zu entschuldigen. — Sein Charakter und sein Verfahren nahm nun eine bessere Richtung. Er widersetzte sich den Uebelthaten und Bedrückungen von S. Just, Lebas und ihrem mörderischen Anhange mit Nachdruck, und drohete sogar, wenn sie länger mit ihren Volkskränkungen fortführen, sie selbst gefangen nehmen zu lassen, und nach Paris vor das Revolutionsgericht zu senden. Gegen S. Just's Instruction, mässigte er die Strenge des Revolutionstribunals und verwandelte so viel möglich die Todesstrafen in Gefängnissstrafen und Geldbussen. *S.*, welcher auf diese Weise diesen Tyrannen des Volks allenthalben in den Weg trat, und folglich von ihnen weggeschafft werden musste, erhielt auf Anstiften der Repräsentanten von der Volksgesellschaft den Auftrag, im Gefolge der Guillotine aufs Land zu ziehen, um dort die Widersetzlichkeiten gegen die Annahme der Assignaten und des Maximum's zu bestrafen; — und auch in diese Schlinge fiel er. So bald er entfernt war, sammelten seine Feinde ins Geheim auf allen Seiten Beschwerden und Anklagen wider ihn — während S. zu Barr die Schwester des bekannten Stamm's heirathete, die ihm, nach ihrer eignen Erklärung freywillig die Hand gab. In der Nacht nach seiner Verehelichung ward er eingezogen, am andern Mittage, ohne verhört oder auch nur eines Verbrechens bezüchtigt zu seyn, in Strassburg an die Guillotine zur Schau gestellt, noch an demselben Abend geschlossen nach Paris abgeführt und dort in die Abtey gesetzt. Selbst seine erklärtesten Feinde äusserten öffentlich ihr Missfallen über diese Procedur der Commissarien; — aber dabey blieb es; von nun an war von ihm nicht weiter die Rede, und er ward dem ihm von S. Just zubereiteten Schicksal überlassen. — Die erst nach seiner Ausstellung an die Guillotine, in einem von S. Just und Lebas unterzeichneten Urtheil angegebne Ursache dieser Bestrafung war, weil *S.* in einem sechsspännigen von Gardisten begleiteten Wagen in Strassburg hineingefahren sey. — Dieser Vorgang aber verhielt sich so: an einem Regentage im November fuhr *S.* mit seiner jungen Frau auf einem mit acht Personen beladenen Wagen von Barr nach Strassburg: um diesen Transport zu erleichtern, hatten die Bauern in Barr *freywillig* sechs Pferde vor den Wagen gespannt, einige Gardisten hatten, um ihn als Hochzeiter nach Landesgebrauch zu ehren, den Wagen begleitet und bey der Einfahrt in Strassburg die Wache salutirt. — Von seinem Schildträger S. Just inspirirt, stand Robespierre in Paris nun selbst als *S.* Ankläger auf, wogegen dieser ein freymüthiges Schreiben an R. drucken liess. Dieser kühne Schritt eines dem Tode Geweiheten erregte in Paris allgemeines Aufsehen; blieb aber ohne Folgen. Neue unerwiesene Anklagen wurden von Strassburg gegen ihn geschmiedet und an das Pariser Revolutions-Tribunal gesandt, selbst Bestechungen wurden angewandt — und nun gelang seinen Feinden der Streich. *Schneider's* Kopf fiel am 12ten Germinal (im März) 1794 unter der Guillotine. — Die in der hier abgedruckten Sentenz des Revolutions-Tribunals gegen *S.* enthaltenen Scheingründe und offenbaren Lügen werden von dem Vf. der Schrift widerlegt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. März 1798.

GESCHICHTE.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Briefe aus Frankreich an einen Freund in London, von dem Monat November 1794 bis zu dem Monat May 1795.* Von *Watkin Tench*, Major bey den Seesoldaten, zuletzt am Bord Sr. Grossbrittannischen Majestät Kriegsschiff der Alexander. *Aus dem Englischen.* 1797. 212 S. 8.

Von dem Zustand der französischen Marine sind wir gewohnt, mit Herabwürdigung oder gar mit tiefer Verachtung reden zu hören. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die Berichte eines Mannes, welcher mit Unbefangenheit, Sachkenntnifs und mit ruhiger Prüfung über diesen so wichtigen Gegenstand der jetzigen Politik und Geschichte urtheilt, und jeden Verdacht von Parteylichkeit schon durch seine Lage, als ein von den Franzosen gefangner *englischer* Seeofficier, mehr aber noch durch seine Berichte selbst, von sich entfernt.

Hr. *T.* ward am 6. Nov. 1794 mit dem 74 Kanonenschiff Alexander, in dem Seetreffen zwischen dem Rearadmiral *Bligh* und dem Contreadmiral *Neuilly* gefangen. Gegen den Befehl der französischen Befehlshaber, ward er im ersten Tumult des Sieges von den französischen Matrosen und Seesoldaten aller seiner Effecten beraubt, und die Behandlung auf dem Schiffe Marat, so wie auf dem Gefangenschiff, war, ohne gerade persönlich beleidigend für ihn zu seyn, nicht dazu geeignet, einen Engländer zu befriedigen. Er klagt besonders über die eckelhafte Unreinlichkeit der Tafel, über den Mangel an Ruhe, über Zudringlichkeiten der französischen Seesoldaten; er klagt aber ohne Bitterkeit, und in seinen ersten Klagen mischt sich schon die Anerkennung der französischen, so fühlbar gewordenen, Uebermacht und Vortheile ihres Kaperkrieges gegen die Engländer. — Alles, was er ansichtig ward, waren englische Manufacturwaaren — und „Prise, Prise" war die Antwort auf alle seine Anfragen. — Er tadelt die Maasregel der englischen Marine, das Kreuzen der Fregatten allein auf den Kanal einzuschränken und wegen des Meeres unbesorgt zu seyn. — Entscheidend ist zwar bis jetzt das Uebergewicht der englischen Seemacht über die französische; — doch dürfte die Anstrengung der Franzosen, ihre Energie, ihr Muth, das Emporstreben ihres kriegerischen Geistes, dieses Uebergewicht der englischen Seemacht, bald zum Gleichgewicht bringen. Alles läfst sich von der Wiederkehr des Friedens zum Vortheil der französischen Marine erwarten. An sich selbst ist schon die Bauart der französischen Schiffe, in manchen Theilen, besonders des Schiffbodens (Ursache des schnellern Segelns) besser, als die englische: die Wissenschaft des Schiffbaues wird in Frankreich theoretischer und mit mehr fortschreitender Sachkenntnifs, als wie in England, getrieben, wo Nationalstolz, Eigensinn und Vorurtheil manchen Verbesserungen, wozu die Franzosen Muster liefern, in den Weg treten (wie dies alles auch die in England zur Verbesserung des Schiffbaues errichtete Gesellschaft mehrmals gestanden hat).

Verrätherey, verbunden mit der Unwissenheit, Hartnäckigkeit und Freyheit des die Flotte beherrschenden Conventsdeputirten *Jean-Bon St. André*, geben die französischen Seeofficiere, als die Ursache ihrer grossen Niederlage vom 1. Junius an. Dieser Mensch hatte alle Besinnung verloren, und sich, bis das Gefecht zu Ende war, im Schiffsraum versteckt. Der Admiral *Villaret de Joyeuse* wollte das Treffen erneuern; der Deputirte verhinderte es aus Feigheit, — doch wahrscheinlich zum Glück des Restes der französischen Flotte. Der Vengeur war das einzige französische gesunkne Schiff — (gegen Lord *Howe's* Bericht, welcher zwey feindliche Schiffe als gesunken angab).

Die Seedisciplin der Franzosen ist strenge und wirksam. In fünf Wochen sah der Vf. nur ein Beyspiel von Ungehorsam auf dem Schiffe Marat. Ein Soldat hatte sich geweigert, einige der gewöhnlichsten Seedienste zu thun. Das Kriegsrecht (*conseil de discipline*), verurtheilte ihn zum dreymonatlichen Gefängnifs auf dem Lande; ohne auf seine Entschuldigung der Unkenntnifs des Gesetzes, oder darauf zu achten, dafs er sich freywillig zu dienen verbindlich gemacht und deshalb geglaubt hatte, nicht zu demjenigen gezwungen werden zu können, was nur der Erfolg eines freyen Willens seyn müsse. — Die Gesetze der französischen Marine sind sehr bestimmt und speciel. Das *Conseil de marine* kann nur Unterofficiere und Gemeine strafen. Die Officiere des Etatmajor werden von einem aus Officieren bestehenden Kriegsrecht gerichtet. Keins dieser Gerichte kann zum Tode verdammen; das gehörte (damals) zur Competenz des Revolutionstribunals. Die andern Strafen sind das Stripsen (oder Geisseln) mit einer aus neun dünne geflochtenen, mit Knoten abgetheilten und am Ende mit einem Stückchen Bley versehenen Stricken bestehenden Geissel, wobey aber die Zahl der Streiche eingeschränkt ist: ferner das Laufen durch Riemen oder Stricke; Untertauchen von der grossen Segelstange; Gefängnifs am Lande oder in der Löwenhöle (der

(der Bootsmanns Vorrathskammer). Abzug des Soldes und Cassation. Officiere können nur mit den drey letztern Strafen belegt werden. Bey Leistung des Seedienstes darf kein französischer Bürger geschlagen; aber *gestossen* kann er werden, so viel es für nöthig gehalten wird. Für eine gegebene Ohrfeige würde ein Officier cassirt werden; aber den Kopf des Matrosen so gegen die Schiffsseite zu stossen, dass die Nase gequetscht wird, oder ihm die Zähne einzustossen — ist erlaubt. — Der Sold ist im Ganzen unzulänglich und veranlasst Klagen; doch aber bestätigen alle französische Seeleute, dass alle Classen besser bezahlt werden als unter der königlichen Regierung, und dass der republikanische Seesoldat besser gekleidet, genährt und gehalten wird. Das Tractement der Officiere ist hinreichend und dem Range eines jeden angemessen. Die Matrosen sind in Absicht des Soldes in vier Classen getheilt: die erste Classe erhält $40\frac{1}{2}$ Liv.; — 2te Cl. $36\frac{1}{2}$ Liv.; — 3te Cl. $33\frac{1}{2}$ Liv.; — 4te Cl. $30\frac{1}{2}$ Liv. monatlich. — Zwey Drittheile jeder Beute werden in eine allgemeine Casse gelegt, in welche sich die ganze Seemacht theilt; $\frac{1}{3}$ theilen, nach einem gesetzlichen Verhältniss diejenigen unter sich, welche die Beute gemacht haben. Diese letztere Einrichtung mit der $\frac{1}{3}$ Theilung, wünscht der Vf. auch bey der englischen Marine eingeführt zu sehen, wo, wie er sagt, diese wichtige Belohnung der Seegefahren, mit der grausamsten und beschimpfendsten Verachtung der Gefühle und Bedürfnisse der untern Classen ausgetheilt wird. — (Bekanntlich war diese Beschwerde einer der Gegenstände des letzten Aufstandes der Seeleute in England: aber — *Parker* und die Menge der Delegaten sind ja todt — und folglich wird die Beschwerde vor der Hand wohl vergessen und an ein *directe justitiam moniti* nicht weiter gedacht werden!). — Jedes 74 Kanonenschiff hat einen Wundarzt und fünf Gehülfen; aber es ist Mangel an guten chirurgischen Instrumenten und an Arzeney; deswegen auch die Officiere, welche Prisen machen, besonders angewiesen sind, auf diese Gegenstände vor allen zu achten. — Das alte französische Marinecorps ist abgeschafft; dagegen sind Linientruppen, starke, gesunde junge Leute eingeschifft, welche den allgemeinen Verordnungen des Schiffsvolks untergeordnet sind und unter den unbeschränkten Befehlen der Seeofficiere stehen. — Die Mundprovisionen in Fleisch und Gemüsen werden, nach der hier angegebnen speciellen Notiz, Decadenweise, reichlich vertheilt. Täglich wird frisches Brod, $1\frac{1}{2}$ Pfund auf den Mann, gebacken, und kann es bey sehr bösem Wetter nicht geschehen, so erhalten die Leute die nämliche Portion sehr guten Schiffszwieback. Unter der alten Regierung bekamen sie schlechtes schwarzes Brod. Diesen Unterhalt zieht der Vf. dem Unterhalt der englischen Seeleute vor. — An guten Matrosen ist Mangel; viele 1000 wurden zu Landsoldaten ausgehoben und an die Grenze geschickt. — Jedes Schiff ist auf Staatskosten mit kostbaren Seekarten von allen Theilen der bekannten Welt versehen; besonders vortrefflich und genau sind die von England und dessen Küsten, bis zu den kleinsten Häfen u.s.w. — An dem Admiralsschiff werden alle von Paris schriftlich eingesandte officielle Bülletins gedruckt und an jeden einzelnen Mann vertheilt. — Die französischen Schiffssignäle stehen den englischen an Einfachheit, Genauigkeit und Verständlichkeit zwar nach; aber die Franzosen sind gewandter im Geben und Beantworten derselben. Diesen Seedienst versieht das Corps der *Pilotins* eigends an jedem Schiffe. — An Vorräthen zur Ausrüstung fehlt es hie und da auch den französischen Schiffen sehr. — Der Vf. wirft es der englischen Flotte als ein unverzeihliches Versäumniss vor, im Jun. 1794 die grosse amerikanisch-französische Flotte aus der Acht gelassen zu haben. Die Rettung derselben durch *Villaret*, war zugleich die Rettung Frankreichs. Wäre (nach *Villarets* Aeusserung) die englische Flotte zurückgekehrt, als sie die französische, welche am 9. Jun., um sie von der Küste entfernt zu halten, Jagd auf sie machte, aus dem Gesichte verloren hatte, und hätte sie sich eine kurze Zeit auf ihrer Station gehalten; so wäre die amerikanische Flotte für Frankreich verloren gewesen. — Gegen alles Versprechen nach Quimper gebracht zu werden, mussten der Vf. und Admiral *Bligh* noch lange auf dem abscheulichen Gefangenschiff bleiben. An allen Bedürfnissen litten sie, ja sogar Hunger; wurden aber auf die dem französischen Admiral zugesandte Klagen der Gefangenen, wieder besser gehalten und verpflegt.

Bey der unglücklich ausgefallnen Expedition der französischen Flotte im Anfang 1795, wobey sie 5 Schiffe von 74 Kanonen verlor, würden bey einem stärkern Sturm aus Süd-Süd-West, die baufälligen und lecken französischen Schiffe, wie Hr. *T.* sie nennt, wahrscheinlich alle zerstört worden seyn. Die Seeofficiere hatten sich alle nachdrücklichst gegen diese Expedition erklärt, und ihren unglücklichen Ausgang vorher gesagt: allein die bestimmtesten Befehle aus Paris entschieden. — Die englichen Truppen, welche damals mit einem Transportschiffe von den Franzosen aufgefangen wurden, waren von so elendem Aussehen, dass der Anblick den Vf. schamroth machte. „Sind *das*, fragte man ihn, die Krieger, welche nach Paris marschieren sollen?“ — Der 21. Januar ward an den Schiffen, jedoch mit sehr verschiedener Stimmung der Theilnehmer, mit Pomp gefeyert. „Des Königs Tod,“ sagte ein Officier leise zu dem Vf., „erfüllte die Herzen der meisten Franzosen mit Bestürzung und Grausen, troz dem Schleyer, den der Convent über die wahren Gefühle des Volks warf.“ Von der Königinn sprach eben dieser Mann mit Verachtung.

Nach viertehalb monatlicher Schiffsgefangenschaft ward Hr. *T.* mit dem Adm. *Bligh* endlich ans Land und nach *Quimper* gebracht, wo er frey herumgehen durfte und viel besser behandelt ward, als die erste stolze Begegnung des Commissärs der Kriegsgefangenen versprach. — Die Nachrichten von dieser Reise, von dem Zustand und der Ansicht des Landes, von der Stadt *Quimper*, den dortigen Gesellschaften, Sitten

ten u. s. w. sind interessant und mit vielen Anekdoten gemischt. Rec. will noch einiges auch hievon ausheben. — Der Vf. wurde ungehindert in allen, aus den verschiedensten Parteyen bestehenden Gesellschaften eingeführt. Er ärgerte sich darüber „Damen von Stande mit dem bäurischen Titel *Citoyenne* anreden zu hören; „*Madame*, ward nur halblaut ausgesprochen, und es herrschte unter der republikanischen Partey die Sitten der *Sansculottes*. Der leidenschaftlichste Spielgeist beherrscht die Gesellschaften. — Der Conventsdeputirte von der am 31. May gemordeten oder proscribirten Girondisten Partey, *Karvelegand*, war in Quimper und wird von dem Vf. sehr gerühmt. — Selbst von dem neu ankommenden Deputirten *Guermeur* ward dem Vf., so wie überhaupt, mit Auszeichnung begegnet. — Im Ganzen war in diesem Theil von Bretagne, die Stimmung antirepublikanisch. Das nachher falsch befundene Gerücht des mit *Charette* geschlossnen Friedens erregte fast allgemeine Trauer. — In den Kirchen, wo damals schon wieder Gottesdienst gehalten ward, waren die Altargemälde mit Bajonettstichen durchbohrt und mit Säbelhieben zerfetzt. Die Figuren vom Hauptaltar hatte man auf dem Markt — guillottinirt! — Um Quimper ist die Gegend mittelmäsig bebaut und der Boden leicht. Kartoffeln zog man nur in Gärten und auf kleinen Flecken Landes. Den Bauern fehlt es übrigens nicht an Kenntnifs des Ackerbaues, und in ihren Hütten ist kein Mangel. Das Rindvieh und Schaafe sind klein und elend; die Pferde sind auch klein, aber stark. — Die Schilderungen (S. 144 u. f.) von dem Elend und den Grausamkeiten, welche die englischen Gefangnen in Frankreich dulden mussten, sind empörend. Der Vf. legt aber diese Grausamkeiten nicht der französischen Regierung, sondern ihren bübischen Agenten zur Last; eine Billigkeit, die von den jetzigen französischen Gewalthabern schlecht erwiedert wird. In den Gefängnissen starben von 2800 englischen Kriegsgefangnen, in kurzer Zeit 1200 — am Kerkerfieber, welches von der scheufslichsten Unreinlichkeit, von Mangel an gesunder Kost, an Betten und Kleidern, (der sie beraubt wurden,) von Mangel an zureichenden Hospitälern und Krankenwartung, entstand. — Die royalistische Partey hält der Vf. der republikanischen an Stärke zwar nicht gleich, (welche Behauptung mit der oben angeführten antirepublikanischen Stimmung in Bretagne in Widerspruch steht); aber er prophezeiht, dafs sie dennoch bey der ersten Gelegenheit die Waffen gegen ihre Unterdrücker ergreifen werde (welches denn doch glücklicherweise bis jetzt noch nicht eingetroffen ist). — Sehr wahr ist das Urtheil über *Charette*: dafs er, seine künftigen Absichten möchten seyn welche sie wollen, bis dahin (und bis an seinen Tod) ausserordentliche Geisteskraft, Talente, Tapferkeit und Beharrlichkeit gezeigt habe, und, wie Antäus, durch jede Niederlage wie neu gestärkt, wieder erstanden sey. — Bitter spöttelnd vergleicht Hr. *T.* die 1793 in Champagne eingedrungnen Krieger („Pygmaen in Riesenstiefeln," nennt er sie, nach ihren Proclamationen gegen Frankreich) mit dem Monat April (in welchem er dies schrieb), von dem man sagt, er trete ein wie ein Löwe, und gehe hinweg wie ein Lamm. Hämischer ist sein Ausfall auf den verstorbnen König von Preussen wegen des geschlossnen Separatfriedens mit Frankreich — darum seine eignen und fremde Länder sein Andenken segnen. — Es folgt hierauf eine scharfe Censur des Finanzzustandes in Frankreich, die nichts Neues enthält. Viel richtig hat der Vf. damals schon über den künftigen Frieden und dessen Bedingungen gesagt, unter welchen die französische Regierung ihn schliessen werde; — aber freylich waren die seit dem hinzugekommenen, und durch den 4. September vorigen Jahrs sanctionirten, Bedingungen der willkürlichen Eigenmacht und des Rechts des Stärkern, unter welchen sie ihn jetzt schliesst, nicht voraus zu sehen. — Mit Bemerkungen über die damalige Lage Frankreichs und über Robespierre, schliesst der Vf., welcher am 10. May 1795 mit dem Adm. *Bligh* ausgewechselt, über Brest nach England zurückkam.

Dies ist, concentrirt der Inhalt dieser viele scharfsinnige und neue Beobachtungen umfassenden, instructiven und unterhaltend geschriebenen Briefe. Die Verdeutschung ist sehr mittelmäsig; Papier und Druck sind ihr ähnlich.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, b. Stiebner: *Historia von dem streitbaren Helden Hugo Kapet, welcher durch seine gewaltige Mannheit des Königs Tochter, die schöne Maria und das Königthum erwarb, auch der Stammvater der letzten Könige von Frankreich wurde.* Neue deutsche Umarbeitung. 1794. 197 S.

Wir zeigen diese deutsche Umarbeitung eines bekannten alten Ritterromans hauptsächlich deswegen an, um diejenigen, die vielleicht eine der beiden ersten Ausgaben desselben von 1500 oder 1508 besitzen möchten, zu veranlassen, diese mit jener zu vergleichen. Rec. hat dieses mit der *Strasburger Ausgabe von* 1537. fol. die er selbst besitzt, gethan, und gefunden, dass die Ausgabe von 1604. 8. nach welcher diese Umarbeitung gemacht worden ist, mehr ein Auszug als ein genauer Nachdruck derselben sey. Denn jene ältere ist viel weitläuftiger, und erzählt manchen Umstand, welcher in der Octavausgabe nur kurz berührt wird, sehr ausführlich. Wäre also die Ausgabe von 1537 ein genauer Abdruck der beiden ältern, wie Rec. fast vermuthet, und die Octavausgabe nur ein Auszug aus denselben, so hätte also der Umarbeiter dasjenige nicht geliefert, was er liefern wollte. Ueber die Umarbeitung selbst wollen wir uns nicht erklären. Doch müssen wir gestehen, dafs wir den alten *geherzten* und *mannhaftigen Hugo Schappler* lieber gelesen haben, als den modernisirten *streitbaren Helden Hugo Capet*.

Leipzig, b. Weygand: *Graf Joseph Vincenz von Nádasti* (Nádasdi) *der Edelmüthige.* Eine ungarische wahre neuere Geschichte. 1797. 412 S. 8.

So billig man auch gegen die kleinen Künste seyn mag, wodurch die Büchermacher unsrer Zeit ihren Producten Leser, Abnehmer und also auch Verleger verschaffen; so empörend ist es doch auf jeden Fall, den Namen: *wahre Geschichte*, so gemissbraucht zu sehen, als hier geschieht. Der Vf. versetzt gleich anfangs seinen Helden, der eben so gut ein Engländer oder Türke, als ein Ungar seyn könnte — sogar nichts Nationelles weiss der Vf. seiner Schilderung beyzufügen — nach Wien, lässt ihn dort noch zu Lebzeiten seines Vaters aus einem immer vollen Beutel, — der bekanntlich den Romanschreibern solcher Art stets zu Gebote steht — vielen bekannten und unbekannten, würdigen und unwürdigen Männern, schönen Mädchen und Frauen, mit mancherley Nachrede, unter mancherley Abentheuern doch mit unbefleckter Tugend Geld austheilen; nach dem Tode seines Vaters grossmüthig mit der Stiefmutter handeln, dann reisen (auf Reisen giebts wieder neuen Stoff zu Vorfällen mit Nothleidenden), sich verlieben und endlich heirathen. Zum Beweise, dass der Vf. Wien kenne, wo er seinen Helden meistens handeln lässt, nennt er ein paar Namen, die in Wien bekannt sind — (z. B. Weinbrenner, Flammberg); hingegen lässt er der Wiener Topographie zum Trotz einen Wagen S. 51. am Kohlmarkt in der Leopoldstadt halten. Wer sich selbst kennt, und weiss, dass er sich mit Büchern dieser Art die Zeit vertreiben kann, dem wollen wir nicht widerrathen, dies Buch zu kaufen. Er wird in demselben die gewöhnlichen Begebenheiten auch durch ausserordentliche gewürzt finden. Die Frau von Klarenbach, z. B. fodert S. 373. die Frau von Ruysch als die Verführerinn ihres Gatten heraus, mit Aufgang der Sonne vor der Strasse, die aus Prag nach Wien führt, zu erscheinen. Die Ausfoderung wird angenommen, der schreckliche Kampf der Athletinnen neuester Zeit beginnt; die Frau von Ruysch stösst der von Klarenbach den Degen durch den Leib. — Dieses Duell zieht ein zweytes nach sich: der Leser sieht bald darauf auch den Herrn von Klarenbach durch die Hand des Ruysch fallen. Nach S. 404. verliebt sich der schon veraltende Hr. v. Schwab in ein junges Fräulein, das in Werthers Leiden die Kraft des Ausdrucks bewundert, und dem er deshalb auf ihr Verlangen zwey Monat lange Unterricht im verliebten Briefstil giebt u. dgl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Beer: *August Benedict von Thomasius, kurzer und auf Erfahrung gegründeter Unterricht, was man beym Erkauf eines Ritter- oder andern Landguts und Grundstücks, theils aus der Landwirthschaft, theils aus der Rechtsgelahrheit wegen der zu dem Grundstück gehörigen Rechte und Gerechtigkeiten, aller wirthschaftlichen Einrichtungen und Gebäude, Felder, Wiesen, Gehölze, Fischerey und Schäferey, Einkünfte, Ab- und Ausgaben, Anzahl der Unterthanen und dergleichen, sorgfältig zu wissen und zu beobachten nöthig hat;* nebst beygefügten Tabellen, in welchen nöthiger Raum zum Eintragen der einzuziehenden Erkundigungen gelassen ist. 1797. 115 S. 8. — Kurz ist dieser Unterricht eben nicht, denn er enthält in 7 Abschnitten 366 Puncte oder Fragen, und die meisten begreifen wieder mehrere Gegenstände, so dass die Hauptzahl weit über Tausend steigt. Manche sind recht gut und nützlich, z. B. „Ob und weswegen gangbare Processe, die das Rittergut betreffen, anhängig sind, wofür der Verkäufer bis zum Austrag haften muss? Wie viel Vieh gehalten werden kann? Wie viel jährlich ausgesäet wird? Wie viel von jedem ausgesäeten Scheffel eingeärntet, und aus jedem Schocke gedroschen wird? Wie viel die Unterthanen Lehngeld geben müssen?" So sind die Bemerkungen in 7 Abschnitt E. die Felder, Wiesen etc. betreffend auch gut, doch aber grösstentheils so wie obige und mehrere Fragen ganz überflüssig, da die meisten jedem Käufer selbst beyfallen werden. Andre sind zwar ebenfalls gut, ja sogar nöthig, aber für den Unkundigen dunkel und also unnütz, für den Sachverständigen aber überflüssig, als „„ob das Rittergut ein *feudum oblatum?* Ob es alt schriftsässig sey?"" Hierin hätte doch der Unterschied und die daraus entspringenden Folgen bemerkt werden sollen. Viele Fragen sind ganz unnütz. „Wer ist Gerichtshalter? wo wohnt er? wie viel bekommt er von dem Besitzer des Ritterguts jährlich?" So lange die Gerichtsherren zum Leidwesen der Unterthanen das Recht haben, den Gerichtshalter nach eignem Gefallen ein- und abzusetzen, haben dergleichen Fragen auf den *Werth* des Ritterguts keine Beziehung. Oft verfällt der Vf. auf Kleinigkeiten und ins Lächerliche, z. B. ob eine helle Küche und Speisekammer da ist? ob in dem Garten *Orangerie* und *steinerne Statuen*, *Spring*- oder andere Brunnen? ob im Dorfe eine Kirche und darin eine Capelle *nebst Ofen?* wessen Religion Verkäufer und seine Ehefrau zugethan? was der Frau Geschlechtsvormund für eine Stelle bekleide? Das Gerichtsarchiv betreffend: ob zu jedem Buchstaben ein besondres Fach ist? ob die Acten in ihren gehörigen Fächern liegen? ob sie mit einem Buchstaben und Numern bezeichnet sind?" — So viele unnütze Fragen und übertriebene Vorsichtsregeln machen diesen Unterricht bis zum Eckel weitschweifig, und noch mehr wird er es durch öftere Wiederholung ein und eben derselben Gegenstände. So werden z. B. wegen der Allodialgrundstücke, Abschn. 2. §. 83 u. f. alle die Fragen, welche vorher §. 26 u. f. wegen des Lehnguts aufgeworfen worden, wörtlich wiederholt. Im 3ten Abschnitt, welcher von den Diensten und Schuldigkeiten der Unterthanen handelt, wird fast bey jeder Frage empfohlen, das Erbregister nachzulesen; dies ist sehr wichtig, aber dadurch werden alle diese Fragen überflüssig. Im 4ten Abschnitt wird angerathen, die das Rittergut angehenden Urkunden nachzulesen, und ein Verzeichniss aller nur denkbaren beygefügt. Beides ist unnütz, da von jedem, der ein Rittergut an sich bringt, sich dieses von selbst erwarten lässt. Tabellen sind nicht weniger als 37 beygefügt, und sie sind so vollständig, dass man beym Lesen die Geduld verliert. So viel ist gewiss, wer bey Erkaufung eines Ritterguts diesen Unterricht befolgt, wird nicht leicht in Schaden kommen: wir zweifeln aber sehr, dass er je eines finden werde, bey welchem alle vorgeschriebne Fragen zu seiner Zufriedenheit können beantwortet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Gessner: *Attisches Museum, herausgegeben von C. M. Wieland.* Des I *Bandes* II *Heft.* 1796. 13½ Bogen. I *Bandes* III *Heft,* 1797. 11 Bogen. 8.

Die Fortsetzung des Attischen Museum, von dessen Plan und Einrichtung wir unsern Lesern, bey der Erscheinung des ersten Stücks Rechenschaft gegeben haben, entspricht den Erwartungen, die man von diesem nützlichen Unternehmen zu fassen berechtigt war. Leser, welche für etwas besseres und gehaltvolleres Sinn haben, als die Lectüre frivoler Novitäten zu gewähren pflegt, werden hier eine fruchtbare Unterhaltung und unterhaltende Belehrung finden; und der Gelehrte, der Philosoph und der Dilettant werden diese Hefte mit gleicher Befriedigung aus den Händen legen. Für alle ist durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände, Reichthum und Vollwichtigkeit des Stoffs, und Anmuth der Form gesorgt; so dass nicht nur die bey Schriften, welche auf Popularisirung gelehrter Kenntnisse ausgehn, allzugewöhnliche Seichtigkeit gänzlich vermieden ist, sondern auch sogar dasjenige, was nichts als Vergnügen verspricht, die Mittheilung besserer Einsichten in mehrere Gegenstände der Gelehrsamkeit zu seinem eigentlichen und innern Zwecke zu haben scheint. Musterhafte Uebersetzungen der berühmtesten Denkmäler des attischen Alterthums; gelehrte Beleuchtung jener dunkeln Regionen; neue und fruchtbarere Ansichten bekannter Gegenstände, machen den Inhalt der beiden vor uns liegenden Hefte aus, mit welchen der erste Band des attischen Museum geschlossen ist. Wir wollen die einzelnen in ihnen enthaltenen Aufsätze der Ordnung nach anzeigen. I. *Agathodämon. Zweytes Buch.* Was sich bey dem Anfange dieser romantischen Geschichte ahnden liess, bestätigt die Fortsetzung: der Mann, welchen die Hirten von Creta als ein Wesen einer andern Welt, als einen *gütigen, hülfreichen Schutzgeist* bewundern, ist der berühmte *Apollonius* von *Tyana*, welchen alle unsere Leser aus den Denkwürdigkeiten des *Damis*, so wie *Philostratus* sie brodirt hat, als eine Art von Cagliostro, als einen Scharlatan und Wunderthäter vom ersten Range kennen. Der Gedanke, diesen berufnen Mann als einen grosen Wohlthäter des Menschengeschlechtes und einen edeln Menschen darzustellen, und ihn auf der einen Seite gegen seine schwachköpfigen Lobredner, auf der andern gegen seine allzuscharfsichtigen Gegner zu rechtfertigen, war dem Verfasser des *Peregrinus* zuzutrauen. Es ist in der That billig und rühmlich, dass, während die kalte Unparteylichkeit der Geschichte so oft genöthigt ist, der strengen Wahrheit die ästhetische Grösse aufzuopfern, die poetisirende Einbildungskraft ihrer Seits dem Bedürfnisse des menschlichen Herzens entgegenkomme, den Saamen des Grossen und Edeln in dem Chaos trüber Traditionen sammle, und diesen trocknen Boden mit schönen Blumen anpflanze. *Wieland's* Apollonius ist weder ein Schwärmer noch ein Betrüger. In einem von Schwärmerey aller Art angesteckten Zeitalter, setzt er seinen Ruhm in die grösste Nüchternheit der Einbildungskraft; und geht, unter verderbten und lasterhaften Menschen, rein von Lastern und Schwachheiten, als ein Wesen höherer Art umher. Seine Gestalt, seine natürlichen Anlagen und die Leitung seiner Jugend kommt dem frühen Entschlusse zu Hülfe, das Grose und Gute der verschiedensten Secten, die Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit des Diogenes, mit der Würde und den Kenntnissen des Pythagoras, zu vereinigen, und durch diese Vereinigung zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit, die einem Sterblichen zu erreichen verstattet ist, empor zu klimmen. Sehr schön ist das, was der Vf. den Apollonius über das Gesetz, der Natur gemäss zu leben — ein Gesetz, dessen Befolgung die unumgängliche Bedingung seiner Absichten war — sagen lässt (S. 166.): „Geist und Körper, heisst es hier unter andern, Sinnlichkeit und Vernunft, verhalten sich im Menschen zu einander, wie die Sehkraft zum Auge und die Hand zum Willen. Ich betrachte meine geistige Natur, als mein eigentliches Ich; und meiner Natur gemäss leben, hiess mir das thierische Leben dem Geistigen dergestalt unterordnen, dass dieses so wenig als möglich durch jenes gestört und eingeschränkt werde; desto gemäser also, je mehr der Mensch ein blos geistiges Leben lebt, je völliger er die Sinnlichkeit zur blossen Sclavinn des Geistes gemacht hat, je weniger er die Bürde des Organs, an welches seine Wirksamkeit gebunden ist, fühlt; je zarter die Banden sind, wodurch er mit demselben zusammenhängt, und jemehr der Geist sie in seiner Gewalt hat; *kurz, jemehr der Körper einer reingestimmten Laute gleicht, die dem Tonkünstler bloss dazu dient, die melodischen Harmonien, die er in sich selbst spielt, hörbar zu machen.*" Die glückliche Ausführung dieses moralischen Plans verschafft ihm, ausser der Herrschaft über sich selbst, eine entschiedene Gewalt über die Gemüther anderer, die er zum Besten der Menschheit benutzt; und die, ihrer Seits, wiederum den Wahn befördert, ihn für etwas mehr, als einen

einen blofsen Menfchen zu halten. Mit diefem Faden in der Hand wird es fchon nicht fchwer, fich durch einen Theil der labyrinthifchen Fabeln vom Apollonius, fo wie fie beym *Philoftratus* erzählt werden, durchzufinden; einen andern aber hat der Vf. an die Leichtgläubigkeit und Schwachkopfigkeit des Damis von Ninive angeknüpft, welcher den Apollonius auf feinen Reifen begleitete, und, mit einem ganz entfchiedenen Hange für alles Wunderbare und Uebernatürliche, jede Handlung feines Meifters, den er nun ein für allemal nicht für einen Menfchen halten wollte, bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit mit den Lumpen feiner fabelnden Einbildungskraft umhing. Mit glücklichem Erfolge hat es *Wieland* einigemal verfucht, die wunderbarften feiner Mährchen auf ihre wahre Geftalt zurückzuführen; ein und das anderemal aber (wie in der Gefchichte der *Lamia* und des Bettlers zu Ephefus) vielleicht mit einer allzugewiffenhaften Anhänglichkeit an die einzelnen Züge der gefabelten Erzählung. Wenn man indefs hier, wo es darauf ankam, eine Probe *forgfaltiger* Enträthfelung zu geben, einigen Zwang wahrnimmt; fo fühlt man dafür in andern Theilen der Erzählung, mit defto gröfsern Vergnügen, die poetifche Freyheit, mit welcher fich die Einbildungskraft des Vfs. in den von der Gefchichte vorgezeichneten und beftimmten Schranken bewegt; und oft aus demfelben Stoffe, aus welchem Philoftratus eine wunderbare und platte Carricatur gefchnitzt hatte, das Ideal eines grofsen, weifen und liebenswürdigen Mannes hervorgehn läfst. II. *Der Epitafios des Lyfias;* (mit S. [*Friedrich Schlegel*] unterzeichnet). Die der Rede felbft vorausgefchickte Einleitung verbreitet fich über die fchöne und edle Sitte der Athenienfer, den Tod der im Kriege gefallenen öffentlich zu feyern; über das Leben des Lyfias und die Eigenthümlichkeiten feines Vortrags. Es ift bekannt, dafs Lyfias von den Alten als das Mufter der magern Schreibart gerühmt wird. Hr. *S.* erklärt diefes S. 227. dahin, dafs *L.* über geringfügige Dinge auf eine angemefsne Weife und mit Kunft rede. Diefe Gefchicklichkeit, dem magerften und trockenften Stoffe etwas abzugewinnen, und in dem Vortrage der alltäglichften und geringfügigften Dinge, ohne Einmifchung unzweckmäfsiger Zierrathen, zu gefallen, mache das unterfcheidende Verdienft des Lyfias aus. In der Beurtheilung der Rede felbft, bemerkt der Vf. dafs der eine Fehler derfelben, die Gedankenarmuth, eine unvermeidliche Folge ihrer äufsern Beftimmung; der andere, die fchwelgerifche Ueppigkeit des Gefchmacks, eine Folge des Zeitalters fey. Einige treffende Bemerkungen über die panegyrifche Beredfamkeit überhaupt, eine Zwitterart der Redekunft und Dichtkunft, die fich mit der Wahrheit, wie die Dichtkunft mit Ideen zu fpielen unterfangt, übergehen wir, um eine gedankenreiche Vergleichung der attifchen Epitaphien mit den römifchen Triumphen und den fpartanifchen Chören auszuzeichnen: „Es ift lehrreich, wie fich in den Verfchiedenheiten diefer ähnlichen Fefte die eigenfte Eigenthümlichkeit der drey gröfsten Völker des Alterthums fichtbar fpiegelt; welche Völker immer vollendete Meifter in der Kunft fürs Vaterland zu fterben, bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewifs nie übertroffen werden können. Der eigenthümliche Vorzug des fpartanifchen Feftes ift fchöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die claffifche Majeftät der römifchen Triumphe find die hellenifchen Fefte felbft nur kleinlich. Das Charakteriftifche der attifchen Epitaphien ift erft die fchwermüthige Empfindfamkeit, dann die gefchwätzige Eitelkeit, und endlich der anbetungswürdige Geift der Gerechtigkeit und Gleichheit. Wo es folche Fefte giebt, da ift es kein Wunder, wenn fich nicht blofs zahllofe einzelne Helden, für den Staat dem Tode weihen, fondern, wenn auch ganze Schaaren begeifterter Bürger nicht in trunkner Wuth, fondern in nüchterner Befonnenheit mit fröhlicher Eile dahin gehn, von wo fie wiffen, dafs fie nicht zurückkehren werden. Es ift kein Wunder, dafs die Athener insbefondere für die öffentliche Freyheit fo gut zu fterben wufsten. Denn Solon war ein kühner und fchlauer Meifter in der Kunft, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu mifchen, und Menfchen durch den Kitt aller himmlifchen und irdifchen Bürgerbande, von denen Plato lehrt, zu einer gefetzlich freyen Maffe zu vereinigen." In der Ueberfetzung der Rede felbft, ftofsen wir an einigen Stellen an. S. 232. Bey dem Gräcifmus: *welche — die erften von allen Roffe beftiegen.* αἱ πρῶται τῶν ἄλλων. S. 234. „Die Götter der Ober- und Unterwelt würden aber durch diefes Betragen beleidigt; diefe durch *Vernachläffigung des Ihrigen*, jene durch Befleckung der Heiligthümer." Wir würden hier, mit Vermeidung der Dunkelheit in den curfiv gedruckten Worten, und mit Beybehaltung der Wortfolge des Originals, die fich der Ueberfetzer an andern Stellen zur Pflicht gemacht hat, gefchrieben haben: die Götter der Unterwelt würden durch die Entziehung ihrer Gebühr (τὰ αὑτῶν οὐ κομίζεσθαι), die Götter der Oberwelt durch die Befleckung ihrer Heiligthümer beleidigt. Folgende Worte wird man etwas undeutlich finden (S. 235.) „und wollten lieber die Tugend des Heracles ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächern *mit dem Rechte* kämpfen, als den Mächtigern nachgeben, und die, welchen *von ihnen* Unrecht gefchehn war, ausliefern." S. 238. „Und hinterliefsen ihren Söhnen überall Denkmale ihrer Tapferkeit." Es ift im Original nicht mehr die Rede von jenen alten Bewohnern Athens, die den Epigonen und Heracliden Beyftand geleiftet hatten, fondern von ihren Enkeln, den Siegern bey Marathon: οἱ ἐξ ἐκείνων (τῶν προγόνων) [illegible] τῆς αὑτῶν ἀρετῆς κατέλιπον. „Ihre Söhne hinterliefsen überall durch ihre eigne Tapferkeit Tropäen des Siegs." — Einigen wenigen Stellen fcheint noch die Ründung und Glätte zu fehlen, welche Lyfias feinen Reden gab, und die der Ueberfetzer gröfstentheils glücklich nachgebildet hat. So fcheint S. 242. der Periode; *denn fie wufsten wohl — zurücklaffen;* nicht [illegible]

zi

zusammengesetzt. S. 244. „Sie trugen das meiste und das wichtigste zur Befreyung der Hellenen bey: erst den Themistocles, *zum Feldherrn*, der am geschicktesten zu reden, zu denken und zu handeln wusste." etc. Wir möchten vorschlagen, dieses so auszudrücken: „Sie gaben das meiste und schönste her, was Griechenlands Befreyung beförderte; erstlich den Feldherrn, einen Themistocles u. s. w. III. *Attische Mythen und Sprichwörter. Erster Abschnitt. Pallas Musica und Apollo der Marsyastödter.* (Von *Böttiger.*) Mit dieser gelehrten Abhandlung eröffnet der Vf. eine Gallerie von Fabeln und Sprichwörtern, die, auf attischen Boden entstanden oder ausgebildet, mit eigenthümlichen Charakter der Athenienser gestempelt sind. Die Fabel, welche die Reihe zuerst getroffen hat, ist eine von denen, die durch die attischen Schauspieldichter eine ganz neue und originale Wendung erhalten haben. Im Allgemeinen scheint sie bestimmt gewesen zu seyn, den Vorzug zu bezeichnen, den in gewissen Zeitaltern und unter gewissen Stämmen die Citharödik vor der Auletik erhalten hat. Erst durch die Einführung des wilden Bacchusdienstes, welcher die Orphischen Mysterien, bey denen man sich der Leyer bediente, über den Haufen warf, ward auch die Flöte eingeführt. Theben war der Sitz des Bacchusdienstes, und in Theben war auch der Gebrauch der Flöte allgemein. Ohngefähr 50 Jahre vor dem Simonides erhielt die Auletik in den pythischen Spielen eine öffentliche Sanction. Man brauchte sie zu Athen bey den dithyrambischen und dramatischen Chören, wo die schwache Begleitung der Leyer nicht ausreichte, und sie scheint bis gegen die 80 Olympiade hier in Ansehn gestanden zu haben. Schon gegen die 84 Olympiade war dieses gesunken, und die Verachtung, die ihr Alcibiades bezeigte, vollendete ihren Fall zu Athen. In diese Zeit setzt Hn. *B.* die Veränderung und Ausbildung der Fabel von der Minerva und dem Marsyas, die man nun gegen die zu Athen überall verspotteten Böotier nutzte. Die *thebanische* Fabel von der Erfindung der Flöten klang ganz anders, als die *athenienische*; und es ist wahrscheinlich, dass die letztere der erstern entgegengesetzt wurde, gleichsam um die Ehre der Schutzgöttinn Athens zu retten. Sinnreich ist die Vermuthung, dass Melanippides, der Verfasser eines satyrischen Drama *Marsyas*, der Urheber der gehässigen Umbildung jener Fabel gewesen sey. Ganz offenbar attisch ist die Sage, dass Apoll die Strafe an dem besiegten Satyr durch einen Scythen verrichten lässt, indem hier der siegende Gott wie ein Prytan vorgestellt ward, der einen Verbrecher dem Henker übergiebt. — Dieses sind ohngefähr die Hauptpunkte, welche den Gang der Untersuchung bezeichnen, in welche aus der reichen Fülle von Ideen und Belesenheit des Vfs. eine Menge verwandter Gegenstände gezogen und vortrefflich erläutert sind. Wir wollen hier nur auf das aufmerksam machen, was S. 335. ff. über den Ursprung der Elegie aus dem Flötenliede, und bey dieser Gelegenheit über den Tyrtäus, über die nachbarlichen Verhältnisse der Athener und Thebaner und die Fabel von Midas geurtheilt wird. Das Fragment des *Telestes* beym *Athenaeus* L. XIV. p. 616. F. welches Hr. B. S. 350. ff. zu verbessern versucht, könnte vielleicht mit geringern Veränderungen auf folgende Weise wieder hergestellt werden:

> Ὃν σοφὸν σοφὰν λαβοῦσαν οὐκ ἐπέλπομαι νόῳ
> [Παλλάδ'] ἐν δρυμοῖς — ὀρείοις ὄργανον, δυσόφθαλμον
> αἶσχος ἐκφυγοῦσαν [εἴδους], αὖθις ἐκ χερῶν βαλεῖν,
> νυμφογενεῖ χοροιτύπῳ τε φηρὶ Μαρσύᾳ κλέος.

Der *dritte* Heft dieses *ersten Bandes* wird mit dem *dritten Buche* des *Agathodämon* eröffnet, auf welches wir schon in dem Obigen Rücksicht genommen haben. Den nächsten Platz nimmt der Anfang der Charakterschilderungen *Theophrasts* ein. Der Verfasser (Hr. Prof. *Hottinger*, wie wir hören) rechtfertigt in der Einleitung, nach einer kurzen Nachricht von den Lebensumständen *Theophrasts*, die Wahl der Charaktere, welche in dem ihm beygelegten Werke aufgestellt sind; indem er zeigt, dass sie, bis auf wenige Ausnahmen, zu den fehlerhaften und lächerlichen gehören, und dass nur diese Gattung für die Darstellung in allgemeinen Charakteristiken brauchbar sey. Da sich die Theorie des scharfsinnigen Verfassers auf allgemeine Gründe stützt, und die Theophrastischen Zeichnungen nur zur Prüfung ihrer Richtigkeit daneben gehalten werden, so kann es ihr nicht schaden, wenn auch Theophrast niemals die Absicht gehabt hätte, belehrende und interessirende Charakterschilderungen *ex professo* zu schreiben, und wenn auch die ganze Sammlung, welche seinen Namen führt, ein noch so ungleichartiges Gemisch von Fragmenten seyn sollte. Indess so schlimm wird es wohl überhaupt nicht seyn, wenn man auch gleich — wie wir sehr geneigt sind — der Meynung des Hn. *Pastor Sonntag (in Prooemium Characterum Theophrasti. Lips.* 1787. 4. S. XVII.) beytreten sollte, dass sie aus verschiedenen Werken, etwa περὶ ἠθῶν, περὶ βίων, περὶ γελοίου u. a. wo solche Charaktere, oder auch nur einzelne Züge als Erläuterungen eingewebt seyn konnten, gesammelt worden wären, etwa so wie aus den Werken des *Plutarch* die Sammlung der Apophthegmen und andere ähnliche Schriften. Diese Vermuthung bekömmt durch das Abgerissne des Vortrags einige Wahrscheinlichkeit, und sie steigt fast zur Gewissheit, wenn man, nach dem von Hn. *H.* geführten scharfsinnigen Beweise nicht mehr zweifeln kann, dass die Vorrede ein fremdes, dem Theophrast angedichtetes Machwerk sey. Dieser Beweis, welcher S. 99 – 107. mit allen Waffen der Dialectick auf eine höchst lebhafte, geistreiche, und wir möchten sagen, Lessingische Weise geführt wird, stützt sich, der Hauptsache nach, auf die nämlichen Gründe, mit denen Hr. Past. *Sonntag* in der oben angeführten Schrift, die Aechtheit dieser Vorrede bestritten hat. Da Hr. *H.* diese Schrift nur nach einer Anführung kannte, so würde die Uebereinstimmung zweyer von einander unabhängig urtheilender Kunstrichter eine neue Autorität für die Richtigkeit ihrer Meynung dar-

darbieten, wenn es nach solchen Gründen noch einer äussern Autorität bedürfen könnte. — Ausser der Vorrede erhalten wir hier nur das *erste Kapitel* mit den Anmerkungen. Diese sind von doppelter Art. Die ersten beschäftigen sich mit dem Inhalte, die andern mit den Worten des Originals. In jenen wird der Charakter des εἴρων (Hr. *H.* übersetzt *es der arge Schalk)* in ein ganz neues Licht gestellt, und die Zusammenstimmung der einzelnen Züge mit dem gegebnen Begriff ausführlich gezeigt. In diesen werdern einige falsch verstandene Stellen grammatisch erklärt, einige Verdorbenheiten angezeigt, und vorzüglich die Versetzung eines Comma aus überzeugenden Gründen dargethan. — Den Rest dieses Heftes füllt die Abhandlung des *Dionysius* von *Halicarnass* über den *Isocrates* an, welche der Uebersetzer (Hr. *Fr. Schlegel*) mit einer Nachschrift begleitet hat, in welcher er einige Ideen seines Autors weiter ausführt, und was dem Urtheile desselben zur Vollständigkeit fehle, andeutet. Er zeigt, dass es die Absicht des *Dionysius* nicht war, alles zu erschöpfen, was sich mit den Kenntnissen seines Zeitalters in künstlerischer Rücksicht über den Isocrates sagen liess; sondern nur den isocratischen Stil, die isocratische Kunstprosa, nach den bewährtesten Kunstlehren, zu würdigen. Von den mannichfaltigen treffenden und geistreichen Bemerkungen dieses Aufsatzes, vorzüglich über die Verschiedenheit unserer Ansicht der isocratischen Sprache und der, welche *Dionysius* nimmt, können wir hier nur das Daseyn anzeigen. Wir hoffen, dass der Vf., dessen originale Betrachtung des Alterthums so viele neue Aussichten verspricht, einzelne interessante Andeutungen in der Folge weiter ausführen und entwickeln wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, im Verlag des Hallischen Waisenhauses: *Versuch über die Quellen der Vaterlandsliebe beym Brandenburger vorzüglich vom Soldatenstande.* Eine Abhandlung (,) vorgelesen am Geburtstage des Königs (,) als Wohlthäters der Garnison-Schule zu Landsberg an der Warthe, den 25 September 1797, von *G. B. Gerlach*, Feldprediger beym Dragoner Regiment von Katte. 1797. 72 S. 8. Ein Aufsatz, der dem Herzen des Vfs., seiner Humanität, und seiner liberalen Denkensart die grösste Ehre macht. Weit entfernt, jene einengenden Vorurtheile für eine Provinz, oder einen Stand zu predigen, welche die Köpfe verfinstern und jeder bessern Erkenntniss den Eingang versperren, indem sie die Herzen mit einem ungegründeten Stolz aufblähen, sucht er nur seine Zuhörer durch eine richtige Schätzung der wahren Vortheile ihrer bürgerlichen Verhältnisse in der Zufriedenheit mit ihrer Lage und der Anhänglichkeit an ihren Stand und ihr Vaterland zu befestigen, ohne welche unter keiner Regierungsform gute Bürger und treue Diener des Staates gebildet werden können. Mit einfachen aber eindringenden Gründen begegnet er dem unzeitigen Eifer des Reformationsgeistes, indem er zeigt, dass eine weise Regierung nur durch uneingeschränkte Toleranz und durch eine vorzügliche Sorge für die sittliche Bildung der Menschen der bessern Aufklärung Gelegenheit geben müsse, ihr wohlthätiges Licht zu verbreiten und die Bürger den Reformen, welche ihre Existenz verbessern können, entgegen zu führen.

Von der moralischen Seite betrachtet, wird diese Rede gewiss den allgemeinen Beyfall aller guten Bürger ärnten; als Kunstwerk dürfte sie die Foderungen des Kenners nicht so unbedingt befriedigen. Es wäre unbillig, von einem so kurzen, und unter dem Zwang einer äussern Veranlassung geschriebnen Aufsatz Vollständigkeit zu fodern, aber was ihm hier abgehen muss, sollte er durch Gediegenheit und Reife der Gedanken und durch Vollendung der Form ersetzen. Die Sprache ist einfach und edel, ob gleich hier und da nicht ganz logisch richtig, (z. B. S. 8. Resultate (doch wohl des Nachdenkens?) über einen Gegenstand; — oder S. 29. Verbesserungen die diesen Charakter *geprägt* (?) an sich tragen, u. dgl.) [illegible] nicht überall sind die Gründe genug durchdacht, ja zuweilen (wie S. 17. und 18. bey der Vergleichung des Brandenburgers mit dem Schweizer; oder S. 43., bey dem aus den Schriften des Grafen von Herzberg hergenommenen Beweise) nicht einmal ganz richtig. Was man aber am meisten vermisst, [illegible] gefällige Ründung des Ganzen und die Kunst der ungezwungenen Uebergänge von einem Satze zum andern. Wahrscheinlich wurden bey der öffentlichen Vorlesung diese Mängel durch die persönlichen Eigenschaften des Redners versteckt, und [illegible] sieht auch aus der, dem gewöhnlichen Schreibgebrauch [illegible] der laufenden, Abtheilung der Redesätze, dass diese Abhandlung zunächst für die Declamation entworfen war; (z. B. S. 35. „der Werth guter Gesetze, (Comma) ist dann sichtbar, wenn — — — und mit ihrer Macht, (Comma) den Hindernissen ein Damm entgegen setzen, welche — — — — Nur sein edles Herz, (Comma) verwandelt Verachtung — — u. s. w.) Um das grössere Publicum zu befriedigen, würde sie einer strengern Feile bedurft haben, auch hätte alsdann vielleicht die allerdings ungleiche Schreibart verbessert werden können, welche in der Note S. 1., durch das sehr gemischte Auditorium entschuldigt wird. — Doch der Zweck des Vfs. war edel, diesen hat er gewiss erreicht, wenn er auch hin und wieder mehr, als unumgänglich nöthig war, das Schöne dem Nützlichen aufgeopfert haben sollte. Dass der Ertrag seiner Schrift zum Besten armer Soldatenkinder angewendet wurde, [illegible] schwieg seine Bescheidenheit.

Druckfehler. Nr. 73. S. 581. Z. 31. und S. 582. Z. 16. statt *Kothmachende* lies *rothmachende.* Nr. 78. S. 618. Z. 17. statt *van Mams's* lies *van Marum's.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Merlin: *Observations sur la nature et sur le traitement du Rachitisme, ou des courbures de la Colonne vertebrale et de celles des extrémités superieures et inferieures*, par *Antoine Portal*, Professeur de medecine au collége de France. 1797. 288 S. 8.

Die englische Krankheit gehört ohne Zweifel unter diejenigen, bey denen bisher vorzüglich noch eine empirische Behandlung Statt fand; je nachdem der hinzu gerufene Arzt entweder Säure, oder Alkalescenz, oder Schwäche als Ursache derselben ansah. Der berühmte Vf. vorliegender Schrift, der unter die ersten jetztlebenden französischen Aerzte gezählt zu werden verdient, ward durch Beobachtung und langjährige Erfahrung, von der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit jener Behandlung überzeugt, wozu ihm Paris, wo die Krankheit mehr als anderswo zu Hause zu seyn scheint, vorzüglich viel Gelegenheit darbot. Es scheint, dass ihn zunächst die Erfahrungen von *Bonvart*, der mittelst des Quecksilbers die englische Krankheit oft glücklich heilte, auf den specifischen Unterschied ihrer Ursachen, aufmerksam gemacht haben. Man ist so sehr geneigt, doch ehemals mehr wie anjetzt, von dem bemerkten Nutzen des Quecksilbers auf die Gegenwart einer venerischen Krankheit zurück zu schliessen, dass man sich nicht verwundern darf, wenn *Bonvarts* glückliche Behandlung ihn auf den Gedanken brachte, es möchte wohl öfters ein venerischer Zunder der englischen Krankheit zum Grunde liegen. — Der Scharfsinn des Vf., der durch diese Bemerkung, die er bald bestätigt fand, einmal geweckt war, blieb hiebey nicht stehen, sondern fand nun, dass dieses schreckliche Uebel, das man als eine Krankheit eigener Art anzusehen, bisher so sehr gewohnt war, in den allermeisten Fällen bloss symptomatisch und als Folge anderer namhafter Krankheiten vorkomme. — Ja! er zweifelt, ob es überall als ursprüngliche Krankheit Statt finde, und glaubt, dass in solchem vorgeblichen Falle, die entferntere namhafte Ursache nur nicht gehörig erforscht seyn möge.

Um die nächste Ursache der Krankheit bekümmert er sich nicht sehr, er beschreibt die von andern Schriftstellern angegebenen, gestehet aber zugleich, dass er eben so wenig eine festzusetzen sich getraue. Die *Arnemann-Heinesche* Theorie, der zufolge sie sehr scharfsinnig als eine übergrose Resorptionsthätigkeit des Lymphsystems betrachtet wird, scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, wie er dann überall mehr an die ältere, als an die neuere Literatur des Auslandes sich anschliesst. — Je weniger Werth er aber auf die Untersuchung der nächsten Ursache setzt, auf die freylich selten nur der Arzt wirken kann; desto angelegentlicher empfiehlt er erfahrungsmäsige Beobachtung der entferntern veranlassenden Ursachen der englischen Krankheit. Namentlich setzt er sechs Hauptarten jener Krankheit, nach ihrer specifischen Causalverschiedenheit fest: die *venerische*, die *skrofulöse*, die *scorbutische*, die welche von *Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes abhängt*, die *exanthematische* und die *gichtisch-rheumatische*. Ausserdem erwähnt er noch einer Art, welche Folge der *Castration*, und einer andern, die zuweilen das *Laster der Selbstbefleckung* zu begleiten pflegt. —

Zufolge dieser Eintheilung, deren Richtigkeit er durch eine Menge genau erzählter Beobachtungen und angehängter Leichenbefunde darzuthun sich bemühet, zeigt er alsdann die Unzweckmäsigkeit jeder allgemeinen empirischen Behandlung dieser Krankheit, worin jeder unbefangene Beobachter ihm gewiss beypflichten wird. Vorzüglich häufig hat der Vf. drey Arten der *Rhachitis*, die venerische, die scrofulöse, und die aus Fehlern der Eingeweide des Unterleibes abstammende, beobachtet, zu deren Heilung er die gute Wirkung des Quecksilbers in Verbindung mit andern schicklichen Mitteln, nicht genug rühmen kann. Ob dieses in andern Gegenden sich eben so zeigen werde, oder ob die Erfahrung des Vf. mehr mit seinem Locale zusammenhängt, müssen die Versuche, welche seine Beobachtungen ohne Zweifel veranlassen werden, näher ergeben.

Sonst trifft man noch in diesem Werke, ausser den Beobachtungen und Bemerkungen über die englische Krankheit, auch solche an, die andere, entweder der Ursache oder der Form nach, damit verwandte Uebel, z. B. die Krümmung des Rückgrats aus fehlerhafter Beschaffenheit der Rückenmuskeln, die Verkrümmung der äussern Gliedmassen, die scrofulöse *luxatio spontanea femoris*, das Verwachsen erwachsener und alter Personen, u. s. w. betreffen; bey welcher Gelegenheit der Leser auf die ausgebreitete und vielseitige Wirkung derselben Ursachen, welche bey der englischen Krankheit thätig sind, aufmerksam gemacht, und überall mit vielen vortrefflichen, frappanten und zum Theil neuen Ideen unterhalten wird.

Im ersten Theil, welcher die verschiedenen Arten der englischen Krankheit darstellt, handelt der Vf. (*Abschnitt* 1.) von der *venerischen*. Es stiess ihm dieselbe

selbe ungemein häufig auf; oft so, dass wegen zugleich vorhandener deutlicher Symptome der Lustseuche, die Erkenntniss des Falls nicht schwer fiel; oft aber war der venerische Charakter des Uebels so versteckt, dass er nur mit vieler Mühe aufgefunden werden konnte. Gewöhnlich wird das Uebel von den Ammen auf die Kinder übergetragen; es wird aber auch ein umgekehrtes Beyspiel angeführt, wo durch ein venerisches von seiner Mutter angestecktes, und von *Paris* nach *Montmorenci* gebrachtes Kind, die Lustseuche auf die Amme, und durch diese in mehreren Familien dermassen fortgepflanzt wurde, dass am Ende die Regierung Notiz davon nahm. Die schrecklichsten Zerstörungen und Verunstaltungen des Knochenbaues, in Gestalt der englischen Krankheit, sind die Folgen davon. Das Quecksilber wirkt hier auch specifik, wie bey andern Symptomen der Lustseuche. Der Vf. gab es entweder innerlich, in Form eines von Bellet erfundenen Syrups, oder als Einreibung, oder in beiden Gestalten zugleich. Säuglinge wurden auf die Art behandelt, dass die, welche ihnen die Brust reichten, das Quecksilber empfingen. Da der Vf. hierüber Beobachtungen vom glücklichem Erfolg anführt; so dürfte dadurch der Zweifel, ob das Quecksilber der Milch seine Heilkräfte mittheile, wohl bejahend entschieden seyn. Selbst topische Räucherungen mit Zinnober, thaten gute Dienste. Nie durfte das Quecksilber die Gedärme reizen, oder einen Speichelfluss erregen. Gern zog der Vf. die Behandlung ein wenig in die Länge, um die ganze Säftenmasse des Körpers mit dem Mittel anzuschwängern, indem er aus Erfahrung glaubte, dass man alsdann nur sicher hoffen könne, es werde auf den schadhaften Theil wirken. So sah er dann auch Exostosen verschwinden, weichgewordene Knochen sich wieder erhärten, gekrümmte wieder gerade werden, und vom Knochenfrass ergriffene heilen. Bey zu starker Anwendung des Mittels beobachtete er gleichfalls das Mercurialfieber.

Abschnitt II. Von der scrofulösen Rhachitis. Auch diese ist sehr häufig, und steht, wie der Vf. glaubt, in den meisten Fällen, in naher Verbindung mit der venerischen. Ihre Wirkungen auf das Knochensystem, wie auf die weichen Theile, sind denen von jener sehr ähnlich. Doch meynt der Vf., in ganz deutlichen Fällen würde man bemerken, dass das venerische Gift die Knochen mehr erhärte und spröde mache, da hingegen das Scrofelngift sie im Ganzen mehr erweiche. Oft ist hier auch die Diagnosis sehr schwer. Man findet oft die Drüsen gar nicht angegriffen, und doch existirt das Uebel. Der grosse Kopf scheint besonders dieser Art der englischen Krankheit eigen zu seyn. Mercurialmittel thun auch hier die besten Dienste, aber in Verbindung mit den sogenannten *antiscorbuticis* und äussern Mitteln, als Bädern, künstlichen Geschwüren, Frictionen, trockner Luft u. s. w. — Nach Pott empfiehlt er beym scrofulösen Beinfrass der Rückenwirbel, ebenfalls ganz vorzüglich Fontanellen, oder die Moxa, aber zeitig genug angewandt. In vielen Fällen zieht er bey scrofulösen Zufällen, die spanischen Fliegen den übrigen künstlichen Geschwüren vor, indem er auf ihre Absorption und die dadurch bewirkte Reizung des lymphatischen Systems viel rechnet.

Abschnitt III. Von der scorbutischen Rhachitis. Eine besondere Wirkung des Scorbuts ist nach Angabe des Vf. die, dass er vorzüglich das innere schwammige Gewebe der Knochen angreift und zerstört, indessen die äussern Lamellen unbeschädigt scheinen, in der That aber so geschwächt werden, dass sie endlich dem Druck und der Schwere des Körpers erliegen. Sonst schwellt er noch die Knochen an, und erweicht sie. Mercurialmittel sind hier schädlich, ausgenommen da, wo die Lustseuche oder Scrofeln damit complicirt sind, wo dann aber zuvörderst der Scorbut, und nächstdem jene durch dienliche Mittel gehoben werden müssen. Beym decidirten Scorbut liess der alleinige Gebrauch der antiscorbutischen Pflanzensäfte dem Vf. nichts zu wünschen übrig, und er heilte damit einen Mann, dem der berühmte *Desault* wegen des Knochenfrasses das Bein bereits hatte abnehmen wollen.

Abschnitt IV. Von der exanthematischen Rhachitis. Masern, Blattern, krätzartige Ausschläge und selbst der Kopfausschlag, wenn sie nicht gehörig verlaufen, oder unrecht behandelt werden, bringen oftmals die englische Krankheit hervor. Von den Blattern hat der Vf. es am öftersten bemerkt, weil hier die nach dem Tode noch bestehenden Flecken, ihm an den Cadavern, welche ihm zur Zergliederung gebracht wurden, die Ursache verriethen. Von den Masern vermuthet er es aber nicht seltener. Er fand die Knochen durch das Blatterngift erweicht, und bestätigt die auch von andern gemachte Bemerkung, dass die weichen Theile der an den Blattern Verstorbenen, sehr biegsam und nachgiebig bleiben, da man sonst bey Rachitischen die Muskeln mehr dürr und steif antrifft. Zugpflaster, künstliche Geschwüre, laue Bäder, diaphoretische Getränke, antiscorbutische Pflanzensäfte, Milchdiät, Spiesglanz und gelinde Abführungen, sind die Mittel, welche er empfiehlt. Wenn Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes zugleich Statt findet, verzweifelt er an der Cur.

Abschnitt V. Von der englischen Krankheit die aus Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes entsteht. Eine unnatürliche Bequemlichkeit, oder das physische Unvermögen vieler Mütter, ihre Kinder nicht selbst stillen zu können, hat zu Paris die Sitte eingeführt, die neugebornen Kinder auf dem Lande bey Ammen unterzubringen. Der von Rousseau bewirkte Enthusiasmus scheint also nicht so allgemein geworden zu seyn als man gewöhnlich glaubt, oder wenigstens nicht lange gedauert zu haben. Hier bekommen die kleinen unglücklichen Geschöpfe ausser der gedungenen, oft sehr verdächtigen Brust, mehrentheils sehr ungesunde Nahrung, vorzüglich Mehlbrey, und um der Mühwaltung nicht allzuoft zu bedürfen, in möglichst grossen Portionen. Der Vf. vergleicht dieses Verfahren sehr naiv und wahr mit dem Nudeln der Enten und Gänse, die man bis an den Hals vollstopft, in der Absicht, grosse Lebern von ihnen

zu erhalten. Denselben Erfolg hat es dann auch bey den Kindern, bey denen nicht nur zuerst die Leber, sondern fast alle Eingeweide des Unterleibes oft krankhaft verändert werden. Die englische Krankheit mit allen ihren schrecklichen Symptomen, und besonders eine auffallende Unordnung im Zahngeschäfte sind die Folgen davon, (wobey man dann nach *Wichmanns* vortrefflichen Rath allerdings wohl thun wird, anderswohin als nach dem Zahnen selbst zu sehen.) Solche rhachitische Kinder bleiben, wie schon *Duverney* bemerkt hat, oft bis zum zehnten, zwölften Jahre zahnlos, indem die Keime der Zähne verdorben und selbst wieder verzehrt werden, und viele von ihnen sterben (angeblich) in der Zahnarbeit. Im Gegensatz dessen, was *Cullen* und andere zur Vertheidigung der Mehlbreye und ähnlicher Nahrungsmittel sagen, behauptet der Vf., dass sie schädlich seyn, und ein obstruirendes Princip im Körper der Kinder erzeugen. Auffallend möchte es scheinen, dass er auch den Genuss der Milch in manchen Fällen nachtheilig glaubt, und als ein Beförderungsmittel zur Verstopfung der Eingeweide ansieht. Aufmerksame Aerzte aber, werden wie Rec. glaubt, ihm beypflichten, da man in der That viel Relatives in Absicht der Zuträglichkeit der Milch, sowohl bey Erwachsenen als bey Kindern wahrnehmen kann. In Absicht der Cur kommt nach dem Vf. alles darauf an, die Verstopfungen in den Eingeweiden zu heben, theils durch verbesserte Diät, theils durch eröffnende auflösende Mittel, unter denen er dem *Syrup. antiscorb. Cod. Paris.* ein vorzüglich grösses Gewicht beylegt. Auch äussere Mittel, Blasenpflaster, Fontanellen, Blutigel u. s. w. besonders wie es scheint, in Hinsicht auf die Zahnzufälle, werden nicht vergessen.

Abschnitt VI. Von der gichtisch-rheumatischen Rhachitis beweiset der Vf. ebenfalls durch Beobachtungen, dass sie, wiewohl seltener, existire, und bringt manches besondere von der durch sie bewirkten Veränderung der Knochen bey, wohin er vorzugsweise mancherley Excrescenzen an ihrer Oberfläche rechnet. Künstliche Geschwüre, schweisstreibende und eröffnende Mittel, Milchdiät, laue Bäder, in manchen Fällen Blutigel am Hintern machen die von ihm empfohlenen Hülfsmittel aus.

Abschnitt VII. Von der Rhachitis, die nach der Castration zuweilen erfolgt. Schon *Sauvages* hat sie angemerkt. Sie kommt häufiger in Italien als in Frankreich vor. In der Nähe der morgenländischen Serails müsste man sie also wohl noch öfterer bemerken. Der Vf. schliesst von ihr auf einen erheblichen Einfluss des Zeugungsvermögens auf die Entwickelung der Knochen, wie er sich im Wachsthum des Hauptbaars und des Barts offenbaret. — Auch von dem Laster der Selbstbefleckung hat er die englische Krankheit bemerkt, welche zu heben er von kalten Bädern, der Rinde, Eisenmitteln, nahrhafter Diät und reiner Luft viel erwartet.

Abschnitt VIII. Von der Verkrümmung des Rückgrats aus Schwäche der Rückenmuskeln. Schnürbrüste sind oft Schuld daran, indem sie die Thätigkeit der Muskeln, welche das Rückgrat unterstützen und dirigiren sollen, unterbrechen, und somit eine Lähmung aus Gewohnheit in ihnen hervorbringen. Zuweilen aber wirft sich auch irgend eine Schärfe auf die Muskeln, und reizt sie zu widernatürlichen Contractionen, in welchem Fall ableitende Mittel, so wie im ersten Fall stärkende allgemeine und örtliche Mittel, vorzüglich Uebung der Muskeln, die Cur abgeben.

Der zweyte Theil des Werks enthält zunächst allgemeine Bemerkungen und zwar *Abschnitt I. über die ursprüngliche Rhachitis.* Der Vf. schränkt, wie oben erwähnt ist, ihr Daseyn sehr ein, und ist geneigt zu glauben, dass die Krankheit nur symptomatisch und *secundario* Statt finde. Bedenkt man aber, dass er selbst sie als Folge der Castration, der Selbstbefleckung und mithin bloss schwächender Ursachen, darstellt: so muss man doch wohl annehmen, dass sie auch als eine eigene, für sich bestehende Krankheit sich entwickeln, und auf dieselbe Art wie Scrofeln, mit denen sie so oft zusammen angetroffen wird, im Körper sich erzeugen könne. Ja es liesse sich in Absicht der scrofulösen Rhachitis des Vf. noch fragen, ob nicht bey ihr Scrofeln und Rhachitis bloss coexistiren, ohne mit einander als Ursache und Wirkung in Verbindung zu stehen.

Abschnitt II. Von den Symptomen. Der Vf. behauptet gegen *Glisson*, *Mayow* und andere Schriftsteller, dass die Krankheit sich nicht auf den Zeitpunkt vom 9ten Lebensmonat bis zum vierten Jahre einschränke, sondern nach Verschiedenheit ihrer Ursachen, in jedem Alter Statt finden könne. Unter den Symptomen herrscht viel Unbestimmtheit. Zuweilen ist der Kopf zu gross, zuweilen zu klein. Das Rückgrat leidet nicht immer, und in sofern bezeichnet der Name: *Rhachitis* die Krankheit nicht genau. Vorzüglich werden die schwammigen Knochen angegriffen. Oft sind die kranken Kinder sehr geniereich und entwickeln früh die Seelenkräfte; oft aber sind sie sehr einfältig und stumpfsinnig.

Abschnitt III. Resultat der Leichenöffnungen. Es würde zu weitläuftig seyn, das interessante Detail der hier angegebenen Bemerkungen mitzutheilen. Rec. schränkt sich darauf ein, nur eine auszuheben, welche die sogenannten *acephalos* betrifft, und die soviel er weiss, ganz neu und dem Vf. eigen ist. Wie überall die Rhachitis an kein bestimmtes Alter gebunden ist, so scheint sie selbst bey der ungebornen Leibesfrucht zuweilen gewissermassen schon Statt zu finden, indem die Verknöcherung der Schedelknochen aufgehalten und gestört wird. Die Grundfläche des Schädels bildet sich wohl fest; allein das Stirnbein, die Scheitelbeine und das Hinterhauptsbein werden zuweilen durch so unvollkommne Knochenlamellen, oder eigentlicher durch eine Art von Membranen repräsentirt, dass der Druck bey der Geburt sie zersprengt, das Gehirn ausläuft, und nun ein *acephalus* geboren wird. Eine Idee, die in der That zu denen Exemplaren, die Rec. gesehen zu haben, sich erinnert, sehr gut zusammen stimmt. Die sogenannten Hirn-

Hirnbrüche und die gleichfalls angeborne *spina bifida* haben ähnliche Fehler der Verknöcherung zum Grunde.

Abschnitt IV. Von den Veränderungen der Knochen mittelst der Rhachitis. Ausser dem eigentlichen Beinfrass, laufen sie hauptsächlich auf die mehr lockere oder festere Beschaffenheit derselben, oder auf Erweichung und Verdichtung hinaus. Beide beruhen nach dem Vf. auf dem grössern oder geringern Antheil an erdigten Bestandtheilen, womit die knorpelige Grundlage der Knochen durchdrungen seyn muss. Indem er auf die nächste Ursache der Krankheit zurückkommt, ist es ihm nicht ganz unwahrscheinlich, dass es eine gewisse Säure sey, welche die Bestandtheile der Knochen trenne; indessen macht er selbst sich doch Einwürfe dagegen, die er nicht zu heben weiss. Es kann auch nach des Rec. Urtheil schwerlich, wenigstens nicht immer, eine Säure die nächste Ursache der Krankheit seyn, da man alsdann nicht begreifen kann, wie sie bald grössere Erhärtung bis zur Sprödigkeit, bald Erweichung in den Knochen hervorbringen könnte. Der Theorie von der Anwendung der Phosphorsäure, zur Hebung rhachitischer Zufälle ist der Vf. darum nicht gewogen, weil er fürchtet, ihr Uebermaass werde den gesunden Theilen schaden. Dies trifft aber nur die innere Anwendung des Mittels, und nicht den neuerlich von *Lentin* empfohlenen topischen Gebrauch derselben, beym Knochenfrass u. s. w. Merkwürdig sind die Beyspiele von allgemeiner Erweichung des ganzen Knochengerippes, die er im Vorbeygehen aus der Geschichte anführt, um zu beweisen, dass die Krankheit nicht neu, sondern wenigstens seit dem neunten Jahrhundert bekannt sey. Wie wäre es auch möglich, fügt er hinzu, dass die Ursachen, die sie hervorbringen, die zum Theil immer Statt gefunden haben, nicht vor dem siebzehnten Jahrhundert dieselbe Wirkung hervorgebracht haben sollten?

Abschnitt V. Von der Behandlung. Was hier beygebracht wird, ist der Hauptsache nach bey den Abschnitten des ersten Theils erwähnt. Den kalten Bädern, besonders dem Schwimmen, wie überhaupt einer gutgeordneten Gymnastik, hält der Vf. eine grosse Lobrede. Es verdient aber wohl beherzigt zu werden, was er von den dabey nothwendigen Rücksichten sagt, so wie alles, was er vom Nachtheil der Schnürbrüste und fehlerhafter Wartung der kleinen Kinder beybringt, wodurch *Sömmerring* und *Hufeland* zum Theil sich angenehm bestätigt finden werden.

Abschnitt VI. Von der freywilligen Verrenkung des Schenkelkopfs, aus scrofulöser Ursache. Der Vf. fand den Grund dieser Erscheinung in der Anschwellung der Haverischen Gelenkdrüsen, die man als Folge eines scrofulösen Depots ansehen, und von andern Uebeln derselben Art, die nach angebrachter Gewaltthätigkeit, oder aus gichtischer Ursache, oder wegen ursprünglich fehlerhafter Construction Statt finden, wohl unterscheiden muss. Palletta, welchen der Vf. nicht anführt, erwähnt gerade dieser Gattung von *luxatio spontanea* bey einem rhachitischen Kinde. Auch der Vf. fand sie zuweilen mit Zufällen der englischen Krankheit verbunden. — Wiederum empfiehlt er hier das Queckslber in Verbindung mit *antiscorbuticis* und äussern Mitteln, vorzüglich der Moxa. — Die angebliche *Luxatio spontanea femoris* wegen Zerstörung des runden Gelenkbandes bezweifelt er, weil er es mehrmals ohne diesen Erfolg hat fehlend gefunden.

Abschnitt VII. Hier handelt der Vf. von der Krümmung der obern und untern Gliedmassen bey Kindern, also auch von den Klumpfüssen, und warnt vor dem voreiligen Gebrauche mechanischer Hülfsmittel, indem er versichert, dass das Uebel oft nicht von einer übeln Lage in der Mutter, oder nachmaliger fehlerhafter Angewöhnung herrühre, sondern ebenfalls oftmals zur Rhachitis gehöre, und durch innere Mittel hauptsächlich gehoben werden müsse.

Den Beschluss des Werks macht eine schon 1771 unter den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris, abgedruckte Abhandlung des Vf. über die Nothwendigkeit äussrer mechanischer Hülfsmittel, bey Verwachsungen, die im erwachsenen und hohen Alter erfolgen, verglichen mit der Schädlichkeit der empirischen Anwendung derselben Mittel, bey ähnlichen Fehlern des Kindesalters. Auch dieser Aufsatz trägt ganz das ehrwürdige Gepräge der Erfahrung und enthält eine Menge nützlicher praktischer Bemerkungen, wodurch das ganze Buch den Lesern sich empfiehlt.

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha, b. Ettinger: *Neapel und Sicilien. Ein Auszug aus dem grossen und kostbaren Werke: Voyage pittoresque de Naples et Sicile de Mr. de Non.* Mit 8 Kupfern. *Achter Theil.* 1797. 128 S. 8.

In drey Kapiteln, enthält dieser Theil, den Verfolg der Reise *de Non*, im Innern Siciliens — Beschreibungen und Nachrichten, besonders von Palermo, dem Feste der heil. Rosalie, der Gegend um die Stadt, der Ruinen von Segesta, des Berges Eryx, des alten Lilibäum, der Salzwerke zu Trapani, Marsala, Mazara, der Ruinen von Selinus: — und acht von Vogel ganz gut nachgestochene Blätter, von einigen dieser merkwürdigen Gegenden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 24. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, gedr. b. Schlüter: *Neues hannöverisches Magazin*, worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, welche die Verbesserung des Nahrungsstandes, die Land- und Stadtwirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahrt sind. Zweyter Jahrgang, vom Jahrg. 1792. 1793. 105 Bogen. Dritter Jahrg. vom Jahr 1793. 1794. 104 B. Vierter Jahrg. v. J. 1794. 1795. 104 B. Fünfter Jahrg. v. J. 1795. 1796. 104 B. Sechster Jahrg. v. J. 1796. 1797. 105 B. ohne Titel u. Register in 4.

Ohne Zweifel sind unsere Leser mit uns darüber einverstanden, dass dieses Magazin zu den gemeinnützigsten Sammlungen gehört und einen schätzbaren Reichthum an Wahrnehmungen, Untersuchungen und Resultaten für den Kreis der Wissenschaften und Geschäfte in Umlauf bringt. Die vor uns liegenden fünf Jahrgänge rechtfertigen dieses Urtheil vollkommen, und wir können ihren Werth nicht besser kenntlich machen, als wenn wir die interessanten Aufsätze, die sie enthalten, auszeichnen, jedoch mit Uebergehung alles dessen, was schon irgend anderswo gedruckt ist, und hier nur im Auszuge oder in der Uebersetzung gefunden wird.

Zweyter Jahrgang. Aus der *kurzen Geschichte der neusten Schuldienstverbesserungen in den braunschweig-lüneburgischen Kurlanden* (1 u. 2) ersieht man, dass noch im J. 1790 in diesen Landen etliche hundert Schulmeisterstellen waren, deren jährliche Einkünfte sich nicht über 5 bis 20 Reichsthaler beliefen; dass aber auch seit 25 Jahren zu Verbesserung schlecht dotirter Schulstellen sehr viel geschehen ist, weil es der königlichen Regierung sowohl als den Unterbeamten Ernst war. — Hr. Hofmedicus *Domeier* in seinen reichen *Fragmenten über Italiens Medicinalanstalten* (9 13—15, 38—41.) macht den Leser mit *Michael Rosa*, Lehrer der praktischen Medicin auf der schlecht bestellten Universität Modena, bekannt, und beschreibt ihn als einen einsichtsvollen, offenen und scharfsinnigen Mann, der aber doch ganz Italiener bleibt. Dieser Mann, der, in Rücksicht auf seine ausgebreiteten Kenntnisse, für die ganze Universität den Ton angiebt, nimmt sich zum Vortrage seiner Wissenschaft drey volle Jahre Zeit, hält in jedem Jahre ungefähr 30 Lehrstunden und beklagt sich gleichwohl in ganzem Ernste darüber, *dass man die Ferien hier sehr verfolgt.* Ein anderes Beyspiel der italienischen Bequemlichkeit giebt Prof. *Scarpa*, Prosector am anatomischen Theater zu Pavia und nach Hn. D. Meynung einer der ersten jetzt lebenden Wundärzte Europens. Er bekommt von Zeit zu Zeit Erinnerungen von Wien, fleissig für die Präparatensammlung zu arbeiten. Mit Lachen erzählte er das, und setzte hinzu, dass ein Italiener unmöglich gleich einem Deutschen arbeiten könne. An eben dieser Universität (Pavia) hat sich Prof. *Malecarne* mit Untersuchung und Heilung des Cretinismus glückliche Mühe gegeben. Die Beschreibung des pathologischen Cabinetts, des botanischen Gartens, der Naturaliensammlung, des klinischen Instituts, des Hospitals und mehrerer schönen Anstalten in Pavia kann Niemand, er sey Arzt oder nicht, ohne Interesse lesen. Die mit dem Hospital verbundene Apotheke hat die Obliegenheit, zu jedermanns Gebrauche täglich drey grosse Fässer voll Abkochungen zuzubereiten: eins von Klatschrosen, ein zweytes von Eibischwurzel und das dritte von Hasenpappeln. Die Fässer werden mit der Inschrift des darin Enthaltenen vor die Hausthüre gesetzt. Das Volk läuft bey jedem kleinen Uebel hinzu und säuft aus diesen Tonnen nach Gefallen; ja hungrige Fachini (die verworfenste Classe der Menschen, die, ohne Arbeit, von Betrügereyen leben, welche sie an Ausländern verüben,) zapfen sich hier ihr Frühstück. Aus allen den grossen und sehr zweckmässigen Anstalten der Universität Pavia sprechen die Verdienste des vortrefflichen Gubernialraths und Prof. *Frank*. Ausser dem Medicinalwesen berührt Hr. D. auch zuweilen andere Gegenstände, z. B. die in Italien so häufigen Mordthaten. In der kleinen Republik Lucca kommen jährlich 60 Menschen durch Messerstiche um. In Rom wurden, einiger Polizeyaufsicht ungeachtet, im J. 1789 innerhalb 9 Monaten 40 gemordet. Im Neapolitanischen kann man jährlich 500 Menschen rechnen, die durch Meuchelmord ihr Leben verlieren: und der König von Sardinien büsst in seinem kleinen Königreiche jährlich 600 Unterthanen durch Dolchstiche ein. Dies ist des Königs eigene Angabe, die er dem Gubernialrath Frank mit dem Zusatze machte: es thäte ihm weh; er wüsste es aber nicht zu verhüten, weil selbst seine Geistlichen so häufig mordeten. — *Der Prediger Samuel Theschedick in Ungarn, mit seiner Familie; oder nachahmungswürdige Muster einer länderbeglückenden Industrie.* Das sind sie wirklich. Die Erzählung dessen, was dieser Mann mit seiner Familie zu Stande gebracht hat; nähert sich dem Wunderbaren. Nur ein-

einziges Beyspiel! (17) Er ist evangelischer Prediger im Flecken *Szarwash* in der Bekesher Gespannschaft, jenseit der Theifs. Aus den Trümmern einer alten Kirche baute er mit Zuziehung einiger andern Hülfsquellen ein Schulhaus zu einer praktisch-ökonomischen Industrieschule für 7 bis 800 Kinder der Gemeine, nach einem Plane, den er bisher schon im Kleinen ausgeführt und bewährt gefunden hatte. Zu dieser Anstalt brauchte er wenigstens vier Lehrer. Woher sollte er anständige Besoldungen für sie nehmen? Um Szarwash herum giebt's viele von Ueberschwemmungen des Flusses Koeroesk entstandene Sümpfe, die durch Abzüge leicht können ausgetrocknet werden. Diese wird die Gemeine mit Bewilligung der Gutsherrschaft (Bar. v. Harrucker) urbar machen und an die Einwohner, denen es an Land fehlt, gegen einen mäsigen Erbzins überlassen. Der Ertrag beläuft sich jährlich auf 4000 fl., welche zu Besoldung der Lehrer und zu den übrigen Bedürfnissen der Schule verwandt werden sollen. — Hr. Past. *Hempel* zu Breselenz bey Dannenberg thut den sehr vernünftigen Vorschlag (28), jede wirklich vollzogene Todesstrafe, nebst einer kurzen Geschichte des bestraften Verbrechens und Verbrechers, im ganzen Lande von den Kanzeln verkündigen zu lassen, mit der gegründeten Vermuthung, dass solche Thatsachen, die jeder Prediger noch als Text zu mancher guten Vermahnung an seine Gemeine benutzen könnte, unendlich mehr Eindruck auf die sinnlichen Menschen machen würden, als das Ablesen der Mandate, in welchen die Strafen nur — gedroht werden. Hr. P. *Reiche* zu *Quicborn* bey Dannenberg dehnt den nämlichen Vorschlag auch auf die bürgerlichen Strafen aus (45). — Die *Beschreibung* (30) *einer Bauernschule zu Trnowa in Böhmen*, drey Meilen von Prag im Berauner Kreise, welche ein Hr. von Schönberg für die Jugend seines Guts und ganz Böhmens, von 12—18 Jahren, zu Erlernung des Bauernhandwerks angelegt hat, klingt vortrefflich und setzt den Leser in Versuchung, das Land zu segnen, wo solche Anstalten entstehen und gedeihen; allein Rec. weiss aus sehr zuverlässigen Nachrichten, dass diese gerühmte Bauernschule nichts weniger als eine gemeinnützige Anstalt, sondern eine ökonomische Speculation des *Edlen von Schönfeld* (nicht Schönberg) gewesen ist, auch von ihrer Eröffnung an nur wenige Wochen in grosser Unvollkommenheit bestanden hat, weil die Aeltern, die ihre Söhne dahin gegeben hatten, bald sahen, dass sie durch leere Vorspiegelungen getäuscht wären. — Ein Ungenannter (31) hat sich von der wirklichen Ausartung des Winterroggens in Trespe durch eigene Beobachtung überzeugt, indem er gesehen, dass eine und ebendieselbe Staude Kornhalme und Trespenhalme getrieben hatte; wogegen jedoch ein Hr. *v. Retberg* in Westerhof (46) erhebliche Zweifel aufbringt. — Zu den gründlichsten und gemeinnützigsten Aufsätzen dieses Jahrgangs rechnet Rec. die Abhandlung: *über die Mittel, Landstädte und andere offene Orte, ohne den Gebrauch der Mauern einzuschliessen*: eine von der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen gekrönte Preisschrift des Hn. Regierungsdirectors *Cella* in Weilburg (90). Er empfiehlt, wie natürlich, vor allen andern Einschliessungsarten lebendige Zäune und Hecken, und schlägt dazu Hainbuchen, Ulmen, Acacien, Wasserlinde, den kleinen Ahorn, weisse Maulbeere und verschiedene Arten des Weissdorns, als die brauchbarsten Gewächse vor. — Das letzte Stück dieses Jahrg. (105) liefert einen Aufsatz des Hn. Pastors *Schnorr* über die *Wasserwolle*. Sie entsteht von dem im Frühlinge auf Teiche und alles stehende Wasser sich oben auffetzenden Schleime, welcher aus vielen an einanderhängenden nach Einer Richtung hinlaufenden Faden besteht, und wird, an der Sonne gebleicht, so weiss, wie die schönste Baumwolle. Man kann sie mit vielem Vortheile zu Lampendochten brauchen. Hr. Rath *Wehrs* nennt sie Wassermatte oder Wassermoos, und versichert in einer Anmerkung, dass sie, gebleicht und mit ⅓ Lumpen versetzt, ein sehr haltbares weisses Schreibpapier, ungebleicht aber und ohne Lumpenzusatz, ein starkes, ins grünliche fallendes, Papier gebe: auch zum Wattiren der Frauenkleider und Bettdecken sehr brauchbar sey.

Im *dritten* Jahrgange wirft ein Ungenannter unter der Aufschrift: *Fragment zum Kapitel von Freundschaft*, (5) die Frage auf: „sollte es nicht rathsam „seyn, dass einige wenige Familien sich unter einan„der verbinden, sich Einer der Andern auf den Fall, „dass ihr Versorger die Welt verläfst, kräftigst anzu„nehmen?" Unter dem *kräftigst* will er nicht gerade Unterstützung mit baarem Gelde oder Vermögen verstehen; sondern vielmehr Vorsorge, Rath und bereitwillige Mitwirkung zum Wohlstande und guten Fortkommen der Verwaiseten. Bald darauf (48) giebt D. C. M. Nachricht von einer seit 1781 wirklich schon bestehenden Verbindung dieser Art unter sieben Familien in Eisleben. Wahrhaftig, der freye gute Wille des Menschen vermag Viel, wenn er ernstlich ist. — Der unvorgreifliche Vorschlag des Hn. *L. E. F. Cramer* in Hannover (6) zu *zweckmässigerer Einrichtung des Privatunterrichts in grossen Städten* ist allerdings sehr vortheilhaft und ausführbar; sobald wir annehmen, dass die dabey interessirten Personen Sinn für Humanität haben. Aber bey der noch immer zu beklagenden Seltenheit dieses Talents steht der Wirklichkeit eines so vernünftigen Instituts eben die epidemische Krankheit im Wege, die allen Versuchen, der Moralität unter den Menschen aufzuhelfen, tödlich ist, nämlich herrschender Egoismus. Das Nämliche sagen auch die Bemerkungen eines Ungenannten über diesen Vorschlag (H. M. 1794. Nr. 64). — Dem Hn. Hofr. und Leibarzt D. *Faust* in Bückeburg (28) kommt es widernatürlich vor, dass die aus Obstkernen gezogenen Stämme nicht nur meistentheils schlecht und kränklich sind, sondern auch nicht die Obstart tragen, aus deren Kernen sie gezogen sind. Er glaubt die Ursache in der Methode des Säens zu finden, nach welcher man Kerne, oft ohne Rücksicht auf die Reife und Vollkommenheit der Frucht und auf

auf die Gesundheit des Baums, der sie getragen hat, im Herbste sammelt und im Frühjahre steckt. Dagegen räth er an, die beste Frucht vom gesundesten Baume mit den Kernen im Herbste in die Erde zu legen, und unter den mehrern daraus erwachsenden Pflanzen die stärksten und gesundesten zu versetzen. So hofft er, dass nicht nur die Stämme dauerhaft werden, sondern, dass auch der Baum, aus einem Borsdorferkerne erwachsen, ohne gepfropft oder oculirt zu seyn, Borsdorfer-Aepfel tragen werde. Ein Gutachten der ökonomischen Gesellschaft in der Kurmark Brandenburg, ingleichen der königl. preussischen Hofgärtner, *Salzmann*, *Selle* und *Steinert* (A. M. 1794. Nr. 22.), ist diesem Vorschlage nicht beyfällig. — Ein Aufsatz *über die Westmünsterabtey in London*, von *Gotth. Friedr. Niemeier* (35) erwähnt das Monument des deutschen *Händel*. Es ist in einer Nische angebracht, etwa zehn Fuss über den Boden erhaben. Händel ist in Lebensgrösse abgebildet. Sein linker Arm ruht auf einem Pulte, unter welchem eine Gruppe von allerley Instrumenten zu sehen ist. Auf dem Pulte liegt die schöne Composition des Liedes aus seinem Messias: *I know that my redeemer lives;* aufgeschlagen. Händel scheint sich darin vertieft zu haben, bis seine Aufmerksamkeit von dem Tone einer Harfe, womit ein Engel in den Wolken erscheint, gefesselt worden. Ueberhaupt beläuft sich die Anzahl der Monumente in diesem Tempel auf 250. — *Ueber die Wahl der Lebensart* (49—52). Der Vf. sagt; „es ist bey der Wahl der Lebensart nicht um ein Unternehmen zu thun, das man aufgeben oder vertauschen kann: nein, das Glück und die Zufriedenheit „des ganzen Erdenlebens soll bewirkt werden etc." — Aber, zu bedauern ist der Sterbliche, dessen Glück und Zufriedenheit für das ganze Erdenleben von dem bürgerlichen Geschäfte abhängt, das er treibt. Rec. hat seit kurzem Gelegenheit gehabt, mehrere Schriften über diesen Gegenstand zu lesen, hat aber in keiner die Gründlichkeit gefunden, deren er bedarf und fähig ist. Die gegenwärtige, deren Vf. sich C. H. unterschrieben hat, trägt alle Zeichen einer guten Absicht an sich; allein, die Erfahrungsphilosophie ist bey weitem nicht zureichend, um diesem verwickelten Probleme genug zu thun. — *Was ist Patriotismus?* (62) „Alles, was ein Mitglied des Staats zur „Erreichung des Staatszwecks beyträgt, ist ein Beweis seiner Liebe zum Vaterlande, ist Patriotismus; „aber — wohl zu merken! — nur, wenn diese Handlungen der Erfüllung (Erreichung) jenes Zwecks „wirklich entsprechen, sie beschleunigen, veredeln; „ist's *wahrer* Patriotismus." Demnach soll der Werth der Handlungen bloss vom Erfolge abhängen. Ach, möchten doch die Menschen die philosophischen Gegenstände lieber in Ruhe lassen, wenn es ihnen um weiter Nichts zu thun ist, als die Begriffe dem Interesse der Partey gemäss zu modeln, der sie etwa gerade den Hof machen wollen! — *Ueber den Ursprung der Städte in den hiesigen* (hannöverschen) *Landen und ihre älteste Regimentsform*, vom Hn. Adv. *Beneke* (75—79. 82). Einer der reichhaltigsten und lesenswerthesten Aufsätze in diesem Jahrgange. Noch verdienen vorzüglich zwey von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschriften erwähnt zu werden. Der Vf. der ersten, Hr. Prof. *D. A. F. Hecker* zu Erfurt, untersucht die Frage: „welches sind die bequemsten und wohlfeilsten Mit„tel, kranken Armen in den Städten die nöthige Hülfe „zu verschaffen?" mit ausnehmender Genauigkeit; und seine Vorschläge verrathen durchaus den Mann von Erfahrung und Uebersicht. Der Gegenstand der zweyten ist die Frage: „ist ein wahrer Schade für „den Staat zu besorgen, wenn die willkürliche Ver„theilung oder Verkleinerung der Bauerhöfe (jedoch „bey gleichförmiger Vertheilung der darauf haften„den Abgaben und Pflichten) ohne Einschränkung „erlaubt wird?" Der scharfsinnige Vf. derselben, Hr. Prof. *Winkler* in Leipzig, beantwortet die Frage mit Nein!

Zu den vorzüglichern Aufsätzen des *vierten* Jahrganges gehört erstlich die Abhandlung: *über die syrische Seidenpflanze*, vom Hn. *C. Schnieber* in Liegnitz (4). Der Vf. hat die Absicht, die Benutzung dieser Pflanze zu Manufacturarbeiten bekannter zu machen. Vor ihm haben schon Hr. Hofrath *Gleditsch* in Berlin und ein gewisser *la Rouviere* in Paris glückliche Versuche mit dem Anbau dieser Pflanze gemacht. Sie verträgt sich sehr wohl mit unserm Klima, und die Frucht derselben enthält ein seidenartiges Product, das an Güte zwischen der animalischen Seide und Baumwolle das Mittel hält. Man vergleiche hiemit ein Schreiben des Hn. Landdrost *von dem Busche* zu Harburg und Anmerkungen dazu vom Hn. Rath *Wehrs* (98). — In einer kleinen Schrift: *über den Ton deutscher Volksschriftsteller in Rücksicht der jetzigen Zeitbegebenheiten* (13) will Hr. Rector *Schilling* in Bremen ein Wort zur Beherzigung der Beamten, Prediger und Schullehrer sprechen. Die Veranlassung dazu gab ihm eine Stelle in Salzmanns Volksschrift: der Bothe aus Thüringen (1794. St. 1. S. 15.), worin erzählt wird, dass die englische Regierung verschiedene Bürger in Edimburg, welche jacobinische Versammlungen gehalten, hat gefangen setzen lassen, wobey der Erzähler nun die Anmerkung macht: „wie „grausam! im freyen Frankreich wären sie mit einer „minutenlangen Guillotinenstrafe davon gekommen." Das nimmt nun Hr. Rect. *S.* dem Herausgeber des B. a. T. sehr übel, meynt, Hr. Salzmann wolle jacobinisch gesinnte Bürger und ihre Versammlungen gegen die Regierung in Schutz nehmen, und fragt die Beamten, Prediger und Schullehrer in seinem patriotischen Eifer: „kann ein Volksblatt dieses Inhalts und „dieses Tons eine nützliche Lectüre für den deut„schen Landmann und Bürger genannt werden? „Können insonderheit wir Hannoveraner solche Ur„theile in unsers Königs Landen in Umlauf gebracht „zu sehen wünschen?" — Dem Rec. kam's gleich vor, als wenn Hr. Sch. sich hier ganz ohne Noth erhitzte; denn er (der Rec.) nahm die Salzmannische Stelle für Ironie, und fand diese Meynung durch

Hn. Salzmanns eigene Erklärung (31) hierüber, bestätigt. Ist nun gleich die Ironie eigentlich nicht der Ton, in welchem man mit dem Publicum, für welches Hr. *S.* schreibt, sprechen muss; so sind doch die Bürger und Bauern, die den B. a. T. lesen, gewiss nicht so tölpisch, dass sie eine so handgreifliche Ironie, als die in der gerügten Stelle ist, so missverstehen sollten, wie es Hr. Sch. besorgt. Freylich klingt die Sache sehr gefährlich, weil die Versammlungen *jacobinisch* heissen; allein die Jacobinerey ist, beym Lichte besehen, nun unter uns Deutschen doch weiter Nichts, als ein Modewort, das zwar sehr expressif gefunden wird, um gewisse Dissenters verdächtig zu machen, das aber auch Tausende brauchen, ohne eigentlich zu wissen, was sie damit meynen. Hierauf bezieht sich ein Aufsatz im Genius der Zeit, 1799. May S. 155. — Im 40. und 58. Stücke wird auch ein Streit über den Vorzug des e vor dem ä geführt, an dem Rec. weiter keinen Theil nehmen kann, als dass er die Ableitung des Wortes *ädel* von *Adel*, *geben* von *Gabe* für eben so unrichtig erklärt, als es vielmehr der Analogie völlig gemäss ist, Adel von edel und Gabe von geben abzuleiten, so wie Lage von legen, Frass von fressen, Wand von Wenden u. dgl. Nach der Maxime, welche gebieten soll ädel zu schreiben, müssten wir also auch *lägen*, *mässen* und *wänden* schreiben, welches geradezu dem Sprachgebrauche ins Auge schlagen hiesse.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, in Comm. der Müllerschen Buchh.: *Die nach englischen Grundsätzen verbesserte Pferdezucht in Amerika zur Nachahmung andrer (für andere) Länder.* Nebst einer Nachricht von den Sächsischen Stutereyen. Ein Lehrbuch für Pferdeliebhaber und Oekonomen. 1797. XIV Vorber. und 63 S. 8. (8 gr.) — Dass dieses Werkchen eine Uebersetzung aus dem Englischen ist, erfährt man in dem Vorbericht des Uebersetzers, der dann auch von den sächsischen Landstutereyen, die seit 4 Jahren mit gutem Erfolg betrieben werden, Nachricht giebt. Diese Anstalt hat übrigens nichts besonderes, sondern ist ganz nach den Grundsätzen eingerichtet, wie solche Gestüte in andern Ländern schon lange bestehen. Sehr natürlich ist es, dass nur die bessern Stuten für die herrschaftliche Hengste ausgesucht werden müssen, sonst dürften 50 Beschäler für Sachsen nicht hinreichend seyn. Was die Schrift selbst betrifft, so wird der Leser hier seine, durch den Titel gereizte Neugierde wenig befriedigt finden. Denn was für Racen von Pferden eigentlich in Amerika in den verschiedenen Provinzen erzogen wurden, wie man sie behandelte, ihre ursprüngliche Abstammung, ihre eigenthümlichen Eigenschaften etc.: davon steht hier kein Wort; sondern der Vf. sagt nur im Allgemeinen, dass er nach einigen Jahren, die er auswärts zubringen musste, bey seiner Zurückkunft die Pferdezucht sehr im Verfall gefunden habe. Auch ist der Titel unrichtig, denn es muss nicht *verbesserte*, sondern *zu verbessernde Pferdezucht* heissen, weil der Vf. nur Vorschläge thut, wie der Pferdezucht in Amerika durch die Befolgung der englischen Gestütseinrichtungen aufgeholfen werden könne. Das Werkchen zerfällt in vier Kapitel. In dem ersten redet der Vf. von der englischen Pferdezucht und sagt: dass die Pferde hier in vier Hauptclassen eingetheilt werden. Den 1sten Rang hat das Rennpferd, den 2ten das Jagdpferd, den 3ten das Kutschpferd und in die 4te Classe gehört das Karrenpferd. Der Vf. beschreibt S. 7. diese verschiedene Gattungen von Pferden auf folgende Art: „der Wettrenner ist der Abkömmling eines Barben oder arabischen Pferdes und einer englischen Stute von reiner Race. Das Jagdpferd ist der Abkömmling eines Rennpferdes und einer Racen-Stute vom dritten Grade, aber von stärkerm Gliederbau als die vorigen. Das Chaisen- oder Kutschpferd ist der Abkömmling von einem Jagdpferde und einer Stute, die von noch stärkerm Gliederbau und in einem halben Grade weniger von Race ist, als die vorherige. Das Karrenpferd ist der Abkömmling eines Kutschpferdes und einer der stärksten Stuten aus der Grafschaft York, Lincoln, Northhampton etc." Es folgeln alsdann Regeln, wie der Hengst und die Stute für einander gewählt werden sollen, um diese Classen rein zu erhalten und überhaupt die Anzucht zu verbessern. Dabey scheint aber der Vf. S. 12. das Vorurtheil noch zu hegen, dass man keinen Hengst und Stute mit einander verpaaren müsse, wo einige Blutsverwandtschaft statt finde, weil davon nichts gutes kommen könne; sondern der Hengst begehre immer eine fremde Stute und so umgekehrt; die Stute einen fremden Hengst. Im *zweyten Kap.* folgt nun die Beschreibung eines tüchtigen Beschälers und einer guten Zuchtstute. Der Vf. tadelt die Gewohnheit der Engländer Rennpferde zu unterhalten, die zu weiter nichts, als zum Wettlaufen gebraucht werden können und einen so grossen Kostenaufwand verursachen; denn nach des Vfs. Bericht werden oft drey bis vier Stall-Leute auf ein solches Pferd gehalten, die es reiben und pflegen müssen. Kein natürliches Futter hält man für dasselbe gut genug, und dennoch ist der Eigenthümer in einer beständigen Aengstlichkeit, dass diesem kostbaren Thiere etwas zustossen möchte. Das Jagdpferd empfiehlt der Vf. als das nützlichste und beste: und es giebt deren so vortreffliche, dass sie selbst in England oft mit 4 bis 500 Guineen bezahlt werden. Im *dritten Kap.* wird von der schicklichsten Zeit, die Stuten belegen zu lassen, gehandelt. Der Vf. giebt dazu die letzten 10 Tage des April und die ersten 20 Tage des May an, weil alsdann die Stute mit ihrem Fohlen eine frische Weide finden würde. Und um diesen Vortheil nicht zu verlieren, will der Vf., dass man Stuten, die um die angegebene Zeit den Hengst nicht begehren, mit Gewalt belegen lassen soll. Seine Erfahrung habe ihm hinlänglich gezeigt, dass dieses dem Aufnehmen der Stuten nicht hinderlich sey. Die Natur selbst hat es so geordnet, dass die meisten Stuten in der vom Vf. bemerkten Zeit rossig werden. Finden sich deren aber einige, bey denen der Begattungstrieb sich später zeigt, so ist es weit besser gethan, diesen dadurch rege zu machen suchen, dass man der Stute den Hengst einige Tage hintereinander zeigt und ihn um sie herumführen läfst, bis er nach und nach näher kommen darf. Rec. hat dieses Mittel schon oft von gutem Erfolg gesehen. Das gewaltsame Bedecken wird kein Kunstverständiger billigen, es müsste denn die Stute, ungeachtet sie Zeichen giebt, bloss aus zu grosser Empfindlichkeit den Hengst nicht annehmen wollen. Die Behandlung der Trächtigen- und Fohlenstuten, wie auch das Absetzen und die Pflege der Fohlen sind gut und zweckmässig angegeben. Das *vierte Kap.* betrifft die Verschiedenheiten der Weiden und was diese für einen Einfluss auf die Pferde haben. Ob zwar der Vf. wegen der Kürze, auf die er sich eingeschränkt, diese Gegenstände nicht so ausführlich behandelt hat, wie sie es, ihrer Wichtigkeit nach verdienen, so enthalt das Werkchen doch manche gute Belehrungen, die für jeden Leser, den die Pferdezucht interessirt, nicht ohne Nutzen seyn werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. März 1798.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, gedr. b. Schlüter: *Neues hannöverisches Magazin, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Fünfter Jahrgang. *Etwas über die Handwerkszünfte*, vom Hn. Polizeycommissär *Wömpner* in Hannover. (5) Es wird zugegeben, dass die Zünfte zu allen Zeiten grosen Unfug getrieben, Ruhe und Ordnung gestört haben, und selbst dem Staate zu manchen Zeiten gefährlich geworden sind; dass auch jetzt noch das Zunftwesen mit mancherley Missbräuchen und ordnungswidrigen Gewohnheiten verbunden sey; aber der Vf. traut einer gesunden und wachsamen Polizey das Vermögen zu, sie in Ordnung — und ihrem wahren Zwecke näher zu bringen: und alsdann, meynt er, habe eine vieljährige Erfahrung gelehrt, dass die Zünfte nicht schädlich, sondern nützlich seyn und dem gemeinen Wesen vortheilhaft werden können; widerräth daher auch die von Manchen empfohlene, oder hier und da versuchte Abschaffung derselben, aus Gründen, die man kaum lesen kann, ohne überzeugt zu werden, dass die Zünfte und Gilden der jetzt bestehenden bürgerlichen Verfassung eben so unentbehrlich seyn, als dem Lahmen die Krücken. — Ein interessantes Seitenstück hierzu ist die *Skizze einer Geschichte der Zünfte und Gilden in Deutschland*, vom Hn. Geh. Kanzeley-Secretär *Hahn* in Hannover. (56 – 59.) Adel und Geistlichkeit waren dem Entstehen der Städte und der Verbreitung der Handwerke und Künste sehr zuwider, weil sie dadurch eine Menge ihrer Vasallen und Knechte verloren, machten daher auch allerley Versuche die alten Verhältnisse wieder herzustellen. Dieses nöthigte die Handwerksleute sich zu verbinden, um den Bedrückungen von Seiten der höhern Stände mit vereinigten Kräften widerstehen zu können. Dergleichen freywillige Corporationen haben schon vor den Zeiten K. Heinrichs I. bestanden (??) — *Was heisst Telegraph auf Deutsch?* (11) Im Auszuge eines Briefes von Hn. K R. Bergsträsser (Hamb. Corresp. 1794 Nr. 187.) wird dieses Wort durch *Zielschreiber* übersetzt, vermuthlich nach einer Ableitung vom griechischen τέλος. Aber, weit angemessener ist dem Gebrauche des Instruments die Ableitung vom griechischen τῆλε; nach welcher es durch *Fernschreiber* übersetzt werden müsste. Uebrigens wird die Erfindung der Telegraphie von einem Ungenannten (84) dem *Hieronymus Cardanus*, einem Mayländischen Arzte des sechszehenten Jahrhunderts zugeschrieben, der in seinem A. 1553 herausgegebenen Werke *de subtilitate*, im 17ten Buche, welches er: „von Künsten und Kunstsachen," überschreibt, ein Kunstmittel angegeben und mit einem Holzschnitte erläutert hat, wie man mit einer belagerten Stadt durch 5 brennende Fackeln correspondiren könne. Aber, von weit älterer Erfindung, erinnert Hr. *Lenz* in Celle (103) muss doch wohl die Maschine seyn, die *Aeneas Tacticus* in seinen verlorenen militärischen Werken und aus ihm *Polybius* X, 44, 45. beschrieben hat, und bey welcher auch schon brennende Fackeln gebraucht worden sind. — Eine seltsame Anekdote giebt Hr. Secret. *Jauch* in Horneburg (12) *von Gaibia*, einem Christen, der von den Mohammedanern bis auf den heutigen Tag als ein groser Prophet mit Wallfahrten zu seinem Grabe in Alt-Gradiska verehret wird. Der Grund solcher Verehrung ist, weil Gaibia den Türken, die A. 1683 vor Wien zogen, weissagete, dass ihr Unternehmen unglücklich seyn, und dass der Savestrom einst die Grenzscheidung zwischen dem Gebiete der Türken und Christen machen würde. — Gegen einen Aufsatz im H. M. 1794. Nr. 84. „Nothwendigkeit und Mittel die hochdeutsche Sprache „dem grosen Haufen bekannter zu machen" declamirt ein (angeblich) alter Prediger (13) und meynt: den niedersächsischen Bauer hochdeutsch lehren heisse eben so viel, als ihm eine jakobinische Modeaufklärung aufnöthigen und ihn an den Bettelstab bringen. Der Mann ist ein Freund des Alten und weis es nicht nachdrücklicher zu schützen, als durch die Behauptung, dass jede Neuerung ohnfehlbar zur Revolution führen müsse. — Ein Beytrag zu dieser Abhandlung (26) versucht einen Vergleich, kommt aber, wie Rec. dünkt, dem Ziele auch nicht näher: und ein Ungenannter, welcher fragt: (34) *Ist denn wirklich der Niedersächsische Dialekt ein Hinderniss der Aufklärung?* (Der Dialekt an sich wohl nicht; aber die Zweyzüngeley, nach welcher die Leute hochdeutsch gelehret werden und plattdeutsch leben, erschwert ihre Verstandesbildung ohne Zweifel,) trifft schier das rechte Mittel, wenn er die Beantwortung seiner Frage also schliesst: „Die Sprache thut's freylich „nicht, sondern der Geist, der mit und bey der „Sprache ist." — *Bilibald Pirkheimers Schutzschrift für die Klosterfrauen zu St. Clara in Nürnberg*, ein merkwürdiges Sittengemälde aus den Zeiten der Reformation, (15) hat Rec. mit wahrer Erbauung gelesen. — Die *Bemerkungen über Wolle, Wollenmanufacturen und Wollhandel in Achen, Schlesien und einigen andern Gegenden Deutschlandes*, aufgesetzt im J.

1791 (17) sind an interessanten Gegenständen sehr reichhaltig. Ein guter Widder gilt in England 40 bis 100 Guineen. Backwell vermiethete im J. 1789 einen schönen Schafwidder auf 6 Wochen für 400 — 500 Pf. Sterling und liess sich für die Bedeckung eines Mutterschafs durch seinen Lieblingswidder 8 Pf. Sterling bezahlen. Am Ende des 14ten Jahrhunderts beschäftigten die 4000 Tuchmachereyen in Löven auf 16000 Menschen. Wenn diese des Abends aus den Werkstätten nach Hause gingen, ward mit einer grossen Glocke geläutet, damit die Mütter ihre Kinder von der Gasse holten, welche sonst im Gedränge hätten können um's Leben kommen. — *Beytrag zur Beschreibung der Syrischen Seidenpflanze*, von Hn. *Moller* in Hamm. (20) wodurch die im H. M. 1794. Nr. 47. befindliche Abhandlung des Hn. Rathsdirector *Schnieber* in Liegnitz über eben diesen Gegenstand ergänzt werden kann. Besonders genau ist dieser Vf. in Angabe der Färberey, wobey die Pflanzenseide ganz anders behandelt werden muss, als Wolle, thierische Seide, Baumwolle und Flachsgarn. — In einem *Etwas über den Bezirk und Namen des Wendischen Pagus Drawän*, nebst einigen Bemerkungen über die alten Wenden und deren Sprache, aus der Handschrift eines Predigers *Chilian Wendhold*, v. J. 1705 wird behauptet, dass die Wenden ihre abgelebten Aeltern in Wälder gebracht, sie daselbst getödtet und als unnütze Hausgenossen sich vom Halse geschafft haben. Zur Bestätigung werden ein Paar schauderhafte Beyspiele aus dem 13ten Jahrhunderte erzählt, deren Letztes insonderheit beweiset, dass die Wenden durch diese Ermordung nicht etwa ihren Alten, wie man gewöhnlich glaubt, einen Liebesdienst erweisen wollen, sondern bloss nach dem Satze gehandelt haben: „Wer nicht mehr arbeiten kann, der soll auch nicht mehr essen." Ein Alter flehte seinen unbarmherzigen Sohn jämmerlich um Schonung seines Lebens an: aber dieser blieb unerbittlich bey dem Vorsatze ihn zu erschlagen, und sodann in der Grube zu verscharren, bey deren Verfertigung er eben angetroffen ward. Von solchen Auftritten, glaubt der Vf., ist der Name *Jammerholz* abzuleiten, den noch jetzt ein Gehölz bey Grabow im Lüneburgischen führt. — Eine *Anekdote von dem bekannten Schweizerbauer Kleinjogg* (63), welcher in einer Gelehrten-Versammlung zu Zürch, ohngefähr im J. 1759 über *Rousseau's Contrât social* manches Wahre sagte und die Weissagung beyfügte: „Lasst das Ding nur drucken und ihr werdet elender und die Leute (das Landvolk) werden um kein Haar glücklicher, sondern auch elender werden," welche Prophezeihung, nach des Vf's. Meynung, in den neuesten Zeiten traurig in Erfüllung gegangen ist. Nach Rec. Meynung hat Kleinjogg räsonnirt wie ein Philosoph, und prophezeiht, wie ein Bauer. — *Wie ist dem unter uns eingerissenen Uebel der Lesesucht abzuhelfen?* (81 — 83) Am sichersten dadurch, dass recht viele Bücher in dem quängelnden Tone geschrieben werden, wie diese Abhandlung. — *Etwas, über den Gebrauch des Puders und der Haarfrisuren.* (88, 89.) Der Vf. dieses Aufsatzes nimmt an, dass im Kurfürstenthum Hannover 800,000 Menschen leben; dass der achte Theil derselben, also 100,000 sich täglich frisiren und pudern, und damit jährlich 900,000 Pf. Puder (für jeden Kopf monatlich ¾ Pf. gerechnet) verbrauchen, welche, das Pfund zu 2 gr. angeschlagen, die Summe von 75,000 Rthlr. jährlichen Puderaufwands, für dieses kleine Ländchen geben. Wie viel Schulmeisterdienste könnten dafür verbessert werden! — Nimmt man an, dass jeder Puderfreund 25 Jahr im Stande der Frisur lebt und täglich nur ½ Stunde auf seinen Haarputz wendet; so macht das einen Zeitaufwand für die Lebensdauer jedes Einzelnen von 2275. — aller 100.000, von 227½ Million Stunden, = 51,940 Jahre. Werden nun die Kosten der Frisur für jeden Kopf jährlich nur auf 8 Rthlr. angeschlagen; so kostet sie den Einzelnen in 25 Jahren 200 Rthlr. — die Menge von 100,000, jährlich 800,000, und in 25 Jahren 20 Millionen Thaler. Das ist freylich üble Wirthschaft! Sollte indessen diese ernsthafte Darstellung, bey aller ihrer Evidenz keinen Eindruck machen; so thut's vielleicht die *Appellation der Perückenmachermeister und übrigen Concessionisten hiesiger Alt- und Neustadt* (Hannover) an *ein hochgeneigtes Publicum, gegen die vorgeschlagene Abschaffung des Haarpuders*, (97), welche Rec. für ein Meisterstück der feinsten Persiflage erkennt. Das Hauptargument, welches die Kräuseler obigem ängstlichen Berechner entgegenstellen, heisst: „Bestünde „das ganze Menschengeschlecht bloss aus Magen und „Bauch; dann müsste man freylich alle Gaben und „Producte der drey Naturreiche bloss als Gegen„stände der Digestion betrachten;" Aber, u. s. w. Und wenn auch durch diese Vorstellung das gepuderte Publicum sich nicht bewogen fühlt, den Anfoderungen der gesunden Vernunft Genüge zu leisten; nun, so wird uns am Ende ein zweyter Pitt durch eine wohlthätige Haarpudertaxe die Hülfe thun müssen. — Auf eine Anfrage im H. M. d. J. Nr. 58.: „*Wer die Vitalien — oder Viktualienbrüder gewesen seyn?* antwortet Hr. Past. *Rotermund* in Horneburg: so hiess eine Räuberrotte in Niedersachsen, welche gegen das Ende des 14ten Jahrh. anfänglich zu Lande die Reisenden beunruhigten und dadurch den Handel störten, in der Folge aber, nachdem die Hansestädte sich um Vertilgung derselben viele Mühe gegeben hatten, die See unsicher machten, und sich selbst den Namen der Vitalienbrüder beylegten; bis sie nach und nach durch die grösste Anstrengung, besonders der Stadt Hamburg, unterdrückt wurden. Die letzte Hinrichtung geschahe im J. 1404. — Ziemlich abweichend hiervon erscheint die Erklärung eines Ungenannten (H. M. 1796, 35) welcher meynt: die Vitalier seyn eine Gesellschaft Freywilliger gewesen, welche die Stadt Stockholm zu der Zeit mit Lebensmitteln versorgt hätten, da sie von den Dänen bedrängt ward: und bezieht sich auf *Wiarda* Ostfriesische Gesch. Bd. I. S. 365 — 371. Beide Erklärungen lassen sich wohl so vereinigen, wie es *Mangelsdorf* (allgem. Geschichte der Europ. Staaten, Heft IX, S. 105. Not. u.) gethan hat. — Die Erzählung vom *Strassenräuber* Gala

und Conforten, steht mit eben den Worten, wie hier (101, 102) auch im dritten Bande der historischen Gemälde, in Erzählung merkwürdiger Begebenheiten S. 273—286. abgedruckt.

Der *sechste* Jahrg. giebt: *Charakterschilderung des Dechant Swift* A. d. E. (4. 5). Hier wird behauptet, dass man an diesem Manne in zwey verschiedenen Perioden seines Lebens zwey ganz verschiedene Stimmungen bemerkt habe. Nämlich, als er England auf immer verlassen und die Dechantstelle in Irland annehmen musste, ging in seinem Charakter eine auffallende Veränderung vor: „von der Zeit an, heisst „es, war er finster, argsinnig, rechthaberisch und „feindselig. Es war ihm nicht mehr möglich, sich „mit Menschen zu verbinden, die in Absicht auf ih„ren Rang oder Verstand von ihm unabhängig waren. „Er war von sehr unbedeutenden Menschen umge„ben, wie D. Sheridan, Alderm. Faulkner, Mistriss „Pilkinton. Diese tyrannisch zu beherrschen schien „noch sein einziger Lebensgenuss zu seyn." — *Beschreibung des Papinischen Topfes*, worin man in sehr kurzer Zeit Fleisch und sogar Knochen, mit vieler Holzersparniss weich kochen kann; nebst Vorschlag denselben in der Haushaltung zu gebrauchen. Wie mag's kommen, dass dergleichen Vorschläge in unsern holzarmen Zeiten nicht mehr beherzigt werden? — Eine Rede, welche in der vaterländischen Gesellschaft zu B. gehalten ward, handelt *von der Vaterlandsliebe* und giebt folgenden Begriff von dieser Tugend: „wahrer Patriotismus ist nichts anders, als „das allgemeine Gesetz des Wohlwollens, auf die „Sphäre, darin wir leben, angewandt." Noch kenntlicher würde dieser Charakter seyn, wenn der Begriff des Wohlwollens besser aus einander gesetzt wäre, als hier geschehen ist. Auch die Neigung, kleine oder grosse Kinder mit Leckerbissen zu füttern, wird oft genug Wohlwollen genannt. Uebrigens ist die Rede schön. — *Lord Worthley: oder: wer ist glücklich?* (8) Ein kleines Stück, aber mehr werth, als zwanzig systematische Diatriben! — *Grammatischer Beytrag* in Beziehung auf das 52ste St. dieses Mag. v. J. 1795. Der Vf. dieses Beytrags sagt: „ich nehme „es auf mich zu beweisen, dass unsere ersten Schrift„steller, die immer als Orakel angeführt werden, „grammatische Unrichtigkeiten haben; dass unsere „Grammatiker, wie berühmt sie auch seyn mögen, „immer noch nicht auf dem rechten Wege sind, so „Manches übersehen, was nicht übersehen werden „sollte, und ganz offenbare Sprachfehler machen." Der Vf. nimmt im Grunde nicht viel auf sich. Gleichwohl hat's seine Schwierigkeiten von Fehlern zu sprechen, wo noch keine Regeln aufgestellt und anerkannt sind. In der deutschen Sprachrepublik gilt eben das Grundgesetz, welches man in manchen andern Republiken antrifft: jeder thut was er will. — *Beantwortung der von der königl. Societät der Wissensch. in Göttingen auf den November 1795 aufgegebenen Frage:* „wie ist das Rechnungswesen bey grosen Land„wirthschaften am besten dergestalt einzurichten, dass „man nicht nur den Ertrag des ganzen Guts, son„dern den reinen Ertrag jedes Products ersehen kön„ne, so wie dieses bey den mannichfaltigen Artikeln „der Handlung durch die doppelte Buchhaltung mög„lich ist?" von Hn. *Joh. Isaak-Berghaus*, öffentl. Lehrer der Mathem. u. s. w. in Cleve. Eine gekrönte Preisschrift (14—19, 32. 43). Diese Schrift behandelt einen sehr gemeinnützigen Gegenstand überaus gründlich und genugthuend, erläutert die verlangte Anweisung durch ein kurzes und deutlich ausgearbeitetes Schema; leidet aber keinen Auszug. — *Der Richter und der Bauer* (20) verräth einen richtigen psychologischen Blick und giebt sehr bedeutende Winke. Anstatt *Naturmensch* würde Rec. lieber sagen: *roher Mensch.* — *Etwas vom Telegraphen* (33). Der Vf. dieses kurzen Aufsatzes (Hr. Horn) spricht der Synthematographie des Hn. *Bergsträsser* den Vorzug zu vor den Verbesserungen des Hn. *Chappe* in Paris und des Dir. *Achard* in Berlin. — *Einige Gedanken über Speisehäuser, deren Einrichtung und Verbesserung.* Der Vf. behauptet mit Nachdruck, dass Essen und Trinken dem sterblichen Menschen unentbehrlich sey, um zu leben; wie auch, dass für den Menschen, der aus Mangel eines gut salarirten Amtes, *den Zweck seines Daseyns nur im geringsten Masse erfüllen kann*, die Garküche eine gar erwünschte Sache und ein nothwendiges Mittel seiner Erhaltung sey. — *Etwas über das Faustrecht*, besonders in Hinsicht auf die hiesigen (hannöverschen) Lande (44). Der Vf. sucht die Billigkeit des Faustrechts (der Selbsthülfe) zu jenen Zeiten zu vindiciren, wo freye Leute durch gerichtlichen Spruch ihr Recht insgemein schwer und spät erhalten konnten, und tadelt diejenigen, welche die Missbräuche des Faustrechts als wesentliche Bestandtheile desselben ansehen. — *Ueber das Auswandern nach Nordamerika, und den Ankauf dortiger Ländereyen* (47) ist die Uebersetzung eines Aufsatzes im *the independent Gazetteer.* 1795. Nr. 164. und enthält eine Addresse an die Gesellschaft zu Newyork, welche zur Belehrung und Unterstützung derer gestiftet ist, die aus andern Ländern nach den vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern. Diese Addresse warnt vor den Betrügereyen der Mäckler, die selbst aus Nordamerika nach Europa reisen und hier Ländereyen auf der Karte an Auswanderer verhandeln, die diese hernach, bey ihrer Ankunft in dem gewünschten Lande, entweder gar nicht, oder schon in den Händen anderer Käufer, oder doch weit schlechter, als man ihnen vorgespiegelt hatte, ja oft aller Cultur unfähig, finden. — *Erfindung einer neuen Druckerschwärze* (52). Nämlich es hat sich durch mehrere Versuche bestätigt, dass der Flugruss, der sich in den Rauchmalzdarren ansetzt, zur Buchdruckerschwärze gebraucht werden kann. Dadurch wird der Kienruss zu diesem Behuf entbehrlich, und also der Verbrauch des Holzes, das bisher zum Kienrussbrennen angewandt ward, vermindert werden. — *Einige Ideen über Lehranstalten für Wundärzte* (62). Hr. D. *Michaelis* in Harburg als Vf. dieses Aufsatzes, findet nicht gut, dass die Wund-

ärzte, wie die gelehrten Aerzte, wissenschaftlich durch Vorlesungen gebildet werden, sondern wünscht eigene Anstalten für die Land- und Compagniewundärzte, auf denen sie, fern von aller Universitätscharlatanerie, blofs in den ihnen nöthigen und begreiflichen Wissenschaften, auf eine mehr praktische Weise unterrichtet werden. Dafs ein oder zwey *gute* Lehrer in einer solchen Anstalt, wenn die Zahl der Zöglinge nicht über vierzig geht, hinreichend seyn werden, ist sehr richtig berechnet. Aber ein unentbehrliches Erfodernifs dabey ist ein Krankenhaus: und „eine Anstalt, der dieses fehlt," sagt Hr. M. „und in der man doch Wundärzte zu bilden wahnt, „ist so gut, als wenn sie gar nicht existirte: ja, sie „schadet mehr, als sie hilft." Die ganze Abhandlung ist reich an richtigen Bemerkungen, die auch auf andere Lehr- und Bildungs-Anstalten angewandt werden können. — Am Schlusse einer Erzählung, *von dem erstaunenswürdigen Enthusiasmus der Makassars auf der Insel Celebes* (63) heifst es: „Man ist jetzt sehr „geneigt bey der Erziehung Alles für die Bildung „des Verstandes, Nichts für die Bildung der Phanta„sie zu thun. Recht gute Rechnungsführer, Rechts„gelehrte, Theologen, Aerzte, Künstler (?) u. s. w. „wird man ziehen: ob aber recht gute *Menschen*, die „für Menschenwohl auf Ein Mal den Muth hätten, „Vermögen, Leib und Leben zu geben? das wäre ei„ne Frage, welche die Zukunft erst, oder auch die „Geschichte vielleicht jetzt schon, mit *Nein!* beant„worten würde." — Die Parallele, in welche der Vf. eines Auffatzes: *Ueber die schnellen Fortschritte der französischen Waffen in Italien* (64 - 66) alles das, was jetzt zum Ruhme der Franzosen erzählt wird, mit dem stellt, was eben diese Nation in eben diesem Lande, in ältern Zeiten, unter ihren Königen gethan hat, führt auf Resultate, welche den Bewunderern der Neu-Fränkischen Heldenthaten eben so unerwartet seyn müssen, als es ihnen schwer werden möchte, gegen die Richtigkeit derselben gegründete Zweifel zu erheben. — Die Zurechtweisung des Sprachberichtigers, der aus *ahnen* und *ahnden* zwey verschiedene Verben machen will (70), hat Rec. völligen Beyfall. — *Ueber die weibliche moderne Kleidung in Hinsicht des Schönen und der Gesundheit* (96 bis 98) von dem oben genannten Hn. D. *Michaelis*. Er giebt folgende Erfodernisse einer wirklich schönen tragbaren Kleidung an. „Die Kleidung mufs den „Körper bedecken, mufs ihn gegen den Einflufs der „Witterung schützen; sie mufs der Gesundheit nicht „nachtheilig seyn, die Geschäfte nicht hindern, den „Geschlechtscharakter ausdrücken und der schönsten „Form des Körpers entsprechen, diese nicht zwin„gen, nicht vernichten und da, wo es der Anstand „erlaubt, sie uns ganz, oder ihre gröbern Umrisse „zeigen." Der Vf. findet diese Requisite in dem modernen Anzuge des schönen Geschlechts vollständiger als in den ehemaligen. Er mag sehen: wie er mit der Mode abkommt, die doch nicht unterlassen wird, diesen Anzug über kurz oder lang durch einen minder natürlichen zu verdrängen.

Das Hannöverische Magazin ist, wie wir hören, mit diesem Jahrgange geschlossen und Rec. ist wohl nicht der einzige Leser dieser reichhaltigen und interessanten Sammlung, der es bedauert.

Frankfurt am Mayn, b. Behrens: *Merkwürdige Geschichten und Anekdoten älterer und neuerer Zeiten.* (Ohne Angabe der Jahrzahl). *Erstes* Bändchen. Mit zwölf Kupfern. 170 S. *Zweytes* Bändchen. Mit sechs Kupfern. 167 S. 12. (1 Rthlr.)

In Ermangelung einiger Notiz über die eigentliche Absicht dieser Sammlung, kann Rec. weiter nicht thun, als ihren Inhalt angeben, und allenfalls hie und da eine Bemerkung beyfügen.

I B. *Die Bartholomäusnacht, oder die Pariser Bluthochzeit;* eine Skizze aus dem sechszehnten Jahrhundert. — — *Geschichte der Hugonotten unter Heinrich III., bis zur Ermordung Heinrichs IV.* In aller Rücksicht mittelmäfsig — — *Anekdoten.*

II B. *Ueberblick.* (Eine ziemlich unbestimmte Rubrik! Es ist eine kurze Parallele zwischen der republikanischen und der monarchischen Verfassung zum Vortheil der Letztern, mit einem Epiphonem zur Standhaftigkeit und Ruhe, bey dem Gange der Begebenheiten. Dann folgt:) — — *Geschichte Ol. Cromwells, Prot. v. England;* ziemlich gut erzählt. — — *Die Regierung des Tyrannen Caligula* — — eine Skizze. — — *Die Giftmischer;* eine *grausame Geschichte.* „Es ist nicht möglich!" — möchte man auch hier ausrufen, wenn man liest, wie ein reisender Engländer, um einige tausend Guineen zu gewinnen, sich an einen Einsiedler in einem Walde verkauft; wie ihn der verkappte Anachoret an Menschen überliefert, die das berüchtigte *Aqua Toffana* bereiten; in welchem Zustande ihn sein deutscher Freund und Reisegefährte bald nach seinem Verschwinden in einer unterirrdischen Höle antrifft; welche Aufschlüsse dieser Freund vom Einsiedler erhält, u. s. w. — — *Anekdoten.* Diese sind besonders dazu geeignet, den Eindruck, den die „*grausame Geschichte*" gemacht hat, zu vertilgen, das Gefühl wieder zu besänftigen.

Die beygefügten Kupfer sind eben so überflüssig, als sie der Kenner an sich mittelmäfsig finden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. März 1798.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Didot: *Cours de Mathématiques*, à l'usage des éleves du Génie, par le Citoyen *Boſſut*, autrefois membre de pluſieurs académies. T. I. *Arithmétique et Algebre*. XVI. 364 pag. T. II. *Géométrie et application de l'Algebre à la Géométrie*. XVI. 376 pag. 15 pl. T. III. *Mechanique*. XX. 328 p. 11 pl. an II et III. de la République. 1794. 95.

Die wiederholten Auflagen dieſes Werks (auf dem Titel des dritten Theils iſt die fünfte Auflage angegeben) zeugen von dem Beyfalle, den es ſich in Frankreich erworben hat. Der Vf. verſichert auch, daſs er ſeinem Werke jedesmal gröſsere Vollkommenheit zu verſchaffen geſucht habe. In der That zeichnet es ſich durch eine ſehr geſchickte, meiſtens ſehr deutliche, oft eigenthümliche Behandlung der vorgetragenen Materien aus. Zuweilen wird freylich die Strenge der Beweiſe vernachläſsigt; doch mag dieſes in einigen Fällen dadurch entſchuldigt werden, daſs in einem Lehrbuche von einer weitläufigen Wiſſenſchaft einige Lehren nur begreiflich gemacht zu werden brauchen, deren genauere Kenntniſs der weitern Forſchung überlaſſen bleibt. Unſere deutſchen Lehrbücher der Mathematik ſchrecken vielleicht durch zu groſse Aengſtlichkeit manche Leſer ab.

Dem Titel zufolge iſt dieſes Werk zunächſt für Militärperſonen beſtimmt. Man findet darin inzwiſchen nur wenige Anmerkungen über das Kriegsweſen. Vieles von dem Inhalte des Werks iſt einem Ingenieur der Strenge nach entbehrlich. Allein es erweckt einen vortheilhaften Begriff von der militäriſchen Erziehung in Frankreich, daſs man den Zöglingen des Ingenieurcorps ſo vieles zu lernen anmuthet, was zum Syſtem der Wiſſenſchaft, nicht zum Handwerk gehört. Man trifft in den drey angezeigten Bänden manches an, wovon unſere Lehrbücher wenig oder nichts enthalten, daher auch Geübte das Werk mit Nutzen leſen werden. Daſs aber die Analyſis des Unendlichen ganz weggelaſſen worden, iſt befremdend.

Der erſte Theil enthält die gemeine *Arithmetik* und die *Algebra*. Die hiſtoriſche Einleitung iſt ſehr inſtructiv für einen Anfänger. Die Arithmetik iſt ziemlich kurz abgehandelt. Doch findet man darin eine Methode eine Tafel der Primzahlen zu verfertigen, den Gebrauch der zuſammenhängenden Brüche, um einen Bruch in kleinern Zahlen mit möglichſter Annäherung zum wahren Werthe darzuſtellen, die *Regula falſi*, und am Ende ſelbſt etwas über Verſetzungen und Combinationen. In der gemeinen Arithmetik iſt alle Buchſtabenrechnung vermieden, daher die Lehre von den Proportionen in der Algebra genauer und ausführlicher abgehandelt wird. Hier hilft ſich der Vf. bey der Zuſammenſetzung der Verhältniſſe damit, daſs er die Regel giebt, man ſolle dabey zwey Urſachen und zwey Wirkungen unterſcheiden, und die Factoren derſelben Urſache ſowohl als die derſelben Wirkung in einander multipliciren, wodurch eine einfache Regel de Tri entſtehe.

Den gröſsten Theil des erſten Bandes nimmt die *Algebra* ein, von S. 107 bis 361. Es iſt aber nicht bloſs Algebra im eigentlichen Verſtande (Lehre von der Auflöſung der Gleichungen), ſondern es kommt hier auch verſchiedenes aus der Analyſis im engern Verſtande vor, als zuſammenhängende Brüche; der binomiſche Lehrſatz für jede Gattung von Exponenten (mit Eulers Erweiſe); arithmetiſche und geometriſche Proportionen und Progreſſionen auf eine allgemeine Art behandelt; Logarithmen nach Eulers Berechnungsart; etwas von der Umkehrung der Reihen; Summirung einiger Reihen; rücklaufende Reihen. Der Vf. erklärt Algebra für die Wiſſenſchaft der Berechnung der Gröſsen im Allgemeinen. Die Lehre von den Gleichungen iſt vollſtändig genug vorgetragen. Für die Gleichungen vom dritten und vierten Grade, von welchen die letzten in unſern Lehrbüchern vergeſſen zu werden pflegen, ſind Methoden der Auflöſung angegeben. Bey denen vom dritten Grade wird durch Addition einer Function einer zweyten unbekannten Gröſse ein vollſtändiger Cubus hervorgebracht, wodurch die Cardaniſche Formel ganz bequem gefunden wird. Für den Fall dreyer möglichen Wurzeln werden dieſe mittelſt des binomiſchen Lehrſatzes durch eine Reihe dargeſtellt. Man wird hier übrigens die meiſten Unterſuchungen über die Gleichungen antreffen, als von den umkehrbaren Gleichungen nach Moivre; die Sätze von den Summen der Potenzen der Wurzeln, doch nur bis zu der Summe der dritten Potenzen; den Satz von den Folgen und Abwechslungen der Zeichen, aber nur an einer Gleichung vom dritten Grade erwieſen; die Darſtellung der Wurzeln durch eine nach den Potenzen eines aus der Gleichung gegebenen Bruchs geordnete Reihe, an dem Beyſpiele einer cubiſchen Gleichung gewieſen, und mehreres. Die Ausziehung der Quadrat- oder Cubikwurzel aus einem halb oder ganz irrationalen Binomium iſt faſt zu umſtändlich abgehandelt. Auch die unbeſtimmten Gleichungen vom erſten und zweyten Grade ſind mitgenommen, jene gleich nach den beſtimmten vom erſten Grade, dieſe gleich nach denen vom zweyten. — Ob man gleich überhaupt

haupt dem Vf. das Lob der Deutlichkeit ertheilen mufs, so wäre doch hin und wieder eine gröfsere für Anfänger zu wünschen. Gleich anfangs ist der Zweck und die Nothwendigkeit der Buchstabenrechnung zwar nicht ganz übergangen, hätte aber ausführlicher und durch Beyfügung einiger Beyspiele, die der Vf. sonst häufig gebraucht, noch mehr gezeigt werden können. — In Absicht der positiven und negativen Beziehungen der Gröfsen bleibt *Bossut* bey der gewöhnlichen Vorstellung, die doch in der That unbrauchbar ist und die Sache erschwert. Bey der Erklärung der Regeln für das Zeichen eines Products könnte es scheinen; als würde Vermögen mit Vermögen, und Schuld mit Schuld, oder dieses mit jenem multiplicirt. Er eilt über die Sache hin, und läfst den Anfänger in Verlegenheit, oder verleitet ihn zum Nachbeten. Die Lehre von den Gleichungen des zweyten Grades ist viel zu abstract vorgetragen. Es wird die allgemeine Gleichung, $xx+px+q=0$ vorgelegt, bey welcher der Anfänger sich noch dazu eine oder die andere Gröfse negativ gedenken mufs. So ist auch das Verfahren bey den Gleichungen vom dritten und vierten Grade.

Der zweyte Theil dieses Cursus ist ganz der *Geometrie* gewidmet. Die Elementargeometrie ist ausführlicher abgehandelt, als in unsern Lehrbüchern zu geschehen pflegt. Unter andern sind hier Lehrsätze über die *Maxima* und *Minima* in den Figuren, wo aber der Beweis des 7. Theorems nicht überzeugend ist. In der Stereometrie kommen Lehrsätze über körperliche Winkel vor, unter diesen ein Satz für die Steinhauerkunst, aus den drey ebenen Winkeln eines körperlichen Winkels den Winkel zweyer der Winkelebenen durch Zeichnung zu finden. Auch die Bestimmung gewisser Abschnitte auf der Oberfläche eines senkrechten Kegels, doch unter der Voraussetzung, dafs eine gewisse Projection auf der Grundfläche quadrabel sey. In der Lehre von der Kugel ist ein sehr gutes und leichtes Verfahren die Oberfläche eines sphärischen Dreyecks zu finden. — Die ebene Trigonometrie begreift die vornehmsten trigonometrischen Formeln nebst den gewöhnlichen Aufgaben. — Die zweyte Abtheilung von S. 219—354 enthält die *Anwendung der Algebra auf die Geometrie*. In dem Vorhergehenden war die Rechnung sparsam und nur zum nothwendigsten Gebrauch angewandt; hier ist es Absicht, algebraische Rechnung in die Geometrie zu bringen. Das dabey zu beobachtende Verfahren wird gut auseinander gesetzt. Zuerst Auflösungen geometrischer Aufgaben, die auf bestimmte Gleichungen vom ersten und zweyten Grade führen. Eine brauchbare Regel, um zu den möglichst einfachen Gleichungen bey dieser Art von Aufgaben zu gelangen, wird im §. 33 mitgetheilt. „Wenn bey einer geometrischen Aufgabe zwey unbekannte Gröfsen vorkommen, deren Beziehung zu den gegebenen Gröfsen so beschaffen ist, dafs jede derselben, welche man zur gesuchten Gröfse wählt, auf einerley Gleichung führt; oder dafs, wenn beide Gröfsen in die Rechnung aufgenommen werden, die Termini, in welchen sie sich finden, ähnlich sind, etwa nur mit Unterschied in den Vorzeichen: so mufs man weder die eine noch die andere zur gesuchten Gröfse nehmen, sondern eine andere unbekannte Gröfse dazu wählen, die zu jenen sich auf eine ähnliche Art verhält." Doch hat der Vf. diese Regel bey einer Aufgabe selbst nicht beobachtet. Sie ist folgende: aus der Summe der Katheten und der Höhe eines rechtwinklichten Dreyecks das Dreyeck zu bestimmen. Hier nimmt der Vf. eine der Katheten zur gesuchten Gröfse. Daher kommt er auch auf eine vollständige Gleichung vom vierten Grade. Die eigentliche Construction dieser Aufgabe ist mittelst einer Ellipse, in welcher der Abstand der Brennpunkte der unbekannten Hypotenuse des gesuchten Dreyecks gleich ist. Gegen einige andere Constructionen des Vf. läfst sich auch noch etwas erinnern. Z. B. die Zeichnung eines Quadrats in ein Dreyeck ist unbequem, weil sie aus der algebraischen Auflösung hergeleitet ist. Die geometrische Betrachtung giebt eine einfachere. Die Aufgabe, aus den Winkeln zweyer Linien und ihren Neigungswinkeln gegen den Horizont den Winkel ihrer horizontalen Projectionen zu finden, wird viel bequemer durch die sphärische Trigonometrie aufgelöset. — Der zweyte Theil der analytischen Geometrie beschäftigt sich mit der Theorie der krummen Linien. Zuerst wird an verschiedenen Beyspielen gezeigt, wie ihre Natur durch Gleichungen ausgedrückt wird; darauf werden die Kegelschnitte abgehandelt, deren vornehmste Eigenschaften, auch die merkwürdigen der Durchmesser entwickelt werden. Die Abhandlung ist für Anfänger sehr lehrreich; nur möchte der Anfang, da die einfachern Gleichungen aus den allgemeinsten hergeleitet werden, für diese einige Dunkelheit haben. Ein Anhang enthält eine Manier, ein gedrucktes Gewölbe aus drey Kreisbogen so zusammen zu setzen, dafs die Krümmungen sich möglichst nahe kommen.

Der dritte Theil, die *Mechanik*, ist mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet. Er hat zwey Abtheilungen, die Statik und Dynamik. Die *Statik* fängt der Vf. nicht, wie bey uns gewöhnlich ist, mit der Lehre vom Hebel an, sondern mit der Lehre von der Zusammensetzung der Kräfte, nach allen Fällen, die hier möglich sind. Er selbst bemerkt in der Vorrede, dafs er für den Fall, da der Kräfte so viele sind, als man will, und in welchen Richtungen es sey, die Bedingungen des Gleichgewichts auf eine neue Art dargestellt habe. (Nach dem Verfahren des Vf. wird eigentlich die Zusammensetzung und Zerlegung der Bewegung dargethan, nicht unmittelbar die der Kräfte.) Von jenen Sätzen wird eine sehr gute und feine Anwendung auf die Lehre von dem Schwerpunkte gemacht. Insbesondere wird gezeigt, dafs der Mittelpunkt der parallel wirkenden Kräfte in jeder Lage des Körpers unverändert bleibt. Bossut sagt, dafs die meisten Schriftsteller über die Mechanik diesen Satz nur behaupten, nicht beweisen. (Wenn man von dem Gleichgewichte an einem Hebel ausgeht, so wird der Beweis keine Schwierigkeit machen, da das Gleich-

gewich

gewicht am Hebel in jeder Lage desselben, bey parallelen Kräften, bleibt.) In dem 3 Kap. wird das Gleichgewicht der Maschinen ausführlich untersucht, und zwar für die einfachen Maschinen (eigentlich Hebzeuge). Der Vf. zählt sieben solcher Maschinen, die Seilmaschine (*Machine funiculaire*) und die sechs gewöhnlichen. Die erste ist diejenige, wo bloss Seile gebraucht werden, mehrere Kräfte ins Gleichgewicht zu setzen. Der leichteste Fall ist, da drey Kräfte an drey durch einen Knoten verbundenen Seilen wirken. Ein schwerer, wenn Seile durch Knoten in Gestalt einer Kette verbunden sind, und an den Knoten Kräfte mittelst Seile ziehen. Kurze Anwendung auf eine gleichförmig schwere Kette. Fall, da an den Knoten zwey Kräfte wirken, eine nach lothrechter Richtung, die andere nach einer den Winkel zweyer nächsten Seile halbirenden Linie. Das Gesetz des Gleichgewichts am Hebel wird aus dem Obigen hergeleitet. Anwendung auf die Zugbrücken, um in jeder Lage der Brücke ein Gleichgewicht zu erhalten. Der Vf. giebt drey etwas verschiedene Gleichungen für diese Bestimmung. In der ersten wird das Gewicht der Ketten bey Seite gesetzt; in der zweyten werden sie als Stangen betrachtet, wobey aber ein Irrthum vorgegangen seyn möchte, darin, dass das Gewicht dieser Stangen auf die Befestigungspunkte vertheilt wird. Die Voraussetzung bey der dritten ist die einfachste und brauchbarste. — Von dem Widerstande, den das Reiben und die Steifigkeit der Seile verursachen. Sehr gute Methode, beides bey Rollen zu bestimmen. Man nehme zwey Rollen von verschiedenen Durchmessern, und lasse über jede an einem Seile zwey Gewichte ziehen, von welchen das eine das andere gerade in Bewegung zu setzen vermag. Aus den gegebenen Dimensionen und den Gewichten läst sich das Reiben und der Widerstand wegen der Steifigkeit der Seile herleiten, wenn das wegen des letztern gewöhnlich angenommene Gesetz zu Hülfe genommen wird. Bossut hat darüber folgenden Versuch gemacht. Er nahm eine Rolle, im Durchmesser 10 Z. 6⅔ Lin. die Achse 8 Lin. im Durchmesser; ein neues, wenig gedrehtes Seil, 9 Lin. dick, und ein anderes solches 13 Lin. dick. An jedem Ende des Seils wurde ein Gewicht von 100 Pf. 12 U. aufgehangen. Zur Ueberwucht waren an dem dünnern Seile nöthig 6 Pf. an dem dicken 7 Pf. 8 U. Die Rechnung giebt in dem ersten Falle für die Friction 2,251 Pf. für den Widerstand wegen der Steifigkeit 3,749 Pf. in dem zweyten Falle für jene 2,158 Pf. (etwas weniger als bey der geringern Belastung) für diesen 5,342 Pf.

Die zweyte Abtheilung enthält die *Dynamik*, oder die Lehre von der Bewegung. Zuerst von der gleichförmigen, und der gleichförmig beschleunigten oder verminderten Bewegung. Ueber die Bewegung des Schwerpunkts eines Systems. Directer Beweis des Satzes, dass wenn mehrere Körper auf eine ähnliche Art, nach irgend welchen Richtungen, sich bewegen, der Schwerpunkt des Systems sich auf gleiche Art bewege oder in Ruhe bleibe. Der Vf. zieht dieses dem gewöhnlichen (leichtern) durch Zerfällung der Bewegungen nach parallelen Richtungen mit gegebenen Linien vor. Anwendung auf Ausmessungen von Flächen und Körpern nach *Guldins* Regel. Das Beyspiel von dem Inhalte eines ebenen geradlinichten Dreyecks und einer Pyramide könnte verführen, bey krummlinichten Figuren und krummflächigen Körpern ein ähnliches Verfahren anzubringen. — Stoss der Körper, auch der nicht leichte Fall, da ein Körper auf mehrere zugleich stösst. Der Beweis des Hülfssatzes §. 442 ist nicht befriedigend. Auch ist die Auflösung von dem schiefen Stosse §. 443 zu verwickelt. Die Formel für die Geschwindigkeit nach dem Stosse kann netter gefasst werden. Bey der Auflösung der Frage von dem Stosse auf mehrere Körper erhellt nicht, dass die Verhältnisse der Geschwindigkeiten nach dem Stosse dieselben sind, es mag der Körper A auf einen oder mehrere stossen. — Bewegung eines freyen Körpers, wenn die Richtung des Stosses nicht durch den Schwerpunkt geht. Gute Erklärung, wie eine Kanonenkugel, die ihre Geschwindigkeit verloren zu haben scheint, plötzlich wieder aufspringen kann. Sie hatte eine Drehung um eine lothrechte Axe, welche durch den Stoss gegen einen Widerstand eine horizontale Lage bekommt. — Ueber die Bewegung der Pendel, einfacher und zusammengesetzter. Von dem Mittelpunkte des Stosses, dieser ist derselbe mit dem Mittelpunkte der Schwingung. Allein es wird hier nur gefunden, was die Richtung der aus den Kräften der verbundenen Massen resultirenden Kraft ist, nicht, dass der Schwerpunkt derjenige Punkt sey, nach dessen Richtung die verbundenen Massen die gröſste Wirkung auf einen entgegengesetzten Widerstand ausüben, was nach des Vf. Definition der Mittelpunkt des Stosses seyn soll. — Verschiedene dynamische Aufgaben, unter andern die von der Trägheit der Rollen und Räder; eine zu der Lehre von der Schichtung der Ladung eines Schiffes gehörige. — Kurze Bemerkungen über Maschinen, sofern sie wirklich in Bewegung gesetzt werden. — Ein Anhang enthält einige schwerere mechanische Untersuchungen, wozu die Analysis des Unendlichen erfodert wird, nebst einer vollständigen numerischen Berechnung zu der Aufgabe über Zugbrücken.

Zu diesem Cursus gehört noch die neue, sehr vermehrte Auflage der Hydrodynamik, die 1796 in zwey Bänden herausgekommen ist, von welcher künftig eine Anzeige erfolgen wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Göttingen, b. Dietrich: *Heinrich Dornfelden, oder die Erbschaft.* Ein Lesebuch für's Volk, von *Johann Christoph Fröbing*, Prediger zu Lehrte im Cellischen. 1797. 1 Alphab. 8.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Gespenster- und Hexenbüchlein.* Ein Geschenk für seine bisherigen Leser, von *Johann Christoph Fröbing.* 1798. 170 S. 8. (10 gr.)

No. 1. Heinrich Dornfelden, ein Frauenschuhmacher in Breslau, erhält die unerwartete Nachricht, dass

dass sein Onkel, Major Hans v. Dornfelden in Westindien gestorben ist und viel Geld hinterlassen hat, welches in Amsterdam liegt und nun dem Geschwister des Verstorbenen, nämlich einer Majorinn von Löwenberg und einem David Dornfelden, dem Vater des Schuhmachers, als Intestaterben zufallen soll. Weil aber David seinen Adel verleugnet, eine Bürgerliche geheyrathet und ein Landgut im Münsterschen gepachtet hat; so will die Majorinn ihn nicht für ihren Bruder erkennen und ihm den Antheil an der Erbschaft streitig machen, unter dem Vorwande, dass er zugleich mit dem Adel auch den Bruderrechten entsagt habe. Bey dieser Lage der Sachen reiset nun unser Held zu seinen Aeltern ins Münstersche, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun sey; lässt aber seine Frau nebst drey Kindern zurück, und der Briefwechsel der beiden Eheleute ist der Hauptinhalt dieses Buchs, durch welches der Vf., laut der Vorrede, leere Stunden auszufüllen und gute Entschliessungen zu erwecken denkt. Die Erste der genannten beiden Absichten wird er ohne Zweifel erreichen: und, wo er die Zweyte nicht erreicht, da wird es, nach Rec. Meynung, am Buche nicht liegen: denn, es ist wirklich so geschrieben, dass es Lesern, deren Gesichtskreis etwa zwischen dem Wissenschaftlichen und Kindischen liegt, unterhaltend und lehrreich werden kann. Freylich scheint die Denk- und Schreibart, wie auch das ganze Benehmen des Schuhmachers ein wenig *ultra crepidam* zu gehen: allein, das kommt daher, weil der Mann anfänglich für den gelehrten Stand bestimmt war und also auch bis ins Jünglingsalter wissenschaftlich gebildet ward. Geographische Unkunde verräth es, wenn der Vf. seine Reisenden (denn Dornfelden hatte seinen Sohn bey sich) von Dresden nach Leipzig auf der ordinären Post *bey der Festung Königstein vorbeyfahren* (S. 163) und seinen Schuhmacher sagen lässt, dass ein Zinngiesser aus Dresden, der sich des Strassenraubes schuldig gemacht hat, zur Strafe auf 10 Jahr *nach Königstein in die Eisen* werde gebracht werden. Die Festung Königstein in Sachsen ist kein Strafplatz für solche Verbrecher: auch werden die Gefangenen auf Königstein nicht in Eisen gelegt. Die Küsse vergisst die Frau Dornfelden fast in keinem ihrer Briefe: und das lässt man der Weiblichkeit hingehen. Aber Tändeleyen wie folgende: „Ach, vergiss ja nicht „die Küsse alle pünktlich zu bestellen, die ich dir „mitgab: und, damit du keinen Mangel daran ha„ben mögest; so schicke ich dir hiemit einen an„sehnlichen Vorrath" — werden denn doch ekelhaft. Auch die ausgedehnten Unterschriften der Briefe hätten, zu Ersparung des Raums, wegbleiben können. Um die Einförmigkeit des ehelichen Briefwechsels ein Wenig zu heben, giebt der Vf. einige Briefe der oben erwähnten Majorinn v. Löwenberg, einer adelstolzen Närrinn, und ihrer Söhne, deren Einer Rittmeister und der Andere ein äusserst dummer Junker von Fähndrich ist: wie auch die Episode von einem Schwager des Dornfelden, in Jauer, der das Unglück hatte, aus einem fleissigen Tischer ein halb verrückter Alchymist zu werden. Als Decorationen bey einem Spiele für's Volk laufen solche Sächelchen schon mit: nur sind die Farben ein wenig grell aufgetragen. Aber vielleicht rechnete der Vf. auf Leser, die so Etwas verlangen. Dieses scheint noch mehr der Fall bey

No. 2 zu seyn. Nach der (muthmasslichen) Absicht des Vf's enthält das Büchlein Warnung vor dem Glauben an Hexen, Gespenster, Zauberkünste und andere dergleichen Teufeleyen, eingekleidet in ein historisches Gewebe von Spukgeschichten, Teufelserscheinungen, Betrügereyen, Diebskniffe, Vergiftungen, Einbrüchen, Mordthaten, gerichtlichen Verhören, Gefängnissscenen und Hinrichtungen, verbrämt mit Flüchen, Schwüren, pöbelhaften Schimpfreden, Zigeunerliedchen, Stossgebeten, Selbstverwünschungen, bussfertigen Seufzern, Büttelverweisen und Scharfrichterpredigten. — Das ganze Werk ist in *vierzehen* Gesprächen, oder vielmehr dramatischen Scenen abgefasst, die aber durch keine der drey Einheiten mit einander in Verbindung stehen. Die Hauptrollen spielen *Veit Jammer*, seiner Profession ein Kesselflicker, eigentlich aber Anführer einer Diebsbande, und *Hanfstiel*, Postknecht und Erzschelm; doch jeder für eigene Rechnung. Costume und Ausdruck sind dann auch den Geschäfte angemessen, das diese Herren treiben. Hanfstiel erscheint bald als Bär, bald als Mönch mit dem Crucifix. Veit Jammer schwärzt seinen Kameraden das Gesicht mit Russ, setzt dem Einen eine Stutzperücke auf u. s. w. Tausend Schock Schwerenoth, Tausend Himmel Kreuzsackerment, Hol mich alle T... u. dgl. Weidsprüche dürfen nicht fehlen, um der Zeichnung das rechte Colorit zu geben. Natur mag's wohl seyn, was der Vf. darstellt; aber gerade der roheste und schmutzigste Theil derselben. Doch, er hat das Büchlein zu einem *Geschenk für seine bisherigen Leser* bestimmt. Wenn diese damit zufrieden sind; so muss sich's die Kritik gefallen lassen. Ob aber auch der Verleger die Schenkung mag unterschrieben haben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. März 1798.

GESCHICHTE.

Hannover, in der Helwing. Hofbuchh.: *Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vortheile und Nachtheile der Aufklärung.* Von *C. Meiners*, königl. grossbrit. Hofrath u. ordentl. Lehrer der W. W. in Göttingen. I. Band. 1793. 672 S. ohne Vorr. II. B. 755 S. III. B. 1794. 619 S. (5 Rthlr. 12 gr.)

Der berühmte Vf. giebt in der Vorrede des 1. Bandes einen Wink, der bey der Beurtheilung dieses Buchs nicht übersehen werden darf. Die Frage, „ob die Finsterniss der vergangenen Zeit der Aufklärung unsers Jahrhunderts vorzuziehen sey," gewann erst in dem Zeitpunkt, wo dieses Werk vollendet wurde, jene grosse politische und populäre Wichtigkeit, welche ihn bewog, diese Untersuchung zum Hauptzweck seiner Arbeit zu machen. Das Ganze ist daher gewissermasen aus zwey verschiednen Gesichtspunkten zu betrachten; als ein gelehrtes und als ein populäres Werk. Unter beiden Ansichten verdient die Ausführung vortrefflich genannt zu werden, doch ist es nicht ganz zu leugnen, dass diese Verbindung eines gedoppelten Zwecks der Einheit im Allgemeinen hier und da geschadet, und die richtigen Verhältnisse der Theile zu dem Ganzen gestört hat; dass vorzüglich der praktische Theil mit einem geringern Aufwand von Gelehrsamkeit; der gelehrte hingegen mit mehr systematischer Anordnung hätte vorgetragen werden können; aber vielleicht hatte der Vf. sehr bewegende Ursachen, Wahrheiten, die er sich gedrungen fühlte, seinen Zeitgenossen ans Herz zu legen, gerade in diesem Gewande, und durch dieses Vehikel in die Welt zu schicken; und ehren müssen wir den Mann, der in jenem gefährlichen Moment Entschlossenheit genug besass, als Vermittler zwischen zwey streitende Parteyen sich zu werfen, einer jeden mit Sanftmuth, aber auch mit männlicher Freymüthigkeit ihr Unrecht zu zeigen, und beide zu mildern Maasregeln und zur Eintracht zu ermahnen. Wir dürfen nicht vergessen, dass dieses Buch in dem Zeitpunkt der höchsten Erbitterung, in den Jahren 1793 und 94 erschien, wo die Gemüther beider Theile noch zu sehr erhitzt waren, um nicht in den gemässigten Weisen entweder einen unduldsamen Obscuranten oder einen gefährlichen Propagandisten zu sehen. Nur ein Mann, dessen Charakter allgemein bekannt, dessen Ruf längst entschieden war, durfte in einem solchen Sturm es wagen, seine Stimme laut gegen Vorurtheile ertönen zu lassen, welche eine irregeleitete Klugheit zu dem Range der ersten politischen Maximen zu erheben im Begriff war, und dadurch dem Heer der finstern Aufwiegler und Pamphletisten das Schwerdt aus den Händen zu winden.

Durch eine getreue Darstellung der moralischen und bürgerlichen Verhältnisse der Menschen in dem mittlern Zeitalter wollte der Vf. seinen Lesern den Maasstab der Vergleichung ihres eignen Zustandes mit jenen so oft mit Unrecht oder Uebertreibung gepriesnen Zeiten in die Hand geben; nur aus einer solchen Schilderung konnte die Geschichte der Fortschritte, des Steigens und Fallens der Cultur in den mittlern Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung entwickelt werden. Hr. *M.* stellt dieses Gemälde in den eilf ersten Abschnitten seines Buchs auf, und bey dem ungeheuern Reichthum des hier gesammelten Stoffs ist es unmöglich, der Belesenheit des Vf., und dem Scharfsinn, womit er bis in die kleinsten Details der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse eindringt, und aus den flüchtigsten Aeusserungen seiner oft so trüben Quellen die sparsamen Goldkörner herauszufinden weiss, eine gerechte Bewunderung zu versagen. Man sieht aber auch, dass diese ganze Untersuchung ursprünglich nur für den Geschichtskenner bestimmt war; Hr. *M.* bindet sich an keine strenge chronologische Ordnung; er giebt Resultate oder einzelne Züge, ohne sich bey Erläuterungen aufzuhalten, die sein Buch dem blossen Dilettanten um vieles verständlicher machen würden. Es wäre jedoch mit einigen geringen Aufopferungen vielleicht möglich gewesen, dem Ganzen auch von dieser Seite einen noch höhern Grad der Vollkommenheit zu geben; bey einer abgemessnen Vertheilung unter mehrere Rubriken und einer bequemern Classification wäre es dem Leser leichter geworden, die Classe zu übersehen, und die Resultate, auf die er hingewiesen wird, zu finden; und wenn es dem Vf. gefallen hätte, hier und da eine zu umständliche Schilderung abzukürzen, oder die zu sehr vereinzelten Partieen mehr zusammen zu stellen, und ihnen durch wenige feste Züge den Umriss und die Haltung grosser Gemälde zu geben; so würde er dadurch Raum gewonnen haben, manches, das man in einem Werke von solchem Umfang ungern vermisst, nachzuholen. Wir rechnen dahin alles, was auf die Sitten, die Lebensart und die Erweiterung der Kenntnisse einen entscheidenden Einfluss hatte; jede grosse Begebenheit, welche neue Begriffe und neue Begierden

den in den Menſchen weckte; aber vergebens erwarteten wir von der Meiſterhand des Vf. eine Unterſuchung über den Einfluſs des weiblichen Geſchlechts auf die Cultur der verſchiednen Jahrhunderte, oder über die Folgen der Entdeckungen Colombo's und Vaſco's von Gama. — Doch nicht ein allgemeines Urtheil, ſondern eine ausführliche Anzeige der vorzüglichſten Materien und ihrer Verbindung, wobey Rec. Gelegenheit finden wird, einige freymüthige Bemerkungen einzuſchalten, kann unſern Leſern von dieſem trefflichen Werk einen Begriff geben.

Th. I. In der *Einleitung*, welche den 1. *Abſchnitt* ausmacht, führt der Vf., nachdem er Rouſſeaus bekannte Preisſchriften über dieſen Gegenſtand gehörig gewürdigt hat, die ſtreitenden Urtheile der Zeitgenoſſen über den Werth unſers gegenwärtigen Zuſtandes an, welche, indem der Eine Theil über Mangel an Energie klagt, der Andre hingegen bey der ſich allgemein verbreitenden hellern Denkensart den Umſturz aller bürgerlichen Ordnung vorherſieht, doch in dem Wahn übereinkommen, daſs Aufklärung allein an allen den Uebeln ſchuld ſey, welche ſie dem Jahrhundert vorwerfen oder in der nahen Zukunft ahnden. Er erklärt nun weitlaufttiger ſeinen Vorſatz, die Lobredner der Vorzeit, durch eine genaue Prüfung der von ihnen geprieſnen Vorzüge unaufgeklärter Zeitalter, mit der Gegenwart auszuſöhnen, und entwirft dann die allgemeinen Umriſſe der verſchiednen Epochen der Cultur des Menſchengeſchlechts: „des Zuſtandes *der Wildheit*, wo Jagd und Fiſcherey „allein Beſchäftigung und Nahrung geben; der *Barbarey* im engſten Verſtande, oder der Hirtenvölker, „die bey einem nomadiſchen Leben durch den Ertrag „ihrer Heerden ihre meiſten Bedürfniſſe befriedigen; „und der *halben* oder *völligen Aufklärung*, wo entweder die den Feldbau treibenden Völker ſich noch „nicht über die Sphäre der Handwerke und mechaniſchen Künſte erheben, oder wo eine Nation bereits die ſchönen Künſte und wenigſtens ſo viel wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſitzt, daſs dadurch bey „den unterrichteten und beſſer erzognen Volksclaſſen „alle die Arten von Aberglauben und Vorurtheilen „vernichtet werden, welche rohen und unwiſſenden „Völkern ohne Ausnahme eigen ſind." (S. 16, 17.) Da der Vf. ſich vorbehält, in der Folge nähere Beſtimmungen über dieſe Eintheilung zu geben, ſo wäre es unbillig, hier über den Begriff des Worts: *aufgeklärt*, welches als gleichlautend mit: *cultivirt* genommen zu ſeyn ſcheint, eine Erinnerung zu machen.

2. *Abſch. Würdigung des Zuſtandes der Wildheit.* Der Vf. ſtellt hier Rouſſeaus berühmtem Gemälde das Seinige entgegen, welches freylich einen traurigen Contraſt machen muſste, da R. ein Ideal, den Naturmenſchen, Hr. *M.* hingegen den wahren Wilden, oder vielmehr das Mitglied einer wilden Völkerſchaft ſchildert, die doch ſchon auf der niedrigſten Stufe der Cultur ſtehen muſs; denn Zauberer, Fetiſche und Schamanen (S. 24. 25.) kennt der rohe Sohn der Natur nicht.

3. *Abſchn. Von der Glückſeligkeit, deren unſchuldige und freye, wenn gleich unaufgeklärte Völker fähig ſind.* „Um glücklich genannt werden zu können, „müſſen unaufgeklärte Völker das Nothwendige hinlänglich beſitzen; von Innen keinen ungerechten „Druck, von Auſſen nicht unaufhörliche Ueberfälle „zu befürchten haben, und mit den Bedürfniſſen, „Gütern und Lüſten groſser und reicher, oder verdorbener Völker unbekannt bleiben." Auch ohne die Uebertreibung der alten Sagen von einem goldnen Weltalter darf man annehmen, daſs mehrere Völker eine ſolche Periode häuslicher, durch die öffentliche Verfaſſung geſchützter, Glückſeligkeit durchlebt haben; als Beyſpiele werden hier die Athenienſer nach der Vertreibung der Piſiſtratiden, die Römer vor dem zweyten puniſchen Kriege, ja noch aus der neuern Zeit die Einwohner von St. Kilda, der entfernteſten unter den Hebriden, und von Nantuket, einem nordamerikaniſchen Eylande, angeführt, von deren Sitten der Vf. (S. 47—65.) ein Gemälde entworfen hat, bey welchem ſich der Leſer beynahe in eine Idyllenwelt verſetzt glauben würde, wenn nicht die Anekdote von dem zehntägigen Huſten, der jene arkadiſchen Menſchen beym Anblick eines Fremden befällt (S. 51.), die Illuſion auf eine ſeltſame Art ſtörte. Ein abſchreckendes Gegenſtück machen die Völker Illyriens, der türkiſchen Provinzen und des Caucaſus, und die von der Hauptſtadt entfernten Pflanzer am Vorgebirge der guten Hoffnung; ſo wie *jene* bey dem Druck fehlerhafter Einrichtungen oder tyranniſcher Gebieter ſich der höchſten Freygebigkeit der Natur nicht erfreuen können; ſo hat angeſtammte Trägheit, durch den Mangel an Wetteifer und Kenntniſs des Beſſern genährt, *dieſe* bey allem Ueberfluſs des Nothwendigen, im Beſitz perſönlicher Freyheit und eines möglichſt geſicherten Eigenthums, in einer ſtumpfen Unthätigkeit, welche ihnen gewiſs kein Lobredner der goldnen Zeit aufrichtig beneiden wird.

4. *Abſchn. Von den Sitten der Völker des Mittelalters.* Hr. *M.* ſchickt eine Schilderung der Römer in den letzten Jahrhunderten des abendländiſchen Kaiſerthums voraus, deren Verderbtheit ſchnell die rohen Tugenden der erſten in die eroberten Provinzen eindringenden Völkerſtämme verſchlang. Er giebt dann ein noch vollſtändigeres Gemälde von der Sittenverderbniſs der Franken unter den Merovingern, der Sachſen unter den Ottonen, und der vornehmſten Völker Europa's vom zehnten bis zum Ende des ſechszehnten Jahrhunderts. Carls des Groſsen Bemühungen um die Verbeſſerung des moraliſchen Zuſtandes ſeiner Zeitgenoſſen werden gewürdigt und der nachtheilige Einfluſs der Kreuzzüge aus den dadurch vermehrten Bedürfniſſen der Ueppigkeit und den vervielfältigten Mitteln, nicht nur der Ahndung der Geſetze zu entgehn, ſondern auch die Vorwürfe des Gewiſſens und die Furcht vor der öffentlichen Schande zu übertäuben, erklärt. Eine empörende Darſtellung der Auflöſung aller Moralität im ſechszehnten Jahrhundert wird durch das Beyſpiel der

der deutschen Geistlichkeit, durch die Zügellosigkeit des französischen Adels, die Schandthaten einer Catharina von Medicis, durch die Bluthochzeit, die Wuth der Religionskriege, und die herrschenden Laster des Meuchelmords, des Verraths und der Schwelgerey unter der Regierung der letzten valesischen Könige und selbst Heinrichs IV, so wie durch die gleichzeitige Geschichte Italiens, Spaniens und Englands gerechtfertigt, welche der Vf. mit dem Zusatz beschliesst, dass es ihm leicht seyn würde, durch das ganze siebzehnte und bis in die erste Hälfte des jetzigen Jahrhunderts seine traurige Schilderung fortzusetzen.

Er nimmt jedoch mit Recht die Reformation als die Epoche der angehenden Verbesserung an. Durch die Abschaffung zahlloser Religionsmissbräuche bey den Anhängern des alten und des neuen Systems, durch eine strengere Kirchenzucht und einen zweckmässigern Unterricht wurde der Grund zu einer hellern Denkart und zu gereinigtern Sitten unter dem Volke gelegt; und der gröfste Theil der Vorzüge, welcher wir uns jetzt erfreuen, ist mehr oder weniger unmittelbar eine Folge jener grofsen Begebenheit.

Die Wahrheit der, zum Vortheil der gegenwärtigen Zeit aus jenen Vordersätzen gezognen, Schlüsse muss jedem unbefangnen Leser einleuchten, und bewundern wird er den unermüdeten Fleiss des Vf., der jede seiner Schilderungen mit dem Zeugniss der glaubwürdigsten Zeitgenossen und mit unverwerflichen Anekdoten belegt. Dem ungeachtet fehlt diesem Gemälde noch viel zur Vollständigkeit. Die Schatten sind nicht übertrieben; aber warum bekommt man nichts, als die Schatten zu sehen? Die besseren Eigenschaften einzelner Männer, eines H. Ludwigs, Bernhards von Guesclin, Ludwigs XII., Friedrichs von Oesterreich, und einiger andern werden nur flüchtig angeführt; die Vorzüge jedes Jahrhunderts aber, — und keines war ganz davon entblösst, — und die Tugenden, die sich durch das Bedürfniss der Zeiten oder durch besondere Einrichtungen der Gesellschaft entwickelten, wie z. B. jene schöne Blüte des Mittelalters, das Ritterwesen in seiner ursprünglichen Gestalt, sind völlig übergangen. Nicht bloss durch die Darstellung der Verderbniss eines Zeitraums, sondern allein durch eine mit strenger Unparteylichkeit abgewogne Vergleichung des Guten und des Schlechten in jeder Periode, durfte die Streitfrage über den Vorzug der Vergangenheit oder der Gegenwart entschieden werden, und die oft einseitigen, oder nur bey besondern Veranlassungen geäusserten Urtheile Luthers und anderer ehrwürdigen Schriftsteller können eben so wenig, als eine, nur zu einem Zweck aufgesuchte, Reihe von Anekdoten, den Werth ganzer Jahrhunderte bestimmen. Es würde nicht schwer seyn, eine gleiche Anzahl von Autoritäten für den Gegensatz aufzufinden, und so lange nicht auch der andere Theil gehört wird, kann die von dem Vf. aufgestellte Schilderung nicht als vollendetes Sittengemälde eines Zeitraums von sechs Jahrhunderten; sondern nur als eine mit bewundernswürdiger Belesenheit gesammlete *Chronique scandaleuse* des Mittelalters gelten. (S. 347. steht Heinrich II., für Franz II.; und S. 372. wird Ferdinand der Katholische, wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, Ferdinand von Castilien genannt.)

5. *Abschn. Ueber die Verfassung der Völker des Mittelalters.* Sehr richtig wird zuerst die Wechselwirkung der Sitten und der Verfassung eines Volkes aufeinander bestimmt; unmöglich kann *diese* verbessert werden, so lange *jene* nicht durch die ersten Fortschritte der Aufklärung gereinigt worden sind. Die häufigen Revolutionen der Reiche zwischen dem 5ten und 16ten Jahrhundert änderten im Ganzen die Verfassungen nur wenig. Hr. *M.* setzt drey Hauptperioden fest: 1) wo die gesetzgebende Gewalt in den Händen der ganzen versammleten Nation, die ausübende aber gewählten Königen übertragen war; 2) wo der Adel und die höhere Geistlichkeit nach und nach die Gemeinen aus den Versammlungen verdrängen, dagegen aber die Abgeordneten der Städte darin aufnehmen, und wo die Würden der Könige und der höchsten Staatsämter erblich werden, etc. und 3) wo die Gewalt der Monarchen unumschränkt, und die Lehre des unbedingten Gehorsams ein Glaubensartikel wird etc. Er hebt aus der Geschichte dieser drey Perioden die wichtigsten Momente heraus, beschäftigt sich aber, seinem Zwecke gemäss, weniger mit der Entwicklung der verschiednen Verfassungen, als mit Beyspielen von dem Missbrauch der Gewalt, den keine verbesserte Sittlichkeit einschränkte, und bey welchem, aller bürgerlichen Einrichtungen ungeachtet, weder Sicherheit der Person, noch des Eigenthums bestehen konnte. Die Englische Nation war die erste, welche nach fürchterlichen Stürmen durch eine, auf weise Grundsätze einer gemässigten Freyheit erbauete, Verfassung das Glück des Bürgers dauerend gründete; aber ausser den Einwohnern der vereinigten Niederlande war noch kein Volk zu der Nachahmung eines so schönen Beyspiels reif, so sehr auch Sully, der hier zum erstenmale flüchtig genannt wird, und andere aufgeklärte Staatsmänner sich von dem Grundsatz überzeugt hatten, dass willkürliche Gewalt mit dem Glück der Unterthanen und der wahren Macht der Regenten gleich unverträglich sey. Wäre aber auch (*Abschn. 6. Ueber die Gerichtsverfassung und Gesetzgebung der V. d. M.*) die ausübende Gewalt in bessern Händen gewesen; so würde doch die Gerechtigkeitspflege bey dem fehlerhaften Zustande der Gesetze immer sehr unvollkommen geblieben seyn. Verwirrung herrschte in den Tribunalen, da bey der allgemeinen Vermischung der Völker jeder Einzelne nach dem besondern Rechte oder Herkommen seines Stammes gerichtet zu werden verlangen konnte. Die Menge der Gesetze, ihr Widerspruch unter einander und mit den veränderten Gewohnheiten der Völker, vorzüglich nach der Wiedereinführung des römischen Codex, und die unbestimmten Grenzen der Gerichtsbarkeiten, seitdem die Geistlichen die ihrige so sehr aus-

ausgedehnt, die grofsen Vafallen aber mit ihren Unterthanen fich den Gerichtshöfen der Krone entzogen hatten, mufsten nothwendig den Zuftand völliger Gefetzlofigkeit herbeyführen, wo dem Unrecht leidenden keine andere Zuflucht, als die Selbsthülfe, übrig bleibt.

Am deutlichften beweifen diefes die Mafsregeln, welche man zur Verbefferung oder Unterftützung der Juftiz zu ergreifen für nöthig fand. Hr. *M.* geht hier in's Einzelne, und giebt von den geheimen Tribunälen, welche die Monarchen felbft errichteten oder begünftigten, von den Weftphälifchen Freyftühlen oder Vehmgerichten, von den vorgefchriebnen Gebräuchen, dem Eid, den Zeugen, den Gottesurtheilen, dem gerichtlichen Zweykampf, u. f. w. mit dem ihm eignen Reichthum an Beyfpielen eine Menge intereffanter Nachrichten. Von den gefetzlichen Religionsverfolgungen kommt er auf die Reformation, und zeigt in einer langen Abfchweifung, dafs die Proteftanten den Geift ihres Zeitalters nicht verleugnen konnten, dafs fie, nicht weil ihre Gefinnungen fanfter geworden wären, fondern nur weil die Umftände fie zwangen, in ihrer Intoleranz fich weniger graufam bewiefen, als die Anhänger der alten Kirche. Die Duldung in Holland und einigen deutfchen Provinzen, und die Prediger der Toleranz, Locke und Voltaire, erhalten hier ihr Lob. Zuletzt werden aus den frühern Zeiten die Inquifition gegen Zauberey, und die Verfolgung der Ausfätzigen und der Juden aus dem 14ten Jahrhundert nachgeholt, und dann von der Procefsform freyer Städte, z. B. Antwerpens, und von den erften Handelsgerichten einige Nachrichten mitgetheilt.

Diefe Stellung der Materien mag von der Anordnung einen Begriff geben. Unter den fonft mit fo kluger Wahl angeführten Autoritäten hat Rec. doch bey diefem Abfchnitt die *Affifes* von Jerufalem, und *Gibbon's* treffliche Unterfuchungen über die Gefetzgebung des Mittelalters nicht gefunden.

Theil II. Abfchn. 7. Ueber den Handel, die Gewerbe, die Nahrung und Kleidung, und das häusliche und gefellige Leben der V. d. M. Der Vf. handelt zuerft von dem geringen Umkreis und den Hinderniffen des Handels überhaupt, und vorzüglich im 14ten und 15ten Jahrhundert. Er fpricht bey diefer Gelegenheit von den Zöllen und Monopolien, den Hanfee- und Stapelftädten, von der widerfinnigen Vertheilung der Impoften, von dem hohen Zinsfufs, und von dem Wucher der Juden und der Lombardifchen Kaufleute. — Die im 15ten Jahrhundert anfangenden Wechfelgefchäfte, die Einrichtung der Canäle, der Strafsen und Poften, mehr als alles aber, im 17ten Jahrhundert die Navigationsacte und die auf die Ausfuhr der Waaren in England gefetzten Preife, waren die erften Schritte zur Erweiterung des Handels. — Hr. *M.* geht nun wieder bis in die Zeiten der Ottonen zurück; er rühmt den Flor der deutfchen Gewerbe, vorzüglich der Weberey und der Metallarbeiten, wobey er zugleich anmerkt, dafs alle Völker von teutonifchem Urfprung in den mechanifchen Handthierungen eine auszeichnende Gefchicklichkeit bewiefen hätten, und theilt, ohne fich an eine fefte Ordnung der Zeit oder der Materien zu binden, eine Menge merkwürdiger Nachrichten mit, bey welchen ihm Rec. aus Mangel des Raums nicht folgen kann, und fich daher nur auf einige Anmerkungen einfchränken mufs.

Der Verfall des Kunftfleifses in Deutfchland wird mit Recht, aufser den zerrüttenden Kriegen, auch dem Gildenzwang in den Städten zugefchrieben; aber von den Vortheilen, welche der Induftrie doch Anfangs durch diefe Corporationen erwuchfen, ohne welche fie in jenen ftürmifchen Zeiten, wo die Schwachen allein durch fefte Verbrüderungen fich gegen die Gewaltthätigkeit der Mächtigen fichern konnten, fchwerlich würde haben beftehen können, ift nichts gefagt. Auch von dem hohen Flor der Niederlande unter den Burgundifchen Herzogen finden wir fo wenig befriedigende Nachrichten, als von der glücklichen Epoche Nürnbergs, Augsburgs und anderer deutfchen Städte, oder der italienifchen Freyftaaten zu den Zeiten der Hanfe und des Lombardenbundes. — Dafs die Deutfchen die Verwüftung der Aecker und Weinberge erft von den *rachgierigen Italienern gelernt* haben follten (S. 73.), wäre wohl fchwer zu behaupten; die italienifchen Schriftfteller vom 10ten bis zum 16ten Jahrhundert könnten wahrfcheinlich eben fo gültige Beweife des Gegentheils anführen. — Als Beyfpiele, wie tief der Blick des Vf. auch in die kleinften Nebenfachen, die über feinen Gegenftand Licht verbreiten, eindringt, mögen die Artikel, von der Gartenkunft (S. 85. ff.) und der Vervielfältigung und Veredlung der Gartenfrüchte; von der Tifchwäfche (S. 117.); von den wechfelnden Moden (S. 131. und 166.), und viele andere dienen. — Unter den Beluftigungen, welche die Ueppigkeit der Reichen fich verfchaffte, kommen hier die Minftrels vor, die man fpäter, fo wie überhaupt einige Nachricht von den Künften, vergebens fuchen würde.

Der Befchlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. März 1798.

GESCHICHTE.

Hannover, in der Helwing. Hofbuchh.: *Historische Vergleichung der Sitten, und Verfassungen, der Gesetze, und Gewerbe, des Handels, und der Religion, der Wissenschaften, und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vortheile, und Nachtheile der Aufklärung.* Von C. Meiners, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Abschn. 8. *Ueber den Zustand der Religion im Mittelalter.* Dies treffliche Kapitel, welches mit besonderm Fleiss, und systematischer als alle vorhergehenden, ausgearbeitet ist, soll nicht sowohl die Geschichte der christlichen Kirche, oder ihres Lehrbegriffs, als vielmehr eine historische Darstellung der verdorbnen christlichen Religion, wie sie von dem grossen Haufen der Lehrer vorgetragen, und von den Gläubigen geübt wurde, enthalten. Der Vf. zeigt zuerst den Unterschied der Religionsbegriffe der Juden und der Polytheisten, den er hauptsächlich in der Idee der Ersten von einem Nationalgott setzt; in ihren weiteren Vorstellungen aber von dieser Gottheit, die menschlich zürnte, liebte, hasste und sich bestechen liess, der man ohne Tugend gefallen, und die durch gleichgültige, selbst durch gute, Handlungen beleidigt werden konnte, zeigt er die genaueste Uebereinstimmung mit den Begriffen der Heiden. Er verbreitet sich dann über die Geschichte des Stifters der christlichen Lehre, und sowohl über seinen Zweck, die Juden zu reformiren, als über den Eindruck, welchen der Vortrag desselben auf seine Zuhörer machen musste, und über die Art, wie er von ihnen verstanden und missverstanden wurde. Die christliche Religion würde bey den verwirrten Begriffen ihrer Anhänger in den ersten Jahrhunderten weit schneller ausgeartet seyn, wenn sie früher die herrschende geworden wäre; sie erhielt sich durch die Unsträflichkeit der Sitten ihrer Bekenner, die, oft verfolgt, nie bürgerliche Vortheile durch ihren Uebertritt erreichen, und nur durch den Enthusiasmus und die reine Moralität dieser geheimen Gesellschaften angezogen werden konnten, wo sie aber zugleich bittern Hass des Heidenthums und aller weltlichen Weisheit einsaugen mussten. In der Zeit des Drucks gingen nur moralisch gute Menschen zum Christenthum über; Millionen schlechter Menschen nahmen es an, sobald die Religion des Hofes ein Mittel zum Glück geworden war. Der bisher so wenig bestimmte Lehrbegriff musste nun festgesetzt werden; aber die Concilien veranlassten nur Spaltungen, Ketzerey und Verfolgung, und an die Stelle der praktischen Tugenden, welche die ersten Nachfolger Christi bey einem sehr schwankenden Glaubenssystem ausgeübt hatten, trat nun der Wahn, die Religion bestehe allein in der Behauptung gewisser Meynungen. — Ungern versagt sich Rec. das Vergnügen, aus dieser meisterhaft ausgeführten Abhandlung weitere Auszüge zu machen, und dem Vf. bey seinen Untersuchungen über das Wesen der Volksreligion vom vierten bis zum 16ten Jahrhundert, von dem ersten Missbrauch der Priestergewalt, der Klöster und der Indulgenzen, durch die finstern Zeiten der Hierarchie und der Bettelorden, bis auf die furchtbare Herrschaft der Jesuiten, deren Sturz er als die wahre Epoche der Reformation der römischen Kirche angiebt, Schritt vor Schritt zu folgen. Man muss nothwendig den ganzen Aufsatz selbst lesen.

Der 9te Abschn. Ueber den Zustand der Wissenschaften, der Lehr- und Erziehungs-Anstalten, der Lehrarten und Hülfsmittel, der herrschenden Denkarten des Mittelalters; und die allmäligen Fortgänge der Aufklärung, zerfällt wieder in 4 Unterabtheilungen. I. *Ueber den Zustand der Gelehrsamkeit vom VI. bis zum Ende des XI Jahrh.* Der Vf. schildert zuerst den Verfall der Gelehrsamkeit zur Zeit des Abendländischen Kaiserthums, um dadurch den Satz, dass die sogenannten Barbaren, oder die *deutschen* Völker, welche das römische Reich umstürzten, an dem Untergang der Wissenschaftan unschuldig gewesen seyen, zu begründen. Rec. glaubt dieser Behauptung nur unter gewissen Einschränkungen beypflichten zu können. Bey den Völkern, welche sich endlich in Italien *niederliessen*, möchte sie richtig seyn; aber, der Verheerungen Genserichs und jener Schwärme, die, nur um zu plündern, die Provinzen des Reichs durchzogen, nicht zu gedenken, so bestanden ja die römischen Heere selbst, welche in den Bürgerkriegen Italien verwüsteten, grösstentheils aus in Sold genommenen Barbaren, und der Vorwurf, die edelsten Denkmale der Kunst zerstört zu haben, wird auf eine oder die andere Art doch immer den ungebildeten Söhnen des Nordens zur Last fallen. Aber die ausgearteten Völker sollten durch die Vermischung mit diesen rohen, aber kraftvollen, Menschen regenerirt werden; und die schnelle Cultur, welche diese in ihren neuen Wohnsitzen annahmen, ist ein Beweis ihrer glücklichen Anlagen. Im 6ten Jahrhundert, nachdem der Sturm der Auswanderungen sich gelegt hatte, machten sie die ersten entscheidenden Fort-

Fortschritte im Gebiet des Wissens; aber nur, um nachher eine lange Zeit auf demselben Punct stehn zu bleiben. Damals erhielt die Gelehrsamkeit den Zuschnitt; die wieder auflebenden Schulen nahmen die Form an, welche sie bis ins XIIte Jahrhundert behielten, und ohne den Fleiss der Mönche, welche die aus der Verwüstung geretteten Schätze wahrer Weisheit durch Abschriften vervielfältigten, würde der Aberglaube der Schulen jenen herrlichen Ueberbleibseln des Alterthums eben so gefahrlich geworden seyn, als der Fanatismus religiöser Eiferer oder die Hand barbarischer Zerstörer. — Eine Vergleichung des Zustandes der Wissenschaften im VIten und XIten Jahrhundert beschliesst die nun folgende, mit mühsamer Aufsuchung und kritischer Benutzung der Quellen entworfne Schilderung der Fortschritte und des Verfalls der Gelehrsamkeit bis auf die Epoche Abälards.

II. *Ueber die Entstehung und Fortbildung der jetzigen Universitäten.* Die Beschaffenheit der öffentlichen Lehranstalten ist unstreitig von grosser Wichtigkeit in der Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts, und der Vf., der diesem Artikel eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat, giebt hier seinen Lesern eine vollständige Darstellung von dem Zustande der Universitäten im XIIten und den nächstfolgenden Jahrhunderten, wo sie den Schulen des Alterthums eben so unähnlich waren, als unsern jetzigen Akademien. Salerno, Bologna und Paris, diese drey berühmten Mütter oder Pflegerinnen der Gelehrsamkeit im Mittelalter, werden zuerst geschildert, und dann alle Local- und Nebenumstände, welche auf ihre Entstehung oder Verfassung wirkten, das Eigenthümliche einer jeden, und der Ursprung und die Fortbildung der Gebräuche, der akademischen Würden, der Vorrechte, der Einkünfte, der Stipendien und Collegien, der Bibliotheken vor und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Sitten, Feste und Bacchanalien der Studenten und Lehrer, des Facultätenzwangs, der Reichthümer und der Macht der Universitäten, ihres Einflusses auf die Fürsten und den Staat, u. s. w. mit kritischer Unterscheidung und antiquarischem Fleiss untersucht. Ein weitläuftiger Artikel handelt bey Bologna von dem akademischen Rechte; Friedrichs II. Verdienste um die Wissenschaften bey der Einrichtung der Universität von Neapel werden geschätzt, und auch von andern hohen Schulen, vorzüglich von Padua und Oxford, ausführliche Nachrichten gegeben.

III. *Ueber den Zustand der Wissenschaften auf den ältesten Universitäten; und zwar zuerst über den Zustand und die baldige Ausartung des Studiums der alten Sprachen und Literatur, oder der Grammatik und Rhetorik, so wie auch der Philosophie.* Schon die Ueberschrift zeigt den Inhalt dieses reichhaltigen und fruchtbaren Kapitels an, bey welchem wir nur einige kleine Bemerkungen uns erlauben werden. Als Hauptursachen des Verfalls der eigentlichen Literatur giebt Hr. *M.* an: die grösseren Vortheile im bürgerlichen Leben, welche das Studium der Rechte und der Arzneywissenschaft brachte, daher der bekannte Vers: *Dat Galenus opes; dat Justinianus honores, sed genus et species cogitur ire pedes;* das Trachten nach der schnellen Erlangung akademischer Würden; das Eindringen unwissender Mönche, vorzüglich von den Bettelorden, in die Universitäten, welche zu dem Ausdruck: Mönchslatein, Anlass gaben; die Erpressungen der Päbste, wodurch alle geistlichen Stiftungen verarmten; die arabische Literatur, welche die classischen Sprachen verdrängte, und die Vorliebe zu dialektischen Wortstreiten und den Subtilitäten und Pedantereyen der Schulen, u. a. m. Bey der scholastischen Philosophie verweilt der Vf. am längsten, und die Proben von seltsamen Untersuchungen, welche in den gelehrten Schulkämpfen angestellt wurden, nehmen einen grossen Theil dieses Kapitels ein. — S. 623., in der Note hat sich ein Anachronismus eingeschlichen: Pabst Alexander IV. soll 1255 das Kreuz gegen Friedrich II. haben predigen lassen; bekannter Massen aber starb dieser Kaiser schon 1250 unter dem Pontificat Innocenz IV.

Th. III. Absatz IV, des 9ten Abschn. Ueber den Zustand der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit und Medicin, vom XII. bis in den Anfang des XVIten Jahrh. Da die Scholastiker über die Theologie herrschten, und durch ihre Untersuchungen sich auch in das Gebiet der Jurisprudenz eingedrängt hatten, so mussten hier manche Wiederholungen vorkommen, die vielleicht durch die Zusammenschmelzung dieser Abtheilung mit der vorigen hätten vermieden werden können. Der Vf. folgt dem Verfall der drey benannten Wissenschaften Schritt vor Schritt durch die finstere Periode der Schulweisheit bis zu ihrer ersten Verbesserung, indem er den charakteristischen Stellen aus den weitläuftigen Werken der Scholastiker, Auszüge aus den Schriften Erasmus und anderer denkenden Köpfe, die zuerst das Joch der Schule abwarfen, entgegensetzt.

Abschn. 10. Betrachtungen über die ersten Wiederhersteller nützlicher Kenntnisse im XIV. und XV Jahrh. Billig fängt dieser Abschnitt mit einer Schilderung der Verdienste Petrarchs, und der Bildung dieses mit Recht so berühmten Mannes an; der Vf. geht dann zu der Platonischen Philosophie über, welche endlich der Scholastischen den Scepter entriss, würdigt die Bemühungen des Boccaz, Johann von Ravenna und anderer Zeitgenossen, und den Einfluss der aus Constantinopel geflüchteten Griechen, und giebt zuletzt ein Gemälde von dem Enthusiasmus für das Schöne der alten Literatur, von dem Ansehn und Rang der Gelehrten, und von den Beschützern der Wissenschaften in der blühenden Periode Italiens, den Mediciern, den gelehrten Pabsten, u. s. w. Indem er den bessern unter den Griechen volle Gerechtigkeit wiederfahren lässt, erhebt er sich zugleich gegen die übertriebene Schätzung der Verdienste dieser Ausgewanderten, die oft nichts als ihre Sprache mitbrachten, und erst auf den italienischen Schulen sich zu Gelehrten bilden mussten. Aber war nicht schon durch die mildern Sitten, welche sie aus der Hauptstadt des Orients herüberbrachten; und durch die Verbreitung

des

des Geschmacks an einer so vollendeten Sprache, ihr Einfluss für die Italiener wohlthätig? Eher vielleicht dürfte man einwenden, dass durch die Aufstellung unübertrefflich geachteter Muster der aufstrebende Genius der Abendländer auf den Abweg einer sklavischen Nachahmung, den sie nur spät erst wieder verliessen, geleitet, und dadurch gelähmt worden sey. — Der Vf. schliesst diesen Abschnitt mit einer kurzen Darstellung des gelehrten Zustandes von Deutschland, wo zuerst im XVten Jahrhundert die lange vernachlässigten, oder durch die Traumereyen der Astrologie verdunkelten, Wissenschaften der Sternkunde und der Mathematik, durch die Bemühungen Peuerbachs, Regiomontanus und der Nürnbergischen Schule wieder auflebten.

Abschn. 11. Ueber den Aberglauben der scholastischen Jahrhunderte. Dieser Abschnitt, in welchem Hr. *M.* wieder bis in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurückgeht, enthält einen Reichthum seltener, und mit unermüdetem Fleiss aufgesuchter Notizen. Der Vf. zeigt, dass kurz nach der Völkerwanderung verschiedne Arten des wissenschaftlichen Aberglaubens, oder der abergläubigen Wissenschaften verschwanden; ob dieses aber ein Beweis von dem gesunden Verstande der deutschen Eroberer war, oder nicht vielmehr eine Folge ihrer Unwissenheit, die sich bis zu dem künstlichen Aberglauben der Römer noch nicht erheben konnte, lässt Rec. unentschieden. Der Eifer, womit diese Völker, sobald sie die ersten Stufen einer höhern Cultur betreten hatten, jenen eingebildeten geheimen Wissenschaften des Alterthums nachforschten, oder sie von den in Spanien und den Inseln des Mittelmeers verbreiteten Arabern zu erlernen suchten, und die Art, wie sie dieselben mit ihrer Gelehrsamkeit und mit ihrer Religion verwebten, scheinen nicht für die erste Meynung zu sprechen. — Die nachtheiligen Wirkungen dieses Glaubens an das Wunderbare auf die Sitten und auf jede Art der Kenntnisse werden ausführlich geschildert. Vergebens erhoben sich die hellern Köpfe der Nation dagegen; vergebens kämpfte schon Abalard wider die Thorheiten der Magie und Astrologie; Verfolgung und Verketzerung waren der Lohn der Verfechter der Wahrheit. Sterndeuter herrschten an den Höfen; die aufgeklärtesten Fürsten zogen sie bey den wichtigsten Unternehmungen zu Rathe; die gelehrtesten Männer bemühten sich, die ausschweifenden Schwindeleyen der Wahrsager, Zauberer und Goldmacher in Systeme zu bringen, und Universitäten und Kirchenversammlungen untersuchten und bestimmten die Grenzen der erlaubten und der strafbaren Magie. Auch das Wiederaufleben der Wissenschaften konnte die geheimen Künste der Theosophen nicht um ihr Ansehn bringen; Verfolgung mehrte die Zahl ihrer Anhänger und selbst durch die Angriffe der Gegner wurde ihr Daseyn begründet. Wenn Petrarch, Johann Gerson und einige wenige, im edelsten Sinn des Worts, starke Geister, sich gegen den Unsinn des Aberglaubens auflehnten; so verdammten ihn doch grosse Männer, selbst Keppler, Reuchlin, Luther und Melanchthon, nur als Erfindungen des Satans; und es war der letzten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts aufbehalten, durch die grossen Fortschritte in der Naturlehre und in der Philosophie jenes eingebildete Reich der Geister so weit zu zerstören, das es jetzt nur noch in der Finsterniss geheimer Orden seine Anhänger beherrscht.

Höchst interessant sind in diesem Kapitel die Bemerkungen des Vf. über die Systeme der Astrologie, Theurgie, Magie u. s. w., und über die Bemühungen der Gegner, den Glauben an das Daseyn dieser Künste mit der Philosophie, der Religion und der Naturlehre zu vereinigen, oder gar daraus herzuleiten. (Die Lehre von den bösen Geistern gab dazu den fruchtbarsten Stoff, Luther selbst, nachdem er mit den Oberhäuptern der irdischen Welt, dem Kaiser und dem Pabst, fertig geworden war, sah nur noch in dem Teufel einen seiner würdigen Widersacher.) Ferner über die neuplatonische Weisheit und die Lehre einer genauen Vereinigung mit höheren Wesen, welche so viel Reiz für schwärmerische Seelen hatte; über Cornelius Agrippa und die Einrichtungen und Grade des von ihm gestifteten geheimen Ordens, über Paracelsus und Rosenkreuzer, über die Abscheulichkeiten der Hexenprocesse, u. s. w., und endlich über die Verdienste Gallilei's, Gassendi's, des Cartes's, Bayle's, der Engländer und Thomasius's um die Vertilgung des Aberglaubens. Aus der Menge der Citate und seltsamen Anekdoten heben wir nur die Eine heraus, dass im J. 1715 zu Rostock in einer Disputation: *de Theologia daemonum*, die Frage: *ob der Teufel Professor der Theologie werden könne?* aufgeworfen, und bejahend entschieden wurde.

Abschn. 12. Was ist wahre Aufklärung? Kann wahre Aufklärung schaden, oder zu weit getrieben werden? Welche sind die Feinde derselben? Mit dem Motto: Wer Arges thut, der hasset das Licht etc., Christus beym Joh. C. 3. v. 20. Ohne mit dem Vf. über die Ausdrücke: *wahre und falsche Aufklärung* zu rechten, die wir aus dem Grunde, weil falsche Aufklärung doch nur halbes Licht, oder gar Finsterniss, und folglich keine Aufklärung wäre, lieber mit andern vertauschen möchten, begnügen wir uns diesem letzten Theil seines Werks, welcher die Anwendung des Ganzen enthält, unsern uneingeschränkten Beyfall zu zollen. Hr. *M.* bestimmt zuerst den Begriff von Aufklärung; sie ist (S. 469.) „eine solche Kenntniss der „Natur und ihres Urhebers, — — des Menschen und „seiner Verhältnisse, wodurch diejenigen welche sie „besitzen — — so wohl über ihre wahre Bestimmung und Glückseligkeit, als über ihre Pflichten „und Rechte vollkommen unterrichtet werden." Er untersucht den Unterschied zwischen dem aufgeklärten Mann und einer aufgeklärten Nation, und beweiset mit gediegenen Gründen und einer eben so einfachen als siegenden Beredtsamkeit, dass Aufklärung nie weder im Allgemeinen noch im Einzelnen schaden könne. Man s. S. 475. ff. — Die Feinde derselben theilt er in 2 Classen: zu der Ersten gehören die,

die, welche Aufklärung mit missverstandnen Begriffen von Pflicht und Recht, (welche der Vf. *falsche Aufklärung* nennt,) verwechseln, und sie daher für schädlich halten; zu der Zweyten hingegen diejenigen, welche das Licht hassen, weil sie in der Finsterniss zu gewinnen denken. Die Vorurtheile, dass Aufklärung die Sitten verderbe und Revolutionen hervorbringe, widerlegt der Vf. erst durch Vernunftschlüsse, und dann aus der Erfahrung durch eine rasche Uebersicht der in seinem Werke aufgestellten Sittengemälde, und durch die Beyspiele der Reformation und der fürchterlichen, aus Schwärmerey und Aberglauben entstandnen Zerrüttungen, und schliesst, nachdem er den Fürsten und Grossen der gegenwärtigen Zeit, die freywillig ihre Gewalt den Gesetzen unterordneten, ein gerechtes Lob beygelegt hat, mit den Worten Paulus, 1. Timoth. 2. v. 4. Gott... „will, „dass allen Menschen geholfen werde, und dass alle „zur Erkenntniss der Wahrheit kommen."

Abschn. 13. *Von falscher und unzeitiger Aufklärung, und von den Mitteln, diese samt ihren Folgen zurück zu halten.* Hr. *M.* bestimmt hier näher, was er unter falscher Aufklärung verstehe, und nachdem er durch die Beyspiele Spinoza's, Hume's, D'Alembert's, Helvetius's und Friedrichs II. erwiesen hat, dass auch beym höchsten Unglauben die beste Sittlichkeit möglich sey, behauptet er, (wie uns dünkt mit einiger Verwirrung der Begriffe,) das Gegentheil von ganzen Schulen oder Secten, wobey er die Encyclopädisten, und die Prediger des Machiavellismus, des blinden Gehorsams und der Gleichheit mit jenen grossen Namen in eine Classe zu setzen scheint. Auch bey seiner Theorie von *unzeitiger* Aufklärung könnte man fragen, ob die Grenzen derselben sich bestimmen lassen? Und ob, wenn sie überhaupt bestimmt werden dürfen, dann nicht Obscuranten und Inquisitoren die beste Entschuldigung für sich behalten würden? Eben so möchten wir das, was der Vf. schädliche *Wahrheit* nennt, lieber anders ausgedrückt finden, denn es wird ja nur im praktischen schädlich, nicht *weil* es Wahrheit, sondern weil es *nicht* die reine, ganze Wahrheit ist. Mit desto ungetheilterem Beyfall aber haben wir bey der näheren Bestimmung jener allgemeinen Sätze das gelesen, was Hr. *M.* über die falschen Massregeln, diese unzeitige Aufklärung zurück zu halten, sagt. Die praktischen Lehren, welche er hier den Mächtigen der Erde giebt, sind eben so schön und wahr, als freymüthig vorgetragen. Das einzige sichre Mittel, welches er ihnen empfielt, ist: *Beförderung, oder Nichthindern wahrer Aufklärung.* Er geht bey diesem Anlass sehr ins Einzelne über die wichtigen Punkte der Freyheit im Reden, Lesen und Schreiben; er zeigt die Unzulänglichkeit jeder Massregel zur Einschränkung derselben, vorzüglich in Deutschland, und indem er die Regierungen auf den Unterschied zwischen Schriftstellern, welche Misbräuche aufdecken, und solchen, welche zu stürmischen Mitteln dagegen auffodern, aufmerksam macht, erinnert er auch diese an ihre Pflicht, kein schädliches Aergerniss zu geben, und das Volk nicht durch Verbreitung eines täuschenden Lichtes über Gegenstände, zu deren Einsicht es noch nicht reif ist, in seinen Meynungen irre zu leiten.

Abschn. 14. *Untersuchung der Frage, ob wir einen Fortgang im Guten zu hoffen, oder einen Rückfall ins Böse zu fürchten haben?* Diese Frage, welche durch die verschiednen einander widersprechenden Urtheile über den wahrscheinlichen Einfluss der französischen Revolution auf die übrigen Nationen Europa's veranlasst wurde, wird mit überwiegenden Gründen für die, welche das Gute hoffen, entschieden. Hr. *M.* giebt hier noch einige freymüthige und treffende Winke so wohl über das, was geschehen könnte, als über das, was geschehen sollte, und beschliesst dann diesen kurzen Abschnitt, indem er sein eignes Glaubensbekenntniss über die neuesten politischen Begebenheiten, (1794) ablegt.

Ein Verzeichniss der in dem Buche angeführten vornehmsten Schriften ist dem dritten Bande angehängt. Selten kam dem Rec. ein Werk von solchem Umfange vor, wo die Correctur mit so grosser Sorgfalt beobachtet wäre, als in dem gegenwärtigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung, *Leipzig*, b. Linke: *Reise nach San Marino von Gillies* aus dem Englischen 36 S. 8. Eine angenehm geschriebene und unterhaltende Beschreibung einer Reise, die einige Engländer schon im J. 1773 von Rimini nach der kleinen Republik S. Marino machten. Man wird sie mit Vergnügen durchlaufen, ob schon die hier gelieferten Nachrichten von keiner grossen Bedeutung sind, auch man es gar sehr an dem Vf. gewahr wird, dass er dichterisch gestimmet war, und alles im Schönen sah. Einige Fehler, die sich in Addison's kurzer Beschreibung finden, sind hier berichtiget. — Die deutsche Uebersetzung liest sich angenehm, und ist im Ganzen ziemlich rein. Nur wünschten wir die „*winzigen* Schwierigkeiten" (S. 4.) nicht zu sehen; ob schon der Uebersetzer das Wort winzig so sehr liebt, dass er es noch ein zweytesmal gebraucht hat. — *Presciutto* S. 9. (nicht *prescintti*) heisst Schinken, nicht Bratwurst. — *Fratre servente* S. 13. muss *frate* heissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. März 1798.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Dyk: *Ideen über Gegenstände der Criminalgesetzgebung*, von C. W. Jacobs. 1793. 282 S. gr. 8.

Unter diesem Titel wird kaum ein Leser dasjenige suchen, was er hier antrifft. Er findet erstlich eine Abhandlung *über die Quellen der Verbrechen*, welche Lehre aber nicht zur Criminalgesetzgebung gehört, sondern eine Vorbereitung zu derselben ist, und vorausgesetzt werden muss, ehe man zur Abfassung peinlicher Gesetze Hand anlegen kann. Zweytens liefert der Vf. in der grösern Hälfte dieses Werks die Erzählung einiger peinlichen Fälle, welche aber mehr zum peinlichen Rechte und der Criminalpraxis als der Gesetzgebung gehört. Doch wir wollen mit dem Vf. über den Titel seiner Schrift nicht streiten, sondern zur Sache selbst übergehn. I. *Ueber die allgemeinern Quellen der Verbrechen.* Dahin rechnet der Vf. 1) den gegenwärtigen Grad von Cultur und Aufklärung, deren Unvollkommenheit und Collision zwischen Nacht und Licht, welche die Ursache mancher Verbrechen seyn soll. Sehr wohl bemerkt hiebey der Vf. den Verfall der Sittlichkeit, der praktischen Philosophie und die Sucht, die ältern Ideen von Religion und Moral umzustürzen, ohne andere praktisch brauchbare Grundsätze aufzustellen. Eben dies wendet er auch auf die neuern Untersuchungen über Staatsverfassung und positive Gesetzgebung an, wo ebenfalls die Reformatoren alle bisher geltende Ideen angreifen und dadurch das Ansehn der Gesetze untergraben. 2) Den Charakter der Menschheit, insbesondre die lebhafte Sinnlichkeit, welche, wie der Vf. meynt, durch die Erziehung befördert wird, und womit sich Leichtsinn und Unüberlegtheit verbindet. 3) Das Misverhältniss der verschiednen Classen der Staatsbürger der verzehrenden, handelnden, und erzeugenden Classe. 4) Die Einschränkung des Eigenthums und dessen Benutzung, Frohnden, Hut- und Triftrechte, Monopolien. 5) Die mangelhaften Gesetze und das sinkende Ansehen derselben. Hierüber befriedigte der Vf. den Rec. nicht: bey diesem Hauptpunkte hätte er offenbar tiefer eindringen und vollständiger seyn sollen. Unter andern beklagt sich der Vf., dass man den Diebstahl heut zu Tage zu gelinde bestrafe, da doch derselbe durch den vergrösserten Luxus, Sinnlichkeit und vermehrten Leichtsinn sehr befördert werde. Aber wenn man dagegen bedenkt, dass durch unsere Armenanstalten, bessere Einrichtung der Polizey, stehende Heere, Landstrasen, ungleich vermehrte Erwerbszweige, Raub und Diebstahl gewiss in höherm Grade verhütet wird; so wird man überzeugt seyn, dass diese Verbrechen, gegen die ältern Zeiten gerechnet, gewiss seltner sind. Und wollte man auch die Behauptung des Vf. annehmen: würden wohl erhöhte Strafen die erwünschte Wirkung haben? 6) Die fehlerhafte Ausübung der Polizeyanstalten. 7) Die mangelhafte Criminalgerichtsverfassung. Dieser Punkt ist etwas oberflächlich auf einer Seite abgefertigt. 8) Die grosen Städte. Sehr einseitig und übertrieben erhebt der Vf. das einfache Landleben über die Lebensart in Städten. Auch widerspricht er seiner Lobrede selbst, da er S. 40. die Landleute einer zu grosen Sinnlichkeit beschuldigt. 9) Die Militärverfassung und den Soldatenstand. 10) Physische Beschaffenheit des Menschen, Klima, Nervensystem, Körperbau, Diät, Nahrungsmittel und Krankheiten. Jeder Kenner wird mit Rec. überzeugt seyn, dass verschiedne der angegebnen Punkte nur auf eine sehr entfernte Art Quellen von Verbrechen sind, und dass man auf solche Art die meisten Einrichtungen in politischer, religiöser und physischer Hinsicht als Quellen der Missethaten angeben könnte. Der Vf. hat seine Sätze zwar in einem guten Stile und mit annehmlichen Beweisen dargestellt, aber er würde weit mehr geleistet haben, wenn er tiefer in das Wesen der Verbrechen eingedrungen wäre und die Quellen jedes Hauptverbrechens im Zusammenhange dargestellt hätte. Von den Mitteln, den Quellen der Verbrechen vorzubeugen, sagt der Vf. nichts. II *Margarethe Kerst und Johann Matthes Schröter Ehebrecher und Mörder* (des Ehemanns der erstern). Beide wurden mit dem Schwerte hingerichtet. III. *Magdalene Dorothee Ct—. Mörderinn ihres zweyjährigen Kinds.* Ward wegen Melancholie in Verwahrung gegeben. Beide Fälle sind recht gut erzählt. IV. *Justizmord einer ganzen Nation an ihrem guten König.* Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Ludwigs XVI Hinrichtung untersucht der Vf. die Frage: ob ein Regent ein Verbrecher im Sinn des peinlichen Rechts seyn könne? Der Vf. fängt hiebey mit einer nicht vollständigen Entwicklung des Begriffs von Verbrechen an, und setzt diesen ursprünglich in einem unmittelbaren Eingriffe in fremdes Eigenthum. Aber wenn man auch das Wort Eigenthum in einem noch so weit ausgedehnten Sinne nimmt, so ist doch die Idee unvollständig. Wie passen z. B. Verbrechen gegen die ganze Gesellschaft und den Staat in diesen Begriff? Hernach beantwortet der Vf. die aufgestellte Frage mit Nein, wenn von unabhängigen Regenten die

die Rede ist. Zum Beweise stellt er den Satz auf, dass Strafen eine positive Einrichtung seyen, die nur denjenigen verbänden, welcher in diese Einrichtung einwilligt: das ist: der Staatsbürger: nun aber sey der Regent kein Staatsbürger in strengem Sinne. V. *Johann Christian S** Verbrecher durch Veruntreuung einer ihm anvertrauten Summe.* Dieser Aufsatz hätte füglich wegbleiben können.

Würzburg, b. Köl: *Darstellung der ausschliessenden Gerechtsame des fürstl. Hochstifts Würzburg, auf die Stadt Kitzingen, das Kloster daselbst und Zugehörungen.* 1798. 422 S. Text u. 16 S. Beylagen. 8.

Diese ausführliche Deduction bezieht sich auf einen längst rechtskräftig entschiedenen, nachher durch einen Vergleich beygelegten sehr merkwürdigen Rechtsstreit, welcher Brandenburgischer Seits nach Inhalt einer vor kurzem erschienenen *Darstellung der Brandenburgischen Ansprüche an Stadt und Kloster Kitzingen* etc. von neuem in Anregung kommt. Das Hochstift Würzburg hatte in der Mitte des 14ten Jahrhunderts die Stadt Kitzingen von den Grafen von Hohenlohe, die als Schutzherrn des dasigen Frauenklosters, allmälich Herren der Stadt geworden waren, theils eigenthümlich, theils pfandweise an sich gebracht, sah sich aber 1399 genöthigt, den erworbenen eigenthümlichen Antheil den Burggrafen zu Nürnberg für 12000 fl. unter vorbehaltener Wiedereinlösung zu verpfänden. Durch einen Kauf im J. 1406 erwarb es auch von den Grafen von Hohenlohe das Eigenthum des übrigen Antheils. In einer neuen Pfandverschreibung von 1434 ward ganz Kitzingen von Bischof Johann II dem Markgrafen Friedrich ebenfalls für 12000 fl. rhein. versetzt, welches das Hochstift für eine blosse Novation ansieht, wogegen Brandenburgischer Seits, dass der Pfandschilling Ao. 1416 zurückgezahlt worden sey, behauptet, und auf dem gleichwohl beybehaltenen Besitz eine *Mitherrschaft* gegründet wird. Im J. 1443 erfolgte aber eine Hauptverschreibung der Stadt mit allen Zubehörungen an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg für 39100 fl. mit vorbehaltener ewiger Wiedereinlösung. Dies Lösungsrecht übte Würzburg 1626 aus, und erlangte deshalb beym R. H. Rath ein bedingtes Mandat, welches auch durch eine auf Kurbayern und den Hochdeutschmeister erkannte Executionscommission, im J. 1628 vollzogen ward. Bey den westphälischen Friedenshandlungen ward jedoch die Sache von dem evangelischen Theil angefochten, und die im O. F. J. art. IV. §. 23., wie auch im M. F. J. art. V. §. 20. enthaltene Verordnung bewirkt. Es kam darauf keine gütliche Vereinigung zu Stande. Bischof Joh. Philipp erklärte daher am 4. Jun. 1649, dass er die Klage gehörigen Orts gewärtigen wolle. Diese Klage erfolgte, nach verschiedenen Zögerungen, gegen Ende des J. 1650 bey dem Reichshofrath, ward aber als verspätet verworfen, weil der im westphälischen Frieden bestimmte zweyjährige Zeitraum nicht beobachtet sey. Die Markgrafen von Bayreuth und Ansbach beschuldigten dies Urtheil der Nichtigkeit, und wendeten sich deshalb an den Reichstag; verglichen sich jedoch in den Jahren 1672 und 1684 mit dem Hochstift auf eine Abfindung von 12000 und 40000 Rthlr. — nebst 3000 Ducaten für die Frau Markgräfinn von Ansbach, und einer jährlichen Abgabe von 10 Fuder guten Frankenweins. Beide Vergleiche wurden von dem damaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm bestätigt. Dermalen will das hohe Kurhaus Brandenburg ihre Verbindlichkeit bezweifeln, weil 1) Würzburg wider sein Versprechen die Religionsbedrückungen gegen die dasigen evangelischen Einwohner fortgesetzt habe; 2) die Vergleiche eine Läsion über die Hälfte enthielten (dies bezieht sich auf die von Brandenburgischer Seite vorhin behauptete Burggräfliche *Mitherrschaft* über Kitzingen); 3) die Vergleiche ohne Einwilligung der erbverbrüderten Häuser Sachsen und Hessen geschlossen wären. Der würzburgische Deducent fertiget diese Einwendungen sehr kurz ab: desto weitläuftiger ist er in der Geschichtserzählung, welche mit vielem Räsonnement verwebt ist, wobey er übrigens ganz gute historische und juristische Kenntnisse an den Tag legt.

Tübingen, b. Cotta: *Allgemeine juristische Bibliothek.* I. Band. 1796. 362 S. II. B. 1797. 338 S. III. Band. 1797. 330 S. 8.

In dieser Schrift besitzen wir ein besonderes recensirendes Werk in dem Gebiet der positiven Jurisprudenz und der an sie angrenzenden Wissenschaften, des Naturrechts, der Politik, Statistik u. s. w. — Es ist allerdings für die Wissenschaften von grosser Wichtigkeit, dass wenigstens jede Hauptwissenschaft ihre besondern beurtheilenden Werke habe; ja, es wäre zu wünschen, dass sogar jedes einzelne Fach einer Hauptwissenschaft seine eignen Bibliotheken und Journale aufzuweisen hätte. Sollen aber solche Schriften für die Wissenschaft wahrhaft wohlthätig werden und einen würdigen Platz unter den Mitteln der Vervollkommnung unsrer Erkenntnisse einnehmen; so müssen sie uns noch etwas mehr als blosse Recensionen und Auszüge im engern Verstande liefern. Da ihre Wirksamkeit auf eine engere Sphäre beschränkt ist, so haben sie nicht bloss Gelegenheit, sondern auch Pflicht, auf die Verbesserung der Wissenschaft selbst hinzuarbeiten und nicht bloss das Geschehene darzulegen, sondern auch das anzuzeigen, was erst noch geschehen *soll;* nicht bloss die Fehler zu bemerken, sondern auch sie zu verbessern, oder wenigstens den Weg zu ihrer Verbesserung anzuzeigen; kurz, nicht bloss den vorliegenden Schriftsteller, sondern die Wissenschaft im Auge zu haben und neben den Fehlern eines Buchs auch die Mängel der Wissenschaft anzuzeigen. — Die Vf. dieser sonst sehr brauchbaren Bibliothek scheinen aber diese Foderungen, die übrigens so gerecht, als ausführbar sind, nicht an sich gethan zu haben: und daher erhalten wir denn nur sehr kurze Beurtheilungen und desto län-

längere Auszüge, selbst aus solchen Schriften, die gewiss so wenig einer ausführlichen Beurtheilung, als eines weitläuftigen Auszugs werth waren. Die Vff. suchen sich deswegen in der Vorrede zu rechtfertigen „die Recensenten, heisst es, glaubten ihrem Publicum nicht ihr individuelles Urtheil vorlegen zu dürfen, ohne zugleich durch genaue und vollständige Auszüge die Beweisgründe an die Hand zu geben, durch welche sie hoffen konnten, ihre Leser von der Gerechtigkeit des Urtheils zu überzeugen. Diese Auszüge glaubten sie sowohl den Lesern, als den Vff. schuldig zu seyn, und deswegen sich bey minderbedeutenden Schriften nicht von der Pflicht, sie zu liefern, lossprechen zu dürfen, so wie sie auch ihr Lob nicht ohne die in denselben enthaltenen Belege ertheilen wollten." Allein, wenn dies denn auch nothwendig wäre, so hätten doch mit dem Zweck, die Neugierde des Lesers zu befriedigen und den Vff. weder durch Lob, noch durch Tadel unrecht zu thun, die andern, gewiss noch wichtigern Zwecke verbunden werden können: und wir wünschen, dass bey dem Fortgange dieser Schrift, sich ihr Plan auch auf die Erreichung dieser Absicht erweitern möchte. Ausserdem wünschten wir auch, dass die Hn. Rec. etwas mehr auf Reinheit der Sprache Rücksicht nehmen, und sich nicht mehr des Worts: *heikelich* und so vieler andern Provinzialismen bedienen möchten. — Der Ton der Recensionen zeichnet sich durch Bescheidenheit und Humanität aus. Allein es scheint uns, als wenn die lobenswerthe Bemühung, nicht zu beleidigen, die Recensenten manchmal von dem Weg einer strengen Unparteylichkeit abgeführt hätte; als wenn sie keine sehr hohen Foderungen an einen Schriftsteller machten, und nicht selten schon denjenigen des Lobes werth hielten, der nicht ganz zu verdammen ist. Doch finden sich auch mehrere Beurtheilungen, die sich durch Gründlichkeit und unparteyische Freymüthigkeit auszeichnen.

Die recensirten Schriften des 1. Bandes sind nach Rubriken geordnet. Weil aber die Recensionen nicht immer zu gehöriger Zeit einliefen, so konnte diese Verfahrungsart in den folgenden Bänden nicht befolgt werden. Die Herausgeber haben daher diesem Mangel durch ein jedem Bande vorgesetztes systematisch geordnetes Register abzuhelfen gesucht.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *Oekonomisch-praktischer Unterricht über den vortheilhaften Anbau und die rechte Benutzung der Kartoffeln.* Zweyte ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage, von K. E. B. 1797. 310 S. 8.

Die wichtige Brodfrucht der Kartoffeln verdient mehr als zuwohl eine so ausführliche Arbeit, als hier der Vf. über diesen Gegenstand geliefert hat. Findet man schon die meisten Materien in vielen ökonomischen Schriften zerstreut, so ist es doch Verdienst, sie mit Prüfung zusammengestellt zu haben. — Das Buch theilt sich in 4 Hauptabschnitte. Der I. Abschnitt redet *von der Geschichte der Kartoffeln*, und dessen 1. Kapitel *von dem Namen und Vaterland der Kartoffeln.* 2. Kap. *Naturgeschichte der Kartoffeln.* — Die Menge der Namen reduciren sich auf wenigere Sorten. Durch die vielen und verschiedenen Provinzialschriften von dieser Frucht verwirrt sich der Vf. oft selbst, da er alles mögliche, das er davon finden konnte, anführt. Es hält aber schwer, sie deutlich zu unterscheiden, wenn man sie nicht selbst erzogen oder das Gewächs, Blüthe, Blätter, Stengel etc. selbst gesehen und seine Aufmerksamkeit auf ihre Verschiedenheit verwendet hat. Denn da diese nützliche Frucht nun in aller Welt gebaut wird, und zwar allermeist von Landleuten, die ihnen willkürliche Namen beylegen, so geht es den Kartoffeln, wie den Obstfrüchten: in jeder Provinz, in jeder Gegend, ja fast in jedem Dorf haben sie wieder andere Sortennamen. — Was die häufig so genannte röthlich gelbe *Viehkartoffel* betrifft, (die der Vf. auch unter mehrern Namen, jedoch nicht immer deutlich bezeichnet, anführt,) die weisse Blüthe, hellgrüne Blätter und Stengel etc. hat, sehr gross wird, und meist inwendig einen rothen Ring hat, auch häufig schlecht und wässerig ist, so vermisst Rec. verschiedenes von ihr zu wissen nöthiges. Diese Sorte ist in manchem Betracht nicht so verwerflich, als man gemeiniglich von ihr urtheilt, oder als sie in mancher *Erdart*, oder bey mancher *Jahres Witterung* wird. Aber eben diese Art ist nicht nur wieder verschieden, da es auch solche giebt, die keinen rothen Ring und viel mehrere mehligte Theile haben als jene: sondern sie hat auch sonstige Vorzüge. Ist der Boden nicht zu nass, und der Regen nicht zu häufig, so wird sie gut, und Rec. hat das beste Brod davon gegessen, welches selbst Becker kaum vom Kornbrod unterscheiden konnten. Sind sie auch roh gestossen und verfüttert dem Rindvieh nicht so nahrhaft als die guten rothen Kartoffeln, so sind sie doch, mit Achtsamkeit und gehörig gekocht, nicht minder von Kraft. Sodann ist die Sorte nicht nur von sehr reichlichem Ertrag an sich, sondern hat auch diesen Vorzug vor allen Arten, dass keine unter den Bäumen mit solchem Gedeihen zu bauen ist, als diese. — Unter den vielen Arten Kartoffeln fehlt die neue aus Afrika nach Frankreich gekommene marmorirte Kartoffel, (*Pomme de Terre marbre,*) die Rec. vor etlichen Jahren aus Paris erhalten hat, die sehr gut ist, und sich auch reichlich vermehrt. Sie hat grosse weisse und violet blaue Flecken und blühet blau. Sie ist nicht die *gemarmelte lange rothe* des Vf. S. 64. Nr. 9. — Die chemische Zergliederung der Bestandtheile der Kartoffeln und die daraus gezogene Folgerungen und Vergleichung mit der Nahrhaftigkeit des Getreides sind von dem Vf. gut auseinandergesetzt. — II. Abschnitt: *Bau der Kartoffeln.* 1. Kap. *Boden für den Kartoffelbau.* Dieses Kap. ist sehr gut abgehandelt: nur ist vergessen, dass wenn man den Mist sparen muss, und nicht den ganzen Acker düngen

gen will oder kann, die Beylegung einer Handvoll Mistes in das Loch der zu steckenden Kartoffel sehr dienlich und wirkend ist: doch kommt S. 132. etwas davon vor. 2. Kap. *Von Pflanzung der Kartoffeln.* 3. Kap. *Behandlung der Kartoffeln.* 4. Kap. *Einsammlung der Kartoffeln.* — Zu Gewinnung des Samens und Bereitung desselben wollte Rec. zum Abtrocknen dieses zarten Samens gar keine Ofenwärme anrathen, sondern bloss die Luft, weil sonst leicht durch das geringste Versehen der Keim könnte zerstört werden. — Die Berechnung des engländischen Oekonomen über die *Culturkosten der Kartoffeln* §. 6. ist überflüssig, und dem deutschen Landmann weder verständlich noch überhaupt ohne Kenntniss der Localverhältnisse zu bestimmen möglich. — Uebrigens aber ist alles sehr gut und praktisch abgehandelt. — III. Abschnitt. *Benutzung der Kartoffeln.* 1. Kap. Zur Ernährung. — Es ist zwar kaum nöthig, der Landfrau zu sagen, wie sie die Kartoffeln absieden soll, als welches die allergewöhnlichste Art ist, sie zur Speise auch der Menschen zu bereiten. Indessen gehörte doch dieser Punkt hieher; aber die Haupterfoderniss bey dieser Kochungsart hat der Vf. nicht deutlich entwickelt, welche darin besteht, dass diese Frucht sich mehlreicher, besser und schmackhafter kochet, wenn sie schnell und gleichsam in einem Sud und mit nicht allzu viel Wasser gar gekocht wird, als welches auch die angeführte englische Methode beweiset. Uebrigens hat das reiche Verzeichniss von Speisen aus Kartoffeln für den Tisch des Landmanns sowohl als für leckere Gaumen seinen entschiedenen Werth, wie nicht minder die Fütterungsarten dieser Frucht für alle Arten der Hausthiere. — 2. Kap. *Anwendung der Kartoffeln zu anderm häuslichen Gebrauch.* — Hier folgt der Unterricht vom Kartoffelbranntweinbrennen, das umständlich beschrieben, das Essigmachen aus Kartoffeln aber, und ihre Zubereitung zu Bier, Stärke, Puder etc. nur berührt wird. — 3. Kap. *Benutzung der gefrornen Kartoffeln.* — IV. Abschnitt. *Krankheiten der Kartoffeln.* 1. Kap. *Misrathung der Kartoffeln.* 2. Kap. *Von der Abartung* (Ausartung) *der Kartoffeln.* — Hier sind viele Untersuchungen gelehrter Naturforscher und mancherley Beobachtungen aufmerksamer Landwirthe angeführt. — Das *Inhaltsregister* dieses brauchbaren Buchs folgt nach der kurzen Vorrede.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Blumauer: *Anton Waterloo's Kupferstiche.* Ausführlich beschrieben von *Adam Bartsch*, Custos und Auffseher der Kupferstichsammlung in der k. k. Hofbibliothek und wirkl. Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. 1795. 156 S. 8.

Die hinterlassenen Kunstwerke *Waterloo's*, vorzüglich seine geistreich geätzten Kupferstiche, waren von jeher für den Liebhaber nicht nur, sondern auch für den Künstler selbst, ein Gegenstand von nicht geringer Erheblichkeit, da sie jenen vieles Vergnügen gewährten, diesen aber zum lehrreichen Unterricht dienten. Daher kam es, dass sie immer mit der grössten Begierde gesammelt wurden, und dass man sich glücklich schätzte, wenn man auch nur einige Blätter von der Arbeit eines so berühmten Meisters erhalten konnte. Indessen fehlte es bisher noch immer an einem vollständigen Verzeichniss der wirklich vorhandenen Blätter desselben, noch mehr an einer genauen und kunstmässig gefertigten Beschreibung, so dass selbst der Liebhaber und Sammler nicht gewiss seyn konnte, ob er am Ziele sey oder nicht. Sehr erwünscht wird daher das gegenwärtige Verzeichniss von der gesammten Verlassenschaft dieses so sehr geschätzten Künstlers seyn müssen, das der Vf. nach dem vollständigen Werk desselben, welches sich in der Kupferstichsammlung in der k. k. Hofbibliothek in *Wien* befindet, gefertigt hat. Da er selbst Kenner ist und alle Blätter in den besten Abdrücken vor Augen hatte; so war es ihm leicht möglich, die Wünsche der Liebhaber ganz zu befriedigen. Die sämmtlichen Stücke sind genau und ausführlich beschrieben, und einem jedem ist nebst einer Nummer, auch eine, auf dessen Vorstellung sich beziehende besondere Benennung vorgesetzt worden, so dass die Liebhaber ihre Nachsuchungen eben so bequem als geschwinde vornehmen können. Auch ist die Breite und Höhe aller Blätter, nach dem alten französischen Maassstabe bemerkt worden. Was den Künstler selbst betrifft, so erinnert der Vf. in der Vorrede, dass man von seinen Lebensumständen, wenig oder nichts zu sagen wisse. Nach *Descamps* Meynung kam er um das Jahr 1618 zur Welt. Als sein Geburtsort wird theils *Amsterdam*, theils *Utrecht* angegeben. So viel ist aber doch gewiss, dass er in einem zwischen *Maarsen* und *Breuxelen*, nächst Utrecht gelegenen Orte, viele Jahre gewohnt hat. Er starb in misslichen Umständen, im Hiobsspitale bey Utrecht. Er malte zwar Landschaften, die sehr geschätzt und gesucht werden; doch waren es vorzüglich seine Kupferstiche, die ihm einen so ausgebreiteten Ruhm erworben haben. Seine Lieblingsgegenstände waren Waldungen, die er so meisterhaft darzustellen wusste, dass man das wahre Bild der Natur in seinen Kunstwerken nicht verkennen kann; besonders ist die vortreffliche Art, womit er den Baumschlag behandelte, bewundernswürdig. In der Darstellung von menschlichen Figuren und von Thieren war er weniger geübt, daher er sie auch in seinen Kupferstichen nur sparsam anzubringen pflegte. Seine Platten liess er gewöhnlich nur schwach ätzen, und überarbeitete sodann das Ganze mit dem Grabstichel. Der angezeigten und beschriebenen Blätter sind 136. Den Beschluss macht ein brauchbares Register, nach den Numern und nach den denselben beygefügten Benennungen, nebst Bemerkung der Breite und Höhe derselben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. März 1798.

GESCHICHTE.

Aurich, b. Winter: *Ostfriesische Geschichte* von *Tileman Dothias Wiarda*, Secretär der ostfriesischen Landschaft. Erster Band bis 1439. 1791. 479 S. Zweyter Band von 1441 bis 1540. 1792. 438 S. Dritter Band von 1540 bis 1611. 1793. 607 S. Vierter Band von 1611 bis 1648. 1794. 554 S. Fünfter Band von 1648 bis 1668. 1795. 453 S. Sechster Band von 1668 bis 1714. 1796. 505 S. Siebenter Band von 1714 bis 1734. 1797. 502 S. 8.

Die redliche Arbeit eines wohlunterrichteten Forschers, welchen auch seine äussere Lage vorzüglich berechtigte, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben! In einer ständischen Versammlung ward er aufgefodert, eine vaterländische Geschichte zu bearbeiten. „Dieses Zutrauen, sagt er, welches die Repräsentanten der ganzen Nation zu mir äusserten, legte es mir zur Pflicht auf, mich über alle Schwierigkeiten hinwegzusetzen, und die Hand an ein Werk zu legen, woran ich vorher nie gedacht habe. Wahrheit und parteylose Darstellung der Thatsachen habe ich bey Behandlung dieser Geschichte mir zum ersten Grundsatz gemacht. Diese Thatsachen habe ich erst aus Urkunden, dann aus gleichzeitigen, oder auch der beschriebenen Epoche zunächst lebenden Schriftstellern, und endlich aus andern vaterländischen und auch ausheimischen Geschichtschreibern gezogen. Für mich habe ich zwar die beruhigende Ueberzeugung, dass ich von der Wahrheit, so fern ich ihr habe nachspähen können, nie weder zur rechten, noch zur linken abgewichen bin; um aber auch den Leser davon zu überführen, so habe ich meine Gewährsmänner in den Anmerkungen nachgewiesen. Dadurch bin ich denn dem Vorwurf ausgewichen, womit der Kanzler Ludwig die Asche unsers grossen Emmius entweihet hat."

Diese kurze Vorrede charakterisirt schon den Mann, wie er sich dies ganze Werk hindurch zeiget. Voll deutscher Anhänglichkeit an seinem Vaterlande, aber deshalb nicht parteyisch für dasselbe, emsig in seinen Nachforschungen, als käme es darauf an, einen noch anhängigen Rechtshandel durch sie zu entscheiden, so wirthschaftlich gesinnet, dass er von allen aufgefundenen auch gar nichts will verloren gehn lassen, woran die Neugierde des patriotischen Ostfriesen nur einigermasen Gefallen findet, es sey denn, dass für die Ehrbarkeit eine gar zu schreckende, schmuzige Blöfse dadurch aufgedeckt würde, hat der Vf. ohne Anspruch auf einen geläuterten historischen Geschmack und auf historische Kunst, über sein Vaterland ein mühsames Werk geliefert, welches unentbehrlich ist für den Forscher der deutschen Geschichte, und wie es über alle Provinzen Deutschlands geschrieben werden muss, wenn je ein historisches Kunstgenie die Geschichte desselben auf eine würdige Weise für die Nachwelt darstellen soll. Selbst alle *gedruckte* Hülfsmittel für die Historie der einzelnen Provinzen würde er auch in der günstigsten äussern Lage nicht benutzen können; denn viele von ihnen sind nie über den engen Kreis, in welchem sie entstanden, hinausgekommen, und manche sind für denjenigen durchaus unverständlich, welcher nicht gleichsam auf dem Heerde, dem sie angehören, geboren worden oder Jahre lang einheimisch gewesen. Wie aber, wenn einst ein historischer Genius sich unserm Vaterlande weihet, wie würde er Gelegenheit und Zeit finden, aus den *ungedruckten* Quellen jeder Provinz dasjenige zu Tage zu fördern, was in der allgemeinen Geschichte der Deutschen unentbehrlich ist? Deshalb sind solche Werke, wie das gegenwärtige, von unschätzbarem Werthe; und mit welchen geringen Kosten könnten allenthalben die deutschen Regierungen Männer besolden, welche es über sich nähmen, die Geschichte einer gewissen Gegend *so* zu bearbeiten? Wenn man fürchtete, durch die Publicität mancher Dinge zu verlieren, (wie selten wird das der Fall seyn?) so könnte jedes Werk solcher deutschen Historiographen ja gleichsam ein Eigenthum der Regierung seyn, dessen Gefahr bringende Parthien bis zu der Zeit, wo sie völlig unschädlich sind, dem öffentlichen Gebrauch vorenthalten würden. Genialische Geister aber sind zu einem solchen Geschäfte nicht nöthig; selbst gebildete Jahrhunderte sehen selten einen Geist, der für historische Kunst *geboren* wäre, indem die Verbindung eines harmlosen, unbefangnen, und doch starken Charakters, eines kalten, tief eindringenden Urtheiles und einer glühenden Einbildungskraft selten durch die Geburt gestiftet wird: nur Männer, die den gehörigen Grad von Scharfsinn, von Redlichkeit des Gemüthes, Kenntnissen, und Fleiss haben, welcher zur Abfassung einer solchen Specialhistorie erfodert wird, die der künftige Geschichtschreiber Deutschlands brauchen kann, findet man *allenthalben* in unserm Vaterlande. Auch möchten die Regierungen wohl einsehn, dass die Anstellung deutscher Historiographen der Provinzen eben in dieser Zeit für sie ungemein fruchtbringend seyn würde. Die gierigen Hoffnungen, welche auf den Ruinen der alten Verfassung ihr glänzendes Luftgebäude

bäude errichten, nehmen auch in allen Gegenden Deutschlands die Gemüther ein. Nichts aber macht uns zur billigen, weisen Beurtheilung der alten Einrichtungen des bürgerlichen Lebes, von welchen wir umgeben sind, so geschickt, macht uns dieselben so werth, als eine genaue Kenntnifs von ihrer Entstehung und Entwicklung.

Die Geschichte des heutigen Ostfrieslands bis gegen die Zeiten der Reformation hin ist auch darum äusserst merkwürdig, weil in jener Gegend des nördlichen Deutschlands, wo die Chauken und Friesen gleichsam zusammen flossen, die alte germanische Demokratie sich so ungleich länger und reiner, als in unserm ganzen übrigen Vaterlande erhalten hat. Chauken waren die ersten Bewohner des Striches an der Nordsee zwischen der Emse und der Weser; doch ward zur Zeit der Völkerwanderungen das heutige Ostfriesland ein Theil der friesischen Republik. Durch ihre vertraute Bekanntschaft mit der See erhielten die Bewohner dieser Gegend früh einen kühnen Geist, der Abentheuer liebte, und früh in Verbindung mit dem ersten verwegenen Römer, welcher als Eroberer diese Küste betrat, nachher an den angelsächsischen Zügen nach England, dann an Karls des Grofsen Unternehmungen bey den Pyrenäen, und vorzüglich späterhin an den Kreuzzügen mit grofser Freude Theil nahm. Aber so sehr der Friese an einen freyen Schwung der Gedanken über die Heimath hinaus durch diese Theilnahme sich gewöhnte, blieb die Masse der Nation durch ihre Lage, welche sie niemals in die allgemeineren Schicksale der Deutschen sehr verwickelte, bey der väterlichen Sinnesart, und durch eben diese Entfernung von dem regierenden Hofe, in der uralten Verfassung; denn die königlichen Beamten konnten durch den entfernten Hof nicht so unterstützt werden, dafs sie sich hier hätten erhalten können, als das königliche Ansehn bald nach Karl dem Grofsen so sehr gesunken war. Von dieser dreyfachen Bemerkung mufs man wie von dem Standpunkte ausgehn, um den *Geist*, nicht blofs den *Buchstaben* der Ostfriesischen Geschichte zu fassen. Wenn der Vf. solche lichte Punkte mit Klarheit und Kraft anschaulich gemacht hätte: so würde man die vielen Materialien seines Werkes mit gröfserm Vergnügen und Nutzen übersehn können.

Der Ostfriesische Staat war ein Bund von ungefähr zwölf kleinen Landschaften, ehemaligen Grafschaften, nachdem die Bestellung der Grafen während der Zerrüttung des Reichs gänzlich verabsäumet war. Durch gewisse Fundamentalgesetze waren die Landschaften zu einem Staate verbunden; übrigens war jede eine besondere Demokratie. Auf dem Volk ruhte die gesetzgebende Gewalt, von ihm wurden die Aemter besetzt, bey ihm war die höchste richterliche Gewalt. Am schwersten wurde es dem Friesen, wider die Eingriffe der Geistlichkeit seine Freyheit unversehrt zu bewahren; aber so grofs der Schwarm der Priester im Lande war, wufste er sie doch in Abhängigkeit zu erhalten. Kein Priester durfte sich, nach einem ausdrücklichen Gesetze, mit weltlichen Angelegenheiten befassen; die Friesen waren das einzige Volk in der Christenheit, welches von der Abgabe der Zehnten und Erstlinge nicht gedrückt war; um ihren Hausfrieden zu sichern, litten sie auch keinen unverheuratheten Priester unter sich. Ihnen geziemte es, dafs einer dem andern mit dem Trinkhorn in der Hand zutrank: *het ghildt eele frye Fryse, dir gilt es edler freyer Friese!*

Früher oder später zeigen sich der Klerus und ein Ritterstand als Mitbesitzer der gesetzgebenden Gewalt in diesen kleinen Demokratien, aber doch in allen sehr spät. Im Brockmerlande war selbst noch in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Ruder der Regierung einzig in den Händen der gemeinen Landbesitzer. Der Hausmannsstand konnte unmöglich nach allen seinen einzelnen Gliedern wegen der grofsen Zahl derselben auf dem Landtag erscheinen; jeder District schickte daher einige seiner Richter als Repräsentanten auf denselben. Der Ritterstand bildete sich erst durch den Drang der Umstände. Die Friesen zwischen der Emse und der Weser litten zum Theil durchaus keine steinerne Gebäude, bis gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, ausser den gottesdienstlichen; aber der Verfall des allgemeinen Bundes der kleinen Staaten und die nachtheilige Wirkung davon vornehmlich auf die Rechtspflege machten bald es zum Bedürfnifs, feste Gebäude zum Schutze wider räuberische Banden und den auswärtigen Feind anzulegen. Wer nun auf seinem Grunde eine solche Burg erbaute, in dessen Schutz gab sich wenigstens ein grofser Theil der gemeinen Landbesitzer der Gegend umher, und übernahm dafür die Erlegung gewisser Abgaben und andere Verpflichtungen. Ein schwacher Strich von Aristokratie mischte sich nun in die Demokratie, dort stärker, hier schwächer, denn die Besitzer solcher Burgen erhoben sich bald über die Masse der gemeinen Landbesitzer, zu welchen sie gehöret hatten, und glaubten als *Häuptlinge* ihrer Gegend Repräsentanten auf dem Landtage für diejenigen seyn zu müssen, die sich ihrem Schutze vertrauet hatten. Sie fingen an den Adelstand zu bilden.

Es läfst sich leicht vermuthen, dafs nach der Entstehung dieser Häuptlinge der Kampf zwischen ihnen Hauptgegenstand der ostfriesischen Geschichte wird. Wirklich ist Ostfriesland in dieser Periode ganz das im Kleinen, was noch immer das politische Europa im Grofsen ist. Das System des Gleichgewichtes ist die Hauptmaxime der Häuptlinge; auf Familienverbindungen bauen sie immer und finden sich fast immer in ihrer Hoffnung betrogen; sobald einer von ihnen zu mächtig wird, durch schlaue Unterhandlungen zu viele Bundesgenossen gewinnet, so schreyen die schwächeren Häuptlinge den gemeinen Landbesitzern mit scheinbar patriotischem Eifer unaufhörlich zu, dafs ihre Freyheit in Gefahr sey, und an der glühenden Liebe für dieselbe scheitert die gefürchtete Macht. Die Eifersucht zwischen den

Her-

Herrschaftlingen sicherte die Reste der Freyheit dem Volke, wie jetzt vielen Nationen die Eifersucht zwischen den *Herrschern* Europas. Auch suchten bey den innern Streitigkeiten, wie unter den grossen Staaten es noch immer Sitte ist, die benachbarten Mächte sich zu bereichern; vorzüglich mischten sich in dieselben die Grafen von Holland und die Hanseestädte. Nur in drey Punkten passt jene Vergleichung nicht ganz. Wenigstens unsere Fürsten und Könige behandeln sich gegenseitig nicht so grausam, wie die Häuptlinge sich unter einander quälten und mordeten. Einer der mächtigsten von ihnen, *Edo Wimken* nahm seinen Schwager *Hayo Huseken* gefangen, schleppte ihn mit nach Jever, und liess ihn mit satanischer Grausamkeit erst aushungern, und dann mit neuen härenen Stricken mitten durchsägen. Zweytens stehen in so fern unsere europäischen Herrscher noch jenen Häuptlingen nach, dass sie nicht, wie diese mit unter thaten, einen allgemeinen Bund der Eintracht unter sich alle schwören; der ewige Friede würde freylich darum eben so wenig eintreten, als er in Ostfriesland dadurch bewirkt wurde. Drittens wird es nie einem unserer Monarchen gelingen, Herr aller Staaten zu werden, wie der Häuptling *Ulrich Cirksena* von den Ständen zum Oberhaupt und Regenten von Ostfriesland angenommen wurde. Der Kaiser Friedrich III. belehnte ihn mit den Ländern zwischen der Emse und der Weser, erhob ihn und seine Descendenten in den Reichs-Grafenstand und Ostfriesland zu einer Reichs-Grafschaft.

Von dieser Epoche an verlor der Charakter der alten friesischen Freyheit allmälig sein Gepräge, das er bisher noch immer erhalten hatte, weshalb Aeneas Sylvius, der nachherige Pabst Pius II. um diese Zeit noch eine Schilderung der Friesen entwirft, die fast ganz auch den ältesten Zeiten entspricht. „Sie sind ein unbändiges in den Waffen wohlgeübtes Volk, stark und gross von Körper. Sicher und unerschrocken trotzet es auf seine Freyheit, ob schon Philipp von Burgund sich Herr von Friesland nennt. Aber in der That sind die Friesen ein freyes Volk, welches nach seinen uralten Sitten lebet, kein fremdes Joch erträgt, und nicht über andere zu herrschen verlanget. Den Friesen missfällt eine hohe Kriegeswürde. Einen vornehmen Mann, der sich über andere erhebet, dulden sie nicht. Jährlich wählen sie ihre Magistratspersonen, die dem Staate mit gleichem Rechte, ohne Unterschied der Person vorstehen; strenge strafen sie die Unzucht der Frauenspersonen, nicht leicht nehmen sie unverheirathete Priester an, damit sie fremde Ehebetten nicht besudeln; denn sie halten dafür, dass Enthaltsamkeit *der Art* über die Natur des Menschen gehe."

Wie mächtig die *Cirksenaische* Familie gewesen seyn müsse, erhellet daraus, dass ihr kein Häuptling mehr gefährlich wurde, seitdem sie in den Grafenstand war erhoben worden, wozu aber die persönlichen Eigenschaften ihrer Glieder viel mögen beygetragen haben. Besonders war Graf *Edzard der Grosse* ein sehr planmässiger Fürst, der zuerst die Primogenitur in sein Haus einführte, und beym Anfang der Reformation sie in seinem Lande auf eine so weise Art beförderte, wie wenige Regierungen. Unverkennbar blickte seine eigne Liebe für die neue Lehre hervor; aber innigst überzeugt, dass sie bey seinen Unterthanen ohne sein Zuthun Beyfall genug finden werde, war er weit entfernt, sie irgendwo durchaus einführen zu wollen. Dass bis auf wenige Familien bald alle Bewohner Ostfrieslandes dem alten katholischen System untreu wurden, davon war wohl vorzüglich Ursache, dass die Friesen die Bischöfe in der Nähe, welche bisweilen Eingriffe in ihre Freyheit versucht hatten, tödlich hassten, dass nie die Hierarchie mit ihren Vortheilen bey ihnen tiefe Wurzel hatte fassen können, und dass das Zauberwort der Freyheit, von welchem Luthers Lehre begleitet war, auf kein Volk so stark, wie auf sie, wirken konnte. Es ist ein interessanter Anblick, wie wiederum die Wittenberger Reformatoren und Theologen auch für diesen entfernten Winkel von Deutschland gern thätig waren.

Auffallen möchte es dagegen, dass in Ostfriesland, wo die Reformation so leicht gediehen war, nachher Religionssecten und einzelne Abentheurer leicht Eingang fanden. Allein die Nähe der Niederlande und andere Eigenheiten der Lage dieser deutschen Provinz erklären diese Erscheinung. Die wütende Verfolgung der Bekenner der neuen Lehre durch die Spanier in den belgischen Ländern riefen da alle Secten hervor; Ostfriesland war ihre erste und sicherste Zuflucht, wenn sie dem Sturme weichen mussten. Auch begünstigte der freye Sinn der Friesen den Geist der religiösen Parteyen, und Männer aus dem oberen Deutschland, die zu viel Aufsehn für ihre Ruhe und ihr Glück gemacht hatten, konnten in diesem entfernten Küstenlande unbemerkter leben, konnten von da aus schnell Deutschland gänzlich verlassen. Der bekannte *Karlstadt von Bodenstein*, welcher aus Sachsen vertrieben war, kam endlich, nachdem er bald hie, bald dort, gelebt hatte, nach Ostfriesland. „Hier lebte er zu Marienhave, und gab sich mit dem Ackerbau ab. Bey Marienhave ist noch ein Stück Landes, welches das Bodensteinische Land genennet wird. Bey dieser seiner eingezogenen Lebensart suchte er doch sich hin und wieder Anhang zu verschaffen." Die Sacramentstreitigkeiten und ein heftiger Parteygeist zwischen den Lutheranern und Reformirten wurden für Ostfriesland eine Quelle mannichfaltiger Unruhen, welche auf die Eifersucht zwischen der gräflichen Familie und den Ständen einen starken Einfluss hatten. Bey der inneren Zerrüttung spielten die General-Staaten eine grössere Rolle, als die Verbindung der Grafschaft mit dem Reiche.

Von den Modificationen, welche der ostfriesische Staat durch die Reformation erhielt, ist folgende bey weitem die merkwürdigste. Nachdem die Klöster säcularisirt, und die Geistlichen während der Regierung des Grafen *Enno I.* sehr waren gedrückt worden, verschwand der geistliche Stand gänzlich von

dem Landtage. So fanden sich auf diesem also nur noch zwey Stände, die Ritterschaft und die gemeinen Landbesitzer. Weil diese hier nie ihre grosse altgermanische Ehre verloren, wie in andern deutschen Provinzen, und einen zahlreichen, mächtigen Stand ausmachten: so rechneten sich die Städte, obgleich sie früh in Ostfriesland gediehen, bisher immer zu ihm. Der gewaltige Flor, dessen sich die Stadt *Emden* immer mehr erfreute, und ihre Macht, wodurch sie allein den Grafen schon Trotz bieten konnte, dann die ungewöhnliche Erscheinung, dass man nur zwey Stände auf dem Landtage sah, wurden Ursache, dass die Städte sich von den gemeinen Landbesitzern trennten, und einen eignen Stand zu bilden anfingen. Noch gegenwärtig machen den ostfriesischen Landtag diese drey Stände aus, *nobiles, cives et plebeii.*

(Der Beschluss folgt.)

Milano: *Il Redattore del Gran Consiglio della Republica Cisalpina.* Nr. 1—29. Frimale 2—30. Anno VI. républicano (1797.) 400 S. gr. 8.

Ein officielles Tagblatt, oder, der summarische (nicht wörtliche) Inhalt der Sitzungen und Berathschlagungen des sogenannten *grossen* Raths der Cisalpinischen Republick vom 22ten November, bis zum 21ten December 1797, folglich über den ersten Monat seiner Constituirung. Für den gleichzeitigen Staats-Mann ein fast unentbehrliches Hülfsmittel bey den politischen Berechnungen über den Geist dieses entstehenden Freystaats, und für den Historiker ein um so wichtigerer Beytrag zu den Annalen der Literatur, da dieses Staatsbuch auf den Fuss einer Zeitung bis jetzt verlegt und abgesetzt, also ausser den Grenzen von Cisalpinien fast nicht versandt wird.

Titel und Zuschnitt zeigen an, dass alles nach dem französischen Urbilde gemodelt ist. — *Redattore* wegen des halb officiellen Pariser Blattes dieses Namens, die französische *Stellung* der Stunden-Uhr und die *Zeitrechnung* nach der französischen Freyheit, die *Liberté* und *Egalité* der *Cittadino*, die *case d'urgenza*, das *Messaggio dell Direttorio*, u. s. w. Das *Gran Consiglio* oder das *Consiglio dei Juniori* selbst ist das Seitenstück zu dem Rath der 500 in Frankreich; dieser Rath besteht aus 160 Mitgliedern und theilt die gesetzgebende Gewalt mit dem *consiglio dei Seniori* (Rath der *Alten.*) Von dem Inhalt der Berathschlagungen geben der *Moniteur* und *Posselt's neueste Weltkunde* weitläuftig den Umriss. Doch kam in diesen beiden Sammlungen einiges nicht vor, was auf die Literatur Bezug hat, oder doch im feinsten Detail interessant ist. Unter den Familienbenennungen giebt z. B. der Name des provisorischen Präsidenten (Physiker) *Fontana*, des Venetianers (Apotheker) *Dandolo*, des *Greppi Bellisomi*, (in der Liste S. 6 und 7.) so wie der des Deputirten *Allemagna* manche Erinnerung an die Hand. — Der Anfang der Sitzungen war gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr, das Ende oft um 5 Uhr Nachmittags. Jeder Anfang war die Vorlesung des letzten *Verbal-Processes.* Feder und Dinte liegen auf den Plätzen der Repräsentanten, die also nicht, wie die Deputation in Rastadt, von Tischen und Schreibmaterialien entblösst sind. Eine Loge ist abgesondert für die Zeitungs-Schreiber und Journalisten (*Gazettieri e Giornalisti.*) — Auf Francini's Vorschlag werden auch neue geographische Karten von mehreren Departementen gefertiget, (S. 66.) — Bemerkenswerth ist auch S. 105. die Beschwerde gegen eine Zeitung (*Gazzetiere senza Titolo*) über die Verdrehung der Abstimmungen. Ein gewisser *Lupi*, wird darin als Vf. der Zeitung angegeben und als *venale* und *menzogneze* geschildert. *Deho* vertheidigt ihn wegen der Pressfreyheit, und das *Gran Consiglio passa all ordine del giorno.* — In Nr. XIX. bitten die Geographen *Dalbe* und *Pinchetti* um ein bequemes Local, und Brennholz zu ihrer Anstalt für Vermessungs-Resultate. *Buonaparte's* Namen, Reden und Thaten nennt fast jedes Blatt; Muthmassungen über den Geist seiner Anordnungen, verschiedene Traditionen über das, was er gesagt oder gemeynt habe (z. B. *Seduta* 26. S. 383.) Zank über seine *discorsi fatti in particolare*, (*Privat-Aeusserungen*) und über die Auslegung seiner *officiellen* Reden. Nur ein Beyspiel aus S. 422. In der von ihm (*Buonaparte*) hinterlassenen Liste von Repräsentanten war auch der Name *Ferro;* niemand wusste ob ein Ferro aus *Milano* oder aus *Venetia* damit gemeynt war; der Minister des Innern schrieb nun in der Verlegenheit wegen ihrer Aufnahme in den Senat an beide. — Daher auch der Kampf der Räthe mit dem Directorium, und die geheime Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des letztern. Dies ergiebt sich S. 423. in der Nachfrage wegen des Repräsentanten und bevollmächtigten Ministers *Melzi d'Erite* in Rastadt, wie solcher eine sechsmonatliche Verlängerung seiner Abwesenheit, sowohl der Geschäfte als seiner Gesundheit wegen, begehrte. Man foderte nämlich sogleich von dem Directorium eine bestimmte Anzeige, ob gedachter *Melzi*, in öffentlichen oder Privat-Angelegenheiten abwesend sey. — Von der Vollständigkeit dieses *Redattore* endlich giebt dieses einen Beweis, dass *Gatti* und *Salvioni*, im *Gran Consiglio* am 21 Frimale sich über das Auslassen ihrer Eidesleistung im Redattore der 7ten Sitzung beschweren; daher man diese in Nr. XIX. nachgetragen findet. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. März 1798.

GESCHICHTE.

Aurich, b. Winter: *Ostfriesische Geschichte*, von *Tileman Dothias Wiarda* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Beym Ausbruche des dreyssigjährigen Krieges musste sich Ostfriesland schon darum ein trauriges Schicksal versprechen, weil die Spanier und die Generalstaaten beide es schon immer auf ihre Seite hatten ziehn wollen. Um so eher musste es nun fürchten, ein Schauplatz des Krieges zu werden, der sich über ganz Deutschland hinzog. Unaussprechlich litt es bald, indem sich die wilden Schaaren der beiden Abentheurer, des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Christian von Braunschweig, mit Franzosen vereinigt, auf seine reichen Gefilde lagerten. Die Rache der Einwohner, verbunden mit Hunger und Krankheiten, wüthete nebst dem Schwerdt des Feindes so unter diesen räuberischen Schaaren, dass von 19400 Mann, welche eingezogen waren, nur 8500 die Provinz wieder verliessen.

Unter den Beyspielen von der Unordnung jeder Art, die sich bey diesen Schaaren fand, liefert der Vf. die Geschichte von einer fürchterlichen Justiz, welche ein mansfeldischer Officier gegen seine Frau selbst ausüben durfte. Sie diene zugleich zur Probe von dem erzählenden Tone dieses Werks. B. 4. S. 196. „Der Obriste *Joachim von Carpitzo*, und mit ihm andere Officiere wurden von dem Grafen von Mansfeld in seinem Standquartier zu Leer bewirthet. In dieser muntern Gesellschaft wurden bey einem Glase Wein viele Liebesgeschichten erzählt: Carpitzo wurde mit der leichtfertigen Aufführung seiner Frau selbst geschoren. Dieses verdross ihn. In einem ernsthaften Tone verlangte er von dem Officiere, der dieses vorbrachte, nähere Aufklärung. Dieser erwiederte: sie buhlet mit mir selbsten, und vielen andern geringern Standes. Der Obriste stand sofort von der Tafel auf, ging in das Nebenzimmer, worin seine Frau mit andern Damen sich belustigte, und befahl ihr, ihm nach *Jemgum* zu folgen. Hier stellte er ihr ihre Unzucht vor, und machte ihr die Strafe bekannt, die er über sie verhängen wollte. Sie sollte enthauptet werden. Alles ihr Bitten, ihr Flehen, das Versprechen der Besserung, ihr Vorschlag, sich von ihm auf immer zu trennen, fruchtete nichts. Er blieb feste bey seinem Vorsatze, und liess einen Priester holen, der sie zum Tode vorbereiten sollte. Sie musste sich denn in ihr Schicksal fügen, betete mit dem Priester, genoss in der Kirche das Abendmal, und wurde dann des folgenden Tages am 28. Jul. (1623) in einen Saal geführet. Hier befand sich Carpitzo mit seinem Scharfrichter. Er, Carpitzo, entblösste selbst seiner Frau den Hals. Nun befahl er dem Scharfrichter, sein Amt zu verrichten. Wie dieser aber zögerte, so riss er ihm das Schwert aus den Händen und wollte die That selbst verrichten. Der Scharfrichter sah nun den Ernst seines Obristen, bat sich das Schwert wieder aus, erhielt es, und schlug der Frau Obristen den Kopf herunter." .. Wir finden nicht, dass Carpitzo wegen dieser That von irgend einer Obrigkeit zu Verantwortung gezogen wurde. In Holland wollten ihn eifrige Matronen wegen derselben steinigen.

Dauernder als das Ungemach durch die zügellosen Schaaren jener Abentheurer war, seit dem heimlichen Einverständnisse des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien mit dem Landgrafen Wilhelm V von Hessen-Cassel, der Druck der hessischen Einquartierung für Ostfriesland, welche mehr als zehn Jahre währte. Die Landgräfinn Amalia Elisabeth, die nach dem Tode ihres Gemahls die vormundschaftliche Regierung führte, verstand es trefflich, durch ein rüstiges Heer auf fremde Kosten sich furchtbar zu machen.

Mit dem westphälischen Friedensschlusse, aus welchem der Vf. zweckmässig heraushebt, was auf sein Vaterland Einfluss hatte, begann für dasselbe noch keine glückliche Periode; denn die vormundschaftliche Regierung der Fürstinn *Juliane* war gerade das Gegentheil von der Staatsverwaltung der heroischen Landgräfinn, ein Gewebe von Intriguen der Günstlinge. Die Leser der A. L. Z. erinnern sich vielleicht aus der Anzeige des zweyten Theils der *oldenburgischen Geschichte, von G. A. v. Halem* (s. A. L. Z. 1797. Nr. 48.) der *Fräulein von Ungnad*, der getäuschten Geliebten des Grafen Ant. von Oldenburg. Sie lebte jetzt bey der Fürstinn *Juliane* von Ostfriesland, und machte ihren Gemahl, einen Hn. *von Marenholz*, zum geheimen Rath. „Sie mischte sich, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, in alles, was vorkam, drehte die Fürstinn Juliane wie sie wollte, und zog ihr alles aus den Händen, so dass sie stets nothdürftig war." In der Graffschaft herrschte bald eine völlige Anarchie, indem die Stände durchaus die vormundschaftliche Regierung nicht anerkennen wollten. Sie sehnten sich den noch minderjährigen Grafen *Enno Ludwig* am Staatsruder zu sehn. Von seinem zehnten Jahr an war er im Haag erzogen; nachher war er England, Frankreich und Italien durchgereist. *Marenholz* suchte ihn entfernt zu halten, und

und fürchtete selbst schon seinen Aufenthalt in Wien. Der Graf war hier Reichshofrath geworden, und ward vom Zustande seines Landes genau unterrichtet. Besonders aber brachte ihn seine Vatersschwester, die verwittwete Landgräfinn von Hessen-Butzbach, gegen seine Mutter in Harnisch, welche ihr den Plan, sich mit dem Landgrafen Johann von Hessen-Breubach (einem Bruder der Fürstinn Juliane) zu vermählen, soll vereitelt haben. In Begleitung dieser seiner Tante traf er unerwartet in Ostfriesland ein. Bey einer feyerlichen Zusammenkunft in Aurich gab er Befehl, den geheimen Rath zu arretiren. „*Marenholz* (so erzählt der Vf.) stand wie versteinert; seine gegenwärtige Gemahlinn wehklagte, suchte Schutz bey der Fürstinn, und die ebenfalls bestürzte Fürstinn protestirte wider den Arrest. Sie hielt den Arrest ungerecht, weil keine hinlängliche Ursachen dazu vorhanden waren; unschicklich, weil diese Handlung in ihrer Kammer vorgenommen wurde; und unzulässig, da sie regierende Vormünderinn war. *Enno Ludwig* war kaiserlicher Reichshofrath. Diese Stelle war ihm nun äusserst wichtig, weil sie dem Minderjährigen nach den Reichsgesetzen die Rechte der Volljährigkeit zuführt.“ . . . „*Enno Ludwig* war bey der Vernehmung des Inquisiten selbst gegenwärtig. Das Hauptverbrechen, dessen Marenholz beschuldigt wurde, bestand in einer langjährigen Liebesgeschichte mit der Fürstinn Juliane. Er konnte zwar nicht *entkennen*, dass er oft zur ungewöhnlichen Zeit des Abends spät alleine bey der Fürstinn gewesen, blieb aber dabey, *dass er ihr alsdenn aus der Bibel vorlesen müssen.* Schärfer zugesetzt (*der Vf. will hiemit sagen, dass der Scharfrichter ihm mit den Folterinstrumenten nahe kam!*) beichtete er Umstände und Anekdoten, die die verhandelten Acten durchaus schmutzig machen. *Der Graf und die Commissarien hielten nach dieser seiner Aussage feste davon, die Fürstinn sey von Marenholz oder seiner Frau durch einen Liebestrunk verführet, oder doch wenigstens behexet worden. Inquisit wollte aber so wenig von einem Liebestrunk als der Hexerey etwas wissen. Er erklärte alles aus natürlichen Ursachen.* Den ersten Grund der Liebschaft setzte er in ein wechselseitiges Mitleiden; indem Graf *Ulrich* (*Enno's* Vater) ihn durchaus nicht leiden konnte, und auch von der Fürstinn sein Herz abgewandt hatte.“

Der Graf versprach dem Inquisiten ausdrücklich Begnadigung, wenn er mit der Wahrheit nicht zurückhalten würde; dieses und die Folter entlockte ihm jene Bekenntnisse; eines andern Verbrechens wurde er nicht überwiesen. Dennoch ward er auf dem Saal einer Burg enthauptet. Die Furcht vor dem kaiserlichen Hoffiscal bewirkte, dass der Graf selbst nachher durch einen Vergleich mit der Wittwe *Marenholzens* gleichsam die Unschuld desselben anerkennen musste. Sehr gut setzt der Vf. die eigentliche Beschaffenheit dieses ungerechten Processes auseinander. Bey solchen Erörterungen ist seine Schreibart auch weniger ungebildet und schleppend, als in der Erzählung.

Graf *Enno Ludwig* ward nachher auf seine Bitte Reichsfürst, ohne auf der Fürstenbank Sitz und Stimme zu erhalten, und erst sein Nachfolger Georg Christian ward mit seinen *Descendenten* in den Fürstenstand erhoben. Mit der umständlichen Genauigkeit, die bey einem solchen Gegenstand nothwendig ist, hat der Vf. beschrieben, unter welchen Bedingungen der dritte Fürst von Ostfriesland endlich Sitz und Stimme auf der Fürstenbank erhielt. B. V. S. 425. 27. Die beiden letzten Bände dieses Werks beschäftigen sich vorzüglich mit den blutigen Streitigkeiten zwischen dem regierenden Hause und den Ständen, die nirgends in Deutschland so sehr der Gegenstand weitläuftiger Politik und so verwickelt wurden, wie in Ostfriesland. Das grosse Detail in denselben, wodurch die Erzählung freylich oft ermüdend wird, ist sehr belehrend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Ueber die rednerische Action mit erläuternden Beyspielen; vorzüglich für studierende Jünglinge,* von *Joh. Gottf. Pfannenberg,* Rector der Hauptschule zu Dessau. 1796. 269 S. 8.

Das, was dieses Buch für den Anfänger nützliches enthält, hätte auf wenigen Blättern zusammengefasst werden können. Der Vf. hatte bey den rednerischen Uebungen, welche er seine Schüler anstellen liess, einige Bemerkungen gemacht; diese konnten in einem Programme mitgetheilt werden; wenn aber eine ausführliche Schrift über diesen Gegenstand nothwendig war, so hätte sie auf eine andere Weise abgefasst werden müssen. Hier vermissen wir Einsicht in das Wesen des abgehandelten Gegenstandes, lichtvolle Anordnung der Materien, Deutlichkeit und Präcision des Ausdrucks. Der Vf. versteht unter *Action* die Mienen und Bewegungen, welche den Vortrag des Redners begleiten (oder wie er sich S. 37. ausdrückt: den Ausdruck der *innern* (?) Gedanken und Empfindungen), mit Ausschluss dessen, was man *Declamation* zu nennen pflegt. Hier hätte nun, wenn die Behandlung des Gegenstandes einigermassen systematisch wäre, zuerst von der Nothwendigkeit des Mienen- und Gebehrdenspieles zur Vollständigkeit des ästhetischen Ausdrucks gehandelt werden sollen. Statt dessen sucht der Vf. zu beweisen, dass man sich desselben beym rednerischen Vortrage bedienen dürfe und könne, woran wohl nicht leicht jemand zweifeln wird. Dass durch jene Begleitung der Vortrag *angenehmer* werde, wie an vielen Stellen wiederholt wird, macht es auch nicht aus. Die beiden Hauptpunkte, um welche sich die ganze Abhandlung drehen musste, dass die Action *ausdrucksvoll* und *schön* seyn müsse, werden nirgends abgesondert; ja der Vf. scheint von einer objectiven Schönheit des körperlichen Vortrags so wenig deutliche Vorstellungen zu haben, dass er schon im ersten Kapitel den Satz aufstellt, dass ganze Nationen, sowohl cultivirter als uncultivirter Völker (die Nation eines Volks?) etwas Charakteristisch

in ihrer Darstellung haben, was der Redner beobachten müsse, um des Beyfalls seiner Zuhörer gewiss zu seyn. Auf diese Weise führt der Vf. alle seine Regeln auf den Effect zurück, den der Redner bey seinen Zuhörern hervorbringen wird; ja er macht es am Ende gar zu einer *Pflicht*, mit Gesticulation zu reden, *weil man so der Sache angemessner reden könne* (S. 26.). — Eine andere Ursache der Verworrenheit der Begriffe, welche in diesem Buche herrscht, ist der Umstand, dass die Natur nicht gehörig von der Kunst unterschieden wird. Dass die Action die Kunst sey, den schönen Schein einer Gemüthsstimmung durch Gebehrden und Mienen zu vollenden, hat sich der Vf. nirgends deutlich gedacht; daher er von der Kunst häufig so spricht als ob sie Natur wäre. Die Richtigkeit dieses Tadels wird sich zur Genüge aus einigen Stellen bewähren, die leicht noch etwas mehr beweisen dürften, als das, warum wir sie anführen. Der Vf. hat S. 95. eine Stellung beschrieben, die dem Ausdrucke der Andacht zuwiderläuft. Er setzt hinzu: „würde man einem solchen nicht das innere Gefühl der Andacht absprechen? da dasselbe gewöhnlich mit sichtbaren Merkmalen begleitet ist? Man würde auch wenigstens andern durch ein solches *Beyspiel* (Betragen) kein gutes Vorurtheil von sich erwecken. (Wie kommt dies hieher?) Wollte man dagegen religiöse Empfindungen *mit* (durch einen) scheinbarem (n) Anstand heucheln (?), *so würde dies der Menschenbeobachter doch bald merken* (aber das höchste Ziel der Kunst ist ja eben, dass er es nicht merke!), oder solcher Widerspruch würde nachtheilige Folgen für die Moralität haben. (Das Verhältniss der Rednerkunst zur Moralität liegt ganz ausserhalb des Weges, den der Vf. in seiner Anweisung zum Gebehrdenspiel nimmt. Nur die höhern Zwecke der Menschheit, nicht aber die Zwecke der Kunst können den Redner bewegen, das zu seyn, was er scheint. Die Beantwortung der von den Alten ventilirten Frage, ob der Redner ein tugendhafter Mann seyn müsse, ist jetzt keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen.) Aus der Vernachlässigung des oben angezeigten Unterschiedes mussten Regeln entspringen, wie folgende S. 106. deren Geist alle *Anweisung zur Kunst* gänzlich unnütz macht: „bey einer gewöhnlichen Erzählung — bedarf man der künstlichen Bewegung der Hände nur wenig oder gar nicht; *indessen überlässt man es, und besonders in der Muttersprache, am sichersten den Erfodernissen und Trieben der Natur*, und sucht sich nur vor gemeinen, niedrigen und unanständigen Aeusserungen (in den Gebehrden oder in der Rede? fast scheint das letztere) zu bewahren; allein bey allen Stellen, die einen Affect enthalten, wird man die Action oft zweckmässiger anbringen können." — Gegen die Richtigkeit der besondern Regeln, welche in den letztern Kapiteln gegeben werden, dürften sich hin und wieder bedeutende Zweifel erregen lassen. S. 159. wird es ohne Einschränkung als fehlerhaft angesehn, wenn die Augen nach der einen, die Hände nach der andern Seite gerichtet sind; desgleichen, wenn die Augen in die Höhe, die Hände aber nach der untersten Region gekehrt werden. Gleichwohl wird der Abscheu die erste, die ruhige andächtige Resignation in den Willen des Himmels die zweyte Stellung annehmen müssen. Sonderbar ist die S. 166. aufgeworfne Frage, über die man sich indess in dieser *Kunstlehre* nicht wundern darf, *ob der Redner weinen dürfe?* Hierauf giebt es durchaus keine Antwort, als die auf welche endlich auch die weitläuftige Untersuchung des Vfs. hinaus läuft, dass er es thun möge, wenn er es nicht lassen könne. Hr. P. bemerkt — gleichsam um denen, die das Weinen zur Regel des Vortrags erheben möchten, entgegen zu treten — dass es manchen Leuten ausserordentlich schwer ankomme; und dass es besser sey es zu unterlassen, *weil man dabey leicht in mehrere Unannehmlichkeiten gerathe;* doch könne man nicht leugnen, dass Thränen in manchen Fällen eine *wahre Zierde* wären (S. 169.). — Wie sehr der Vf. an alles denke, beweist die Bemerkung S. 82., dass enge Kleider, enge Schuhe, Hühneraugen u. dgl. dem rednerischen Vortrage nachtheilig werden können, in soferne sie andere Züge des Gesichts verursachen, als die Sache fodert. Doch meynt er, dass wir durch eine unserm Vorhaben angemessne Seelenstimmung unser Aeusseres leicht anders zu modificiren im Stande wären. — Die Beschaffenheit des Vortrags in diesem Buche werden aufmerksame Leser aus den angeführten Stellen leicht beurtheilen können. Er ist weitschweifig, verworren, unzusammenhängend, und ohne alle Anmuth. S. 15. „so hätten sie gewiss *unausbleiblicher* gewirkt." S. 54. allein bey der Fertigkeit, welche man sich erwirbt, muss man auch besonders darauf bedacht seyn, die Kunst zu verbergen, oder den Schein anzunehmen, dass man nicht nach Regeln handle; *denn sonst merkt man leicht den Zwang, und fürchtet für den Redner, dass er den Faden des Zusammenhangs verliere.* S. 56. Dazu gehört, dass man Kunstwerke — sorgfältig betrachte; die Schönheiten oder auch wohl Hässlichkeiten, *kurz den Contrast derselben*, sich recht anschaulich vorstelle. S. 75. Gebehrden, welche *die Sprache*, oder *sonst einen mündlichen Vortrag* begleiten können." Solche Battologien sind hier leider ziemlich häufig.

LEIPZIG, b. Leupold: *Conversationslexicon, mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten. Zweyter Theil.* 1797. VIII u. 464 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit Beziehung auf das in Nr. 269. v. J. der A. L. Z. gesagte, muss Rec. auch dieser Fortsetzung, welche die Buchstaben F — L. enthält, das gebührende Lob ertheilen. Wir hatten zwar jener Anzeige des ersten Theils einige Erinnerungen eingeschaltet, und fanden unter den diesem Theile beygefügten Nachträgen nichts ihnen entsprechendes. Da aber der Vf., als er die Vorrede zum zweyten Theil schrieb, unsre Recension noch nicht gesehen zu haben scheint, und sonst überall sichtbare Spuren seiner Belesenheit und seines Fleisses verräth; so zweifeln wir nicht, er

werde die Stellen, die einer Berichtigung oder eines Zusatzes bedürfen, von selbst finden. Als Probe der Reichhaltigkeit dieses Wörterbuchs in Verhältniss mit dessen Umfange, setzen wir hier die Artikel her, die mit *Fa* beginnen. Diese sind: *Fabius*, *Fabre d'Eglantine*, *Fabrik*, *Façade*, *Facette*, *Factorey*, *Fagott*, *Farenheitisches Thermometer*, *Fakir*, *Falconet* (der Bildhauer), *Falerner Wein*, *das Falsett*, *der Faltenwurf* (Draperie), *Fama*, *Fanatismus*, das *Fanfare* (musikalisches Instrument), *Farbenclavier*, *Farbengebung*, *Farce*, *Farinelli*, *Farnesische Pallast*, *Fasces*, *Fatalisten*, *Fatigiren* (in der Malerey), *Fatime* (zur Geschichte des Muhammedismus gehörig), Abbé *Fauchet*, die *Faunen*, *Faunus* (König der Lateiner), Doctor *Faust*, *Faustina* (hier wäre auch Hassens Faustina zu nennen und auf den Artikel *Hasse* zu verweisen gewesen), *Faustrecht*, *La Fayette*.

Was wir bey der Durchsicht des gegenwärtigen Theils verbessert wünschten, war z. B. folgendes: bey *Fenelon* hätte erwähnt werden können, was ihn in den Verdacht eines heterodoxen Katholicismus brachte, nämlich seine strenge Mystik u. s. w. — *Finnland*. Zu Ende dieses Artikels sollte statt: *mit dem Ungarischen sehr Uebereinstimmende* stehen: *zu gleichem Stamme mit dem Ungarischen gehörende* — denn der sich dem Ungarischen am meisten nähernde finnische Dialekt scheint (den Rüdigerischen Sprachproben gemäss) unter den Wogulen im jugorischen Gebirge, und bey den Ostjaken um Tobolsk am Oby und Irtisch zu herrschen. *Flibustier* — ein Buch, das deren Geschichte enthält: *Histoire des Avanturiers Flibustiers qui se sont signalez dans les Indes etc. par Alexandre Olivier Oexmelin*, nouv. edition. Trevoux 1744. 4 tomes. 12. hätte hier billig genannt werden sollen.

Bey *Föderalismus* hätten wir noch einige Worte, von dessen erprobten Schädlichkeit und nöthig befundenen Aufhebung in verschiedenen Ländern, hinzugethan. *August Herrmann Franke* — wohl etwas zu kurz! Seine Thätigkeit und Klugheit bey Gründung eines so weitläuftigen und kostbaren Instituts mit allen dazu gehörigen Gebäuden — sein glühender Enthusiasmus und die Kunst ihn auch in hundert tausend andern anzufachen, wäre für jedes Publicum unterhaltend. Bey *Gotha* fehlt die Nachricht von Professor Döll und dem von dessen Arbeiten aufgestellten Kabinett, und besonders von der benachbarten Sternwarte auf dem Seeberg, deren kostbaren Instrumenten und dem Astronom Hn. v. Zach. Die im innern Afrika von der Sierra-Leona-Societät entdeckte grosse Stadt *Houssa* wird nachzuholen seyn.

Island. Dass die Einwohner zwey Hauptsprachen reden, ist vermuthlich ein Irrthum, der durch Verwechselung mit Norwegen entstanden zu seyn scheint. Die Landessprache ist ein Dialekt der alten skandinavischen, der in einigen abgesonderten Vierteln sich noch sehr rein erhalten, in andern aber viel vom neudänischen angenommen hat. Sollte die Volkszahl 40tausend für *jetzt* nicht zu hoch gerechnet seyn?

Kaffe (das entweder Kaffee oder Kaffé zu schreiben wäre, damit nicht dessen Schreibung den Ton des halbstummen e veranlassen möchte) dessen Frucht wird, wer sie gesehen und genossen hat, lieber mit einer *Kirsche* als *Beere* vergleichen.

Ludwigsburg, die niedliche zweyte Residenzstadt des Herzogthums Wirtemberg verdient gewiss auch an sich und wegen ihrer Kunstproducte einen Artikel in diesem Wörterbuche. — So könnte vielleicht noch mancher kleine Zusatz Statt finden, ohne dass das Buch verdickt würde, oder die vorhandenen Artikel etwas wesentliches verlören. Denn der Vf. hat sich durch Erzählung mehrerer neuerer Begebenheiten bey Ländern und Städten eine zu grosse Last des künftigen Nachtragens aufgebürdet, die er sich erspart haben würde, wenn er ihre festere Verfassung erwartet hätte. Zu bedauern ist, dass der Druck durch eine so grosse Menge Druckfehler entstellt ist. Bey einer so beträchtlichen Anzahl eigener Namen muss ein Corrector besonders wachsam seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Lemgo*, b. Meyer: *Pindari carmen primum in Psaumidem* sive Olympicorum quartum cum commentarii Specimine, edidit *J. W. Süvern*, Litt. Human. Cultor. Lemgovia — Lippiacus. 1796. 56 S. 8. (5 gr.) Der geschickte Herausg., welcher bey seinem Abgang von Lemgo ein Andenken der Dankbarkeit und eine Probe seiner erworbenen Geschicklichkeiten zurücklassen wollte, wählte eine von den Oden Pindars, die, ohne durch kritische oder andere Schwierigkeiten von Bedeutung verdunkelt zu seyn, dennoch zu den verschiedensten Auslegungen Veranlassung gegeben hat. Hier kam es also darauf an, den richtigen oder doch wahrscheinlichsten Sinn aus überzeugenden Gründen darzuthun und zu rechtfertigen, nicht blosse Ahndungen aufzustellen. Was man von einem Erklärer des einzigen griechischen Lyrikers im Allgemeinen fodern kann, Kenntniss der Sprache, der pindarischen insbesondre, scharfe Beurtheilungskraft und ein richtiges poetisches Gefühl, scheint Hr. *S.* in einem vorzüglichen Grade zu seiner Arbeit mitzubringen. Nach so manchen Vorgängern (ausser den bekanntesten, hat *Köppen* diese Ode commentirt in der griech. Blumenlese III. Th. und *Pauw* in einer besondern Schrift, aber ohne eigne Einsichten) noch etwas Neues zu sagen, war nicht eben leicht; und doch stösst man hier oft auf neue Bemerkungen und Erklärungen, die, wie es uns wenigstens scheint, das Verdienst der Richtigkeit haben. Beym ersten Anblicke scheint die Bemerkung, dass v. 3. Ὧραι st. ὧραι, v. 14. Χαρίτων st. χαρίτων, v. 24. Ἡσυχίαν st. ἡσυχίαν, gelesen werden müsse, von geringer Wichtigkeit zu seyn; bey genauer Entwicklung des Sinnes wird sie bedeutend. Den Gedanken im 3—6. v. pflegte Rec. auf diese Weise zu erläutern: ὧραι τεαὶ sind die dem Jupiter, als *moderatori tempestatum* zur Seite stehenden Horen; hier in besondrer Beziehung auf die zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden olympischen Spiele. Da diese Spiele von Dichtern gepriesen zu werden pflegen, so stellt Pindar die Horen als tanzend vor ὑπ' ἀοιδᾶς φορμίγγων. Nun veranlasst eben jetzt ein Sieg in diesen Spielen gewonnen, den Dichter zu einem Hymnus; dies ist in poetischer Sprache, die Kampfspiele oder hier die Horen senden ihn — denn der preisende Dichter stellt sich zu dem Hause des Siegers wallfahrend vor — um die erhabnen Kämpfe zu verkündigen, μάρτυρα, i. e. κήρυκα, *celebrantem*. Die folgenden Verse geben den Grund in einer allgemeinen Sentenz an: denn mein Freund hat einen solchen Sieg gewonnen. Hr. *S.* giebt den Gedanken auf eine verschiedene Weise an: *Tempore ludorum revolvente, Pindarum, ut eis interesset, Olympiam esse profectum.* — Die so vielfältig gedeuteten Worte χαρίτων ἕκατι verbindet er mit Ὀλυμπιονίκαι *qui ei per Gratias, Gratiarum favore contingit*; eine Erklärung, deren Richtigkeit aus Olym. XIV, 19. erhellt. Zum Schluss ist eine deutsche metrische Uebersetzung dieses Hymnus angehängt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. März 1798.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Delaplace: *Anatomie philosophique et raisonnée*, pour servir d'Introduction à l'histoire naturelle, par le Cen *Hauchecorne*, cidevant Professeur de Philosophie, au College des Quatre-Nations, en l'Université de Paris. Tome I. XXIV et 240 S. L'an IV de la Republique T. II. 310 S. L'an IV. 8.

Der Vf. sagt in der Vorrede vom Menschen: *il est le premier echantillon de l'histoire naturelle.* Die ganze vergleichende Zergliederungskunde sey nur deswegen so anziehend, weil wir uns dabey immer als Maasstab und Urform selbst vor Augen haben. Er schildert ferner die Annehmlichkeiten dieser Wissenschaft, welche wir freylich sehr theuer erkaufen müssen, da wir die Geheimnisse des Lebens nur im Buche des Todes erforschen können u. s. w. Er zeigt den Nutzen solcher Untersuchungen für Naturkunde überhaupt, und sagt, dass diese Gründe ihn zur Herausgabe des vorliegenden Werkes vermocht haben, in welchem man eine gesunde Physiologie, oder die methodische Erklärung der Principien und Erscheinungen unseres Daseyns finden werde, welche eigentlich die Philosophie und Seele der Zergliederungskunde ausmachen; er habe dabey zu nützen und zu gefallen gesucht. Wir wollen sehen, wie der Vf. diesen grossen Zweck erreicht habe. —

Zuerst werden einige allgemeine Begriffe vorangeschickt, welche die Theile des Körpers im allgemeinen betreffen. Die Säfte (*fluides*) des thierischen Körpers, nennt der Vf. *un amas de molecules aqueuses et huileuses combinées avec beaucoup d'air et quelques sels*, aber so gut wie die Salze gehören auch die erdigen Theile zu der Mischung der Säfte des Körpers. Unter den Fasern, welche die festen Theile des Körpers bilden, haben zwey einen besonderen Charakter, die Muskelfaser und die Nervenfaser, die übrigen Elementarfasern verhalten sich völlig ruhig, wie die Flüssigkeiten. Die Contractilität hätte hier nicht ganz übergangen werden sollen. Die gegenseitige Wirkung der festen und flüssigen Theile aufeinander bilde eine Kette von untergeordneten Operationen, welchen man zusammen genommen den Namen thierische Oekonomie beylege. Davon geht der Vf. auf die bekannte schulgerechte Eintheilung der Verrichtungen über. Auf diese folgt im ersten Kap. die Beschreibung der festen Theile, welche er wieder in harte und weiche abtheilt. Von den Knochen heisst es viel zu allgemein: ihre Bildung beruhe auf einer *parallelen* Ausbreitung langer oder linienartiger Fasern, welche sehr dicht zusammen liegen; es ist bekannt, dass in runden und platten Knochen die Fasern nicht parallel, sondern stralig auseinanderlaufend sind. Die Beschreibung der Knochen ist sehr kurz und unzulänglich; der ganze Kopf nimmt nur drittehalb Seiten ein, und ein grosser Theil dieses Raumes ist noch mit den Erklärungen der gebräuchlichen anatomischen, meist aus dem griechischen entlehnten, Benennungen erfüllt. Die Benennung der Seitentheile des Kopfes *tempora*, erklärt der Vf. zuerst sehr gezwungen aus der Schätzung der *Zeit (tempus)* nach den Schlägen der Arterie, welche sich in dieser Gegend finde, und fügt dann hinzu: vielleicht sey sie auch daher entstanden, weil das Weisswerden des Haars an diesen Theilen zuerst das Alter verkünde. Letztere Erklärung ist schon von mehreren angenommen. Die Gestalt der einzelnen Knochen ist meist gar nicht angegeben; nur ihre Lage und Zahl. Ausser dieser Unzulänglichkeit, giebt es auch hie und da Unrichtigkeiten: so wird z. B. S. 18 die Mittelhand nur aus vier Knochen bestehend angegeben, welche doch unstreitig fünf Knochen hat; denn der Mittelhandknochen des Daumens ist nicht zu verkennen, obgleich ihn einige für das erste Fingerglied gehalten haben. Von der Handwurzel heisst es, sie bestehe aus acht Knochen, welche eine Art von Grotte bilden, ein sehr unpassender Vergleich. Nach der besonderen Beschreibung oder vielmehr Aufzählung der Knochen, kommt der Vf. erst zum Baue und zu anderen allgemeinen Eigenschaften der Knochen. Die Knochen seyen nicht aus Mangel an Nerven unempfindlich, sondern weil ihre vielen Nerven zu sehr gedrückt werden, um die Erschütterung, welche zur Hervorbringung der Empfindung nöthig sey, erleiden zu können; sobald dieser Druck z. B. bey dem widernatürlichen Weichwerden der Knochen aufhöre, seyen sie der schärfsten Empfindung fähig. Bey der Verbindung der Knochen ist der Vf. wieder viel zu allgemein; er meynt, es sey hinreichend, alle Verbindungen in Gelenken *diarthroses* zu nennen, der Wundarzt müsse zwar die verschiedenen Bildungen der Gelenke genau kennen, für seinen Zweck sey das aber nicht nöthig. Rec. hält es für einen der interessantesten Theile der vergleichenden Zergliederungskunde, die verschiedenen Abänderungen der Gelenkverbindungen genau zu kennen, welche mit den Bedürfnissen der Thiere, mit ihrem ganzen *Habitus* und den Abänderungen ihrer Bewegungen in genauer Uebereinstimmung stehen und folglich auf die Naturgeschichte einen grossen Bezug haben. — Von den ...

chen Theilen werden zuerst die Muskeln betrachtet. Der Vf. thut hier mit Recht einen Ausfall auf den gewöhnlichen Missverstand des Ausdrucks nervigt (*nerveux*), welchen auch wir den Ausländern abgeborgt haben. Man versteht nämlich darunter einen Theil, welcher starke Muskeln hat, z. B. ein nervigter Arm, ein Arm, dessen angespannte Muskeln durch die Haut recht deutlich zu sehen sind; deswegen hörte Rec. auch selbst von Malern sagen, der Nerve statt der Muskel. Der Vf. giebt bey den verschiedenen Theilen nur die Zahl der Muskeln an, welche ihre Bewegung im allgemeinen verrichten. Dann handelt er von den Häuten (*membranes*), wohin er auch den Zellstoff (*tissu cellulaire*) rechnet, aus dem alle Häute zusammengesetzt sind. Irrig ist es, dass er ihnen allen Empfindung zuspricht, und selbst die Knochenhaut (*perioste*), nach der längst widerlegten Meynung, für äusserst empfindlich hält. Bey der Beschreibung der Eingeweide, welche nun folgt, findet Rec. wenig zu bemerken: die äussere Haut der Speiseröhre kann wohl nicht mit dem Vf. für eine Duplicatur des Brustfells (*repli de la plevre*) angesehn werden. Die Empfindung des Hungers möchte sich schwerlich aus dem Herabsinken und Ziehen der Leber erklaren lassen, welche von dem vollen Magen nicht mehr unterstützt wird. Die Eintheilung des dünnen Darms in Leer- und Krummdarm ist völlig unnütz, da man die Grenzen zwischen beiden gar nicht bestimmen kann. Die Milz soll den Nutzen haben das Blut der Leber vorzubereiten, damit die Galle desto leichter daraus abgeschieden werde. Rec. möchte dies doch nicht so ganz unbezweifelt annehmen. Vom wurmförmigen Anhange des Blinddarms sagt der Vf. gar nichts; was er über die Lage und Benennung des Mastdarms sagt, könnte Anfänger leicht verleiten, seinen Lauf für völlig geradelinicht anzusehen, welches er doch nur der Seitenrichtung nach ist, da er sich von oben nach unten allmälig vorwärts krümmt. Bey den Geschlechtstheilen werden auch ein paar Worte über die unnützen und schädlichen Samenverschwendungen und die Castraten gesagt. Bey der festen Hirnhaut hätte der Vf. nicht die vielen Gefäse vergessen sollen, welche sie an den Schädel befestigen, indem sie von ihr durch denselben gehen; er sagt blos, sie sey durch Fäden befestiget, welche durch die Näthe dringen. Die Spinnwebenhaut führt er gar nicht auf; er scheint sie zur weichen Hirnhaut (*pie mere*) zu rechnen, welche, wie er sagt, aus zwey Platten bestehe, zwischen denen die Gefäse liegen. Die Sichel der festen Hirnhaut diene den Druck der beiden Hirnhälften auf einander zu verhüten, und sey deswegen bey den vierfüsigen Thieren so klein, weil diese sich fast nie auf die Seite niederlegen. Das Hirn selbst ist sehr unvollständig und zum Theil unrichtig beschrieben. So soll z. B. der Balken (*corps calleux*) durch seine Verlängerung das *centrum ovale* bilden, welches bekanntlich die Benennung des grösten Markdurchschnittes in den grossen Hirnhälften ist. Die Seitenhirnhölen sollen jede die Gestalt eines Hufeisens haben. Die Schleimdrüse (*glande pituitaire*) des Hirns soll das überflüssige Blut des Kopfes aufnehmen, um es in die zelligen Blutleiter (*reservoirs sphenoïdaux*) u. s. w. abzusetzen?? Von der Verbindung der Seitenhölen, von den in den hinteren und unteren Hörnern derselben sich findenden Theilen, von den Commissuren u. a. wird gar nichts gesagt. Die graue und weisse Substanz des Hirns bestehe aus lauter feinen *Blutgefassen*, welche unendlich feine Windungen machen. Die Marksubstanz sey nur durch grössere Feinheit ihrer Gefässe von der grauen verschieden; die gelbe und schwärzliche Substanz des Hirns scheint der Vf. nicht zu kennen. Von der Grundfläche des Hirns sagt er auch nur sehr wenig, die *corpora candicantia* werden nicht erwähnt; am kleinen Hirne sollen vorn und hinten *zwey* Erhabenheiten seyn, welche nach ihrer Gestalt wurmförmige heissen. Die Feuchtigkeiten der Hirnhölen werden durch den Trichter in die Behälter des Türkensattels gebracht. (?) Das verlängerte Mark sey mit einer feinen Haut bekleidet, welche Spinnwebenhaut genannt werde; hier ist wieder Verwirrung, denn der Vf. scheint diese Haut nicht für einerley mit seiner zweyten Lamelle der weichen Hirnhaut zu halten. Das verlängerte Mark habe fünf Erhöhungen, die gröste heisse die *ringförmige* und mache einen Theil der *Varolsbrücke* (beides sind bekanntlich völlig gleichbedeutende Theile); die beiden folgenden heissen pyramidenförmige und die letzten beiden olivenförmige. Die schönste Eigenschaft des verlängerten Markes sey, dass sie den 10 Nervenpaaren des Kopfes zum Ursprunge diene; der Vf. glaubt also, erstlich dass alle Nerven am verlängerten Marke entstehen, was Rec. keinem anatomischen Schüler verzeihen würde, und für's andere zählt er zehn paar Nerven, von welchen er viel zweckmässiger gleich hätte nach dem Hirne handeln sollen. Statt dessen handelt er aber erst von den Gefäsen. Man gebe den Gefäsen nach Verschiedenheit der Flüssigkeiten, welche sie führen, verschiedene Namen: als Blutgefäse, lymphatische, *Fettgefäse* (*vaisseaux adipeux*); was mag sich der Vf. wohl hierunter denken? denn eine Erklärung gibt er nicht von Fettgefäsen. Auch die Venen haben eine Muskelhaut, nur mit dem Unterschiede, dass die Zirkelfasern unter den länglichen Fasern liegen, welches bey den Schlagadern umgekehrt ist; wo mag der Vf. doch diese feinen anatomischen Distinctionen gelernt, oder wo überhaupt anders an Venen Muskelfasern gesehen haben, als höchstens dicht an ihrem Eintritte in das Herz? Die Venen pulsiren nicht, weil der Lauf des Blutes in ihnen gleichförmig ist (ein sehr logischer Grund!) und weil er gar nicht vom Herzen abhängt. Die innere Brustschlagader (*mammaire interne*) kommt aus der Achselschlagader, da wo sie unter der Achsel durchgeht und vertheilt sich in das innere des Brustbeins!! Die Gefäse werden durch Einspritzen einer Masse aus Wachs, Talg und Quecksilber (?) sichtbar gemacht, welche man roth oder blau färbt. Das geronnene Blut in den Venen verhindert das Einspritzen nicht, weil das Quecksilber als ein Theil der Injectionsmasse dasselbe leicht theilt und durchdringt!! Die lymphatischen Gefäse oder Saugadern nenne man auch

lymphatische Klappengefäfse (lymphatiques-valvulaires) zum Unterschiede der feinsten Arterien- und Venenzweige, welche ein sehr getheiltes(?) und daher weisses Blut führen, welches der Vf. durch das sehr übel angebrachte Beyspiel von fein gepülverten rothen Korallen erläutert, welche dadurch eine weisse Farbe annehmen!! Von den Drüsen handelt der Vf. auch meist nur sehr unbestimmt. Dann folgen die Nerven. Er hat hier noch die ältere sehr fehlerhafte Eintheilung beybehalten, so dass er nämlich den Antlitz- und Gehörnerven, den Zungenschlund- und Stimmnerven nur für zwey Paare rechnet. Der Beynerve ist sein zehntes Paar. Selbst die Nägel und Haare haben in ihrer Substanz zahlreiche Nerven!! Der thierische Körper sey nichts als Nerv und Gefäss. Im Abschnitte von der Haut nimmt der Vf. als die dritte Lage der Haut die Nervenwärzchen an; aber diese bilden doch wohl nicht eigentlich eine zusammenhängende Lage? Die Nägel seyen eine Fortsetzung der Nervenwärzchen der dritten Lage, dies könne man durch gelindes Kochen beweisen, denn nach diesem sehe man deutlich, dass die losgelösten Nägel an den Nervenwärzchen festhangen *(tiennent aux papilles nerveuses)*. Es ist bekannt, dass die Furchen der innern Nägelfläche die unter ihr liegenden Nervenwärzchen aufnehmen, aber darum ist doch wohl nicht der Nagel eine Fortsetzung derselben? Der Vf. hat in den folgenden Abschnitten den Menschen in den fünf Perioden des Aufenthaltes im Mutterleibe, der Kindheit, des Jünglings- Mannes- und Greisesalters betrachtet, und hier in Ermangelung genauer physiologischer Kenntnisse von der allmälichen Veränderung der weichen und festeren Theile lauter prunkende Declamationen und Citate aus Dichtern u. s. w. untergeschoben. Statt der Abschweifung auf die Unzulässigkeit der Lungenprobe hätte der Vf. sollen etwas von dem Unterschiede des Gefässsystems und Herzens im ungebornen Kinde sagen, denn weder das *foram. ovale* des Herzens, noch der *ductus arteriosus*, noch der *ductus venosus* in der Leber wird auch nur genannt.

Im zweyten Theile handelt der Vf. zuerst von den Flüssigkeiten, welche das zweyte Kap. einnehmen und im dritten Kap. von den Sinnen. Diese würde Rec. auf jeden Fall vorangeschickt haben, da ihre Werkzeuge doch mit zur Beschreibung der festen Theile gehören. Zuerst vom Blute und dessen Kreislaufe. Auch hier vieles mangelhafte. Die Blutkügelchen seyen nicht öliger Natur, weil sie sich mit dem Wasser vereinigen! ein schöner Beweis: die Kügelchen schwimmen ja doch im Wasser, wie die einzelnen Theilchen einer hinzugegossenen fetten Flüssigkeit. Der Weg, welchen das Blut zu durchlaufen habe, sey ungeheuer lang, über zwey mal hundert tausend Fuss (??) Der Vf. bleibt hier nämlich seinem Satze treu, dass das Hirn aus nichts als zusammengewundenen Blutgefässen bestehe. Die Wärme leitet der Vf. grösstentheils von der Reibung des Blutes gegen die Wände der Gefässe her, obgleich er nachher auch anführt, dass durch die Zersetzung der Luft in den Lungen Wärmestoff frey werde. Ob dies in den Lungen geschehe, wie *Crawford* zuerst bewies, ist auch noch nicht unumstösslich erwiesen. Wenn die Kälte der Atmosphäre zu einem hohen Grade steige, so könne die Kraft des Herzens nicht mehr die Hindernisse in den Extremitäten überwinden, es entstehen dann Stockungen und der Brand folge sehr bald. Doch nicht eher als bis nachher zu grosse Wärme angewandt wird? Der Vf. kommt nun auf den Chylus und bey der Gelegenheit weitläufig auf die Verdauung. Die Gefahr des Erstickens oder Schlagflusses beym Verschlucken eines zu grossen Bissens (welche übrigens wohl nicht, wie der Vf. räth, durch Hinterherschlucken eines kleineren immer gehoben werden möchte) wird vorzüglich vom Drucke auf die obere Hohlvene hergeleitet; doch ist es wohl nicht zu leugnen, dass die Luftröhre selbst beym Stecken eines solchen Bissens verengert werde. Es werden in diesem Abschnitte vorzüglich die Resultate der Spallanzanischen Bemühungen um die Lehre der Verdauung erzählt; darauf erklärt der Vf. den Weg des Chylus in das Blut durch die Milchgefässe und den Brustgang, und bemerkt, dass erst in den Lungen der Chylus seine letzte Vollendung erhalte: hier werde nämlich ein Theil des eingeathmeten Säurestoffs mit dem Eisen der vegetabilischen Nahrungsmittel verbunden, welches er verkalkt (es ist doch wohl schon in den Vegetabilien als oxydirtes Eisen vorhanden?) und dadurch roth färbt, woher die Farbe des Blutes entstehe. Ein anderer Theil verbinde sich mit dem Kohlenstoffe, bilde Kohlensäure, welche mit dem Blute umlaufe und ihre antiseptische Eigenschaft verbreite. Ein dritter Theil endlich verbinde sich mit Wasserstoffe und bilde mit einer gewissen Menge Salpetergas das Serum. Im nächsten Abschnitte dieses Cap. betrachtet der Vf. noch die aus dem Blute abgeschiedenen Flüssigkeiten, und schliesst dasselbe mit einer Declamation über den bewundernswürdigen Bau der Theile unsers Körpers, welche bey der grössten Zartheit doch einen hohen Grad von Stärke und Dauer besitzen, so dass Halbkenner keine ängstliche Besorgniss um ihre Vergänglichkeit hegen dürfen.

Im dritten und letzten Kap. kommt endlich der Vf. auf die Sinne; er eröffnet diese Abhandlung mit dem was *Cicero (de natura deorum)* über die Sinne sehr richtig bemerkt, wovon ausser dem lateinischen Texte auch noch eine Uebersetzung beygefügt ist. In dieser classischen Stelle muss man übrigens nicht missverstehen, was *Cicero* von den Vorzügen unserer Sinne vor denen der übrigen Thiere sagt: *omnisque sensus hominum multo antecellit sensibus bestiarum*. Es kann hier natürlich nicht von der Schärfe der Sinne die Rede seyn, denn darin übertreffen uns manche Thiere bey weitem, sondern nur von dem höhern Bezuge, welchen die Sinne auf unsere Seelenkräfte haben. Nach einer kurzen Einleitung über das Licht erklärt der Vf. den Bau des Auges in der That auf eine sehr fehlerhafte Art. Wer glaubt heut zu Tage noch, dass die Sklerotika eine Fortsetzung der festen Hirnhaut, die Choroidea eine Fortsetzung der weichen Hirnhaut sey, wie hier behauptet wird? — Fer-

ner dass die Glashaut von der Spinnwebenhaut des Hirns, die Kapsel der Krystalllinse von der Glashaut, die Regenbogenhaut von der Choroidea herkomme? — Das was nachher über die Art des Sehens, über die optischen Täuschungen, über Kurz- und Weitsichtigkeit gesagt wird, ist weniger zu tadeln; von der Geschwindigkeit der Lichtstrahlen hätte wohl ein Wort mit angeführt werden können. Die Beschreibung des Gehörwerkzeuges ist sehr unbefriedigend. Das Ohrläppchen nennt der Vf. *un appendice charnu, glanduleux et graisseux!!* Die Muskeln des äusseren Ohres betrachtet er als Theile der Stirn- und Hinterhauptsmuskeln. Die Eustachische Trompete sey zuerst durch einen Einwohner von Versailles vor 40 oder 50 Jahren interessant geworden, welcher um eine hartnäckige Taubheit los zu werden, das Gehörorgan mit vielem Fleisse studirte, und sich dann in diese Trompete einspritzte, wodurch er geheilt wurde. Die Lehre vom Schalle handelt der Vf. weitläuftiger ab, indem er ihn unter folgenden Gesichtspunkten betrachtet: in den Grundtheilchen der Körper überhaupt, in der Luft, nach seiner Geschwindigkeit, Reflexion (wo bey Gelegenheit des Echos wieder viele Stellen aus Ovid und Virgil angeführt sind) und im Gehörorgane selbst. Auch von den Accorden der Töne wird weitläufiger gehandelt. Ob die Stirn-Kiefer- und andere Nebenhölen der Nase zur Verstärkung des Schalles dienen, wäre noch erst näher zu beweisen. Auch von den sogenannten Bauchrednern führt der Vf. etwas an. Er glaubt, dass die Kunst dieser Leute bloss durch Uebung erlangt werde. Ein gewisser Gewürzkrämer Saint-Gille soll es weit darin gebracht haben, so dass die Akademie von Paris 1770 sich einen genauen Bericht *ad protocollum* darüber abstatten liess. Richtig scheint Rec. die Bemerkung, dass das Oeffnen des Mundes bey Schwerhörenden, oder wenn man sehr genau auf etwas horcht, nicht allein wegen der freyeren Verbindung der äusseren Luft mit der Eustachischen Trompete geschehe, sondern weil durch die Veränderung der Lage des Gelenkknopfes vom Unterkiefer der äussere Gehörgang beym Herabziehen des Kiefers erweitert werde, welches man deutlich fühlt, wenn man den Finger auf den Boden des Gehörganges legt. Man findet sie aber schon von *Sömmering* in einer Note zu *Hallers* kleiner Physiologie. Bey den Geruchswerkzeugen wird die innere Nase mit ihren Theilen gar nicht beschrieben. Von der Nasenfeuchtigkeit heisst es, sie komme ganz mit dem Speichel überein (??). Sie diene dazu, die Riechtheilchen noch mehr aufzulösen? — (Sollte denn das Fluidum der Luft nicht ein feineres Auflösungsmittel seyn?) Der Beweis davon sey, dass bey der durch Schnupfen entstehenden Trockenheit der Nase der Geruch verloren gehe; dies liegt aber gewiss mehr an der Austrocknung der auf der Riechhaut verbreiteten Nervenfäden; denn es ist bekannt, dass selbst der Metallreiz seine Kraft verliere, sobald die blossgelegten Nerven anfangen trocken zu werden. Bey dem Geschmacke kann sich der Vf. minder lange verweilen, das anatomische fertiget er sehr kurz ab; von den hintersten Nervenwärzchen der Zunge glaubt er, dass sie dazu dienen einen Geschmack wieder zu erneuern, wenn das Genossene schon längst hinuntergeschluckt ist; denn, sagt er, in den kleinen Furchen um diese Wärzchen sammelt sich etwas von dem Speichel an, welcher die schmeckbaren Theilchen aufgelöst hat, und dieser kann den Geschmack aufs neue erregen. Die bestimmten Verschiedenheiten der mancherley Geschmäcke werden nach unserm Vf. erst in der Folge durch die neueren Chemiker richtig angegeben und geordnet werden können, denn was man bisher davon gewusst habe, sey lange nicht hinreichend gewesen. Beym Sinne des Gefühls zeigt der Vf. vorzüglich den Unterschied des feinern Gefühls in unseren Fingerspitzen vor dem gewöhnlichen Gefühle anderer Thiere; doch hätte er bemerken sollen, dass sich dieses verfeinerte Gefühl auch bey einigen Thieren, (wenn auch nicht an ihren Zehen,) im hohen Grade zeige, z. B. an den Schnäbeln der Enten u. s. w. Ueberhaupt sind seine Bemerkungen aus der Thierzergliederungskunde äusserst trivial; er führt nur das allerbekannteste an, so dass man auch darin seinen Mangel an praktischen Kenntnissen, so wie in der Anatomie des Menschen bald bemerkt. So lange sich nicht praktische Anatomiker mit der Verfassung solcher Schriften beschäfftigen; werden dieselben auch immer den gewöhnlichen Grad von Unvollkommenheit behalten, worüber man sich mit Recht beklagen muss. Was nützt das beste Räsonnement aus der Physik, wenn die Kenntniss einer Maschine, worauf es angewandt wird, zu mangelhaft ist?

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. (Ohne Angabe des Druckorts u. Verl.): *Briefe deutscher Bürger und Landleute über das Betragen der Franzosen in Deutschland, im Sommer und Spätjahr 1796.* (Ohne Ang. d. Jahrz.) 77 S. kl. 8. (8 gr.) Wer die Schrift von *Soden* über diesen Gegenstand gelesen hat, wird in den vorliegenden Briefen — die nur zum Theil von den angegebenen Verfassern herzurühren scheinen — weder neue Thatsachen noch Räsonnements von einiger Erheblichkeit finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. März 1798.

PHILOLOGIE.

Paris, b. Moutardier, Deroy und Laveaux: *L'Expédition des Argonautes* ou la Conquête de la Toison d'Or. Poëme en quatre chants. Par *Apollonius de Rhodes*. Traduit pour la première fois par *J. J. A. Caussin*, Professeur au Collège de France. L'an V. de la République franç. 56 und 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Argonautica des *Apollonius Rhodius* gehören zu den schönen Werken des griechischen Alterthums, die nach der Wiederherstellung der Wissenschaften auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt worden sind. Die meisten Ausgaben, welche dieses Gedicht erhalten hat, waren schlechte Abdrücke eines schlechten Textes, dessen Beschaffenheit man nicht eher kennen lernte, bis ihn *Ruhnkenius* in seinem Sendschreiben an *Ernesti*, einer kritischen Beleuchtung würdigte. In die Fusstapfen dieses trefflichen Kritikers trat *Brunk*, dessen Ausgabe den Text in einer des Dichters würdigen Gestalt erscheinen liess; und diesem ist neuerlich Hr. Prof. *Beck* nachgefolgt. Wenn hiedurch dem Bedürfnisse der gelehrtesten Leser abgeholfen ist, so ist für das Bedürfniss der minder gelehrten noch ganz und gar nicht gesorgt. Nicht einmal die vortrefflichen Scholien sind leicht und in einer so correcten Gestalt zu haben, als man ihnen längst aus bessern Handschriften hätte geben können; geschweige dass sonst etwas Zusammenhängendes zur Erklärung eines Dichters vorhanden wäre, dessen Inhalt und Sprache dem Leser so viele Schwierigkeiten darbieten. Auch durch Uebersetzungen ist er weniger bekannt geworden, als irgend ein anderer Dichter von ähnlichem Gehalt. Selbst in Italien, dem Vaterlande guter Verdollmetschungen, hat er nur zwey Uebersetzer gefunden, von denen der eine (Cardinal *Filangieri*) seine Arbeit, so viel wir wissen, nicht einmal vollendet hat; und in Frankreich erscheint er jetzt zum erstenmal. Wir wissen nicht, ob wir ihm zu dieser neuen Einführung in die moderne Welt sonderlich Glück wünschen können.

Hn. *Caussin's* Uebersetzung ist in Prose; und wie sich ein griechischer epischer Dichter in französischer Prose ausnehme, weiss man ohngefähr schon aus dem Beyspiel des *Homer*. Indessen hat es doch mit dem *Homer* noch eine andere Bewandniss, als mit dem *Apollonius*. Jener zieht durch die Kraft seines Inhaltes, fast in jeder Gestalt (selbst in einer *Dammischen* Uebersetzung) an; dieser verliert, trotz der Menge des Stoffes, den er aufgehäuft hat, mit seiner poetischen Form fast alles, was ihn in ästhetischer Rücksicht empfehlen kann. Der Stoff ist bey diesem Dichter oft todt; aber seine Sprache ist lebendig. Er ist bisweilen neu, aber niemals gross, niemals reich und kühn. Sein Verdienst ist der geschmackvolle Fleiss in der Ausbildung und Ausarbeitung seiner Gedanken; seine Schönheit ist eine gewisse gleichförmige Glätte, eine kunstvolle Nüchternheit und Ruhe. Ob schon sein Gedicht weniger ein Werk des Genies, als der Gelehrsamkeit und des Geschmackes ist, so weht uns doch aus demselben noch immer der ächt griechische Geist an, welcher in der schönen Vereinigung der Grösse mit der Wahrheit, der Einfalt mit Zartheit, der Ruhe mit lebendiger Kraft sichtbar ist; und aus der Sprache desselben, ob gleich etwas verunstaltet durch die Affectation der Gelehrsamkeit, ist doch die schöne Sinnlichkeit noch gar nicht entwichen, die ihr, bey ihrer ersten Bildung, durch den Genius der Dichtkunst eingehaucht worden war. Wie wenige von diesen Eigenthümlichkeiten kann die Prose wiedergeben? Wie viel weniger die französische Prose? Diese Sprache, welche recht eigentlich die Sprache des Witzes, der gesellschaftlichen Oberflächlichkeit und der declamatorischen Heftigkeit ist, steht durch ihre bestimmten abstracten Ausdrücke der lebendigen Sprache, durch ihre Uebertreibungen der einfachen Wahrheit der griechischen Poesie gerade entgegen. Was die Einbildungskraft des griechischen Dichters in seine Theile zerlegt, muss sie wieder zusammenfassen; was er *darstellt*, muss sie *bezeichnen*; wo er fortschreitet, muss sie stille stehn. Das köstliche Detail eines kleinen Gemäldes, das ohne diese fleissige Ausführung nichts wäre, muss oft unter den Händen des prosaischen Uebersetzers zusammen schmelzen; er muss gleichsam ein conventionelles Attribut an die Stelle der Sache; einen Auszug an die Stelle des vollständigen Werkes setzen.

Dass die vor uns liegende Uebersetzung diese allgemeinen Bemerkungen nicht widerlege, wird aus der näheren Betrachtung derselben erhellen. Nach dem gewöhnlichen Maasstabe französischer Uebersetzungen ist sie getreu; der Sinn des Dichters ist richtig ausgedrückt, und die eigenthümlichen Zusätze, welche die Ründung des Stils etwa erfodern mochte, sind nicht sehr zahlreich. In der That ist aber auch überall, wo sich der Uebersetzer genöthigt glaubte, ein Licht mehr aufzusetzen, oder einen Schatten tiefer zu färben, die anspruchslose Einfalt des Vortrags sehr ins Gedränge gekommen. Um ein Beyspiel dieser Art anzuführen, so klingt die vor-

treffliche Beschreibung der Argonauten im IV. Buche 1280—1289. in der Uebersetzung viel pathetischer als im Original, welches hier, frey von allen müssigen Beywörtern, nur das Nothwendige, aber mit aller erfoderlichen Energie sagt: *Au milieu d'une guerre sanglante ou d'une peste affreuse; aux approches d'un orage etc. dans ces momens de trouble et de désastre, les habitans d'une ville errent çà et là, semblables à des fantômes inanimés; ainsi les Argonautes, abymés dans leur douleur, se traînent languissament le long du rivage.* Von solchen Zusätzen und Beywörtern mag es wohl gelten, was *Voltaire*, etwas allzu keck, von Beywörtern überhaupt sagte, dass sie die Dienste *parasitischer Pflanzen* thäten. — Indessen wird man sich, wie gesagt, über diesen Mangel an Treue weit seltner beklagen dürfen, als über die Auslassungen und Abkürzungen, welche bald der Genius der Sprache, bald der conventionelle Geschmack der Franzosen, bisweilen auch vielleicht die Bequemlichkeit des Uebersetzers verursacht hat. Diese Auslassungen treffen hier und da wesentliche Umstände; wenn anders in der Poesie alles wesentlich genannt werden darf, was die Anschaulichkeit befördert und den Reiz der Darstellung erhöht. Bey einigen derselben haben wir vergeblich nach der Ursache geforscht. Warum ist wohl im IIten Buche in der Rede Medeens zu ihren Mägden der 897 V. ausgelassen, in denen sie diesen *ihr Herz mit süssem Gesange zu erfreuen* befiehlt? Dass diese Auslassung nicht ein blosses Versehen sey, erhellt aus den Veränderungen, die der Uebersetzer weiter unten, mit einer Stelle vorgenommen hat, die sich auf jenen Umstand bezieht. Die *singende* Medea erwartet mit ängstlicher Besorgniss den Jason, sie denkt nur an ihn, *ob sie gleich singt*, und jedes Lied missfällt ihr wieder, nachdem es kaum angestimmt war. (v. 948—950.) Der Uebersetzer verwandelt das Besondere in etwas Allgemeineres: *Médée, l'esprit tout occupé du héros qu'elle attend avec impatience, prenait peu de part aux amusemens de ses compagnes, à peine un jeu était-il commencé, qu'il cessait de lui plaire.* Warum mag Hr. C. hier den Gesang anstössig gefunden, oder was mag er überhaupt für einen Grund gehabt haben, diesen Zug seinem Dichter zu entziehn? Eben so wenig wissen wir zu sagen, warum in demselben Buche der 918 V. ausgelassen ist.

An einer Menge von Stellen ist durch Auslassung bedeutender Züge, durch Abkürzung des Details, und mancherley andere Veränderungen das Colorit gänzlich entstellt. Als Jason im IV. Buche das Orakel von den Libyschen Nymphen erhalten hat, eilt er zu seinen Gefährten und weckt sie mit der Stimme eines Löwen, *vor welcher die Heerden und Hirten zittern.* „Aber Jason's Stimme, fährt der Dichter fort (v. 1342.), war seinen Gefährten nicht fürchterlich; mit *gesenkten Blicken* versammelten sie sich um ihn; er aber liess *die Trauernden* niedersetzen." — Der französische Uebersetzer: *Les compagnons de Jason, au contraire, entendant avec plaisir sa voix, s'assemblent en silence autour de lui. Le héros les ayant fait asseoir.* — Hier erscheinen also die Argonauten in einer ganz andern Gestalt. Die willkürliche Veränderung eines einzigen Zuges, machte noch andere Veränderungen und Auslassungen nothwendig. Eine noch wesentlichere Umhaltung hat das Gleichniss erfahren (L. III. 967—971.) mit welchem der Dichter die stumme Verlegenheit Jason's und Medeens, bey ihrer ersten Zusammenkunft, schildert. „Stumm und schweigend, sagt er, standen sie neben einander, Eichen oder hohen Tannen gleich, welche ruhig neben einander in dem Gebirge gewurzelt sind, zur Zeit der Windstille. Wenn aber dann der Wind sich erhebt, rauschen sie unermesslich." Ohne Zweifel hielt es der französische Uebersetzer hier für Pflicht, seinem Dichter zu Hülfe zu kommen, und das *unbeschreiblich Lächerliche* dieser Situation eines *Helden* neben einer *Dame*, so viel in seinen Kräften stand, zu mildern: *Ils restent tous les deux quelque tems immobiles et sans rien dire. Ainsi lorsque les Zéphirs retiennent leur haleine, le silence règne dans une forêt. Mais bientôt le vent souffle, les arbres sont agités, et font entendre un doux murmure.* So tritt der Dichter freylich stattlicher einher! Aber eben diese Art des Auftritts ist dem *Apollonius* ganz fremd. Als Jason die Libyschen Nymphen vor sich stehn sieht, *il détourna par respect les yeux* (χάζετο ἄλλῃ), und dies thut er beym *A.* allerdings auch: aber bey diesem ist er durch den Anblick noch überdies bestürzt, ἀτυζόμενος, und dies lässt der Uebersetzer aus, wahrscheinlich weil er es mit der Würde des Helden nicht recht vereinigen konnte. Die malerische Beschreibung der Nymphen selbst (IV. 1348. 9.) ist hier in die trocknen Worte, *le corps couvert de peaux de chèvre* zusammengezogen. Eben so, wenn uns *Apollonius* I. 234—6. die Geschäftigkeit der Diener in den Zurüstungen zur Reise zeigt, begnügt sich sein Uebersetzer zu sagen: *Déjà tout était preparé pour le départ.* So kömmt man freylich schneller zum Ziel! Das schöne Gemälde, mit welchem der Grieche den unendlichen Schmerz von Jason's Mutter beym Scheiden ihres Sohnes schildert (I. 269—275.) ist in der Uebersetzung so nachgebildet: *Telle une jeune fille, qu'un sort cruel, après lui avoir enlevé tous ses parens, a réduite à vivre sous l'empire d'une marâtre qui lui fait tous les jours* (statt *qui vient de lui faire* — καί ἑ ἑὸν κολέεσσιν ὀνείδεσιν ἐστυφέλιξε) *essuyer de nouveaux outrages, lorsqu'elle se trouve seule avec sa fidèle nourrice, se jette entre ses bras, laisse éclater sa douleur, et donne un libre cours à ses larmes.* Der letzte Theil des Gemäldes ist, gegen das Original gehalten, unbeschreiblich flach und giebt noch überdies eine ganz verschiedene Ansicht: τῇ δέ τ' ὀδυρομένῃ δέδεται κέαρ ἔνδοθεν ἄτῃ, οὐδ' ἔχει ἐκφλύξαι τόσσον γόον ὅσσον ὀρέχθεῖ. Man fühlt leicht, wie wenig der Dichter bey dieser eilfertigen Kürze gewinnt. Oft stand es freylich gar nicht in der Gewalt des Uebersetzers mehr zu geben, als er wirklich giebt. Folgende Beschreibung enthält nichts als allgemeine Ausdrücke: *Des discours agréables se mêlent au festin. Une gaieté délicate et qui ne connaît pu-*

point l'injure outrageante, se répand parmi les convives. In dem Original spricht fast jedes Wort zu der Einbildungskraft: ἀμοιβαδὶς ἀλλήλοισι μυθεῦνθ', οἷά τε πολλὰ νέοι παρὰ δαιτὶ καὶ οἴνῳ τερπνῶς ἑψιόωνται, ὅτ' ἄατος ὕβρις ἀπείη. Bisweilen sinkt daher der Ausdruck bis zum Stile einer gewöhnlichen Reisebeschreibung herab: *Le vent qui s'était soutenu pendant tout le jour et la nuit suivante, cessa de souffler au lever du soleil.* —

Eine Veränderung in dem Tone des Ganzen bringt ein Umstand hervor, der nicht so unbedeutend ist, als es beym ersten Anblick scheinen dürfte. Die kurzen Ankündigungen des Folgenden und die Zurückweisungen auf das Vorhergegangene, die dem erzählenden Vortrage der Griechen so eigenthümlich sind, dass sie sogar von den Geschichtschreibern beybehalten wurden, werden in dieser Uebersetzung immer weggelassen. Gleichwohl tragen sie sehr viel dazu bey, dem Gange des epischen Dichters die Festigkeit und Ruhe zu geben, ohne welche die epische Gattung so leicht in die lyrische verfliesst. Der unruhigen Lebhaftigkeit, der fortreissenden Ungedult des französischen Charakters sagen sie freylich nicht zu. Da soll alles kurz abgethan, nichts wiederholt, nichts angekündigt werden. Der Grieche liebt das Verweilen, der Franzose die Eile. Man weiss, wie lächerlich, wie *insipide* die griechische Ausführlichkeit den französischen Kunstrichtern vorkommt, wenn sie aufrichtig reden. Sie wollen, dass man einen Gegenstand effleuriren soll: sie wollen Neues und immer Neues. Durch diese Freyheit, die sich Hr. C. nehmen musste, bekömmt der Vortrag bisweilen etwas abgerissnes und missfälliges. Wie schön ründet sich im Original I. 578. das Gleichniss durch den Zusatz: ὡς ἄρα τοί γ' ὡμάρτευν· τὴν δ' αἰὲν ἐπασσύτερος φέρεν οὖρος. Wie hart bricht dagegen der Periode in der Uebersetzung ab, die diesen Zusatz nicht aufzunehmen wagte: *comme on voit dans les campagnes des milliers de brebis revenir du pâturage, en suivant les pas du berger qui joue sur son chalumeau un air champêtre. Déjà la terre fertile des Pélasges etc.* — Dass es der Uebersetzer noch weit weniger gewagt hat, die einfachen Maximen, welche die griechischen Dichter so gern mit den durch sie bewirkten Entschliessungen ausdrücken, in ihrer einfachen Gestalt aufzunehmen, erwartet man schon von selbst. Er verbirgt die Einfalt der Griechen so gut es gehn will. Jason will einen Fall, wo er selbst nicht klar sieht, seinen Gefährten mittheilen, *denn der Rath vieler ist besser*, πολλῶν δέ τε μῆτις ἀμείνων. *Que ne peuvent pas plusieurs avis réunis!* — Der Wahrsager Mopsus kömmt um, und seine Kunst hilft ihm nichts gegen den Tod οὐ γάρ τις ἀποτροπίη θανάτοιο. *Le même jour vit périr le devin Mopsus, que son art ne put garantir d'un sort toujours inévitable.* —

In der Einleitung werden die bekannten Nachrichten vom *Apollonius* erzählt und die Urtheile der Alten über ihn angeführt. Eignes Urtheil finden wir nicht. Hr. C. erhielt von *Brunk* eine von diesem Gelehrten verfertigte Uebersetzung der drey ersten Bücher, nach welcher er die seinige hin und wieder berichtigte. Er verspricht eine Uebersetzung der Scholien nach einem correctem Texte in einem besondern Bande. Eine Ausgabe derselben würde den Bedürfnissen der Literatur mehr zusagen.

München, b. Lentner: *Phädrus in deutschen Reimen.* Mit Anmerkungen und einer Vorbereitung zu seiner Lectüre, etc. von *Xaver Weinzierl*, regul. Chorherrn im Stifte Polling. 1797. 304 S. 8.

Die Einleitung, welche den Titel einer Vorbereitung der Lectüre des Phädrus führt, enthält das Wenige, was man von den Lebensumständen dieses Dichters zu errathen gesucht hat, nebst einer Vertheidigung gegen die Vorwürfe, die ihm in Rücksicht auf seinen moralischen und poetischen Charakter gemacht worden sind. Wenn man hört, dass dem Phädrus, der wenig mehr als Uebersetzer der Griechen war, Hang zur persönlichen Satyre vorgeworfen wird, so erinnert man sich an jenen Kapitoul von Toulouse, der den Verfasser des Avare wegen seiner Personalitäten in Verhaft zu nehmen befahl, und nicht wenig erstaunte, als er erfuhr, dass dieser Autor schon vor achtzig Jahren gestorben sey. Die Gründe, mit denen Hr. *W.* den poetischen Charakter des Phädrus rechtfertigt, sind nicht sehr tief geschöpft; wenn er aber, um ihn gegen den Vorwurf des *Stolzes* und *unausstehlichen Uebermuthes* zu vertheidigen, sagt, der *Durst nach Unsterblichkeit* sey grossen Geistern beynahe zur andern Natur geworden und den Brief des Cicero an den Lucceius anführt, so ist dieses eben so, als wenn sich ein Räuber und Mörder mit Anführung seines Heldenmuthes rechtfertigen wollte. Woher mag der Vf. wohl wissen, dass Phädrus von seinen Zeitgenossen bewundert worden ist? Gesetzt auch, dass die Stelle beym Martial (V. 12.) auf unsern Phädrus ginge, was liegt in dem Ausdrucke *improbi Phaedri jocos* für ein Beweis der Bewunderung? Und wie kann daraus, zu Gunsten der Behauptung des Vfs., geschlossen werden, dass die Römer die Latinität dieses Dichters unverwerflich gefunden haben? Der letzte Theil der Einleitung enthält die Gründe, die den Vf. bewogen haben, gegen Lessing's Meynung, den Phädrus in Versen und zwar in gereimten Versen reden zu lassen. Lessing glaubte, dass der Reim zu Weitläuftigkeiten führe, die dem Charakter der Fabel fremd sind. Was thut unser Verfasser? Er stellt einer prosaischen Fabel von Lessing drey gereimte Uebersetzungen derselben gegen über, von denen die erste so lautet:

Esel.

Gibst du mir wieder eine Rolle
In deinen schönen Mähren,
So glaube ich, ich Esel solle
Auch was Gescheides lehren.

Aesop.

So würdest, sprach' dann Gross und Klein,
Du Lehrer, ich der Esel seyn.

In der zweyten sagt Aesop:

> Gewiss, dann spräch' der Leser *jeder:*
> Aesop und Esel sind ja *Brüder.*

Wahrhaftig, wenn es keine andere Waffen gibt, um den Streit zwischen der prosaischen und poetischen Fabel auszumachen, so wird die letzte den Kampfplatz auf der Stelle räumen müssen! Doch sind wir, unserer Seits, gar sehr der Meynung, dass eine äsopische Fabel in Versen erzählt werden könne, und wir würden den Versuch, Phaeders Fabeln in Verse zu übersetzen, nicht gerade darum tadeln, weil diese Verse gereimt sind. Aber was für Reime tischt uns Hr. *W.* auf? Er scheint mit den guten Dichtern Deutschlands nicht unbekannt zu seyn, aber, wenn er selbst die Feder in die Hand nimmt, um Verse zu machen, scheint sich ihm die Sprache des 17ten Jahrhunderts aufzudringen. Das Mechanische der Poesie ist ihm ganz fremd. Er läſst sehr oft mehrere weibliche Reime (S. 7. nicht weniger als *acht)* auf einander folgen; und reimt eben so häufig nach der fehlerhaften Aussprache seines Vaterlandes: *lehren, Herren. beschämt, bekömmt. Spiele, stille. sehnen, gönnen. Heraclide, Güte. Stalle, male. Wonne, Sohne. Beute, Bescheide. hörte, Beschwerde.* u. a. m. In folgender Stelle wird man nur die *membra balbutientis poetae* finden; (S. 45.)

> Den Storchen lud der Fuchs zum Mahle,
> Und gab in einer flachen Schaale
> Ihm eine flüss'ge Brühe.
> Der konnt' mit aller Mühe
> Bey allem Hunger nichts geniessen.
> Doch muſst' es ihm der Fuchs bald büssen!
> Er lud entgegen ihn zum Mahl,
> Und setzt' ein halsigtes Pokal
> Dem Gaste vor von Krummen voll u. s. w.

Die bekannte Fabel von den Säcken, die Jupiter den Menschen auferlegt, hat der Vf. auf folgende Weise verdeutscht: (S. 205.)

> Zween Säcke legte Jupiter
> Uns auf: den Sack von hintenher
> Füllt er mit unserm Sünden Wust:
> Doch vorne hängt er auf die Brust
> Des Nächsten Fehler und so sehen
> Wir gleich, was andere begehen;
> Doch gegen seine eigne Sünd
> Bleibt jeder Lasterhafte blind.

Solche Poesie beurtheilt sich selbst. Es thut uns leid, dass Hr. *Weinzierl*, der sich dem Publikum durch eine Uebersetzung des Sallust von einer vortheilhaften Seite gezeigt hat, eine Laufbahn betrat, auf der er so wenig Ehre einärnten kann, ob wir ihm gleich gern glauben, dass er es nicht an Fleiss hat fehlen, oder, wie er sich ausdrückt (S. 62.), vielen Schweiss hat rinnen lassen. In den Anmerkungen vergleicht er die Arbeiten anderer Fabulisten, führt ähnliche Stellen aus alten und neuen Schriftstellern an, macht Anwendungen auf das wirkliche Leben u. s. w. Dass er auch die dem Phädrus angedichteten Personalitäten erwähnt, ist gegen seine eigne Meynung; doch erklärt er sich hierüber in der Einleitung S. 12. ff.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Frankfurt a. M.*, b. Berndt und in Commission der Behrenschen Buchhandl.: *Taschenbuch für Liebhaber der Reitkunst* mit 15 Kupfern, welche die nothwendigsten Manoeuvres derselben enthalten. Ohne Jahrzahl. 12. (10 gr.)

2) *Leipzig*, b. Vogel: *Leipziger Taschenbuch für Pferdeliebhaber und Pferdebesitzer, oder kurzgefaſste Anweisung über die Wartung der Pferde, um sie auf den Reisen, durch die einfachsten und sparsamsten Mittel gesund zu erhalten, und den Zufällen, die ihnen begegnen könnten, abzuhelfen.* Von *Jean Domaschong.* 1797. 122 S. kl. 8. (8 gr.)

Das Büchelchen Nr. 1. das nur aus 36 Blättern bestehet, ist nichts als eine elende Speculation, wie deren heut zu Tage sehr viele erscheinen. Die Kupfer und ihre Erklärung sind gröſstentheils aus *Ridingers* Reitschule genommen und die Pferde sehr schlecht nachgestochen; die Reuter aber hat man zur Veränderung modischer gekleidet, und diese gewähren einen wirklich komischen Anblick; denn manche findet man mit grossen herunterhängenden Schnurrbärten, und andere wieder mit Casquets, wie die umherziehenden Kunstreiter. Alsdann folgt die Abbildung einer gewaffneten Amazone zu Pferd, und das letzte Kupfer stellt eine Punschgesellschaft vor, wozu auch drey Punschlieder geliefert sind. Wie diese Punschgesellschaft hieher kommt, und in was für einer Verbindung sie mit der Reitkunst und ihren *Manoeuvres* stehen soll, ist nicht abzusehen.

Nr. 2, ist der wörtliche Abdruck der kurzgefaſsten Anweisung, die im J. 1793 auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses zu Paris, für die Führer der Militärtransporte gefertiget und zu Strasburg ins Deutsche übersetzt wurde, wovon sich die Recension in diesen Blättern im vorigen Jahrgang Nr. 222. S. 519 findet. Es gehört keine geringe Unverschämtheit dazu sich als den Vf. einer Schrift anzugeben, die unter solchen Umständen erschienen und in Deutschland nun schon bekannt genug ist.

CR.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

